Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertdreiundfünfzigster Band

39. Jahrgang : 1915 : April – Juni

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Gyldendal & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 153. Bandes:
April / Mai / Juni 1915

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

E. Hardt
1/3 15.

Geh. Kommerzienrat Engelbert Hardt.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig E. F. Steinacker. — München Berthold Sutter. — Berlin W. 10 — Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen Ersleo & Hasselbalch.

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. — Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. — Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 153. Heft 487. April 1915

Professor Dr. Ludwig Stein: Ungarn und die Weltpolitik.

Die Stellung Ungarns im Weltkrieg ist augenblicklich Gegenstand lebhafter Erörterungen diesseits und jenseits der Leitha. Daß nach Andrássy wieder ein ungarischer Staatsmann das Ministerium des Äußeren innehat und eine starke Persönlichkeit von der Prägung Tisza's an der Spitze der ungarischen Regierung steht, rückt das Verhältnis Ungarns zum Weltkrieg in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. Im letzten Jahrhundert war nämlich Ungarn nicht nur der empfangende, sondern auch der spendende Teil im Haushalt der Weltkultur. Abgesehen von den regen wirtschaftlichen Beziehungen zum Deutschen Reich, die auf Wechselseitigkeit beruhen, hat Ungarn auch geistige Werte aus dem deutschen Kultursystem nicht nur passiv in sich aufgenommen, sondern auch seit Petöfi, Jokai, Munkácsy und Liszt in bildender Kunst und in schöngeistigen Erzeugnissen, besonders auf dem Gebiete der dramatischen Schöpfungen des „jungen Ungarn" zur Bereicherung des deutschen Kultursystems ein unverächtliches Scherflein beigetragen. Ungarn ist über den Zustand einer passiven Handelsbilanz im Geistigen längst hinausgewachsen. Dank ihrer reichen Begabung zu allen liberalen Berufen und einer schöpferischen Einbildungskraft, welche den ungarischen Geist beflügelt, schwangen sich namhafte Ungarn von Lernenden zu Lehrenden auf.

Seit nahezu vier Jahrzehnten gehe ich den mir persönlich besonders nahegehenden Spuren der Beziehungen des ungarischen Geisteslebens zum deutschen Kultursystem bedachtsam nach, und ich konnte daher auf eine kürzlich an mich ergangene Anfrage bezüglich des Werturteils, das heute im Deutschen Reiche über Ungarn gefällt wird, mich mit rückhaltloser Genugtuung dahin äußern, daß das stolze Wort: „Civis hungarus sum" niemals einen lebhafteren Widerhall gefunden und eine freudigere Zustimmung im Deutschen Reiche geweckt hat, wie in diesem weltgeschichtlichen Augenblick.

Drei Momente haben wesentlich und vorzüglich dazu beigetragen, der ungarischen Nation im Herzen des deutschen Volkes eine bevorzugte Stelle einzuräumen und dauernd zu sichern.

In erster Linie kommen die glorreichen Waffentaten der ungarischen Honvédarmee in Betracht. Unsere ersten militärischen Autoritäten im Reiche haben

sich öffentlich darüber geäußert, wie hoch sie die strategische Kunst der österreichisch-ungarischen Armee im allgemeinen und die überlieferte Tapferkeit der Honvédarmee im besonderen bewerten. Wenn es der deutschen Armee gelang, den westlichen Kriegsschauplatz ins Feindesland zu verlegen, verdankt sie es dem brüderlichen Zusammenwirken mit den österreichisch-ungarischen Armeen, die im Osten den Feind an weiterem Vordringen behindert und dadurch die großen Tage von Tannenberg, Lodz, und der Winterschlacht in den „Masuren" ermöglicht haben. Man weiß es hier seinem vollen Gehalte nach zu würdigen, daß die „ritterliche" Nation, der Kaiser Wilhelm II. anläßlich seines Besuches in Budapest so zu Herzen gesprochen hat, daß seine Worte heute noch jedem Ungar unvergeßlich in den Ohren klingen, sich im Weltenringen infolge ihrer wunderbaren Tapferkeit durchaus auf der Höhe ihrer ruhmreichen geschichtlichen Waffentaten behauptet hat.

Als zweites Moment kommt der „Burgfriede", die erlösende Einhelligkeit der gesamten ungarischen Nation, einschließlich der kroatischen und rumänischen Bevölkerung in Anschlag. Ungarn hat im entscheidenden Augenblick nicht bloß seine militärische Kraft zu voller Entfaltung gebracht, sondern auch seine politische Reife in hellstem Lichte erstrahlen lassen. Daß Graf Albert Apponyi sein Bestes und Höchstes eingesetzt hat, um den „Burgfrieden" möglich zu machen, bleibt ihm hier unvergessen. Die Haltung des Grafen Andrássy entsprach dem Bilde, das jeder deutsche Politiker von der hohen Intelligenz, dem reichen Wissen und edlen Wollen dieses Wortführers der Nation in sich trägt. Daß aber auch Graf Michael Károlyi die Größe des Augenblicks zu würdigen wußte und in die vom Grafen Tisza dargebotene Hand einschlug, empfand man hier als wahren Triumph des echtungarischen Patriotismus, dem letzten Endes die Nation alles, die eigene Persönlichkeit dagegen ein verschwindendes Imponderabile bedeutet.

Der dritte Punkt endlich, der im Reiche staunende Bewunderung erregt hat, war die wirtschaftliche Kraft Ungarns auf der einen und seine sittliche Stärke auf der anderen Seite. Die Höhe der Zeichnungen auf die Kriegsanleihe in Ungarn hat, selbst in eingeweihten finanziellen Kreisen Berlins, geradezu verblüfft. Man hat Ungarn zwar ein sehr großes Herz, aber nicht einen so großen Beutel zugetraut. Eingeweihte freilich wissen, daß man Gold für Eisen hergab, wie schon in den 48er Jahren, daß also der Ungar, wenn es um Sein oder Nichtsein seines Vaterlandes geht, seinen letzten Rock auszieht, um ihn auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Daß also Ungarn diese gewaltige Summe aufbringen wollte, daran zweifelte man bei der sprichwörtlichen patriotischen Gesinnung der Ungarn keinen Augenblick. Daß aber Ungarn eine solche Riesensumme aufbringen konnte, das war die große wirtschaftliche Überraschung, der finanzielle 42er Mörser Ungarns.

Den hier dargelegten drei Lebensmächten Ungarns ist es zu danken, daß die

Temperatur des deutschen Gefühlsbarometers für Ungarn höher gestiegen ist denn je. Jeder Ungar kann heute in Berlin hocherhobenen Hauptes sich zu seiner Nation rückhaltlos und stolz bekennen, und er ist sicher, einer warmen Hand und einem blitzenden Auge zu begegnen.

Diese Würdigung des Ungarntums im Mittelpunkte des deutschen Kulturlebens gilt indes nicht nur der politischen Bedeutung des wohlgegliederten und in sich geschlossenen ungarischen Staates, sondern ebensosehr der ungarischen Musik, deren tiefste Volksschöpfungen Brahms der deutschen Volksseele nahegebracht hat, daneben aber und darüber hinaus dem gesamtkulturlichen Beitrag, den das moderne Ungarn zur Bereicherung unseres Innenlebens nach Breite und Höhe beigesteuert hat. Der politischen Gestaltung Ungarns in seiner geschichtlichen Gewordenheit steht man im Reiche vielfach ohne tieferes Verständnis gegenüber. Es gehört ernstes Studium und volles Versenken in die Geschichte Ungarns dazu, um ein klares Bild von den verwickelten Fragen des Verhältnisses des ungarischen Staatsbegriffs zum österreichischen, sowie der geschichtlichen Beziehungen der ungarischen Königsidee zur österreichischen Kaiseridee zu gewinnen. Wie leicht man dabei in die Irre gehen kann, bewies mir die Deutung meines Aufsatzes „Rußland vor dem Zusammenbruch" (im Januarheft der „Norddeutschen Monatshefte") seitens hervorragender ungarischer Politiker.

Auf Seite 3 dieses Aufsatzes sagte ich: „Auch die österreichische Kaiseridee ergibt sich für den Osten als soziologische Notwendigkeit." Wenige Zeilen weiter fügte ich hinzu, daß Franz Joseph für die Seele der Magyaren großes Verständnis habe, die für ihren König bedenkenlos Blut und Leben lassen. Hier war also zwischen der Kaiseridee für den Osten und der ungarischen Königsidee scharf unterschieden. Nichtsdestoweniger beschwerten sich ungarische Patrioten, wie ich jetzt einsehe, mit gutem Grund, daß ich durch die Einschiebung des Wortes „Einheitsstaat" dem dualistischen Staatscharakter nicht gebührend Rechnung getragen habe. Um allen Mißdeutungen aus dem Wege zu gehen, betone ich mit Nachdruck, daß ich die ungarische Kultur nicht unter den Begriff des Ostens, sondern unter den des Westens subsumiert habe. Bei der österreichischen Kaiseridee dachte ich an die östlichen Stämme, besonders an die Slawen, die ich ausdrücklich hervorgehoben habe, nie und nimmer aber an Ungarn, das ich dem westlichen Kultursystem zurechne. Im Anschluß an Graf Albert Apponyis Broschüre „Die naturgemäße Stellungnahme Ungarns in der Weltpolitik" habe ich im Märzheft von „Nord und Süd" Ungarns Stellung in der Weltpolitik schon gestreift. Apponyi zählt Ungarn kulturlich zum Westen, und dieser Auffassung schließe ich mich vorbehaltlos an.

Alle Möglichkeiten stehen uns offen, sagt Apponyi, wenn wir siegen; alle Möglichkeiten verschließen sich vor uns, wenn wir unterliegen. Den Bankerott unserer historischen Sendung würde es bedeuten, wenn der moskowitische Angriff

erobernd vorwärtsschritte; die Verherrlichung derselben, wenn dieser Angriff, der gefährlichste, der je den Westen bedrohte, an unserer Kraft zerschellte. Im ersten Falle würde die Verstümmelung des Westens an unserem Leibe beginnen; im zweiten wäre unsere nationale Erstarkung die erste Erscheinungsform des westlichen Sieges. Doch nur dann, wenn wir starke Faktoren dieses Sieges sind; und um so mehr, je mehr wir es sind. Unsere Soldaten tun das ihrige; sie sind in der Tat Machtfaktoren auf dem Schlachtfelde. Aber hinter den Gefechtslinien wogt der geräuschlose Kampf der Nationen. Dort gewinnt überlegene Todesverachtung die Schlachten; hier siegt die größere Geduld, die entschlossenere Ausdauer, die strengere Selbstdisziplinierung. Was dort geschieht, ist vergebliches Opfer, wenn wir zu Hause nicht standhalten.

Der entscheidende Einfluß der gesamten moralischen Volkskraft ist ein auffallender Charakterzug des modernen Krieges. Nie noch fiel die Haltung der nicht kämpfenden Massen so sehr ins Gewicht wie jetzt. Weil er jeden in seinen materiellen Interessen sowie in seinen Gefühlen trifft, weil er von jedem Opfer und Mitarbeit verlangt, weil die Möglichkeit des Ausharrens von der Voraussicht und der Tragfähigkeit eines jeden bedingt ist: darum wird dieser Krieg in Wahrheit von den Völkern ausgefochten. Ich sehe das, und mich begeistert der Gedanke, daß die ungarische Nation bis zu Ende ihren Mann stelle, so wie es ihre Soldaten tun, und kann ich schon nichts anderes tun, so trachte ich, was in meinem Innern lodert, als lebendiges Feuer den Seelen meiner Mitbürger einzuflößen.

Dieses lebendige Feuer Apponyis, das in seinen Adern glüht, wenn er Ungarns Stellung in der Weltpolitik zum Gegenstand seiner Erörterung macht, wird sich nicht nur seinen engeren Landsleuten und Gesinnungsgenossen mitteilen, sondern es muß auch die deutschen Herzen erglühen und höher schlagen lassen, daß ein berufener Wortführer jener Nation, die sich so tapfer und erfolgreich für die gemeinsame Sache der Verbündeten geschlagen hat, in schicksalsschwerer Stunde den treffenden, schlagenden, auch den Widerstrebenden packenden und mitreißenden Ausdruck gefunden hat. Ungarn hat nicht bloß eine große Vergangenheit hinter sich, sondern eine noch größere Zukunft vor sich, wenn und wofern es sich die Gesinnungen Apponyis restlos zu eigen macht. Der Anschluß an die deutsche Kultur wird Ungarn zum Vorposten des Westens erheben, zumal es sonst Gefahr liefe, zur Nachhut des Ostens zu werden. Die Rolle der Ungarn in der Weltpolitik der Zukunft bedeutet: *Pionier und Schildträger westlicher Gesinnung und Gesittung.*

Durch diese nachdrückliche Hervorkehrung des westlichen Charakters der ungarischen Kultur glaube ich jeder mißverständlichen Auslegung meiner Worte die Spitze abgebrochen zu haben. Aber dieser Fall beweist nur, wie heikel das Thema ist und wie behutsam man in seiner Behandlung vorgehen muß, so daß ich den

Worten Friedrich Naumanns, der jüngst in Budapest über „Mitteleuropa zwischen Ost und West" unter jubelndem Beifall einer erlesenen Zuhörerschar gesprochen hat, beipflichte. Naumann führt in seiner „Hilfe" eine „Kriegschronik" und widmet den volkspsychologischen Wandlungen innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie einen besonderen Aufsatz in seiner „Hilfe", betitelt „Die Doppelmonarchie", dem wir folgende Betrachtungen entnehmen:

„Am leichtesten", schreibt Naumann, „fügt sich der Deutsche und der Ungar in den kämpfenden Staat ein, denn für den Deutschen ist das Zusammengehen mit dem Deutschen Reiche ein großes seelisches Erlebnis, und für den Ungarn ist die Erhaltung seiner mit Stolz gepflegten Nationalität endgültig an den Bestand der Doppelmonarchie gebunden, weil er beim Sieg der Russen sofort und vielleicht für immer seine politische Selbständigkeit und führende Macht verliert. Die Slawen können zwar auch, sobald sie sich als eine Gesamtheit erfassen, ihres Einflusses auf den Donau-Doppelstaat völlig sicher sein, denn sie machen für sich allein 45 Prozent der Gesamtbevölkerung aus.

Überhaupt sollen wir Reichsdeutsche uns hüten, allzusehr in innerösterreichischen oder innerungarischen Fragen Partei zu ergreifen. Noch am Vorabend meiner Abreise von Wien hat mir ein verehrter Freund eindringlich gesagt: Das überlassen Sie uns selber! Natürlich kann damit nicht gemeint sein, daß wir nicht auch einmal über den Nationalitätenstreit eine Meinung haben und sagen dürfen wie über jede andere Sache in der Welt, aber das Hineinagitieren in Österreich oder Ungarn verletzt, auch wenn es gut gemeint ist. Unsere Bundesgenossen sind empfindlich selbst gegen den Schein, als wollte jemand sie bevormunden. Von allen anderen Seiten her erleben sie Übergriffe, als sei ihre Grenze nur vorläufig. Das ist es, was sie vom Bundesgenossen niemals auch nur vorübergehend fühlen wollen. Darin haben sie recht."

Aus diesen Worten Naumanns werden alle diejenigen, die sich mit diesem politisch verfänglichen Thema beruflich befassen, die heilsame Lehre ziehen, achtsam alles zu meiden, um berechtigte Empfindlichkeiten zu schonen. Ein Redneraustausch zwischen Ungarn und dem Deutschen Reich kann nur belehrend und aufklärend wirken. In Budapest haben diesen Winter neben Naumann noch Traub und Eucken, also unsere Besten und Berufensten, gesprochen. Der Widerhall ihrer Reden, den ich in der ungarischen Presse verfolgt habe, war ein mächtiger. Gottfried Traub hat im „Berliner Tageblatt" einen Austausch von Rednern angeregt, den er mit folgenden beherzigenswerten Worten begründet:

Selbstverständlich hat das politische Bundesverhältnis die maßgebenden Instanzen und Verwaltungen der beiden Reiche in die engste Fühlung miteinander gebracht. Davon rede ich nicht, sondern von dem Fehlen einer allgemeinen

kenntnisreichen Anteilnahme an dem politischen Geschicke und den politischen Zukunftsfragen Österreich-Ungarns in den Kreisen unserer gebildeten Welt. Augenblicksurteile können da nur schaden. Eben darum wünschen wir eine gegenseitige Aussprache zwischen den beiden Ländern. Das wäre sehr wünschenswert, wenn durch einen ganz regelmäßigen Austausch von Rednern persönliche Fäden hin und her geknüpft würden, um sich gegenseitig kennen zu lernen und aneinander Interesse zu gewinnen. Vielleicht würde dies beiden Teilen zum Vorteil gereichen. Nur wer einander kennt, kann einander genau verstehen und am richtigen Ort kräftigend und helfend eingreifen.

Man ist in weiten deutschen Kreisen gewöhnt, Budapest durch Wien hindurch zu sehen. Ich denke hier nicht an Regierungskreise und Regierungsgewohnheiten. Ich vergegenwärtige mir die allgemeine Berichterstattung und gewöhnliche Orientierung. Selbstverständlich ist uns Wien näher als Budapest. Unsere ganze Geschichte und Empfindungswelt stellt uns an die Seite der Kämpfe und Leiden von Wien und Brünn, von Graz, Prag und Innsbruck, und man müßte ein großes Teil deutscher Geschichte durchstreichen, wenn nicht bei diesen Namen ein hellerer Klang in unserem Ohr und Herz ertönte als bei der Nennung von ungarischen Städten und Dörfern. Auch denke man an viele warme Wünsche und berechtigte Forderungen unserer deutschen Brüder in Ungarn, und es ist wieder ein Zeichen von völliger Unkenntnis in weiten Kreisen unserer Bevölkerung, wie wenig wir über die großen Zahlen unserer deutschen Stammesgenossen dort unterrichtet sind.

Aber lassen wir die ganze frühere Geschichte und den Streit über das geschichtliche Recht der ungarischen Darstellung ihrer eigenen Geschichte auf sich beruhen. Für das Heute kommt zweierlei in Betracht, das sich fest in das allgemeine deutsche Bewußtsein einwurzeln muß: die Freude über die feste und entschlossene patriotische Haltung, die Budapest und der ungarische Staat gerade jetzt in diesem Krieg von Anfang an eingenommen haben. Das bedeutet nicht, daß man über den Taten der roten Teufel die Leistungen der Tiroler Kaiserjäger oder der Wiener Deutschmeister vergißt. Es handelt sich hier nicht um Vergleiche einzelner Tüchtigkeit. Wir Reichsdeutsche sollen nur wissen, welche starke Kriegsbegeisterung in Budapest lebt. Es wäre unrecht, wenn wir das nur wie eine selbstverständliche Sache mit einer gnädigen Handbewegung behandeln würden. Dazu kommt, daß der Ungar neben dem Deutschen dort der einzige Stamm ist, in dessen Adern kein slawisches Blut rollt. So bleibt er dort der Schutzwall gegenüber großen Gefahren. Was den ungarischen Volksstamm von jeher ausgezeichnet hat, das ist ein unerschütterliches Selbstvertrauen, eine ungemeine Freude an der Politik und ein ausgesprochenes Na-

tionalgefühl. Das sind heute so wertvolle Eigenschaften, daß man sich nur daran freuen kann. Auch wir geben hier kein Urteil über die Geschichte nach rückwärts ab, aber viel hoffen wir von der Zukunft. Eben darum halten wir es für recht, daß man seine Augen stets auf beide Städte einstellen möge, auf Wien und Budapest.

Zuletzt das eine: Die deutsche Aufgabe der Zukunft heißt, nach dem Osten Kultur zu tragen. Die Schicksale des preußischen Staates haben sich durch die Gewinnung von östlichem Land entschieden. Er hat seine Macht gewonnen als starker Wall gegenüber der Überflutung von Osten und zugleich als Kulturträger nach dem Osten hin. Das wird gerade für die Zukunft erst recht notwendig werden. Der Kampf gegen den Westen muß durchgeführt werden. damit wir freie Bahn nach dem Osten hin bekommen. Wenn in den früheren Jahrhunderten Österreich-Ungarn der feste Wall gegen den Islam war, so wird es heute zusammen mit dem Islam zum Schoß für unübersehbare Entwicklungsmöglichkeiten in wirtschaftlicher, kultureller und politischer Beziehung.

Wen man von einer Reise nach Österreich-Ungarn zurückkommt und die Freude gehabt hat, mit vielen bedeutenden Männern zu sprechen, schwirrt uns meistens der Kopf vor allen möglichen Widersprüchen, und man kann es verstehen, daß manche darüber ungeduldig werden. Desto mehr haben wir die Pflicht, darauf hinzuweisen, wie nötig eine genauere Kenntnis und engere persönliche Fühlungnahme zwischen diesen Ländern ist, und wie in höchstem Grade wünschenswert es sein muß, daß der politische Instinkt richtig geleitet werde.

Die Anregung Traubs ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Zwei führende Männer Ungarns, die aus verschiedenen politischen Lagern herkommen, haben dem Traubschen Vorschlage offenkundige Sympathien entgegengebracht. So schreibt Graf Karl Khuen-Hédervárу, der Präsident der nationalen Arbeit, im „Pester Lloyd" vom 26. Februar folgendes:

Die Anregung des Herrn Traub beweist das für uns erfreuliche Interesse, das man in Deutschland nunmehr an Ungarn nimmt. Es ist jedenfalls ein Erfolg, daß man uns kennen lernen will; nur fürchte ich, daß mit dem Austausch von Rednern allein sich der Zweck kaum wird erreichen lassen. Dazu braucht es intensivere Arbeit, und wenn man in Deutschland das Bedürfnis empfindet, die Verhältnisse in der Monarchie und speziell bei uns genau kennen zu lernen, dann wird der ernste Wissensdrang des deutschen Volkes den Weg schon finden, der zu solchem Verständnis führt. Immerhin kann man die Anregung nur willkommen heißen, daß, so wie illustre Persönlichkeiten aus dem Deutschen Reich in Budapest sich hören ließen, auch ungarische Redner vor deutschem Publikum über unsere Wesensart, über ungarische Politik und ungarische Kultur sich äußern. Ist es auch nur ein kleiner Kreis, an den sich solche Ausführungen wenden können, während die

Aufklärungsarbeit, um wirksam zu sein, auch in die breiten Schichten einzudringen hat, so wäre doch durch die Verwirklichung der Traubschen Anregung ein guter Anfang gemacht. Ich betone nochmals, daß ich in der Anregung den Wunsch erblicke, uns kennen lernen zu wollen, — nicht nur speziell Ungarn, sondern im allgemeinen die Verhältnisse in der Monarchie. Und dieser Umstand ist in dem Verhältnisse, in dem wir zueinander stehen, von sehr großem Wert. Namentlich bei den Verhandlungen in wirtschaftlichen Fragen wird für viele der letzteren eine Lösung leichter zu finden sein, wenn man in Deutschland a priori ein Verständnis für Verhältnisse haben wird, die man bisher nicht kannte.

Graf Julius Andrássy, der Führer der Verfassungspartei, schreibt:

Mit Vergnügen habe ich die Erörterungen des preußischen Abgeordneten, Herrn Dr. Gottfried Traub über Österreich-Ungarn gelesen, in denen hervorgehoben wird, daß es vorteilhaft wäre, eine gegenseitige Aussprache zwischen den beiderseitigen Völkern in Form eines Austausches von Rednern herbeizuführen. Ich bin gleichfalls der Ansicht, daß es, mit Rücksicht darauf, daß wir unter lauter Feinden die einzigen Freunde sind, nötig ist, einander zu verstehen, und daß es wichtig wäre, in ständiger Verbindung zu bleiben, um den Gefahren des Mißtrauens und des Mißverständnisses vorzubeugen, die jedes koalitionistische Zusammenwirken stets in sich schließt.

Wir Ungarn haben für das Deutsche Reich und die Deutschen starke Sympathien; auch haben wir uns immer eingehend mit Deutschland beschäftigt. In Deutschland aber — und im Hinblick auf die gegenseitigen Machtverhältnisse ist dies wohl erklärlich — kennt man uns viel weniger. Es hat dort sogar eine systematische Agitation gegen Ungarn gegeben, und sehr viele in Deutschland haben sich infolge der künstlich genährten Stimmung ganz falsche Begriffe von den öffentlichen Verhältnissen in Ungarn gemacht, so zwar, daß in gewissen Kreisen Deutschlands geradezu Antipathien gegen uns geweckt wurden, was allerdings selbst mit den deutschen Interessen im Gegensatze steht. Jedenfalls wäre es sehr erfreulich, wen wir einander während des Krieges besser kennen lernten und der bereits bestehenden Interessengemeinschaft sich auch noch eine innige Freundschaft zugesellte.

In Ungarn herrschte stets große Sympathie für die Deutschen, besonders aber ist dies jetzt der Fall, da Ungarn sieht und fühlt, welch mächtiger Schutz seiner eigenen Daseinsinteressen in der deutschen Kraft gelegen ist.

In diesen schweren Tagen der seelischen Umwertung aller Werte beizt man nicht nur die herben Verluste mit bohrendem Ingrimm in die Kerbe, sondern man verzeichnet mit freudigem Stolze die enger gekitteten Freundschaften, die mit Blut und Leben besiegelt sind, als völkerpsychologischen Ertrag dieses verwüstendsten aller Kriege. Die Zahl der Feinde hat sich unendlich verbreitert; aber dafür hat sich der Kreis der Freunde um so inniger vertieft und unlöslicher zusammen-

geschlossen. Die Ungarn sind nicht nur politisch auf Gedeih und Verderb mit dem Schicksal dieses Weltkrieges verflochten, sondern als Fahnenträger der westlichen Zivilisation auch mit der deutschen Kultur unzerreißbar verschlungen. Graf Albert Apponyi schrieb mitten im Kriege im Novemberheft von „Nord und Süd" jene Worte nieder, die ein freudiges Echo weckten, soweit die deutsche Zunge klingt: „Was nun Deutschland betrifft, das herrliche Deutschland, bei dessen Nennung — um ein deutsches Dichterwort zurückzuwenden — mir der ungarische Schnürrock zu eng um die Brust wird, so trat es in erprobter Bundestreue Österreich-Ungarn an die Seite." Solche Zeilen schreibt man zwar mit Tinte nieder, aber jeder Feinfühlige spürt dahinter den warmen Pulsschlag der Persönlichkeit und das Herzblut innerer Ergriffenheit.

Justizrat Dr. Walther Waldschmidt,

Vorstandsmitglied der Aktien-Gesellschaft Ludw. Loewe & Co.:

Die deutsche Werkzeugmaschinen-Industrie im Kriege.

Die deutsche Werkzeugmaschinen-Fabrikation gehört zu den Industrien, denen der Krieg eine bei seinem Beginn wohl von niemandem geahnte Beschäftigung gebracht hat. Wenigstens gilt dies von all den Fabriken, welche kleine und mittelgroße Werkzeugmaschinen herstellen; die Nachfrage nach ganz schweren Maschinen mag geringer sein, schon weil ihre Herstellung zu lange Zeit in Anspruch nimmt.

Der deutsche Werkzeugmaschinenbau war in dem letzten Jahrzehnt mehr und mehr dazu übergegangen, nach dem Vorbilde nordamerikanischen Maschinenbaus Maschinen nicht mehr auf Bestellung des einzelnen Kunden herzustellen, wie der Handwerker nur auf Bestellung arbeitet, sondern nach ausgeprobten Modellen Maschinen auf Vorrat zu fabrizieren. Solche serienweise hergestellten Maschinen werden besser und billiger, weil es sich lohnt, für eine größere Zahl desselben Typs vollkommenere Einrichtungen zu schaffen, und sie verkaufen sich leichter, weil alle Objekte, die fertig besichtigt und rasch geliefert werden können, vom wählenden Käufer bevorzugt werden.

Bei Ausbruch des Krieges wird sich wohl ein großer Teil der deutschen Werkzeugmaschinenfabriken in der Lage befunden haben, mehr oder ebensoviel auf Lager gearbeitet zu haben als auf feste Bestellung; die Folge war, daß ein großer Posten Maschinen fertig auf Lager stand oder so weit vorgearbeitet war, daß er ziemlich rasch fertiggestellt werden konnte. Diese Lage kam dem Feldzuge sehr zu

statten, denn wenige Wochen nach Beginn des Krieges setzte eine außerordentlich lebhafte Nachfrage nach Werkzeugmaschinen ein. Diese Nachfrage ging natürlich zunächst von solchen Firmen aus, welche schon in Friedenszeiten sich mit der Herstellung von Kriegsmaterial befassen; sie erhielten so enorme Aufträge auf Waffen und Munition aller Art, daß die vorhandenen maschinellen Einrichtungen trotz Doppelschichten nicht genügten. Aber auch viele Firmen, die im Frieden sich nie mit der Herstellung von Kriegsmaterial befaßt hatten, wurden nun von der Militärverwaltung mit dieser Aufgabe betraut; zu solchen Firmen gehörten in erster Linie die, welche sich im Frieden mit der Fabrikation von mechanisch bearbeiteten Objekten aus Eisen, Stahl und anderen Metallen befassen, die in großen Mengen produziert werden, wie Fahrräder, Motorräder, Nähmaschinen, Schreibmaschinen, Rechenmaschinen, Pumpen, Armaturen, Schrauben, Zahnräder. Für den Laien mag es schwer verständlich sein, daß eine Schreibmaschinenfabrik binnen kurzem dazu übergehen kann z. B. Zünder für Granaten und Haubitzen zu fabrizieren. Diese Anpassungsfähigkeit erklärt sich einmal daraus, daß die Militärverwaltung genaue Zeichnungen für die herzustellenden Zünder liefert, daß andere Firmen auf Grund ihrer Erfahrungen die geeignetsten Spezialwerkzeuge für solche Zwecke zu liefern vermögen, daß aber auch die Schreibmaschinenfabrik — trotz Einziehung mancher guten Kraft zu den Fahnen — über Ingenieure und Techniker verfügt, die genügend theoretisch gebildet sind, um die der Fabrik zur Verfügung stehenden Maschinen mit solchen Vorrichtungen zu versehen, die nun auch erlauben, Zünderteile herzustellen oder Granaten zu bearbeiten.

Eine andere Tatsache, die den Laien überrascht, ist, daß bei der Herstellung von Munition Arbeiterinnen in großer Zahl zugezogen werden, um die im Felde stehenden Männer zu ersetzen. Wer je den verwickelten Mechanismus eines Zeitzünders in der Hand gehabt hat, wird als Laie mit Recht vermuten, daß nur der geschickteste Schlosser imstande wäre, ein solches kleines Kunstwerk herzustellen. Wenn Deutschland in der Versorgung mit Munition auf das Schlosserhandwerk angewiesen wäre, würden die Feinde freilich längst in Berlin sein. Hier kann nur die mit den modernsten Präzisions-Maschinen ausgerüstete Fabrik helfen, und deshalb ist es so bedauerlich, daß unsere Feinde die Unterstützung der nordamerikanischen Maschinenfabriken besitzen. Nicht als ob Deutschland nicht imstande wäre, seinen eigenen Bedarf zu decken, aber da es sich in diesem Kriege nicht nur um die Messung der rein militärischen Kräfte handelt, sondern um das Ringen der gesamten Volkskräfte, auch der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit auf beiden Seiten, so sehen sich die deutschen und österreichisch-ungarischen Maschinenfabriken nicht nur dem hochentwickelten Maschinenbau Englands, dem in der Entwickelung begriffenen Rußlands und demjenigen Frankreichs, welcher nicht durch unsere Okkupation der nördlichen Departements lahmgelegt ist, sondern auch der glänzenden mechanischen Industrie der Vereinigten Staaten gegenüber. Wenn auch ein großer Teil der Eisen- und Stahlindustrie in dem von uns in Besitz ge-

nommenen Norden Frankreichs zu Hause ist und damit für uns unschädlich gemacht ist, so dürfen die gewaltigen Werke nicht unterschätzt werden, welche in den Departements Loire und Loire et Saône liegen. Man braucht sich nur an die Schneiderschen Werke im Le Creusot und an die Compagnie des Forges et Aciéries de la Marine et d'Homécourt in Saint Chamond zu erinnern, um zu wissen, daß Frankreich keineswegs ganz vom verbündeten und neutralen Ausland abhängig ist. Der Trost bleibt uns aber, daß die Bezahlung von Munition und Werkzeugmaschinen, die nicht im eigenen Lande hergestellt werden, den heimischen Goldschatz vermindert, und vor allem, daß die überaus leistungsfähigen Maschinenfabriken Belgiens wenigstens ausgeschaltet sind, wenn es auch nicht gelungen ist, sie uns dienstbar zu machen. Eben der Umstand, daß ein moderner Krieg zwischen industriell entwickelten Staaten zugleich ein Messen der wirtschaftlichen und technischen Kräfte bedeutet, zeigt, daß der bisherige Begriff der Neutralität — Nichtunterstützung der feindlichen Staaten seitens der neutralen Staatsregierung — nicht mehr zureicht, um den Zweck der Neutralität zu erreichen; wenn neben den militärischen Kräften behufs Ergänzung der militärischen Machtmittel, Volkswirtschaft gegen Volkswirtschaft steht, darf die Industrie eines neutralen, d. h. auf den Ausgang des Krieges ohne Einfluß bleiben wollenden Staates solche Machtmittel nicht liefern. Davon, ob der Präsident Woodroff Wilson sich zu dieser Einsicht durchringt, wird die Dauer des jetzt tobenden Krieges stark beeinflußt, und seine Stellungnahme könnte ausschlaggebend werden, wenn die deutsche Metallindustrie nicht so stark wäre, wie sie ist, insonderheit nicht über so gute Werkzeugmaschinen verfügte.

Vor kurzem war englischen Zeitungen zu entnehmen, daß die englischen Metallarbeiter auch deshalb sehr verstimmt und streiklustig seien, weil 3000 amerikanische erstklassige Metallarbeiter herübergekommen seien, die höhere Löhne erhielten als die Engländer. Die Amerikaner sollten nicht etwa fehlende „Hände" ersetzen — darin ist in England trotz des regen, Geld nicht sparenden Werbesystems kein Mangel —, sondern sie sollten, der Zeitung zufolge, die englischen Arbeiter in amerikanischen modernen Arbeitsmethoden für Massenfabrikation unterweisen. Selbst wenn heute die englischen Kriegsschiffe eine derartige Invasion amerikanischer Fachleute nach Deutschland zuließen, würden wir von einer solchen Möglichkeit nicht Gebrauch machen, obschon unsere allgemeine Wehrpflicht uns weit mehr Arbeiter entzieht, als das Werbesystem der englischen Industrie. Wir lernen Arbeiterinnen an, Maschinen für Munitionsherstellung zu bedienen, die vorher niemals weder einen Zünder noch eine Werkzeugmaschine gesehen haben. Wie ist das möglich? Die Aufgabe, große, nach Hunderttausenden zählende Mengen herzustellen, erlaubt erstens, so viel verschiedene Maschinen und maschinelle Vorrichtungen anzuschaffen, daß auf jeder von ihnen nur eine sehr einfache Arbeitsoperation vorzunehmen ist; diese höchst einfache Operation wird der Arbeiterin gezeigt, sie hat sie sehr schnell begriffen und eignet sich bald eine so

große Gewandtheit in der Handhabung an, daß sie bei Fleiß und Aufmerksamkeit ohne irgendwelche Überanstrengung mehr Geld verdient, als sie gewohnt war. Die Amerikaner nennen diese Methode Übertragung der Geschicklichkeit auf die Maschine, d. h. statt der Geschicklichkeit eines fachkundigen Metallarbeiters, welcher sich auf vielerlei Arbeitsoperationen unter Benutzung von Handwerkzeug verstehen müßte, benutzt man eine Reihe von verschiedenen Maschinen und Vorrichtungen, auf deren jeder sich immer nur eine Arbeitsoperation machen läßt, diese aber mit geradezu zwangläufiger Einfachheit und Präzision. Nicht mehr der Arbeiter, sondern die Maschine ist die geschickte Hand geworden; zur Bedienung der Maschine gehört nur ein einfaches Aufpassen. Bemerkenswert ist, daß zu dieser etwas einsilbigen Beschäftigung Frauen besser taugen als Männer.

Ein anderes, geradezu entgegengesetztes Hilfsmittel für billige, rasche und zugleich gute Massenfabrikation ist die Verwendung sehr komplizierter Werkzeugmaschinen, auf welchen nicht stets eine und dieselbe Arbeitsoperation, sondern eine ganze Reihe, zuweilen acht verschiedene Arbeitsoperationen hintereinander sich abspielen; es sind dies automatisch arbeitende Drehbänke, welche die Bewunderung aller derer erregen, die sie zum ersten Male sehen. So wurde mir im Deutschen Museum in München erzählt, daß der Aufseher, in dessen Saal ein derartiger „Fasson-Automat" aus unserer Fabrik arbeitet, gar nicht genug Messing in die Maschine geben könne, um die Wißbegier der Zuschauer zu befriedigen. Allerdings ist das Arbeitsprodukt eine aus zwei Hälften zusammenschraubbare Kapsel in Gestalt eines Bierfäßchens mit den Buchstaben HB. Auch diese Buchstaben graviert die Maschine automatisch. Auf den naheliegenden Einwand, daß eine solche Maschine ja Arbeiter überhaupt unnötig mache, muß ich leider erwidern, daß gerade solche Maschinen sorgsamer und sachkundiger Aufsicht bedürfen; man muß sie rechtzeitig mit neuem Material versehen, sie fleißig ölen, die Werkzeuge richtig einstellen und rechtzeitig schleifen, die abfallenden Metallspäne entfernen u. a. m. Arbeiter, die sich auf solche Maschinen verstehen, sind nicht leicht zu haben und nicht rasch anzulernen. Um diese überaus wichtigen und leistungsfähigen Maschinen für Militärlieferungen in Gang zu halten, müssen zuweilen sogar Leute aus der Front reklamiert werden. Auch dies ist eine Erfahrung, die in diesem Kriege wohl zum erstenmal, jedenfalls zum erstenmal in diesem Umfange gemacht wird, daß zum Kriegführen nicht bloß Soldaten gehören, sondern auch Arbeiter, welche den enormen Verbrauch an Munition und Verschleiß an Waffen in der Werkstatt gutmachen. All diese Arbeit fordert Werkzeugmaschinen, viel Werkzeugmaschinen und viel Werkzeuge.

So wichtig sich in diesem Kriege erwiesen hat, daß wir Rußland, Rumänien, Kanada, Argentinien, Australien, den Vereinigten Staaten gegenüber uns eine deutsche Landwirtschaft erhalten haben, so wichtig ist, daß der nordamerikanischen Konkurrenz gegenüber die deutsche Werkzeugmaschinen-Industrie sich hat halten können. Es gab eine Zeit, wo dies für die wertvollsten und besten Maschinen-

typen in Frage stand. Erst die Brüsseler Weltausstellung von 1910 hat die Ebenbürtigkeit der deutschen Werkzeugmaschinen vor aller Welt dargetan.

Wie sich der deutsche Werkzeugmaschinenbau entwickelt hat, mögen wenige Zahlen zeigen. Im Jahre 1903 betrug die Ausfuhr 20,465 t, die Einfuhr 2364 t; im Jahre 1906 betrug die Einfuhr 8340 t, die Ausfuhr 44,590 t. Wennschon also die Ausfuhr sich reichlich verdoppelt hatte, hatte sich die Einfuhr fast vervierfacht; im Jahre 1913 hingegen war die Einfuhr von 7539 t, mit 1906 verglichen, um etwa ein Zehntel gesunken, die Ausfuhr aber mit 90,320 t hatte sich reichlich verdoppelt.

Daß der Werkzeugmaschinenbau im Kriege die Bedeutung erlangen würde, hat, wie ich eingangs sagte, kaum jemand geahnt, und es würde daher, auch wenn der Krieg für das Jahr 1914 vorhergesehen worden wäre, schwerlich eine Firma irgendwelche Vorbereitungen getroffen haben, sei es in Form eines Lagers von rohem Guß oder Metallen, oder gar von fertigen Maschinen. Da aber dem Deutschen jede Erfahrung eine Lehre für die Zukunft werden muß, so wird dieser Krieg zu zwei Maßnahmen führen, so sehr wir hoffen, daß keiner der jetzt Lebenden einen neuen Krieg Deutschlands erleben wird.

Es sollten schon im Frieden die an sich militärpflichtigen Facharbeiter bezeichnet werden, welche nicht eingezogen werden dürfen, um die Fabriken, welche Munition oder Maschinen für Militärzwecke herstellen sollen, vom ersten Tage an im vollen Gang zu erhalten, und es sollten die Fabriken, welche in hervorragendem Maße zur Herstellung von Geschossen in weitestem Sinne herangezogen werden sollen, schon im Frieden mit Probeaufträgen bedacht werden, damit sie sich nicht erst unter den ungünstigsten Umständen wochenlang darauf einzurichten brauchen, sondern vom ersten Tage an mit der Fabrikation beginnen können. Dies wird ein Stück Vorbereitung wirtschaftlicher Mobilmachung sein, die künftige Siege sehr beschleunigen kann.

Für den oder die Friedensverträge aber braucht die deutsche Werkzeugmaschinen-Industrie, ihrer Kraft bewußt, nichts anderes zu fordern, als daß sie anderen Staaten gegenüber, besonders den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegenüber als ihren wichtigsten Konkurrenten, in keinem Lande der Welt durch Zölle, Zollschikanen oder Ausschluß deutscher Fabrikate bei öffentlichen Ausschreibungen schlechter gestellt wird. Unter gleichen Bedingungen wird sie schon ihren Weg finden; Bevorzugungen irgend welcher Art braucht sie nicht, wären auch auf die Dauer kein Segen, da sie einschläfernd wirken. Wir fürchten nicht die Konkurrenz wie England, sondern betrachten sie als Mittel zum eigenen Fortschritt.

Dr.=Ing. P. Goerz,
Vorsitzender des Aufsichtsrates der optischen Anstalt C. P. Goerz:

Die optische Industrie Deutschlands.

Das Handwerk fußt auf der Überlieferung erworbener Erfahrungen; es erreicht seine Blüte, wenn es sich künstlerisch und wirtschaftlich auf einer einmal gewonnenen Basis technischer Kenntnisse entwickeln kann.

Eine blühende Industrie setzt dagegen das Vorhandensein einer lebenden und fortschreitenden naturwissenschaftlichen Forschung voraus, der sie dauernd neue Erkenntnis und Anregung entnehmen kann. Je kürzer der Weg ist, der von den stillen Stätten wissenschaftlicher Forschung in die vom Brausen der Maschinen und der Arbeit erfüllten Hallen der Industrie führt, desto erfolgreicher, schneller und lebenskräftiger ist ihre Entwicklung.

Eines der Geheimnisse des mächtigen Aufschwungs der deutschen Industrie ist hier zu suchen.

Unversiegbare Ströme wissenschaftlichen Geistes und befruchtender Anregung ergießen sich auf breiten, fürsorglich gepflegten Wegen von den Forschungsstätten der Hochschulen in die Laboratorien, Versuchsfelder und Konstruktionsräume unserer Fabriken, und nicht die unbegabtesten Jünger unserer Universitäten und Hochschulen finden im praktischen Leben Förderung und Befriedigung ihres Forschertriebes dort, wo Theorie und Praxis die Früchte streng wissenschaftlicher Erkenntnis und ihre Umwertung in sinnliche Gebilde Wand an Wand wohnen.

Selbstverständlich verdankt die deutsche Industrie ihr urkräftiges Gedeihen nicht nur diesen Beziehungen. Die welterfahrene Erkenntnis der Bedürfnisse des Lebens, die einsichtige Würdigung und das Verständnis für den praktischen Wert des technisch Erreichbaren können und müssen allein die großen Richtlinien des Fortschrittes zeigen und bedingen damit erst den wirklich dauernden Erfolg. —

Auf den beiden Zweigen der exakten Lehre von Stoff und Kraft, der Chemie und der Physik, sprossen zwei wichtige Industriegruppen; auf dem konkreteren, der Chemie, die chemische Großindustrie und das Hüttenwesen, auf dem abstrakteren, der Physik, die Elektrotechnik und die Industrie der optischen und mechanischen Instrumente.

Es ist kein Zufall, daß gerade diese vier Industrien sich in Deutschland so kräftig und originell entwickelten. Ein Land, das einen L i e b i g und Bunsen, einen Werner Siemens und Herz, einen Gauß und Fraunhofer gebar, mußte, nachdem es sich politische Größe und Einheit erkämpft hatte, auch ein großes

Industrieland werden. Die von den „praktischeren" Nachbarn verlachte Nation der Dichter und Denker mußte schließlich ein Industrievolk werden, denn alle industriellen Erfolge fußen in erster Linie auf Dichten und Denken. —

* * *

Die optische Industrie ist aus dem Kunsthandwerk auf deutschem Boden im letzten Drittel des XIX. Jahrhunderts hervorgegangen. Zwar besaßen wir schon vorher Werkstätten, in denen im bescheideneren Umfange optische Massenartikel für den Bedarf des täglichen Lebens nach handwerksmäßigen Erfahrungsgrundsätzen erstellt wurden, und mechanisch-optische Werkstätten, die von wissenschaftlicher Forschung befruchtet wurden. Aber die Herstellung auch der feinsten optisch-mechanischen Instrumente in dem durch einen Fabrikbetrieb bedingten Großmaßstabe ist erst das Kind der letzten Jahrzehnte. Das fast beispiellos schnelle Anwachsen einer solchen Industrie setzte die Erkenntnis voraus, daß die höchste Vollkommenheit des Einzelproduktes sich sehr wohl mit der Massenerzeugung vereinen läßt, ja gerade unter diesen Umständen am leichtesten und vollkommensten erreicht werden kann, und die Erkenntnis dieser Möglichkeit gewann dadurch an volkswirtschaftlicher Bedeutung, daß sich für das optische Präzisions-Instrument ein unübersehbarer Markt eröffnete, ein Markt, der die friedliche Arbeit ebenso wie das Gebiet der Kriegstechnik umspannt.

Die deutsche Industrie der optisch-mechanischen Instrumente hat sich unter der Wirkung der geschilderten günstigen Momente zu einer Weltindustrie ausgebildet, die, wie fast kaum eine andere auf deutschem Boden, ihre Absatzgebiete bei allen Kulturnationen gesucht und gefunden hat.

Von besonderer Bedeutung für diese glänzende Entwicklung war die Tatsache, daß die wichtigsten Rohstoffe dieser Industrie deutsches Erzeugnis sind. Das optische Glas, jenes Hauptrohmaterial des wissenschaftlichen Instrumentenbaues, hat seine eigentliche Heimat in Deutschland. Fraunhofer hatte seine Fabrikation gelehrt und seit seinen klassischen Arbeiten auf diesem Gebiet ist die Herstellung optischen Glases in Deutschland beheimatet gewesen. Ein gewaltiger Anstoß zu neuem Fortschritt ging in den 70er Jahren von Ernst Abbé aus.

Auch die Maschinen zur Gestaltung des optischen Glases für seine verschiedenen technischen Anwendungen sind wesentlich deutsches Geistesprodukt.

Das gleiche gilt von dem geistigen Inhalt des Fabrikationsgebietes der Optik. Auf ihren zahlreichen Spezialgebieten ist es immer wieder deutscher Geist gewesen, der bedeutungsvoll in die Entwicklung eingreift. Das moderne optische Präzisionsinstrument in allen seinen mannigfachen Teilen, in seiner unvergleichlichen Feinheit und Durcharbeitung verdankt seine Gestaltung deutschem Geist und deutscher Arbeit.

Im Frieden hat die deutsche optische Industrie ihre Blüte erreicht. Es gibt fast kein Gebiet menschlicher Geistestätigkeit auf naturwissenschaftlichem und tech-

nischem Boden, das nicht ihre Erzeugnisse zu seinen Arbeiten benutzte und benutzt. Es braucht hier kaum an Einzelheiten erinnert zu werden. Das Fernrohr, das Mikroskop, der photographische Apparat, das geodätische Meßinstrument, die astronomischen und meteorologischen Forschungsapparate, kurz, das gesamte Werkzeug der Naturforschung geht aus der optisch-mechanischen Industrie hervor, und über diesen Rahmen hinaus hat sich schon zu Friedenszeiten für die Produkte der deutschen optischen Industrie ein von Tag zu Tag wachsendes Gebiet eröffnet. Das Handfernrohr in Gestalt des einfachen Opernglases war schon im 19. Jahrhundert weit verbreitet. Aber der Bedarf an liestungsfähigeren und wirkungsvolleren Instrumenten dieser Art wuchs mit der Konstruktion der Priemenfernrohre ins Ungemessene.

Heute aber müssen wir besonders der Bedeutung gedenken, die die deutsche optische Industrie für die Wehrkraft unseres Vaterlandes besitzt. Die moderne Waffe mit ihrer Fernwirkung und Präzision bedingt zur vollen Ausnutzung der in ihr steckenden Möglichkeiten ein feingegliedertes Arsenal genauest durchdachter und bis zur äußersten Präzision leistungsfähiger optischer Hilfsapparate; die Erkundung und die Messung spielt im heutigen Krieg eine überragende, unersetzliche Rolle, und den hier auftauchenden Aufgaben hat sich die deutsche Industrie in vorbildlicher Weise gewidmet und überraschend Vollkommenes geleistet.

Nur in großen Zügen können wir diese Leistungen hier würdigen. Das Handfernrohr, hauptsächlich in der Form des Prismenfernrohrs, ist ein unentbehrliches Instrument in der Hand jedes intelligenten Kriegers. Schon die niedrigeren Kommandostellen können es nicht entbehren. Im Schützengraben und im freien Gelände zur Aufklärung und Erkundung besitzt es gleiche Bedeutung. In den verschiedensten Formen und Modifikationen weiß es sich der Aufgabe anzupassen. In Gestalt des Scherenfernrohres streckt es seine Augen über die Deckung hinaus und erlaubt dem Beobachter, im Schutz derselben zu bleiben.

In Verbindung mit den Einrichtungen für direktes und indirektes Zielen bei Geschützen tritt das Zielfernrohr in einer neuen, äußerst wichtigen Form auf. Das Maschinengewehr benutzt ähnliche Einrichtungen, und an die Anbringung von Zielfernrohren an die Büchse des Schützen ist man in diesem Kriege zum ersten Male in größerem Maßstabe herangetreten, nachdem die Zweckmäßigkeit des Instrumentes auf dem Gebiet des Sportes und der Jagd sich bereits glänzend gezeigt hatte.

Ein anderes wichtiges Gebiet des Feldkrieges ist das Signalwesen und das Scheinwerfergerät. Auch hier hat der wissenschaftliche Apparat in technischer Ausgestaltung unendlich wichtige Aufgaben zu erfüllen.

Der Luftkrieg hat der optischen Industrie ein weiteres Feld der Betätigung eröffnet. Ortsbestimmungs-Instrumente vom Luftschiff aus, registrierende Appa-

rate zur Höhenmessung, Kompasse und Barometer und viele andere am Luftschiff und Flugzeug unentbehrliche Geräte werden von ihr geliefert.

Eine wichtige Rolle spielt die Optik im Seewesen. Nicht nur die für die Unterseeboote wichtigen und in ihrer Konstruktion unendlich feinen und durchdachten Periskope gehen aus den optisch-mechanischen Werkstätten hervor, sondern eine Reihe anderer Instrumente, die der Navigation, der Erkundung und der Messung dienen, sind für den Seekrieg unentbehrlich. Neben den Fernrohren in erster Linie die Entfernungsmesser, ohne die die Schiffsartillerie ihre Wirkung nicht ausüben könnte. Daneben sei erinnert an die riesigen Scheinwerfer, die auch bei Nacht und unsichtigem Wetter den Kampf ermöglichen, während zur sicheren Schiffsführung die Kreiselkompasse dienen, die die Navigation des Schiffes in viel vollkommnerer Weise als der durch die Wirkung der Stahlkolosse beeinflußte Magnetkompaß ermöglichen.

Der Schrecken unserer Feinde, die Liebe unseres Volkes, die gewaltigen Mörser, denen wir die großen Erfolge am Anfange des Krieges zu verdanken hatten, besitzen auch in der optischen Industrie ihr Gegenstück in Gestalt der ins Gigantische vergrößerten Entfernungsmesser der Küstenartillerie; während diese Instrumente für die meisten Zwecke des Feldkrieges nur bescheidene Dimensionen besitzen (bis 1,50 Meter Basis), nähern sich die Riesen ihres Geschlechtes den Abmessungen unserer größten Geschütze (bis 10 Meter Basis).

Schließlich mag auch der Photographie gedacht werden. Auch diese Technik des Friedens hat im Kriege die größte Bedeutung gewonnen. Der Fliegerkamera und den photogrammetrischen Einrichtungen verdanken wir die wichtigsten Aufschlüsse. Ja der Kinematograph hat sich im Felde für zahlreiche Zwecke als unentbehrliches Hilfsmittel erwiesen.

Wenn heute unsere Artilleristen mit unvergleichlicher Präzision die Bahnen ihrer Geschosse vorausbestimmen können und wenn wir über das Wesen der ballistischen Vorgänge bis in die feinsten Einzelheiten informiert sind, so verdankt die Ballistik dieses Wissen wiederum dem optischen Hilfsmaterial des Gelehrten, das ihm über die Vorgänge, die sich am fliegenden Geschoß und in seiner Umgebung abspielten, die wertvollsten Aufschlüsse gegeben hat.

Ein Wort noch über den äußeren Umfang der deutschen optischen Industrie. Neben zahlreichen kleineren Betrieben, die auf bestimmte Erzeugnisse sich spezialisiert haben und die noch wie vor 30 Jahren auf Einzelgebieten tätig sind, haben sich die großen Werke entwickelt, die mehr oder minder das gesamte Gebiet der Optik und Mechanik für Friedens- und Kriegsinstrumente im größten Maßstabe kultivieren. Deutschland besitzt mehrere optische Werke, deren Arbeiterzahl über tausend hinausgeht; die größeren beschäftigen etwa 4000 Angestellte und Arbeiter, so daß die Gesamtzahl der in der optischen Industrie beschäftigten Personen auf mindestens 15000 geschätzt werden kann. Von diesen 15000 sind etwa

3000 solche Personen, die nicht dem Arbeiterstande angehören, sondern als wissenschaftliche, kaufmännische und technische Beamte anzusprechen sind. Man wird daher nicht fehlgehen, wenn man die Zahl der an der optischen Industrie direkt oder indirekt beteiligten und von ihr lebenden Deutschen auf etwa 40000 schätzt, eine Zahl, die auch äußerlich die Bedeutung dieser sowohl dem Frieden als auch dem Kriege dienenden Industrie genügend erkennen läßt.

F. L. Graf von Voltolini: Italienische Wünsche.

Seit einiger Zeit durchschwirren Gerüchte von italienischen Wünschen aller Art die Presse des In- und Auslands. Mancher hat sich bei dem Auftauchen dieser Nachricht halb mit Erstaunen, halb mit Entrüstung gefragt, weshalb Italien, das unserm Volk im Anfang des Weltkrieges die peinliche Überraschung der Neutralitätserklärung bereitete, nunmehr noch ein besonderes Geschenk bedürfe!

Um die Wünsche der Italiener nach einem solchen Geschenk zu verstehen, ist es notwendig, einen Rückblick der Entwicklung der Stimmung sowohl bei der Regierung des Landes wie bei dem Volk in seinen Phasen seit Kriegsbeginn zu verfolgen. Seit dem denkwürdigen 4. August, an welchem der Marchese von San Giuliano die Neutralität Italiens im Weltkrieg proklamierte, hat die Regierung diesen Standpunkt bis heute entschieden und gewissenhaft festgehalten. Weder die verführerischen Anträge von seiten der Ententebotschafter in Rom, gereifter Diplomaten, die sowohl den Charakter der Italiener genau studiert haben, wie die Schlagwörter handzuhaben verstehen, mit denen man die italienische Volksseele sich fügsam macht, noch der üppig Italien geopferte Weihrauch in den Parlamenten von Paris und London, sowie sogar in der Duma, konnten das Kabinett Salandra-Sonnino aus seiner Haltung bringen. Selbst kleine, von den Ententebotschaftern gebotene Gelegenheiten, die zwar keine Teilnahme am Krieg bedingt hätten, wohl aber den Dreiverband Italien zu größtem Dank verpflichtet hätten, wurden von der Hand gewiesen: das erste Mal, als Camille Barrère die Konsulta um pachtweise Überlassung eines italienischen Adriahafens als Stützpunkt für die gegen die österreichisch-ungarische Küste operierende französische Flotte ersuchte, das zweite Mal, als Rennel Rodd eine der Inseln des türkischen Dodekanesimos, die Italien noch aus den Zeiten des Tripoliskrieges besetzt hält, als Stützpunkt für die gegen die Dardanellen operierende Flotte erbat. In beiden Fällen zeigte sich Sonnino durchaus korrekt.

Nun ist es aber eine bekannte Tatsache, daß, wenn auch die Staaten und die Staatsmänner das Gleichgewicht der Neutralität festhalten können, dieses den Untertanen der betreffenden neutralen Staaten fast nie gelingt. Die Wahrheit dieser These beweist auch das italienische Volk! Freilich wird angesichts des in Italien entbrannten Kampfes zwischen Neutralisten (die alten Dreibundfreunde) und Interventionisten (die Ententeschwärmer) zu wenig berücksichtigt, daß die Ursachen dieses Kampfes überhaupt n i c h t in Italien zu suchen sind, sondern von außen hereingetragen wurden. In den ersten Wochen des Krieges gab es in Italien überhaupt keine Interventionisten, d. h. Leute, die für eine Teilnahme Italiens am Weltkrieg an der Seite der Feinde des Dreibunds eintraten. Erst Ende August und Anfang September machte sich diese Stimmung geltend, indem ein Teil der Presse, und zwar gerade die meistgelesensten Blätter Italiens, für diese Idee Propaganda zu machen begannen. Natürlich war dies ein Erfolg der mit großer Energie betriebenen Werbearbeit der Ententebotschafter in Rom. Kaum hatte Italien sich neutral erklärt, so war dies für Barrère, Rodd und Krupensky das Signal, sich der großen Presse Italiens um jeden Preis zu bemächtigen und dieselbe zu Filialen der City- und Boulevardblätter umzugestalten. Als das beste Mittel, die Volksmassen zu beeinflussen, wurde die Parole ausgegeben, den Ultranationalismus mit seiner Konsequenz, dem Irredentismus, in allen Tonarten zu pflegen.

Daß diese Machenschaft bei denjenigen Kreisen Italiens, die den Irredentismus auch in den besten Dreibundzeiten niemals aufgegeben hatten, wie bei den Mitgliedern der radikalen und der republikanischen Partei Beifall fand, ist klar. Und aus diesem Grunde sehen wir, daß die These von der „Abrundung der nationalen Einheit" das Leitmotiv der Interventionisten wurde. Damit aber diese Abrundung nicht im allgemeinen zu verstehen sei, damit insbesondere niemand diese Forderung etwa auf Nizza, Korsika und Malta beziehen solle, so wurde die generelle These durch den Ruf „Vogliamo Trento e Trieste" spezialisiert, und ein in Rom gegründetes Komitee „Pro Dalmazia italiana" sorgte dafür, daß die Wünsche der Interventionisten nicht allzu bescheiden beschränkt blieben.

Dieser Interventionistengruppe steht die Neutralistengruppe gegenüber. Konnte man die Neutralisten bei Kriegsbeginn mit den Anhängern der Dreibundidee identifizieren, so traten im weiteren auch noch diejenigen Leute der äußersten Rechten wie der äußersten Linken dazu — Klerikale und Sozialisten —, die prinzipiell jedem Krieg feindlich gegenüberstanden, dann jene, welche aus innern Gründen eine Beteiligung Italiens am Weltkrieg für praktisch unausführbar hielten.

Nichtsdestoweniger muß man zugeben, daß der von interventionistischer Seite getriebene Ultranationalismus nicht ohne Einfluß auch auf die neutralistische Majorität blieb. Auch in deren Kreisen erhob sich der Ruf nach einer „Rekompensation" für Italien bei der Schlußabrechnung dieses Krieges, besonders

seit Giolitti das Wort ausgesprochen habe, man könne auch in diesen Zeiten „ohne Krieg" etwas für Italien erreichen.

Seit dieser Zeit haben wir nun es mit italienischen Rekompensationswünschen, an die Adresse seiner alten Bundesgenossen gerichtet, zu tun. Es wäre jedoch besser, diese schlechtweg als „Wünsche" zu bezeichnen, denn von einer Rekompensation für die Neutralität kann doch nicht gut die Rede sein, da diese Neutralität in ausschließlicher Weise Frankreich zu gut gekommen ist, wie dies Viviani zweimal von der Tribüne des Palais Bourbon dankbar anerkennend geäußert hat. Denn was wäre aus Frankreich geworden, wenn es bei Kriegsbeginn ein Drittel seiner Armee in die Alpen und an die Mittelmeerküste zur Abwehr eines italienischen Angriffs hätte werfen müssen? Es ist durchaus richtig, wenn manche Italiener sagen: „Unsere Neutralität hat den Franzosen Paris gerettet, das ohne dieselbe schon Anfang September gefallen wäre."

Was nun die Wünsche der Italiener betrifft, so richten sie sich im allgemeinen nach obiger Formel auf „Trento e Trieste". Freilich weiß der intelligente Teil der Bevölkerung sehr wohl, daß Triest a priori ein unerfüllbarer Wunsch ist. Triest ist der große Hafen Österreichs und seit der Eröffnung der Tauernbahn auch der Hafen für einen großen Teil Süddeutschlands. Die Monarchie kann auf diese Hafenstadt unter keinen Umständen verzichten, ebensowenig wie das Deutsche Reich einen solchen Verzicht, der einem wirtschaftlichen Selbstmord gleichkommen würde, billigen könnte. Aus diesem Grunde antwortete Fürst Bülow unlängst, als man ihm die Wunschformel „Trento e Trieste" vorlegte, er halte die Italiener für viel zu intelligent, um Triest auf ihr Wunschprogramm zu setzen. —

Abgesehen hiervon ist Triest auch ethnisch nichts weniger als eine reinitalienische Stadt. In Triest selbst behauptet sich das italienische Element nur mühsam in der Majorität gegenüber dem Jahr für Jahr sich weiter ausbreitenden slovenischen, in den Landgemeinden Istriens aber dominieren, trotz der italienischen Ortsnamen, Slovenen und Kroaten genau ebenso wie in Dalmatien und in Fiume, wo die Italiener zurzeit nur noch unbedeutende Minoritäten gegenüber der kroatischen Majorität darstellen. Aus diesen Gründen haben sich die Wünsche von selbst auf Trient, vielmehr das „Trentino" beschränkt, mit welchem Namen der Italiener die südlichen, italienisch sprechenden Bezirke von Tirol bezeichnen, also das Etschtal von Welsch-Metz bis zur Reichsgrenze bei Avio, das Brenta-, Sarca- und Chiesetal, ferner Primör und Ampezzo.

Hinsichtlich dieses Wunsches ist es jedoch notwendig zu prüfen, ob einerseits die Italiener sich etwas wünschen, was wirklich ihnen zu hoher Befriedigung gereicht, und ob anderseits die Monarchie leichten Herzens diesen Landstrich zedieren kann, d. h. ob nicht höhere Gesichtspunkte, wie der Wille der dortigen Bevölkerung oder Gründe militärischer Sicherheit, die Zession absolut unmöglich machen.

Gewiß ist dieses Gebiet ethnisch unanfechtbar italienischen Charakters. In-

folgedessen wird dieses Trentino von den Reichsitalienern, die sich als Bürger eines jungen Staates niemals gerne mit historischen Subtilitäten abgeben, als ein Stück des geographischen Italiens angesehen, dessen politische Vereinigung mit dem Mutterland ebenso zu fordern sei, wie seinerzeit jene der Lombardei und Venetiens! Aber sie lassen hierbei völlig außer acht, daß das lombardisch-venetianische Königreich nur ein lose mit Österreich seit relativ kurzer Zeit zusammenhängendes Gebiet war, während das Trentino ein Stück desjenigen Kronlandes des Reiches ist, als dessen Symbol in der Geschichte die Treue zum Hause Habsburg gilt. Als im Jahre 1866 Garibaldi mit Freischaren in dieses Trentino einfiel, fand er nicht nur in den Alpentruppen Österreichs, sondern auch in der welschtiroler Bevölkerung eine von ihm nicht geahnte wütende Gegnerschaft. Diese Welschtiroler sind außerordentlich kaisertreu; man darf sich absolut nicht durch das Vorkommen einiger räudiger Schafe, die dem Irredentismus verfallen sind, von der Tatsache ablenken lassen, daß die große Majorität der Bevölkerung durchaus österreichisch sein und bleiben will. Von den zwölf Wahlbezirken des Trentino sind zehn in den Händen der durchaus kaisertreuen christlich-sozialen Partei. Dabei ist die Bevölkerung fanatisch katholisch von jener Art, die Italien auch heute noch den Besitz Roms und des Kirchenstaates als ein Sakrilegium vorwirft.

Freilich treten auch ökonomische Gründe hinzu, welche die Trentiner absolut nicht italienisch werden lassen wollen. Die Zugehörigkeit zur Monarchie gestattet dem Trentino, seinen Wein und seine Früchte preiswert in derselben zu verkaufen. Kommt der Landesteil dagegen zu Italien, so werden die Weine, deren Typus ganz ähnlich dem der Veroneser Weine ist, um siebenzig Prozent entwertet, und ebenso die Früchte. Die Fremdenindustrie aber, die in den letzten Dezennien durch massenhaften Besuch von Deutschen im Trentino eben deshalb blühte, weil es österreichisches Gebiet ist, würde ruiniert sein. Die Deutschen würden ausbleiben, und die äußerst drückende, italienische fiskalische Gesetzgebung würde sie völlig paralysieren.

Sind diese Gründe von hoher Wichtigkeit gegenüber den „Wünschen" der Reichsitaliener, so kommt weiter dazu, daß die Monarchie aus sehr ernsten militärischen Sicherheitsgründen auf den Besitz des Etschtales bis Avio und des Ampezzo- wie des Primörtales nicht verzichten kann. Das Etschtal läuft von Bozen bis Ala als ein gewaltig breites Tal durch das Land über die Sprachgrenze. Erst bei Ala verengt sich dasselbe schluchtartig und bietet von hier bis Avio einen Engpaß, der die natürliche, tausendjährige Grenze zwischen dem alten Deutschen Reich und Italien bildet. Inmitten des breiten Etschtales liegt aber das starkbefestigte Trient, das jedem vom Süden kommenden Heere den Vormarsch zum Brenner verlegt. Militärisch ist daher die Zession dieses Teiles des Trentino ausgeschlossen, und es bliebe höchstens Judikarien, d. h. das Chiese- und Sarcatal sowie die Valsugana, das oberste Brentatal übrig.

Entspricht aber der Besitz dieser drei Alpentäler den Erwartungen der Italiener? Jeder Kenner der Lage der Dinge wird diese Frage absolut verneinen, und deshalb muß jeder vorurteilslose Freund Italiens den Italienern raten, sich ein anderes, größeres und wertvolleres Wunschobjekt zu suchen, als das Trentino, das selbst, wenn es zu dessen Zession kommen könnte, für Italien aus den obigen Gründen ein Danaergeschenk wäre.

Was zunächst die Wunschtheorie an und für sich betrifft, so hat dieselbe weder als Rekompensation noch als Ausfluß der nationalen Abrundungstheorie Hand und Fuß, wohl aber unter dem Gesichtspunkt des Gleichgewichts. Ein durch die Folgen des Weltkrieges an Macht besonders im Balkan bedeutend gewachsenes Österreich-Ungarn würde zwar bei Fortdauer des Dreibunds keine Gefahr für Italien darstellen, dagegen sicherlich einen dauernden bedrückenden Eindruck machen. Und dieser Eindruck würde genau derselbe sein, ob Italien ein paar südtiroler Alpentäler besitzt oder nicht. Aus diesem Grunde scheint eine neue, gerade von ruhigen und erfahrenen italienischen Politikern empfohlene Theorie weit richtiger zu sein als das nationalistisch-irredentistische Programm, nämlich Verhandlungen über eine Beteiligung Italiens an der Neugestaltung der Dinge auf dem Balkan sowie im nahen Orient. Es würde verfrüht sein, sich auf Details über diese Theorie einzulassen, ehe nicht der volle Sieg über den Dreiverband erkämpft ist; aber nach der derzeitigen militärischen Konstellation scheint es unzweifelhaft, daß die Zentralmächte die Bedingungen des Friedens diktieren werden. Dann aber können und werden sie auch Italiens Wünschen volle Geltung verschaffen, mögen diese auch nicht nur eine Basis auf der Balkanhalbinsel, sondern des weiteren das seinerzeit von Italien so bitter verschmerzte Tunis, das zu seiner Marinevorherrschaft im Mittelmeer notwendige Malta, vielleicht auch Nizza und Korsika umfassen.

Diese Details aber kommen in zweiter Linie. Von Bedeutung ist es dagegen, heute schon das Prinzip aufzustellen, daß auch Italien bei der Abrechnung, die die Zentralmächte mit den großen und kleinen Friedensstörern zu halten haben, nicht leer ausgehe, und seinen Wünschen die Richtlinie zu geben, die ihm wirtschaftlich und politisch ganz andere Vorteile für die Zukunft bieten als das im Grunde nur auf die Einflüsterungen der Entente zurückzuführende irredentistische Programm von der „nationalen Abrundung".

Dr. L. Bornemann: Der Entscheidungskampf für das Germanentum.

(Aus Essener akademischen Unterhaltungen.)

1. Von Rasse und Sprache.

In einer Zeitschrift für Erdkunde war kürzlich zu lesen, der gegenwärtige Krieg sei im wahrsten Sinne des Ratzelschen Wortes ein Kampf um den geographischen Raum, eine unerbittliche wirtschaftliche Notwendigkeit; ein Kulturkrieg nur insofern, als alle edlere Kultur abhängig ist von wirtschaftlichem Wohlstand. Auch Rassenfragen spielten keine Rolle, da alles durcheinanderwirre, Staat gehe gegen Staat im Umfang des ihm zugewiesenen geographischen Raumes und im Verfolg seines Gesamtinteresses. Demgegenüber halten wir fest, daß es sich um den Entscheidungskampf für das Germanentum handelt. Was ist Germanentum?

Lotze hat in seinem „Mikrokosmus" die Überzeugung durchgeführt, daß überall, auch im Seelenleben, der Mechanismus die Erlebnisse bedingt und doch nicht im entferntesten alles Erlebnis erschöpft. Auf dem Gebiete der Geschichte der Menschheit gehört hierher, was wir unter dem Begriff der Rasse zusammenfassen. Rasse muß vorhanden sein, wenn ein Volk Vortreffliches leistet, ja man darf von einem „heiligen" Gesetz der Rasse reden. Aber zur Entwickelung der Rasse wirken allerlei Umstände mit: außer dem Klima und der umgebenden Natur, woran man wohl zunächst denkt, sind es vor allem die Fügungen der Geschichte, zumal in schwierigen Zeitläuften, und die in den großen Persönlichkeiten aufgespeicherten Kräfte. So erwachsen Nationen. So haben sie sich seit dem Auftreten der Germanen aus dem Völkerchaos des römischen Imperiums gestaltet, und gerade das abgelaufene Jahrhundert hat Ranke einmal vorausschauend als Jahrhundert der Nationen bezeichnet.

Entspricht der Nationalismus dem erkennbaren Zweck der Menschheitsgeschichte? Es ist überaus bezeichnend, wie unter den gewaltigen Erschütterungen unserer Tage die deutsche Arbeiterpartei eine kurzgefaßte Äußerung ihrer norwegischen Freunde aufgenommen, unterstrichen und weitergegeben hat: der Internationalismus werde weiter wachsen auf Kosten des Nationalismus, nicht des Patriotismus. Das stimmt völlig zu der gesamten, sonst hocherfreulichen und durch Opferwilligkeit bewährten Stellungnahme unserer Volksmassen; indessen wie in aller Welt will man es auch nur theoretisch, geschweige in Wirklichkeit fertigbringen, die Patria, das Vaterland anzuerkennen und zugleich die Nation, das geborene-erzogene Volk zu verleugnen? Auch wer sonst sich für den Idealbegriff der Menschheit, der Einen Herde unter Einem Hirten, ins Zeug legt, sollte sich hüten, in der Einförmigkeit einer gleichmäßigen Masse die Erfüllung seines Wunsches zu erblicken. Aus der vaterländischen Geschichte, trotz aller staatlichen

Zerrissenheit, weiß er ja überdies, was eine Mannigfaltigkeit von Stämmen und Landschaften, Städten und Fürsten wert ist und im größeren Deutschland, dessen Advent wir jetzt erleben, wert sein wird. Entsprechend wird ihm die Berechtigung von Rassen und Nationen klar sein müssen.

Sei stolz, daß du ein Deutscher bist! Das Gegebene und die Freude am Gegebenen ist unser Ausgangspunkt, und wir finden es verwerflich, wenn ein gewisser Fritz Wüst, dessen gegen Chamberlain gerichtetes Buch leidergottes 1905 schon drei Auflagen erlebt hatte, „unsere germanischen Genien", nämlich „Heine, Schiller, Goethe, Beethoven, Wagner", sodann „Napoleon, das fleischgewordene Problem des vornehmsten Ideals, wie Nietzsche ihn nennt", endlich „unsere Bismarck, Moltke und die Helden des letzten großen Krieges" geboren sein läßt „aus dem Ekel vor ihrer Welt".

Indessen ist von germanischer Rasse doch nicht so leichthin zu reden. Die unvermischte Reinheit von Tacitus Germania besteht heute nicht mehr. Die Schwaben mit ihrem Reichtum an Helden deutschen Geistes sind frühzeitig mit keltischem und römischem Blut durchsetzt, der führende Preußenstaat hat aus alter und neuer Zeit seinen slavischen Einschlag usw. Dazu kommen manche sehr maßgebliche Zuflüsse aus gewissen Zeitläuften, worunter die französischen Flüchtlinge besonders erwähnt seien. Jedes Schulkind kennt Chamisso, der erste im Kriege von 1870 gefallene General war ein v. François, Fr. v. Sallet rühmt in seinem gedankenreichen Laienevangelium, wie er „deutschen Geistes Kind geworden", in den Adern von F. A. Lange floß von mütterlicher Seite her Hugenottenblut, und Paul de Lagarde, den man einen der deutschesten Deutschen nennt, hatte wenigstens von der Tante her den französischen Namen übernommen.

Bunter noch gestaltet sich die Germanenfrage durch allerlei widerspruchsvolle Meinungen. So hat ein recht verdienter Rassenforscher die Behauptung aufgestellt, daß Luthers Bild weniger germanische als slavische Züge habe, während umgekehrt Pestalozzi für Fichte mit Recht als echt deutscher Mann gilt, trotz des romanischen Einschlages. Nicht verweilen wollen wir bei jenen weitgehenden Aufstellungen, wonach germanischer Gesichtsausdruck rings auf Erden unter allen Rassen und Völkern begegne, ja manches Gesicht fern in Afrika germanischer sei als das manches Germanen; aber beachtenswert ist die bekannte, schwerlich berechtigte Anschauung des gut deutsch gesinnten H. St. Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", welcher den Keltogermanen im Westen und den Slavogermanen im Osten mitrechnend unter dem Germanen den homo européaeus verstehen will. Im Gegensatz zu einem von diesem Verfasser beigebrachten Grunde, nämlich dem, daß die Reformation Luthers längst vorher von Hus und von Wiclef angebahnt sei, wolle der Leser die Darlegung Fichtes in seiner 6. Rede würdigen, inwiefern es denn doch erst ein Deutscher war, der die Reformation bewirkt hat. Ob nicht auch die englische Kirche und die englische Geschichte seit jenem Tage aus dem Geleise gewichen ist,

wo Reformation ohne deutsches Gemüt sich vollzog? Alles geschichtlichen Sinnes bar aber ist die Behauptung des Internationalismus, auch die Reformation sei durch und durch international, wie Renaissance, Humanismus, Aufklärungs-philosophie und Revolution.

Um aber auf die eigentlichen Maßstäbe der Rassenforschung zurückzugreifen, so machen sich auch da Unsicherheiten geltend. Ist das blonde Haar feststehendes Merkmal der germanischen Rasse, wenn z. B. nordische Fischer von echt germanischem Typus tiefschwarzes haben? Hört der Schädel auf, einem Germanen zuzugehören, wenn er im Verhältnis der Breite zur Länge um ein Prozent über 75% zunimmt? Es bleibt bei dem, was Chamberlain betont: nicht auf das einzelne Merkmal kommt es an, sondern ob die Gesamttendenz des Bildes sozusagen dem künstlerisch geschulten Blick einleuchtet. Hiermit aber treten wir hinüber zu der vergeistigten Erscheinung, wir kommen vom Geblüt zum Gemüt. Wenn wir rassig sein wollen als Germanen, so müssen wir zeigen, daß wir die germanischen Ideen verkörpern. Diese aber greifen auch über die Rasse hinaus. Wenn einer an Befreiung durch den Geist glaubt, so gehört er, wie Fichte lehrt, uns zu, sei seine Rasse und Sprache wie sie wolle, und wer in diesen Tagen einmal der Bestattung jüdischer Soldaten beigewohnt hat, konnte nicht bloß echt deutsche Worte hören, sondern erlebte auch deutsche Gesinnung und deutsche Taten. Vor allem handelt es sich hier um die beiden deutschen Ideen der Freiheit und der Treue. Nicht jene Freiheit, die ihren Gelüsten lebt, sondern die, wo man, wie Arndt so schön sagt, leben darf, wie es dem tapferen Herzen gefällt. Auch nicht die Treue des Hundes, sondern bewußte Treue und vor allem die gegen sich selbst. Rasse ist ein Werdendes; „werde der du bist mit Bewußtheit!" sagt schon der hellenische Dichter. Von solchen Ideen belebt wird auch der Leib der Rasse ausgestaltet werden, wie das Holz der Geige unter der Führung des Künstlers. Deutsche Musik auf feinerem deutschem Holze.

Die Engländer oder, wie wir fernerhin sagen wollen, die Briten habe ich bisher nur einmal gestreift. Sind sie Germanen? Auch in Fichtes Reden werden sie nur ein einziges Mal genannt, aber er erkennt sie nicht als reine Germanen an, zu einer Zeit, wo an den überraschend handgreiflichen, aber keineswegs künstlich erzeugten Haß von heute in unserem Volk noch nicht gedacht wurde. Zwei ganze Reden Fichtes, in denen der Hörer grundlegend mit Sprachlehre behelligt wird, beziehen wir auf sie. Zeller freilich in einem Vortrage von 1859, also aus dem Jahre der verunglückten preußischen Mobilmachung, will von dieser „etwas zweifelhaften Deduction" des großen Philosophen nicht viel wissen und spricht von entschuldbarer „nationaler Selbstüberhebung" bei Fichte und bei Arndt. Allerdings in einzelnen Stücken werden wir Fichtes Reden nicht folgen, etwa wenn er Deutschland vor dem Welthandel warnt oder im Erziehungswesen die Familie ausschalten will. Was er aber aus Gesichtspunkten der Sprachlehre über das reine Germanentum sagt, das ist, selbst wenn es für den

Wissenschaftler ein Irrtum wäre, mehr wert als ein Dutzend auswendig gelernter Wahrheiten. Wie bekannt, erblickt Fichte das Unglück einer mit totem Sprachgut durchsetzten Sprache darin, daß sie auf dem Gebiet des Übersinnlichen außerstande ist sich einzufühlen. Daher auch eine Kluft zwischen Geisteswelt und Leben, kein recht eigentlicher Ernst oder Teilnahme des Gemüts dabei, Scheidung zwischen Volk und gebildeten Ständen, Mangel wahrer Dichtung, kein schöpferisches und wahrhaft philosophisches Sprachleben.

Man darf, um Fichtes Auffassung zu würdigen, heranziehen, was W. v. Humboldt am 14. 6. 1816 an seine Li geschrieben hat: „Man mag sagen, was man will, aber die deutsche Sprache ist doch der einzige Schlüssel der Menschheit." Ein hohes Wort, an das wir Deutschen von heute noch längst nicht heranreichen. Aber dieser W. v. Humboldt war nicht etwa ein phrasierender Alldeutscher, sondern ein ruhig feiner Denker von außerordentlich umfassenden Sprachkenntnissen, die vom Baskischen zu den nordamerikanischen Sprachen auf der einen Seite, zu den malaiisch-polynesischen auf der anderen Seite reichten, ein Gelehrter, dem die neuere allgemeine Sprachwissenschaft ihre Grundlage zu danken hat, nur daß der heutigen empirischen Sprachauffassung seine philosophischen kantischen Gesichtspunkte wunderlich fernliegen. (Dies wörtlich nach der Schrift des hervorragenden Dänen Thomsen „Sprogvidenskabens historie" 1902.)

Wenn neuerdings Rudyard Kipling erklärt hat, seine britischen Landsleute seien keine Germanen, dazu seien sie viel zu latinisiert, so hat er damit nur das Amen zu Fichtes beiden Reden gesprochen. Auf diese letzte Wurzel mag manches zurückgehen, was uns Deutsche von jenen Ungermanischen scheidet: ihr Imperialismus, welcher die Weltgeschichte auf den Stand des römischen Völkerchaos zurückschrauben möchte, ihr gesetzliches Sabbatchristentum mit leierndem Psalmodieren, ihr karthagischer Krämersinn, der selbst des Opiumkrieges sich nicht schämt, kurz ihr Mangel an Herz.

Als der junge B. G. Niebuhr, der sein Leben lang nächst Deutschland Britannien geschätzt hat, kurz vor 1800 bei befreundeten Familien in London und in Edinburg ist, schreibt er: „Das Allgemeine oder das Geistlose fast aller Gespräche ist wirklich niederschlagend. Daß man meines Hörens wenig über Politik redet, ist sehr gut, und weit besser als unsere deutsche Seuche, uns über diesen Punkt zu verlieren; aber daß gar keine Philosophie, bloß Erzählung und Gemeinplätze den Stoff der Gespräche ausmachen, daß Begeisterung, erhabener Ausdruck gänzlich fehlt, das schlägt mich nieder." Und in Schottland: „Solange ich dir von dieser freundlichen Familie schrieb, klagte ich dir auch über die Verschlossenheit derjenigen Mitteilung, bei der das Herz sich erweitert; es ist dies ein ganz nationaler Zug, nicht bei dem zu verweilen, was uns persönlich das Herz erfüllt."

Ich weiß recht wohl, daß es große Lobredner der Briten bei uns gibt oder noch kürzlich gegeben hat. So ist L. Gurlitt in seiner vielgelesenen Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland" ganz voll von ihnen. Und so fern stehe ich

diesem warmherzigen Verfasser auch gar nicht. Stelle ich die von ihm beigebrachten Einzelheiten zusammen, so betreffen sie durchweg unsere dem Briten unbekannte Bürokratie mit ihrer durch Vernichtung der Individualitäten herzustellenden Uniformität, und es ist in der Tat zu wünschen und zu hoffen, daß man unser deutsches Volk, nachdem es sich mündig gezeigt hat, auch als mündig behandeln lernt. Daneben rühmt Gurlitt die bekannte praktische Art des Briten, der sich nicht in Theorien einwickelt wie wir. Auffallend aber ist, daß Gurlitt schließlich als ganz besondere Tugend die „expediency“ preist. In Wörterbüchern findet man dafür die Übersetzung „Rätlichkeit“, ein kaum deutsches Wort; aber ich muß dabei bleiben, daß vielmehr die „Redlichkeit“ des Deutschen auf alle Fälle den Vorzug verdient, und verweise in dieser Hinsicht alle, die wie Gurlitt mit mir von Lagarde gelernt haben, auf dessen Gedicht vom jüngsten Gericht, wo die Höllenhunde Kompromiß und Opportunität heißen. Diese Höllenhunde mögen nach Britannien expediert werden.

Aber kehren wir zur Sprache überhaupt und zur Muttersprache insbesondere zurück und hören nochmals W. v. Humboldt: „Die Sprache schwebt in der Mitte zwischen Objekt und Subjekt, zwischen dem Endlichen und Unendlichen, zwischen der Tatsache und der Idee, zwischen der Welt und dem Ich. Was ist sie anders als die Blüte, zu der alles in des Menschen körperlicher und geistiger Natur zusammenstrebt, in der sich alles sonst Unbestimmte und Schwankende erst gestaltet, und die feiner und ätherischer als die immer tiefer mit dem Irdischen vermischte Tat ist? Sie ist aber ebenso die Blüte des Organismus der ganzen Nation.“ Seitdem ist trotz aller Philologie eine Geringschätzung der Sprache unter uns eingerissen, soweit es nicht auf äußerliche Zwecke ankommt; ja gewisse Naturwissenschaftler haben unverhohlen ausgesprochen, eine Verständigung, wenn sie möglich wäre, nach Art algebraischer oder chemischer Formen sei treffender als die herkömmlichen Sprachen. Davon, daß die menschliche Sprache selber erst durch Formung der Eindrücke zu Vorstellungen d. h. zu den grammatischen Elementen alles logische Denken vorbereitet und möglich macht, ahnen sie nichts. Übrigens ist auch der achtzigjährige Pestalozzi in seinem „Schwanengesang“ von 1826 nicht, wie viele meinen, irregegangen, indem er sich auf die elementaren Sprachformen und ihre Kräfte besann. Das sei wie es sei; aber zu wünschen ist jedenfalls, daß wir, statt die Fesseln der lateinischen Schulgrammatik nachzuschleppen, unserm Rud. Hildebrand folgten oder das unter uns unerreichte Muster des Dänen Grundtvig würdigen lernten, die Mundart mit ihrer heimatlichen Anschaulichkeit pflegten, uns der Sprachkraft eines Luther oder eines Rückert bewußt freuten und sprachkräftige Neuere wie den im September gefallenen Hermann Löns auf den Schild höben.

Man redet ja wohl davon, die Sprache sei die Seele des Volks, und man besinnt sich über das Fremdwörterunwesen. Aber wie äußerlich geht es dabei oft zu! Mit dem auf einen Schlag berüchtigt gewordenen „Adieu“ habe ich zwei

Erlebnisse gehabt, das eine vor dreißig, das andere vor drei Jahren. Ein Philologe, der einen hübschen Vortrag über die notwendige Säuberung unserer Heeressprache mit der Wendung schloß, wir sollten jetzt diesem welschen Tand ein „Adieu" . . . ach nein „Lebewohl" wünschen, war verdutzt, als ich ihm sagte, er habe mit diesem wohlvorbereiteten Bonmot sich selbst ins Gesicht geschlagen, denn zu allererst sei es doch unsere Pflicht, unsere Muttersprache verstehen zu lernen und nicht etwa solchem Tand „Lebewohl" zu wünschen. Das andere Mal trat ich in eine erste Klasse der Volksschule, als die Kinder einem hinausgehenden Pfarrer „Grüß Gott" nachriefen, und erhielt auf meine Frage, was dies denn bedeute, keine Antwort, bis ein sonst sehr tüchtiges Mädchen im Überzeugungston erklärte, „Grüß Gott" sei eigentlich französisch und heiße zu deutsch „Guten Tag". Mit dem Verbalismus, dem Stoffwürgen und Chinesentum wollen wir brechen und den Gedanken Humboldts und Pestalozzis besser Genüge leisten, dann werden wir vielleicht auch die Wahrheit der Fichteschen Darlegungen begreifen lernen. Gerade heutzutage aber sei der Wert unserer gemeinsamen germanischen Sprache mit ein paar Zeilen aus einem vlämischen Gedicht umschrieben, das genau vor siebzig Jahren in Gent entstanden ist und, wie wir hoffen, binnen einem Menschenalter dort fröhlicher widerklingen möge:

Ons zon (Sonne) is't vaderland.
En waar is't vaderland des duitschen stams?
Alom (überall), waer der Germanen tael (Sprache)
zich heft (erhebt) en bloeid (blüht) en't volk verrukt (entzückt),
daer is ons vaderland.

(Schluß folgt.)

Dr. Aurelia Horowitz: Etwas zur Geschichte der rumänischen Kriegspartei.

Die rumänische Kriegspartei steht mit Geschichte und Politik des Landes in losestem Zusammenhang. Seitdem Rumänien zu politischer Selbständigkeit gelangte, gab es im Lande zwei politische Parteien: die Konservativen, die Partei der alten Bojaren, die in den Interessen der Stände, der Macht und des Reichtums die Interessen des Landes am besten zu wahren glaubten, und die Liberalen, die Partei der Männer aus allen Volksschichten, die dank persönlicher Intelligenz oder durch irgendwelche Fähigkeit, das Aktuelle zu gestalten, es zu hohen politischen Ämtern gebracht hatten. Die Liberalen waren zum großen Teil junge Leute, die während ihres Studiums und sonstigen Aufenthaltes in

Paris manche Gedanken aus den Nachklängen der 48er Revolution aufgelesen hatten und sie in die Politik ihres Vaterlandes hineinzutragen sich bemühten.

Doch gerieten sie zuweilen ins Maßlose, und ihre Bestrebungen steigerten sich in Neuerungssucht, ohne dem Volksgeist und den Zeitgeboten immer Rechnung zu tragen.

Dies ließ eine dritte Partei — mehr Gesellschaft als Partei — erstehen: die Junimea*). Die Junimisten waren die jungen Söhne der alten Bojaren. Sie hatten sich von den Vorurteilen ihrer Väter befreit und legten mit den allerneuesten geistigen Waffen ihr Veto gegen die Übertriebenheiten der Liberalen ein. Da sie nun vor allem die Liberalen bekämpften, wurden sie, solange sie keine eigenen politischen Tendenzen verrieten, von den Konservativen mit offenen Armen aufgenommen. So befanden sich zwei Junimisten schon im ersten Ministerium unter Laskar Catargiu, einem Konservativen reinsten Wassers, dessen Tod viel später durch die Freude über den Sturz der Liberalen erfolgte. Erst als die Bestrebungen der Junimea aus dem literarisch-kulturellen ins politische Gebiet hinübergriffen, kam es zu einer Trennung zwischen Konservativen und Junimisten. Doch gelang es letzteren nicht, an die Regierung zu kommen, trotzdem die staatsmännische Überlegenheit ihres Führers — Peter Carp — von Parteigenossen und Gegnern gleicherweise anerkannt wurde.

Ein Häuflein auserwählter Geister ohne die breite bewegliche Masse hinter sich, eine Gruppe Kommandierender ohne die blind-gehorsame Gefolgschaft — harrten die Junimisten kommender Zeiten. Es wechselten Konservative und Liberale, Liberale und Konservative — und die Junimisten warteten. Wohl wurde jedesmal, sobald das Land sich in abgrundtiefer Gefahr befand, Peter Carp an die Regierung herbeigerufen, um, nachdem er seine Pflicht getan — den Staatswagen ins Geleise gebracht — wieder zu gehen; doch dies waren stets Intermezzos moralischen mehr als politischen Sieges.

Da kam 1907. Ein Jahr harter und schwerer Prüfung für das Land, das ein Jahr vorher seinen großartigen 40jährigen Aufschwung in der Ausstellung zu Bukarest gefeiert hatte. Es ist nicht jetzt die Zeit und nicht hier der Platz, auf die unglücklichen Bauernaufstände einzugehen. Unglücklich in ihren Ursachen, Ausführungen und Folgen. Nur an eins von damals möchte ich erinnern: Auch damals waren es die Nationalisten, die das Volk in Abenteuer hineintrieben, wie sie es jetzt tun möchten. Über Nacht hatten sie das Elend des Volkes bemerkt und ebenso über Nacht wollten sie dies Elend abschaffen. An der Spitze stand Herr Professor Jorga. Der Mann mit dem Ehrgeiz des Reformators und der Seele des Demagogen, der geschickte Reklameheld, der aus der Gegenwart stets das Gegenwärtigste anzupreisen oder anzudrohen versteht, je nachdem es am schnellsten und leichtesten die Menge in Bewegung setzen kann.

*) „Die Junimea“, Frankf. Zeitg. 266, 25. Sept. 1914.

So reiste Herr Nicolai Jorga im Jahre 1907 wie in den ersten Kriegsmonaten des Jahres 1914 aus einer Provinzstadt Rumäniens in die andere und hielt damals wie jetzt seine berühmten Reden. Und damals wie jetzt erreichte er durch diese Reden voller Schlagworte und patriotischer Ausrufe seinen Zweck: Herrn Nicolai Jorga populär zu machen. (Doch das rumänische Volk muß nur an 1907 denken, so wird es die Hetzreden richtig einzuschätzen wissen.) 1907! — Während das Land unter dem Hetzzunder lichterloh brennt, während Gutsbesitzer niedergemetzelt, jahrelang erworbene Reichtümer vernichtet, gefüllte Speicher und Getreidescheunen niedergebrannt, große Dörfer geschleift, Väter von Söhnen und Brüder von Brüdern erschossen werden — die Ausübung dieser traurigen Pflicht erscheint, selbst angesichts des Weltkrieges, als die größte Tragödie, die man sich ausdenken könnte — während die aufgewiegelten Bauern die Kirchhöfe und Zuchthäuser füllen, sind die Hetzer von der Bildfläche verschwunden. Herr Nicolai Jorga sucht das Weite, oder er hält sich, wie angenommen wird, bei Freunden verborgen. Erst nachdem alle und jede Gefahr vorbei ist, kommt er wieder zum Vorschein. Und doch! — — Vielleicht sind die Opfer von 1907 nicht zu groß, wenn sie zur Warnung und Lehre dienen sollten für eine Zeit, wo die Existenz des Landes, das Wohl des Volkes — beider Gedeihen, das ein weiser Herrscher in 48jähriger Arbeit gründete und festigte, aufs Spiel gesetzt werden soll.

1907! — Herr Jorga hält seine nationalen, zündenden Reden, die von ihm reden machen, und sieht, wir hoffen, mit Entsetzen, das allzu gelungene Werk. Die Leichen wachsen ihm turmhoch über den Kopf. Seine Forderungen an das Volk und für das Volk verstummen; solange wenigstens, als Reden den Mut und die Selbstlosigkeit eines wirklichen Reformators erfordert.

Den zitternden Händen der Konservativen entgleiten die Zügel der Regierung. Da ihnen der Atem ausgeht, sehen sie sich genötigt, neuen Luftströmungen Einlaß zu gewähren. Diese neubelebenden Luftzüge kommen den Vätern von den Söhnen. Logischer- und psychologischerweise verbinden sich die alten Bojaren mit den jungen, die inzwischen auch alt geworden waren. Die Konservativen mit den Junimisten.

Neben diesen steht im konservativen Lager ein Mann aus dem Volke auf, ein sehr begabter, sehr kluger Kopf, Herr Take Jonescu. Er nennt sich, da die Umstände dem Namen günstig scheinen: einen Demokraten. Befindet man sich ja in einem Jahre der Revolution. Allein es ist im Worte Demokrat ein ungewohnter Klang. Bei dem einen löst er Mißtrauen, bei dem anderen Furcht aus. Herr Take Jonescu ist klug genug, auch das zu erkennen, und er versieht den neuen Namen mit einer bereits alt eingeführten Marke. Er nennt sich: konservativ-demokratisch. Als Demokrat wie als Staatsmann hat Herr Take Jonescu bis jetzt in Rußland den größtmöglichen Feind sowohl seiner politischen

Gesinnung als auch seines Vaterlandes gesehen. Um so merkwürdiger ist es, daß er sich so plötzlich und radikal Rußland zuwendet. Die Sympathie für Frankreich, das Nesthäkchen der Rumänen, allein tut es nicht. Denn so echt und wahr diese Sympathie sein mag, wahrer und stärker ist der Selbsterhaltungstrieb, und dieser sieht und muß in Rußland eine stets drohende Gefahr sehen. Auch die Überzeugung Herrn Jonescus, daß England das Vorbild des konstitutionellen Staates wäre, ist kein genug kräftiger Grund, um seine alte, in Wort und Schrift niedergelegte Überzeugung umzustoßen, daß jede Machterweiterung Rußlands ein Schritt zur Vernichtung von Rumäniens Bestand und Wohlgedeihen bedeutet. — Komisch nimmt sich das Zusammengehen von Nicolai Jorga und Take Jonescu aus, deren Politik jederzeit entgegengesetzten Richtungen zustrebte. Sie haben beide nur das eine Gemeinsame, daß sie den im Lande anerkannten Parteien nicht angehören, auf die Gelegenheit lauern, sich Parteien zu bilden und patriotisches Gezeter und Kriegstumult für die günstigste Gelegenheit dazu halten. Da sie jedoch kein gemeinsames Ziel haben können, weil jeder von ihnen nur die persönlichen Interessen verfolgt, können sie weder die Sache, noch sich selbst gegenseitig fördern, sondern sich nur hindernd in den Weg treten. Während nun Take Jonescu, der gewiegte Diplomat, sein Ziel unbeirrt im Auge behält, schreit sich Nicolai Jorga heiser, tritt sich selbst auf die Füße und stolpert über sich selber. Als Geist, der stets verneint, hetzt er ebenso aus Liebe zur Kunst, wie aus Eitelkeit. Wo diese zwei Leidenschaften sich in die Quere kommen, muß er sich widersprechen, gegen sich selbst gestikulieren. Würde die Regierung die Notwendigkeit eines Krieges aussprechen, Herr Jorga ist sicher der erste, zu protestieren. Er würde im Lande herumreisen und Ansprachen an das Volk halten, nur würden diese Ansprachen anders lauten als jetzt. Etwa: „Rumänen! Grundausbeuter wollen euch zu Schlachtopfern gebrauchen! Doch nimmermehr! Euch hinmorden lassen, damit eine territoriale Erweiterung die Gutsbesitzer neuerdings bereichere?! Wem gehört der Boden eurer Väter? Besitzet den! Fordert den, ehe ihr mit eurem Blut für neuen kämpft!" — Ebenso merkwürdig und komisch ist die Gesinnungsgenossenschaft zwischen Constantin Mille und Nicu Filipescu. — Im Grunde ist Herr Filipescu der einzige echte Konservative der Kriegspartei, der als eingefleischter Gegner der Liberalen niemals unbeanstandet lassen kann, was eine liberale Regierung beschließt. Außerdem ist es bekannt, daß Herr Nicu Filipescu mit der Waffe ein bißchen schnell und leichtsinnig umzugehen liebt*). Und niemand weiß das so gut wie Herr Constantin Mille. Ich erinnere mich, daß Herr Filipescu vom „Adevarul", dem Zeitungsorgan Herrn C. Milles, nie anders als „Mörder" genannt wurde. — Der Führer jedoch der Konservativen, Herr Marghiloman, ist Junimist. Er gehört der Partei an, der

*) Nicu Filipescu hat einen Journalisten, der ihn in der Presse angegriffen, niedergeschossen, vor etwa 16 Jahren.

Rumänien die Schaffung einer nationalen Kultur und Kunst zu verdanken hat. Mag Herr Marghiloman nun von Herrn Filipescu auch zu manchen Konzessionen veranlaßt worden sein, er ist der Nachfolger Peter Carps, des Mannes, der Rumänien wiederholt von Gefahr befreit und es nie in Abenteuer gestürzt hat eines fraglichen Ruhmesblättchens wegen für sich oder für sein Vaterland.

Chefredakteur Otto Hoberg: Die Aussichten für den deutschen Handel in Nordpersien.

Die Eroberung von Täbris durch die Türken nach ihrem siegreichen Vormarsch durch Persisch-Aserbeidschan, unter Zulauf von Tausenden kurdischer und persischer Freiwilliger, stellt einen der wichtigsten Erfolge im russisch-türkischen Krieg dar, da sie die von den Persern so lange ersehnte Befreiung Nordpersiens von der drückenden Okkupation der Russen bedeutet. Eingeweihte Kreise werden sich jetzt darüber klar sein, was dieser Vormarsch der uns verbündeten Türkei für den Namen und den deutschen Handel, der namentlich in den letzten 10 Jahren trotz des naturgemäßen Überwiegens des russischen und englischen Gesamthandels und der ihm auferlegten Beschränkung überraschende Fortschritte gemacht hat, bedeutet. Waren doch im Verkehr mit Persien, dem auch heute noch der handelspolitische Anschluß an Deutschland fehlt, den deutschen Kaufleuten bisher beide Hände gebunden, vor allem dadurch, daß es keine direkten Transportwege nach Persien gab. Zur Eindeckung der Warenbedürfnisse standen dem deutschen Handel in Nordpersien nur vier Wege offen. Erstens der Versand der Waren in Postpaketen bis zu 4,9 Kilogramm brutto pro Kollo, transito Rußland via Tiflis bis Russisch-Dschulfa (2 Mk. pro Kilogramm), und von da nach Täbris durch die persische Post (0,75 Mk. Weiterbeförderungsgebühr). Zweitens der Bahnversand durch Rußland unter Verzollung. Außerdem der Seeweg bis Batum und von da per Bahn bis Dschulfa, ebenfalls ohne Transit, und schließlich die Beförderungsmöglichkeit über Trapezunt durch Kamelkarawane nach Täbris. Dieser Weg, bei dem man unter Umständen mit einer Reisedauer bis zu sechs Monaten zu rechnen hatte, wurde zumeist für alle die Waren gewählt, die für den Postverkehr ungeeignet waren und ihren Entstehungspreisen nach eine Verzollung in Rußland nicht zuließen. Wenn nun auch diese Zufahrstraßen nach Nordpersien einem Teil des deutschen Handels die Einfuhr nicht unlohnend machten, so konnten sie nicht gerade als vorteilhaft und bequem erscheinen, und bildeten im Grunde genommen für den deutschen Industriellen und Exporteur ein

ganz ungewöhnliches Hemmnis. Obwohl z. B. Englands Anteil an der persischen Einfuhr von 132,302,000 Krans (1 Kran gleich 38 Pfg.) im Jahre 1906/07 auf 86,382,000 Krans in 1912/13 fiel, während Deutschland den Import im gleichen Zeitraum von 8,335,000 Krans auf 21,388,000 Krans vermehren konnte, und so überraschend sich auch der 1904 eingerichtete, auf Rußlands Wohlwollen angewiesene Postpaketverkehr über Rußland entwickelte, so daß dieser Handel von allen in Nordpersien eingeführten Postkollis beinahe die Hälfte erreichte, ebensowenig konnte das alles einen Ersatz bieten und auf die Dauer ausreichen, es sei denn, daß es dem Deutschen Reiche möglich würde, einen offenen Handelsweg nach Persien (Bagdad-Westpersien) zu schaffen.

Nach den neuesten Ereignissen besteht nunmehr die Aussicht, daß sich diese, für den deutschen Handel unerquicklichen und unwürdigen Verhältnisse ganz wesentlich ändern werden. Zunächst dürfte sich einmal zwischen Rußland und Nordpersien ein breiter Gürtel schieben, der das russische Reich von der Provinz Aserbeidschan abschneidet und damit der Beherrschung der russischen Interessensphäre in Persien ein Ende macht, in dem der deutsche Kaufmann festen Fuß fassen kann.

Persien ist seinem Flächeninhalt nach dreimal so groß wie Deutschland. Sein Gesamthandel stieg von 784,417,000 Krans im Jahre 1906/07 auf 1,003,909,000 im Jahre 1912/13, wobei die russische Einfuhr in dem zuletzt genannten Berichtsjahr allein einen Wert hatte von 328,980,000 Krans, woraus sich genügend Schlüsse auf die bereits bestehenden Möglichkeiten ziehen lassen, die namentlich in der nördlichen Provinz Aserbeidschan mit der Hauptstadt Täbris, des wichtigsten Handelsplatzes Persiens, für den deutschen Kaufmann und Unternehmer vorhanden sind. Russen und vor allem Armenier haben allmählich den ganzen Handel dieser reichen Provinz an sich gerissen, obwohl beide, und der Russe schon aus politischen Gründen, nicht geeignet sind, sich das Vertrauen der Bevölkerung und der einheimischen Kaufleute zu erwerben. Im Detailhandel selbst ist der Russe wenig anzutreffen; er beherrschte nur vermöge der geographischen Lage seines Vaterlandes und des Transitverbotes fremder Waren durch Rußland den Engrosmarkt in Massengütern (Petroleum, Zucker und Tee) und Massenfabrikaten (Baumwolle, Eisen, Holzwaren und billige Glaswaren). Als Detailhändler in europäischen Fabrikaten, deren Absatz speziell in Täbris stark angewachsen ist, tritt fast nur der in Persien wenig beliebte Armenier auf; das von Täbris Gesagte gilt auch für Urmia, das ein reiches Hinterland besitzt, ferner von Choi, Sutschbulak usw. Unsere deutsche Ware ist gut und billig, und daher in Persien äußerst beliebt, unser deutscher Kaufmann arbeitsam und ehrlich. Dem Handwerk, das in Persien auf einer überaus niedrigen Stufe steht, dem Detailkaufmann, dem deutschen Exporteur und Importeur bot Persien schon vor dem Kriege ein dankbares, zum großen Teil noch sehr wenig beachtetes Feld, wobei hervorgehoben werden soll, daß auch die Ausfuhr der Produkte des Landes,

wie Mandeln, Rosinen, Gummitragant und anderer Drogen ein recht einträgliches Geschäft bildet, das fast nur in den Händen der armenischen Kaufleute liegt.

Der einzig richtige Weg, den Export nach Persien überhaupt energisch zu betreiben, ist die Einrichtung eines ständigen Musterlagers in den Händen eines ortsansässigen europäischen Kaufmannes. Niederlagen deutscher Handelshäuser müßten jedoch, um über die unausbleiblichen, kostspieligen ersten Lehrjahre hinwegzukommen, vor allen Dingen genügend finanziert sein. Neben einer hinreichenden finanziellen Grundlage erscheint eine gründliche Kenntnis der Landessprache und Gebräuche unerläßlich. Für den einzelnen deutschen Exporteur ist es denn auch wenig ratsam, in Persien Filialen zu gründen, während durch Zusammenschluß einer Gruppe von Exporteuren nach Muster der russischen Textilfabrikanten alles zu erreichen ist. Es gibt heute in Persien keine deutsche Firma, die nicht stark erweiterungsfähig wäre, und es ist nicht schwer, in verschiedenen Landesteilen eingeführte deutsche Firmen zu finden, die imstande und bereit sind, Hand in Hand mit einer solchen Interessengruppe zu arbeiten und je nach Bedarf ein Netz von Zweigstellen über das ganze Land auszubauen.

Darin, daß alle Bankgeschäfte durch die russische und englische Bank geschehen mußten, liegt ein Hauptgrund für den immerhin noch geringen Anteil Deutschlands an dem Gesamthandel Persiens, und es ist an uns, schon jetzt zur Gründung und Eröffnung einer deutschen Bank in Persien zu schreiten, die sofort ihren Betrieb eröffnen und ein Fundament für den deutschen Handel in Persien bilden könnte.

Dr. von Bilguer: Der Krieg und der Vatikan.

Der neue Papst hat allen römischen Geistlichen die strengste Neutralität auferlegt und ist selbst aufs redlichste bemüht, seine auf sich genommene Friedensmission allen heute kriegführenden Völkern zugute kommen zu lassen. Das so wohlgemeinte „Friedensgebet" gab dafür einen neuen Beweis.

Und so steht heute denn der Vatikan als eine neutrale Macht par excellence da, dessen Neutralität und Friedensliebe auch von allen offen und stillschweigend anerkannt wird.

Aber was kann in diesen Zeiten sich nicht alles ereignen, um diesen Zustand jäh zu stören? Gewiß gibt Italien — wie bisher — sich alle Mühe und wird sich alle erdenkliche Mühe geben, die ihm durch die Ereignisse von 1870 zugefallene

und sodann von ihm feierlich übernommene materielle Beschützerrolle des Papstes und dessen, was man gewöhnlich den „Vatikan" nennt, weiter zu spielen, mit anderen Worten, die Bestimmungen des sogenannten Garantiegesetzes strikt durchzuführen.

Dieses, am 13. Mai 1871 verkündete Gesetz gewährt bekanntlich dem Papst und dem Vatikan alle Rechte eines vollkommenen Souveräns. Die päpstlichen Paläste wurden für exterritorial erklärt, und der Appellhof von Rom versicherte noch am 16. Juni 1883 ausdrücklich, daß der Papst — nach dem italienischen Staatsrecht — „obwohl körperlich in Italien, dennoch sich außerhalb des Königreichs Italien befände". In ähnlicher Weise lautete der Spruch des höchsten Kassationshofes vom 5. März 1885.

Danach stellt denn heute der Vatikan in staatsrechtlicher Hinsicht eigentlich nichts anderes dar, als den alten souveränen Kirchenstaat, der seit 1870 auf das vatikanische Gebiet zusammengeschrumpft ist. In Wirklichkeit übt denn der Papst hier auch alle diejenigen Rechte aus, die er im früheren Kirchenstaat besaß. Von diesen Attributen des Souveräns ist das in die Augen springendste das Vorhandensein des beim Papste beglaubigten diplomatischen Korps, sowie die Beglaubigung päpstlicher Diplomaten bei fremden Staatsoberhäuptern. Das Garantiegesetz besagt in seinem Artikel 11 wörtlich: „Die Gesandten der fremden Regierungen bei Seiner Heiligkeit genießen im Königreich alle die Prärogative und Freiheiten, die den diplomatischen Agenten nach dem internationalen Rechte zukommen." Die territoriale Unverletzlichkeit wird streng durchgeführt, denn nach Art. 7 des Garantiegesetzes „darf kein Beamter der öffentlichen Autorität oder Angehörige der bewaffneten Macht die Paläste und die gewöhnlichen oder zeitweiligen Residenzen des Papstes, ohne dessen Erlaubnis, betreten." Zu den weiteren Attributen der vatikanischen Souveränität gehört das Halten eigener Garden und Soldaten sowie die eigene Gerichtsbarkeit, die von Leo XIII. am 25. Mai 1882 neugeregelt wurde.

Dieser nun seit fast einem halben Jahrhundert andauernde Zustand, der trotz aller periodisch wiederkehrenden Agitation, durch die Macht der Gewohnheit, den Charakter eines leidlichen Modus vivendi angenommen hat, könnte nun plötzlich gestört werden, wenn Italien in irgendeinen Krieg verwickelt werden würde.

Wir haben nicht den geringsten Grund zur Annahme, daß die italienische Regierung es jemals an gutem Willen fehlen lassen werde, seine garantiegesetzlichen Verpflichtungen, die ja außerdem internationale Verbindlichkeit*) haben, zu vernachlässigen. Im Gegenteil, Italien würde ein doppeltes Interesse an der

*) „Indem wir Rom zur Hauptstadt Italiens machen, ist unsere erste Pflicht zu erklären, daß die katholische Welt in ihrem Glauben durch die Vollendung unserer Einheit nicht bedroht sein wird." (Zirkular des Ministers des Auswärtigen vom 18. Oktober 1870 an die Vertreter im Auslande.)

strikten Befolgung des Gesetzes haben, den anderen christlichen Mächten gegenüber*) und zweitens mit Rücksicht auf seine eigenen katholischen Untertanen.

Es könnte sich gegebenenfalls also nur um materielle Schwierigkeiten handeln, die eventuell stärker sein könnten, als der gute Wille und die Macht der italienischen Regierung.

Nehmen wir als Hypothese an, Italien sei in einen Krieg mit XX. verwickelt. Was würde — nach der Abreise des betreffenden Gesandten beim Könige und seiner Landsleute — aus dem Gesandten beim Vatikan werden, was aus den derselben Nation angehörenden Kardinälen, den Bischöfen, den Mitgliedern der hiesigen päpstlichen Kongregationen und Dikasterien, aus den Studenten und Seminaristen und endlich aus den Instituten, die dieser Nation angehören?

Denn, wohlverstanden, alle diese Vorgenannten wohnen nicht auf exterritorialem Gebiet, sondern in Rom, also im Königreich Italien. Die Kardinäle, besonders die Diplomaten, könnten vielleicht ein Asyl im Vatikan finden (wie z. B. der Kardinal Ledòchowski), aber auch hier würden sie wahrscheinlich verhindert sein, mit ihrer Regierung zu korrespondieren, denn dies müßte durch italienische Post- und Telegraphenbeamte erfolgen, also durch Kriegsfeinde ihres eigenen Landes. Auch die materielle Lage aller dieser Persönlichkeiten, ihre Ernährung, wäre ganz und gar von Italien abhängig.

Und vergessen wir nicht die Hauptsache: könnte man es gerechter Weise Italien allzusehr verdenken, wenn es in seiner eigenen Hauptstadt, am Sitze seiner Regierung und seines Generalstabs, keine Angehörige eines Landes haben möchte, das gegen ihn Krieg führt? Wie aber würde es erst kommen, wenn Rom selbst etwa vom Feinde belagert oder angegriffen werden würde? Oder die Italiener gar geschlagen?

Man sieht, die Verhältnisse könnten einmal stärker werden, als das Garantiegesetz und der beste Wille, dasselbe durchzuführen. —

---

*) „Um jeden Verdacht zu beseitigen, Italien wolle sich in irgendeiner Weise in die Angelegenheiten der fremden Kirchen einmischen, hält die Regierung Seiner Majestät, getreu ihres gegebenen Versprechens, es für notwendig, den päpstlichen Stuhl als eine souveräne Institution anzuerkennen etc." (Bericht des Ministers Ricasoli vom 2. November 1870 an den König Viktor Emanuel II.)

Georg Schmitz: Die Opfer der Schlachten.

Die bange Frage nach den blutigen Opfern dieses gewaltigsten aller Kriege bewegt in diesen Monaten tiefer als viele andre vielleicht die Herzen. Schon gehen, genährt von den meist übertriebenen Schilderungen ausländischer Kriegsberichterstatter, die phantastischsten Zahlen von Mund zu Mund, Zahlen, die den Stempel der Unwahrheit an der Stirne tragen. Wie war es doch nach Lüttich? Einer raunte es in geheimnisvoller Wichtigtuerei dem andern zu: 20 000 Tote! Auch diese Zahl stammte aus ausländischen Blättern. Heute freilich wissen wir's besser: nicht viel größer war überhaupt die Heldenschar, die zum Sturm auf die starke Festung antrat.

Bis heute haben sie uns nichts geschadet, all diese Lügennachrichten von deutschen Verlusten. Gott sei Dank! Auch darin hat das deutsche Volk sich herrlich bewährt: sein gutes Vertrauen ist fest und siegesfroh geblieben, wie in den Tagen der ersten Siege.

Aber es ist auch kein Anlaß da zu übertriebener Sorge, wie unsere Feinde sie auf Umwegen in unsere Herzen säen möchten. Das eine ist freilich gewiß: die Opfer an Blut und Leben, die dieser Krieg von unserm Vaterlande fordert, werden schwer und bitter sein. Doch wir haben keine Ursache, die übertriebenen Schilderungen ausländischer Blätter, die denen gleichen, die man uns in den Romanen vom „Zukunftskrieg" jahrelang mit blutigem Pinsel an die Wand gemalt hat, zum Maßstab der Wirklichkeit zu machen. Wir dürfen vielmehr hoffen, daß trotz aller todesmutigen Tapferkeit unsrer Truppen die Opfer dieses Krieges im Verhältnis nicht größer, sondern menschlichem Ermessen nach geringer sein werden als die, die unsere Väter und Mütter mit Heldenmut für das Vaterland getragen haben. Denn die Kriegsgeschichte der letzten drei Jahrhunderte lehrt, daß die Verluste an Toten und Verwundeten, an der Gesamtzahl der Streitenden gemessen, immer geringer werden.

Diese Tatsache mag im ersten Augenblick verwunderlich erscheinen. Man denkt an die wachsende Wirkungskraft der modernen Waffen, an die Furchtbarkeit all der Kriegsmaschinen, mit denen ausgerüstet die Heere heute in die Schlachten ziehen, und schließt daraus ohne weiteres, daß diesem erhöhten Aufwand an Mitteln auch eine erhöhte Wirkung entsprechen müsse, ohne zu bedenken, daß in gleichem Verhältnis auch die Gegenwirkung gewachsen ist. So ist der zunehmenden Feuerschnelligkeit und Schußsicherheit gegenüber die Gefechtsentfernung immer größer geworden, und die Gefechtsform hat sich den veränderten Verhältnissen immer enger anzupassen gewußt. Von der geschlossenen Lineartaktik ist man allmählich zum Kampf in aufgelösten Schützenschwärmen,

vom Gefecht in gedrängten, aufrechtstehenden Gliedern zu dem der lockeren, aus liegender, wohlgedeckter Stellung feuernden Schwärme übergegangen. Ja, der ständig wachsenden Gefechtsentfernung und der unablässigen Verkleinerung der Ziele hat die Feuerschnelligkeit und die Schußsicherheit nicht einmal Schritt zu halten vermocht. Wenn die Schußgenauigkeit gegen früher auch bedeutend gestiegen ist, so sind gleichzeitig die Gewehre doch auch gegen Versehen der Schützen, wie sie in der Aufregung der Schlacht nur allzu häufig sind, viel empfindlicher geworden, was am besten daraus hervorgeht, daß man den größten Teil der Verluste in den modernen Schlachten nicht den eigentlich gewollten Treffern, sondern der sogenannten Fehlschußwirkung zuschreibt.

Doch deutlicher als alle theoretischen Überlegungen lehrt ein Blick auf die bedeutendsten Schlachten der letzten drei Jahrhunderte das ständige, fast gesetzmäßige Sinken der Verluste.

Im 30 jährigen Kriege sind Verluste von 30% und darüber das gewöhnliche. So ließen z. B. bei Wittstock (1636) die Schweden 32%, die Kaiserlichen 33%, bei Breitenfeld (1642) die Kaiserlichen ebenfalls 33% und bei Nördlingen (1645) über 35% ihrer Streiter tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld zurück.

Blutiger noch sind, zu einem guten Teil wohl infolge der unerhörten Tapferkeit seiner Truppen, einige Schlachten Friedrichs des Großen. So verlor er bei Kolin (1757) 40%, bei Kunersdorf (1759) 36% seiner Truppen. Das sind ungeheure Verluste, die zugleich ein herrliches Zeugnis für den Geist der friderizianischen Armee ablegen. Denn nur außergewöhnliche Truppen sind imstande, solche Opfer auf sich zu nehmen, ohne völlig zusammenzubrechen.

Auch die napoleonischen Kriege zeigen in ihren großen Schlachten im wesentlichen noch dasselbe Bild. Aspern (1809) kostet die Franzosen 40%, die Österreicher 26%, Borodino (1812) die Franzosen 25%, die Russen 30%, Leipzig (1813) die Verbündeten 22,8%, die Franzosen 25,7% und endlich Belle Alliance die Franzosen 33%, die Verbündeten 25% ihrer Truppen an Toten und Verwundeten. Die Schlachten der Befreiungskriege sind die letzten großen Kämpfe, die Gesamtverluste von über 20% zeigen. Bei Magenta (1859) betragen die beiderseitigen Gesamtverluste schon nur mehr 8%, bei Plewna (2. Schlacht, 1877) bedecken 17,5% der russischen und 20% der türkischen Streiter das Schlachtfed.

Auch die Schlachten des deutsch-französischen Krieges zeigen das fast gesetzmäßige Sinken der blutigen Verluste. So betragen die Opfer an Toten und Verwundeten:

bei Wörth:	für die Deutschen	11,3 %,	für die Franzosen	19,8 %
„ Spichern:	„ „ „	11 %,	„ „ „	14 %
„ Vionville:	„ „ „	20 %,	„ „ „	10 %
„ Gravelotte:	„ „ „	9,51 %,	„ „ „	6 %

Im Burenkriege stiegen die Gesamtverluste der Engländer nur selten einmal über 10%. So büßten sie bei Maggersfontein (1899) 7% an Toten und Verwundeten ein.

Eine Ausnahme von der Gesetzmäßigkeit, die sich nach diesen Zahlen für die ständige Abnahme der Opfer des Krieges in der letzten Zeit ergibt, machen scheinbar die Schlachten des russisch-japanischen Krieges. Verluste von weit über 20% sind die Regel. So kostet die Schlacht am Yalu die Russen 30%, Mukden 23% ihrer Streiter an Toten und Verwundeten; für die angreifenden Japaner sind die Opfer trotz ihrem Todesmut meist etwas geringer. Das Bild ändert sich aber sofort, wenn man die Dauer der Schlachten in Betracht zieht. Bis dahin hatte man im allgemeinen mit eintägigen Kämpfen zu rechnen; im ostasiatischen Krieg aber dauerten die vier Hauptschlachten allein 40 Tage. Setzt man diesen Umstand in Rechnung, und man muß es, will man kein schiefes Bild erhalten, so ergibt sich für die Japaner ein blutiger Verlust von 2%, für die Russen ein solcher von 1,7% für den Tag.

Viel deutlicher noch als durch den Vergleich der Gesamtverluste einer Schlacht oder eines Schlachttages wird das Sinken der Verluste, wenn man die eigentliche Kampfdauer in Betracht zieht und vergleicht. Dann ergeben sich bei

Kolin	für die	Preußen	8 %,	für die	Österreicher	2,4 %
Kunersdorf	„ „	„	6 %,	„ „	Russen	4,5 %
Aspern	„ „	Franzosen	2,5 %,	„ „	Österreicher	4,5 %
Magenta	„ „	Verbündeten	1 %,	„ „	Österreicher	1 %
Vionville	„ „	Deutschen	1 %,	„ „	Franzosen	0,5 %
Gravelotte	„ „	„	1,6 %,	„ „	Franzosen	0,9 %
Mukden	„ „	Japaner	0,5 %,	„ „	Russen	0,6%

der Streiterzahl an Toten und Verwundeten.

Unter den heutigen Verhältnissen wird man für bedeutendere Schlachten im Allgemeinen mit einem blutigen Verlust von 10—12% zu rechnen haben. Die ungeheure seelische Wirkung der modernen Waffen wirft meist schon vorher den schwächeren Teil über den Haufen und verhütet so weitere Opfer. Die Zahl von 10—12% mag auf den ersten Blick zu niedrig erscheinen, aber sie entspricht den Tatsachen. Trotzdem bedeuten auch 10% bei den modernen Riesenheeren schon eine Ziffer, die uns die Furchtbarkeit der Schlachten dieses Krieges begreifen lehrt: sie bedeuten, daß, eine halbe Million Streiter angenommen, 50 000 Tote und Verwundete nach dem Kampfe die Walstatt decken. Das hindert natürlich nicht, daß todesmutige Truppenteile auch heute noch weit größere Verluste auszuhalten vermögen und auch in diesem Kriege schon ausgehalten haben. Zu Friedrichs des Großen Zeiten waren Verluste von weit über 50% bei einzelnen Truppenteilen keine Seltenheit. So ertrug in der Schlacht bei Soor (1745) das Grenadier-Bataillon von Wedel einen Verlust von 77% mit

Heldenmut. Es verlor in einer knappen Stunde von 12 Offizieren und 390 Mann nicht weniger als 10 Offiziere und 301 Mann. Bei Kolin ließ die 19 000 starke friderizianische Infanterie in drei knappen Stunden 12 307 Mann an Toten und Verwundeten auf dem Platze, das sind 65%. Auch noch im deutsch-französischen Kriege hatten einzelne Regimenter ganz ungewöhnlich starke Verluste. Bei Gravelotte verlor die Garde-Infanterie auf dem entscheidenden Flügel beinahe 30% an Toten und Verwundeten, die Gardeschützen mußten in ungefähr dreiviertel Stunden sogar einen Verlust von 44% (100% der Offiziere!) über sich ergehen lassen. Und das I. Bataillon des 2. Garderegiments stürmte bei einem blutigen Verlust von über 55% noch zum Siege.

So furchtbar all diese Zahlen sind, eins darf man dabei nicht vergessen: es handelt sich zum weitaus größten Teil um Verwundete, und zwar um Leichtverwundete. Im ostasiatischen Kriege kam auf 5 Verwundete ein Toter, und nach den bis jetzt veröffentlichten Verlustlisten scheint das gleiche Verhältnis auch für diesen Krieg das gewöhnliche zu sein. Der geringe Prozentsatz der Toten hat hauptsächlich seine Ursache in der humanen Wirkung des modernen Infanteriegeschosses, das weitaus den größten Teil der Verluste verursacht. Im russisch-japanischen Kriege waren auf beiden Seiten ziemlich genau 86% aller Verluste Gewehrschüssen zuzuschreiben; bei 62% davon handelte es sich um leichtere Verwundungen. Auf die wesentlich inhumanere Artilleriewirkung entfielen nur 11,4%, auf die blanke Waffe 3,2% der Verluste. Und nicht der eigentliche Körper, wie man annehmen sollte, sondern die Gliedmaßen sind am meisten der Verletzung ausgesetzt, also Teile, die meist von leichteren Verwundungen betroffen werden (im ostasiatischen Kriege waren es 64,9% aller Verwundungen). Merkwürdig ist auch, daß die Zahl der prozentualen Verletzungen, abgesehen von den Armen, am Körper vom Kopf zu den Beinen steigt: die Japaner geben für ihren letzten Krieg die Verletzungen des Kopfes mit 11%, der Brust mit 15%, des Unterleibes mit 16,5% und der Beine mit 39,5% an. Die auffallend große Zahl der Beinverletzungen erklärt sich wohl am leichtesten aus der Art des modernen Gefechtes: Die Schützen feuern meist aus liegender gedeckter Stellung und gehen ganz plötzlich zum Sprung über; die feindliche Geschoßgarbe, die dann noch auf das kurz zuvor liegende Ziel gerichtet ist, trifft also ganz naturgemäß die Beine der im Sprung vorwärts hastenden Soldaten.

Zu der Ernte des Todes auf dem Schlachtfelde kommt als bitterste die in den Lazaretten. Auch sie ist, dank den Fortschritten der ärztlichen Kunst, gegen früher bedeutend gesunken, und hier dürfen wir bei dem hohen Stande gerade der deutschen medizinischen Wissenschaft ein besonders günstiges Resultat erwarten. Gingen noch im Kriege 1870/71 rund ein Drittel aller den Sanitätsanstalten überwiesenen Verwundeten zugrunde, so waren es im ostasiatischen Kriege kaum noch zehn vom Hundert, und gut 70—80% aller Verwundeten wurden einer völligen und dauernden Genesung zugeführt. Auf Seiten der

Japaner vermochten von hundert Schwerverwundeten nach 36tägiger Behandlung im Durchschnitt vierzig als felddienstfähig zur Front zurückzukehren.

Selbst diese überraschend günstigen Zahlen werden nach den bisher gesammelten Erfahrungen dank der hohen Entwicklung unsrer medizinischen Wissenschaft und unsrer sanitären Einrichtungen in diesem Kriege noch weit übertroffen. Von tausend Verwundeten, die in den Lazaretten Aufnahme finden, sterben noch nicht fünf, und auch das Verhältnis der zu dauernder Genesung Gebrachten ist ein sehr günstiges. Dazu kommt, daß trotz den Unbilden der Witterung und dem entbehrungsreichen Leben in den Schützengräben der Gesundheitszustand unsrer Truppen ein recht befriedigender ist. Was das bedeutet, lehren deutlicher als lange Auseinandersetzungen die Zahlen früherer Kriege. Im Krimkrieg (1854—56) verloren die Franzosen durch Waffengewalt 20 240 Tote, durch Krankheiten aber die ungeheure Zahl von 65 135 Mann, also mehr als das Dreifache. Und andre Krieg dieser Zeit weisen ähnliche Zahlen auf. Was aber ist bitterer als Opfer, die unnütz gebracht werden! So mag der unermeßliche Segen, den die Kunst der Ärzte heute unsern Kriegern spendet, ein Trost sein für unsere um die Verluste an deutschem Blut und Leben trauernden Herzen.

Herbert Sanborn,

Professor der Philosophie an der Vanderbilt-Universität:

„Um was der Deutsche kämpft".

Übersetzt von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Die Würfel sind gefallen! Am Rhein und an der Mosel, an der Ostsee, an der Weichsel und Donau steht das zivilisierteste Volk der Neuzeit, die Nation, die Bayard Taylor so bezeichnend „die Griechen der Neuzeit" genannt hat, in dem seit langem erwarteten Kampfe auf Leben und Tod mit seinen neidischen, halb-barbarischen Feinden — ein Kampf, der begonnen ist, muß, mag er auch noch so oft unterbrochen werden, zu Ende ausgefochten werden, mit allen seinen heftigen und instinktmäßigen Leidenschaften, wie sie dem Menschen als solchen innewohnen, und aus Gründen, die nicht alle klar zu Tage liegen. Denn das Ringen zwischen Slaven und Germanen ist nicht nur ein Kampf um Gebiet oder wirtschaftliche Vorherrschaft, wie viele oberflächliche Beobachter zu glauben scheinen, es ist der Gegensatz zweier Rassen — letzten Endes ein Kampf der höchsten Ideale, die die Menschheit kennt, gegen die niedrigen, schmutzigen Gelüste von Rassen, die von der Kultur kaum beleckt sind. Die germanische Rasse, eingedenk der Vergangenheit, hat seit langem die Feuerprobe vorhergesehen, die

sie wird bestehen müssen; sie hat sich ständig, systematisch und pflichtgetreu für den Empfang ihrer schlauen Gegner vorbereitet. Und hoffnungsvoll könnte man dem Ausgange des Kampfes entgegensehen, wäre es nicht Tatsache, daß die germanischen Blutsverwandten außerhalb der Grenzen des Reiches und der Monarchie entweder gleichgültig dem Ausgange des Kampfes zusähen, oder gar mit den Slaven gemeinsame Sache machten. Selbst in Amerika, das Deutschland mehr schuldet, als es je zurückerstatten kann, scheint die Sympathie vieler intelligenter Leute auf Seiten der Feinde der deutschen Staaten zu sein.

Jahre lang sind in Amerika Berichte verbreitet worden, (wenn auch nicht immer durch englische Agenten, so doch jedenfalls im Interesse des englischen Einflusses in Amerika), daß der jetzige Deutsche Kaiser ein fanatischer Vertreter der Lehre vom Gottesgnadentum der Krone sei, daß er danach trachte, ein Weltreich im Geiste Cäsars oder Napoleons zu verwirklichen. Man hat ihn als tyrannischen Kriegsherrn („war-lord") seinem demokratischen, friedliebenden Volke gegenüber hingestellt, der mit seinen Träumen nach territorialer Expansion den Weltfrieden bedrohte. Tatsächlich aber, das geben alle zu, die die wahren Verhältnisse kennen, ist kein Mensch übler verleumdet worden als Kaiser Wilhelm II., obwohl wenige Herrscher während einer so langen Regierungszeit den Frieden bewahrt haben wie er. Selbst in der gegenwärtigen Krisis wählte er nicht den Krieg, bis ihm seine Feinde das Schwert in die Hand zwangen, während er bis zum letzten Augenblick durch seinen Gesandten beim Zaren für Aufrechterhaltung des Friedens eintrat.

Die englische Presse hat nicht nur keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den Deutschen Kaiser als Vertreter des Gottesgnadentums zu kritisieren, indem sie geschickt Ähnlichkeiten zwischen diesem Herrscher und ihrem eigenen reaktionären König Karl I. hineinverflocht, sondern in böswilliger Weise zog man Parallelen zwischen Zar und Kaiser, bis das amerikanische Durchschnittspublikum, dem beide Begriffe fremd sind, offenbar beide Herrscher mit einander verwechselte, sodaß man viele wahre Geschichten vom Zaren fälschlicherweise dem Kaiser in die Schuhe schob. Außerdem läßt sich der Ausdruck „Gottesgnadentum" verschieden interpretieren.

Der Kaiser hat ein unbedingtes Vertrauen auf die Macht eines gerechten und allmächtigen Gottes, ein Glauben, der vielfach in den meisten Teilen Europas bei Fürst und Untertan verloren gegangen ist. Er glaubt, daß jeder Mensch in der Welt zu irgend einer Bestimmung seinen Platz habe, was er auch sein mag, nicht gegen Gottes Willen, sondern durch die göttliche Gnade; daß jeder Mensch besondere soziale und religiöse Pflichten zu erfüllen habe, gemäß der Stellung, in die ihn Gott eingesetzt; kurz daß jeder Mensch ein Diener Gottes sei. Der Leitspruch des Kronprinzen: „Kenne deine Arbeit, und tue sie", drückt denselben Gedanken aus. Es ist eine Lehre vom Dienste für die Allgemeinheit für Fürst und Untertan, eine Lehre, die niemand verletzen kann, ausgenommen

einige Atheisten, die glauben, ihre großen Erfolge ihren eigenen „göttlichen" Anstrengungen zu verdanken. Zweifellos hat Wilhelm II. zur Genüge bewiesen, daß er seine Aufgabe im vollen Umfange kennt, daß er der Mann ist, den Deutschland in der Stunde der Not braucht. Seine klare Erkenntnis der Geschichte der Gegenwart, die ihn zur ununterbrochenen Vorbereitung zu einem unvermeidbaren, stets drohenden Kampfe veranlaßte, konnte nicht verfehlen, ihm die Furcht und Abneigung einer nebenbuhlerischen Nation einzubringen, die im Laufe ihrer ganzen Geschichte niemals der Freund eines Volkes gewesen ist, das sie nicht zu ihrem eigenen Vorteile gebrauchen konnte. So ist es denn keineswegs überraschend, die gegenwärtige Lage in den englischen und amerikanischen Zeitungen grob entstellt und die meisten Ereignisse einfach auf den Kopf gestellt zu finden, während die wahren Vorgänge verheimlicht und nicht berücksichtigt werden.

Wir finden Anspielungen auf des Kaisers „wohlbekannten" Traum von einem „Weltreiche", — man sollte lieber „Weltmacht" sagen, — Ausdrücke, die Mitleid erwecken mit dem „kleinen Serbien" und seinesgleichen. Aber jedem, der imstande ist, unparteiisch allbekannte Tatsachen zu betrachten, erscheint „das kleine Serbien" selbst nur als Vertreter des ungeheuren, tyrannischen, undankbaren Rußland, des ewigen Unterdrückers aller Völker, das jetzt die Zeiten gekommen glaubt für eine neue Völkerwanderung. Der Grund für Rußlands Freundschaft und Schutz gegenüber dem kleinen Serbien wird aus der Geschichte der Vergangenheit klar ersichtlich. Es liebt Serbien wie der Löwe das Lamm und wartet sehnsüchtig auf die Zeit, wo Serbien und die anderen Balkanstaaten ein Teil des raubgierigen russischen Reiches werden und es in den Stand setzen, seiner wohlbekannten, seit zwei Jahrhunderten konsequent befolgten Politik die Krone aufzusetzen — der Politik, durch Erlangung eines Zugangs zum Weltmeer seine politische Stellung zu stärken. Das ist die notwendige Vorbedingung für das weitere siegreiche Vordringen nach Ost und West.

Um dieses Ziel seiner Politik zu erreichen, brach Rußland den Streit mit der Türkei vom Zaune, der zum Krimkrieg führte, in welchem seine Hoffnungen — wenigstens für eine geraume Zeit — zerschmettert wurden dadurch, daß sich dieselben Mächte, England und Frankreich, die jetzt blind Rußland in der Verfolgung seiner Pläne unterstützen, mit der Türkei verbanden. Es war eine Folge derselben unabänderlichen Politik, daß Rußland in den Krieg von 1877 mit der Türkei und neuerdings in den Krieg mit Japan verwickelt wurde. Um dieses Zieles willen griff es immer wieder in das wirtschaftliche und politische Leben Persiens ein, und zu diesem Zwecke, — nicht etwa aus Liebe zu den südslavischen Nationen, — hat es sorgfältig den Gedanken des Panslavismus genährt, indem es Serbien stets in seinem unverschämten und schmählichen Verhalten Österreich-Ungarn gegenüber unterstützte, wenn es nicht sogar, wie viele Leute zu glauben geneigt sind, Serbien zu der jüngsten Herausforderung und offenen Feindseligkeit veranlaßt hat.

Man hat sogar behauptet, daß Rußland um das serbische Komplott, den Kronprinzen zu ermorden, gewußt hat, und gewisse Umstände scheinen eine solche Annahme zu rechtfertigen. Bereits im letzten März war es klar, daß Rußland bald aggressiv gegen Westen vorgehen würde. Am 12. März wurde, zusätzlich zu dem regelmäßigen ungeheuren Armeebudget von einer Milliarde Mark, ein Anschlag für außerordentliche militärische Zwecke in Höhe von 240 Millionen, d. h. eine Vermehrung um 30% gegen 1913, der Duma unterbreitet. Außerdem wurde von der französischen Regierung eine Anleihe von 2 Milliarden Frank besorgt, „um die strategisch wichtigen Bahnen auszubauen, die eine Truppenzusammenziehung an der europäischen und Kaukasusgrenze erleichtern sollten." Nach dem Pariser „Journal des Débats" wurde dieses Geld von Frankreich unter der ausdrücklichen Bedingung gegeben, daß Rußland „sich mehr in den Dienst des Zweibundes stellte und eine festere Haltung Deutschland gegenüber einnähme." —

Es ist ganz klar, Serbien würde niemals den letzten Schritt gewagt haben, die kaltblütige Ermordung des Thronfolgers eines mächtigen Nachbarstaates, noch würde es, halboffiziell, seine Zufriedenheit über die Vollbringung jener feigen Tat ausgedrückt haben, wenn es nicht das volle Vertrauen und die Zusicherung gehabt hätte, daß Rußland willig seine Zustimmung geben würde — wie es dann ja auch getan hat — zu dem stärksten Schlag, den es gegen die Habsburger Monarchie führen konnte. Kein europäischer Staat hätte weniger tun können, als Österreich getan hat, ohne sich etwas an seiner Ehre zu vergeben, und ohne die Achtung seiner Nachbarn zu verlieren, ohne die das Leben der Monarchie in Gefahr wäre. Geduld mit slavischen Intrigen und slavischer Treulosigkeit ist wahrhaftig keine Tugend mehr, und wenn das Ultimatum an Serbien in kräftige Worte gefaßt war, so kann man billigerweise sagen, es war auf das verräterische Volk zugeschnitten, an das es geschickt wurde. Jeder, der die Treulosigkeit und die Grausamkeiten der Balkanstaaten in ihren beiden letzten Kriegen oder die bestialische Ermordung ihres eigenen Königs und ihrer Königin kennt, wird gewiß darin mit uns übereinstimmen, daß wir es hier mit Völkern zu tun haben, die im Zustande der Halbwilden leben, — ein Volk, das, Vernunftsgründen unzugänglich, sicherlich Mäßigung als Furcht auslegen würde, ein Volk, das nur durch Fühlen, nicht durch Worte belehrt werden kann.

Die Politik, die man dem ermordeten Thronfolger zuschrieb, an Stelle der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn eine Triplemonarchie setzen zu wollen, in der alle slavischen Stämme des Reiches eine einheitliche Vertretung finden sollten, in derselben Weise, wie die beiden früheren Glieder der Monarchie, war eine defensive Politik, die diplomatische Antwort auf den hinterhaltigen offensiven Panslavismus, der die Integrität und Existenz der Doppelmonarchie bedrohte. Die neue Idee der Triplemonarchie war, wie man wußte, den Serben und Slovenen in der Monarchie sehr sympathisch und hätte wahrscheinlich auch außerhalb der Grenzen des Reiches die Zustimmung der meisten Serben gefunden.

Selbstverständlich konnte diese Politik nicht in Einklang stehen mit den unvernünftigen imperialistischen Plänen vieler Serben außerhalb der Monarchie, und sie war nicht derartig, daß Rußland sich ihr gegenüber ruhig abwartend verhalten konnte, selbst wenn es feststände, daß diese Politik keine gewaltsame Gebietsvergrößerung Österreich-Ungarns bezweckte. Jeder Versöhnungsversuch zwischen Österreichern und Südslaven, alles, was darauf hinzielte, in irgend einer Weise die verschiedenen Elemente im Reiche zu vereinen, konnte sicher sein, auf die Intrigen und den offenen Widerstand der russischen Regierung zu stoßen. Die unmittelbare Ursache des Krieges, die wahre Schuld an diesem furchtbaren Verbrechen an der Zivilisation, liegt fraglos in dieser unnachgiebigen Haltung Rußlands. Denn darin ist der entscheidende Punkt zu suchen, um dessen willen das slavische Reich, ohne Zaudern, ganz Europa in den zweifellos schrecklichsten Krieg gestürzt hat, den die Weltgeschichte je gesehen. Von dem Augenblicke der Übergabe des österreichischen Ultimatums an Serbien an war es sicher, daß Deutschland treu an der Seite seines Bundesgenossen stehen würde, ebenso, wie es sicher war, daß Italien nach einem Vorwand suchen würde, um seine Verbündeten im Stiche zu lassen. Weder Deutschland noch Österreich haben jemals großes Vertrauen zu der Treue Italiens im Ernstfalle gehabt.

•

Die wahren Ursachen dieses furchtbaren Kampfes liegen, wie man richtig vermutet hat, viel tiefer, in dem Kampf der Ideale, die nur dann — sei es bei dem einzelnen, oder bei der Gesellschaft als Ganzem — miteinander auskommen können, wenn jedes von ihnen die Anerkennung findet, die ihm gebührt.

Vom Standpunkte des allgemeinen Ideals, wenn nicht vom Standpunkte der Rassenfrage aus hätte man die Germanen des Nordens, England und selbst Frankreich und Italien in diesem Kriege an Deutschlands Seite finden müssen, und der Hauptgrund ihres entgegengesetzten Verhaltens ist die Tatsache, daß diese Nationen ihre früheren Ideale so weit verloren haben, daß sie sich nicht länger als Völker solidarisch erklären mit der deutschen Kultur.

Wie Münsterberg in seinem Buche: „Die Amerikaner" ausführt, ist England seit den Tagen Shakespeare's immer mehr entartet, bis es — wie man es treffend bezeichnete — zu einer „Nation von Krämern" wurde; Frankreich und Italien, als Ganzes genommen, sind nicht viel besser dran; es ist nicht mehr das Frankreich eines Descartes oder Molière, oder das Italien, das einen Dante hervorbrachte. Die deutsche Nation dagegen hat stets an der alten Verehrung für die ewigen Lebenswerte festgehalten und niemals während seiner materiellen Fortschritte die Tatsache aus den Augen verloren, daß Reichtum und Blüte des Handels nicht dazu bestimmt sind, sich dem Luxus hinzugeben, sondern zur Entwickelung des höheren Lebens, das sich auf ihnen aufbaut. Dieser Gedanke be-

herrscht alle Klassen der Nation und läßt sie instinktiv Russen und andere Rassen mit niedrigen Lebensidealen verachten.

Es sollte die heilige Pflicht eines jeden denkenden Menschen sein, sein Möglichstes zu tun, um eine Schwächung oder den Untergang des Deutschen Reiches zu verhindern, und wenn England sich bestimmen ließe, neutral zu bleiben, was eventuell zu einer besseren Verständigung mit Deutschland und Österreich führen würde, — hierin liegt sein Einfluß im Interesse einer höheren Zivilisation, — dann könnte eine solche Weltkatastrophe noch verhindert werden. Denn die Vernichtung und Unterjochung dieses Volkes, zu der der jetzige Krieg nur der erste Schritt ist, würde, wenn vielleicht auch nicht gleich ein so großer Rückschlag, wie ihn im Altertum der Untergang des Römischen Reiches zur Folge hatte, so doch die Rückkehr zu einem im Ergebnis fast ebenso schlechten Punkte oder zu einer Zivilisation bedeuten, die ihr Endziel in materiellen Werten sieht. Denn keine Nation der Gegenwart, mit Ausnahme Deutschlands — das kann man mit ruhigem Gewissen behaupten, — besitzt, die Nation als Ganzes genommen, ein höheres Ideal. Hinsichtlich der Slaven kann diesbezüglich natürlich nicht der leiseste Zweifel herrschen.

Zur Zeit Peters des Großen war die russische Rasse nur eine Horde von Barbaren, die gerade emportauchte aus dem Zustande der Halbwilden, eine Rasse, die, wie Peter in eigenster Person nur zu deutlich zeigt, nur fähig war, sich die oberflächlichsten Begriffe europäischer Zivilisation anzueignen. Auf diesem Punkte der Zivilisation ist die Rasse stehen geblieben, trotz der Universitäten, die man errichtete, und trotz der Hervorbringung von einzelnen, wenn auch nicht erstklassigen, Genies wie Tolstoi. Sie hat Amerika hauptsächlich seine Anarchisten und Nihilisten geliefert. Einer solchen Rasse kann man die Führung und Kontrolle der Zivilisation kaum anvertrauen.

•

Der Mensch hat im allgemeinen zwei Hauptziele im Leben: die Erlangung physischer Freiheit und die Erlangung eines geistigen Wertes: den Wunsch zu haben und den Wunsch zu sein. Auf der niedrigen Stufe von Zivilisation und Kultur hat der Mensch entweder von dem letzteren Ziel noch keinen klaren Begriff, oder die Beziehung zwischen beiden Zielen wird noch nicht verstanden, sodaß man glaubt, sie ständen in Gegensatz zu einander. Ihre wahre Beziehung, sowohl beim Einzelnen, wie bei der Rasse, ist die zwischen dem niedrigeren und dem höheren Lebensziel, wie jeder Einzelne und jede Nation stets bewiesen hat, die zur Subjektivität und klarer Selbsterkenntnis neigte.

Der Wilde kann sich nicht geistig entwickeln, da ihm der Kampf mit der Natur und mit seinen Feinden um die physische Existenz keine Muße für eine solche Entwickelung lassen. Er entwickelt mehr Geschicklichkeit als Intelligenz. Wenn er schließlich durch irgend einen glücklichen Zufall Zeit findet, seinen Ver-

stand zu gebrauchen, so steigt er stufenweise von den ersten Stufen, die in der Erfindung von Waffen, Werkzeugen und anderen Gegenständen und Sinnbildern bestehen, empor zu der Stufe des zivilisierten Menschen der Gegenwart, dessen Herrschaft sich, dank der Technik, über die ganze Erde erstreckt, — eines Menschen, für den die geistigen Werte, wenn es solche überhaupt gibt, größtenteils nur da sind, um „die Natur zu erobern", und für den die materiellen Werte der Ausfluß der ersteren sind.

Frage den gebildeten und intelligenten Durchschnittsengländer, — den Mann, der heutzutage über die Entwickelung und die Verwendung der englischen materiellen Hilfsmittel entscheidet —, was Zweck von Erziehung und Bildung ist, und er wird dir prompt antworten, sie seien dazu da, um irgend einen materiellen Nutzen zu haben, „um in der Welt vorwärts zu kommen", oder Ähnliches. Sagst du ihm, sie könnten doch noch einen weiteren Zweck haben, so wird er nicht verstehen, was du damit meinst; denn er und seinesgleichen sind noch nicht zu der Stufe von Selbstbewußtsein gelangt, die nach höheren Zielen als diese strebt. Er besucht Universitäten und Fachschulen, das ist sicher, aber doch nur, weil er glaubt, daß diese der Weg sind, um zu größeren materiellen Schätzen zu gelangen, und er ist dementsprechend bestürzt, wenn er zu entdecken glaubt, daß der Bildungsgang nicht erfolgreiche („efficient") Männer schafft. Deutschland dagegen hat als Nation diese Stufe des Selbstbewußtseins erreicht, wo man die ewig bleibenden Werte klar erkannt, wo materieller Reichtum bewußt und unaufhörlich in geistige Werte umgewandelt wird.

Es mag wahr sein, daß Deutschland nach kommerzieller Expansion trachtet, (und das ist sicherlich der Grund, daß England gegen Deutschland zu den Waffen gegriffen hat), aber das ist nur ein notwendiges volkswirtschaftliches Recht, aber kein Verbrechen. Dies tut es jedoch nicht, um luxuriöser leben zu können, wie England es macht, sondern um eine höhere Stufe von Zivilisation und Kultur zu verbreiten; und es gibt keine andere Nation, deren Volk als Ganzes so vollkommen von diesem Geiste durchdrungen wäre. Aus diesem Grunde, wenn aus keinem anderen, sollte jeder Freund wahrer Kultur, welcher Nation er auch angehören möge, jeder, der den deutschen Gedanken erfaßt hat, daß Geschichte eine Entwicklung ist, und zwar eine Entwicklung zum Selbstbewußtsein, die wärmste Anerkennung für dieses edle Volk in seiner Schicksalsstunde finden. Patriotismus ist eine gute Sache, und es mag manchmal nötig sein, daß der Mensch seinem inneren Triebe folgt, wenn er auch in Gegensatz steht zu etwas Höherem und Erhabenerem als die Zuneigung zu dem Lande, in welchem die höchsten Ideale der Menschheit am sichersten sind, — aber solange diese beiden Triebe nicht in Gegensatz zu einander stehen, verlangt die Würde, eher mit den höheren als mit den niedrigeren Zielen zu gehen. —

Der Psychologe lehrt, daß verborgene Fähigkeiten, die nicht im frühen Kindesalter entwickelt werden, für immer dem Kinde verloren sind, und ebenso

ist es zweifellos mit den Nationen. Bis man allgemein erkannt hat, daß, ebenso wie Einzelne in jeder Nation die höchste Stufe der Entwicklung, die die betreffende soziale Gruppe erreicht, nicht erreichen können, daß ebenso ganze Völker in ihrer geistigen Entwicklung wegen ihrer veralteten Sitten und Gewohnheiten zurückgeblieben sind, und zwar so zurückgeblieben, daß sie nur noch fähig sind, einem niedrigeren oder dem niedrigsten Lebensziele zuzustreben, — bis das erkannt wird, solange wird internationale „Gerechtigkeit" oder die erforderliche Regelung von Ansprüchen der Nationen der Traum einiger Weniger bleiben.

Bis man dahin kommt, daß die Mehrheit anerkennt, daß die wahre Zivilisation nicht in erster Linie in der Erreichung physischen Wohlergehens in irgend einer Form, sondern in der Entwicklung geistiger Werte liegt, solange werden sicherlich die Haager Konferenzen vergeblich zusammentreten, sollte es ihnen auch gelingen, selbst den Krieg aus der Welt zu schaffen; denn niemals wird eine der wichtigen Fragen, für die tapfere Völker wie tapfere Einzelpersonen freiwillig und gern den letzten Tropfen Blut vergießen, in der richtigen Weise geregelt werden. Der Materialist, der eifrig den Weltfrieden predigt, weil er nichts kennt, was ihm wert wäre, daß er dafür kämpfte, wird stets erstaunt sein, auf seinem Wege Helden zu finden, die er nicht verstehen wird und nicht verstehen kann. Ihre Leitmotive können niemals dem zusagen, für den die Freuden des leiblichen Genusses der höchste Gipfel der Zivilisation sind.

Eine Haager Konferenz, die die Tatsache in Rechnung zieht, daß einige Völker, ebenso wie einige Einzelpersonen, höherer Lebens- und Arbeitsformen fähig sind als gewisse andere, eine Konferenz, die es für nötig findet, solchen Völkern die wirtschaftlichen und territorialen Rechte zu gewähren, die ihnen (wegen ihrer Bedeutung für die Zivilisation der Welt) gebühren, trotz der Versuche, sie in ihrer Entwicklung auf den zufälligen status quo früherer Zeiten zu beschränken, eine solche Konferenz könnte vielleicht Erfolg haben. Denn das würde uns die uneigennützige christliche Gerechtigkeit bringen, die eines Tages in gewissem Umfange zur Wirklichkeit wird. Dann würden die höheren Lebenswerte ohne Gewaltanwendung geachtet werden. Auf einer höheren Stufe seiner Entwicklung wird das Christentum eines Tages den Krieg unnötig machen, aber das wird ein Christentum sein, das auf höheren geistigen Werten aufgebaut ist und sich seiner Verantwortung als Führer der Kultur stärker bewußt ist, als die kämpfenden Konfessionen der Gegenwart. Inzwischen werden auch weiterhin sowohl selbstsüchtige Kriege geführt werden, wie es alle auswärtigen Kriege Englands in der letzten Zeit waren, als auch heilige Kriege, wie der jetzige Krieg, den Deutschland für Güter führt, die teurer sind als das Leben. „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht", sagt Schiller und die führenden Männer in den Zentralmächten glauben fest daran. In der Tat glaubt der Durchschnittsdeutsche dies mit Leib und Seele, und niemand, der den Charakter des Volkes kennt, kann daran zweifeln, daß sie alle jetzt zu ihrem geliebten Kaiser stehen werden, wie Hermann und seine Ge-

treuen im Teutoburger Wald, oder wie Teja und seine Goten einst am Fuße des Vesuvs, auf allen Seiten umgeben von blutdürstigen Feinden, aber fest entschlossen, wie ein Mann zu sterben für Güter, deren Erhaltung sie für das Höchste jedes Volkes halten.

Solange Patriotismus zu dem pseudo-demokratischen Glauben führt, daß alle Nationen vor dem Parlament der Menschheit gleichwertig sind und mit Fug und Recht als gleichwertig angesehen werden müssen, solange werden einige Völker, im Vollbewußtsein ihrer Überlegenheit, wenn nötig, mit den Waffen in der Hand sich auflehnen gegen eine solche „gleichstellende Entscheidung der Viel-zu-Vielen“, und sie werden vorziehen, wie Schiller sagt, „die Stimmen zu wägen, statt sie nur zu zählen.“ Kein gerechtes Urteil der Geschichte wird, wie England es tut, Deutschlands Recht zu wirtschaftlicher Expansion ableugnen.

Der Krieg ist etwas Schreckliches. Für den Materialisten in seinen mannigfaltigen, schlauen Verkleidungen, oder für Nationen, die nur materielle Güter zu verteidigen haben, ist er fraglos das denkbar Fürchterlichste. Aber es gibt etwas, was auszudenken und zu ertragen noch schrecklicher ist, als der grausamste Krieg mit seinen marternden Leiden und seinem Tod, und hierzu gehört die arglistige Verwicklung, Unterwerfung, Begrenzung und Zerstörung einer Nation, die der Entwicklung der höchsten geistigen Güter geweiht ist, durch die höllischen Machinationen von Völkern, die auf ein tieferes Lebensniveau begrenzt sind, — für die die Kultur nur etwas Äußerliches ist; die unvermeidlichen, herzzerreißenden Kehrseiten der Geschichte, die einen allgemeinen Verlust bedeuten.

Ganz Europa mit Ausnahme Deutschlands ist immer mehr in einen krassen Materialismus verfallen. In England und Frankreich, die einstmals auf einer höheren Stufe lebten, ist die Entartung so vollständig und allgemein, daß einige ihrer Pseudo-Staatsmänner, unfähig, den himmelweiten Unterschied zwischen den Zielen des Ostens und des Westens zu erfassen, und getrieben von den niedrigen Leidenschaften des Neides und der Vergeltung, sich dazu haben hinreißen lassen, die Kultur des Westens an die Orientalen zu verraten, eine Freveltat, die spätere Historiker sicherlich als die kurzsichtigste Handlung westlicher Staatskunst bezeichnen werden. Deutschland wird vielleicht schließlich unterliegen, denn es kämpft gegen eine heulende Meute, die seinen Untergang beschlossen hat; aber wenn es unterliegt, so wird uns die Geschichte die beißende Satyre auf menschliches Bestreben geben, daß eine Politik, die eine wollüstige orientalische Königin begonnen hat, und die zum Reifen gebracht wurde durch einen nichtswürdigen Wüstling und einen französischen Präsidenten, der seine Muttersprache um den Ausdruck „à la Président Faure“ bereicherte, — beides wahrhaftig keine großen Idealisten, — daß eine solche Politik imstande war, die teuersten Hoffnungen einer idealistischen Nation zu zerstören.

Manchem furchtsamen Materialisten mag es scheinen, daß Deutschland besser daran getan hätte, niemals für einen Kampf zu rüsten, sondern demütig und un-

tätig abzuwarten, indem es dem reichen Frankreich und England erlaubte, seine wachsende Bevölkerung auszuhungern, bis mit Schrecken, die viel ekelhafter sind als die des Krieges, eine immer größere Menge von Bettlern sich in den Straßen von Berlin und München drängt, wie sie die Straßen und Wege der italienischen Städte füllen. Aber das idealistische Deutschland, im Bewußtsein, daß es der Träger von Lebenswerten ist, die leicht für immer der Zivilisation verloren gehen könnten, konnte sich niemals demütig darein fügen, wie das materialistische, verweichlichte Italien, nur die Rolle einer Niobe der Kultur zu spielen.

Die Tatsache, daß die klassischen Epochen der Kultur, wie auch in Deutschland, früher in Zeiten politischer Zersetzung und geringer Betätigung des Nationalgefühls fielen, bietet keinen Beweis, daß ein wieder unterworfenes Deutschland der Zivilisation noch einmal große Dienste leisten wird. Denn die künftige Entwicklung der Gesellschaft zu einer immer bunteren Zusammengesetztheit und größeren Differenzierung der Funktionen läßt die Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß die Kultur in Zukunft mehr als jemals zuvor auf den allgemeinen Zustand der bestehenden sozialen Gruppen aufgebaut sein wird, welche die Grundbedingungen der Kultur beherrschen. Und wenn die sozialen Gruppen als Ganze unfähig sein werden, die höchsten Ziele zu erfassen, dann wird die Zivilisation so allgemein von den niedrigeren Idealen ins Schlepptau genommen werden, daß es für einzelne geniale und talentvolle Menschen weit schwieriger sein wird, ihren Widerstand bei einer solchen Umgebung beizubehalten, als es auf früheren Stufen der Menschheit der Fall gewesen ist.

Kein wahrer Freund der Kultur kann beifällig oder auch nur gleichgültig das beispiellose Verbrechen gegen die Zivilisation mitansehen, das in dem unbarmherzigen Vordringen der Slaven gegen die Germanen liegt; denn kein denkender Mensch kann daran zweifeln, daß dieses Vordringen, wenn es von Erfolg ist, das allmähliche, aber sichere Verschlingen Deutschlands bedeutet, ebenso wie Polen verschlungen wurde. Dann, wenn sie die Sache von einem vernünftigeren Standpunkt aus ansehen, wird vielleicht die Zeit kommen, wo Frankreich und England einsehen, daß sie in der gegenwärtigen Krise um augenblicklicher Ziele willen die falsche Partei ergriffen haben, und nicht (wie ein englischer Minister erkärte) die Partei wie im Krimkriege, wo sie selbst für das kämpften, wofür der Deutsche heute das Schwert gezogen hat. Der einzige Hoffnungsstrahl in dieser Lage liegt in der vollkommenen Vorbereitung der mächtigen deutschen Nation für diesen Kampf.

Seit 40 Jahren haben die Deutschen zahllose Opfer gebracht, die notwendig waren, um sie für einen Augenblick wie den jetzigen bereit zu machen. Kaiser und Edelmann, Kaufmann und Bauer haben freiwillig und gern ihr Geld und ihre Zeit hingegeben. Der Erfolg ist die tüchtigste Armee, die die Welt je gesehen hat, und eine Flotte, die — mag sie auch der englischen an Umfang unterlegen sein, vollkommen modern, ausgebildet und tüchtig ist. Die englische Flotte

mag in der kommenden Sündflut die wichtigste Rolle spielen, aber es ist keineswegs so sicher, daß die bloße Zahl der Schiffe und Mannschaften der entscheidende Faktor für das Endergebnis sein wird.

Als die Armada Philipps von Spanien nach Englands Küsten segelte, glaubte man allgemein, daß der Tag der Unterwerfung Englands angebrochen sei. Der Gott der Schlachten hatte es anders gewollt. Die Entsendung dieser Flotte war der Beginn einer Entwicklungsperiode, die England eine beispiellose günstige Gelegenheit zur Erreichung wahrer Größe gab, eine Gelegenheit, die es hat vorübergehen lassen, ohne sie auf das Vorteilhafteste auszunutzen; und es ist möglich, daß jetzt die Morgendämmerung einer größeren germanischen Ära beginnt. Möglich ist es auch, daß das Schicksal Irlands, Wales, Indiens, Südafrikas und des geknechteten Polens jetzt mit einem Schlage gerächt wird.

Nur unsichere Zeichen und Vermutungen eines großen Weltendramas sind sichtbar, aber wir können fühlen, daß die Deutschen nach allen Seiten in verzweifelter Berserkerwut die fürchterlichsten Schläge niederschmettern werden auf diejenigen, die sie in ihre jetzige Lage gedrängt haben, und daß sie alle von dem Geiste ihres unsterblichen Eisernen Kanzlers erfüllt sind und „Gott fürchten, sonst nichts in der Welt.“ Alea est iacta. Vae victis — et victoribus.

Max Gg. Zimmermann:

Bismarck*).

Zum hundertsten Geburtstag. 1. April 1915.

Du Recke wie aus goldner Vorzeit Tagen,
Du Schmied, der neu geschweißt uns hat das Reich,
Du Vorbild uns im Wägen und im Wagen,
Gedankenheld und Tatenheld zugleich.
Einhundert Jahre sind's, seit du geboren,
Als Führer deines Volkes auserkoren.

Wohl waren stolze Taten schon geschehen,
Jedoch das Sehnen höher auch entfacht,
Du ließest einig deutsch das Volk erstehen

---

*) Nachstehendes Bismarckgedicht aus des Verfassers demnächst bei Gerhardt Stalling, Oldenburg erscheinenden Kriegsliedern „Waffenklänge“, die vom „Verband zur Versendung geistiger Liebesgaben an Dozenten und Studenten“ in 5000 Exemplaren ins Feld gesandt werden.

Und gründetest auf Felsen seine Macht.
O, sieh hernieder aus der hehren Wolke,
Nimm auf den heißen Dank von deinem Volke.

Dein Erbe haben treulich wir verwaltet,
Gerungen und geschaffen ohne Rast
Und immer reicher, blühender gestaltet,
Was du so groß uns hinterlassen hast.
Das weckte unsrer Feinde Neid und Tücke,
Sie schlügen gerne wieder es in Stücke.

Da haben eine Feier wir bereitet
Dir, hoher Geist, wie keine ward gesehn,
Dein tapfres Volk, der Väter würdig, streitet
Um deines neuen deutschen Reichs Bestehn.
Vom Schlachtfeld steigt der Blutgeruch empor,
Ein heilig Opfer, zu des Himmels Tor.

So fest geeint hast du der Deutschen Stämme,
Wie eine Seele flammten hell sie auf;
Geschwunden zwischen Nord und Süd die Dämme,
Mit uns die Völker auch am Donaulauf!
Du hast das Deutschtum so mit Kraft durchdrungen,
Daß es drei stärkste Feinde hat bezwungen.

Der Russen Sturmflut ist zurückgetrieben,
An die selbst du gedacht mit halber Scheu,
Der Franzmann blutet unter scharfen Hieben,
Und mit des Briten Ansehn ist's vorbei.
Er birgt sich zitternd hinter fremde Farben,
Da Ehrgefühl, doch List ihm nicht erstarben.

So können guten Muts dir zum Gedächtnis
Die Feuer wir entzünden auf den Höhn,
Geheiligt ist dein köstliches Vermächtnis
Durch neues, unvergeßliches Geschehn.
In so viel Herzen bist du tief beschlossen,
Als Deutsche unserm Vaterland entsprossen.

Hanna Gräfin von Pestalozza: Die Frauen um Bismarck.

Zum hundertjährigen Geburtstag Bismarcks am 1. April 1915.

Wir leben seit dem Blitze schleudernden August, leben aus der Fülle. Jedes Ereignis, jeder Mensch ist uns eine Aufgabe geworden. All unser Sehnen nach Zielen, deren unser Denken und Fühlen froh werden könnte, ist über die Maßen erfüllt. Denn es gibt nicht echtere Beglückung für Geist und Herz, als das warme, wirkliche Leben tatstrebend zu erfassen, sich ans warme, wirkliche Leben tatliebend zu betten.

Wie ein heilig schöpferisches Wort war dieser Krieg: Werdet! Und wir richteten uns auf und streckten verlangenden Blickes unsere Arme nach den letzten feinsten Möglichkeiten unseres Werdens.

In einem Maße innig-gegenwärtig lebend, wie nie zuvor, wird uns vielleicht zum ersten Male alle Vergangenheit, wird uns die Geschichte der Menschheit wahrhaft lebendig. Denn nichts an Leid, an Not, an Freude, an niederdrückender und beschwingender Erkenntnis fehlt unseren Tagen, daß wir mit unserer vollen Innerlichkeit nicht die Zeiten verblichener Geister und zum Sterben sich hingerungener Seelen zu verstehen vermöchten. Unter allen Erscheinungsformen fängt das Wesentliche der Zeiten an, vor uns zu atmen; weil das Wesen unserer Zeit uns erfüllt und von Anbeginn und ewig derselbe Geist und dasselbe Herz ist. Deshalb auch kann sich unser hohes Heute an allem Gestern als das „Wasser des Lebens" aus dem Märchen erweisen.

Das Wesen einer Zeit kann nur gefunden werden mittels Synthese von Seele und Geist. Wir können nicht einen von ihnen allein ausschicken, unsere Tage zu verstehen; wir brauchen uns ganz und ungeteilt, brauchen Intellekt und naturnahes Empfinden, um sie wahrhaft zu leben.

In unserem gegenwärtigen Leben haben wir die Bedeutung unserer Seele, dieser den Geist wohl ehrfürchtenden, aber doch auch ihrer selbst froh gewordenen, natürlichen Innerlichkeit zutiefst erkannt. Sie macht jedes Heldentum. Sie stützt am besten die Schwachheit; denn sie trägt innig, elementar die großen Tröstungen: Gott, das Kind und unsere Brüder in der Natur. Deshalb suchen wir sie gern auch in der Vergangenheit, in den glanzvollen Gestalten der Überlieferung, daß sie der Stern sei, der die eigene hinaufziehe, daß sie ihre wahre Speise sei. So suchen wir sie auch heute im großen Sohn der deutschen Erde, suchen sie, wie zu hohem Fest gestimmt beim Glockenklang hundertmaliger Wiederkehr des Tages, der ihn der Welt, unserem Leben gab, in Bismarck — um sie wie einen Stern und wahre Speise zu finden.

Frauen vor allem erschloß sich Bismarcks Seele, von der gelten muß, daß

sie das von uns in unseren Tagen gewonnene Bild deutscher Wesenhaftigkeit rein darstellt: Hingabe an das Allgemeine und in sie verschlungen der vor seinem Schöpfer sich tief verantwortlich fühlende Individualismus. Frauen sind es, an denen seine Seele naturgewollt hängt. Da sind die Mutter und die Schwester, denen seine irdisch-ursprüngliche Anhänglichkeit, die des Blutes, gilt. Konnte die Mutter, „eine schöne Frau, die äußere Pracht liebte, mit hellem, lebhaftem Verstande, aber wenig von dem, was der Berliner Gemüt nennt," seinem kindlichen Bedürfen kaum volles Genüge tun, so krönte der reife Sohn sie doch später mit dem wesenhaften Schimmer allen Muttertums: „Was eine Mutter dem Kind wert ist, lernt man erst, wenn es zu spät, wenn sie tot ist; die mittelmäßigste Mutterliebe, mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht, ist doch ein Riese gegen alle kindliche Liebe." „Die meisten Mütter machen mit inneren Tränen die Zeit durch, wo sie wahrnehmen müssen, daß ihre Kinder allmählich, vielleicht wider Willen und unter Kampf für das Gegenteil, sich von ihrem Herzen lösen, kälter und verschlossener auch gegen sie werden, die sonst jede Regung des kindlichen Gemüts leiteten und kannten . . . ." „An jeder lebenden Seele haftet der Schmerz und die Gefahr einer Mutter . . . ."

Auch wird Bismarcks Verhältnis zur Mutter seiner Gattin, zu Luitgarde von Puttkammer, ein so schönes und inniges, als wollte das Schicksal alle Gegenständlichkeit und Tatsächlichkeit kindlicher und mütterlicher Liebesfülle nachholen. „Mutschchens" kleine Briefe sind dem großen Mann immer Trost und Genugtuung inmitten aller heimwehkalten und heimwehharten Fremde. Mutschchen, die alle Sorge und Not des Krankenlagers bei Gattin und Kindern getreulich durchhält, darf nie fehlen, wenn man Feste begeht. Er fühlt jedesmal den Schmerz der Trennung von der Tochter, der Einsamkeit vom einzig gebliebenen und einzig geliebten Kind. Er versichert sie, es liebe „der Mann Gottes" in ihm sie innig, trotz mancher scheinbaren Kälte, die der Anteil des Teufels in ihm sei; er sei voll Dankbarkeit für alle ihre Güte und voll Versöhnlichkeit. Oft spiegelt sich auch bei sehr geringen Anlässen seine rücksichtsvolle Ritterlichkeit gegen sie. Sie und der Gatte und das ganze „rote Häuschen" in Reinfeld gehören zu diesem heiligen Bund seiner Familie, diesem warmen, quellenden, frühlingsguten Bund, der ihn feit gegen allen Winter der Welt.

Gegen seine einzige Schwester Malwine, spätere Gattin von Oscar von Arnim-Kröchlendorf, hegt Bismarck zärtlichste Neigung. Ihre Vermählung macht ihm das von der Mutter verwaiste Elternhaus einsam. Aber sie muß ihm weiter teilnehmen an seinem Leben; an den Gutsherrntagen auf Kniephof und Schönhausen; an den diplomatischen Sendungen und politischen Geschäften. Ihr läßt er, weil sie zu kleinen Liebesdiensten gefällig und geschickt ist, von Paris, Frankfurt die Aufträge für Besorgungen, für Geschenke an die Gattin zufliegen. Ihr schüttet er, weil sie ein Herz hat, das mitleiden will und tapfer ist, sein um die Gesundheit von Frau und Kindern bangendes Herz aus, und von Petersburg

gesteht er ihr zuerst seine ernste Erkrankung. Sie ist die Schwester, die der Bruder weniger schont, als die Gattin; der gegenüber sich sein Humor burschikoser gibt; die er zärtlich neckt, während er die liebste Frau sanft streichelt.

Bismarcks Seele war eine, die, wie sie stark an den trauten, süßen Schönheiten des Lebens hing, unverlierbar den Zusammenhang mit ihrem überirdischen Ursprung fühlte. Ihr Weg ging, bis sie für immer ruhevoll inmitten aller Weltstürme an diesem ihren Ursprung weilte, durch große Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit. Diesen Weg abzukürzen, das Gedrücktsein von dieser großen, aufrichtigen Seele zu nehmen, ihr an Stelle pantheistischer und deistischer Vorstellungen, die sie nicht warm werden ließen, den persönlichen Gott zu geben, dazu war eine Frau, war Marie von Thadden-Trieglaff ausersehen, die Braut und spätere Gattin von Bismarcks Jugendfreund Moritz von Blanckenburg. Was allen ihren werbenden Worten noch nicht ganz gelingen wollte, das vollbrachte ihre schwere Erkrankung, von der sie nicht wieder genas. Als den jungen Bismarck die Kunde hiervon traf, fand zum ersten Mal wieder seit Kindheitstagen sein von Schmerz und Angst um die Freundin überquellendes Herz den Weg zum hilfreichen Gott. Und dieses erste, ganz bewußte und gewollte Gespräch mit Gott entfernte ihn nie wieder von ihm. Er sah die fromme, edle Freundin scheiden, dieses Herz, das sich um ihn gesorgt hatte, aber vor ihr und damit vor sich selbst sah er sich weit auftun die die Erde erklärende Ewigkeit. Die ist es, die ihn nie wieder von sich gelassen hat. Sie wurde der Blickpunkt, unter dem allein er alles Irdische sah, hinnahm und erfüllte. Wer möchte den Gedanken ganz zurückweisen, daß sich mit diesem Wesenspunkt seiner Seele sein weltbedeutendes Lebenswerk, die Genialität seiner Politik berührt? Gehört doch diese Ewigkeitsanschauung der wahren Mitte seines Wesens an, und er war einer, der immer und in allem aus seiner Mitte herausleben mußte.

Die Frau nun, die um seine Seele, seine erdgebundene und doch auch so erdfreie, steht wie ein würziger Wald und düfteschwerer Garten, und so ihr alles zum irdischen und himmlischen Wachstum spendet, ist Johanna von Puttkammer. In ihrer Liebe findet er seine Ruhe; in ihrem empfangenden, tragenden Wesen ist seine Entspannung von übergroßer Geistesarbeit und übergroßer Werkleidenschaft gesichert. In ihrem nie wankenden, in ihrem blühenden Glauben an ihn und seine Berufung, ja, an sein Auserwähltsein vor vielen, wurzelt ein großer Teil seiner unerhörten Ausdauer und Kraft. Johanna von Bismarck hat das Sehnsucht weckende Idealbeispiel gegeben, wie die geistig hochstehende, die geistig in mehr als einer Beziehung überragend begabte Frau dem Manne Gefährtin ist. Weil sie alle Ansprüche ihres Geistes in ihre liebende Seele niedertauchen ließ, wurden sie ihr zu Flügeln, die nicht mehr einsam zur Sonne begehrten, nur um die Wege des großen Geliebten süß und lind rauschen mochten.

Hunderte von Briefstellen lassen in die Ehe dieser zwei Menschen hinein-

blicken wie in ein Heiligtum im Sinne einer Ehe, die transzendent ist, wie sie sein soll und muß. Und vor dem einem das Herz groß wird vor eigenen guten Wünschen, auch solch Heiligtum unter sich wohnen zu lassen: „Gute Nacht, mein geliebtes Herz, mögen Dich Gottes Engel schützen, und bete für mich, daß ich ihm treu bleibe; ich werde hier so weltlich und zornig, wenn Du nicht bei mir bist." „Nochmals leb wohl, mein Liebling, behüte Dich Gott, die Trennung ist bald vorüber, und ich habe in ihr recht gefühlt, wie fest wir ineinander gewachsen sind. Dem Herrn sei Dank dafür, und möge er die ernste Trennung weit hinausrücken; denn ich weiß nicht mehr, wie die Welt ohne Dich aussieht." „Laß Dich durch nichts irremachen in dem Glauben, daß ich Dich liebe wie ein Teil von mir, ohne den ich nicht leben mag und kann, wenigstens was man leben nennen mag; ich fürchte, ich würde nichts werden, was Gott gefällt, wenn ich Dich nicht hätte. Du bist mein Anker an der guten Seite des Ufers; reißt der, so sei Gott meiner Seele gnädig." „Ich habe Dich geheiratet, um Dich in Gott und nach dem Bedürfnis meines Herzens zu lieben und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürren Winde nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert."

Johanna ist die mütterliche Gattin, ist die, bei welcher immer ein Rest bleibt, der nicht aufgeht, nicht aufgehoben wird, ein Rest von Sorge, Not, Kränkung. Johanna hat in ihres Gatten Seele mehr gelitten an der Widersacherschaft, die ihm widerfuhr, als er selbst je daran leiden konnte. Er stand schließlich immer über allen; sein scharfes Auge erspähte die Ewigkeit; und dieses Wissen ist es, das uns einen voll versöhnenden Schimmer über alle Tragik des Minister- und Kanzlerlebens breitet — mag andererseits sich unter ihm auch der Eindruck vertiefen von Bismarcks herzzerreißender Mühe ums Vaterland. Immer sah er über sich, über Partei und Stunde hinweg in die Sache, ins Vaterländische, in die Zeit: das will wahrhaft heißen, höchste Verantwortung fühlen.

Auch Johannas Art ist Selbsterfüllung: was mütterlich ist, muß schwer an der Liebe tragen. Geliebten Kindern und geliebten Männern tut es not, eine Stelle zu haben, wo sie von Last gelöst werden. Weil Bismarck dieses nottat, wie kaum einem anderen — mußte er doch immer wieder seine Schultern frei haben für neue fast übermenschliche Bürde — konnte er sich ohne Johanna seine Welt nicht mehr denken. Und wenn ihr Tod ihn auch nicht mehr inmitten seiner ungeheuren Amtslasten traf, so erlitt er ihn doch als unsägliche, unausfüllbare Lücke. Auch dem Weisen von Friedrichsruh tat eben die alles verstehende, alles glaubende Mütterlichkeit noch not. So ward ihm Johannas Sterben zum sehnlichsten Wunsch: Balde, balde schläfst auch Du!

An Johanna hat sich des Mannes ritterliches Empfinden zur Blüte entfaltet; es galt allen Frauen, auch der niedrigsten. Sie hat ihm jede Frau geheiligt; selbst in der gesunkenen vermochte er das gute, schamvolle Herz zu ahnen.

Nie wehrte ihm die Gattin, wehrte nie dem Künstler und Dichter in ihm, sich der Frauenschönheit, des Frauenliebreizes, der Frauenkunst zu erfreuen. Sein Genießen war ihr Genießen, es mochte nun die Freundschaft mit Königinnen und Kaiserinnen sein, oder Hingabe an die über alles geliebte Natur, ihre Schönheit und Stimmung. Nie war jene Unruhe in ihrer Liebe, die um den Besitz bangt. Und wäre des Gatten Liebe nur ein Teil ihres tatsächlichen wunderweiten Umfanges und wundertiefen Inhaltes gewesen, Johanna hätte wohl nie gebangt. Denn sie ruhte zu sicher in sich selbst und am sichersten in ihrem persönlichen Gott. Ihm dienend und sich selbst aus der Mitte herauslebend, war ihr Leben Liebe, die nicht das Ihre sucht, zum Gatten, zu den Kindern, zu des Gatten Lebenswerk.

Man darf bei Johanna tiefes politisches Verständnis annehmen. Wohl nennt sie Bismarck in einem Briefe an die Mutter „unpolitisch", entschuldigt sich bei ihr auch ein andermal wegen eines „politischen Ergusses"; aber das berührt nicht das Wesentliche dieser Beziehungen; auch das nicht, daß Johanna die Politik „gräßlich" findet, wie sie früher das Deichhauptmannsein gräßlich gefunden hat, als Ursache von Trennung und Mühseligkeiten des Geliebten. Im Gegenteil klingen in Bismarcks Briefen an die Gattin genug seiner kühnen, genialen politischen Ideen, Kritiken, Voraussagungen an. Und das mußte so sein, da er ihr in ihnen alles gab, was seine Seele bewegte. Er durfte und konnte es tun, da sie ihm intuitiv zu folgen verstand. Wie hätte sie auch, die geistig bedeutend war, mit solcher Bewunderung zu ihm aufblicken können, wenn sein Glanz ihr Bewußtsein nicht voll getroffen hätte! Und dann: wie hätte seine Liebe so ewig jung und immer reifer sein können, wenn die Gattin nicht fähig gewesen wäre, an jenem mächtigen Faktor seines seelischen Lebensinhaltes teilzunehmen!

Das unwiderlegbare Zeugnis von Johannas Vermögen, politische Angelegenheiten zu verstehen, in sich zu bewegen, legt er mit den Worten ab, die seine Erfahrung mit der eigenen Frau in einen Missionsruf an alle deutschen Frauen umsetzen: „Was bei uns in die Häuslichkeit der Frauen durchgedrungen ist, das sitzt fest, viel fester, als das aus Parteikämpfen im öffentlichen Leben hervorgehende und mit der Kampfstellung wechselnde Urteil der Männer; es ist, ich möchte sagen, der Reinertrag des ganzen politischen Geschäfts, was sich im häuslichen Leben niederschlägt; es überträgt sich auf die Kinder, ist dauerhafter, und auch im Fall der Gefährdung hält es fester. . . Ich sehe in der häuslichen Tradition der deutschen Mutter und Frau eine festere Bürgschaft für unsere politische Zukunft, als in einer Bastion unserer Festungen . . . . ."

Ja, dieser Missionsruf steht heute wieder auf und klingt in unserer Zeit voll an. Auch heute sind Frauen berufen, Hüterinnen einer häuslichen Tradition zu sein, Verweserinnen nämlich der kriegsgeborenen Tradition: Deutschland muß über seine Feinde siegen! Darin ist heute für sie beschlossen das

endgültige Aufgeben jedes privatwirtschaftlichen Standpunktes zugunsten des volkswirtschaftlichen; die Erziehung der Kinder zu dem, wonach sie von Natur aus selbst verlangen, zu Heldentum in jedem Sinne; der Glaube an die, welche des Vaterlandes gerechte Sache führen. Jedes Frauentun und jede Frauenseele eine Quelle der Kraft für einen Kämpfer draußen! Jedes Paar Kinderaugen den Männern draußen eine neue, geheiligte Begeisterung und eine gefestigte Überzeugung: unsere Sache ist Gottes!

Das ist Frauenpolitik der nachaugustlichen Epoche. Wie muß sie gelingen und fruchtfroh werden auch im Gedächtnis an den Großen, der an der Frauen politische Mission in diesem Sinne glaubte. Der Glaube eines ganz Großen an uns verleiht uns Schwingen.

Welche der Frauen wollte heute noch zögern, wo in dieser tragischen Zeit des Krieges alle kleine Angst vor dem Erhabenen weggenommen ist, Bismarck als Erzieher, als Zurufenden in den häuslichen Kreis zu nehmen?

Ein Bild, das vertrauensvoll stimmt im Blick auf unser aller drängendste Angelegenheit, aufs Vaterland: alle deutschen Frauen um Bismarck sich scharend, so den Kreis der Gestalten, die einst um ihn waren, ins Große erweiternd. Aus seiner Seele alle Kraft der Güte, der Frömmigkeit, der Einfachheit, des Adels nehmend. Mit seinem Künstlerauge das schöne, traute, das furchtbar-feierliche Leben ehrfürchtig, liebend schauend. Aus seiner Persönlichkeit die Kraft gewinnend, selbst Persönlichkeit zu sein. Und seiner Johanna lauschend, wie man liebt und da ist zum Heil des Mannes, des Kindes, des Vaterlandes.

So würde sich Vergangenheit an der Gegenwart als das Wasser des Lebens erweisen.

Prof. Dr. Adolf Marcuse: Astronomie und Weltkrieg.

Es ist zwar ein altbewährter Grundsatz, daß die Wissenschaft um ihrer selbst willen gepflegt werden soll, ohne Rücksicht, ob dieser oder jener Wissenszweig einen unmittelbaren Nutzen für das praktische Leben hat. Dennoch gewährt der Nachweis eine nicht zu verkennende Befriedigung, daß ein bestimmtes Gebiet der Wissenschaft nicht nur hohe ideale Zwecke verfolgt, sondern zugleich derartig nützliche Seiten aufweist, daß ohne dasselbe manche, sehr wichtige Einrichtungen zur Wohlfahrt und Sicherheit des Lebens verschwinden oder doch verkümmern müßten. Das gilt für die Astronomie, bei der ältesten unter den Naturwissenschaften, die Bewegung und Beschaffenheit der Himmelskörper beschreibt und zugleich die wichtigsten Aufschlüsse über räumliche und zeitliche Verhältnisse im Bereiche unserer Erde gibt.

„Zwei Dinge sind es, die das Gemüt immer mit neuer und zunehmender Bewunderung erfüllen, je öfter und je anhaltender sich der Geist mit ihnen beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir, und das ethische Gesetz in mir."

Dieser inhaltlich allgemein bekannte Ausspruch Kants bedarf in seiner ganzen Tiefe noch einer näheren naturwissenschaftlichen Erschließung.

In der Tat, die Beschäftigung mit den Grundlehren und Ergebnissen der Himmelskunde hat einen erhebenden, vertiefenden und zugleich allgemein erzieherischen Wert. Da alle Bewegungen im Universum nach allgemeinen, unabänderlichen Gesetzen vor sich gehen, erhebt ein Erkennen dieser Gesetze den Menschen über das Vergängliche und über die Wechselfälle des Lebens hinfort. Die Astronomie erweitert zugleich den Blick, indem sie uns aus engen lokalen Ansichten zur Weltansicht im besten Sinne des Wortes emporhebt. Ihrer ganzen geschichtlichen Entwickelung nach eine stetig fortschreitende Naturwissenschaft, stellt die Himmelskunde den sich mit ihr Beschäftigenden unmittelbar in die Natur. So verhilft sie zu einer natürlichen, gesunden und richtigen Betrachtungsweise der Dinge, die ganz allgemein für menschliches Denken und Tun von großer Bedeutung ist; außerdem erzieht sie zur Genauigkeit und im besten Sinne zum „Wägen vor dem Wagen". Die Grundlehren und Ergebnisse der Astronomie haben daher nicht nur einen hohen wissenschaftlichen Wert, sondern sie sind zugleich von grundsätzlicher und erzieherischer Bedeutung für den menschlichen Geist. Hierzu kommt noch, daß die Methoden der astronomischen Forschung von gradezu mustergültiger Einfachheit, schlichter Durchsichtigkeit und eindrucksvoller Genauigkeit im Laufe der Jahrhunderte geworden sind, sodaß ihr Erfassen auch für die anderen Zweige der exakten Naturwissenschaften von vorbildlicher Bedeutung sein dürfte.

In dem oben erwähnten Ausspruche Kants hat der Königsberger Philosoph in weiser Vorausahnung naturwissenschaftlicher Fortschritte die Erhabenheit des gestirnten Himmels mit der Kraft des moralischen Gesetzes in eine gewisse Verbindung gesetzt. Es besteht tatsächlich ein merkwürdiger naturwissenschaftlicher Zusammenhang zwischen der mindestens fünfzig Jahrhunderte alten Wissenschaft des Himmels und dem erst seit etwas über fünfzig Jahren erschlossenen Wissenszweige, der es mit der tieferen Ergründung unserer Denk- und Empfindungsapparate zu tun hat. Die Grundlagen und ersten experimentellen Ergebnisse der sogenannten „physiologischen Psychologie", die das Denken über unser Denken lehrt, sind in Verbindung mit astronomischen Präzisionsmessungen zeitlicher und räumlicher Intervalle geschaffen worden. Erst Zeitmessungen, Winkel- und Distanzauswertungen, nicht zum wenigsten durch die gewaltigen und eindrucksvollen Bewegungen im Weltenraume veranlaßt, haben gelehrt, daß unsere Sinne selten richtig und niemals schnell arbeiten. Das Sprichwort „schnell wie der Gedanke" ist hinfällig geworden; auch in qualitativer Hinsicht lieferte die Mi-

kroskopie des Raumes und der Zeit genaue Meßapparate, mit denen die Fehler der menschlichen Sinneswahrnehmung erkannt und bestimmt werden konnten. So schuf der Mensch in Anlehnung an den Makrokosmos und in voller Erkenntnis eigener Unzulänglichkeit geniale Erweiterungen seiner Sinne, wie z. B. das Fernrohr für das Auge, das Mikrophon für das Ohr und die Wage für den Tastsinn. Erst durch diese Verschärfungen unserer relativ beschränkten Sinne in Verbindung mit den als Erweiterungen der Gliedmaßen geltenden Werkzeugen und mit den zur Erhöhung unserer Kräfte bestimmten Maschinen sind die gesamten Fortschritte moderner Wissenschaft und Technik, sowie ihre erfolgreiche militärische Anwendung entstanden.

Die grundlegende Mitwirkung der Astronomie bei Auffindung der Fehler unserer Sinneswahrnehmungen sei kurz betrachtet. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts stellte der deutsche Astronom Bessel die ersten wichtigen Untersuchungen über die sogenannte „persönliche Gleichung" bei astronomischen Messungen an, d. h. über den merkwürdigen Unterschied, der besonders zwischen verschiedenen Beobachtern bei Wahrnehmung ein und derselben Erscheinung zutage tritt. In der astronomischen Meßkunst war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei Durchgangsbeobachtungen von Gestirnen durch die Meßfäden eines Fernrohres die Methode eingeführt worden, die Antritte der Sterne an die Fäden nach „Auge und Ohr" zu bestimmen. Der Beobachter vernimmt mit dem Ohr den Pendelschlag der Uhr und sieht gleichzeitig den Stern im Gesichtsfelde des Fernrohres gegen den Faden rücken. Er sucht sich nun zu merken, welche Stelle der Stern beim Pendelschlag vor dem Faden und welche er beim folgenden Pendelschlage hinter dem Faden inne hatte. Hieraus kann man bis auf die zehntel Sekunde genau bei einiger Übung bestimmen, wann der Stern am Faden selbst vorüber gegangen ist. Während für den einzelnen geübten Beobachter solche Messungsergebnisse untereinander wohl bis auf die zehntel Sekunden übereinstimmen können, weichen sie zwischen verschiedenen Beobachtern häufig sehr erheblich, bis über eine ganze Zeitsekunde ab. Diese „persönlichen Gleichungen" sind deshalb so erheblich, weil dabei gleichzeitig zwei verschiedene Sinnesorgane, Auge und Ohr, zusammenarbeiten. Bei allen astronomischen Operationen, die gleichzeitig von mehreren Personen ausgeführt werden müssen, sind daher zur Sicherung des Ergebnisses mit möglichster Schärfe die „persönlichen Gleichungen" zu bestimmen. Durch geeignete Abänderung der Beobachtungsmethoden von Sterndurchgängen ist es der astronomisch-mechanischen Technik gelungen, die Größe der persönlichen Auffassungsfehler beträchtlich herabzusetzen. An Stelle der eben besprochenen „Auge und Ohr"-Methode wurde zunächst ein elektrisches Registrierverfahren gesetzt, das heute allgemeine Verwendung bei Präzisionsmessungen findet. Die Sekunden der astronomischen Pendeluhr zeichnen sich auf dem Streifen eines Morseapparats auf, und der Beobachter gibt auf demselben Streifen elektrische Signale für die Fadenantritte der Sterne. Da-

durch wird der Gehörfehler ganz ausgeschaltet, und der Beobachter braucht nicht mehr im Gehirn sich gleichsam eine räumlich-zeitliche Skala zur Erfassung der Sternbewegungen zurecht zu machen. Nur Auge und Tastsinn beeinflussen jetzt die am Papierstreifen mit einer sich verjüngenden Skala bis auf wenige hundertstel Sekunden genau ablesbaren Beobachtungen, die sich aus Raumdifferenzen zwischen den Sekundenpunkten der Uhr und den Signalen des Astronomen zusammen setzen. Auf diese Weise sinkt der durchschnittliche Betrag der persönlichen Gleichung zwischen zwei geübten Beobachtern auf wenige zehntel Zeitsekunden herab. Neuerdings ist aber die astronomische Technik noch einen erheblichen Schritt weiter gegangen und hat auch den Fehler der Raddrehungen des Auges auszuschalten verstanden, der dadurch entsteht, daß man im Gesichtsfelde des Fernrohres ein bewegtes Objekt (Stern) auf einen festen Faden einstellen muß. Man verwendet nämlich in neuester Zeit ein sogenanntes „unpersönliches Registriermikrometer", an dem ein mit dem Stern gleichzeitig und gleichmäßig bewegter Faden auf das Sternscheibchen eingestellt wird. Mit diesem neuesten und letzten Hilfsmittel ist es tatsächlich gelungen, den Betrag der persönlichen Gleichung zwischen geübten Beobachtern bis auf wenige hundertstel Sekunden herabzusetzen.

Auch der einzelne Beobachter für sich hat eine persönliche Korrektion, die mit den Fehlern der Sinneswahrnehmung zusammenhängt und dadurch entsteht, daß zwischen der Erscheinung an sich und ihrer Wahrnehmung durch das menschliche Gehirn ein mehr oder weniger großer Unterschied besteht. Dieser Unterschied hängt mit der physiologischen Leitungszeit zusammen, die vom äußeren Reiz, sei es der Haut, des Auges oder des Ohres, bis zur vollen Wahrnehmung im Gehirn verfließt. Diese Leitungszeit, die auch durch ein Zusammenarbeiten von Astronomie und Physiologie zuerst bestimmt wurde, beträgt durchschnittlich etwa $^1/_{10}$ Sekunde, ist aber für ein und dasselbe Individuum, je nach dessen körperlicher und seelischer Verfassung, in ziemlich weiten Grenzen veränderlich.

Es würde zuweit führen, an dieser Stelle auf nähere Einzelheiten jener interessanten Frage nach der physiologischen Zeit einzugehen; aber einer ganz aktuellen Anwendung dieses durch astronomische Messungen begründeten und durch physiologische Untersuchungen weiter geförderten Problems sei hier gedacht. Im Flugzeug, dessen im Kriege dringend gebotene astronomische Navigation alsbald besprochen wird, ist dem eigentlichen Führer noch eine zweite Person als Beobachter beigegeben, da allein die Steuerung jenes noch immer wenig stabilen Luftfahrzeugs außerordentliche Anforderungen an die Nerventätigkeit des Führers stellt. So muß der Flieger bei Bedienung der Steuerorgane seines Flugzeugs z. B. zur Gegenwirkung gegen seitliche Windstöße und Böen schon in ganz kleinen Bruchteilen der Sekunde schnelle und richte Bewegungen ausführen. Hierbei handelt es sich tatsächlich um Wahrnehmungen, Einwirkungen auf das Nervensystem und dadurch ausgelöste Reflexbewegungen der Muskeln,

die sämtlich innerhalb der physiologischen Zeit unserer Sinneswahrnehmungen (Tastsinn, Auge) von ein bis zwei zehntel Sekunden vor sich gehen. Um in so kurzer Zeit und noch dazu unter sehr viel ungünstigeren Bedingungen als etwa bei Ausführung astronomischer Präzisionsmessungen energische und zur Erhaltung der Stabilität des Flugzeugs wichtige, oft sogar lebensrettende Bewegungen ausführen zu können, bedarf es der ganzen Nervenschulung des Fliegers. Außerdem muß der Flugzeugführer peinlich auf die dauernde Bewahrung seiner möglichsten kleinen physiologischen Leistungszeit bedacht sein, z. B. durch Abstinenz von Alkohol, der, wie durch Präzisionsmessungen festgestellt ist, sehr bald für alle Sinneswahrnehmungen eine Verlängerung der Leitungszeit herbeiführt. Man könnte sogar, ähnlich wie dies bei Auswahl geeigneter Astronomen geschieht, im Interesse des Piloten selbst es für zweckmäßig halten, wenn vor Zulassung eines Flugzeugführers erst seine physiologische Leitungszeit usw. an besonderen Apparaten genau untersucht würde.

Aber die Astronomie hat nicht nur die soeben kurz geschilderte ideale, allgemein naturwissenschaftliche und speziell sogar physiologische Bedeutung, sondern sie besitzt sogar einen hervorragend praktischen Wert für die äußere Wohlfahrt der Menschheit. Hätte jemand noch vor dreihundert Jahren die Bedeutung der Astronomie für das praktische Leben darzutun unternommen, wäre er sicherlich in den Verdacht eines „Astrologen" gekommen. Beruht doch auch heute noch bei vielen Menschen die Anziehungskraft der Himmelskunde vielleicht weniger auf ihrer naturwissenschaftlichen Genauigkeit, als vielmehr auf dem scheinbar mystischen Zauber ihrer Weltabgeschlossenheit. Sogar in unserer aufgeklärten Zeit, wo die irrende Astrologie oder Sterndeuterei längst in Trümmer gesunken und ihre siegreiche Schwester, die Astronomie oder Sternkunde zur Königin der Wissenschaften geworden ist, zittert durch die Gemüter mancher, besonders phantastisch angelegter Menschen noch immer, wenn auch ganz verstohlen, ein unbestimmtes astrologisches Gefühl, als ob jenen Millionen strahlender Lichter am Firmament und ganz besonders etwa einem hellen, plötzlich auftauchenden Kometen, (Kriegskomet?), irgendein Einfluß auf Menschenwohl und irdisches Geschehen anhaften könnte.

Bis in die graue Vorzeit, mindestens drei Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung läßt sich die Geschichte der Himmelskunde zurück verfolgen. So ist es historisch überliefert, daß die Herrscher der alten Chinesen bereits 2000 Jahre v. Chr. sich zwei Hofastronomen hielten, deren Pflicht es war, die Bewegungen der Himmelskörper zu verfolgen und vor allem das Eintreten von Sonnen- und Mondfinsternissen rechtzeitig vorher zu sagen, damit Herrscher und Priester auf das Volk in ihrem Sinne einwirken konnten. Das waren zunächst mehr oder weniger religiöse oder politische Gründe, die eine Betrachtung der Gestirne und die Aufzeichnung ihrer Bewegungen in grauer Vergangenheit veranlaßten. Aber auch schon in frühester Zeit kam ein überaus praktischer Beweg-

grund hinzu, um die Himmelskunde bei fast allen, selbst den auf niedriger Kulturstufe stehenden Völkern zu beleben.*) Es war dies die Möglichkeit, aus den Stellungen der Sonne, des Mondes, der großen Planeten und der bekanntesten Fixsterne am Himmelsgewölbe sowohl Richtungsbestimmungen bei Fortbewegungen zu Wasser und zu Lande, als auch Zeitschätzungen ausführen zu können.

Die polynesischen Völker der alten Zeit z. B. vollführten im Bereiche des Stillen Ozeans ausgedehnte Seereisen, indem sie die Richtung der Fahrt am Tage nach der Sonne, Nachts nach der Stellung heller Sternenbilder bestimmten. Aus den damals nur mit den Fingern über dem Meereshorizont gemessenen Höhen von Sonne und Mond wurden die Tages- und Nachtstunden geschätzt. So kamen in alter Zeit polynesische Einwanderer auf langer Meeresfahrt von der samoanischen Hauptinsel Sawaii nach Norden zu den Hawaiischen Eilanden (Hauptinsel Hawaii, mit Umlaut von S in H).

Als vor etwa neunhundert Jahren die Normannen weite Strecken des Atlantischen Ozeans durchfuhren, navigierten sie nach den Sternen, auch noch ganz ohne Instrumente. Aber sie ließen von ihren Wikingerschiffen, sobald die Fahrtrichtung unsicher wurde, besondere pfadfindende Vögel, Raben und Tauben aufsteigen, die schnell in große Höhen flogen und von oben ferne Küstenstriche oder Inselumrisse erblicken konnten. Dem landwärts gerichteten Fluge dieser zoologischen Lootsen folgten die Wikingerschiffe und erreichten allmählich von Insel zu Insel, auf dem Wege über Grönland und Labrador schon damals die nordamerikanische Küste. Als dann Kolumbus fast 500 Jahre später die neue Welt von neuem entdeckte, kannte er und benutzte schon die Grundlehren der von den Arabern entwickelten astronomischen Nautik. Seine Navigation erfolgte auf Grund astronomischer Messungen an besonderen tragbaren Instrumenten, wie Astrolabium und Jakobsstab, letzterer der Vorläufer des modernen Schiffs-Sextanten.

Die Ära der gewaltigen Entdeckungen auf See, die damals von Spaniern und Portugiesen eingeleitet wurde, stellte zu jener Zeit auch an die Astronomie als Mutterwissenschaft der Schiffahrt erhöhte und immer dringendere Anforderungen. Die Schiffsführung verlangte genaue Vorausberechnungen der Stellungen von Sonne, Mond und Planeten, um aus astronomischen Beobachtungen derselben den Schiffsort auf der Meeresfläche zu finden. Ein deutscher Astronom, Johannes Müller, genannt Regiomontan, war es, Mitte des 15. Jahrhunderts in Nürnberg lebend, der vertraut mit griechischer und arabischer Astronomie, für Jahre im voraus die Stellungen der Himmelskörper berechnete, aller-

*) Für nähere Einzelheiten mit Bezug auf den Nutzen der Astronomie sei auf des Verfassers Buch „Astronomie in ihrer Bedeutung für das praktische Leben" verwiesen, das als Band Nr. 378 in der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erschienen ist.

dings immer noch auf der unrichtigen geozentrischen Theorie des Ptolemäus (Erde im Mittelpunkte des Sonnensystems) fußend. So entstand das erste und zwar ein deutsches nautisch-astronomisches Jahrbuch, das von spanischen und portugiesischen Seefahrern dazu benutzt wurde, die Lage der Küstenpunkte in der neuen Welt nach astronomischen Messungen zu bestimmen. Dieses erste Jahrbuch galt für den Meridian von Nürnberg, und es ist von großem Interesse, daß bei den Entdeckungsfahrten der Spanier und Portugiesen die Ortsbestimmungen in der neuen Welt sich auf den Meridian von Nürnberg bezogen. Aber schon bald stellte es sich heraus, daß für etwas genauere nautische und geographische Ortsbestimmungen die auf der alten und falschen geozentrischen Weltanschauung beruhenden Tafeln Regiomontans unzulänglich waren und zu großen Irrtümern führten. Gebieterisch trat das Verlangen nach einer neuen genaueren astronomischen Theorie auf, die übrigens nicht nur von der Nautik, sondern auch vom Kalenderwesen gefordert wurde.

Wiederum war es einem deutschen Forscher Nikolaus Kopernikus aus Thorn (1473 bis 1543) vorbehalten, auch hierfür die rettende wissenschaftliche Tat zu vollbringen. Mit echt mathematischem Scharfblick erkannte er nach dreißigjähriger stiller Forscherarbeit und angeregt durch die Ahnungen altgriechischer Philosophen, daß die Planetenbewegungen nicht um eine ruhende Erde, sondern um die Sonne als Mittelpunkt des ganzen Systems stattfinden und daß außerdem zur Erklärung der Gestirnsbewegungen noch die tägliche Achsendrehung der Erde, sowie ihre jährliche Bewegung um die Sonne herangezogen werden müsse. Auf Grund dieser richtigen, durch zahlreiche Beweise nunmehr streng gefestigten heliozentrischen Weltanschauung, (Sonne im Mittelpunkt des Planetensystems), haben im Laufe der Zeit auch die astronomischen Jahrbücher diejenige Schärfe erreicht, die zur genauen Ortsbestimmung auf der Erde aus astronomischen Gestirnsmessungen notwendig ist. Zur Zeit des Kolumbus im 15. Jahrhundert mußte man sich bei einer astronomischen Bestimmung des Schiffsortes auf See noch mit einer Genauigkeit von etwa 50 km begnügen. Im 18. Jahrhundert, als das Marinechronometer und der zur Messung von Gestirnshöhen über dem Meereshorizont dienende Spiegelsextant erfunden waren, gelangen Ortsbestimmungen auf See schon mit einer Genauigkeit von rund 16 km. Bei der modernen Navigation eines Schiffes läßt sich in der Ermittelung des jeweiligen Schiffsortes auf See bereits eine durchschnittliche Genauigkeit von etwa 2 km erzielen. Schon aus diesen Zahlenverhältnissen kann man erkennen, wie groß die Fortschritte in der Herstellung der nautischen Instrumente und in der Verbesserung der astronomischen Navigationsmethoden im Laufe der letzten hundert Jahre gewesen sind.

Ganz ähnlich lagen die Verhältnisse bei Landreisen oder für die Entwickelung der geographischen Ortsbestimmung am Lande. Arabische Astronomen begingen im 9. Jahrhundert bei ihren Orientierungen mit tragbaren Instrumenten

noch Fehler von etwa 30 km. Im 16. Jahrhundert gelang es schon dem großen dänischen Astronomen Tycho Brahe, der neue Bahnen der astronomischen Beobachtungskunst eröffnete, geographische Ortsbestimmungen aus Gestirnsmessungen bis auf rund 2 km genau auszuführen. Heute erreicht man bei der genäherten Ortsbestimmung auf Reisen eine Genauigkeit von etwa 30 m, und, wenn es sich z. B. um ganz besonders genau von einem Astronomen auszumessende Hauptpunkte einer Landesmessung oder einer Grenzregulierung handelt, darf sogar auf eine Sicherheit von fast 3 m in der astronomisch-geographischen Orientierung gerechnet werden. Auch hier erkennt man die im Laufe weniger Jahrhunderte vollzogenen großen Fortschritte in der Vervollkommnung der Instrumente und in der Verfeinerung der Meßmethoden.

Doch wir kehren zu unserer eigentlichen Aufgabe zurück, die praktische Bedeutung der Astronomie zu erweisen. Mit Recht sagt Goethe im west-östlichen Diwan: „Er hat euch die Gestirne gesetzt als Leiter zu Land und zur See," eine prophetische Mahnung, der heute noch hinzugefügt werden muß: „auch als Leiter im Ozean der Luft". Schon seit den ältesten Zeiten war es den Menschen zum Bewußtsein gekommen, daß, rein mechanisch betrachtet, jenes die Erde scheinbar konzentrisch umgebende Himmelsgewölbe eine große Uhr sei, deren mehr oder weniger festes Zifferblatt durch die Fixsterne, deren bewegliche Zeiger durch Sonne, Mond und Planeten gebildet werden. So leisteten für Jahrtausende den beobachtenden Seefahrern der alten Zeit die Himmelskörper ähnliche Dienste wie Kompaß und Chronometer bei der modernen, allerdings auch viel schwierigeren Schiffahrt. Kompaß und Chronometer lassen sich aber auch heute noch, trotz ihrer großen Vervollkommnung, nur dann richtig anwenden, wenn ihre Angaben fortlaufend durch astronomische Messungen berichtigt werden. Denn z. B. die sogenannte „Deviation" des Kompasses oder die Abweichung, die unter dem Einfluß der störenden Eisenmassen des Schiffes die Richtung der Magnetnadel zeigt, ferner die auf längeren Seereisen stets unvermeidlichen Unsicherheiten im Gange der Marinechronometer machen eine dauernde Prüfung beider Instrumente durch fortlaufende astronomische Beobachtungen notwendig.

Aber nicht nur von mittelbar helfender, sondern gradezu von unmittelbar entscheidender Bedeutung wird die Astronomie für die Schiffahrt, wenn es sich um die Ortsbestimmung des Schiffes auf der weiten Wasserfläche handelt. In Sicht der Küste ist dies durch sogenannte Peilungen oder Einstellungen auf irdische, in Karten festgelegte Marken ziemlich leicht. Auf hoher See jedoch, wenn vom Schiff aus nur Himmel und Wasser sichtbar, müssen an den Gestirnen genaue Höhenmessungen angestellt und astronomisch berechnet werden, um zu wissen, wo das Schiff sich überhaupt befindet. Zwar läßt sich dies auf besonderen Seekarten auch genähert durch Zeichnung erreichen. Man trägt dazu den Schiffskurs aus der Kompaßstellung ein und steckt außerdem die durchlaufene Strecke nach der bekannten Geschwindigkeit des Schiffs (ausgeworfenes Logg oder Um-

drehungszahl der Schraube) auf der Karte ab. Ein so ermittelter Schiffsort, den man einen „gegißten" nennt, stimmt aber nur selten mit dem wirklichen Schiffsort überein, weil Wellen und Meeresströmungen die normale Schiffsgeschwindigkeit unregelmäßig zu ändern vermögen. Alsdann verhilft nur die unmittelbare astronomische Messung am Himmel zur genaueren Herleitung des Schiffsorts. Denken wir uns ein Schiff auf hoher See, das seinem Bestimmungsorte in möglichst kurzer Frist zueilen muß, um Kohlen und Menschenunterhalt zu sparen. Da ist es für die Schiffsleitung äußerst wichtig, das Fahrzeug auf der kürzesten Linie von Hafen zu Hafen zu bringen, wozu astronomische Beobachtungen über den jeweiligen genauen Schiffsort notwendig sind. Bei den großen schnellfahrenden Dampfern der Kriegs- und Handelsmarine müssen Tag und Nacht astronomische Ortsbestimmungen zur sicheren Festlegung der Fahrt häufiger wiederholt werden; im Kriege ist diejenige Marine überlegen, die nicht nur die schnellsten und am besten bewaffneten Fahrzeuge besitzt, sondern zugleich auch die am sichersten wirkende astronomische Navigation auszuüben versteht.

Für größere Schiffe kann ferner die Fahrt in die Hafenorte und aus denselben nur dann für gesichert gelten, wenn genaue Tabellen für die Gezeiten der Meere vorhanden sind, die an den Küsten zu den verschiedenen Zeiten die jeweilige Höhe des Wasserstandes richtig angeben. Diese durch Ebbe und Flut der Meere bedingten wechselnden Wasserstände werden durch die vereinigte Anziehungskraft von Mond und Sonne auf die Wassermassen der Erde verursacht. An allen ozeanischen Küsten tritt je zweimal im Verlaufe von 24 Stunden ein Steigen und Fallen des Meerwassers ein, die schönste und großartigste rhythmische Bewegung der flüssigen Hülle unseres Planeten. Die genaue Vorausberechnung dieser den allgemeinen Anziehungsgesetzen der Himmelskörper folgenden Erscheinung ist der astronomischen Wissenschaft gelungen; genaue Gezeitentafeln bezeichnen jetzt die Eintrittszeiten und Wasserstände von Ebbe und Flut. So beruhen Sicherheit und Schnelligkeit der modernen Schiffahrt, also eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Belebung von Handel und Kultur sowie zugleich zur Kriegsführung, wesentlich mit auf Erfahrungen und Ergebnissen der astronomischen Wissenschaft. Ohne Übertreibung kann man sogar sagen, daß die Astronomie als Mutterwissenschaft der Schiffahrt auch für den Welthandels-Verkehr große Bedeutung besitzt.

Was für Seereisen mit Bezug auf die Anwendung der Himmelskunde soeben kurz entwickelt wurde, gilt in entsprechender Weise auch für Landreisen und Luftfahrten. Auf Expeditionen in gänzlich unbekannte oder nur ungenügend kartographisch festgelegte Erdgebiete erfolgt die Orientierung, sowie die Herstellung genauer Karten im wesentlichen nach astronomischen Ermittelungen der geographischen Breite und Länge bestimmter Erdorte. Forschungsreisende und Geographen müssen deshalb geeignete Messungen am Himmel anstellen, um zu wissen, wo sie sich überhaupt auf der Erde befinden. Auch bei genaueren Landes-

vermessungen und den darauf beruhenden Generalstabskarten, also einer gleichfalls sehr wichtigen Kultur- und Kriegsarbeit, werden die Hauptpunkte durch astronomische Messungen nach geographischer Breite und Länge bestimmt. Die Aufgaben der geographisch-astronomischen Ortsbestimmung haben daher schon von alters her ein ganz besonderes Interesse in Anspruch genommen; ihr Gebiet ist neuerdings dadurch noch bedeutend erweitert worden, daß die hierauf bezüglichen Gestirnsbeobachtungen auch auf photographischem Wege mit Erfolg sich ausführen lassen.

Als ganz neues Feld der astronomischen Anwendung kommt in jüngster Zeit nun auch die Ortsbestimmung im Luftfahrzeug hinzu, die verkehrstechnisch und strategisch von größter Bedeutung ist. Bei der schnellen und erfolgreichen Entwicklung der Luftschiffahrt ist die aeronautische Ortsbestimmung oder die Ermittelung des jeweiligen Luftfahrzeugortes über der Erdoberfläche sogar eine der wichtigsten Aufgaben geworden, ähnlich wie für die moderne Seeschiffahrt die Kunst der richtigen Navigierung. Im Interesse der Sicherheit und Weiterentwicklung der Luftschiffahrt wird jetzt verlangt, daß jeder Luftfahrzeugführer außer mit der technischen Handhabung seines Fahrzeugs, sowie mit den Eigenschaften des Luftozeans auch mit der vollständigen astronomisch-geographischen und magnetischen Orientierung vertraut ist. Betrachten wir ganz allgemein die Dienste, die Astronomie und Erdphysik für die Orientierung in der Luft zu leisten vermögen.

Bei der Navigation von Luftschiffen sind im ganzen drei Fälle zu unterscheiden. Luftfahrten mit Anblick der festen Erdoberfläche, Fahrten bei unsichtiger Erdoberfläche oder über dem Meere, aber mit Sichtbarkeit der Gestirne, und endlich Fahrten in ganz undurchsichtiger Atmosphäre, wo weder nach unten noch nach oben Sicht ist. Im ersten Falle mit Anblick der festen Erdoberfläche gleichen die Luftfahrten der Schiffahrt in Sicht der Küste, wo einfache Orientierungen nach guten Karten mit Benutzung des Kompasses und mit Anvisierung von Landmarken ausreichen. Man bezeichnet diese Navigation als terrestrische, darf dabei aber nicht vergessen, daß ein Luftfahrzeug viel schwerer zu navigieren ist als ein Seeschiff. Es rührt dies von der in der Luft zumeist viel größeren und wirksameren Versetzung des Schiffes durch die Winde, oder die Stromlinien der Luft her. Durch seitlichen Wind, der an Stärke sogar die Eigengeschwindigkeit des Luftfahrzeugs übertreffen kann, wird das Schiff bedeutend vom gesteuerten Kurs abgetrieben, sodaß der Unterschied zwischen dem faktisch gefahrenen und dem am Kompaß gesteuerten Kurs erhebliche Beträge erreichen kann. Man muß daher diese Versetzung durch die Stromlinien der Luft, in denen das Luftschiff im Gegensatz zum Seeschiff ganz und gar schwimmt, von Zeit zu Zeit durch Anpeilen der Erdoberfläche bestimmen und kann erst danach den richtigen Kurs im Luftschiff steuern, um wirklich das gesteckte Ziel zu erreichen.

Man erkennt sofort die große Schwierigkeit, die im Zusammenhange mit

dieser beträchtlichen seitlichen Versetzung entsteht, wenn dieselbe etwa bei unsichtiger Erdoberfläche oder gar im dichten Nebel nicht mehr unmittelbar zu bestimmen ist. Gerade dann kann es vorkommen, daß ein Luftschiff sehr erheblich von seinem richtigen Kurse abtreibt, ohne daß die verantwortliche Führung dies sofort zu bemerken imstande ist. Betrachten wir zu diesem Zweck jetzt die beiden anderen Fälle bei der Luftnavigation, nämlich, wenn bei mangelnder Sicht nach unten die Gestirne zu sehen sind, und wenn endlich mitten im Nebel überhaupt weder Erde noch Himmel zu erkennen sind.

Ist für den Luftfahrer die Erdoberfläche verdeckt, aber der Himmel sichtbar, so liegt für ihn der Fall genau so wie für den Seemann bei der Schiffahrt auf hohem Meere; er muß sich astronomisch mit Hilfe von Gestirnsmessungen orientieren. Das ist die sogenannte astronomische Navigation in der Luft, die gegenwärtig besonders in Deutschland, speziell bei der deutschen Militärluftschiffahrt, einen hohen Grad der Vervollkommnung nicht nur in Bezug auf die Instrumente zum Anmessen der Gestirne, sondern auch mit Hinsicht auf die schnelle und einfache graphische Auswertung jener astronomischen Beobachtungen erreicht hat. Ohne hier näher auf Einzelheiten der interessanten Frage, wie orientiere ich das Luftfahrzeug nach den Gestirnen mit Bezug auf meinen augenblicklichen geographischen Standort, einzugehen, sei nur auf den wichtigsten Punkt in der Luftnavigation, auf die vorher erwähnte Versetzung des Luftschiffs auch in diesem Falle aufmerksam gemacht. Nur durch eine fortlaufende, bei unsichtiger Erdoberfläche besonders dringend gebotene astronomische Aeronavigation läßt sich selbst bei nach unten gänzlich fehlender Orientierung jederzeit die faktische Versegelung feststellen und das Luftfahrzeug im richtigen Kurse halten.

Wie steht es nun aber in dem dritten noch möglichen Falle, daß weder nach unten noch nach oben Sicht vorhanden ist und das Luftfahrzeug daher in dichtem Nebel oder zwischen zwei Wolken fährt? In diesem Falle tritt, wenn nicht etwa ein Überfliegen des Nebels oder der Wolken mit alsdann erreichter Durchsicht zum Himmel möglich sein sollte, die magnetische Aeronavigation ein, die jedoch im Gegensatz zur terrestrischen und astronomischen noch nicht als vollkommen gelöst zu bezeichnen ist, wenn auch besonders in Deutschland vielversprechende Anfänge für die dringende Weiterentwicklung dieses Gebietes der Orientierung erreicht werden konnten. Das wichtigste ist wiederum, wie kann ich im Nebel meine durch Windströmungen verursachte Versetzung im Luftschiff bestimmen, die mich weit vom Kurse abtreibt.

Zunächst hat das Luftschiff einen Steuerkompaß, nach dem gefahren werden kann; aber dieses wichtige Hilfsmittel allein genügt nicht bei seitlichen Winden, deren versetzende Wirkung man bei dichtem Nebel weder terrestrisch noch astronomisch bestimmen kann und die sich außerdem, selbst wenn man sie zu Beginn der Fahrt meteorologisch in Rechnung stellt, mit der Zeit beträchtlich zu ändern ver-

mag. Was gibt es nun für magnetische Hilfsmittel, um auch im Nebel die wirkliche Fahrrichtung zu ermitteln? Man kann jetzt wenigstens in der Nord-süd-Richtung ein im Nebel fahrendes Luftschiff durch fortlaufende Messungen z. B. der magnetischen Inklination oder der Neigung einer vertikal schwingenden Magnetnadel an einem besonderen Instrument, dem sogenannten Balloninklinatorium bestimmen. Die durch die vertikale Richtkraft des Erdmagnetismus gegebenen Linien gleicher magnetischer Inklination, (Neigung einer vertikal schwingenden Magnetnadel unter den Horizont), oder die sogenannten „Isoklinen" verlaufen z. B. in Deutschland fast genau parallel einer durch die Nord- und Ostseeküsten gelegten Küstenlinie. Ferner nehmen die Inklinationswerte mit wachsender Breite zu und mit fallender Breite ab, da sie vom magnetischen Äquator nach den magnetischen Polen hin wachsen, (Null Gr. am magnetischen Äquator, 90 Gr. am magnetischen Pol). Endlich liegen z. B. auf einer Übersichtskarte von Deutschland die von WSW nach ONO verlaufenden Isoklinen nahezu parallel, sowie ziemlich in gleichen Abständen zueinander. Mißt man nun in der Gondel den jeweiligen Betrag der Inklination, (für Süddeutschland rund 63 Gr., für Schleswig etwa 69 Gr., entsprechend einer Breitenänderung von 48 Gr. bis über 55 Gr.), so läßt sich die Nordsüd-Verschiebung des Luftfahrzeugs bis auf mindestens 20 km genau auch im Nebel ermitteln. Ändern sich die Inklinationswerte nicht, so bewegt man sich nahezu in ostwestlicher Fahrt, nimmt die Inklination zu, so fährt man nördlich, und nimmt sie ab, südlich um Beträge, die unmittelbar auf einer Isoklinenkarte abzulesen sind. Derartige magnetische Richtungsmessungen können bisher mit Sicherheit nur in der Mittelgondel starrer Luftschiffe ausgeführt werden, wo fast völlige Eisenfreiheit und ausreichende Ruhe von den Motorschwingungen herrschen. Dieses wichtige magnetische Hilfsmittel zur Orientierung im Nebel gibt aber nur den Betrag der Versetzung in nordsüdlicher Richtung an, dessen Kenntnis zur vollständigen Navigation im Nebel nicht ausreicht. Wie könnte man nun noch die ostwestliche Verschiebung im Nebel messen? Diese Aufgabe ist bisher noch nicht gelöst. Man könnte daran denken, im Luftschiff außer einem magnetischen Kompaß, der bei richtiger Aufstellung und Kompensation genau die magnetische Nordsüdrichtung zeigt, noch einen Kreiselkompaß, (bisher nur auf Seeschiffen verwendet), anzubringen, der durch die mechanische Richtkraft unseres Planeten Erde die astronomische Nordsüdrichtung anzugeben imstande ist. Der Unterschied zwischen magnetischer und astronomisch-geographischer Nordsüdrichtung, den man mit Hilfe dieser beiden Kompasse ermitteln kann, ist die sogenannte magnetische Deklination oder Mißweisung, die z. B. in Deutschland sich nahezu parallel mit den Längengraden, also gerade in ostwestlicher Richtung ändert, (an der Ostgrenze etwa 3 Gr., an der Westgrenze etwa 13 Gr. betragend). Sobald man den Wert dieser Mißweisung durch Vergleichung des Kreiselkompasses mit dem

magnetischen Kompaß bestimmt, hätte man ein brauchbares Mittel, um selbst im Nebel die ostwestliche Versetzung des Luftschiffs zu beurteilen. Leider scheitert aber gegenwärtig noch die Verwendung des äußerst sinnreichen und auf unseren Kriegsschiffen bereits verwendeten Kreiselkompasses im Luftschiff an dem großen Gewicht und an dem bisher noch lange Zeit (mehrere Stunden) vor dem Gebrauch notwendigen starken elektrischen Antrieb jenes Apparates. Hier bietet sich der wissenschaftlichen Technik ein dankbares und lockendes Ziel in der Vereinfachung des Kreiselkompasses.

Der Vollständigkeit halber seien noch zwei Hilfsmittel erwähnt, die auch die Orientierung eines Luftfahrzeugs im Nebel, wenigstens zu Friedenszeiten und im eigenen Lande, zu erleichtern vermöchten. Einmal hat man daran gedacht und auch schon versucht, entsprechend den Unterseesignalen wellentelegraphische Signale von bestimmten, über das Land verteilten Stationen für Luftfahrzeuge mit funkentelegraphischen Einrichtungen zu geben, aus denen man z. B. die Annäherung an die Landesgrenze oder an die Küste schließen könnte. Dann ist ein besonderer Telefunkenkompaß vorgeschlagen, der bei unsichtigem Wetter auf drahtlosem Wege durch funkentelegraphische Signale von bestimmten Stationen aus in Verbindung mit einem Kompaßzeiger im Luftschiff die jeweilige Richtung angibt. Immerhin darf man nicht vergessen, daß im Kriege, wo alle künstlichen Orientierungsmittel von unten versagen, jedes Luftfahrzeug von sich aus imstande sein muß, die zur Bewältigung seiner strategischen Aufgaben nötige Orientierung durchzuführen.

Noch ein Wort endlich über die Orientierung vom Flugzeug, dessen erfolgreiche Benutzung gegenwärtig im Vordergrunde des öffentlichen Interesses steht. Im Flugzeug sind naturgemäß bei versagender terrestrischer Navigation astronomische Messungen an den Gestirnen oder komplizierte magnetische Ortsbestimmungen ausgeschlossen. Dennoch vermag bei unsichtiger Erde die Orientierung nach den Gestirnen mit bloßem Auge unter Kenntnis des Sternenhimmels und mit Ausnutzung der jeweiligen Stellungen von Sonne, Mond wie Planeten wesentlich zu helfen. Im Nebel leistet auch ein guter Fluid-Kompaß oft entscheidende Dienste, da die Windversetzung eines mit über doppelt so großer Eigengeschwindigkeit wie ein Luftschiff vorwärts treibenden Flugzeugs im allgemeinen nicht so sehr ins Gewicht fällt. Also auch hier vermag die Kenntnis von Astronomie und Erdphysik dem Flugzeugführer wesentliche Dienste zu leisten, sobald die terrestrische Navigation versagt.

Wir haben in den vorangehenden Betrachtungen zu zeigen versucht, daß die Astronomie für die gesamte geographische Orientierung bei Land-, See- und Luftfahrten von außerordentlich praktischer Bedeutung ist. Aber noch zwei andere wichtige und für das menschliche Leben unentbehrliche Segnungen sind unmittelbar mit der Himmelskunde verknüpft: der öffentliche Zeitdienst und das Kalenderwesen.

Unsere Zeit steht im Zeichen des Verkehrs. Die über alle Kulturländer ausgedehnten Netze von Eisenbahnlinien, (rund eine Million km, also fast das dreifache der Entfernung Erde—Mond), müssen ebenso wie alle anderen Transportmittel im friedlichen und kriegerischen Interesse sicher und schnell arbeiten. Als wohltätiger Regulator über diesem ganzen riesenhaften Mechanismus tront die Zeit. Gäbe es keine zeitmessenden Instrumente oder Uhren, die die Tagesintervalle mindestens bis auf Sekunden genau einteilen, so könnte das moderne Verkehrsleben nicht mit Sicherheit bestehen. Aber unsere Uhren bedürfen unausgesetzt der Kontrolle; selbst die besten Pendeluhren sind nicht fehlerfrei. Durch den wechselnden und nie ganz auszugleichenden Einfluß von Temperatur, Luftdruck und Feuchtigkeit in Verbindung mit den unvermeidlichen Unvollkommenheiten des Mechanismus bleiben alle Uhren vielfachen Unsicherheiten im Gange ausgesetzt, die sich im Laufe der Zeit, bei etwa nicht stattfindender Kontrolle, erheblich steigern können. Diese Kontrolle der Uhren liegt ganz und gar in den Händen der astronomischen Wissenschaft. Die natürliche und gewaltige Normaluhr, deren Gang sich seit Jahrhunderten nicht um eine hundertstel Zeitsekunde geändert haben kann, ist die scheinbare Drehung des Himmelsgewölbes oder in Wirklichkeit die Umdrehung unserer Erde von West nach Ost um ihre Achse. Zwar sind theoretisch wohl einige Möglichkeiten für eine nicht ganz gleichmäßige Erdumdrehung vorhanden, die von Reibungen der Flutwelle, von Niederschlägen kosmischer Meteormassen auf unseren Planeten und von Zusammenziehungen der Erdrinde herrühren könnten. Aber bisher haben selbst die feinsten astronomischen Zeitmessungen noch keinen praktischen Nachweis für etwaige Verzögerungen der Erdumdrehung liefern können.

Jede Sternwarte besitzt mindestens eine Normaluhr, deren Aufstellung besonders gesichert sein muß und deren Angaben fortlaufend nach Sternbeobachtungen durch besondere astronomische Zeitbestimmungen kontrolliert werden. Diese Normaluhr dient auch zur Austeilung von Zeitsignalen im näheren und weiteren Umkreise der zugehörigen Länder. Nach den Signalen jenes öffentlichen Zeitdienstes, der jetzt in allen Kulturländern der Erde eingeführt ist, werden sämtliche für den Eisenbahn- oder Postdienst und für den öffentlichen Verkehr bestimmten Uhren reguliert. Auch in den wichtigeren Hafenorten der Erde befinden sich sogenannte Zeitbälle, die von Sternwarten geregelt, der Schiffahrt dienen. Durch deutliches, weithin sichtbares Herabfallen eines großen Balles wird auf diese Weise den Seefahrern bis auf die Sekunde genau die Zeit angegeben, um den Gang der Schiffschronometer zu kontrollieren. In neuerer Zeit war sogar bis zum Ausbruch des Weltkrieges von den großen Funkenstationen der Erde (Eiffelturm, Norddeich, Nauen usw.) ein drahtloses Zeitsignal weit über die Weltmeere verteilt worden, um der Schiffahrt einen gleichmäßigen internationalen Zeitdienst zu geben.

An die Kenntnis von der Bewegung der Himmelskörper knüpft sich, abge-

sehen von den soeben erwähnten Orts- und Zeitbestimmungen, noch ein dritter wesentlich praktischer Zweck, nämlich die Auffindung und Erhaltung eines bequemen und sicheren Maßes der Zeitrechnung, das im Kalenderwesen zum Ausdruck kommt. Besonders Sonne und Mond sind in dieser Beziehung von ausschlaggebender Bedeutung. Fast allen Bewohnern unseres Planeten, abgesehen von den Polarvölkern, denen der Tag den ganzen Sommer, die Nacht den ganzen Winter dauert, mußte schon in allerfrühester Zeit der durch Auf- und Untergang der Sonne jeweilig bedingte Wechsel von Tag und Nacht ein willkommenes Maß für die Zeitrechnung bieten. So wurde der Tag zur natürlichen und notwendigen Zeiteinheit. Aber fortgesetzte Zählungen nach Tagen hätten im Laufe der Zeit zu allzu großen und unbequemen Zahlen geführt, und eine Einteilung in längere Zeitabschnitte bot sich von selbst. Den auf mittleren Breitenzonen der Erde wohnenden Kulturvölkern gab sich in der regelmäßigen Wiederkehr der Jahreszeiten ein willkommener Zeitabschnitt, dessen astronomische Festsetzung als Jahreslänge schon den alten Ägyptern keine Schwierigkeit bereitete und der selbst ganz entfernt liegende Zeitabschnitte zu bezeichnen erlaubte. Zwischen Tag und Jahr mußte ferner, um nicht die einzelnen Tage fortlaufend zu zählen, noch ein dazwischen liegendes Zeitmaß eingeschaltet werden, das durch die Bewegung und den damit zusammenhängenden Lichtwechsel unseres Trabanten als Monat in natürlicher Weise gegeben war. Für den ebenfalls schon in frühester Zeit eingeführten Zeitabschnitt der Woche läßt sich keine astronomische, sondern nur eine astrologische Erklärung finden. Aus einer dem falschen geozentrischen Weltsystem entsprechenden und auch dann noch willkürlichen Anordnung der schon im grauen Altertum bekannten Himmelskörper unseres Planetensystems erklärt sich die Reihenfolge der Wochentage: Sonne (Sonntag), Mond (Montag), Mars (Dienstag, franz. Mardi oder Marstag), Merkur (Mittwoch, franz. Mercredi oder Merkurstag), Jupiter (Donnerstag, franz. Jeudi oder Jupitertag), Venus (Freitag, franz. Vendredi oder Venustag; im deutschen statt Venus die Göttin Freia zu setzen) und Saturn (Sonnabend, engl. Saturday oder Saturnstag, im Altertum Ruhetag der Woche, da Saturn der langsamste unter den mit bloßem Auge sichtbaren Planeten ist).

Hauptsächlich durch die Schwierigkeiten, Mond- und Sonnenbewegung in richtigen Einklang zu bringen, entstanden in alter Zeit die Unsicherheiten des Kalenderwesens. Schließlich wurde die Unordnung in der Zeitrechnung so groß, daß z. B. der altrömische Kalender, der noch einer der besten war, schon kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung über zwei Monate von dem wahren, in der Natur gegebenen Sonnenjahr abwich. Aus diesem Grunde reformierte bekanntlich Julius Cäsar 47 v. Chr. den Kalender mit Unterstützung einer Kommission alexandrinischer Astronomen, die die Jahreslänge zu 365¼ Tagen annahm und nach je drei Jahren ein Schaltjahr einsetzte. Dieser sogenannte julianische Kalender blieb sechszehn Jahrhunderte hindurch in Kraft

und gilt noch jetzt bei Russen und Serben, obwohl er gegenwärtig schon über dreizehn Tage falsch ist. Im Jahre 1474 beauftragte Papst Sixtus IV. den berühmten deutschen Astronomen Regiomontan, den damals um 11 Tage falschen julianischen Kalender in Ordnung zu bringen. Aber Regiomontan starb vor Abschluß seiner Kalenderarbeiten, und es dauerte nochmals hundert Jahre, bis Papst Gregor XIII. 1582 eine Kommission deutscher, italienischer und spanischer Astronomen zur Kalenderreform berief. Man ließ 10 Tage ausfallen und setzte die Jahreslänge im gregorianischen Kalender auf 365 Tage, 5 Stunden, 49 Minuten und 12 Sekunden an (26 Sekunden zu lang nach jetziger Kenntnis der Jahresdauer). Jedes durch 4 teilbare Jahr wurde ein Schaltjahr, aber die Jahrhundertzahlen nur dann, wenn sie durch 400 teilbar sind (z. B. 2000). Dieser gregorianische Kalender genügt tatsächlich für alle praktischen Bedürfnisse der Zeitrechnung, da er erst in drei Jahrtausenden um einen Tag falsch wird.

Faßt man schließlich die vorangehenden Betrachtungen über die praktische Bedeutung der Astronomie zusammen, so folgt daraus, daß die Himmelskunde wohl mit zu den wichtigsten Gebieten im Schatze menschlichen Wissens und Könnens gerechnet werden darf. —

Adolf Mayer:
Die Lüge.

„Wer möchte diesen Erdenball
Noch fernerhin betreten,
Wenn wir Bewohner überall
Die Wahrheit sagen täten.
Ihr hießet uns, wir hießen euch,
Spitzbuben und Halunken.
Wir sagten uns fatales Zeug,
Noch eh' wir uns betrunken.
Und überall im weiten Land,
Als altbewährtes Mittel,
Entsproßte aus der Menschenhand
Der treue Knotenknittel.
Da lob' ich mir die Höflichkeit,
Das zierliche Betrügen!
Du weißt Bescheid, ich weiß Bescheid,
Und allen macht's Vergnügen."
Wilhelm Busch.

„Dein Wort soll aber sein: Ja, ja; nein, nein.
Denn was die menschliche Natur auch Böses kennt,
Verkehrtes, Schlimmes, Abscheuwürdiges,
Das Schlimmste ist das falsche Wort, die Lüge,
Wär' nur der Mensch erst wahr, er wär' auch gut.
Wie könnte Sünde irgend doch bestehen,
Wenn sie nicht lügen könnte, täuschen? erstens sich,
Alsdann die Welt, dann Gott, ging es nur an."
Grillparzer.

Wir haben unserer Plauderei statt des üblichen einen, zwei Geleitworte und zwar solche, die einander widersprechen, vorangesetzt. Neben der pathetischen Anklage des ernsten Klassikers klingt die Schellenkappe des philosophischen Humoristen. Dieser wird zum Verteidiger und scheint wohl geeignet, die Lacher auf seine Seite zu bringen. Und doch klingen die Worte Grillparzers endgültig entscheidend. Wie kann man es da wagen, noch die Lüge zu verteidigen?

Aber zunächst: die Worte des österreichischen Klassikers sind verzweifelt

absolut, und für die Lüge kommt Zuzug aus dem Lager der Relativisten. Ein jedes Moralgesetz paßt nicht für eine jede Stufe der menschlichen Kultur, und die 10 Gebote des alten Israel setzten die Lüge noch nicht auf den Inder. Erst später hieß es: eure Rede sei: ja ja, nein nein.

Oder was würde auch heute noch ein Händler im fernen Orient dazu sagen, wenn man das Ansinnen unverbrüchlicher Wahrhaftigkeit seiner Angaben, mit denen er die Höhe seines phantastischen Preises zu begründen sucht, an ihn stellte? Auch noch in einem Lande, das sich jetzt anschickt, neuerworbenen Kolonien den Segen seiner Kultur zuteil werden zu lassen, ist es wenigstens beim Kleinhandel noch ziemlich allgemein üblich, vom erst geforderten Preis im Notfalle mehr als die Hälfte abzulassen, nachdem man gleichwohl schon versichert hatte, daß schon jener ungefähr der Selbstkostenpreis sei. Ja selbst bei uns und in den anderen Ländern des „prix fix" würde es dem Handel als eine sonderbare Zumutung erscheinen, wollte man von ihm unter allen Umständen eine wahrheitsgetreue Angabe des Selbstkostenpreises verlangen.

Hier erscheint also die schlaue Lüge noch als eine berechtigte Waffe im Kampfe ums Dasein, nicht unähnlich wie Körpergewandtheit im physischen Kampfe, die ja auch endlich in der höheren Kultur auf den Aussterbe-Etat gelangt, und wer sich dieser Waffe mit Vorteil bedient, begreift den Ausschluß der wissentlichen Täuschung als eine berechtigte Mahnung ebenso wenig, wie eine wohlgerüstete Nation die Mahnung unserer Friedensapostel: die Waffen nieder! Der Orientale nennt diese Mahnung eine *Prämie für den Dummkopf*, genau wie uns die allgemeine Abrüstung als eine *Prämie für den Schwächling* erscheint.

Gräbt man nun ein wenig tiefer, so stößt man freilich bald auf die Folgerung, daß diese „Prämie für den Dummkopf" eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung hat. In dem Lichte dieser Wissenschaft erscheint die Ehrlichkeit schließlich als eine Frage der Arbeitsteilung, und wir erinnern uns dann, was dieses Prinzip für die Ökonomie der Gesellschaft bedeutet.

Auf dem orientalischen Markte der grenzenlosen Überlistung muß ein Jeder, Käufer oder Verkäufer, ein Psychologe der Lüge sein. Bei uns tritt der weltfremde Gelehrte aus seiner Studierstube mit blödem Auge hinaus auf den Markt und kauft sich sein Pfund Tabak oder seine Filzpantoffeln zum einheitlichen Marktpreise. Die übliche Ehrlichkeit überhebt ihn der Kenntnis der zahllosen Falschmeldungen und Schikanen, denen er im anderen Falle ausgesetzt wäre. Ja die Zeit ist noch nicht ferne, als er überhaupt das Geld nicht kannte und dennoch nicht betrogen wurde, (da wir in Europa in Hinsicht der Marktehrlichkeit eher einen Rückschritt als einen Fortschritt zu verzeichnen haben). Also kann sich der Gelehrte ganz auf seine Fachtätigkeit konzentrieren, was offenbar im Vorteil der Allgemeinheit ist.

Wenn man einstweilen die Sache lediglich ökonomisch beurteilt, so wäre demnach zu sagen: die Ehrlichkeit ist im Interesse der Allgemeinheit. — Aber, da aus der Arbeitsteilung sich ergebende Vorteile ihre Grenze haben in der Einseitigkeit der Ausbildung der auf ihre Arbeit spezialisierten Individuen, so hat auch diese Organisation ihre Grenzen. Man kann nicht die Fachmenschen ganz auf Hirntätigkeit und Handgeschicklichkeit, und wieder in jeder von diesen weiter und weiter spezialisiert züchten, weil die Harmonie der Organisation des Individuums zu stark darunter leiden würde und ein jeder schließlich — selbst gesundheitlich — zugrunde gehen würde.

Für unseren Fall angewendet würde das aber doch wohl heißen, daß eine eigentliche individuelle psychologische Schädigung durch weitgehende Handhabung der Ehrlichkeit nicht gerade zu erwarten wäre. Das wird bewiesen durch den Zustand der Völker, in welchen man sich einem solchen Stadium nähert. Also insoweit handelt es sich um eine Frage der höheren oder niederen Kultur. Auf dem wirtschaftlichen Gebiete ist die Kultur der Lüge feindlich.

Aber wir müssen die ganze Frage noch von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus beurteilen. Warum und inwiefern ist die Lüge eigentlich vom Übel? Im Handel — das sahen wir — bedeutet sie eine Vergeudung wirtschaftlicher Kräfte, innere Reibung der Gesellschaftsmaschine, und es ist ohne weiteres einleuchtend, daß auf einer höheren Entwicklungsstufe diese Reibung nach Kräften vermieden werden muß. Die Ehrlichkeit ist hier das Öl, mit der die Maschine geschmiert wird. — Aber ganz allgemein? — Ist doch die Kenntnis irgend einer Tatsache mein Privateigentum. Darf da der erste beste kommen, sie mir abverlangen durch eine Frage, auf die ich, bei Strafe ein Lügner gescholten zu werden, wahrheitsgetreu antworten muß? Das wäre beinahe ein neues Faustrecht. — Man kann allerdings auch die Antwort verweigern; aber damit sagt man dem Fragenden nur schwach verblümt, daß er ein Unverschämter sei. Das zu tun, ist auch ein Übel und nicht jedermanns Sache. Und somit bleibt die Lüge bestehen mit einigem Schein auf Recht.

Zum Reden der Wahrheit liegt eine Verpflichtung eigentlich nur vor zwischen Personen, die in einem Vertrauensverhältnis zu einander stehen, und der Grund dieser Verpflichtung ist auch ganz handgreiflich, weil eben nur unter diesen Umständen das Vertrauen erhalten bleiben kann. Kinder müssen gegenüber den Eltern zur unbedingten Wahrhaftigkeit verpflichtet werden, und daher ist diese Wahrhaftigkeit neben dem Gehorsam die erste pädagogische Regel, die sich uns aus diesem Grunde so deutlich einprägt, daß wir sie leicht als die erste Tugend fürs ganze Leben anzusehen gewohnt sind.

Ebenso ist Wahrhaftigkeit nötig in einem guten Dienstverhältnis, namentlich von Seiten des Untergebenen dem Vorgesetzten gegenüber, da sich nur unter dieser Voraussetzung die Pflichterfüllung des ersteren kontrollieren läßt. Sobann

wird sich jeder Ehrenmann seinen Freunden gegenüber großer Wahrhaftigkeit befleißigen; außer, wo es an's Fabulieren geht, wobei aber durch einen, wenigstens für kluge Leute verständlichen Auftakt gezeigt wird, wann Freund Münchhausen zu reden beginnt; denn auch hier gilt es ein Vertrauensverhältnis, das durch unwahre Mitteilungen ganz und gar zerstört werden müßte.

Wahrheit ist schließlich ein erstes Erfordernis in der Wissenschaft, und ihren Jüngern ist sie die höchste Gewissenspflicht. Das liegt im Begriff der Sache, denn es ist ja der Zweck der Wissenschaft, Wahrheit zu sammeln. Hier ist die Lüge geradezu die Sünde gegen den heiligen Geist.

Aber darüber hinaus? Um sogleich das äußerste Extrem zu setzen: Niemand wird es, wenn er unter Räuber gefallen ist, als ein Unrecht ansehen, die Frage, wo er sein Geld verborgen habe, mit einer falschen Angabe, wissenschaftlich genommen mit einer Lüge zu beantworten, und ebenso gilt es im Kriege, und ich meine mit Recht, geradezu als ein Verdienst, den Feind durch falsche Angaben zu täuschen. Edleren Naturen wird vielleicht ein solches Sagen der Unwahrheit auch unter diesen Umständen peinlich sein; aber nur Pedanten oder Klopffechter der Dialektik werden diese Unwahrheit geradezu tadeln, und wenn wir unseren Feinden im Kriege den Vorwurf machen, daß sie von der Gelegenheit zur Lüge diesmal einen sehr reichlichen Gebrauch gemacht haben, so ist dies nicht eigentlich ein moralischer Vorwurf, sondern geschieht in der Überzeugung, daß sie sich selbst mit dieser Methode schwer geschädigt haben. Die Franzosen, die lügen müssen, weil sie nicht anders können, weil sie von der Illusion leben statt von der Wirklichkeit, genießen schon jetzt die faulen Früchte ihres Systems. Das Publikum glaubt nicht mehr den Berichten des eignen Generalstabs und schlägt um, vom Enthusiasmus zum Kleinmut. Die Engländer aber, die die Lüge organisiert haben in usum der Neutralen; die sie selbst nicht glauben, aber sie anderen glauben machen wollen, deren Lügen haben freilich längere Beine. Aber schließlich, wenn sie von der Geschichte eingeholt sind, werden ihre Urheber den Haß der Welt doppelt verspüren, den sie jetzt ausschließlich auf das arme Deutschland zu lenken versuchen.

Es handelt sich also in der Frage nach der Immoralität der unwahren Rede nicht um ein einfaches ja oder nein, wie es Kindespflicht und Dienstpflicht mit sich bringt, sondern um graduelle Unterschiede. Die Unwahrheit kann erlaubt, sie kann geradezu geboten sein, und nur in der Tarierung dieser Grade bestehen bei verschieden besaiteten Personen Meinungsverschiedenheiten. Lüge sollte eigentlich nur die bewußte Unwahrheit heißen an einer Stelle, wo Wahrheit Pflicht gewesen wäre.

Ein bischen Vorsicht, höre ich hier rufen. Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse. Hüte dich vor der Jesuitenmoral!

Von Jesuitismus ist aber bei alledem gar keine Rede; denn der Begriff dieses Ausdrucks ist bekanntlich, daß selbst Verbrechen erlaubt seien zu irgend

einem großen Zweck, wobei ich ganz dahingestellt lassen will, ob dieser Grundsatz bei dem Jesuitenorden ausgesprochen oder nur praktisch in Anwendung gebracht worden ist. Auch wenn der Graf von Hoensbroech schließlich seine famose Wette verlieren sollte, so darf doch wohl als historisch erwiesen gelten, daß vielfach nach diesem Grundsatz verfahren worden ist. Und warum auch nicht? Man lese nur das Gedicht: „Die spanischen Brüder“ von Konrad Ferdinand Meyer, worin einem der jesuitische Grundsatz geradezu menschlich nahe gebracht wird. Wenn man seinem geliebten Bruder die ewige Seligkeit retten kann dadurch, daß man ihn vor dem gefürchteten Übertritt zum Ketzertum niedersticht, wer ist so feige, daß er sagt: das darf man nicht? —

Dennoch ist der jesuitische (oder dann meinetwegen pseudojesuitische) Grundsatz falsch, ja verbrecherisch, und zwar aus dem folgenden leicht zu durchschauenden Grunde. Er beruht auf einem Glauben, den wir als kulturfeindlich bezeichnen müssen. — Man sagt wohl: absolute Toleranz in religiösen Dingen; aber das gilt nur für die einmal zugelassenen Bekenntnisse. — Immer muß sich die menschliche Gesellschaft und deren Vertreter, der Staat, vorbehalten, darüber zu entscheiden, ob ein neues Bekenntnis kulturfeindlich ist oder nicht. Und auch aus einem alten zugelassenen Bekenntnis heraus kann eine Formulierung erwachsen, die geradezu als unzulässig bezeichnet werden muß. —

Das kulturfeindliche im Jesuitismus (oder Pseudojesuitismus) beruht nun darin, daß derselbe eine Gottheit voraussetzt, die ganz und gar teufliche Züge trägt. Eine Gottheit, die einen Menschen verdammt, weil er, ehrlich nach Wahrheit suchend, dieselbe nicht findet, ist ein Unding. — Ein Gott, der, um bei unserem, von dem Schweizer Dichter in dichterisches Gewand gekleideten Falle zu bleiben, einen Menschen durch einen gewaltsamen Tod vor den Gefahren der freien Forschung behütet und ihn dann wegen dieser äußerlichen Verhinderung selig spricht, wäre ein kleinlicher Pedant oder ein Rabulist. — Mit anderen Worten: es kann nicht zweierlei Moralitäten geben, eine natürliche und eine religiöse, sondern die letztere darf nur ein verkürzter, leicht faßlicher Ausdruck sein für die erstere, schwieriger zu erweisende oder zu begreifende.

Also aus dieser Bekämpfung der Jesuitenmoral folgt keineswegs und in keiner Instanz, daß es niemals erlaubt sei, ein kleines Unrecht zu begehen, um eine große Sache zu fördern. Wenn ein Mensch vor meinen Augen verbluten will, reiße ich dem nächsten Umstehenden das Taschentuch aus der Hand und frage nicht lange nach Mein und Dein, sondern lege den Verband an. — Ich tue dies auch, wenn der Eigener sich sträuben sollte. — Oder ein Beispiel aus dem großen Kriege, in dem wir stehen. Die vielbesprochene Neutralitätsverletzung Belgiens ist eine solche kleine Sache im Verhältnis zu den großen Dingen, die in diesem Kriege auf dem Spiele stehen, und daher noch zu verteidigen, auch wenn das unglückliche Land sich nicht selbst vorausgehender Neutralitätsverletzungen schuldig

gemacht hätte. — Besser spricht man aber in solchen Fällen garnicht von Unrecht, sondern von einer einzigen Handlung, die ihre Abschnitte hat, von denen einige wie Unrecht aussehen, die aber in ihrer Gesamtheit ein gutes Werk der tätigen Menschenliebe oder der großen Politik ist. Der Zweck, der hier, wenn man will, das Mittel heiligt, ist in einem solchen Falle ein so unzweifelhaft guter und allgemein anerkannter, daß die kleine Rechtsverletzung dagegen gar nicht in Rechnung kommt.

Dies ist ganz und gar anders in der „Jesuitenmoral", die z. B. der Patriarch in Lessings Nathan vertritt. Hier ist der Zweck ein verzwickter, gar nicht von jedermann geteilter, ja im Grunde tief unmoralischer Glauben, der eine große handgreifliche Missetat entschuldigen soll. Aber schon der einfältige, mit dem richtigen moralischen Instinkte begabte Klosterbruder hat hier praktisch den richtigen Ausweg gefunden, indem er erklärt, wenn an etwas Gutes, das er tun solle, gar zu nahe etwas Böses grenze, er dann lieber das Gute ungetan lasse. — Damit ist freilich keine scharfe Definition gegeben; aber man kommt mit einer solchen Regel im wirklichen Leben in den meisten Fällen aus. Ja, dem natürlichen Menschen liegt das richtige Urteil meist schon im Gefühle.

Ganz ähnlich steht es auch in den bekannten, historisch mehr oder weniger verbürgten Fällen, die auch der jugendliche Schiller in seinem Don Carlos ausbeutete, wo die Kirche um der Herrschaft willen Verbrechen beging, z. B. Fürsten absichtlich moralisch verdarb, um sie zu gefügigen Werkzeugen zu machen, oder Frauen prostituierte und sie im Beichtstuhl von der Sünde entband, um eines solchen Zweckes willen. Die Logik ist zwar auch in solchem Falle diese, daß das kleinere Übel dem größeren moralischen Gewinne dienen müsse und daher zu rechtfertigen sei. Aber auch hier behält der einfache gesunde Verstand des Klosterbruders recht und zerreißt die ausgeklügelten Spitzfindigkeiten, wenn er sie auch logisch nicht völlig zu lösen vermag.

Logisch analysiert steht es aber so, daß eben das seelische Wohl und Wehe eines Menschen das endgültige Ziel aller Religion ist und deshalb nicht als Preis für ein Mittel, wie es kirchliche Einrichtungen sind, gesetzt werden darf, für Einrichtungen, die erst indirekt und daher nur — vielleicht die Moralität anderer Menschen verbessern sollen, gar häufig aber diesen Zweck verfehlen und zunächst nur der Macht des Klerus dienen. — Da mit dieser Macht Kitzel des Ehrgeizes, also etwas sehr Menschliches und wenig Moralisches verbunden ist, so entsteht aus solcher Moral die Gefahr, daß der Zweck dem Mittel geopfert werde, also gerade das Umgekehrte, was man angeblich erreichen will, und das ist denn doch ganz bestimmt unmoralisch, während das Opfer des Mittels für den Zweck wenigstens unter Umständen moralisch sein kann.

Wir haben etwas weit ausholen müssen, um zu unserem Schlusse zu kommen. Derselbe lautet, daß wir zwischen Wahrheit und Wahrheit unterscheiden müssen,

daß selbst die Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen, keine absolute ist, und daß sich dieser Satz verteidigen läßt, ohne mit der berüchtigten (wirklichen oder sogenannten) Jesuitenmoral in beschmutzende Berührung zu kommen.

Schließlich aber ist unser Resultat dies. Die Unwahrheit sagen zu dürfen, ist ein Reservatrecht für gewisse zurückgebliebene Provinzen in dem Staate unserer gesellschaftlichen Organisation, und wir scheiden diese Konzessionen von der Lüge, als welche eben nur die reine eigennützige, willkürliche Unwahrhaftigkeit zu bezeichnen wäre. Aber Niemand kann sagen, wann das Reich der Unwahrhaftigkeit in diesen reservierten Gebieten sein Ende erreichen wird. Wohl läßt sich eine Organisation des Handels denken als zwischenvölkische Institution mit Beamten und völliger Beseitigung alles privatwirtschaftlichen Interesses. Noch weiter ins Traumland der Zukunft Blickende meinen schon die Möglichkeit des Weltfriedens zu sehen, und mit ihm würde das Gebiet des Gebrauchs der Sprache im Sinne Talleyrans, um seine Gedanken zu verbergen, noch sehr viel mehr an Terrain verlieren. Aber auch damit ist das Reich der Unwahrheit noch nicht zu Ende. Bis es keine Handarbeit mehr gibt und bis die Menschen erwachsen zur Welt kommen, wird es immer Ungebildete und Kinder geben, denen man in ihrem eigenen Interesse nicht gleich die ganze Wahrheit sagen kann, sondern diese wenigstens mit Mäntelchen umkleiden muß, und wobei man die Kurzsichtigen durch Markieren der Teilstrecken mit Scheinzielen, d. h. durch Illusionen, leiten muß. Ja auch die Kunst, der wir alle und mit der Kultur in steigendem Maße bedürfen, enthält notwendige Bestandteile nicht bloß des Wesens, sondern auch des Scheins. Und dies gilt noch weiter bis hinauf zu den Dingen, die Kolbenheyer in seinem Amor Dei dem verfolgten Da Costa in den Mund legt: „Die rostige Angstkette des alten Bundes war mit der Jenseitsbotschaft vergüldet worden. O, süßeste Menschenheitslüge!" Aber wer über diese Dinge allzu deutlich redet, verdient das Los Da Costas.

Hüten wir uns vor der Scylla der Lüge, deren schlimme Folgen wir auch wieder in dem großen Kriege, in dem wir stehen, mit Händen greifen können, aber fallen wir auch nicht in die Charybdis des Wahrheitsfanatismus.

„O weh der Lüge! sie befreit nicht", sagt die Goethesche Iphigenie. Aber alle können eben noch nicht in allen Dingen frei sein. — Lügen haben kurze Beine, sagt das Volk. Dasselbe kann man auch von jeder Unwahrhaftigkeit sagen. Aber, solange wir sie nicht entbehren können, müssen wir eben ihre Beine so lang wie möglich machen. In der Kunst heißt das — Naturalismus, und im Leben — Weltklugheit. Einer dieser Klugen ist der Humorist Wilhelm Busch, dessen schalkhaften Lügenvers wir neben dem Wahrheitspostulat Grillparzers als Motto dieser Plauderei vorausgeschickt haben.

Professor Dr. Hans Crüger: Wirtschaftliche Um- und Ausblicke.

Prophezeien ist stets ein gewagtes Unternehmen, zumal jedoch unter den heutigen Verhältnissen. Ganz vorsichtig aber wagen sich doch schon Einzelne hervor, die glauben, hinter den Vorhang sehen zu können. Tatsächlich hat Deutschland noch genug zu tun, um den Krieg durchzuhalten. Und die Ordnung wirtschaftlicher Verhältnisse für die nächsten Monate interessiert mehr als die Vermutungen über das, was nach dem Frieden werden wird. Gleichwohl sind ganze Denkschriften bereits darüber erschienen, freilich bewegen sie sich mehr auf dem politischen, als auf dem wirtschaftlichen Gebiet. Sie halten sich auch dabei meist an der Oberfläche, und ihre Verfasser wagen es nicht, in die Tiefe zu gehen. Nur gelegentlich werden Betrachtungen angestellt über das, was nach dem Frieden das wirtschaftliche Leben bringen wird. Der Eine sieht eine gewaltige Hochkonjunktur sich entwickeln, der Andere erwartet, daß der staatliche Einfluß auf die Gestaltung der Dinge von Dauer sein werde, der Dritte glaubt an eine Periode der Staatsmonopole usw. Jeder legt mehr oder weniger seine Wünsche in die Erwartungen hinein.

Dazu gehört keine Prophetengabe, um festzustellen, daß der Übergang vom Kriegszustand zum Friedenszustand für das wirtschaftliche Leben sich nicht so ganz einfach gestalten wird. Der Übergang wird wahrscheinlich nicht ohne Erschütterungen vor sich gehen, selbst wenn er noch so vorsichtig geleitet wird. Es wird nicht der Fehler aus der Zeit von 1870/71 wiederholt werden. Man wird nicht die Kriegsanleihe zurückkaufen und Milliardenströme dem Land zuführen. Und doch wird schon allein der Umstand, daß das wirtschaftliche Leben heute zum großen Teil in der Zwangsjacke sich befindet, von bedeutungsvollen Folgen für die Zeit sein, wenn es wieder der Freiheit übergeben werden wird. Je länger der Krieg andauert, desto größer die Möglichkeit, daß jener Übergang schwierige Begleiterscheinungen mit sich führen wird.

Wo wir hinblicken: gewaltige Schwierigkeiten des Überganges.

Da ist zunächst die Arbeiterfrage. Der Krieg hat nicht, wie so vielfach angenommen wurde, eine Zeit der Arbeitslosigkeit gebracht — eher eine Zeit des Arbeitermangels. Der Krieg absorbiert fast die gesamte Arbeiterschaft Deutschlands, wenigstens soweit sie im besten, kräftigsten Mannesalter steht. Jahrgang auf Jahrgang der Arbeiter folgt dem Ruf zur Fahne. Gleichzeitig steigern sich die Ansprüche der Kriegsindustrie und schaffen sogar neue Arbeitsgelegenheiten, während sich für die vorhandenen kaum das Angebot an Arbeitern findet. Die Folge ist ein riesiges Anwachsen der Arbeitslöhne. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die heutigen Löhne einen Maßstab sollen abgeben können für die Löhne nach dem

Kriege. Vielleicht, daß die Arbeiter die Zeit heute benutzen, um Ersparnisse zurückzulegen. Sparkassen und Kreditgenossenschaften sehen ihre Spareinlagen anwachsen. Aber es kommen auch andere Ursachen dabei in Frage. Wie wird es werden, wenn die Millionen aus dem Felde wieder zur Friedensarbeit zurückkehren? Die früheren Kriege bieten keinen Anhalt, um die Wirkung zu bemessen, denn noch nie hat ein Krieg wie dieser das ganze Volk ergriffen. Noch nie sind gleichzeitig Millionen zur Arbeit zurückgekehrt. Hier werden an die Ordnung der Verhältnisse außergewöhnliche Ansprüche gestellt werden. Gewiß: man weiß nicht, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Krieg sich gestalten werden. Aber es wäre im höchsten Maße bedenklich, wenn die zuständigen Stellen gar nicht den Versuch machen würden, in eine Untersuchung der damit verbundenen Probleme einzutreten. Ein wirtschaftliches Experiment während des Krieges ist tatsächlich leichter als nach dem Krieg durchzuführen.

Eine Frage, die nicht nur gilt mit Bezug auf die Arbeiter im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern auch für die Geistesarbeiter, die in Wissenschaft, Industrie, Handel, Landwirtschaft wieder ihre Stellungen einnehmen sollen: welchen Einfluß werden die Strapazen dieses Krieges auf die physischen und geistigen Kräfte der Kämpfer ausgeübt haben?

Viele Offiziere der Arbeit werden nicht zurückkehren. Viele Lücken werden bleiben. Nicht immer wird es leicht sein, die Lücken auszufüllen. Eine unendliche Fülle an Intelligenz, an reichen Erfahrungen geht dem wirtschaftlichen Leben verloren.

Recht ernst erscheint die Zukunft des gewerblichen Mittelstandes.

Freilich die Gewerbetreibenden, die in der Lage sind, aus der Kriegsindustrie Vorteil zu ziehen, erzielen zum Teil Gewinne wie vielleicht noch nie zuvor. Es ist schwer festzustellen, wie groß die Zahl dieser Gewerbetreibenden sein mag, die unmittelbar oder mittelbar dabei beteiligt sind. Zu derartigen Erhebungen sollte die Zeit nicht fehlen. Auf der anderen Seite stehen alle die, welche die wirtschaftliche Depression an sich kennen lernen. Ihre Zahl ist sicher nicht klein. Und die Frage ist, ob die durch die Folgen des Krieges stillgelegten Kleingewerbe wieder zu lebendigen Gebilden werden erweckt werden können.

Viele „Wenns" und „Abers" werden dabei eine sehr große Rolle spielen.

Manches deutet darauf hin, daß der konkurrierende Großbetrieb noch weiter sein Tätigkeitsfeld ausbauen wird, denn er hat sich vielfach in der Kriegszeit eine feste Position geschaffen. Manche Umwälzung kann bevorstehen. Der gewerbliche Mittelstand macht zum großen Teil eine Belastungsprobe durch, die schwerer ist als irgend eine der früheren. Es rächt sich bitter an dem Handwerk, daß es sich nicht zur gegebenen Zeit wirtschaftlich organisiert — daß es sich nicht genügend kleinkapitalistisch entwickelt hat. Jetzt ist nicht die Zeit, den Ursachen dafür auf den Grund zu gehen. Das kann später geschehen. Dann

dürften vielleicht doch die Handwerker ihre Ansicht über „Handwerkerfreundlichkeit" und „Handwerkerforderungen" einer Revision unterziehen. Noch ist es aber möglicherweise nicht zu spät, das Versäumte nachzuholen, aber alle Bemühungen um wirtschaftliche Organisation der Handwerker sind leider bisher vergeblich. Es sind vielfach latente Widerstände, die unüberwindbar erscheinen.

Eine neue Zeit wird für das Handwerk beginnen mit zum Teil neuen Aufgaben.

Das Geschäftsleben wird freilich auch für die Großbetriebe ein ganz anderes sein. Monopolideen durchschwirren die Luft. Zunächst wird der einheimische Markt so aufnahmefähig sein, daß die deutsche Industrie hier auf Jahre hinaus ein bedeutendes Absatzgebiet finden wird. Aber Stimmen werden laut, die aus den Erfahrungen der letzten Monate den Schluß herleiten möchten, daß die Vorgänge in Feindesland, die als ein Hohn auf den Schutz des Privateigentums erscheinen, Produktion und Handel dahin führen werden, auf immer mit dem Ausland zu brechen — daß ihnen die Lust genommen sein könnte, noch einmal ausländische Märkte aufzusuchen. Wäre dies richtig, dann dürfte Deutschlands Industrie von Anbeginn der neuen Periode den Keim zur Verknöcherung in die Entwicklung mit hineinlegen. Es darf wohl behauptet werden, daß Deutschlands Industrie ihre Anpassungsfähigkeit, die dem Vaterland so wertvoll geworden ist, in dem heißen Wettkampf auf dem Weltmarkt erworben hat.

Und was sollten auch all die Forderungen nach maßgebender, gesicherter Stellung, die sich Deutschland in der Weltwirtschaft erringen muß, wenn man nicht auch gleichzeitig das Ziel sich steckt, nicht nur den in den letzten Monaten verlorenen Markt zurückzuerobern, sondern auch neue Absatzgebiete zu gewinnen? Chinesische Mauern bieten ganz sicher keinen Schutz für Deutschlands Zukunft. Freilich: heute kann man es sich nicht vorstellen, wie sich später wieder ein internationaler Verkehr entwickeln soll. Und es wird lange dauern, bis alte Beziehungen wieder werden angeknüpft werden. Das Wort „international" ist heute geächtet. Ganz ernsthaft wird die Behauptung aufgestellt, es könne keine internationalen Verkehrsfragen mehr geben — die Erneuerung internationaler Verträge wäre ausgeschlossen. Eine ganze Weile hindurch mag ein solcher Zustand erträglich sein, aber dann kommt die Zeit und muß die Zeit kommen, in der das geistige und wirtschaftliche Leben die Fesseln sprengt. Darüber braucht heute allerdings nicht debattiert zu werden. Man kann die Entwicklung der Dinge ruhig der Zeit überlassen.

Die Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zu unserm Verbündeten wird von weitestgehendem Einfluß für die zukünftige Gestaltung von Industrie, Handel, Landwirtschaft in Deutschland sein.

Neue Handelsverträge werden einen Teil der Friedensverträge bilden.

Deutschland wird hoffentlich bei dem Friedensschluß imstande sein, ihm günstige Forderungen für den Handel von Volk zu Volk zur Anerkennung zu bringen. Die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu Österreich und Ungarn wird die Lösung möglicherweise nach mancher Richtung hin komplizieren.

Damit dürfte für lange Zeit der Kampf um die „bewährte Wirtschaftspolitik" aus den Debatten des deutschen Reichstages ausscheiden, und dies kann weitgehende politische Rückwirkungen haben. Doch der Konsument wird sich darein finden müssen, daß sich die Fürsorge wieder in erster Reihe dem Produzenten zuwendet.

Die Gesetzgebung dieser Monate kann tatsächlich keinen Anhalt bieten für die Behandlung der Lebensmittelversorgung zu Friedenszeiten. Die heutige Gesetzgebung hat ihre Erklärung und Rechtfertigung allein in dem Versuch unserer Feinde, Deutschland auszuhungern. Deutschland — eine belagerte Festung!

Die Landwirtschaft gehört heute zu den Kriegsindustrien. Und wenn ihr Betrieb auch in Zukunft — im Kriege, wie auch noch in den ersten Jahren nach dem Kriege — bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden haben wird, so kann es ihr nicht an reichem Gewinn fehlen, wenn ihr die Witterung günstig ist. Eine große Gefahr für sie bleibt wesentlich in der Preissteigerung der Güter bestehen. Hoffen wir, daß kein ernstlicher Versuch gemacht wird, dem Getreidehandel eine staatliche Form zu geben.

Vor allem wird die Landwirtschaft im Zeichen der inneren Kolonisation stehen. An Ansiedlern dürfte es nicht fehlen. Große, aber auch dankbare Aufgaben werden sich dabei für den Staat erschließen, wenn an ihn die Sorge herantreten wird für die, denen der Krieg die Möglichkeit genommen, sich im alten Beruf wieder zu betätigen.

Möge der Zeitpunkt nicht zu fern sein, in dem Deutschland sich allen diesen großen Friedensarbeiten unter dem Schutz des siegreichen Friedensschlusses zuwenden kann.

Geh. Sanitätsrat Dr. Richard Paasch:

Ein Zitat.

Faust: Ich hätte Lust nun abzufahren.
Mephistopheles: Gib nur erst acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren.

Diese Stelle aus Goethes Faust hat für mich eine gewisse schauerliche Nebenbedeutung. Ich höre darin einen Weisen auf der Höhe seines Lebens. Er glaubt, seiner Bestimmung genügt zu haben, und alles um ihn herum beginnt, ihm wunderlich und fremd zu erscheinen. Er hat Lust „nun abzufahren". Aber Mephistopheles, das böse Prinzip, antwortet ihm wie dem Doktor in Auerbachs Keller, der sich durch die Roheit und Plattheit seiner Umgebung angewidert fühlt, „gib nur erst acht, die Bestialität wird sich gar herrlich offenbaren".

Eine grimmige, erbarmungslose Ironie! Die Bestialität, das heißt doch wohl das Tierische, das Animalische. Gewiß, gar herrlich pflegt sich das früher oder später in Gebresten und Schwächen zu offenbaren. Auch im Verhalten der Umwelt tritt die Bestialität als Verständnislosigkeit, Undankbarkeit, Lieblosigkeit und Gemütsroheit verletzend zutage. Und wenn dann das stolze Menschlein nicht gelernt hat, sich gegen das Bestialische, das ihm in sich selbst und von außen droht, philosophisch zu wappnen, spielt es im Satyrdrama, das auf die hochtönende, oft so phrasenreiche Haupthandlung folgt, eine klägliche, wenig beneidenswerte Rolle.

Was aber, welche Weltanschauung und welche Lebensauffassung, sichert einem eine gute Rolle und — einen guten Abgang?

Ode.

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis."
Goethe.

Vater,
Wo weilst du?

Gilt dir anjetzo noch
Wo und Wann?
Wardst du der Zeit
Entrückt wie dem Raum?
Lüftetest du
Mit begnadetem Finger schon,
Was uns engend umschließt, das Spiel
Ihres flatternden Schleiers,
Göttin Majas
Lieblich täuschenden, aber doch
Täuschenden,

Blühenden, wirrenden Zauber?
  Bist du der Erde,
Der hegenden, sprießenden, treuen Erde,
  Der Sonnenfreundin,
  Nicht mehr ein Gast —
(Etwan als Blümlein auf deinem
  Grabhügel) —:
Wardst du sie selbst? ihres Fühlens,
  Ihres Sinnens teilhaftig?
  Ihrer Gedanken
  Mitbewußt?

  Siriuswärts
  Zog es dich einst, da du
  Mensch warst, träumend den Blick
  Zu den Sternen erhobst.

  Sterne! Welten —! Wo tönt
  Endlich das Halt für den Flug,
  Dem der Endlichkeit Grenze
  Keine Schranke? Unendlichkeit
  In den Himmeln, Unendlichkeit,
  Wenn du teilst und teilst,
  Wenn das Atom noch
Dich ein Riese bedünkt, und von Neuem
  Immer du teilst und teilst.
Bis ans Nichts du gelangst, Unendlichkeit, wie
  Endlos das All!

  Ach und der Mensch —! So steht er
Wohl inmitten der Bahn, die sich,
  Kommend, gehend,
  In die Nebel der Ewigkeit
  Trostlos verhüllt.
  Ist sein Aug' ein Auge?
  Kündet das Ohr ihm
  Erlösenden Klang,
  Wenn dionysische Kunst
  Von der Urnacht
Mütterlichem Geheimnis raunt?
Gibt es, o, gibt es für ihn,
  Den Tagesfrohen
  In der Sinne Taumel und Rausch,
  Den Sklaven des Scheins —
Gibt es, o, gibt es für ihn
Aus der Grundtiefe der Welt
  Ihres Wehs,
  Ihrer Lust
Deutung, Vater, und Offenbarung?

Geist des Vaters in mir,
Jenes Geistes ein Hauch,
Der da i st —:
Lehre mich weiter,
Mir selbst nur zu lauschen,
Mich selbst zu versteh'n.
Ich strebe —
Und harre.

Die Weltesche.

Welteneſche —, Myriaden Sterne
Deine Blätter —, wehen deine Wipfel
Im Unendlichen; und deine Seele,
Aller Sterne, aller deiner Welten
Sich in dir vereinendes Bewußtsein,
Deine Seele träumt, wie die Dryade
Eines Erdenbaums, von ihrer Knospen,
Ihrer Blüten Hoffen, Leid und Liebe!

Friede H. Kraze:

Kühle Nacht.

Kühle Nacht! Auf tausend heiße Wunden
Decke deine milde Gnadenhand.
Wir, die wir geschützt sind, wir Gesunden,
Neigen flehend um die Abendstunden
Für die Liebsten uns in Feindesland.

Ach, daß wir in Armeslasten vollen
Unsern heil'gen Frieden, eure Hut,
Zu euch tragen dürften, wo die Schollen
Fremder Äcker tranken aus den vollen
Bechern euern Schweiß und euer Blut.

Unser Tun am Tag ist lauter Beten
Nur für euch — wenngleich des Tags Gebot
Uns nicht Raum läßt, in uns einzutreten.
Nun, da goldne Saat die Sterne säten,
Steigt die Seele in ihr leichtes Boot.

Hört ihr uns? Die Seelen, die euch lieben?
Ihr im Blachfeld? Die ihr alles wißt?

Nichts verborgen ist euch mehr geblieben,
Lest das Schicksalsbuch mit Blut geschrieben.
Hört ihr's, wie euch unsre Seele grüßt?

Tausend Seelen ziehn aus heim'schen Gauen
Hin in's abendliche Feindesland.
Eure Kinder, Mütter, eure Frauen
Stehn um euch gebückt, und sie betauen
Heiß mit Tränen eure müde Hand.

Und sie flüstern. Hört ihr's? — Eure Bäume
Tragen reiche Frucht, und euer Feld
Hat erfüllt die Bitten und die Träume.
Schwer vom Segen stehen alle Räume,
Eh der Winterleilach draußen fällt.

Hört ihr's? Ach, ihr lächelt, Lippen bleiche.
Durch gebrochne Augen zuckt ein Glanz.
Dafür türmte Leiche sich auf Leiche.
Dafür blutet ihr im fremden Reiche.
Um den Frieden geht der Schwertertanz.

Um den Frieden! Wohl, ihr Wunden heißen!
Jede einz'ge brennt uns wie ein Schmerz.
Jeder einz'gen blutigrotes Gleißen.
Alle eure Schmerzen, sie zerreißen
Denen in der Heimat fast das Herz.

Nur — wir dürfen nicht vom Schmerz zerbrechen,
Weil der Schmerz das höchste uns erwirbt.
Tun und Sein sei unser einzig Rächen,
Wenn das Blut verrinnt in dunkeln Bächen,
Wenn das Liebste für das Höchste stirbt.

Kühle Nacht! Dein heil'ges Schweigen trage
Auf den Schwingen unser Beten weit.
Wenn du unsre Liebsten findest, sage,
Daß wir lächelnd leiden, ohne Klage,
Hochgemut und stolz auf unser Leid.

Robert Misch: Die gedeckte Tafel.

Eine Kriegsnovelle aus Galizien.

Der österreichische Rittmeister Rudi von Samossy von den Zehner-Husaren ging an einem schönen Apriltag im Wiener Wald spazieren. Er war nach Wien kommandiert worden und bereitete sich hier durch eine größere Arbeit auf die Kriegsakademie vor.

Heute hatte er sich einen freien Tag gemacht, um sich vom Schreibtisch zu erholen. Aber die Gedanken kehrten unermüdlich zu seiner Arbeit zurück.

In Helenenthal bei Baden hatte er gefrühstückt. Nun schritt er rüstig aus — auf wundervollen Waldwegen nach Heiligenkreuz. Die Buchen und dazwischen versprengte Eichen und Rüstern hatten das erste junge Grün angesetzt, Tannen und Lärchen ihre ersten hellen Triebe.

Tiefe Stille ringsumher. Hie und da zwitscherte ein Vogel und flog eifrig, an seinem Neste bauend, von Ast zu Ast. Irgendwo hämmerte ein Specht. Samossy lauschte und schöpfte rastend Atem.

Da glaubte er, von weitem Stimmen zu vernehmen — eine lautere Männerstimme, die feinere einer Frau. Klang es nicht wie Flehen und Klagen und drohendes Befehlen? Schnell und leise schritt er darauf zu, wo der Weg sich gabelte.

Um einen Busch spähend, erblickte er ein junges, dunkel und einfach gekleidetes Mädchen — vor ihr ein zerlumpter Strolch, der drohend einen Stecken schwang und von ihrem Halse ein Schmuckstück zu zerren versuchte. Sie wich zurück, wollte abwehren, blickte hilfesuchend umher.

Seinen Spazierstock schwingend sprang Samossy hinzu:

„He, holla, du Lump — was tust du da?!“

Der Waldläufer blieb einen Augenblick verdutzt stehen, dann nahm er schnell Reißaus, mitten in den Wald hinein, dessen Unterholz man bei seiner wilden Flucht krachend brechen hörte.

Im braunen, weichen Auge eine funkelnde Träne, bleich und zitternd, stand das zarte Ding vor ihm da. Aber sie faßte sich schnell und lächelte schon wieder, während fliegende Röte in ihre Wangen trat und gleich wieder wich. Nun streckte sie ihm dankend die Hand entgegen.

„Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen.“

Ihre Stimme klang silbern, zart, schwingend, mit einem leichten Akzent, den er auf Polnisch taxierte.

„Bah, — nicht der Rede wert! — Haben Sie sich erschreckt?“

„Ein wenig! Dies Schmuckstück ist ein teures Andenken. Es wäre mir schmerzlich, es zu vermissen."

„Es ist aber sehr leichtsinnig, so allein in den Wäldern herumzuspazieren."

„Bei mir zu Haus, in Galizien, gehe ich oft stundenlang."

„Sie sind in der Umgegend einer Weltstadt, mein Fräulein. — Sie wollen nach Baden? Ich werde Sie dorthin führen."

Unterwegs kamen sie ins Plaudern. Sie war zu Besuch in Wien. Ihre Begleiterin hätte sie in Baden zurückgelassen. Ganz entzückt redete sie von der schönen Wienerstadt, ihren Theatern, Museen, ihrem „feschen Leben". Er lauschte entzückt. Die leichte Grazie ihres Wesens drückte sich auch in ihren Worten aus und in ihrem schwebenden, federnden Gang.

Schließlich fragte sie ihn nach seinem Namen. Er nannte ihn — den Freiherrn ließ er ohne jede Absicht fort.

„Ich bin Anna Cerminska."

Allzuschnell war der Weg zu Ende. An der Haltestelle der Tram eilte sie auf eine ältere Dame zu und flüsterte schnell und leise auf sie ein. Nach kurzem Zwiegespräch kamen beide auf ihn zu, der bescheiden im Hintergrund wartete.

Auch die ältere Dame dankte ihm lebhaft; dann, nach einem kurzen Zögern, fügte sie hinzu:

„Gern würden wir Sie noch einmal wiedersehen. Aber wir reisen schon morgen von Wien fort."

Die Tram kam. Noch ein letzter Händedruck, fest und warm von seiten des kleinen Fräuleins, ein aufleuchtender Blitz ihrer braunen Augen, in denen er Dank, Sympathie, Bedauern las — dann waren sie fort.

Der Rittmeister von Samossy ertappte sich nach fünf Minuten dabei, daß er noch immer auf derselben Stelle stand. Die braunen Augen wollten ihm nicht aus dem Kopf.

„Schade — schade! — So ein lieber Fratz! Die werden wir halt nimmer wieder schauen. Wann komm' ich nach Galizien?!" dachte er bedauernd, während er zum „Sacher" einlenkte, um sich dort zu stärken.

Aber noch Tage, ja Wochen lang gaukelte das Bild ihres lieblichen Lächelns, des weichen Vogelstimmchens, der sanften Braunaugen und der goldenen, schlichten Haarkrone durch seine Arbeiten und Gedanken.

* * *

Das Regiment stand als vorgeschobenes Streif-Detachement in Galizien. Die ausgeschickten Erkundigungsreiter der Zehner-Husaren kamen ungefährdet zurück.

Sie meldeten dem Oberst, daß das Dorf und der große Gutshof hinter dem

Waldhügel von Kosaken belegt seien, die sich dort einquartiert hätten und eben beim Abkochen wären.

„Übrigens, Herr Oberst," fügte ihr Führer, der Rittmeister von Samossy, hinzu: „scheinen sie sich ganz sicher zu fühlen. Vor dem Gutshof steht nur ein Posten, ein anderer am Ende des Dorfes — mit je einem Maschinengewehr. Keinerlei Seitenwachen oder sonstige Sicherungen. Von der Waldlisière aus konnte ich es mit dem Glas genau erkennen."

„Offenbar eine vorgeschobene Rekognoszierungs-Abteilung, wie wir selbst!"

„Ganz recht, Herr Oberst! Denn wir ritten noch eine Stunde weiter und haben keinen feindlichen Pferdeschwanz oder Fußtruppen weiter gesehen. Und der Bursch da bestätigt es auch. — Tariere sie auf einige Sotnien, höchstens ein Regiment."

Er schob einen Bauern im schmutzigen Schafpelz vor, den der Oberst auf Polnisch eingehend ausfragte.

„Also, meine Herren," wendete der sich dann zu den um ihn versammelten Offizieren, — „wir bleiben hier noch eine Stunde liegen, bis es dämmert. Wir werden in drei Abteilungen das Dorf umzingeln."

Mit leiser Stimme gab er seine weiteren Befehle. — Als es dunkel wurde, zog sich das Regiment in drei Abteilungen auseinander. Ohne einen Laut, leis wie die Katzen, pirschten sich zwei abgesessene Schwadronen zu beiden Seiten unter dem Schutze der Nacht an das Dörfchen heran, aus dem Lachen, Lärm, Gesang und Schwatzen herübertönte. Man sah die Lichter blinken, Fackeln und Laternen sich bewegen, hörte das Wiehern der Pferde. So sicher wie daheim fühlten sich diese Russen hier.

Die dritte Abteilung wartete zu Pferde, der Oberst mit der Uhr in der Hand. Auf ein vereinbartes Zeichen trabten die Reiter vorsichtig an das Dörfchen heran, vor dessen Eingang sich Schloß und Park breit und massig lagerten.

Tiefe Nacht ringsum! Niemand bemerkte sie; kein vorgeschobener Posten schlug Alarm. Die Kosaken tanzten singend um ihre Feuer, wähnten die Feinde in meilenweiter Ferne.

Der Oberst hob den Säbel. Nun rasten sie ins Dorf hinein — von beiden Seiten stürmten die abgesessenen Abteilungen vor.

„Hurra — Hurra!" — Salvenschüsse der Husaren — Schreien und wildes Todesgebrüll — Dreinhauen mit dem Säbel — Flüchten und Rossestampfen! Ganze Gruppen hoben, jäh umzingelt, die waffenlosen Hände und flehten um Gnade.

Man führte sie in zwei große, leere Scheunen, während die Reiter, was nicht tot oder geflüchtet war, zwischen und in den Häusern niedermachten. Wenige

hatten überhaupt zu den Waffen greifen können, noch weniger entkamen auf den klugen, kleinen Pferden, die vor den Häusern angepflockt standen.

Aus den Kellern, den Strohmieten, von den Böden herab, wo sie sich im Heu verbargen, holte man die Letzten heraus.

Im Schlosse selbst hatten sich einige Soldaten und Offiziere verbarrikadiert und schossen aus den Fenstern heraus. Man richtete ein Maschinengewehr darauf, während Samossy mit einer Handvoll Husaren eine hintere Tür aufsprengte.

In den Korridoren und Stuben, auf den Treppen gab es einen wilden, letzten Nahkampf, bei dem Säbel und Karabiner wüteten. Hier wurde fast alles von den erbitterten Husaren niedergemacht, die so den Tod einiger Kameraden rächten.

Samossy selbst schoß mit dem Revolver einen riesigen, schwarzbärtigen Kosakenoffizier über den Haufen, dessen letzte Kugel dicht über seinen Kopf pfiff.

Nach einer guten halben Stunde war alles geschehen. Mehr als ein Drittel der Kosaken war niedergemacht, der Rest gefangen oder entwischt. Die Pferde hatte man fast alle erbeutet.

Der Rapport wurde abgenommen. Vier Tote, zwölf Verwundete, darunter ein Offizier, waren der Preis des gelungenen Überfalles. Der Oberst hielt eine kleine Ansprache, die mit einem Kaiserhoch endete. Vorgeschobene Außenposten und sonstige Wachen wurden ausgestellt. Dann machten es sich die Husaren gemütlich, wo kurz vorher noch die Kosaken ihr Wesen getrieben.

Am Nachmittag waren sie erst eingerückt, wie die Bauern erzählten. Sie hatten noch nichts demoliert und geplündert. Nur zu essen hatte man ihnen reichlich geben müssen. Hie und da hatten sie kleine Diebstähle und Roheiten verübt.

„Seid froh, daß wir kamen!“ sagte der Oberst. „Brennen und plündern tun die Kerle immer erst beim Abzug.“

Die Bauern küßten ihm und den Offizieren den Rock; dann traten die Herren ins Schloß, dessen Treppen und Flure die Husaren bereits gesäubert und abgewaschen hatten.

Eine Ordonnanz trat ihnen entgegen: „Meld' gehorsamst, daß die Tafel bereits gedeckt ist.“

Dabei grinste er vergnügt über sein ganzes, schlaues Burschengesicht.

„Kind Gottes — Pfeifendeckel*) — wie habt Ihr denn das so schnell gemacht?“ schmunzelte der Oberst.

Der Bursche grinste nur noch vergnügter, erwiderte kein Wort und schritt mit stolzer Miene den Herren voran, die Treppe hinauf. Er öffnete eine Türe,

*) Spitzname der österreichischen Offiziersburschen.

die in ein kleines Vorzimmer führte — und dann blieben die Herren Offiziere erstaunt stehen.

Vor ihnen lag ein großer, quadratischer Raum, ein dunkelgetäfeltes Speisezimmer mit gelbseidenen Tapeten, kostbaren Bildern, einem riesigen, geschnitzten Büfett und gleicher Kredenz — in der Mitte eine weiß gedeckte Tafel zu zwanzig Gedecken, mit hohen Lederstühlen, blinkend und strahlend, wie bei einem Festmahl.

Kristall, Porzellan, Blumen, Silber, brennende Kandelaber — darüber ein prachtvoller, ebenfalls entzündeter Kerzenlüster — auf kleinen Seitentischen einige hohe Spirituslampen aus Silber und Majolika, die ein mildes weißes Licht verbreiteten.

„Donnerwetter! — Na, i gratulier' uns. — Dös is ja a Hochzeit!" tönte es erstaunt durcheinander.

„Na, Kerl — rapportier' mal!" rief der Oberst.

„B'fehl, Herr Oberst! — So haben mirs g'funden — so haben mirs g'lassen. Nur a paar von dö Stühl' waren umgefall'n. Hab'n mir wieder aufg'stellt, melde gehorsamst."

„Na — und die Schloßbewohner, die Dienerschaft?"

„Nix haben mir g'funden, melde gehorsamst. — nur in der Kuchel ein verkrochenes Büb'l — hat geheult, spricht nur polnisch. Aber's Essen hat gekocht in zwei große Herd' — so groß a jeder wie an Haus. — Na, da hab'n wir Bursche uns drüber g'macht. — Der Pfandler und der Ricek, unsre zwei besten Köch', san aa dabei — melde g'horsamst. An Essen, Herr Oberst — wie für unsern allergnädigsten Kaiser und seine Prinzen, melde g'horsamst."

Nun lachten sie alle. Der Oberst machte es sich gemütlich und zog seinen Pfeifendeckel gut gelaunt am Ohrläppchen.

„Also dann her mit dem Kaiseressen! — Und bring mir den polnischen Küchenbuben!"

Der kam in seiner weißen, schmierigen Schürze, heulte noch immer und schien zu erwarten, daß er selber frikassiert und verspeist werden solle. Aber der Oberst schenkte ihm einen Gulden. Da hörte er zu heulen auf und machte ein verdutztes Gesicht.

Nach vielem Hin und Her brachte man endlich aus ihm heraus, daß der hochedle Herr Graf von Cerminski, die hochedle Frau Gräfin Cerminska und die hochedlen Fräulein Töchter Komtessen nebst Seiner Hochwürden dem Herrn Pfarrer, dem Herrn Sekretär, dem Herrn Inspektor, dem Fräulein Gouvernante und den dazugehörigen Kammerdienern, Lakaien, Zofen, Küchenleuten etcetera im Schlosse wohnten. Wo Herrschaften und Dienerschaft aber hingekommen seien, wüßte er nicht. „Alle fort — entflohen!"

„Und wer hat das Essen bestellt?"

Das hätte ein russischer Offizier beim Herrn Haushofmeister und dem Fräulein Köchin bestellt und genau angeordnet, woraus es zu bestehen hätte,

und was für Weine auf den Tisch kommen sollten. Und Schnaps hätten sie verlangt und bekommen; und für die Pferde und die Leute dies und das.

„Na, meine Herren, dann warten wir's eben ab, ob die edlen Wirte nebst hochedler Dienerschaft wieder erscheinen, lassen's uns aber vorläufig einmal gutschmecken! — Bis die Patrouillen zurückkehren, werden wir ja auch erfahren, ob wir hier sicher sind und Nachtquartier nehmen können."

Das Essen erschien. Vier sauber frisierte und gewaschene Ordonnanzen trugen es in kostbaren Silberschüsseln auf, einen Gang nach dem andern. Der bereitgestellte Wein wurde serviert. Und bald kamen die Herren, die es schon lange nicht so gut gehabt, die seit Wochen im Freien oder in elenden Hütten kampiert hatten, in eine frohe, festliche Stimmung.

Der Oberst ließ den Kaiser leben — der älteste Major den Oberst und den heutigen Sieg — der zweite Major das Regiment und ebenfalls den heutigen Sieg. Dazwischen tranken, aßen, schwatzten sie — und schließlich schlug der Oberst von neuem ans Glas:

„Meine Herren, wir haben Seine Majestät, wir haben Regiment und Offizierkorps leben lassen, Sie haben auch meiner freundlichst gedacht. Nur einer Person haben Sie vergessen."

Er blickte seine Herren an — allgemeine Spannung.

„Nun, des abwesenden Hausherrn und seiner hochedlen Familie. — Meine Herren, alles, was uns hier umgibt, zeugt von Reichtum, alter Tradition, edlem, erlesenem Geschmack. Meine Herren Offiziere — der Name der Cerminskis ist ja als der eines alten, polnischen Schlachzizengeschlechtes wohl bekannt, das auch schon auf Österreichs Schlachtfeldern geblutet hat. Vielleicht schwingt auch jetzt ein Cerminski den Säbel gegen Russen oder Serben. Wir genießen die gastfreien Gaben des edlen Hauses. Erzwungen hat man sie den Feinden vorgesetzt — und, da auch diese als Gäste kamen und sich benahmen, wie es scheint, in reicher Fülle, ohne jedes Knausern. Uns würde sie der hochedle Herr erst recht vergönnen. So genießen wir denn die Gastfreundschaft des erlauchten Hauses in dessen Abwesenheit! Vielleicht schon morgen, vielleicht schon diese Nacht entführt uns das Schicksal aus diesen herrlichen Räumen. Es geziemt daher uns, den Gästen, der unbekannten Gastgeber zu gedenken. Der erlauchte Graf Cerminski, seine Gemahlin, Töchter nebst allen sonstigen Seinen, sie leben hoch — hoch — hoch!"

(Fortsetzung folgt.)

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg: Kriegsliteratur.

Seit Ausbruch des Krieges wird der Büchermarkt mit Kriegsschriften geradezu überschwemmt. Geschichten des Weltkrieges, teilweise sogar bereits illustriert, erscheinen in gewissen Zwischenräumen. Bei weitem zahlreicher aber sind die Broschüren über den Krieg, seine Vorgeschichte und seine voraussichtlichen Folgen, deren Zahl sicherlich schon in die Hunderte geht. Es ist deshalb ganz unmöglich, alle diese Veröffentlichungen an dieser Stelle zu besprechen; wir müssen uns darauf beschränken, unsere Leser mit dem Inhalte der einen oder der anderen bekannt zu machen. —

Von besonderem Interesse unter den vielen Schriften, die über die Ursachen des Krieges und über die Frage handeln, wem die Schuld an diesem Weltbrande zuzumessen ist, ist die im Verlage von Liebbert u. Thiessen in Berlin erschienene Broschüre: „Englands Mitschuld am Weltkriege". Der nicht genannte Verfasser dieser Schrift prüft die Frage, die er sich gestellt hat, an der Hand der amtlichen Veröffentlichungen unter besonderer Berücksichtigung der von der englischen Regierung zu ihrer Entlastung veröffentlichten Dokumente. Es wird darauf hingewiesen, daß die russische Mobilmachung bereits am 24. Juli geplant gewesen sein muß, und daß die englische Regierung, wie aus ihren eigenen veröffentlichten Dokumenten hervorgeht, spätestens an diesem Tage über die russische Mobilmachung „und damit über die vorauszusehende Entwickelung der russischen und französischen Politik im klaren gewesen ist". Tatsächlich hat die russische Mobilmachung schon lange vor dem 24. Juli begonnen; denn durch Gefangene ist festgestellt worden, daß bereits im Frühjahr 1914 mit dem Abtransporte einiger sibirischer Regimenter aus ihren Garnisonen nach dem Westen begonnen worden war.

Weder Frankreich noch England haben in Petersburg dahin gewirkt, daß Rußland seine Mobilisation einstelle, „die einzige Möglichkeit, durch die der Ausbruch des Krieges hätte vermieden werden können". Allerdings hat, wenn die Aktenstücke der englischen Regierung nicht trügen, in London der Entschluß zur Teilnahme an einem eventuellen Kriege zwischen den Kontinentalmächten nicht von Anfang an festgestanden. Erst am 27. Juli scheint der verhängnisvolle Umschlag der bis dahin noch nicht zum Kriege entschlossenen englischen Regierung eingetreten zu sein. An diesem Tage erfolgte der Befehl an die in Portland versammelte Flotte, nicht mit Sommerurlaub auseinanderzugehen, sondern zusammenzubleiben. Wenn auch Grey in seinem Telegramm an den englischen Botschafter in Petersburg vom 27. Juli erklärte, dieser Befehl an die Flotte dürfe nicht

dahin gedeutet werden, „daß irgend etwas mehr als diplomatische Aktion versprochen werde", so hat dies doch eine viel weitgehendere Wirkung in Petersburg hervorgerufen. Man merkte, daß der Wind in London günstiger wehte, und Sasanow wußte diesen Umschwung auszunutzen.

Im folgenden Kapitel der Schrift wird die zwischen London und Paris getroffene Verabredung besprochen, die in die Form eines anscheinenden Privatbriefes an den französischen Botschafter vom 22. November 1912 eingekleidet ist. In diesem außerordentlich wichtigen Dokumente erklärt Grey, „daß, wenn eine der beiden Regierungen schwerwiegende Gründe hat, einen unprovozierten Angriff seitens einer dritten Macht oder eine Bedrohung des allgemeinen Friedens zu erwarten, sie unverzüglich mit der anderen in Verhandlungen darüber eintreten soll, ob beide Regierungen zur Verhütung des Angriffs und zur Wahrung des Friedens zusammengehen wollen, und welche Maßregeln sie in diesem Falle gemeinschaftlich zu ergreifen bereit sind". Es ist dies zweifellos ein „verschleiertes Defensivbündnis", das — wie der Verfasser mit Recht hervorhebt — mit Leichtigkeit im geeigneten Augenblicke in ein Offensivbündnis umgewandelt werden konnte.

Aus den zwischen der deutschen und englischen Regierung in den ersten Augusttagen geführten Verhandlungen ersieht man deutlich die Doppelzüngigkeit und Hinterlist der Greyschen Politik. Auch die von England als Kriegsgrund — wenigstens in der ersten Zeit — angegebene Verletzung der belgischen Neutralität war nur ein Vorwand, um die öffentliche Meinung in England für den Krieg günstig zu stimmen; denn zweifellos mußte der Gedanke, England sei der Beschützer der kleinen Nationen und dürfe ihre Zerschmetterung nicht dulden, einen tiefen Eindruck auf alle Engländer machen und ihnen sympathischer sein, als wenn man ihnen als Grund für die Teilnahme am Kriege die zwischen England und den Zweibundmächten getroffenen Vereinbarungen auftischte. Daß England selbst nicht daran gedacht hat, im Ernstfalle die Neutralität Belgiens zu achten, geht klar und deutlich aus den in Brüssel gefundenen offiziellen Dokumenten hervor, in denen die Landung und der Marsch der englischen Truppen durch Belgien schon 1906 bis ins einzelne genau festgesetzt sind. Mit der Zeit hat man anscheinend auch in London eingesehen, daß dieser Kriegsgrund allzu gekünstelt und schwach ist, und man hat verzweifelt nach einem neuen Grunde gesucht, der plausibler ist als die abgedroschene Phrase von der verletzten Neutralität Belgiens.

Im Anschluß an diese Broschüre wollen wir kurz auch eine andere, erst vor ganz kurzer Zeit erschienene erwähnen, nämlich die des neuen Staatssekretärs des Reichsschatzamtes, Dr. Karl Helfferich: „Die Entstehung des

Weltkrieges im Lichte der Veröffentlichungen der Dreiverbandmächte" (Verlag von Georg Stilke in Berlin), dessen 3. Auflage uns, bereits wenige Wochen nach Erscheinen der ersten, vorliegt. Die Broschüre behandelt im wesentlichen das gleiche Thema wie die zuerst besprochene, nur ist sie umfangreicher und zieht auch das russische Orangebuch und das französische Gelbbuch heran. An der Hand dieser Aktenstücke prüft der Verfasser in einer gründlichen Untersuchung der verschiedenen Dokumente die Frage, wem die Hauptschuld an diesem Kriege zufalle. Auch er kommt zu dem Ergebnisse, daß Rußland die Schuld an der Entstehung des Weltkrieges trifft, daß die russische Militärpartei mit Nicolai Nicolajewitsch an der Spitze auf jeden Fall den Stein ins Rollen bringen wollte, ungeachtet aller Versuche Deutschlands und Österreichs, noch in zwölfter Stunde die Welt vor dem unabsehbaren Unglücke zu bewahren. Selbstverständlich soll trotz alledem dem englischen Minister Grey nicht die geistige Vaterschaft an dieser Katastrophe abgesprochen werden. — Exzellenz Helfferich weist an verschiedenen Stellen nach, wie sich die amtlichen Veröffentlichungen der drei Verbündeten geradezu widersprechen. Hieraus kann man den Schluß ziehen, daß die verbündeten Regierungen absichtlich diejenigen Dokumente nicht veröffentlicht haben, die ihnen nicht in den Kram paßten. Der Wert dieser Bücher ist also ein recht geringer, sie verfolgen lediglich den Zweck, die eigenen Untertanen von der Unschuld ihrer Regierungen und von der Schuld des Gegners zu überzeugen; auf eine Vollständigkeit der Dokumente kommt es hierbei natürlich nicht an. —

Ein Thema von außerordentlich großer Wichtigkeit behandeln die beiden Broschüren von P. D. Fischer: „Der internationale Nachrichtenverkehr und der Krieg" (aus der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden", Heft 15, Verlag von S. Hirzel in Leipzig) und von Nilssen-Deiters: „Presse, Auslandsdeutschtum und der Krieg" (aus der Sammlung „Der Deutsche Krieg", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin).

Die Verfasser dieser beiden Hefte weisen auf die sogenannte „neunte Großmacht", die Presse, hin, deren Bedeutung man in Deutschland leider vor dem Kriege trotz der Mahnungen von den verschiedensten Seiten nicht richtig eingeschätzt hat. Der Krieg hat uns gelehrt, welche Macht dieser Institution innewohnt. Die Lügenberichte unserer Gegner, mit denen die neutralen Staaten überschwemmt und verseucht wurden, waren einer unserer gefährlichsten Feinde, den zu bezwingen uns trotz der vielen Bemühungen bisher noch nicht gelungen ist.

Der Krieg hat uns ferner gezeigt, wie wichtig es ist, eigene Kabellinien zu besitzen und nicht auf die gütige Vermittelung einer dritten Macht angewiesen zu sein. Bereits der Transvaalkrieg hatte die willkürliche Beherrschung des Kabelnetzes durch England zur Genüge bewiesen, und die völlige Isolierung

Deutschlands von den überseeischen Ländern, insbesondere denen des amerikanischen Erdteils, im jetzigen Kriege ist ein Nachteil, dessen Größe man erst, als es bereits zu spät war, erkannt hat.

Auch in dieser Hinsicht wird der Krieg hoffentlich Wandel schaffen.

Einen recht wertvollen Beitrag zur Kriegsliteratur bildet das von Eberhard Buchner im Verlage von Albert Langen in München herausgegebene Werk: „Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse", dessen erster Band uns bisher vorliegt. Er behandelt die Vorgeschichte des Krieges sowie die Ereignisse des ersten Kriegsmonats bis zur großen Vogesenschlacht.

Der Verfasser geht von dem richtigen Gesichtspunkte aus, daß die zahlreichen bereits erschienenen und erscheinenden Kriegsgeschichten doch nichts anderes sein können, als ganz unzuverlässige, einseitige Darstellungen, die so gut wie gar keinen Anspruch auf geschichtlichen Wert machen können. Bis der Historiker imstande sein wird, die Geschichte des großen Weltkrieges zu schreiben, werden Jahre, vielleicht Jahrzehnte vergehen; denn um die Geschichte des Krieges darstellen zu können, bedarf es des eingehenden Studiums der in den Archiven der beteiligten Staaten ruhenden Dokumente, will man nicht in eine einseitige, subjektive Behandlung des Stoffes verfallen.

In der richtigen Erkenntnis dieser Unmöglichkeit will der Verfasser mit seinem Werke nichts anderes als ein Quellen- und Dokumentenwerk geben. In geschickter Weise ist das unendliche, reiche Material über den Weltkrieg, das uns die Zeitung jeden Tag von neuem an die Hand gibt, von Eberhard Buchner gesammelt und geordnet worden. Es ist ein interessantes Werk, das für den Historiker, und insbesondere für den Kulturhistoriker bei seiner späteren Arbeit von außerordentlich großem Werte sein wird.

Wenn auch nicht gerade als „Kriegsliteratur" zu bezeichnen, so doch gerade in der jetzigen Zeit von allergrößtem Interesse ist das Buch von Karl Noetzel (erschienen im Verlage von Georg Müller, München und Leipzig, 1915): „Das heutige Rußland. Eine Einführung in das heutige Rußland an der Hand von Tolstois Leben und Werken", von dem bis jetzt nur der erste Band erschienen ist.

Der Verfasser gibt uns zunächst ein klares Bild von der russischen Volkspsyche. Er schildert uns, wie die orthodoxe Kirche, der politische Despotismus und vor allen anderen Dingen die jahrhundertlange Leibeigenschaft die Grundfaktoren sind für die Psychologie des heutigen Rußlands. Der Verfasser, der

fast zwei Jahrzehnte in Rußland gelebt hat, schildert den Mann aus dem Volke als einen im Grunde guten, braven und ehrlichen Kerl, der erst durch die schmachvolle Leibeigenschaft zu den schlechten Eigenschaften, die dem oberflächlichen Beobachter am Russen auffallen, gleichsam gezwungen worden ist. Die Bedrückung durch einen verderbten, degenerierten, despotischen Adel trägt auch die Schuld an dem sozialen Elend im heutigen Rußland. Niemand will arbeiten; denn er weiß, daß ihm das, was er sich mühevoll mit seiner Hände Arbeit erworben, bald von seinem Herrn oder von den Beamten abgenommen wird. Daran hat auch die Aufhebung der Leibeigenschaft nicht viel geändert.

Erst spät kam das Selbstbewußtsein im russischen Volke zum Durchbruch, erst in der neuesten Zeit finden wir in Rußland einige Gebildete, die den Mut haben, gegen das menschenunwürdige Dahinleben des russischen Volkes aufzutreten. Das erste Anzeichen einer neuen Zeit war die Revolution in den Jahren 1904 und 1905, die jedoch nur zu einem teilweisen, äußerlich vielleicht großen, in Wahrheit aber nur scheinbaren Erfolge geführt hat. Das Scheitern dieser Erhebung gegen das despotische Joch ist zum großen Teil dem Umstande zuzuschreiben, daß die freiheitlichen Ideen in der breiten Masse des Volkes noch nicht genügend Wurzel geschlagen hatten und noch nicht verstanden wurden.

Im zweiten Teile des ersten Bandes schildert uns Noetzel das Leben Tolstois bis zum Jahre 1862, seine Jugend, sein Studium an der Universität Kasan, seine Teilnahme am Krimkriege als Artillerieoffizier, seine Reisen ins Ausland und seine Rückkehr in die Heimat.

Wir wollen uns die genauere Besprechung dieses sehr lesenswerten Buches für später aufsparen, wenn uns erst das Werk vollständig vorliegt.

Catharina von Pommer-Esche:
Almendro. Roman-Novelle.

(Fortsetzung.)

Er ging zum Hause Juan Mátos, aber es war keiner da. Nicht einmal der wachsame Hund, auch er war mit zum Tanz gewandert. Alle sind dort, dachte Don Adriano. Wie wär's, wenn ich auch einmal hinginge. Er überlegte lange. Was könnte er dort tun? Diese Art von Vergnügungen widerstrebte ihm; außerdem könnte seine Gegenwart als Fremder am Ende die Eingeborenen stören. Diese Leute waren lieber unter sich. Sollte er bei seinen dreißig Jahren mit einer Bäuerin tanzen ohne den Ernst, den ihm seine jetzige Lage aufgedrückt? Er würde sich zu Juan Máto halten müssen und über Ernteaussichten reden, seinem Gedankengange eine erzwungene Richtung gebend. Schließlich entschloß er sich aber dennoch hinzugehen, er fürchtete die Einsamkeit. Bald flackerte ihm die rotgelbe Fahne entgegen und die Töne des Tamburins, der Flöte und das Klappern der Kastagnetten. Die jungen Leute bildeten Gruppen in der Nähe der Musikanten, die auf niedrigen Sitzen saßen. Die Mädchen — eine der anderen an die Schulter gelehnt, wie eine Kette — schauten mit geschickt gespielter Unnahbarkeit die Jünglinge an, die sich stolz inmitten des Platzes aufstellten, die Hände in den Gürtel gesteckt, den Hut weit zurückgesetzt, um die lockengekrönte Stirn frei zu lassen. Der ganze Anzug war festtäglich. Auf einer andern Seite saßen die verheirateten jüngeren und älteren Frauen. Don Adriano betrachtete sich alle diese Gruppen und gesellte sich dann Juan Máto und den älteren Bauern zu. Sie gaben dem Herrn des Turms einen Platz, und die langsame Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Die Musik ertönte fort während, aber noch kein einziges Paar tanzte. Die Mädchen waren auch etwas eingeschüchtert durch das unerwartete Erscheinen des fremden Herrn. Da nahte sich Esteban Don Adriano und zeigte ihm den berühmten Hierro, einen kräftigen Burschen von mittlerer Größe, der sehr selbstbewußt dreinsah. Die übrigen versammelten sich um ihn. Der Voz sprach unterwürfig, und er hörte ihn mit Herablassung an. Plötzlich sprang Esteban mitten auf den Tanzplatz, seinen Hut schwenkend. Würde denn niemand tanzen? Wollte man nur die Flöte hören? Dann rannte er zu den Jungfrauen und faßte die größte bei der Hand.

„Du."

Das genügte als Aufforderung. Je herzhafter der Händedruck war, desto dankbarer wurde er aufgenommen. Es gibt hier auf der Insel zwei National-

tänze: die larga (lange) und die corta (kurze). Musik und Tanz schienen wie aus einem Guß. Das Mädchen mit einem in die Seite gestemmten Arm, den andern herabhängend und mit der Hand leicht einen Zipfel des Rockes fassend — begann auf ihren Sandalenschuhen zu gehen. Das war der ganze Tanz des weiblichen Teiles. Sie senkte die Augen, setzte eine kalte Miene auf, wie das so Sitte war, als ob sie gegen ihren Willen tanzte, und so schritt sie einher, in ihren Bewegungen eine Acht beschreibend. Tänzer war der Mann, der in diesem altherkömmlichen Tanz die alte menschliche Geschichte vorführte, die Jagd des Mannes nach dem ewig Weiblichen. Das Mädchen floh scheinbar kalt und unempfindlich vor den Sprüngen des Mannes, indem sie ihm den Rücken zukehrte, und des Tänzers mühsame Arbeit bestand darin, sich immer wieder ihr vorzustellen, ihr zu begegnen, sie zu bewundern. Der Tänzer sprang ohne bestimmte Regel, nur den Rhythmus der Musik innehaltend, und mit einer unermüdlichen Elastizität. Eigentlich waren es eher Akrobatenkünste, ähnlich den Waffentänzen der alten Zeit, wie sie noch in Afrika bei einigen wilden Stämmen vorkommen. Das Mädchen wurde nicht erhitzt, errötete nicht, sie setzte beharrlich ihre gleichmäßigen Schritte fort, ohne das Tempo zu beschleunigen. Jede Bäuerin konnte mit mehreren Männern tanzen.

Das erste Paar schien die Flamme der Lust entfacht zu haben. In einem Augenblick füllte sich der Tanzplatz. Die weiten Beinkleider der Männer flogen hin und her bei den schnellen Sprüngen, so daß Staubwolken emporwirbelten. Die männlichen Arme griffen mit bäurischer Galanterie in die Gruppen der Mädchen hinein. „Du." Einige junge Leute beobachteten nur den Tanz. Wenn der Tänzer stark erhitzt war, nahten sie ihm mit den Worten: „Laßt sie mir!" — und setzten die Sprünge des Vorgängers fort, ohne daß sich die Tänzerin über den Wechsel äußerte.

Don Adriano sah zum ersten Male Almendro, die bisher mit ihren Gefährtinnen geblieben war, beim Tanz: „Schöne Blume Almendro." Er fand sie reizender, denn je. Ihre zarte weiße Hautfarbe, ihre leuchtenden Augen, ihr schöner Wuchs, ihre zierlichen feinen Hände und Füße, alles trennte sie von den übrigen, als wäre sie von ganz anderer Herkunft. Indem er sie betrachtete, kam ihm der Gedanke, daß sie, in anderen Boden verpflanzt, ein ganz hervorragendes Wesen werden müsse. Welcher Jammer, daß sie von dieser Insel doch nie wegkam. Und ihre Schönheit sollte einem jener Bauern gehören, die sie anstarrten — vielleicht dem Hierro, dem hier solch Ehrenposten eingeräumt wird. Und als verheiratete Frau würde sie, wie ihre Mutter, auf dem Felde arbeiten, ihre zarte Hautfarbe würde gebräunt, ihre hübschen Hände die Spuren der Arbeit tragen — viele Kinder, und die Frische wäre dahin. Don Adriano fand das ungerecht. Wie war nur Juan Máto zu solch schöner Tochter gekommen? Don Adriano fühlte sich unbehaglich. Die Flöte, das Tamburin ertönten, die Kastagnetten klapperten, die Tänzer sprangen, aber in den Augen aller war plötzlich der

Ausdruck eines Schreckens zu lesen. Die Alten hörten auf zu sprechen und blickten zu den Frauen hinüber.

Wer ist da? Was gibt es?

Esteban lief zu den Paaren und sprach zu den Tänzern, die auf Augenblicke die Hände in ihren Gürtel steckten, während die Mädchen unbeirrt weiter schritten. Juan Máto lächelte. Er erriet, was vor sich ging. Nichts, als was sonst auf den Bällen vorkommt. Man vermutete Gefahr, und deswegen bereiteten sich die Leute vor. Dieses „Vorbereiten" bedeutete Messer und Pistolen, die als Zeichen der Wehrkraft stets da waren, selbst beim Tanz. Schreckliche Zeiten, jetzt, wo man es wagt, an uralten Sitten zu rütteln. Sie sollen nur kommen! wir lassen uns hier nicht fortbringen. Don Adriano sah in einem Gang etwas glänzen. Es waren zwei Diener der spanischen Regierung mit ihren Gewehren und Dreimasterhüten, die „Guardia civil". Don Adriano war der einzige, der sie ansah.

Die Musiker spielten fortissimo, aber die Tanzenden zogen sich zurück. „Guten Abend, Herrschaften!" sprachen unisono die beiden Diener des Staates. Eine Pause trat ein, allgemeines Stillschweigen. Dies schien die beiden Bediensteten verlegen zu machen. „O, lassen Sie sich nicht stören, das ist nicht unsere Absicht." Sie gaben der Musik ein Zeichen, und diese begann eine teuflisch heitere Musik. Aber die Gesellschaft rührte sich nicht, und alle fragten sich, was dieser Besuch wohl zu bedeuten habe. „Du," sagte auf einmal ganz laut der ältere der Guardia, „heb' einmal die Arme hoch!" Und der andere, ein junger kräftiger Bursche gehorchte und reckte mit einer gewissen Freudigkeit seine sehnigen Arme. Er kannte seine Pflicht. Jeder Insulaner ist geboren, um zu arbeiten, zu leben und registriert zu werden als brauchbarer Sohn Adams. Gewisse vornehme Unbequemlichkeiten waren ihnen eigen, aber diese Prüfung auf das Mark, auf die Leistungsfähigkeit schmeichelte den gesamten anwesenden Jünglingen. Nun hielten sie bald alle die Arme in die Höhe, ein wunderliches Bild. „Arme hoch — Gürtel straff!" Dies Kommando brauchte nun nicht öfter ertönen, denn es wurde von selbst befolgt. Stolz blickte die männliche Jugend zu den Mädchen. Don Adriano bemerkte, daß die beiden Diener der spanischen Regierung den Hierro gar nicht beachteten. Sie gingen schweigend an ihm vorbei. Juan Máto sprach zu Don Adriano leise. Jene Leute mit dem Dreimaster wußten mehr, denn der Teufel selbst. Indem sie den Hierro nicht mit registrierten, seine Arme keiner Prüfung auf Muskulatur hin unterwarfen, fügten sie ihm fast eine Beleidigung zu, dadurch sonderten sie ihn aus von den übrigen.

Nun hielt sich die männliche Jugend fern von dem sonst so bewunderten Hierro. Das Registrieren nahm seinen Fortgang bei der Musik. Da tat Esteban sich hervor in mächtigen Sprüngen, indem er sich vor den alten Gardisten hinpflanzte, die Hände im Gürtel, halb scherzend, halb flehend unterwürfig. Der

Dreimaster schien ihn nicht zu bemerken. Er beschäftigte sich mit anderen, aber allmählich stieß er mit dem angehenden jungen Mann zusammen, der ihm vor den Füßen stand.

„Du," sagte er auf einmal zu dem Knaben, „hast gute Anlagen, ein Draufgänger zu werden!"

Esteban vergab diese etwas grobe Ausdrucksweise und reckte seine Arme empor, wie zwei junge Maste, so schlank und kräftig. Schon hatte sich der ältere Gardist entfernt und gesellte sich seinem jüngeren Genossen wieder zu. Dann wandten sie sich zur Gruppe der Weiblichkeit, doch ließen sie nur flüchtig ihre musternden Blicke darauf ruhen. Die Herzen dieser beiden Männer schlugen nur ihr gleichmäßiges Ticktack des Dienstes! — aber für Liebe ging das Uhrwerk nicht mehr.

Der ältere der beiden sah etwas höhnisch, wie ein spürender Jagdhund zu den älteren Frauen, bei denen Lenz und Liebe auch vorüber waren.

„Guten Abend, werte Herren," wisperten die älteren Frauen, was die Diener der Regierung mit kühlem Gruß, Hand an den Dreimaster, beantworteten, denn der Spanier ist immer höflich. Einige Jünglinge waren in die Posada gelaufen, um Wein zu holen, doch die Gardisten dankten, marschierten ab, sie hatten ihre Schuldigkeit getan und konnten gehen.

Die Musik hörte auf. Hierro gab dem Voz ein Zeichen, winkte ihn heran, dieser ergriff sein Tamburin und setzte sich in die Mitte des Tanzraums. Man gruppierte sich um ihn im Halbkreis. Die würdigen Matronen setzten ihre Sessel näher heran, damit ihnen nichts entginge. Er trug eine der Romanzen vor, die er komponiert hatte. Wer je die Araber ihre Gebete singen hörte, wie sie vom Muedin von den Türmen der Moscheen gesungen werden, der hat einen Begriff von dieser Art Gewimmer. Voz ließ mit einer Kehlfertigkeit ein gurgelndes Präludium ertönen, die weit mehr als etwa das echte Jodeln in der Schweiz und in Tirol zu bewundern war. Laute wie von einem sterbenden Vogel, und dazwischen hingestreutes Klagen über das betrübte Herz, das Liebesschmerzen zu erdulden habe. Alle sahen auf den Sänger, fühlten in ihm nun nicht mehr den schwachen und trägen Bauer, sondern einen für diesen Mangel reich Entschädigten, den Dichter und Sänger. Voz klagte über eine Frau, die taub sei für sein Flehen. Ihre weiße Hautfarbe verglich er mit Lilien, die ihrem lieblichen Namen alle Ehre machten. Da hefteten sich alle Blicke auf Almendro, die aber ungerührt blieb, kannte sie doch diese Huldigungen. Voz setzte seine Lamentationen fort und strengte seine schwache Brust dabei sehr an. Rote Flecken, die Kirchhofsrosen, erblühten auf seinen Wangen, und seine Augen erglänzten im Fieberleuchten. Don Adriano fühlte Mitleid. Eine Gruppe junger, kräftiger Leute löste sich los von den übrigen und suchte Juan Mato auf, um Wichtiges mit ihm zu bereden. Sie wandten Voz den Rücken, denn er taugte doch zu

nichts weiter, als dazu, den Bäuerinnen Ovationen zu bringen. Ein Dichter war er, aber kein Freiersmann!

Juan Máto betrachtete die Jünglinge. Wieviele waren es?

„O," nahm ein forscher Insulaner das Wort, „es sind unser mindestens dreißig und aus allen Teilen Formenteras." Alle wollten um Almendro sich bewerben! Juan Máto setzte die würdevolle Miene des unnahbaren Vaters auf, doch glitt über sein Antlitz ein beglücktes Schmunzeln, das er vergebens zu unterdrücken bemüht war. Innerlich dachte er: Welche Ehre! So war ja noch nie eine Maid umworben! Er heuchelte Entrüstung:

„Glaubt ihr denn, daß ich die Nacht opfern werde, um so vielen Zutritt zu gewähren?"

Dann beruhigte er sich.

„Nun wohlan denn! Aber mehr als zwei Stunden kann ich dem Cortejo nicht bewilligen. Als ich einst um meine Frau geworben, da waren es nicht so viele Freier. Aber so ist es nun einmal. Unsere Sitten sind auch wie die Pflanzen bei uns festgewurzelt."

Juan Máto ließ einen großen Wortschwall los über das Thema des Anstandes, der seiner Tochter gegenüber zu bewahren sei, er würde schießen, wenn einer die Grenzen überschritte. Die Jünglinge standen da, demütig zuhörend. Der Vertrag war abgeschlossen.

Don Adriano hatte zugehört, sah Hierro an, der sich abgesondert hielt, als ob seine Würde ihm nicht gestattete, zu so etwas herabzusteigen. Voz hörte jetzt auf zu singen, er war völlig erschöpft, rot wie eine Tomate, doch sein Werk für den Abend war vollbracht.

Die Schar der jungen Mädchen stürmte auf Almendro ein, sie möge nun doch erwidern auf den Gesang des Voz, der über die Falschheit der Frauen hergezogen sei. Nun möge sie ihre Rache nehmen, auf die Männer schelten. Sie wollte aber nicht, heute nicht und erwehrte sich der Freundinnen, die sie geradezu zwingen wollten. Es mußten sich schließlich die älteren Frauen ihrer annehmen. Sie wäre doch hierhergekommen, um sich zu amüsieren, nicht aber, um andere zu unterhalten. Ob sie es denn für so leicht hielten, gleich aus dem Kopf eine Erwiderung in Versen hervorzuholen? Wieder setzte die Musik ein, der Tanz begann aufs neue. Es war kühl geworden, die Meeresfrische belebte erquickend alle Anwesenden. Es herrschte eine begeisterte Stimmung. Don Adriano verfolgte den Hierro mit den Augen. Der Mensch war ihm antipathisch. Woher? Er wußte es nicht. Die beiden konnten einander nicht leiden, das lag auf der Hand. Hierro stand da wie eine Statue, schweigsam. Er schien nichts von seiner Umgebung zu sehen, nur eine Richtung nahmen seine Augen, zu Almendro, als wolle er sie hypnotisieren; es war ein Basiliskenblick, in dessen Bann er das schöne Kind ziehen wollte.

Als Esteban mit seinen Erstlingssprüngen Hierro nahte, lächelte dieses

steinerne Gesicht, da es den Bruder Almendros sah. Die jungen Leute schienen durch die Gegenwart Hierros bedrückt.

Almendro blieb an der Seite ihrer Mutter, von allen betrachtet, aber niemand wagte heranzutreten. „Aller Augen richteten sich begehrend auf sie."

Don Adriano fühlte etwas, wovon er sich selbst kein klares Bild machen konnte. Warum flößte dieser unsympathische Mensch allen solchen Schrecken ein?

Da trat Voz zu Almendro, noch kaum erholt von seiner Anstrengung, aber kostete es auch sein Leben, er mußte der schönen Blume bringen, was er konnte. Er sprang und sprang, während das schöne Mädchen mit ihren hübschen Füßchen langsam ging. Liebevoll schaute er Almendro, die Heldin seiner Lieder, an, und sie gönnte ihm ein freundliches Lächeln, frei von jeglicher Koketterie, ein Lächeln des Mitleids. Fast wäre er gefallen, doch der Wille überwand die Schwäche, er tanzte weiter. Schon erfaßte ihn ein Schwindel, als ihn jemand an der Schulter griff — es war Hierro. Er hatte sich doch entschlossen. Seine Sprünge wurden mit Beifallsgemurmel aufgenommen. Da ihm gehuldigt wurde, wuchs sein Selbstgefühl. Er zeigte geradezu virtuosenhafte Wendungen und umgab die zierlich einherschreitende Almendro mit netzartigen Verschlingungen. Die schöne Maid sah ihn nicht an, sie wollte seine Blicke meiden. Um seine Kraft zu zeigen, sprang er zuweilen in beträchtliche Höhe und stampfte mit dem Fuße auf den Boden, daß es dröhnte. Diese Sprünge flößten Don Adriano einen Widerwillen ein. Sie waren der zarten Almendro gegenüber nicht angebracht. Die Zeit verging, aber Hierro schien unermüdlich. Don Adriano erkannte mit einem gewissen Neid die Riesenkraft dieses Mannes an, der sich gebärdete wie ein wildes Tier. Er sah, daß Hierro etwas im Gürtel suchte und im Umsehen eine Hand bis auf den Boden senkte, ohne indessen seine Akrobatenkünste zu unterbrechen. Eine Rauchwolke stieg auf, und in dem weißen Dunst zuckten blaurötliche Blitze von zwei schnell abgefeuerten Schüssen. Die Frauen erschraken, doch bald ertönte ein allgemeiner Beifallssturm. Vortrefflich! Hierro hatte die Pistole zu Füßen seiner Tänzerin abgeschossen, die höchste Gunstbezeigung tapferer Männer für eine Jungfrau. Almendro tanzte weiter, ohne daß der Pulverrauch sie viel störte, und schenkte dem Hierro einen Dankesblick, die anderen Freundinnen zitterten eifersüchtig ob dieser Huldigung. Selbst Juan Máto zeigte sich stolz über die Salutschüsse zu den Füßen seiner Tochter. Don Adriano blieb der einzige, der nicht entzückt war. Verwünscht! sagte er sich. Es lag etwas in der Luft — mit diesem Hierro war nicht gut Kirschen essen!

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Religiöse Rundschau.

Von Dr. D. Leimdörfer.

Der Krieg in der Bibel und die Bibel im Krieg.

Eine ernste Studie in ernster Stunde ist das Thema: „Der Krieg in der Bibel und die Bibel im Kriege". Wie weit entfernt ist die Distanz zwischen „Krieg" und „Bibel". Krieg ist Appell an die Kraft, Bibel Appell an die Kraft aller Kräfte. Der Krieg ist blutige Plage, Not, Hunger, Elend, Tod und Trauer in ihrem Gefolge; die Bibel ist die Postille des Friedens und der Beglückung und Beseligung des Einzelnen wie der Gesamtheit. Und doch gibt es kein Erziehungsbuch der menschlichen Seele, das voller wäre von Krieg als das Buch der Bücher. Warum? Wenn Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation und auch in seinen philosophischen Arbeiten den Krieg als notwendig hinstellt, solange die Gründe für den Krieg nicht aus der Welt geschafft sind, die Bibel, die Schöpferin von „Du sollst nicht töten!" geht weiter: Die Gründe des Krieges liegen in der Leidenschaft, im bösen Triebe der menschlichen Natur. Leidenschaften aber zu bezwingen, an Stelle der Selbstsucht Selbstzucht zu setzen, ist die Aufgabe jenes Buches, das die gesittete Menschheit als Gottes Didactica magna anerkennt. Zu diesem Zwecke wahrer Religion und Ethik mußte im Buche göttlichen Friedens dem weltlichen Krieg ein weiter Raum zugestanden werden in der Geschichte, der Gesetzgebung, der Prophetie und Poesie der heiligen Schrift. 1. Die Geschichte macht uns vertraut mit dem Ringkampf der Völker seit Hamurabi oder Amrafel der Genesis zur Zeit Abrahams bis zur Pforte der syrisch-griechischen und römischen Geschichte. Von den Lehmgruben beim Sodomtale, die an die „masurischen Seen" unserer Tage lebhaft erinnern, bei denen vier Könige gegen fünf infolge treulosen Abfalls Krieg führen, berichtet die Genesis ebenso ausführlich wie Exodus vom Druck Ägyptens und der Erlösung nach der Wasserschlacht am Roten Meer. Amalek kam und überfiel gewaltsam grundlos ein friedliches, der Freiheit zustrebendes Volk, genau wie im Weltkrieg heute gewisse Nationen unser geliebtes Deutschland überfielen. An den Durchzug durch Luxemburg und Belgien erinnern die erbetenen Durchzüge im Emoritenlande; die Aufstände in Edom und dann in Moab und Midjan sind Züge der Unbrüderlichkeit, der Unmenschlichkeit und unsittlichen Hinterlist. Überall, wie auch in den Kriegen Josuas, in der Richterperiode und in der geeinten und geteilten Königsepoche steht im Mittelpunkte die Theokratie, d. i. die Herrschaft Gottes und

die von ihm begründete Moral. Der Krieg, hervorgerufen durch Beleidigung der Gottheit und der Moral, ist ein heiliger Krieg.

2. Die Legislative der Bibel befaßt Zählung und Einstellung der 20jährigen Krieger, die Lagerung nach Fahnen und Stämmen, die Manneszucht nach Vornahme der Kriegsdienste, den Ruf des Feldpredigers und Priesters über das Verhalten dem Feinde gegenüber im Pflichtkrieg und im Willkürkrieg. Sie weist die Regel an für das praktische Verhalten, sie stellt Mut und Begeisterung als Conditio sine qua non, als das Notwendigste im Kampfe hin, daher „um nicht verzagt zu machen der Brüder Herzen", gehe der nicht in den Krieg, „der ein Haus gebaut und es nicht eingeweiht, einen Weinberg gepflanzt, ohne die Lese zu halten, ein Weib sich angelobt, ohne es heimzuführen".

Charakteristisch ist in der Deuteronomium-Gesetzgebung das Königsgebot, er mehre keine Rosse, keine Frauen, kein Silber und Gold. Tierische Grausamkeit, Sittenverfall, Gewinn und Habgier sind gegen das Bibelideal. Ihm entspricht aber der König, der die Abschrift der Bibel bei sich führt und Gott ehrfürchtet und sich nicht überhebt über seine Brüder. Solches Ideal verkörpert unser Kaiser Wilhelm II.

3. Was die Prophetie betrifft, so bildet sie den sittlichen Willen durch die Vorbedingung des Strafgerichts für die, die Unrecht, Lüge und Bosheit gesäet, das bedeutet „Der Tag des Herrn", der sicherlich kommen muß. Der Heilige ist der Herr des Krieges gegen das Schlechte in der Welt bei Hoch und Niedrig, sowohl in Israel, wie außerhalb Israels. Aber derselbe Jesaias, der in die Sturmposaune dieses Gottesgerichts stößt, er ist der erste, der die messianische Zeit der allgemeinen Welterlösung und des Völkerfriedens in klassischerer Darstellung schildert, als es die Suttner getan oder die Schöpfer der Haager Welt-Friedenskongresse: „Sie sollen den Krieg nicht lehren, sie sollen die Schwerter zur Pflugschar wandeln". Wohl, aber erst „grase der Wolf neben dem Lamme", erst muß „Gerechtigkeit und Liebe und edle Gotteserkenntnis die Erde erfüllen", kurz: die Herrschaft des ethischen Willens.

4. Und die Poesie des Krieges in der Bibel — sie ist eine Erzieherin des edelsinnigen, warmen Gefühls in der Menschenwelt, ohne die ein sittlicher Wille nie zum Durchbruch gelangt. Man lese die zu Gebeten gewordenen biblischen Lieder eines Moses, eines David, einer Debora und Hanna. Man lese die zu Volksandachten gewordenen Psalmen, von denen, wie einst der sel. Graf Waldersee, als ich ihm mein „Psalterego" überreicht hatte, schrieb: „Ich lese alltäglich den Psalm, der meinem Gemüt entspricht, und für jede Gemütsstimmung gibt es einen Psalm." Wie die patriotischen Volkslieder Deutschlands, so sind gewisse kriegerischen Geist atmende Psalmen, wie Ps. 144 und 126 — letzterer der Lieblingspsalm des hochseligen Kaisers Wilhelm I. —, richtige Volksgesänge geworden.

Der Krieg in der Bibel übt sonach einen pädagogisch bedeutsamen Einfluß aus auf Religion und Ethik und fördert sittliche Tat, sittlichen Willen und sittliches Empfinden. — Die Bibel im Kriege hinwieder halte ich für das modernste Literaturwerk. Unsere ernste, große Zeit bedarf des Trostes und der Aufrichtung in Gott. Der kämpfende Josua hätte die Schlacht gegen Amalek ohne die bis zum Sonnenuntergang hochaufgerichtete, zum Gebet gefaltete Hand Moses' nicht gewonnen. Die Verzagtheit angesichts der an Zahl weit überlegenen Feinde wird gebannt im Hinblick auf die De-

vise der alten Makkabäerfahne: „Wer unter den Mächten ist, Ewiger, dir gleich." Die Bibel zur Hand, wenn es an Mut gebricht in Anbetracht der feindlichen Millionenheere, der Myriaden Lügen und hinterlistigen Tücken — David besiegt einen Goliath — und was Zacharias ausgesprochen, heute ist es wieder Wahrheit geworden: Nicht durch Machtfülle und nicht durch äußere Kraft, sondern durch meinen Geist, d. h. durch Begeisterung für die göttlichen Ideale, wie Vaterlandsliebe und Treue zu Kaiser und Reich, ist der Sieg zu erringen.

Die Bibel im Kriege weist hin auf die Solidarität, auf die Einheit des ganzen Volkes als Wurzel der Begeisterung und des Kraftgefühls. Zwietracht und Parteiung führten stets zum Verfall, wie sie Davids Thron wankend gemacht zu Ende der Regierung Salomos. Einer für Alle und Alle für Einen! Das lehrt die alte Estherrolle, aus der die Worte Esthers: Ich und mein Volk, mein Volk und ich sind eins, uns heute warm anmuten; sie klingen, wie das herrliche Deutsche Kaiserwort an das ganze, geeinte deutsche Volk. Noch auf drei Punkte möchte ich hinweisen, die uns die Erhabenheit des Gedankens der Bibel im Kriege unserer Tage darlegen. In Psalm 144, der am Schluß jeder Sabbatfeier und zu Beginn jeder Woche bei uns gesungen wird, ist zu lesen: „Sende deine Hand von der Höhe, rette mich von großen Gewässern und von der Hand der Barbaren, deren Mund voll ist der Falschheit und deren Rechte die Lüge ist — der du gibst Sieg den Königen, der du David hast erlöst aus dem Schwert des Bösen!" Wahrlich, wir bedürfen auch heute des göttlichen Beistands im Höhenkampf, den Luftkriegen unserer Flieger, in den Untersee- und Seeschlachten der großen Gewässer und auf dem Festlande gegen die Fäuste von rohen Gewalthabern, die außer Brutalität und Härte die unglaublichsten Lügen großsprecherisch als heilige Wahrheiten verbreiten. Aber der Gott der Wahrheit bringt den vereinigten Königen, geschmückt mit den Idealblüten eines David, den Sieg, den Monarchen Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Türkei — die Erlösung vom „Schwerte des Bösen".

Ferner rede ich vom 126. Psalm, dem erwähnten nationalen Hymnus des alten Zion. Zion ist mir heute Alldeutschland. „Wenn Gott doch bald zurückführte unsere Gefangenen", die nach der Heimat lechzen draußen in den entsetzlichen Konzentrationslagern, weinen und schmachten in Not und Hunger, Kälte und Druck, die sich heimsehnen nach Weib und Kind, nach Vater und Mutter und Braut und Schwester. Wie ist es ihnen zumute? Wie Träumenden, die der süßen Sehnsucht Traum träumen, lange, lange schon schmachtend im Süden oder in den rauhen sibirischen oder nordischen Steppen und Einöden. Wir beten: „Kehret zurück, führe sie Gott bald zurück!" Aber wir harren auch der Gewißheit ihrer Rückkehr. Denn mit jedem Frühling zieht der Landmann weinend aus, um die Saat aufs Feld zu streuen, aber mit Jubel kehrt er heim, wenn seiner Saaten Ernte volle Garben eingebracht. „Die mit Tränen säen, sollen mit Freuden ernten." Das ist ein Volkslied geworden, und fast jedes Kind singt es bei uns an jeder Festestafel „Schir hamaalot".

Endlich — wer da zweifelt am Siege der deutschen Waffen in diesem nie erlebten Völkerringen — er greife nach der Bibel und lese, was einst Haman geplant hatte: Ausrottung eines ganzen Volkes, der Männer, Frauen und Kinder — aus Haß, aus Rachsucht, aus unbeugsamer Hoffärtigkeit und in unbezwinglichem Größenwahn — und was geschah? Es wandte

sich das Blatt, und man erlebte die nie schlummernde Wacht der Allgerechtigkeit über Unschuld und Sittenreinheit, erlebte den Fall der Unwahrheit, Bosheit und des Blutdurstes vor der Majestät der Wahrheit, des Rechts, der Liebe und Menschlichkeit — den Fall der Hamanität vor dem Siegesschimmer der Humanität. O, du meerumschlungene bibelgläubige Schwester Britannia, die du auf der Höhe der Kultur uns den Brotkrieg beschert hast und damit das liebe Kriegsbrot — greife nach der Bibel, bete und lerne: „Hungert den Feind, gib Brot ihm zu essen!" (Proverbia.) Und du teurer, treuer Bruderbund von Deutschland, Österreich-Ungarn und Türkei, geeint in allen Stämmen, in allen Ständen und Kirchen, geeint, ob Christ, ob Jude, ob Muselmane — greife nach der Bibel, lerne und lehre: „Der dreifach gezwirnte Faden, er reißt nimmermehr." (Ecclesiastes.) So lehrt das Studium der Bibel im Kriege messianisch arbeiten und sich emporringen durch Nacht zum Licht, durch Tränensaat zur Freudenernte — per aspera ad astra!

Juristische Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Die Patentrechtsverletzungen Englands.

Der Deutsche ist von einer wahrhaft unerschütterlichen Objektivität des Denkens und des Handelns. Noch ist der Schrei der Entrüstung und der Erbitterung, der sich in der Tagespresse über die Maßnahmen der englischen Regierung gegen die deutschen Patente und Schutzmarken erhob, kaum verhallt, und schon werden Stimmen laut, die den Rechtsbruch Englands, wenn nicht offen verteidigen, so doch als ein in sich berechtigtes Vorgehen anerkannt wissen wollen.

Um die Sachlage richtig würdigen zu können, ist es erforderlich, sich den Inhalt des englischen Patentgesetzes ins Gedächtnis zurückzurufen. Hiernach können in England Erfindungspatente und Zusatzpatente angemeldet werden. Nur der Erfinder darf sie anmelden, aber auch in Verbindung mit anderen Personen oder Firmen. Die Dauer der Patente erstreckt sich auf höchstens 14 Jahre vom Tage der Anmeldung bezw. der beanspruchten Priorität an gerechnet. Das Patent muß innerhalb dreier Jahre nach der Anmeldung ausgeübt werden.

England ist Mitglied der internationalen Union.

Nach Artikel 2 des internationalen Vertrages zum Schutze des gewerblichen Eigentums vom 20. März 1883 sollen die Untertanen und Bürger der vertragschließenden Staaten in betreff der Erfindungspatente usw. alle die Vorteile, Rechte und Rechtshilfen genießen, welche die betreffenden Staatsgesetze den Staatsangehörigen gewähren und in Zukunft gewähren werden.

Dies war die Rechtslage vor dem Kriege.

Diese hat mit dazu beigetragen, daß es der deutschen Industrie gelungen ist, sich einen großen Teil der Auslandsmärkte zu erobern, daß sie der gefährlichste Konkurrent Englands wurde.

Schon lange suchte man dem von englischer Seite entgegen zu treten. Zu diesem Zwecke wurde die berühmte „Made in Germany Act" erlassen, die sich jedoch bekanntlich als ein völliger Schlag ins Wasser erwies. Es folgte das Patentgesetz von 1907, welches den Ausführungszwang vorsieht: wird der patentierte Gegenstand oder das patentierte Verfahren ausschließlich oder hauptsächlich außerhalb Englands hergestellt oder ausgeübt, so kann die Zurücknahme des englischen Patentes

beantragt werden. Nunmehr kommen die englischen Ausnahmebestimmungen, die jedem Engländer das Recht geben, bei dem englischen „Handelsamt" die Aufhebung eines einem Deutschen gehörigen Patentes oder die Erteilung einer Lizenz zur Ausführung eines solchen zu beantragen. Bei Stellung des Antrages ist eine Gebühr von 2 £ zu entrichten. Der Antragsteller hat ferner dem Handelsamt den Nachweis zu erbringen, daß die Herstellung des geschützten Gegenstandes oder die Ausführung des betreffenden Verfahrens im allgemeinen Interesse des Landes oder eines Teils der Allgemeinheit oder des betreffenden Gewerbes liegt. Das englische Handelsamt kann endlich jederzeit nach seinem freien Ermessen eine von ihm angeordnete Außerkraftsetzung oder Aufhebung des Patents oder eine erteilte Lizenz zurücknehmen. Hat das englische Handelsamt die Erlaubnis zur Ausführung des einem Deutschen gehörigen Patents einem Engländer erteilt, so muß die Entschädigung hierfür zunächst dem Handelsamte gezahlt werden und wird von diesem nach dem Friedensschluß dem Patentinhaber übermittelt.

Das ist im wesentlichen der Inhalt der Verordnung des Präsidenten des englischen Handelsamts vom 21. August 1914.

Dies ist ein schnöder Rechtsbruch und eine grobe Vergewaltigung deutscher Patentinhaber; an dieser Tatsache wird auch dadurch nichts geändert, daß ihm mit dem geforderten Nachweis des vorhandenen allgemeinen Interesses und den erwähnten Befugnissen des Handelsamtes ein schützendes Mäntelchen umgehangen ist. Im Frieden gilt ein in England genommenes Patent 14 Jahre, es braucht erst innerhalb dreier Jahre ausgeübt zu werden. Diese Schutzfrist soll jetzt ohne jeden ersichtlichen Grund wegfallen, sehr einfach deshalb, weil es eben tatsächlich auf eine Beraubung der Deutschen abgesehen ist. Daß dies nicht offen zum Ausdruck gebracht ist, ist selbstverständlich. Wenn England im Frieden durch Nichtausübung von Patenten keinen Schaden erleidet, warum ist denn diese Gefahr nun mit einem Male gerade bei den deutschen Patenten gegeben, warum finden dieselben Bestimmungen nicht auch auf Patente, die von Engländern oder Neutralen in England genommen sind, Anwendung, warum ist jedem Engländer das Recht der Anfechtung gegeben, und warum endlich beschränkt sich die englische Regierung nicht darauf, nach dem Muster des deutschen Patentgesetzes nur solche Patente außer Wirkung zu setzen, deren Benutzung im Interesse des Heeres, der Flotte oder der öffentlichen Wohlfahrt geboten erscheint? Die ganze Verordnung ist eben nichts anderes als ein bösartiges Mittel zur Bekämpfung der deutschen Industrie, ein Mittel, dessen sich ein Kulturvolk schämen muß. Allerdings soll sich in der Anwendung und der Auslegung der Bestimmung das englische Handelsamt in einigen bekannt gewordenen Fällen einer ziemlichen Objektivität befleißigt haben. Im Finanz- und Handelsblatt der Vossischen Zeitung vom 12. Oktober 1914 ist eine Äußerung des Kgl. Rats Wilhelm Pataky, den Haag, vereidigter Patentanwalt, wiedergegeben:

„Es muß konstatiert werden, daß das englische Patentamt den Bestrebungen eines Teils der englischen Industriellen, sich deutscher Patente und Warenzeichen zu bemächtigen, auf Grund der durch das Gesetz ihm eingeräumten Rechte entgegengetreten ist. Außerdem hat das Patentamt in London Angehörigen der kriegführenden Länder das Recht zugestanden, Taxen für ihre englischen Patente zu bezahlen, und umgekehrt englischen Patentinhabern die Erlaubnis erteilt, für die Aufrechterhaltung ihrer Patente in den England feindlichen Ländern die Gebühren ent-

richten zu dürfen. Am 6. Oktober 1914 hat der Comptroller of Patents (Präsident des englischen Patentamts) diese Bewilligung allgemein erteilt. Außerdem hat er in zwölf Fällen, in denen englische Fabrikanten die kostenfreie Benutzung von solchen englischen Patenten forderten, die in kriegführenden Ländern wohnhaften Patentinhabern gehören, die folgende Entscheidung getroffen: In vier Fällen ist die Fabrikationslizenz englischen Fabrikanten zuerteilt worden vorbehaltlich nach dem Kriege noch zu treffender Vereinbarungen, sofern die Lizenz auch nach dem Kriege noch weiter geführt werden soll. Zwei Anträge wurden ganz abgewiesen, und in sechs Fällen wurden die Anträge offenbar auf Grund der Einwendungen des Comptroller of Patents zurückgezogen . . . Es kann wohl erwartet werden, daß, falls das englische Patentamt solche Lizenzen verleiht, den Patentbesitzern nachträglich eine entsprechende Entschädigung zuerkannt werden wird. Aus allem ergibt sich, daß nach Beendigung des Krieges Lizenzen unbedingt bezahlt werden müssen, wenn englische Fabrikanten die Weiterfabrikation solcher Artikel beabsichtigen, die während des Krieges für die Deckung des englischen Inlandsbedarfs nötig sind."

Diese Darlegungen haben nur einen bedingten Wert, zumal ihre Richtigkeit unkontrollierbar ist. Es gibt ohne jeden Zweifel auch in England noch rechtlich denkende Männer, die sich dessen bewußt sind, daß Handel und Verkehr auf Treu und Glauben aufgebaut sein müssen, wenn ein Volk sein Ansehen und schließlich gar seine Selbstachtung nicht verlieren will. Es gehört aber sicherlich ein ziemlicher Optimismus dazu, anzunehmen, daß irgendein Deutscher, dessen Patentrechte jetzt verletzt werden, auch nur einen Pfennig Entschädigung erhalten wird, im Falle die Niederwerfung des Deutschen Reiches gelänge, wozu ja heute glücklicherweise nicht die geringste Aussicht besteht. Und wenn jetzt auch das englische Handelsamt das Prinzip der Wohlanständigkeit noch nicht verleugnet haben sollte, so ist damit noch keine Garantie für die Zukunft dafür gegeben, daß es auch weiterhin objektiv bleiben wird. Wessen wir uns zu versehen haben, zeigen folgende Tatsachen: Zu Beginn des Krieges erließ England ein Moratorium, das namentlich Deutschen gegenüber mit großer Härte durchgeführt wurde. Die britische Regierung hat die Filialen deutscher Großbanken in London zum Zwecke ihrer Liquidation unter eine besondere Geschäftskontrolle gestellt und andere deutsche Unternehmungen zur Schließung gezwungen. England hat durch Proklamation vom 9. September 1914 jeden Handelsverkehr von und nach Deutschland unter strenge Strafe gestellt. Englische Zollbehörden haben nach Mitteilungen deutscher Firmen deutsche Waren, die auf englischem Boden noch nicht in den freien Verkehr übergegangen waren, eingezogen, um sie für den Staatsschatz zu verkaufen. Neben diesen gröblichen Verletzungen deutscher wirtschaftlicher Interessen laufen zahlreiche Fälle völkerrechtswidriger Behandlung Deutscher in England, die sogar von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung als „geradezu unwürdig" bezeichnet wurden. Alles dies von Rechts wegen, nämlich nach englischem Recht! Mit der englischen Rechtsprechung ist es aber ein eigen Ding. Das Berliner Tageblatt zitiert in seiner Nummer vom 7. Dezember 1914 die Verhandlung vor einem englischen Prisengericht und fügt wörtlich hinzu: „Nach solchen Proben kann das englische Prisenverfahren nicht mehr Anspruch erheben, ein Gerichtsverfahren genannt zu werden." Solche Beispiele englischer Rechtsprechung ließen sich viele erbringen. Wenn das allgemein in England beliebte

Vorgehen gegen Deutsche auch auf die deutschen Patente übergreift, so wird jeder zugeben müssen, daß die vielleicht von englischer Seite inspirierten Abschwächungsversuche nicht dazu angetan sind, eine endgültige Beruhigung der betroffenen Kreise zu bewirken. Nichts aber wäre in der gegenwärtigen Zeit verderblicher, als der deutschen Gutgläubigkeit und Gutmütigkeit die Zügel schießen zu lassen. Der Kampf in diesem Völkerringen geht um die Existenz, und er geht bis aufs Messer. Wir Deutschen dürfen nicht vergessen, daß wir alle nur einen Feind haben — England!

Geschichtswissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause, Breslau.

Nachdem die ersten starken Erregungen vorübergebraust sind, die das gegenwärtig sich abspielende weltgeschichtliche Drama in jedem deutschen Herzen ausgelöst hat, empfinden wir das Bedürfnis, die Fülle der Ereignisse, die in den sieben Monaten des Krieges und seiner Entstehung auf uns einstürmten, zu überblicken und zu ordnen, mit den bereits historisch gewordenen Geschehnissen der 43 Friedensjahre und mit der preußisch-deutschen Vergangenheit zu verknüpfen, sie zu vertiefen, ihnen gleichsam eine Seele zu geben. Mit anderen Worten: Neben dem leidenschaftlichen Fühlen will auch unser Denken der Ereignisse dieser großen Zeit sich bemächtigen, unser Sinn und Interesse für das Werden und Walten der in der Geschichte der Völker sich offenbarenden Kräfte wird lebendiger als je. Damit steigen wir auf eine höhere Warte als die Warte der Partei. Und erleben eine freudige Überraschung: Unsern Haß und unsere Liebe finden wir bestätigt und begründet in dem, was früher geschah; je mehr unser Horizont sich erweitert, je tiefer unser Auge eindringt in das Weltgeschehen vor dieser großen Zeit, um so höher wächst vor unsern Augen die Bedeutung des Kampfes, den wir führen, der nicht nur ein Ringen ist um Sein oder Nichtsein unseres Deutschen Reiches, sondern um die Durchdringung der Weltkultur mit deutschem Wesen und Geist. Wir lernen den Weltkrieg verstehen und begreifen, daß er nicht ein neues, überraschendes Drama, sondern nur ein Akt, wenn auch ein gewaltiger ist in der Entwicklung des deutschen Volkes zum Weltvolke und ein Umschwung im Leben und in der Bedeutung unserer westlichen Feinde. —

Die Fülle der Tagesereignisse des gegenwärtigen Krieges wirkt verwirrend auf den Zeitungsleser; bald weiß er die Leitlinien nicht mehr zu finden, die ihn hindurchführen durch das Gestrüpp der Nachrichten zur Höhe klarer Überschau. Da bietet sich ihm als Hilfsmittel die von der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, München, herausgegebene „Chronik des deutschen Krieges" an. Der handliche, fast 500 Seiten starke Band bringt der Zeit nach geordnet die amtlichen Berichte, ergänzt durch zeitgenössische Kundgebungen im In- und Auslande, bei den Neutralen und unsern Feinden. So enthält er eigentlich nichts mehr, als wir im Depeschenteil unserer Zeitung zu finden gewöhnt sind; aber er bietet uns das Material, geklärt von allem Unwichtigen und Unrichtigen, in guter Form und Ausstattung als Nachschlagebuch, in dem wir alles zusammen finden, was des Rückerinnerns wert und für den historischen Verlauf der Ereignisse von Bedeutung ist. Der erste Band beginnt mit der österreichischen

Note an Serbien und reicht bis Mitte November. Weitere Bände folgen.

Für die meisten Laien hört die Geschichte mit dem Frankfurter Frieden 1871 auf. Was danach folgt, ist in vielen Köpfen nur ein Chaos unklarer aus flüchtiger Zeitungslektüre hängen gebliebener Erinnerungen. Wer die Verknüpfung des gegenwärtigen Weltgeschehens mit der jüngsten Vergangenheit seit den letzten 40 Jahren sucht, wird sich die politischen Vorgänge dieser Zeit erst wieder in die Erinnerung zurückrufen müssen. An Hilfsmitteln hierzu ist leider keine große Auswahl. Eines der geeignetsten Bücher dieser Art ist die „Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart" von Gottlob Egelhaaf. (Stuttgart, Carl Krabbe's Verlag, Erich Gußmann.) Daß es wirklich einem Bedürfnis entgegenkam, beweist das Erscheinen der vierten Auflage, die bis zum Jahre 1912 und dem Frieden von Lausanne fortgeführt ist.

Das Wesen historischer Darstellung beruht vor allem in der Objektivierung des Weltgeschehens, im Herausheben der politischen Ereignisse aus dem Streit der Tagesmeinungen, in ihrer Läuterung von den Schlacken des Unwesentlichen und Zufälligen, des Kleinlichen und Peinlichen im Feuer starker Empfindungen. Darum wird die Geschichtsschreibung der jüngsten Vergangenheit, die in ihren Wirkungen noch Gegenwart ist, immer etwas Mißliches haben. Ursachen und Wirkungen der politischen Geschehnisse sind in ihren Zusammenhängen noch nicht zu übersehen, je näher dem gegenwärtigen Tage, um so weniger, und werden ersetzt durch Parteimeinungen. Persönlichkeiten, die von weithin wirkender Bedeutung sind, stehen dem Auge in überragender Größe noch zu nahe für ein unbefangenes Urteil. Die führenden Entwicklungsfäden lösen sich dem Auge des Darstellenden noch nicht klar aus dem vielverschlungenen Gewebe der Tagesereignisse.

Unter diesen Unvollkommenheiten leidet naturgemäß auch das Egelhaafsche Buch. Wir haben es heute freilich besonders leicht, einen Mangel in seiner Darstellung herauszuheben, der begründet ist in der Gebundenheit des Verfassers durch die Nähe und Unübersichtlichkeit der Ereignisse. Der Krieg und seine Vorgeschichte haben manche Entwicklungslinien der europäischen Politik aufgedeckt oder bestätigt, die wir vorher nur ahnen, kaum wissen konnten. Darum wird mancher Leser der Egelhaafschen Geschichte eine klare Herausarbeitung der Entwicklungen, die zu dem furchtbaren, gegenwärtig sich austobenden Konflikt geführt haben, vermissen. Der Verfasser wird nach dem Kriege große Partien seines Buches umarbeiten müssen, wenn es zeitgemäß und auf der Höhe bleiben soll.

Schwerer wiegt eine andere Schwäche des Buches, die in der Persönlichkeit Egelhaafs begründet liegt. Wir beugen uns alle ehrfurchtsvoll vor der gewaltigen Persönlichkeit Bismarcks, in dieser großen Zeit mehr als je; wir ehren in ihm den Schmied unserer Einheit, den genialen Schöpfer des Reiches, bewundern und lieben seinen Charakter und Geist, wie wir erschauernd alles Große und Echte bewundern und lieben. Bismarcks weithin und über die Grenzen unsers Vaterlandes hinaus wirkende Persönlichkeit hat seiner Zeit das Gepräge gegeben, und es erscheint natürlich, daß Egelhaaf die Spanne von 40 Jahren, die sein Buch umfaßt, in zwei Abschnitte gliedert: die bismarckische und die nachbismarckische Zeit. Bismarck beherrscht aber nicht nur die Zeit, die es schildert, sondern auch das Buch selbst und seinen Verfasser. Die

„Gedanken und Erinnerungen" sind Egelhaafs politische Bibel, Bismarcks Meinungen und Urteile das Maß für seine Beurteilung von Tatsachen und Personen. So wird diese „Geschichte der neuesten Zeit" mehr noch, als in den natürlichen Abhängigkeiten begründet ist, Zustimmung oder Widerspruch finden, je nachdem der Leser die Egelhaafschen Parteiansichten teilt oder verwirft.

Wer aber das Buch kritisch zu lesen vermag und sich ohne weiteres nicht jedem Urteil des Verfassers unterwirft, wird viel Freude daran haben. Es klärt und befestigt dann die eigenen politischen Anschauungen, wenn man wohlgeordnet und übersichtlich gruppiert alles Wichtigste zusammengestellt findet, was die öffentliche Meinung Europas in den letzten vierzig Jahren bewegt hat; es hilft Abstand gewinnen von den Ereignissen, und man erstaunt, wie gering oft die Bedeutung von politischen Geschehnissen und Kämpfen erscheint, wenn man sie im großen Rahmen sieht. Dazu hilft das Egelhaafsche Buch in ausgezeichneter Weise. Es ist mit großem Geschick zusammengestellt und faßt die wichtigeren Vorgänge in der inneren wie der äußeren Politik der europäischen Staaten zusammen. Wünschenswert wäre, wenn den „Vereinigten Staaten von Nordamerika" ihrer Bedeutung und ihrem Einfluß auf die europäische Politik entsprechend ausführlichere Behandlung in einem besonderen Kapitel zuteil würde. Egelhaafs Darstellung, die immer bemüht ist, das Wesentliche in knapper, aber doch erschöpfender Form zu geben, liest sich angenehm und weiß immer zu interessieren. Wer nicht gezwungen ist, tiefer in die Einzelheiten der neuesten Geschichte einzudringen, wird in dem Egelhaafschen Buche, was er zum Verständnis der politischen Ereignisse der Gegenwart braucht, finden, und so ist das Werk eine wertvolle Fortsetzung und Ergänzung einer jeden Weltgeschichte. —

Bismarcks Persönlichkeit wirkte und waltete durch das halbe 19. Jahrhundert und prägte dieser Zeit ihren Stempel auf; Bismarcks unsterblicher Geist lebt und wirkt heute noch im deutschen Volke, mehr als je in der gegenwärtigen Zeit, da sein Werk in den Gluten eines Weltbrandes sich bewähren muß. Was er in unsern Herzen schuf: ein historisch begründetes monarchisches Empfinden, stolzes nationales Selbstbewußtsein und heiße Liebe zum Vaterlande rauschte auf in diesen herrlichen Tagen wie Adlerflug und trug uns zu seinen Höhen. So ist der gegenwärtige Krieg, das gewaltigste Erlebnis des jungen Reiches, nicht nur eine Erprobung und Bestätigung seines Werkes, sondern auch ein Neuwerden seines Geistes. Inniger und ergriffener als in friedlicher Zeit wird das deutsche Volk am 1. April die hundertste Wiederkehr des Tages feiern, an dem der Schöpfer seines Reiches geboren wurde, und wird den Hundertjährigen in sich lebendiger fühlen denn je.

Leben und Werk des großen Mannes ruft einer der Alten, der „innerlich mit Bismarck an die fünfzig Jahre gelebt hat", dem deutschen Volke in einer trefflichen Lebensschilderung in die Erinnerung: Adolf Matthias, „Bismarck. Sein Leben und sein Werk." (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.) Seine Biographie soll, wie der Verfasser im Vorwort hervorhebt, eine Huldigung für den Genius Bismarcks sein und will nicht mit des Verfassers eigener Sprache prunken, sondern, soweit es irgend möglich sei, „die Sprache und den Stil des großen Mannes selber" sprechen lassen „als Träger seines Wesens, seines Denkens, Fühlens und Wirkens." Wie nur bei

wenigen unserer Großen aus dem Reiche der Tat ist dies bei Bismarck möglich, der uns in seinen Reden, Briefen und Erinnerungen eine umfangreiche Literatur hinterlassen hat, die durch Aufzeichnungen seiner Äußerungen in Gesprächen mit den Vertrauten seiner nächsten Umgebung noch vermehrt wurde. Wenn wir dieses von der ersten bis zur letzten Seite fesselnde Buch lesen, ist es fast, als hörten wir Bismarck selbst von seinem Leben und Wirken erzählen; hinter seiner überwältigenden Persönlichkeit tritt die Persönlichkeit des Verfassers ganz zurück. Diese charaktervolle, aus Liebe und Bewunderung geborene Bescheidenheit ist ein großer Vorzug des Buches. Wir suchen in einer Bismarckbiographie nicht Herrn X oder Y, der das Buch schrieb, so interessant auch sonst seine Persönlichkeit sein mag, sondern eben Bismarck. Wir sehen bei Matthias den Schöpfer des Reiches nicht durch das Medium eines fremden Geistes, sondern erleben ihn unmittelbar. Mit Herzenswärme und aufrichtiger Begeisterung für den Staatsmann wie für den Menschen Bismarck geschrieben, hält sich diese Lebensbeschreibung frei von aller Polemik gegen andere Parteistandpunkte und auch frei von jeder Kritik des großen Mannes; Matthias will nur erzählen, nur darstellen. So haben wir ein durchaus volkstümliches Buch gewonnen, wie wir es brauchen, um Bismarcks Geist und Wesen, sein Wollen und Wirken lebendig zu erhalten in unserem Volke. Für eine wissenschaftliche historisch-kritische Würdigung dieses größten deutschen Staatsmannes, die ihn einstellt in seine Zeit, seine Bedeutung umschreibt und die Grenzen seines Wesens und Wirkens zieht, ist die Zeit noch nicht gekommen, sie muß einer späteren Zukunft überlassen bleiben. Für sie ist Bismarck noch zu wirksam in der Gegenwart. —

Man hat die herrliche Erhebung der Augusttage des vorigen Jahres verglichen mit dem wundersamen Frühling 1813, in dem es wie ein Sturm durch das ganze preußische Volk ging und es aufstehen ließ gegen Tyrannei und nationale Erdrosselung. Was das große Erinnerungsjahr nicht vermocht hat, das haben Neid, Gier und Rachsucht unserer Feinde zustande gebracht. Der Geist von 1813 ist wieder lebendig geworden. Zahllos waren die Bücher, die im großen Festjahre die Zeit des erwachenden Nationalgefühls feierten und würdigten, und doch fehlte uns bisher noch immer eine wissenschaftliche, durchaus historisch-kritische Darstellung der großen Zeit, die den ungeheuren Stoff verarbeitet darbot, der in den letzten Jahrzehnten und nicht zum wenigsten in dem großen Erinnerungsjahr zutage gefördert vorden ist. Diese Lücke füllt die „Geschichte der Befreiungskriege 1813 und 1814" aus, von der Professor Heinrich Ulmann kürzlich den ersten Band im Verlage von R. Oldenbourg in München hat erscheinen lassen. Dieser Band behandelt vor allem, mit Yorks Tat und der Ermannung Ostpreußens beginnend, den Frühjahrsfeldzug und die Zeit des Waffenstillstandes und ermöglicht, die Absichten des Verfassers zu erkennen, uns ein Urteil über seine Berechtigung zu bilden. Es ist ein klares, nüchternes Buch. Viele werden die schwungvolle Begeisterung vermissen, die sonst die Werke auszuzeichnen pflegt, die des preußischen Volkes größte und erhebendste Tage schildern. Es stellt sich fest und sicher auf den Boden der durch mühevolle, ins einzelne und einzelnste gehende Forschungen erwiesenen Tatsachen. Unerbittlich werden aus dem überreichen Material die notwendigsten Schlüsse gezogen und ein Bild geschaffen, das wahr und wirklich ist bis in seine letzten Ein-

zelheiten. Und doch fehlt es dem Buche nicht an Wärme, und doch löst es in uns starke Ergriffenheit, tiefe, echte Begeisterung für die große Zeit unserer Väter. Sie ist um so echter und tiefer, weil sie uns nicht aus den Worten des Darstellers, sondern aus den geschilderten Tatsachen quillt, weil sie geboren wird nicht aus dem Miterleben, zu dem der Verfasser, sondern aus dem unmittelbaren Erleben, zu dem die Zeit selbst uns zwingt. Mehr noch als in der wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit und Treue, erblicke ich hierin den größten Vorzug des Werkes, der ihm eine hervorragende Stellung sichert in der übergroßen Literatur der Befreiungskriege.

Wir wissen, daß in der gewaltigen Zeit, die Ulmann schildert, die nationale Einheit des deutschen Volkes geboren wurde, die Einheit, für die wir gegenwärtig Gut und Blut opfern, den schwersten Kampf bestehen müssen, in dem je ein Volk gestanden hat. Diese Einheit, die sich verkörpert in dem jungen Reich, hat unserm Volke die politische Mündigkeit gebracht, nach außen hin wie im Innern, eine Mündigkeit, die im gegenwärtigen Kriege sich bewähren muß. So gewiß wir zuversichtlich hoffen, daß wir Sieger bleiben werden in diesem Weltkampfe, so gewiß werden wir uns der neuen Weltstellung würdig erweisen müssen durch Vertiefung unserer politischen Volksbildung, die das deutsche Wesen zu höchster Entwicklung und Reife bringt. Dazu sollen vor allem uns helfen die großen deutschen Klassiker der Geschichtsschreibung, die uns deutsche Art und deutsches Wesen in ihrem Werden zeigen ohne Voreingenommenheit und Trübung des Urteils durch Parteileidenschaft treu, schlicht und wahr. Da ist es denn mit großer Freude zu begrüßen, daß die Verlagsanstalt von Duncker und Humblot in München eine Ausgabe von „Rankes Meisterwerken" in zehn Bänden, und zwar in einer wohlfeilen und in einer Vorzugsausgabe veranstaltet. Die ersten fünf Bände, die z. Zt. vorliegen, bringen das Hauptwerk dieses Begründers und Meisters der sogenannten objektiven Geschichtsschreibung, die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", das Werk, von dem Leopold von Ranke selbst gesagt hat: „Bei der Arbeit war mir zumute wie der Mutter Natur, als sie den Elefanten machte." Unberührt von den Meinungen des Tages, unbekümmert um der Parteien Gunst und Haß und getragen von den universalen Tendenzen des Zeitalters der Spätromantik, hat Ranke sein System objektiver Geschichtsdarstellung, der die Unterwerfung unter den Geist der Wahrheit Notwendigkeit ist, zur Vollendung ausgebildet und in diesem Hauptwerke angewandt. Zahlreiche historische Quellen, die bis dahin verschüttet lagen, hat er für seine Arbeit aufgedeckt und sprudeln gemacht, die aus 96 Foliobänden bestehende Sammlung der Reichstagsakten von 1414 bis 1613 im Stadtarchiv zu Frankfurt a. M. ebenso wie die Aktenstücke des Preußischen Geheimen Staatsarchivs zu Berlin, wie des Sächsischen Hauptstaatsarchivs zu Dresden u. v. a. Die lebendige, anteilerweckende und plastische Darstellung macht das Werk zu einer genußreichen und bildenden Lektüre für jeden, der mit offenen Sinnen Umschau halten möchte in der Geschichte unseres Volkes und tiefer eindringen will in die Entwicklung seines Wesens. Die Ausgabe ist schlicht und vornehm, des großen Meisters würdig ausgestattet und bringt in den folgenden fünf Bänden außer der berühmten Geschichte der römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten, im 9. Bande die Geschichte Wallensteins, im 10. einige kleinere Schriften.

Literarische Rundschau*).

Von Geh. Regierungsrat Prof Dr. Ludwig Geiger.

Georg Engel: „Der Fahnenträger“. Leipzig, Verlag Grethlein u. Co. G. m. b. H.

In diesen kriegerischen Zeiten möchte man aus der Überschrift des neuen Romans von Georg Engel und beim Anblick des Titelbildes, das eine mit einer Fahne bewaffnete Faust darstellt, auf ein Buch militärischen Inhalts schließen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Kriegerisch in gewissem Sinne ist das Buch allerdings; nur hat es mit dem gewaltigen Völkerringen nichts zu tun. Vielmehr ist es ein Kampf um Geistesbefreiung, der hier geschildert wird.

Der neue Roman ist die Lebens-, Leidens- und Siegesgeschichte des Professors Jakobus Vogt in Greifswald. (Die Stadt wird zwar nicht genannt, aber so geschildert, daß kaum ein Zweifel an ihrer Identität bestehen kann.) Er hat als Lebensarbeit ein Werk vollendet: „Das tausendjährige Reich“, von dem wir leider nicht genug vernehmen, um uns selbst ein Urteil darüber bilden zu können, ein Werk, in dem der Idealist seine philosophische, geschichtliche und theologische Ansicht äußert, die dem herrschenden Regiment widerstreiten. Der Professor selbst äußert sich über sein Werk, daß er darin den Schlußstein der Weltanschauung hinzugetragen habe. „Denn wer durch das Tor, das ich aufrichtete, gläubig und mit sehenden Augen hindurchschreitet, der wird finden, daß das Reich, das so lange ersehnt wurde, sich längst sacht und unvermerkt auf die Erde herabsenkte, der muß begreifen, wie die märchenhafte Hoffnung sich lange schon erfüllte, und daß die Zeit da ist, wo wir auf einem hellerleuchteten Pfad einer neuen noch fernen Hoffnung entgegenziehen müssen.“ Er setzt ferner auseinander, daß Duldung und Mitleiden in der Menschheit herrsche, und daß viele Staaten sich schon gebildet haben nach den Grundsätzen, den Einzelnen gegen die Masse zu schützen und die Masse vor dem Einzelnen.

Das klingt ja im Ganzen wie die Predigt eines harmlosen Idealisten, aber schon den Zuhörern an der Tafelrunde erscheint es etwas befremdlich, noch mehr dem Publikum, für welches das Werk bestimmt ist. Denn die Studenten revoltieren gegen den Professor, die Kollegen ziehen sich, bis auf einen wirklich Getreuen, zurück, ein begeisterter Anhänger wird ernüchtert; Jakobus Vogt wird nicht zum Rektor gewählt, obgleich an ihm die Reihe war; die Berechtigung, Examina abzuhalten, wird ihm entzogen, so daß seine Zuhörerzahl auf ein Minimum heruntergeht und daß seine Nebeneinnahmen schwinden. Da kommt eine Rettung durch einen Ministerialdirektor, der sich bisher in seinen Entscheidungen durch untergeordnete Beamte hatte bestimmen lassen, und der nun das angefeindete Buch selbst liest und den Gelehrten in alle seine Ehren wieder einsetzt.

Neben dieser Haupthandlung geht eine Nebenhandlung einher. Der Sohn einer Gutsbesitzersfrau, Harry Heyden, der einen starken Drang zum Studium in sich gespürt hatte, war der treueste Schüler des Meisters gewesen. Nach dessen Erklärung über sein neues Buch merkt er, daß er dem Meister nicht mehr folgen könne, und verläßt ihn. Da seine Mutter gerade stirbt, übernimmt er das Gut und sucht seine Weltbeglückungspläne in eigenartiger Weise durchzuführen. Er hilft den Armen und Be-

---

*) Wir geben gern Herrn Geheimrat Geiger das Wort zu dieser bedeutsamen Veröffentlichung Georg Engels, wenngleich unsere Referentin, Frau Gräfin Pestalozza, im Märzheft den Roman Engels schon gewürdigt hat.

Die Redaktion.

drückten, unterstützt aber, da er wahllos zugreift, gerade die Unwürdigsten, nimmt Landstreicher auf, einen Vagabunden, der vielfach im Gefängnis gewesen, und ein der Fürsorgeerziehung entsprungenes, völlig verkommenes Mädchen, das mit dem Alten herumzieht, kommt infolge solcher ungesetzlicher Taten mit der Obrigkeit in Konflikt und erkennt etwas zu spät, daß dieses selbstherrliche Eingreifen in die Speichen des Rades menschlicher Gerechtigkeit sich ebenso an dem Beglücker wie an dem Beglückten rächen muß.

Und damit der Roman auch ein echter Roman sei, sind Liebesgeschichten eingestreut. Am Anfang des Buches die des schmächtigen Studentleins Jakobus Vogt mit Marie Düsterwald, der Tochter seiner Wirtsleute, und durch den ganzen Roman hindurch die Geschichte der Erika Vogt, der Tochter des ungleichen Paares, mit Harry Heyden. Beide Liebesgeschichten sind mit außerordentlichem Reiz, mit poesievoller Innigkeit dargestellt.

Mancherlei freilich in diesem weit ausgesponnenen Werke ist etwas seltsam. Daß Erika nach dem Bruche Harrys mit dem alten Vogt zu dem Gutsbesitzer als Wirtschafterin geht, die heimlich Geliebte zu dem heimlich Liebenden, ist immerhin ungewöhnlich; daß sie das Gut verläßt, nachdem sie Augenzeugin eines plötzlichen sinnlichen Ausbruchs des Gutsherrn zu der verführerischen Landstreicherin Hanne geworden, ist wohl als Wirkung jungfräulicher Schüchternheit des auf seine Ehre stolzen Mädchens zu erklären. Immerhin bleibt es ungewöhnlich, daß dieser Sturm der Entrüstung sich bald legt, denn wenn auch von einer Vereinigung des Paares nicht ausdrücklich gesprochen wird, so kann der Leser ziemlich sicher sein, daß sie sich demnächst heiraten werden.

Ebenso der nüchternen Wirklichkeit widersprechend ist das Schicksal des Professors. Daß an einer kleinen Universität das mannhafte Auftreten eines Lehrers die mutlosen Kollegen zum Abrücken veranlaßt, ist begreiflich; daß aber ein Lieblingsschüler, der schon im vertrauten Gespräche manches von den Anschauungen des Meisters erfahren haben müßte, ohne weiteres sich von diesem lossagt, kann man sich schwer denken. Noch schwerer, daß der Ministerialdirektor (man wird in der ganzen Schilderung an den rasch zugreifenden Althoff erinnert) erst durch die resolute Gattin des Professors, die ihn höchst ungeniert zum Lesen des bereits verdammten Buches zwingt, wirklich das Buch liest und die gefällte, durch ihn bestätigte Entscheidung zurücknimmt.

Muß man derartiges etwas absonderlich nennen, so kann man doch dem Roman sowohl im Großen und Ganzen als in vielen Einzelheiten Billigung, ja Bewunderung nicht versagen. Die Naturschilderungen, in denen Engel immer exzellierte: die Darstellung des Waldes und des Meeres, sind von großer Kraft; die Menschen selbst sind mit außerordentlicher Schärfe charakterisiert. Gerade die Kontraste gelingen Engel in diesem Buche ganz ausgezeichnet: der zaghafte und doch innerlich so mutige Professor gegenüber seiner hünenhaften Frau, die aber, ihrer geringen Bildung sich bewußt, im häuslichen Kreise still wirkt und aus den Professorkreisen sich zurückzieht. Einen ebenso eigenartigen Gegensatz bilden Erika und Harry: Jene, die bei aller Weiblichkeit männliche Energie; dieser, der trotz seines Mannesbewußtseins viel weibliche Schwäche und Anschmiegungsbedürfnis besitzt. Ganz vortrefflich sind auch die Professoren gezeichnet: der salbungsvolle Theologe, der aufbrausende, herzensgute Kunsthistoriker und viele andere. Die prächtigsten Gestalten aber sind die Schiffsleute: der alte Düsterwald, der mit zwei Kumpanen, einem Schiffer und einem hal-

den Gelehrten, nach dem Tode seiner eigenen Gattin mit dem Berufsgenossen zusammenlebt, seine Urwüchsigkeit beibehält und durch seine Herzensgüte erfreut. Eine wirklich wundervolle Stelle des Romans ist die, da die beiden alten Seebären, die selber nicht viel besitzen, eine für ihre Verhältnisse sehr große Summe zu dem Professor tragen, der, wie sie meinen, in Geldnöten sich befindet, und ihm diese Summe als Hypothek aufzudrängen suchen. Derartige kleine Züge, ernste und humoristische, tragische und komische, sind massenhaft durch das Buch zerstreut. Sie allein und die zahlreichen plastischen Detailschilderungen würden genügen, um die Lektüre des Werkes zu einem wahrhaften Genuß zu gestalten.

Höher aber als diese Einzelheiten steht die Tendenz des ganzen Werkes. Ich scheue mich nicht, dies Wort hier zu gebrauchen, obgleich manche Kritiker uns versichern wollen, daß ein Roman eigentlich keine Tendenz haben sollte. Die Lehre, die das ganze Buch durchzieht, ist die Überzeugung von dem Siege der Freiheit. Sie kann, so scheint der Verfasser sagen zu wollen, wohl eine Zeitlang verkannt werden, kann üble Folgen für den haben, der sie verkündet. Aber sie schreitet sieghaft einher und muß endlich den Triumph erlangen, den man ihr eine Zeitlang verwehrt hat. Und auch hier wieder jene schöne Kontrastwirkung, von der oben andeutend gesprochen worden ist. Auch Harry Heyden bildet sich ein, ein Diener der Freiheit zu sein. Er kämpft gegen die Bevormundung, die seitens der staatlichen Behörde dem Tun des einzelnen gegenüber geübt wird. Aber er unterliegt in seinem Kampfe nicht bloß dadurch, daß er seitens der Behörde bestraft wird, sondern dadurch, daß er erkennt, daß die willkürliche Gesetzesauslegung, die er sich erlaubt hat, daß das Eingreifen in die gefestete Ordnung seitens eines einzelnen, obwohl es scheinbar durch Güte und Wohltätigkeit diktiert ist, ein Unrecht bleibt. Der Professor aber, der Lehren verkündet, die zwar dem Hergekommenen, dem Landläufigen widersprechen, dagegen innerlich berechtigt, von der Idee wahrer sittlicher Freiheit bestimmt sind, erlangt endlich, nachdem die Feigen ihn verlassen, die Halben sich von ihm getrennt und die Behörde ihn zunächst aufgegeben hat, einen vollen und ganzen Triumph. Er ist der Fahnenträger einer neuen Zeit, einer Epoche wirklicher Geistesbefreiung, der Herrschaft der Vernunft und des Geistes. Schon wegen dieses wundervollen Optimismus, der dem ganzen Buche zugrunde liegt, kann ich den Roman als eine erquickliche, erhebende und stärkende Leistung bezeichnen.

Lyrische Rundschau.

Von Edwin Krutina.

Deutsche Kriegslyrik 1914/15.

Immer vergebens suche ich in der Flut von Kriegsgedichten, die sich nicht erschöpfen will, und frage mich verwundert, wie es kommt, daß die große Zeit keine ihr werten Dichtungen gefunden hat. Und doch ist die Lösung dafür am Ende leicht. Wir sind heute kein Volk, das — wie 1813 — der Aufrüttelung bedarf, um sich seiner nationalen Aufgaben bewußt zu werden. Die Not seines Volkes, die Arndt erfühlt, und von der er gesungen, die Kleist in ohnmächtigem Haß in seinen Kriegsgedichten aus heißer Seele herausgeschrien hat, die Not eines getretenen Volkes, das erst siegen muß, um deutsch zu werden, ist heute nicht in uns. Herrlich, über jede Dichtung

und Phantasie, ist in diesem Krieg das Bewußtsein aufgewachsen vom ersten Tag an: Deutscher zu heißen, für ein größeres Deutschland zu kämpfen. Und hätten wir drum heute selbst einen unter uns, der die Macht des Wortes besäße wie Kleist, er müßte uns arm erscheinen gegen das, was uns eine starke Gegenwart beinahe ungläubig erleben ließ.

Wohl ist die Sehnsucht des Dichters verständlich, mitzuschaffen, mitzuleben. Und doch hätte ich tief gewünscht — und ich habe es im stillen auch geglaubt —, daß alle die, deren Namen und Werk Zukunft bedeuten, ehrfürchtig geschwiegen hätten, bis auch für sie die Zeit zum Reden gekommen sei. Es ist ein unerfüllter Wunsch geblieben, und bis auf wenige Namen (Paquet) hat sich Mann für Mann mit dem Wort eingefunden. Wir haben uns damit abzufinden.

Dem einen unter ihnen — Ernst Lissauer — ist das Glück geworden, auch draußen, unter den Kämpfenden, gehört zu werden. Das gute Schicksal, das sein „Haßgesang an England" erlebte, ist bekannt. Der Erfolg Lissauers liegt in der Begabung dieses Dichters begründet. Schon in seinen früheren Gedichten — in „1813" besonders — hat uns seine beherrschte Künstlerschaft, mit der er sich Reim und Rhythmus in seine Form zwingt, Achtung abgenötigt. Seine sachliche, beinahe kühle Objektivität befähigt ihn auch jetzt — stärker, wie innerlich glühende, schöpferische Naturen — über seinen Stoffen zu stehen, und er ist einer der wenigen, der wirklich fertige Kunstwerke in dieser Zeit geben konnte („Haßgesang", „An Hodler"). Freilich können andere Gedichte, die er in seinen Flugblättern*) veröffentlichte, stutzig machen: hier wird die einmal festgehaltene Form durchaus Prosa, und sie gibt weiter nichts, wie aneinandergereihte, nicht viel sagende Worte:

Nun ward Zeit.
Wir stehn gedrängt,
dicht Mann an Mann
und Weib an Weib,
ein Volk,
siebzig Millionen als ein einz'ges Heer,
die mit der Wehr,
die ohne Wehr,
zu Land, zu Luft, zu See,
das Eiserne Kreuz,
das Rote Kreuz,
zu Ost und Nord und West,
wir stehn gedrängt,
Karree.

Der Verlag Diederichs in Jena setzt seine Tat-Bücherei für Feldpost fort. Die beiden Bände „Der Kampf" und „Die Heimat" bieten wieder eine bunte Übersicht über die Leistungen unserer Kriegslyrik. Leider auch hier neben wenigem Wertvollen viel, das kaum Berechtigung besitzt. Herrlich allein ist das Eingangsgedicht des Heft 4 „Benediktus". Verse — zwar ganz goethisch noch — aus denen aber eine künstlerisch beherrschte, doch ganz hingegebene Kraft der Persönlichkeit spricht. Hier allein ist einer, dessen Stimme auch später mitsprechen wird, wenn Stärkere als die heute Gekannten um die Gestaltung dieser Zeit in die ihr gehörende künstlerische Form ringen werden. Sein Name — Julius Zerzer — soll Klang in uns behalten.

Erwähnen möchte ich die „Kriegslieder für das deutsche Volk mit Noten"*), alte und neue Lieder, die sicher draußen schon viel Freude gebracht haben.

Karl Rosners Gedichte „Wir tragen das Schwert" (Verlag Cotta, Stuttgart und Berlin) besitzen den Vorzug gefälliger Form und innerer Melodie. Von allen Gedichten, die unmittelbar

*) „Worte in die Zeit", Flugblätter 1914. Blatt 1 und 2, Verlag Otto Hapke, Göttingen.

*) Verlag Eugen Diederichs, Jena, Preis f. d. Heft 25 Pfg.

an Erlebnisse dieses Krieges anschließen, sind die seinen die besten. Einige Gedichte, wie „Die Mutter" und „Herr Jesus auf dem Schlachtfeld", heben sich durch ihre Ergriffenheit über das Allgemeine heraus.

Die Sammlungen „Neue Kriegslieder" und „Kaserne und Schützengraben" (Neue Kriegslieder, zweiter Teil) *) stehen tiefer als die Diederichssche Sammlung. Noch steht hier Dehmels schönstes Kriegslied, auf dem ein Schimmer von draußen liegt:

Es zieht eine Fahne vor uns her,
herrliche Fahne.
Es geht ein Glanz von Gewehr zu
Gewehr,
Glanz um die Fahne . . . .

Der zweite Teil, der auch humoristische Kriegslyrik enthält, bringt das wirklich witzige und rhythmische Landsturmlied von Hans Brennert, der als Einziger einen Ton des Soldatenlieds eingefangen hat.

Klabunds Soldatenlieder**) zeigen die Eigenschaften dieses jungen Dichters in besonders krassem Licht. Neben wenigen, menschlich ergriffenen Strophen Töne, die nach jeder Weise und nach jedem Winde pfeifen. Das beste Lied ist, bezeichnenderweise, das Zarenlied von Mickiewicz, das von Klabund frei übertragen wurde. Das: „für den Zaren, für den Zaren", mit dem jede Strophe ausklingt, wirkt unheimlich und ergreifend.

Zuletzt sei noch eine Sammlung von Kurt Münzer „Taten und Kränze"***) um eines Gedichtes willen erwähnt, denn was sonst drinnen steht, ist schlecht und banal und dieses feinen, wirklich menschlichen Dichters unwürdig. Dieses Gedicht aber, eines der reinsten der in diesem Krieg entstandenen Lieder, mag zum Schluß hier seinen Platz finden:

Brüder, erst ein Gebet!
Wer kniet, fester dann steht!
Hebt die Gewehre! Die Sonne geht auf,
mustert unser Regiment,
segnet uns Scheitel und Flintenlauf.
Hoch die Herzen! Die Schlacht entbrennt!

Brüder, erst ein Gebet!
Danket, ehe ihr geht!
Schön war das Leben und herrlich die
Welt,
ein Wunder die Liebe, die Freundschaft
ein Glück.
Aber wir grüßen dich, dämmerndes
Feld,
wir schauen vorwärts und nicht zurück.

Brüder, erst ein Gebet!
Gott bleibt, der Mensch verweht!
Sieg und Tod schütteln das ewige Los.
Seht dort, es blitzt und donnert —
legt an!
Brüder, die Stunde ist heilig und groß!
Feuer! — Jetzt wird der Knabe ein
Mann.
Feuer! So steigt das Gebet!

*) Beide im Verlag Axel Junker, Charlottenburg, jeder Band Mk. 1.—.

**) Gelber Verlag, Dachau, Preis 80 Pfg.

***) Verlag Axel Juncker, Charlottenburg, Preis Mk. 1.—.

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Die ureigenste Domäne der Frau ist in diesem überwältigend großen Kriege in den letzten Wochen zu ungeahnter, bedeutungsvollster Geltung gekommen. Das Haus: die Ernährung, die Küche, die Wirtschaft in ihrer rationellen Bedeutung, ihrer das Volkswohl umfassenden Anwendung. Und wiederum bewähren sich die Frauen in Ernst und Eifer, die manchen Kreisen abhanden gekommen waren im modernen Lebensstil. Kluge Überlegung und praktische Betätigung einen sich zu segensreicher Arbeit. Selbstbetätigung

vor allem. Heute gilt es, die wirtschaftlichen Probleme zu ergründen und ihre Lösung zu ermöglichen, die diese merkwürdige, niemals bislang ins Auge gefaßte, weil nie zu erdenkende Volksernährung erfordert. Vor uns hingestellt als eine Notwendigkeit, eine Tatsache zugleich, mit der die Allgemeinheit, — alle, wie jeder einzelne —, ausnahmslos zu rechnen hat, rechnen muß, rechnen will. Rasch, einsichtig, entschlossen .... opfermutig und opferfreudig. Eine Tatsache, die das Volk, das deutsche Volk, fester, inniger, einmütiger zusammenschweißt zu jener wunderherrlichen Einheit, in der es in stets wachsender Größe und Kraft sich den Augen der erwachenden, aufschauenden, aufmerkenden, endlich bewundernden Welt offenbart, in der es sieghaft die Welt erobert. Nicht in töricht uns angedichteten, heuchlerisch erlogenen Herrschaftsgelüsten, sondern jener Herrschaft des geistigen Besitzes und der Moral über die Welt, deren Kulturgrenzen wir, unermüdlich schaffend, gebend, strebend, erweitern. Ausbauen zu jenen Tempeln menschlicher Gesittung, für die der Kaiser das erhabenerhebende Wort prägte: „Kultur ist tiefstes Wissen und höchste Moral." Jedes Bangen und jeden Zweifel ausschließende Wirkung zeigten Wissen und Moral durch ihren Einfluß auf die Bevölkerung in diesen Tagen, wo man für ihre Ernährung und Versorgung in weiter Zeitdauer ernste, schwer eingreifende Maßregeln für angemessen hielt und sie durchführte in verhältnismäßig kurzer Zeit. Maßregeln, die immerhin überraschend, fast plötzlich kamen für den Umfang der Vorkehrungen, die zu treffen waren. Wissen auf allen Gebieten, volkswirtschaftlicher, mathematischer, sanitärer und sonstiger einschlägiger Materien, mußte ineinandergreifen, um die notwendig gewordenen Organisationen sicher und durchgreifend zu bewerkstelligen. Tiefes Wissen, das in seinen alles umfassenden Zusammenhängen jenes einzigartige Ganze bildet, das wir ehrfürchtig deutschen Geist benennen, und jene Moral von Vaterlandsliebe, Hilfsbereitschaft, von ruhiger Einsicht und einem Sichbescheiden und Einordnen, selbst dort, wo die Erkenntnis erst langsam reift, die man wohl als höchste Moral ansprechen darf.

Es bedurfte nur eines Weckrufes an die „Heimarmee", um jeden Haushalt in den „Kriegszustand" zu versetzen, den der Kampf für unser Wirtschaftsleben zu einem ebenso unerschütterlichen, heiligen macht, für die Daheimgebliebenen, wie für unsere Heldenscharen draußen, nach dem schönen Wort des preußischen Ministers des Innern von Löbell: „In jedem Deutschen, dem nicht die höchste Ehre gegönnt ist, sein Leben draußen im Felde einzusetzen, muß das Bewußtsein lebendig sein, daß es eine heilige Pflicht ist, hier in der Heimat durch Einschränkungen und Anpassungen seines täglichen Lebens an die neuen Notwendigkeiten zum siegreichen Durchhalten nach seinen schwachen Kräften beizutragen." Durchhalten! In diesem Zeichen wurden die Maßnahmen getroffen, die zum wirtschaftlichen Sieg geboten erscheinen, und an ihrer Durchführung arbeitet unsere deutsche Heimarmee allüberall, wo sie dazu berufen, das heißt, in der kleinsten Hütte und im prunkhaften Haus, dort, wo die Einschränkung Daseinsbedingung ist, und dort, wo der Luxus Berechtigung hat, alle folgen nur einem Gesetz, erfüllen nur ein Gebot: sein Leben einzurichten auf der Basis, die das Heil des Vaterlandes erfordert und sichert in schwerer Zeit. In jener strengen Disziplin, die uns sieghaft macht, wo deutsches Wollen und deutsches Wesen sich

kundzugeben berufen ist, hat dieser wirtschaftliche Kampf eingesetzt, so steht er unwiderstehlich, so macht er uns unbesiegbar. Wo nicht hysterische Ängstlichkeit vorliegt, gibt es wohl keinen Deutschen, der von Furcht oder Sorgen geplagt der Neuordnung der Ernährungsangelegenheiten gegenübersteht. Man weiß sich sicher der Nahrungsquellen des Landes und empfindet es dankbar, daß der Verbrauch geregelt ist. Und brachte das anfänglich auch einige Unbequemlichkeiten mit, die ängstliche Gemüter bänglich machten, so rückten unsere Elitetruppen des Wirtschaftskrieges, die Frauen an und zeigten, wie es gemacht wird, strategisch und taktisch, in Vorratskammer und Küche. Und diese Strategie im Raume des häuslichen Herdes, diese Taktik in der Verwertung der zu Gebote stehenden Kräfte, wird sich unbedingt zu jenem Durchhalten steigern, das auch einer längeren Kriegsdauer standhalten wird. An Intelligenz und Energie fehlt es den Frauen nicht, und daraus läßt sich schon ein Wall aufrichten, der sich jeder Gefahr als uneinnehmbare Festung entgegenstellt. „Wir werden nicht hungern," sagen die deutschen Frauen, „wir nicht, und niemand, der unter uns lebt." Aber nicht übermütig und hochmütig denken sie es und sprechen es aus, mutig und freudig erfüllt sie die Gewißheit, daß der wirtschaftliche Kampf siegreich durchgeführt werden wird.

Setzten die führenden Frauen, wie das nun einmal Frauenart, sich anfänglich auch wieder mit einer Vehemenz ein, die Stürme entfesselte, wo solche gar nicht nötig waren, hielten sie so ausgiebige Reden, erfanden sie so viele Küchenrezepte, daß einem der Appetit darüber vergehen konnte, so wollen wir sie deshalb nicht tadeln. Es war ja sicher gut gemeint und ganz gewiß von jenem Geiste der Hilfsbereitschaft erfüllt, der in diesen Kriegszeiten ihr Tun und Lassen in edelster Weise beseelt. Aber man war versucht, doch manchmal sich zu sagen, „weniger wäre mehr gewesen", und von recht klugen, tüchtigen Hausfrauen wurde es auch gesagt. Diese Belehrungen, Vorträge, Ausführungen über die „neue Ernährungsform" gelangten wohl selten an die Stellen, wo Neuordnungen der Ernährung nicht theoretisch zu behandeln waren, sondern praktisch auszuführen. Das ist in den breitesten Schichten der Bevölkerung. Dort ist man gewohnt, durch die Erfahrung, den denkbar größten Nutzen aus kleinsten Mitteln zu ziehen. Dort genügte die Mahnung zur Sparsamkeit, — die sich ihnen jetzt in erhöhterem Maße aufdrängt —, als die stets gewohnte und geübte. Alle Kräfte haben nur dahin zu wirken, daß ihnen dies möglich ist. Und das wird ja auch hoffentlich geschehen, nicht durch Anweisung, wie man kocht, wo Schmalhans ohnedies Küchenmeister ist, sondern, daß wie bisher die Wohlfahrt für Volksernährung nicht nur aufrecht erhalten wird, sondern womöglich noch erweitert. Die Einrichtungen unserer Volksküchen, Mittelstandsküchen, Bürgerküchen, Künstlerküchen, Küchen für Personen besserer Stände und andere, über die ich wiederholt berichtete, haben sich glänzend bewährt, und über jedes Lob erhaben sind die Abraham'schen Küchenhorte für Kinder, die alle kräftig und rotwangig geworden sind in diesen Monaten, wobei ich hauptsächlich die Verpflegungsstätten in den übervölkerten Stadtteilen der Peripherie und der großen Arbeiterviertel im Auge habe. Daß dort alles beim alten bleibe in dieser Zeit der Neuordnung der Ernährung, erscheint mir die wichtigste Aufgabe in der wirtschaftlichen Notlage, die der Krieg mit sich brachte. In dieser Tätigkeit nicht nachlassen, sie womöglich steigern, sie den Verbrauchsmöglichkeiten anpassen, ohne daß die Einschränkung sich diesen, zu allen Zeiten Einschränkungen Unterworfenen allzu fühlbar mache, scheint

ein Haupterfordernis der Hilfsaktion, die unsere Frauen jetzt zu leisten haben. Auch hier heißt es: Durchhalten! Weniger reden, mehr tun! Da nur allerhöchste Vorsicht und Fürsorge diese Maßregeln für notwendig erachtete, da keinerlei Mangel an wichtigen Ernährungsbestandteilen vorliegt, nur etwaiges Eintreten von Mangel durch rechtzeitiges Eingreifen zu verhindern ist, so wird sich dies auch sicher vollziehen. Es bedarf dazu nicht der endlosen Reden in völlig überflüssigen Versammlungen, zu denen Kreise herangezogen werden, die ihre Zeit wesentlich nützlicher verwenden könnten, als Aufklärungen in Empfang zu nehmen, die sie entweder nicht verstehen können oder nicht verstehen wollen, hauptsächlich weil sie im letzten Grunde aus eigenen erprobten Erfahrungen viel besser wissen, wie sie das ihnen zur Ernährung als ausreichend zugebilligte Mehl verwenden sollen, als die Damen der volkswirtschaftlichen „Gesellschaftskreise" ihnen dies akademisch klarmachen können. Es soll nicht verschwiegen werden, daß Frauen und Mädchen, die von wirtschaftlichen Dingen scheinbar sehr wenig oder gar nichts verstanden, sich rednerisch über Dinge ausließen, die zu beurteilen sie niemals in der Lage waren. Kochen **lernt** man vielleicht in der Kochschule, besonders wo es sich um Schlagsahntorten und Mayonnaisen handelt, aber kochen **kann** nur, wer den hauswirtschaftlichen Instinkt und Verstand für diese viel zu niedrig eingeschätzten Talente besitzt. Man lernt leichter Klavier spielen, als kochen, und nun kommen mit einem Male alle diese Klavierspielerinnen und Schriftstellerinnen, Kunstgewerblerinnen und Klubdamen und halten Vorträge über die chemische Zusammensetzung von Roggen-, Kartoffel-, Weizenmehl und die richtige Anwendung von Kartoffeln mit oder ohne Schale, und was man von einem halben Pfund Mehl pro Tag und Kopf alles herstellen könne. Das alles schafft nur Beunruhigung und Zweifel und ist umso überflüssiger, als nicht der mindeste Grund zu diesen wirtschaftlichen Kannegießereien vorliegt. Die Behörden treffen ihre Maßnahmen und geben die zweckdienlichen Anordnungen, denen zu entsprechen das disziplinierte Deutschland gewohnt und gewillt ist, und sich sagen darf: „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein . . ." Die Diskussionen und Debatten, die von übereifrigen, manchmal auch selbstgefälligen Damen angeregt werden, können die Ruhe nur stören, und Ruhe und Besonnenheit ist gerade das, was wir in dieser Zeit nötiger brauchen, als neue Kochrezepte. In einer Versammlung, der ich jüngst beiwohnte, saß ich zwischen einem ganz einfachen, schlichten Mütterchen und einer, wie es schien, sogenannten „Perfekten". Es wurde der Segen der Pflaumenmus-Marmelade und deren Zubereitung auseinandergesetzt und als besonders vorteilhaft empfohlen, die Pflaumen mit zwei Dritteln Mohrrüben zu verkochen. Mein Mütterchen zur Linken seufzte: „Da muß man aber doch erst die Pflaumen und die Mohrrüben haben"; die Perfekte aber behauptete kategorisch: „Das ist Unsinn, Mohrrüben haben eine viel kräftigere Substanz als Pflaumen und würden diese einfach auffressen." Difficile est satiram non scribere, die ernste Zeit erlaubt es nicht und verlangt ernste Fragen ernst zu behandeln. Dazu gehört, vor der Gefahr zu warnen, so wichtige, lebenerhaltende Fragen, wie die Volksernährung, zum Gegenstand superkluger, wichtigtuerischer, irreführender Ausführungen zu machen.

Ich fürchte nicht, mißverstanden zu werden. Niemand konnte und kann freudiger, stolzer, anerkennender der Frauenarbeit und herrlichen Hilfsbereitschaft, die in dieser namenlos schweren Zeit geleistet wurde, gedenken, aber es drängten sich in der letzten Zeit doch

Bedenken an über das „Zuviel", das Beängstigungen und Befürchtungen wecken konnte und Gefahren zeigen, die Gott sei Dank nicht vorhanden sind. Wir haben, was wir brauchen, und es wird uns in einem dem Ernst der Zeit angepaßten sparsamen, enthaltsamen und einsichtigen Leben auch fernerhin an nichts fehlen. Besonders nicht, wenn wir dem Mahnwort des preußischen Ministers von Löbell zur Einschränkung und Anpassung noch als Drittes hinzusetzen: Geben, geben, geben, allüberall und in jeder Form. Dann soll auch jede Kritik und jede Bedenklichkeit über das „Wie" verstummen im Sinne des klugen, prächtigen Anrufs Theodor Fontanes:

„Such' nicht, wie's eigentlich gewesen,
Wolle nicht in den Herzen lesen;
Sieht's freundlich aus, nimm's freundlich an,
Nimm den Biedertuer als Biedermann.
Alle Flügelmänner auf Sammellisten,
Nimm sie hin als Musterchristen,
Wenn sie nur geben beim Liebeverkünden,
Forsche nicht nach den letzten Gründen."

Berichtigung.

Der Name des Verfassers des Beitrages „Die französischen Abgeordnetenwahlen von 1914 und der Krieg" im Märzheft (Seite 296 ff.) lautet:

Professor Dr. W. Hasbach,

nicht, wie irrtümlich angegeben, Hasbach.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

الامير علي باشا ابن المجاهد الاعظم الشهيد الامير عبد القادر الحسني الجزائري
١٩ في كانون اول ١٩١٤

S. A. Emir Ali Pacha fils du célèbre Emir de l'Algérie
feu S. A. Emir Abd-El-Kader.

...Süd

...schrift

...fessor Dr. ... tein

... und Verlagsanstalt
..., A.-G., Breslau.

...hagen
...asselbalch.

...teil.
...hagen.
...Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 153. Heft 488. Mai 1915

feu S. A. Emir Abd-El-Kader.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 153. Heft 488. Mai 1915

Professor Dr. Ludwig Stein: Psychologie des Weltkrieges.

Was wir heute erleben, das ist das größte Erdbeben der Geschichte. Als vor einigen Wochen das alte Erdbebengebiet Europas, Italien, wieder einmal in den Abruzzen heimgesucht wurde, mochte ein Einwohner von Avezzano, der lebend aus den Trümmern seiner untergegangenen Stadt hervorgeholt wurde, die verzweifelte Frage gestellt haben: Geht eigentlich die Welt unter? Denn für ihn, für seine unmittelbare Umgebung und von seinem Standorte aus gesehen, schien sie wirklich untergehen zu wollen. Aber der Geodät in seinem Observatorium, dessen empfindlicher Apparat, der Seismograph, die Erschütterungen in den Abruzzen mit mathematischer Genauigkeit registrierte, wußte sehr wohl, daß die Welt auch beim stärksten Erdbeben nicht untergeht. Es handelt sich vielmehr um einen Ausgleich widerstrebender Kräfte im Erdinnern, die nach erfolgter Auslösung durch tellurische Erschütterungen ihr Gleichgewicht gefunden haben. Der Geophysiker weiß aus der Geschichte der Erde, dieses Proletariers unter den Planeten, daß die Naturgesetze unvergänglich sind, daß daher das ganze Planetensystem nach ehernen Gesetzen einem ewigen Rhythmus gehorcht. Die Welt ist auch nach Herkulanum und Pompeji, nach Lissabon und San Francisco, nach Messina und Avezzano nicht untergegangen. Und die Menschen haben trotz aller Gefahren das Vertrauen wiedergewonnen und sich in Erdbebengebieten neu angesiedelt. Ja, Nietzsche gibt uns den Rat: Baut eure Häuser an den Vesuv! Jedenfalls haben es viele von uns freudig empfunden, wie rings um die Trümmerstätten Pompejis neues Leben aus den Ruinen erblüht ist.

Angesichts der Erwürgungs- und Erdrosselungspolitik, welche England, das klassische Land der großen Zivilisation und der kleinen Kultur, gegen die beiden auf Gedeih und Verderb verbündeten Zentralmächte inauguriert hat, um in eine Aushungerungstaktik auszumünden, welche auch Säuglinge, Greise, Invalide und mehr als 60 Millionen Nichtkombattanten, die Frauen nämlich, umfaßt, die nicht mit dem Schwert in der Hand, sondern mit ihrem Herzblut kämpfen, könnte sich die bange Frage unseren Lippen entwinden: geht eigentlich die *moralische* Welt unter? Haben unsere Vorfahren in mehrtausendjähriger unermüdlicher Kulturarbeit Religion, Recht, Moral, Kunst und Wissenschaft, kurz jenes System der westeuropäisch-amerikanischen Kultur der weißen Rasse, die offenkundig zur Weltherrschaft berufen war, auferbaut, damit ein weltpolitischer Orkan kommt, der alles mühsam Errungene wie ein Kartenhaus aus-

einanderwirbelt? Einzelne Verzagte, welche es im stillen Herzenskämmerlein beklagen mögen, daß sie gerade in jene Geschichtskurve hineingeboren sind, in welcher sich das größte Erdbeben der Weltgeschichte vor unseren Augen vollzieht, mögen von ihrem egozentrischen Standort aus mit einem Schein von Recht sich die schicksalsbange Frage vorgelegt haben: Geht denn die ganze moralische Weltordnung aus den Fugen? Der Soziologe aber, der sich mit Spinoza gewöhnt hat, nicht bloß die astrophysische, sondern auch die moralische Weltordnung unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit zu betrachten, gleicht jenem Geodäten, der mit Jahrzehntausenden rechnet, und mit der Zuversicht des unbeirrbaren Forschers felsenfest davon überzeugt ist, daß auch die moralische Welt so wenig untergeht wie unsere Erde. Der Soziologe urteilt nicht nach dem Hier und Jetzt, sondern nach dem Überall und Immer. Aus seiner überschauenden, vergleichend-geschichtlichen Betrachtung aller welthistorischen Begebenheiten schöpft er die Gewißheit, daß auch die geschichtliche Welt kein wirrer Zufall, kein blindes Ohngefähr, kein toller Traum eines schlafenden Gottes ist, daß vielmehr Sinn und Plan, Ordnung und Gesetzmäßigkeit im weltgeschichtlichen Erleben der Menschen ebenso herrscht, wie im erdgeschichtlichen Erleben der Naturforscher. Den Gesetzen in der Natur entspricht eine Logik in der Geschichte. Nur muß man nicht einen kleinen Raumabschnitt zur Beurteilung des Weltgeschehens zum Ausgangspunkte nehmen, wie jener vom Erdbeben Heimgesuchte in Avezzano, sondern den ganzen astrophysischen Prozeß. Ebensowenig darf der Soziologe jenen kleinen Zeitausschnitt zum Bewertungsmaßstab seiner Geschichtsauffassung erheben, in den er persönlich hineingeraten ist, sondern er muß Jahrzehntausende des geschichtlichen Erlebens überschauend zusammenfassen, um die großen Tendenzen der Geschichte zu ermitteln. Die Natur ist das Reich der Gesetze, die Geschichte das Reich der Zwecke. Aber diese beiden Reiche laufen parallel, wie die Attribute bei Spinoza, oder die harmonie préétablie bei Leibniz, zumal die Gesetzmäßigkeit der Natur in der göttlichen Weltzweckmäßigkeit, wie Kant einmal andeutet, verankert ist. Wenn wir beispielsweise Reiche von 400 Millionen, wie China, die auf die älteste Kultur der geschichtlich erforschten Menschheit zurückblicken, zermürben sehen, um die willenlose Beute der auch körperlich winzigen, aber behenderen und rührigeren Japaner zu werden, so wird sich der Soziologe sagen müssen: das ist kein purer Zufall, sondern ein unausweichlicher psychologischer Prozeß. Das chinesische Reich ist an seiner chinesischen Mauer jämmerlich zugrunde gegangen. Die Qualität siegt über die Quantität. Seelische Gewalten sind wirksamer als rohe Fäuste. Völker und Nationen können nicht durch brutale Gewalten allein zusammengehalten werden, sondern nur durch beherrschende Ideen. Das gleiche Schauspiel bietet uns der tönerne Koloß Rußland dar, dessen Vorderpfoten schon das kleine Japan vor einem Jahrzehnt abgesägt hat, und dessen Hinterfüße jetzt von unseren verbündeten Armeen bedroht sind. Auch hier macht es nicht die Über-

zahl, die ja auf russischer Seite ist, sondern die geschulteren und diszipliniierteren Armeen; auch hier entscheidet also nicht die Quantität, sondern die Qualität, nicht die Materie, sondern der Geist, nicht der tote Mechanismus der Ziffer, sondern der lebendige Organismus einer beherrschenden Idee. Und das nenne ich: die Psychologie des Weltkrieges. Vom Parkett des Welttheaters aus gesehen, stehen nicht mehr Mann gegen Mann, Heere gegen Heere, sondern Maschine gegen Maschine, Technik gegen Technik, angewandte Wissenschaft gegen angewandte Wissenschaft einander gegenüber; aber hinter den Kulissen sieht es anders aus. Da beobachtet der Soziologe die hintergründigen Motive, die zu diesem titanischen Weltenringen der führenden Kulturstaaten mit elementarer Wucht gedrängt haben. Im letzten und tiefsten Grunde kämpfen heute Weltanschauung gegen Weltanschauung, seelische Mächte gegen andere seelische Mächte, bestimmte Kulturtypen gegen andere Kulturtypen. Von diesem völkerpsychologischen Gesichtswinkel aus gesehen, schrumpft die scheinbare Katastrophe zu einer vorübergehenden Episode des Menschengeschlechts zusammen. Auf dem Zifferblatt der Weltenuhr sind, nach einem Worte Tuttle's, zehntausend Jahre eine einzige Pendelschwingung, soviel etwa, wie für uns Kurzsichtige eine Sekunde.

Wir sehen im heutigen Völkerringen wesentlich vier völkerpsychologische Typen, vier Staatsauffassungen am Werke, welche um die Vorherrschaft innerhalb unseres Kultursystems ringen. Die Psychologie der französischen Volksseele ist charakterisiert durch ein Vorwiegen der Phantasie (Einbildungskraft), die der russischen durch das Überströmen des Gefühlsmäßigen, die der Briten durch die Vorherrschaft des Willens, die der beiden verbündeten Kaiserreiche, deren östlicher Pionier und Bannerträger Ungarn ist, das Vorwalten der Idee, des Rationalen, des Logischen, kurz, des Verstandes. In die Schulsprache übersetzt, heißt der völkerpsychologische Staatstypus Frankreichs: Illusionismus, der Rußlands: Sentimentalismus, der Englands: Voluntarismus, der unsrige endlich: Intellektualismus oder Rationalismus. Diese vier Grundmächte kämpfen heute um Sein oder Nichtsein, um Geltung oder Untergang, um die endgültige Abrechnung, wer in Zukunft das Siegel seiner Volksseele der Welt entscheidend aufprägen soll. Was ich hier biete, ist naturgemäß Entwurf, Grundriß, Skizze, natürlich kein System. Denn über diesen Rahmen kann man wohl soziologische Nippessachen und philosophische Einfälle hinüberschmuggeln, nicht aber Quadersteine einer völlig ausgebauten völkerpsychologischen Theorie. Was ich hier zu bieten vermag, ist nur das Gerippe einer psychologischen Typisierung der um die Vorherrschaft ringenden Mächte.

I.

Die Psychologie der französischen Volksseele ist so durchsichtig, wie ihre Sprache. Die Franzosen hatten durch das hypnotische Hinstieren auf das vogesische Loch, das eine feile Presse suggestiv ausnutzte, wenn auch keinen zwingenden Grund, so doch zum mindesten einen menschlich begreiflichen Anlaß zu diesem

Weltkriege. Ich sage: Anlaß, und kein Grund. Denn entweder kann eine Nation nicht vergessen, dann darf sie auch Waterloo und Moskau nicht vergessen, oder sie will vergessen, dann muß sie auch Sedan zu vergessen verstehen, wie ihr Bester, Jaurès, folgerichtig geurteilt hat, um seine Folgerichtigkeit mit seinem Kopfe zu bezahlen. Der Unterschied der Zeitdauer — dort ein ganzes, hier kaum ein halbes Jahrhundert — kann nicht entscheidend sein; denn die Engländer haben mit den Deutschen noch nie, mit den Franzosen Jahrhunderte hindurch im Kampfe auf Leben und Tod gelegen. Ebenso war Moskau, das unbegreiflicherweise vor drei Jahren, unter dem Jubel französischer Abgesandter, seine Jahrhundertfeier abgehalten hat, durch die säkulare Grausamkeit, die Rußland je und je, auch gegen die eigenen Volksgenossen, anwandte, doch noch etwas einprägsamer als Sedan. Aber Frankreich, die Phantasienation, war nun einmal mit der bezwingenden Macht der nationalen Einbildungskraft auf die umflorte Straßburgstatue der Place de la Concorde eingestellt, und keine nationale Erwägung vermochte die angestachelte Leidenschaft zu ruhig-sachlicher Vernunfterwägung herabzustimmen. An ihrer überquellenden Phantasie scheitern die Franzosen. Seit mehr als einem Jahrhundert pendeln sie hemmungslos zwischen Monarchie und Republik, und sie taumeln besinnungslos zwischen demokratischem Sozialismus und autokratischem Absolutismus, dessen Armee sie sich für 20 Milliarden Franken gekauft haben, nur um die Sehnsucht ihrer politischen Einbildungskraft zu stillen.

Die Franzosen sind Sanguiniker, mit allen ästhetischen Vorzügen, aber auch mit allen moralischen Bedenklichkeiten dieses psychologischen Typus. Ihnen fehlen die Hemmungen. Ihre politische Nervosität ist ihr Schicksal. Sprunghaft und ruhelos steigert sich dieser völkerpsychologische Typus, durch eine zügellose Presse angestachelt, bis zur politischen Hysterie. Die Massensuggestion, wie sie der Franzose Gustave Le Bon und der Italiener Scipio Sighele wissenschaftlich formuliert haben, kann in Frankreich, wie in romanischen Ländern überhaupt, leicht durch das Kontagium der Presse zur politischen Epidemie gesteigert werden. Die Franzosen haben eine ungeheuer rasche Associationsgabe und Reaktionsfähigkeit auf begriffliche Verallgemeinerungen. Daher die Herrschaft des Schlagwortes. Paul Seippel schrieb ein Buch ‚Les deux Françes', worin er das atheistische dem klerikalen, das anarcho-sozialistische dem legitimistischen, die rive gauche der rive droite von Paris scharf zugespitzt entgegenstellt. Dieses seelisch zerrissene Frankreich, in dessen augenblicklicher Regierung Sembat und Guesde neben Delcassé die politische Obdachlosigkeit kraß herausstellen, kann nur durch ein zugkräftiges Stichwort mühselig und nur vorübergehend zusammengekleistert werden. Einst hatte das große Frankreich von ehedem die drei weltbefreienden Losungsworte: Liberté, égalité, fraternité, und heute hat die soziale Republik eine andere politische Tricolore von Kennworten an deren Stelle gesetzt: Gloire, Drapeau, Revanche. Und daß gerade die soziale Republik

der Revancheidee erlegen ist, beweist klärlich, daß in Frankreich der Affekt, und nicht die Vernunft, die Illusion, und nicht der klare Begriff, die Einbildungskraft, und nicht der Intellekt letzten Endes das Wort führt. Das durch und durch feminine Frankreich bedarf daher im Interesse seiner nationalen Selbsterhaltung einer Anlehnung an den männlichen Verstandestypus. Weder das weichselige Gefühl der Russen, noch der brutale Wille zur Macht der Engländer sind die natürlichen Verbündeten Frankreichs, sondern der rationale seelische Typus bildet jene Ergänzung, die Frankreich braucht, wenn es nicht kulturlich verarmen soll. Frankreich muß sein seelisches Gleichgewicht wiederfinden, um das stolze Frankreich der Liberté von ehedem gegen das betörte Frankreich der Revanche von heute wieder herzustellen.

II.

Die völkerpsychologische Typisierung der russischen Volksseele habe ich als Sentimentalismus gekennzeichnet. Ich verstehe darunter das Passive, Träumerische, Zerflossene, Weichselige, Gefühlsschwelgerische, Hingegossene, Unterwürfige, kurz den politischen Mystizismus. Der religiöse Ausdruck dieser unmännlichen Zerflossenheit ist die byzantinisch-orthodoxe Kirche, deren Zentralstrang die Demut ist, und der politische Nenner dieser Weichseligkeit ist das Zarentum, dieser Cäsaropapismus, der die Fiktion aufrecht erhält, als ob das Väterchen Zar 170 Millionen Kinder in sein unendlich reiches und weiches Herz schlösse. Die politische Formel dieses Mystizismus ist der Patriarchalismus, die Fiktion nämlich, als ob wir noch nicht mündig wären, sondern der patria potestas, die auf der Unterstufe der Zivilisation unumschränkt herrschte, unterworfen bleiben müßten, um nicht zu straucheln.

Diese Gefühlstheorie des patriarchalisch-absolutistischen Staatswesens findet man im ganzen russischen Schrifttum, dem philosophischen ebensogut, wie im schöngeistigen und sozialphilosophischen. Tolstois Urchristentum und Gefühlskommunismus ist ebenso traumselig und wirklichkeitsfremd wie sein dichterischer Widerpart Dostojewski. Die urchristliche Demut bei Tolstoi verhält sich zur griechisch-orthodoxen Demut Dostojewskis wie das Plus- zum Minuszeichen, wie ein persischer Teppich von der Vorderseite zu seiner Rückseite. Es ist dasselbe Gewebe, auch von Gogol bis zu Gorki, ja sogar bis zu Pobedonoszew, dem eigentlichen Kirchenvater des Panslawismus. Der Grundzug dieses national-politischen Mystizismus ist der von Rousseau gepredigte Sentimentalismus — eine Rückkehr von der Städtekultur zur Landeinsamkeit, von der Verdorbenheit unserer spezifischen Zivilisationslaster zur Schlichtheit der ungespaltenen Naivität der Analphabeten, kurz die zynisch-stoische Formel: ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν: Abkehr von der Kultur zur Natur. Darin ist Pobedonoszew nur der umgestülpte, auf den Kopf gestellte Tolstoi. Der letztere predigt in hinreißend ehrlichen Tönen Rückkehr zur ungebrochenen Einheit des Urchristentums, der erstere Heim-

kehr der ganzen westlichen Kultur in den Schoß der byzantinischen Kirche, die alle Wunden heilt, alle Kulturlaster bändigt, allen Fehl und alle Sünde wettmacht. Das Väterchen Zar, das schon für die nichtorthodoxen Christen ein Stiefvater, für die Andersgläubigen vollends ein Rabenvater ist, werde, so lehrt Pobedonoszew, die westliche Kultur von ihren Abirrungen befreien und sie in den Schoß des allein seligmachenden Patriarchalismus zurückführen.

Diesem politischen Sentimentalismus und Mystizismus, der die russische Volksseele in ihrem erschlaffenden Gefühlsüberschwang zum verkürzten Ausdruck bringt, möchten wir ein gehämmertes Wort Nietzsches entgegensetzen. Zum Menschen sagen: Ändere dich, heißt, daß alles sich ändert, sogar rückwärts nach .... keine kleine Tollheit das! Der europäische Mensch ist mündig, und er läßt sich nicht mehr zurückpferchen in die patriarchalische Bevormundung jener politischen Stickluft, deren Devise lautet: hoc volo, sic jubeo. Wir sind seit mehr als hundert Jahren im Westen freie Bürger, und nicht mehr Untertanen, geschweige denn Hörige oder Sklaven, die der russische Euphemismus in seiner sentimentalen Gefühlssprache als „Seelen" bezeichnete. In unseren Augen ist der Panslawismus nicht wie die Revanche der Franzosen ein Gegner, und nicht wie die Engländer ein Feind, sondern der Feind. Der Panslawismus macht sich in Handel und Wandel, in Gesetzgebung und Verwaltung fortgesetzt des Kollektivverbrechens gegen alles keimende politische Leben schuldig, und wenn Napoleon mit seiner konditionalen Halbprophezeiung von einer Kosakisierung Europas recht behalten sollte, so werden wir einhellig ausrufen: Lieber tot, als kosakisch.

Rußland mit seinem Zwielicht der Seele, mit seinem Halbdunkel jener unkontrollierbar widersprechenden Gefühle, die in der Osternacht alles umarmt und mit dem Bruderkuß „Christos chrés" an sein Herz drückt, auch das ganze Zarenhaus, um am andern Morgen denselben Umarmten auf administrativem Wege nach Sibirien zu verbannen, so daß sich der Bruderkuß innerhalb vierundzwanzig Stunden in einen Judaskuß verwandelt, hat seine Rolle in Europa ausgespielt. Gelingt es den Zentralmächten, den russischen Bären nach gediegener Stutzung seiner Krallen nach dem Osten zurückzudrängen, wohin er seiner ganzen staatlichen Struktur nach gehört, dann haben wir die Menschheit von einer Geißel befreit und vor einer politischen Verseuchung mit Miasmen des Mystizismus bewahrt!

III.

Empfindlicher noch wird unsere Abrechnung mit dem Willens- und Machtstaat England, der die Verkörperung jenes „Willens zur Macht" darstellt, für welchen Hobbes, Spinoza und Nietzsche die Formel geprägt haben. Die völkerpsychologische Typisierung Englands heißt der fleischgewordene Voluntarismus. Nicht Wille zum Leben, wie der Philosoph des Mitleids, Schopenhauer, lehrt, sondern schlank und blank: „Wille zur Macht", wie der Philosoph der Schaden-

freude, Nietzsche, fiebert. Gratez le Russe, et vous trouverez l'Anglais. Das britannische ‚rule the waves' kündet ebenso den Absolutismus zu Wasser, wie die russische „Knutokratie" den Absolutismus zu Lande fordert. Hier territoriale, dort maritime Autokratie. England ist nicht bloß das Land der Magna Charta und der Habeas-Corpus-Acte, sondern auch der Boden des insulartrotzigen Individalismus des my house is my castle und des Kollektiv-Egoismus: ‚right or wrong, it is my country!' Das ist das Zerrbild des Individualismus, nämlich der Egozentrismus. Nur im Englischen wird „I" groß geschrieben. Als Soziologe führe ich diese bis zum Größenwahn ausgeartete Selbstheit auf die insulare Lage Englands zurück, die es bei wachsender Bevölkerung auf der einen Seite zwingt, den Schiffbau zu pflegen und seine Nahrungsmittel aus anderen Ländern zu beziehen, aber auf der andern Hochmut züchtet, weil der Engländer in seiner insularen Geborgenheit sich gegen jeden Feind gefeit fühlte, bevor es Zeppeline und U-Boote gab. Hic illae lacrymae! Die deutsche Flotte, insbesondere die Luftflotte, ging den selbstsicheren Engländern bedenklich auf die Nerven, weil sie, wie sich zeigte, mit Recht fürchteten, ihre jungfräuliche Unberührtheit einzubüßen.

Die englische Weltanschauung ist seit 600 Jahren individualistisch und utilitaristisch. Schon im dreizehnten Jahrhundert lehrten die englischen Nominalisten: wirklich ist nur das Einzelne, nicht das Allgemeine. Es gibt keine Menschheit, sondern nur den einzelnen Menschen. Die Selbsterhaltung ist nicht bloß Ausgangs-, sondern auch Zielpunkt englischer Weisheit. Sogar die Wissenschaft, sagt Bacon, wird nur betrieben, weil sie Macht verleiht: tantum enim possumus, quantum scimus. Daraus leitet sein ehemaliger Sekretär, Hobbes, der gewaltigste Denker, den England hervorgebracht hat, das „selfish system" ab; er war ein „Radikaler im Dienste der Reaktion". Nach Hobbes ist der Staat ein Noterzeugnis, ein Willens-, Gewalt- und Machtzentrum: „Leviathan". Um dem „Krieg aller gegen alle" zu entgehen, um die egozentrische Bestie Mensch im Zaum zu halten, ist der „Staat" geschaffen. Selbst der englische Aufklärer Shaftesbury meinte einmal: Ohne Rad und Galgen komme die menschliche Gesellschaft nicht aus. John Locke prägt das harte Wort: „Arbeit um der Arbeit willen ist wider die Natur." Der „Freigeist" Mandeville setzt die Formel in die Welt: ‚private vices, public benefits.' Der Begründer des Utilitarismus als Weltanschauung, der Rechtsphilosoph Jeremy Bentham, lehrt: ‚the greatest happiness of the greatest number', und Malthus rückt diesen utilitaristischen Egoismus, unter Berufung auf Hobbes, in seiner bekannten Lehre ins embryonale Leben zurück, bis Darwin das endgültige Wort prägt: ‚struggle for life', und Spencer kommentierend hinzufügt: ‚survival of the fittest'. Und deshalb gibt der Pragmatismus von William James, der sich enger an Locke anlehnt, dem englischen Utilitarismus und Egoismus die schärfste Zuspitzung: Auch die Wahrheit ist nur um ihres Nutzens willen da; es gibt keine ewigen Wahr-

heiten, jene vérités éternelles, von denen die deutschen Philosophen seit Leibniz träumen, sondern nur vérités de faits, matter of fact. Der Wahrheitswert eines Begriffs muß auf seine Wirkung (power to work) geprüft werden. Jedes Urteil ist nur dann und nur soweit wahr, als es der Förderung menschlicher Glückseligkeit nützlich ist, und daher sei der Gottesbegriff der wahrste, weil die Menschheit förderndste.

Und so stellen die englischen Philosophen seit sechs Jahrhunderten ebenso alle höchsten Werte auf den Nutzen ab, wie die deutschen Denker seit dem Kardinal Nicolaus von Kues, Reuchlin und Melanchthon auf den urdeutschen Begriff der Pflicht, die ein Engländer einmal folgendermaßen definierte: Pflicht ist etwas Unangenehmes, was andere tun sollen! Und hier kreuzen die beiden Weltanschauungen ihre Klingen. Die Engländer sind ein Nutzenvolk, das hinter das Geheimnis gekommen ist, andere für sich arbeiten zu lassen, und wir sind ein Pflichtenvolk, dem die Arbeit Selbstzweck ist, und dem der Staat höher steht als das eigene Selbst, dem, im Gegensatz zu den Engländern, die Menschheit Sinn der Welt ist und der einzelne Mensch nur ein Mittel zu diesem Zweck, dem die Idee wertvoller ist als die einzelne Wirklichkeit, dem endlich der kategorische Imperativ, und nicht das krämerisch-händlerische ‚enrichissez-vous‘ als Lebensmaxime in der Wüste des Lebens sternhaft voranleuchtet. Den staatlichen Egozentrismus Englands hat Kant, der Philosoph des kategorischen Imperativ, mit folgenden Worten vor mehr als hundert Jahren öffentlich ausgepeitscht: „Die englische Nation ist das schätzbarste Ganze von Menschen, im Verhältnis gegeneinander betrachtet. Aber als Staat gegen andere Staaten das verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegerregendste unter allen."

Und deshalb gilt es, mit vereinten Kräften das Weltwassermonopol Englands zu brechen, das jetzt zur Aushungerungspolitik sich herabgewürdigt hat, nach der Moral des Fidschi-Insulaners, der auf die Frage, was gut und böse sei, mit primitiver Instinktsmoral geantwortet hat: Gut ist, anderen die Frauen zu rauben, böse, wenn sie einem geraubt werden, vorausgesetzt, daß sie jung und schön sind. So erklärt jetzt der Willensstaat England: gut ist, die Zentralmächte auszuhungern, böse, wenn die U-Boote uns aushungern. Gegen diese Wilden-Moral müssen wir bis zum letzten Atemzug ankämpfen und dem Willenstaat unseren Verstandesstaat entgegensetzen, wenn anders ganz Europa nicht zur Satrapie Rußlands auf der einen, zur Kolonie Englands auf der anderen Seite herabgewürdigt werden soll! Das letzte Wort der Geschichte gehört weder dem französischen Illusionismus, noch dem russischen Sentimentalismus, noch endlich dem englischen Voluntarismus, sondern unserem Intellektualismus!

Kommerzienrat Hermann Bamberg: Konfektionsindustrie und Weltkrieg.

Wie fast in allen deutschen Industrie- und Handelszweigen traf auch die Berliner Damenmäntel-Konfektion der Ausbruch des Weltkrieges wie ein lähmender Schlag. Er wirkte auf unsere Branche nahezu niederschmetternd, da die Aussichten für das Wintergeschäft zu den besten Hoffnungen berechtigt hatten. Schon der Anfang des Jahres 1914 hatte sich recht gut angelassen, und zu verhältnismäßig günstigen Preisen waren befriedigende Umsätze erzielt worden. Auf Grund der neu eingehenden Aufträge durfte man aber dem Wintergeschäft die beste Prognose stellen. Unter solchen Umständen mußte der Abbruch der diplomatischen Beziehungen, insbesondere zu England, einen Pessimismus höchsten Grades zur Folge haben. Auf der einen Seite versuchten auch die inländischen Abnehmer in der ersten Aufregung, sich soweit als irgend möglich ihrer Abnahmepflicht zu entziehen, vielfach in dem irrigen Glauben, daß der Krieg als solcher ohne weiteres eine höhere Gewalt darstelle und die erteilten Aufträge daher nichtig seien. Auf der andern Seite drängten dagegen die Stoffabrikanten auf Einhaltung aller Verpflichtungen, die sie zum Teil noch, hauptsächlich hinsichtlich der vereinbarten Zahlungskonditionen, zu verschärfen suchten, indem sie die verabredeten Zahlungsfristen aufhoben und sofortige Regulierung verlangten. In manchen Fällen wurden die Forderungen sogar an Banken abgetreten, die diese ihrerseits ohne Rücksicht auf die bisher gewährten Zahlungserleichterungen eintreiben sollten. Aber abgesehen von diesen gegenseitig zur Anwendung gelangenden Angstmaßregeln mußten allgemein die für den Handelsverkehr im Frieden geschaffenen Zahlungs- und Lieferungsbestimmungen angesichts der durch den Krieg wesentlich geänderten Wirtschaftslage notwendigerweise zu Härten führen. Es zeigte sich sehr bald, daß manche Vorschriften der auf normale Wirtschaftsverhältnisse zugeschnittenen Satzungen der Konventionen, die in Friedenszeiten für den reellen Handelsverkehr eine Wohltat bedeuten, in Zeiten kritischer Natur, wie wir sie nach Ausbruch des Krieges erlebten, der Revision bedurften. Als besonders hart wurde die Bestimmung empfunden, daß es den Mitgliedern der Verbände unter Strafe verboten war, den Abnehmern durch Zahlungsaufschub oder durch Gestattung von Änderungen der bisher vereinbarten Lieferungen entgegenzukommen. Der für unsere Branche bestehende Verband darf für sich in Anspruch nehmen, als einer der ersten aus den damaligen außergewöhnlichen Verhältnissen die Konsequenzen gezogen und durch weitgehende Erleichterungen seine Konventionsbedingungen den durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen angepaßt zu haben. Es wurde den Mitgliedern

gestattet, in eine Hinausschiebung der vor dem Kriege vereinbarten Zahlungsfristen einzuwilligen; außerdem wurde allgemein den Kunden zugestanden, bereits gegebene, aber noch nicht in Angriff genommene Aufträge aufzuheben. Die übrigen Verbände der Textil- und Bekleidungsindustrie haben ebenfalls in mehr oder weniger hohem Grade Erleichterungen in ihren Verbandsbestimmungen vorgenommen, so daß die Regierung von dem Erlaß eines Konventionsgesetzes Abstand nehmen konnte; erfreulicherweise, denn ein gesetzliches Eingreifen hätte zweifellos bedenkliche Folgen gehabt. Die Regierung hat sich selbst in der dem Reichstag zugegangenen Denkschrift über wirtschaftliche Maßnahmen zu dieser Frage geäußert und auf die schwerwiegendste mit einer gesetzlichen Regelung verbundene Gefahr für unser Wirtschaftsleben hingewiesen: ein gesetzlicher Eingriff könne leicht ein Auseinanderfallen der Konventionen zur Folge haben, und es müsse immerhin fraglich erscheinen, ob es nach Friedensschluß gelingen werde, die in jahrelanger Friedensarbeit geschaffenen Verbände, deren Verdienste um das Wirtschaftsleben nicht zu bezweifeln seien, wieder neu zu organisieren. Diese Erwägungen veranlaßten seinerzeit die Regierung, zunächst den Weg der Verhandlung mit den Verbänden zu beschreiten, der, wie gesagt, zu einem für alle Teile befriedigenden Ergebnis führte.

Mit den einzig in der Kriegsgeschichte dastehenden Erfolgen unserer Armee und Marine kehrte auch in Wirtschaftskreisen wieder Vertrauen und Zuversicht zurück. Die glänzende Durchführung unserer finanziellen und wirtschaftlichen Mobilmachung, die eine Elastizität unserer Volkswirtschaft offenbarte, wie sie in solch hohem Grade nicht die größten Optimisten für möglich gehalten hätten, beseitigte vollends jenen wirtschaftlichen Fatalismus, der in den ersten Wochen des Krieges so viele befallen hatte. In der Konfektion setzte die Belebung bereits im September wieder ein, ein sehr früher Zeitpunkt, wenn man bedenkt, daß für die Damenmäntelbranche jener gewaltige Impuls, die Heeresaufträge, nur in geringem Maßstabe in Betracht kam. Allerdings pflegt in normalen Zeiten der Höhepunkt des Lagergeschäfts Anfang September erreicht zu sein, im verflossenen Jahre hatte jedoch niemand geglaubt, selbst mit einer bescheidenen Besserung des Geschäftsganges während der Herbstzeit rechnen zu dürfen. Um so überraschender war daher das Einsetzen der verhältnismäßig lebhaften Nachfrage im Oktober, auf die jedoch um so größere Stille im November folgte. Im großen und ganzen konnte man aber infolge der niedrigen Erwartungen, die man an das Jahr 1914 gestellt hatte, mit den erzielten Umsätzen sich in Anbetracht der außergewöhnlichen Zeitumstände zufrieden geben. Das neue Jahr hat uns mit seinem bisherigen Verlauf freudig überrascht. Jetzt, wo die Durchreise für das Frühjahrsgeschäft nahezu beendigt ist, kann man ruhig zugeben, daß das Ergebnis bei weitem besser ist, als man in dieser Kriegszeit hoffen durfte. Das Geschäft setzte ziemlich früh ein, so daß es vielen Betrieben nicht

möglich war, allen Anforderungen der Kundschaft zu genügen. Auch das neutrale Ausland hat erfreulicherweise große Bestellungen in Auftrag gegeben, und wenn auch naturgemäß keine Rede davon sein kann, daß der Ausfall, den unsere Konfektion durch die Unterbindung der Ausfuhr erlitten hat und erleidet, ausgeglichen werden konnte, so haben sich doch die Verluste in einem vorher nicht erhofften Maße vermindern lassen.

Eine weitere günstige Entwicklung des Geschäftsganges ist, soweit ich sehe, vor allem von drei Faktoren abhängig. Zunächst naturgemäß wie für die gesamte deutsche Wirtschaftsentwicklung von einem weiteren günstigen Verlauf der kriegerischen Ereignisse. In dieser Hinsicht dürfen wir wohl dank unseren genialen Führern unserer ruhmreichen Armee und Marine mit vollem Vertrauen, trotz der ungeheuren Aufgaben, auf ein glückliches Ende hoffen.

Sehr wichtig ist es aber ferner, daß es gelingt, der Knappheit der Rohstoffe Herr zu werden. Bekanntlich sind alle Vorräte in Wolle, besonders in Streichgarnen, mit Beschlag belegt und auch von den Kammgarnen in den Spinnereien dürfen nur 25 Prozent für Privatzwecke ausgeliefert werden. Die Folge davon ist naturgemäß eine große Unsicherheit, ob, wann und inwieweit es gelingt, die bestellten Stoffe hereinzubekommen. Gerade jetzt im Frühjahrsgeschäft machte sich infolge der Beschlagnahme der Materialien eine besonders starke Knappheit an Covercoat-Paletots fühlbar. Eine Besserung ist hier nur zu erwarten, wenn sich die Militärbehörde bereitfindet, von den beschlagnahmten Stoffen hinreichende Quantitäten an die Industrie abzugeben. Erschwert für die Branche wird die Lage noch durch die sprungweise Erhöhung der Preise für Woll- und Baumwollstoffe, die es uns nicht leicht macht, der gerade in jetziger Zeit stark hervortretenden Nachfrage nach Waren billigerer Qualität zu genügen.

Den dritten Faktor schließlich bildet das Problem der Arbeiterfrage. Es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte, daß in unserer Konfektion zurzeit eine Arbeiternot herrscht, die es auch dem bestgeleiteten Betrieb außerordentlich erschwert, größere Mengen von Waren pünktlich fertigzustellen. Einesteils ist dieser Arbeitermangel darauf zurückzuführen, daß ein großer Teil der Schneider, Bügler usw. zum Heeresdienst eingezogen ist. Andererseits aber sind diese schwierigen Verhältnisse darauf zurückzuführen, daß die zahlreichen Wohlfahrtsorganisationen einen beträchtlichen Teil der Heimarbeiter an sich gezogen haben, von jener unstreitig wohlmeinenden Absicht ausgehend, dieser teilweise in ungünstigen Verhältnissen lebenden Bevölkerungsschicht über die schweren Zeiten hinwegzuhelfen. Es fragt sich aber, ob hier des Guten nicht bereits zuviel geschehen ist, und ob die augenblicklich sehr hohen Löhne im wahren Interesse der Hausgewerbetreibenden selbst, wie überhaupt des Wirtschaftslebens allgemein, liegen, da die derzeitigen Löhne künstlich heraufgeschraubte sind und

zweifellos einen scharfen Rückgang erfahren werden, der dann sich um so fühlbarer geltend machen wird.

Trotz alledem sieht man im allgemeinen in der Konfektion recht vertrauensvoll in die Zukunft und hofft, mit einem günstigen Ergebnis des Frühjahrs- und Sommergeschäfts rechnen zu dürfen, zumal, da von einem Überfluß an Lagervorräten diesmal nicht die Rede sein kann.

F. L. Graf von Voltolini: Die Religion im Dienste der britischen Politik.

Die Politik Sir Edward Grey's verfolgt seit dem Ausbruch des Krieges ganz besonders drei Ziele: die Stärkung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den Staaten des Dreiverbandes, die Suggestion der Neutralen und die politische Schwächung der Gegner. Zur Erreichung dieser Ziele ist ihm jedes Mittel, sei es auch noch so verwerflich, willkommen. Wie die Lüge und Verleumdung eine Hauptwaffe der englischen Politiker wurde, ist hundertfach nachgewiesen worden, wie Millionen ins neutrale Ausland wandern, um hier Stimmung für Albion zu machen, ist ebenfalls bekannt; weniger bekannt ist dagegen, daß Sir Edward Grey auch auf religiösem Gebiete tätig ist, um seine Ziele zur Durchsetzung zu bringen. Diese Herabziehung der Religion in den Dienst der Politik wirft ein charakteristisches Licht auf den englischen Begriff der Religion überhaupt. Als politisches Hilfsmittel verliert dieselbe ihre einzigartige Stellung über allen trennenden Schranken der Menschheit und wird von ihrer Höhe herabgezogen. Die Folge hiervon ist daher, daß die Protagonisten dieses Tuns selbst von dem Wesen der Religion im höheren Sinne nichts wissen, trotzdem sie sicherlich, wie jeder „fromme Brite", allsonntäglich stundenlang mit dem Common Prayer Book in der Hand in geweihten Räumen zubringen. Die englische Frömmigkeit ist ja bekanntlich für die meisten modernen Briten zu reiner Äußerlichkeit herabgesunken.

Grey hat das religiöse Element bei der Verfolgung aller drei Hauptziele angewandt: zur Verstärkung des Bandes zwischen den Völkern des Dreiverbands ist die Elastizität des anglikanischen Kirchentums gegenüber der russischen Orthodoxie erfolgreich ins Feld geführt worden; zur Gewinnung der Neutralen hat das „No popery England" sich nicht gescheut, mit seinen historischen Prinzipien zu brechen und dem Papsttum die offiziellste Huldigung durch die Errichtung einer ständigen britischen Gesandtschaft beim römischen Stuhl darzubringen; zur Schwächung der Feinde Englands aber hat Grey den dornenreichen

Pfad betreten, in die inneren Angelegenheiten des Islams einzugreifen, um hier ein Schisma zu entfesseln, das die Mohammedaner untereinander entfremden soll.

Betrachten wir diese Schachzüge dieser britischen Religionspolitik im Einzelnen, so liegt uns zunächst die Einführung des religiösen Moments als stärkender Faktor des Dreiverbands vor. Der Bund zwischen dem germanischen England, dem romanischen Frankreich und dem slawischen Rußland bietet keine ethnischen Berührungspunkte. Ebenso wenig bietet er religiöse, da England vorwiegend protestantisch, Frankreich vorwiegend katholisch, Rußland aber die Vormacht des orientalisch-schismatischen Glaubens ist. Wenn aber keine Berührungspunkte vorhanden sind, so muß man solche nach Ansicht der Politiker in der Downing Street schaffen! Und da letzteres auf ethnischem Gebiet schlechterdings unmöglich ist, so wandte man sich dem religiösen zu. Warum sollte es nicht möglich sein, eine Brücke zwischen dem Anglikanismus und der russischen Orthodoxie zu finden? Freilich, unter normalen Verhältnissen würde man den Versuch einer Verständigung zwischen dem in geistloser Beobachtung veralteter Kultusformen erstarrten Kirchenwesen der russischen Staatskirche und dem in der kalvinischen Reformation wurzelnden Anglikanismus für die Utopie irgend eines religiös-überspannten Schwärmers erklärt haben, heute aber ist auf den Wunsch Grey's und Asquith's die große Mehrzahl der englischen Theologen zu der im Interesse der Entente liegenden Überzeugung gekommen, daß der englische Protestantismus und die russische Orthodoxie in den „wesentlichen" Glaubenspunkten übereinstimmen! Diese jüngst von drei englischen Bischöfen in wenigen Unterredungen mit den Mitgliedern des heiligen Synods in Petersburg herausgefundene „Glaubenseinheit" zwischen den beiden, bisher so sehr fernstehenden Konfessionen muß nach Edward Grey's Ansicht dem politischen Bündnis der ungleichen Brüder eine neue, bisher ungekannte, innere Kraft geben!

Der entgegenkommende Teil in dieser Verständigung ist natürlich England. Die russische Orthodoxie ist in ihren liturgischen Formeln seit Jahrhunderten so völlig erstarrt, daß sie in dogmatischer Beziehung jeder Evolution unfähig ist. Dagegen hat der in mehrere sich gegenseitig befehdende Parteien gegliederte Anglikanismus trotz seiner Bekenntnisschrift, den urprotestantischen 39 Artikeln, eine gewisse dogmatische Beweglichkeit gezeigt, wie dies die Tatsache beweist, daß aus ihm sowohl der auf völlige Verinnerlichung des Glaubenslebens hinzielende, von jeder Kultusform abstrahierende Methodismus eines John Wesley, als auch der bis zur Wiedereinführung von Meßopfer und Rosenkranz, Mönchtum und Heiligenverehrung gesteigerte Ritualismus Pusey's hervorgehen konnte! Warum sollte es also nicht möglich sein, ein derartig elastisches Glaubensbekenntnis in eine gewisse Übereinstimmung mit dem russisch-orientalischen Kirchentum zu bringen, besonders wenn man damit dem strenggläubigen Zarenhof und der Partei der „echt-russischen Leute" eine Freude machen und damit alte Vorurteile zwischen den jetzt verbündeten Völkern beseitigen konnte?

„Russisch" ist ohnehin in diesem Frühjahr in London und Paris der Modetrumpf; es würde sich also nur darum handeln, dieses allgemein herrschende Modeprinzip auf das religiöse Gebiet zu übertragen.

Die Sache ist viel einfacher, als sie dem Fernstehenden scheint. Wenn Pusey und seine Nachfolger in den berühmten Oxforder Traktaten nachweisen, daß die 39 Artikel und die Liturgie des Common Prayer Book sich ebenso im katholisch-vorreformatorischen Sinne, wie in dem genuin-protestantischen auslegen lassen, und die apostolische Succession der anglikanischen Bischöfe als den lebendigen Beweis des inneren Zusammenhanges des englischen Protestantismus mit der vorreformatorischen Katholizität aufstellen und mit diesen Interpretationskünsten zu einer Einnistung spezifisch-katholischer Tendenzen im Anglikanismus kamen, warum sollte nicht auch dieselbe Arbeit sich auf eine Annäherung an die russische Orthodoxie vollziehen lassen?

Die anglikanische Bischofsdeputation hat dies fertig gebracht, und ihre Teilnahme an russischen Messen hat der angeblichen inneren Glaubenseinheit die äußere Bestätigung erteilt. In Rußland, wie in England aber wird das Resultat bejubelt und darin ein neues, wichtiges Bindeglied zwischen den verbündeten Nationen erblickt, ohne zu bedenken, daß diese auf Ordre Edward Grey's gefundene „Glaubenseinheit" nur ein neuer Riesenbluff der englischen Staatsmänner ist.

Nicht minder aber ist die Errichtung der britischen Gesandtschaft an der Kurie ein solcher. Als im Jahre 1888 und 1902 gelegentlich des Priester- und dann des Papstjubiläums Leo's XIII. England außerordentliche Botschaften nach Rom sandte, sah sich die Regierung veranlaßt, jedesmal im Parlament die Versicherung abzugeben, daß es sich lediglich um Zeremonialmissionen handle in Beantwortung der bei allen nationalen Feiern Englands in letzter Zeit erschienenen päpstlichen außerordentlichen Botschaften. Niemals werde England, das zur Wahrung der Interessen seiner Untertanen selbst während der Epoche der weltlichen Herrschaft der Päpste nur einen einfachen Konsul in Rom unterhielt, eine dauernde diplomatische Vertretung beim päpstlichen Hofe einrichten! So hieß es im Jahre 1902, und elf Jahre später sandte Edward Grey den Lord Howard als Chef der neuerrichteten englischen Gesandtschaft beim Vatikan nach Rom. Benedikt XV. — so kalkulierte man in der Foreign Office — ist ein politischer, aus der diplomatischen Karriere hervorgegangener Papst, der ohne Zweifel darauf aspiriert, seine hohe moralische Autorität während des Weltkriegs und der Friedensverhandlungen zur Geltung zu bringen. Deshalb mußte England Mittel und Wege haben, seinen Einfluß auch an seinem Hofe zu betätigen. Gleichzeitig aber machte man damit den französischen Klerikalen, den Belgiern und vielen Neutralen eine Freude, die Englands Prestige nur erheben kann, mag auch mancher Brite vom alten Schlag darüber Schmerz empfinden!

Wichtiger aber noch als diese bisher besprochenen religionspolitischen Maßnahmen der englischen Politik sind die Pläne derselben auf dem Gebiet des Islams. Hier ist dieselbe vor allem von dem Gesichtspunkt geleitet, dem osmanischen Reich zu schaden, dann aber auch von jenem, seinen eigenen inneren Verhältnissen mit seinen Maßnahmen zu dienen. Das Ziel ist die Schaffung eines neuen Kalifates und damit die Proklamierung eines Schismas in der Welt des Islams. Die Erfahrungen des Weltkrieges begründeten ein solches Projekt durchaus. Die Proklamation des „Heiligen Krieges" hatte in London, trotz aller gegenteiliger Versicherungen, einen furchtbaren Eindruck gemacht. Man zitterte bei dem Gedanken einer allgemeinen Erhebung aller Mohammedaner in dem weiten britischen Weltreich auf das Geheiß des Souveräns eines mit England im Krieg befindlichen Staates, weil eben dieser Souverän neben seiner Würde als solcher in seiner Person auch die höchste geistliche Würde der Religion des Islams vereinigte, die des Kalifen! Wenn auch die Wirkungen des Heiligen Krieges nicht die befürchteten waren und es insbesondere in Indien und Ägypten gelang, durch eine strenge Zensur und die schärfsten Polizei-Maßnahmen die Mohammedaner im Zaume zu halten, so hat man in London die Frage doch sofort vom prinzipiellen Gesichtspunkt betrachtet und kam dabei zu dem Schluß, daß die Würde des Kalifen für alle Zukunft nur einem solchen islamitischen Fürsten zukommen dürfe, der unter Englands Protektorat steht. Hierzu gibt es zwei Wege: der eine besteht darin, daß England und seine Bundesgenossen die türkische Macht derartig durch militärische Erfolge reduzieren, daß dieselbe sich auf Gnade und Ungnade den Wünschen Englands fügt, oder aber in der Provozierung eines Schismas im Islam, d. h. der Proklamierung einer England blind ergebenen Persönlichkeit zum Kalifen.

Der letztere Weg ist, angesichts der Schwierigkeiten, die der erstere bietet, ungleich bequemer. Die von Edward Grey erwählte Persönlichkeit, welche die Würde des Kalifates übernehmen soll, ist, nach den im Gang befindlichen Versuchen, hierfür Interesse in der Welt des Islams zu erwecken, kein anderer als der neukreierte „Königlich großbritannische Sultan" von Ägypten, Hussein Kamel. England spekuliert bei diesen seinen Bestrebungen auf den alten Gegensatz zwischen Türken und Arabern, sowie auf die Tradition des Kalifates, das vor dem Übergang an den Stamm Osman's in Kairo seinen Sitz hatte.

Natürlich weiß Sir Edward Grey sehr wohl, daß eine Initiative hierzu von britischer, also ungläubiger Seite dem Projekt jede Aussicht a priori abschneiden würde. Der Gegensatz zwischen Türken und Arabern ist verschwindend gegenüber jenem zwischen Moslemin und Ungläubigen! Nichts ist den ersteren so sehr verhaßt, als eine Einmischung der letzteren in die religiösen Angelegenheiten des Islams.

Daher muß England vorläufig im Dunkeln bleiben und sich darauf beschränken, durch einen Strom von Gold und Entsendung von Agenten im schlichten

Kleid des Wanderderwischs zu versuchen, die Idee in der Welt des Islams zu verbreiten, daß der Stamm Osman's sich des Kalifates unwürdig erwiesen habe, und daß an die Stelle des türkischen Kalifen ein arabisch-ägyptischer Kalif treten müsse. Hierbei kommt alles darauf an, daß die Scheichs Arabiens für die Idee gewonnen werden. Würden diese und eventuell der mächtige Groß-Senussi für die Stiftung eines Kalifates in Kairo gewonnen sein, so wäre es England ein Leichtes, auch die Mohammedaner Indiens und seiner sonstigen asiatischen und afrikanischen Besitzungen dazu zu bringen, in diesem neuen Kalifen den Nachfolger des Propheten zu erblicken und den Türkensultan als unwürdig des Kalifates zu erklären.

Der Plan ist an sich nicht übel ausgedacht, zumal es in Südarabien, speziell in Mekka und Medina immer noch Anhänger der Theorie gibt, daß die Übernahme des Kalifates durch den Stamm Osman eine Gewalttat war. Und dennoch wird Grey mit diesem Projekt nicht zum Ziele kommen. Einerseits hat der Krieg die Gegensätze zwischen Türken und Arabern schon sehr zurücktreten lassen, andererseits scheitert in der Welt des Orients jedes Projekt, wenn die Zeit drängt. Und hier drängt die Zeit furchtbar im Interesse der Engländer.

Es ist aber bei diesem Projekt Grey's nicht nur die Frage der Realisierung von hohem Interesse, sondern die Tatsache, daß den englischen Politikern in diesem Augenblick kein Ziel zu verwegen erscheint, um es anzustreben. Ist es Tollkühnheit oder jene Verzweiflungsstimmung, die nichts mehr unversucht lassen will! Das eine aber steht einwandsfrei fest, daß dieses Projekt, im Gegensatz zu den vorgenannten Maßnahmen zur Gewinnung der Orthodoxie wie des Katholizismus, von England große finanzielle Opfer verlangt und trotz derselben zu nichts führen wird.

Aus diesem ganzen Arbeiten der englischen Politik auf religiösem Gebiete geht aufs neue die Lehre hervor, daß Grey und Genossen jedes Mittel gelegen ist, politische Vorteile für England zu erreichen und die anderen Völker mit kaltem Raffinement zu überlisten.

Justizrat Dr. Edwin Katz: Macht und Gewissen.

Shakespeare, Julius Cäsar, Akt II, Szene I.
Brutus: The Greatness is abused, when it disjoins remorse from power.

Seit vielen Jahren haben sich in allen Ländern der Welt Vereinigungen gebildet, deren Veröffentlichungen stets und mit edelster Begründung die Vorteile und die Notwendigkeit der friedlichen Schlichtung aller Streitigkeiten der Völker verkünden. Das Carnegie Endowment of International Peace hat ein großes Vermögen der Verbreitung dieser Bestrebungen gewidmet. Der letzte Grund aller dieser Bestrebungen liegt in der Erkenntnis, daß die Menschen, so entfernt sie voneinander wohnen, Nachbarn sind, und daß trotz aller Verschiedenheit von Sprache, Rasse, religiösem Bekenntnis die Menschen durch den gemeinsamen Verkehr miteinander ihren Wohlstand und ihre Gesittung heben, wenn Jeder das Recht des Nachbarn achtet. Alle diese Hoffnungen sind für die Gegenwart durch den großen Krieg gehemmt, dessen Sturmwind über fast alle Stätten der bewohnten Erde Tod und Verderben bringend dahinsaust. Aber diese Hoffnungen sind nicht zerstört. Auch dieser Krieg wird sein Ende finden, und vernünftige Erwägung gebietet, mitten im Kampf zum wenigsten die grundsätzlichen Bedingungen zu suchen, unter denen nach der Beendigung des Kampfes ein Friede gesichert werden kann, der die Völker wieder zueinander führt und auf die Dauer von Geschlechtern hinaus eine Welterschütterung, wie sie dieser Krieg gezeitigt hat, verhindert. Mit Sicherheit lernen wir aus der Geschichte der letzten Jahre, daß die alte Lehre si vis pacem para bellum unwahr ist. Die starken Rüstungen der einzelnen Staaten haben den Krieg nicht gehindert. Kein Staat aber, der seine Selbständigkeit erhalten will, wird auf eine starke Wehrmacht verzichten dürfen. Gerade die Erfahrungen dieses Krieges zeigen die Notwendigkeit einer starken Macht. Das Recht der freien Selbstbestimmung eines Staates ist nur gesichert durch die Stärke, mit der der Staat sich schützen kann. Aber trotz aller militärischen und maritimen Stärke würde ein Staatswesen bald seine wirtschaftliche Kraft und damit die Mittel zur Erhaltung der Kriegsstärke verlieren, wenn es nicht auf das äußerste bestrebt wäre, den friedlichen Verkehr seiner Angehörigen mit den Angehörigen anderer Nationen zu fördern, und durch den Absatz seiner Erzeugnisse in anderen Ländern den heimischen Wohlstand zu heben. Dieses Ziel kann ein Staat nur erreichen, wenn er gleichzeitig mit der Wahrung der eigenen Macht das Sittengesetz beachtet, das im Leben des Einzelnen gebietet, den Nachbar zu achten, und das im Leben eines großen Volkes fordert, die anderen Völker zu achten. Die Beachtung dieses Sitten-

gesetzes mag man die Beachtung des staatlichen Gewissens nennen dürfen. Diese Gewissenspflicht hat England, hat Rußland verletzt, und darin allein liegt die tiefere Ursache dieses großen Krieges.

England war die stärkste Seemacht der Welt; diese Stärke sicherte ihm den Schutz seiner Landesgrenzen und seiner Kolonien. Aber England wollte die Größe des deutschen Nachbarn nicht dulden. Die in den Archiven der belgischen Staatsverwaltung gefundenen Dokumente offenbaren, daß England bereits seit Jahren mit Rußland und mit Frankreich Vereinbarungen über einen gemeinsam gegen Deutschland zu führenden Krieg getroffen hat. Diese Dokumente beweisen, daß die englische Regierung die Unwahrheit gesagt hat, als sie durch den Mund des Ministers Grey dem deutschen Botschafter verkünden ließ, daß sie den Krieg gegen Deutschland führen müsse, weil Deutschland die Neutralität Belgiens verletzen wolle. Der in den belgischen Archiven aufgefundene Brief des belgischen Gesandten am Berliner Hofe, Baron Greindl, enthält eine mehrere Jahre zurückliegende Warnung an die belgische Regierung, daß die dem Gesandten bekanntgewordenen Verhandlungen der belgischen Regierung mit der französischen und englischen Regierung eine schwere Gefahr für Belgien seien, weil Belgien seine Neutralitätspflicht dadurch verletze. Der ebenda aufgefundene vorgedruckte Wortlaut der mit dem Wappen der englischen Gesandtschaft in Brüssel versehenen Formulare eines englischen Generalstabsoffiziers fordert für die Zwecke des englischen Generalstabs Einlieferung von Nachrichten. Die englische Regierung hat also gewußt, daß Belgien bei Ausbruch eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich Frankreich unterstützen werde. Wenn also nicht die angebliche Verletzung der Neutralität Belgiens der wahre Grund der englischen Regierung für die Teilnahme an dem Krieg gegen Deutschland war, so kann der Grund nur in der Absicht gelegen haben, durch die Teilnahme an dem Kriege die deutsche Seemacht zu schmälern und hierdurch mittelbar den deutschen Wohlstand und den erfolgreichen Wettbewerb, den Deutschland gegen den englischen Handel und gegen die englische Industrie geführt hat, zu schwächen oder gar auf längere Zeit lahmzulegen. Diese Absicht erhellt deutlich aus den im Laufe des Krieges vor dem englischen Parlament abgegebenen Erklärungen der Vertreter der englischen Regierung. Weder Frankreich noch Rußland gebieten über eine der deutschen Marine gleichwertige Seemacht. England hat eine an der Zahl der Schiffseinheiten weit überlegene Flotte; diese starke Macht wollte England nur aus Mißachtung der Rechte des deutschen Nachbarn ausnutzen. Damit hat England seine Machtstellung mißbraucht; England hat seine Macht ausüben wollen, ohne die Gesetze des staatlichen Gewissens zu beachten.

Das gleiche gilt von Rußland. Die in dem Weißbuch der deutschen Regierung veröffentlichten Depeschen der Kaiser von Deutschland und Rußland und der Berichte des deutschen Botschafters am russischen Hofe beweisen, daß der Deutsche Kaiser sich bereit erklärt hat, seinen mächtigen Einfluß für die

Lokalisierung des zwischen Österreich und Serbien drohenden Krieges in die Wagschale zu werfen; während dieses Depeschenwechsels hat nach dem Bericht des deutschen Botschafters der Vertreter der russischen Regierung auf sein Ehrenwort dem Botschafter feierlich versichert, daß Rußland, solange die Verhandlungen geführt werden, nicht mobilisieren werde. In Wahrheit hatte die russische Regierung schon Tage vorher eine große zum Einbruch in die deutsche Grenze bestimmte Armee mobilisiert, die auch pünktlich diesen Einbruch in Ostpreußen vollzogen hat; die ruhmreichen Schlachten bei Tannenberg und an den Masurischen Seen haben diese Armee vernichtet. Rußland war in keiner Weise an dem durch die Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin hervorgerufenen Streit zwischen Österreich und Serbien beteiligt; aber Rußland wollte den Krieg, weil es seine militärische Macht über die Zwecke des Schutzes seiner Grenzen hinaus dazu verwenden wollte, die Herrschaft des Slawentums unter dem Bereich der russischen Zarenkrone zu verbreitern. Die Erklärung des Ministers Sasanow vor der russischen Duma zeigt unverhohlen die Richtung der russischen Machtgelüste nach der Unterwerfung des Balkan und der europäischen Türkei. Rußland hat wie England die Rechte des Nachbarn mißachtet und seine Macht ausüben wollen, ohne die Gesetze des staatlichen Gewissens zu beachten.

Von diesem Vorwurf ist Deutschland frei. Vierundvierzig Jahre hat Deutschland die Wahrung des Friedens ehrlich gehütet. Der Deutsche Kaiser hat bei seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum als höchsten Ruhmestitel den eines Friedensfürsten in Anspruch genommen; die Mehrung der Landmacht sollte die Stärke zum Schutz der eigenen Grenzen sichern; die Mehrung der Seemacht sollte den deutschen Überseehandel schützen; Deutschland hatte erkannt, daß die Größe seiner Machtstellung in der Hebung der wirtschaftlichen Wohlfahrt des Volkes und in der Ausdehnung des Handelsverkehrs beruht. Damit war für Deutschland die Pflicht gegeben, den Nachbar zu achten. Diese Pflicht des staatlichen Gewissens hat Deutschland mit zuverlässiger Treue gegenüber der ganzen Welt befolgt. Nur die Bündnispflicht gegen Österreich und die Notwendigkeit der Abwehr des Angriffs gegen den eigenen Besitzstand hat den Deutschen Kaiser gezwungen, das Schwert zu ziehen. Gleich dem Deutschen Kaiser und der deutschen Regierung war das deutsche Volk in breitesten Schichten friedlich gesinnt. Zur Verdeckung des Mißbrauchs des staatlichen Gewissens, dessen sich England und Rußland schuldig gemacht haben, tragen jene Regierungen die Behauptung in die Welt hinaus, daß der deutsche Militarismus die Sicherheit der Welt gefährde. Der deutsche Militarismus besteht; aber er hat eine ganz andere Bedeutung, als sie ihm durch jene Behauptungen untergeschoben wird. Der deutsche Militarismus ist das Gefühl der engsten Verbindung des Volkes mit der Armee. Das deutsche Heer ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Volksheer. Die überwiegende Mehrzahl der Bürger des deutschen Volkes hat ihre

mehrjährige militärische Dienstpflicht erfüllt und ist dadurch mit dem Heere verwachsen. Der Bürger fühlt, daß in der Stärke des Heeres die Sicherheit der Heimat beruht; deshalb will er mit allen Mitteln des Vermögens und der eigenen persönlichen Leistung das Heer stärken. Niemals aber hat das im innersten Wesen friedliebende deutsche Volk das Heer als ein Mittel zum Ländererwerb angesehen. Das Bewußtsein aller, daß das Heer stark sein müsse, um Frau und Kind und Haus und Hof zu schützen, erfüllt jeden Deutschen, Männer und Frauen, mit solcher Begeisterung für das Heer, daß alle zu den Waffen Gerufenen beglückt in den Krieg zogen, und daß die für nicht wehrfähig Befundenen trauerten, weil sie vom Kampfplatz fernbleiben mußten. Das ist gesunder Militarismus, der die Waffe scharf hält zum Schutz der Heimat, aber den Degen nicht aus der Scheide zieht, um der Ländergier und des Machterwerbs willen. Während jener vierundvierzig Jahre hat Deutschland die überaus zahlreichen Anlässe zur Mehrung seiner Macht durch den Krieg unbenutzt gelassen. Geduldig hat Deutschland die wachsenden Rüstungen Frankreichs und Rußlands sich vollziehen lassen, ohne Einsprache zu erheben oder gar durch einen Krieg die Rüstungen zu hindern und den schwächer gerüsteten Gegner zu überfallen. Die übermütigen Hetzreden der Presse Frankreichs, Rußlands und Englands haben Deutschland nicht zum Einschreiten veranlaßt. Als vor zwei Jahren Rußland durch verstärkte Mobilisierung die Grenzen Österreichs bedrohte, erließ Deutschland eine deutliche Warnung an Rußland; da diese Warnung genügte, um der Mobilisierung Rußlands Einhalt zu tun, beließ Deutschland das Schwert in der Scheide. Erst nachdem die Warnung fruchtlos war und Rußland die deutschen Grenzen bedrohte, hat der Deutsche Kaiser das Volk zu den Waffen gerufen, das freudig folgte, um Ehre und Besitz des Vaterlandes zu schützen.

Diese Betrachtungen zeigen, daß Deutschland nur einen Frieden schließen kann, der dem Deutschen Reich die Macht sichert, zukünftigen Pflichtverletzungen des staatlichen Gewissens auf seiten Englands oder Rußlands mit sofortiger Abwehr zu begegnen. England hat auch während des Krieges sich des Vertrauens zu seiner Redlichkeit beraubt. Die Grundsätze des Kriegsvölkerrechts, die dem Kriege die Ehrlichkeit der Waffenführung sichern, hat England mißachtet; den neutralen Staaten hat England im Krieg den Handelsverkehr unterbunden. Der deutschen Zivilbevölkerung sucht England die notwendigen Nahrungsmittel zu entziehen. Ohne Achtung vor Menschenwürde hat England die wehrlosen Eingeborenen Indiens und Ägyptens geknechtet; wie noch vor einem Jahr die ganze gesittete Welt mit Abscheu davon erfuhr, daß englische Kaufleute in Südamerika die eingeborenen Indianer unmenschlich behandeln, so erfährt wiederum in diesem Jahr die Welt, wie England, um das kostbare Leben seiner Bürger zu schonen, Muselmanen und Hindus mit Gewalt nach Europa verschifft, um mit dem Blut fremder Mietsvölker die eigenen Grenzen zu verteidigen.

In gleicher Weise haben Rußlands Vertragsbruch gegen Finland, die un-

menschliche Knechtung und Gewalttaten gegen Polen und Juden, die Bedrückung Chinas und Persiens deutlich offenbart, daß die gegenwärtige russische Regierung die Gebote der Menschlichkeit mit Füßen tritt, das staatliche Gewissen nicht kennt. —

Ein Frieden, der für absehbare Zeiten nicht nur Deutschlands Sicherheit und Wohlfahrt, sondern auch den ruhigen Verkehr und den Handel der Völker sichern will, muß deshalb die Gewähr bieten, daß die Macht Englands und Rußlands die bisherige Stärke verliert, mit der sie den Geboten der Sittlichkeit trotzen und den Völkerfrieden beunruhigen konnten. Der Friede soll die durch den Krieg bereiteten Schäden beseitigen; hierfür dienen die Zahlungen der Kriegsentschädigung. Der Friede soll aber auch die Gefahr eines zweiten Krieges auf absehbare Zeit ausräumen; dazu müssen die Ursachen, welche den jetzigen Krieg veranlaßt haben, möglichst getilgt werden. Als Senator Elihu Root am 11. Mai 1908 den Grundstein zu dem Gebäude der Pan-Amerikanischen Union legte, sprach er aus: The matters in dispute between nations are nothing; the spirit which deals with them is everything. Gegen zukünftig entstehende Streitigkeiten kann kein Friede Sicherheit schaffen; wohl aber kann ein Friedensvertrag Einrichtungen treffen, durch welche die Schlichtung zukünftiger Streitigkeiten nicht mehr in die Willkür gewissenloser, die Rücksicht auf die Nachbarn nicht achtender Regierungen gestellt wird. Da Regierungen von solcher Gesinnung ihre Willkür stets gebrauchen werden, sobald sie die Macht zu deren Ausübung besitzen, ist zur Sicherung des Friedens erforderlich, daß die Macht Englands und Rußlands geschwächt wird. Ein die Welt vor der Gefahr einer Wiederholung des Krieges sichernder Friede muß daher in weitem Umfang die Abrüstung Englands und Rußlands bedingen. Nur wenn deren bisherige Macht, die ohne Gewissen gebraucht und deshalb mißbraucht worden ist, ihre die Welt bedrohende Stärke verliert, kann die Welt auf absehbare Zeit den Frieden erhoffen. Dann kann die Zeit erblühen, in der entstehende internationale Streitigkeiten mit dem Geist der Friedfertigkeit und der Gesittung behandelt werden, die das Ziel der großen Bestrebungen aller Friedensfreunde ist.

Amtsgerichtsrat a. D. Dr. Felix Freudenthal: Neutrale Mächte und Personen.

Daß in dem gegenwärtigen beispiellosen Völkerringkampf die Lage der unbeteiligten Staaten, wenigstens in Europa, nicht als besonders günstig bezeichnet werden kann, wird wohl jeder Unbefangene ohne weiteres zugeben. Vielen von ihnen ist der See- und Transithandel, die Ein- und Ausfuhr wichtiger und einträglicher Rohstoffe, Lebensmittel und Austauschartikel so gut wie lahmgelegt; andere müssen bedeutende Kosten und kostbares Menschenmaterial aufwenden, um ihre Grenzen gegen unvermutete Angriffe und plötzliche Überfälle zu schützen, und manche Regierung hat alle Hände voll zu tun, um eine zügellose Presse und deren betörte, kurzsichtige, vielleicht sogar blutdürstige Leser vor allzu kompromittierenden Schritten zurückzuhalten.

Angesichts dieser überaus verwickelten, durch Kanonen und Pulverdampf charakterisierten internationalen Lage ist es nicht uninteressant, sich einiger Bestimmungen zu erinnern, die vor wenigen Jahren alle zivilisierten Nationen der Welt, zu denen sich damals mit lebhafter Emphase gerade unsere heutigen Gegner zählten, in der an sich recht löblichen Absicht unter sich vereinbart haben, für den Fall eines Feldzugs Rechte und Pflichten neutraler Staaten genauer festzustellen.

Neutral ist bekanntlich ein Staat, der sich an dem Kriege anderer Länder nicht beteiligt, also für keine der beiden oder mehreren Kriegsparteien seine Machtmittel einsetzt. Der Regel nach wird dieser viel beneidete Zustand, der sich zuweilen nützlicher und vorteilhafter erwiesen hat, als ein schwer erkämpfter Sieg, durch eine besondere, öffentlich bekannt gemachte Neutralitätserklärung den Beteiligten verkündet.

Das ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wenn es sich um Staaten handelt, die geographisch an die Kriegstheater grenzen, oder die wahrscheinlich durch unvermeidliche Operationen der feindlichen Heere in direkte oder indirekte Mitleidenschaft geraten können, oder für die sonst ein unmittelbares Interesse in Frage kommt.

Dem allgemein anerkannten Grundsatze entsprechend, ist das Gebiet der neutralen Mächte unverletzlich. Auch ist es den Kriegführenden untersagt, Truppen-, oder Munitions- und Verpflegungs-Kolonnen durch das Gebiet einer neutralen Macht hindurchzuführen. Es würde aber geradezu Selbstmord bedeuten, wollten wir diese Vorschrift selbst da anwenden, wo die Neutralität bewiesenermaßen nur eine zum Scheine aufgestellte, lediglich im Interesse des Gegners

geltend gemachte „Unparteilichkeit" bedeutet, eine politische Heuchelei, die viel unheilvoller wirkt, als eine offene, ehrliche Kriegserklärung. In solcher Ausnahmestellung befanden wir uns bei Beginn des Weltkrieges Belgien gegenüber, das unter der Maske der Neutralität seit Jahren mit unseren Todfeinden auf Gedeih und Verderben sich verbunden hatte. —

Neutrales Gebiet ist ganz besonders auch insofern unberührt zu lassen, als auf ihm zugunsten der Kriegführenden weder Korps von Kombattanten gebildet, noch Werbestellen eröffnet werden dürfen. Ebenso wenig dürfen hier funkentelegraphische Stationen oder sonstige Anlagen eingerichtet werden, die bestimmt sind, einen Verkehr mit den kriegführenden Land- oder Seestreitkräften zu vermitteln. Nicht einmal Einrichtungen dürfen von jenen Mächten benutzt werden, die von ihnen vor dem Kriege hier zu einem ausschließlich militärischen Zwecke hergestellt und nicht für den öffentlichen Nachrichtendienst freigegeben sind.

Ein neutraler Staat darf also auf seinem Territorium keine der obenbezeichneten Handlungen dulden, und es darf nicht als ein feindliches Vorgehen angesehen werden, wenn er eine Verletzung der Neutralität selbst mit Gewalt zurückweist. Ihn trifft jedoch keine Verantwortung, wenn Leute einzeln die Grenze überschreiten, um in den Dienst einer Kriegspartei zu treten. Er ist sogar nicht einmal verpflichtet, die für Rechnung des einen oder anderen Gegners erfolgende Ausfuhr oder Durchfuhr von Waffen, Munition und überhaupt von allem, was für ein Heer oder eine Flotte nützlich sein kann, zu verhindern. Ebenso wenig liegt ihm etwa die Verbindlichkeit ob, für Kriegführende die Benutzung von Telegraphen- oder Fernsprechleitungen, sowie von Anlagen für drahtlose Telegraphie, gleichviel ob solche ihr selbst, oder ob sie Gesellschaften oder Privatpersonen gehören, zu untersagen oder zu beschränken. Macht der neutrale Staat aber von dem ihm zweifellos zustehenden Recht der Verhinderung, der Beschränkung oder des Verbotes Gebrauch, so sind seine Verordnungen auf alle Streitteile gleichmäßig anzuwenden. Er hat dann auch darüber zu wachen, daß die gleiche Verpflichtung von den Gesellschaften oder Privatpersonen eingehalten wird, die Eigentümer jener Verkehrsvorrichtungen sind.

Von Wichtigkeit ist auch, wie sich neutrale Staaten Angehörigen und Verwundeten einer Kriegsmacht gegenüber zu verhalten haben.

Truppen einer solchen Macht, die mit oder ohne Waffen auf neutrales Gebiet übertreten, sind, jedenfalls ohne Waffen, möglichst weit vom Kriegsschauplatz unterzubringen. Sie können in Lagern festgehalten, aber auch in Festungen oder in anderen, zu diesem Zwecke geeigneten Orten eingeschlossen werden. Doch darf zugunsten von Offizieren, die sich ehrenwörtlich verpflichteten, das neutrale Land, bezw. den ihnen zugewiesenen Aufenthaltsort nicht ohne Erlaubnis zu verlassen, von derartigen Beschränkungen abgesehen werden.

Ist nichts anderes vereinbart, so hat die neutrale Macht den bei ihr untergebrachten Militärpersonen Nahrung, Kleidung und die durch die Menschlich-

keit gebotenen Hilfsmittel (Arzt, Arznei, chirurgische Instrumente, sanitäre Vorrichtungen, aber auch sonstige im täglichen Leben erforderliche Gegenstände) zu gewähren, vorbehaltlich seiner Befugnis, nach dem Friedensschluß die durch die Unterbringung verursachten Kosten ersetzt zu verlangen. Gar nicht selten kommt es vor, daß Kriegsgefangene in neutrales Land entfliehen. Beschließt dieses Land, sie bei sich aufzunehmen, so ist ihnen auch die persönliche Freiheit zu lassen, doch kann den Entwichenen ein bestimmter Aufenthaltsort angewiesen werden. Das gleiche findet Anwendung auf jene Kriegsgefangenen, die von den Truppen bei ihrer Flucht auf das Gebiet der neutralen Macht mitgeführt werden. Ein neutraler Staat kann, aber braucht nicht den Durchzug von Verwundeten oder Kranken der kriegführenden Heere durch sein Gebiet zu gestatten. Wird die Erlaubnis erteilt, so geschieht es nur unter dem Vorbehalte, daß die zur Beförderung benutzten Züge weder Kriegspersonal noch Kriegsmaterial mit sich führen, und mit der eigenen Verpflichtung, die erforderlichen Sicherheits- und Aufsichtsmaßregeln zu treffen.

Angenommen, Holland gewährt dem Deutschen Reich einen derartigen Durchzug, und es befinden sich bei den Deutschen auch belgische und französische Verwundete oder Kranke, die also unter solchen mißlichen Umständen zu unserem neutralen Nachbar gebracht werden, so hat Holland diese Leute derart zu bewachen, daß sie an den Kriegsunternehmungen nicht wieder teilnehmen können. Holland hat dann freilich die gleichen Verpflichtungen in Ansehung sämtlicher ihm anvertrauten Verwundeten oder Kranken, für alle die, gleichviel, ob Freund oder Feind, die Genfer Konvention vom 22. August 1864/6. Juli 1906 zur Verbesserung des Schicksals verwundeter Soldaten der Armeen im Felde volle Geltung hat. —

Daß als neutrale Personen die männlichen und weiblichen Angehörigen (mögen sie auch erst durch Heirat, Adoption, Legitimation, Einbürgerung und dergleichen Rechtsakte „neutral" geworden sein) eines an dem Kriege nicht beteiligten Staates anzusehen sind, versteht sich eigentlich von selbst. Diese Personen können sich auf ihre Neutralität indessen nicht berufen, wenn sie feindlicher Handlungen, wozu schon Veröffentlichung unwahrer, giftiger und verleumderischer Artikel in der Tagespresse gehören können, gegen einen Kriegführenden sich schuldig machen oder umgekehrt Handlungen zugunsten einer Streitmacht ausführen, insbesondere wenn sie freiwillig Kriegsdienste in der bewaffneten Macht einer der Parteien nehmen (z. B. Garibaldianer). Trotzdem darf in einem solchen Falle der Neutrale von dem Kriegführenden, demgegenüber er die Neutralität außer acht gelassen, nicht strenger angefaßt werden, als ein Angehöriger des Feindes wegen der gleichen Tat behandelt werden kann.

Eine recht bedenkliche und gegenwärtig von den die „Konjunktur" ausnutzenden Amerikanern gegen uns angewandte Bestimmung der Haager Vereinbarung läßt es nicht als Handlung zugunsten einer Kriegspartei gelten,

wenn an sie von privater Seite Lieferungen (Waffen, Munition, Ausrüstungsgegenstände, Lebensmittel usw.) übernommen oder Darlehen bewilligt werden, vorausgesetzt, daß der Lieferant oder Darleiher weder im Lande der anderen Partei, noch in dem von ihr besetzten Territorium wohnt, und daß auch die Lieferungen nicht aus diesen Gebieten herrühren.

Ebenso wenig wird die Leistung von polizeilichen oder Zivilverwaltungsdiensten als eine einseitig begünstigende Tätigkeit beurteilt.

Staatsangehörige neutraler Mächte werden stets gut tun, wenn sie ins Ausland reisen, namentlich wenn sie den Kriegsschauplatz betreten, sich vorher mit den erforderlichen Ausweispapieren über ihre Persönlichkeit (Paß, Zulassungsschein, Angabe des Reisezwecks usw.) zu versehen, um nicht etwa als Spion, Angehöriger der Gegenpartei oder als unberufener Schlachtenbummler böse Erfahrungen zu machen.

Auch das aus dem Gebiet einer neutralen Macht herrührende Eisenbahnmaterial kann im Feldzuge eine bedeutsame Rolle spielen. Ist es deren Eigentum oder gehört es Gesellschaften oder Privatpersonen, und ist es als solches erkennbar, so darf es von einem Kriegführenden nur in dem Falle und in dem Maße, in dem eine gebieterische Notwendigkeit dies verlangt, angefordert und benutzt werden.

Umgekehrt darf der neutrale Staat im Falle der Not das aus dem Gebiete der Kriegspartei herrührende Material in entsprechendem Umfange festhalten und benutzen.

Von der einen wie von der anderen Seite soll eine Entschädigung nach Verhältnis der benutzten Gegenstände und der Dauer der Benutzung gezahlt werden.

Zur Erhaltung oder Wiederherstellung des Friedens können neutrale Staaten sehr viel beitragen. So wurde es bei den Haager Beratungen allerseits für nützlich und wünschenswert gehalten, daß eine Macht oder mehrere Mächte, die am Streite nicht beteiligt sind, aus eigenem Antriebe den im Streit befindlichen Staaten ihre guten Dienste oder ihre Vermittlung anbieten, soweit sich die Umstände hierfür eignen. Eine derartige menschenfreundliche Tätigkeit, die auch während des Ganges der Feindseligkeiten zulässig ist, hat ausschließlich die Bedeutung eines Rates, also niemals verbindliche Kraft, soll auch nicht etwa von einem der streitenden Teile als unfreundliche Handlung angesehen werden.

Neutrale Seemächte sind an sich berechtigt, vor ihren Küsten unterseeische selbsttätige Kontaktminen zu legen, um gegen etwaige Überraschungen oder Überfälle möglichst gesichert zu sein. Tun sie dies, so sollen sie, einem besonderen Haager Abkommen gemäß, dieselben Regeln beobachten und dieselben Vorsichtsmaßregeln zum Besten der friedlichen Schiffahrt treffen, wie sie den Kriegführenden selbst zur Pflicht gemacht sind. Diesen ist aber ausdrücklich untersagt, verankerte selbsttätige Kontaktminen zu legen und Torpedos zu verwenden, wenn erstere nicht unschädlich werden, sobald sie sich von der Verankerung losge-

rissen, letztere nachdem sie ihr Ziel verfehlt haben. Unverankerte Minen sind so einzurichten, daß sie spätestens eine Stunde, nachdem der sie Legende die Aufsicht über sie verloren, keinen Schaden weiter anrichten können.

Jedenfalls muß die neutrale Macht durch eine vorgängige Bekanntmachung die Gegenden, wo selbsttätige Kontaktminen gelegt werden sollen, zur Kenntnis der Schiffahrtskreise bringen, sie auch schleunigst auf diplomatischem Wege den Regierungen mitteilen.

Was die auf See auf neutralen oder feindlichen Schiffen vorgefundenen Briefpostsendungen der Neutralen anlangt, so ist deren Unverletzlichkeit ausdrücklich anerkannt, ohne Unterschied, ob sie amtlicher oder privater Natur sind. Selbst wenn die Beschlagnahme des Schiffes erfolgt, sind sie von dem Beschlagnehmenden möglichst unverzüglich weiterzubefördern. Diese Bestimmungen finden jedoch im Falle des Blockadebruchs keine Anwendung auf die Briefsendungen, die nach dem blockierten Hafen bestimmt sind, oder von ihm kommen. Die vereinbarte Unverletzlichkeit der Briefpost entzieht aber die neutralen Postdampfer nicht den Gesetzen und Gebräuchen des Seekriegs, welche die neutralen Kauffahrteischiffe im allgemeinen betreffen. Doch darf ihre Durchsuchung nur im Notfall unter möglichster Schonung und mit möglichster Beschleunigung vorgenommen werden. Unter den zahlreichen sonstigen internationalen Vorschriften sind für die unbeteiligten Seemächte einige von besonderem Interesse. So dürfen militärische Lazarettschiffe der Gegner bei einem Aufenthalt in neutralen Häfen nicht als Kriegsschiffe behandelt werden. Hat aber ein neutrales Kriegsschiff Verwundete, Kranke oder Schiffbrüchige an Bord genommen, so muß soweit wie möglich dafür gesorgt werden, daß diese nicht wieder an den Kriegsunternehmungen teilnehmen können.

Haben derartige Personen die Eigenschaft von Kriegsgefangenen, weil sie in die Gewalt des anderen Kriegführenden gefallen sind, und werden sie, was an sich nicht verboten, mit Genehmigung der Ortsbehörde in einem neutralen Hafen ausgeschifft, so hat der neutrale Staat, — sofern nicht zwischen ihm und den kriegführenden Staaten ein Anderes vereinbart —, sie derart zu bewachen, daß sie für den fraglichen Feldzug weder zu Wasser noch zu Lande weiter verwendet werden können, es sei denn, daß der bisher unbeteiligte Staat sich einem der Gegner anschließt.

Die Kosten der Pflege und Unterbringung hat regelmäßig jener Staat zu tragen, dem die Aufgenommenen angehören.

Schließlich können die Kriegführenden selbst den Wohltätigkeitssinn der Führer neutraler Kauffahrteischiffe, Jachten oder Boote anrufen, damit sie Verwundete oder Kranke an Bord nehmen und versorgen.

Fahrzeuge, die diesem Ansuchen entsprechen, ebenso wie solche, die unaufgefordert jene bedauernswerten Personen oder das gleiche Mitleid verdienende Schiffbrüchige aufgenommen haben (es kann sich hier nicht bloß um

Männer, sondern auch um Frauen und Kinder handeln), genießen einen besonderen Schutz und bestimmte Vergünstigungen.

In keinem Falle dürfen sie wegen einer solchen Beförderung weggenommen werden. Eine Ausnahme ist nur dann zulässig, wenn einem derartigen Schiffe Neutralitätsverletzungen nachgewiesen werden.

So human und milde auch die vorstehenden Bestimmungen durchweg gehalten sind, sie bleiben nur hohle Phrasen, papierene Paragraphen, wenn kriegführende Staaten, wie in erster Reihe England und Frankreich, sich nicht danach richten. Mit Lug und Trug suchen unsere Feinde ihre eigenen Sünden und Verfehlungen gegen diese menschenfreundlichen Vorschriften nach Art raffinierter Lügner den Gegnern aufzubürden, und leider werden sie in ihrer nichtswürdigen Methode von einer käuflichen, verhetzenden und skrupellosen Tagespresse unterstützt. —

Doch die Wahrheit ist auf dem Marsche; auch der Tag wird kommen, an dem die Welt sich überzeugen wird, mit welch niedrigen Ehrabschneidern wir uns herumschlagen mußten, wie streng aber gerade Deutschland allen Neutralitätsgesetzen sich gefügt hat, denen unsere lieben Vettern von jenseits des Kanals nur mit Willkür und Mißachtung begegnet sind.

Rechtsanwalt J. Kahn: Der Weltkrieg einst und jetzt.

> Es gibt kein besseres Mittel, sich eine richtige und genaue Vorstellung von den Dingen, die sich in der Welt begeben, zu machen, als sie durch Vergleichung zu beurteilen, aus der Geschichte Beispiele zu wählen, sie in Parallele mit den Begebenheiten unserer Zeit zu setzen und ihre Beziehungen und Ähnlichkeiten zu beachten.
>
> Friedrich der Große: „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe".

Der Weltkrieg von heute hat seinen Vorgänger. — Auch vor hundert Jahren, zur Zeit der Napoleonischen Kriege, stand die Welt in Flammen. Gekämpft wurde in Deutschland und Frankreich, in Rußland, Spanien, Portugal, Italien, Österreich; gekämpft aber auch in Afrika und Amerika.

Nicht nur durch die räumliche Ausdehnung der kriegerischen Operationen fast über den ganzen Erdball zeigt der jetzige Weltkrieg mit dem früheren große Ähnlichkeit, sondern auch in den eigentlichen Ursachen, in den durch den Krieg hervorgerufenen Problemen und in seinen Zielen treten überraschende Vergleichspunkte an den Tag, die unsere Einsicht in Grund und Wesen der gegenwärtigen Ereignisse vertiefen und klären.

Noch immer ist bei uns die herkömmliche Geschichtsauffassung weit verbreitet, die die Ursache für die Kriege von 1793—1815 in der unbezähmbaren Eroberungssucht und Ruhmgier Frankreichs, insbesondere Napoleons I., zu finden glaubt. Tieferes Eindringen, namentlich in die diplomatischen und parlamentarischen Verhandlungen jener Zeit hat aber zu der Erkenntnis geführt, daß an den Kämpfen, zumal an ihrer Verschärfung und langen Dauer in der Hauptsache England mit seiner kalten, berechnenden Politik die Schuld trägt.

Zu diesem, nicht etwa von Gehässigkeit gegen England diktierten Urteile haben sich von jeher auch bedeutende englische Geister bekannt. Kein Geringerer als Cobden, der Begründer und Führer der Manchesterschule, hat in seiner Schrift „1793 and 1853" eingehend und mit Scharfsinn nachgewiesen, daß die ganze Schuld des Revolutionskrieges von 1793 mit seinen üblen Folgen weit mehr England, als dem Pariser Konvent zufiele. — Und bereits zur Zeit der kriegerischen Ereignisse selber, am 3. Februar 1800, äußerte Erskine im englischen Unterhause: „Wohl würde Frankreich bei dem Übergange zu einer neuen Ordnung seiner Verhältnisse, sich selbst überlassen, manche Unregelmäßigkeiten begangen haben; das wäre jedoch ohne größere Bedeutung gewesen, wenn England nicht eine mächtige Koalition aufgehetzt und den Krieg erklärt hätte, ohne auch nur einen bestimmten Grund dafür anzugeben."

Und doch sind die bestimmten Gründe erkennbar, die England zum Kampfe gegen Frankreich auf den Plan rief. Benjamin Constant, der berühmte französische Publizist, hat sie damals in seiner Schrift von der Macht der gegenwärtigen Regierung Frankreichs (1794) vor aller Welt mit nicht zu übertreffender Deutlichkeit genannt: „England kämpft gegen Frankreich, weil es einen aufstrebenden Nebenbuhler niederhalten, weil es seine politische und industrielle Weltherrschaft behaupten will."

Doch wie England heute diese gleiche gegen Deutschland sich richtende Absicht mit dem heuchlerischen Vorwande, die verletzte Neutralität Belgiens wieder herstellen zu wollen, zu verdecken sucht, so hat es auch damals seinen wahren Bestrebungen ein scheinheiliges Mäntelchen umgehängt: „Amtlich versicherten sie zwar, die Beschimpfung der königlichen Majestät rächen zu wollen; aber das Ringen um neue Märkte für englische Waren gegen Frankreichs Handel und aufkommende Industrie war volkstümlicher, als der Kampf gegen die Revolution." — Das schreibt einer der angesehensten englischen Historiker der Gegenwart, Seeley, der wissenschaftliche Begründer des neubritischen Imperialismus.

Bestand daher der eigentliche Grund zum Eingreifen Englands in den Krieg gegen Frankreich, genau wie jetzt, in dem Verlangen, Frankreichs Handel und

aufkommende Industrie, die man in friedlichem Wettbewerbe nicht bezwingen konnte, mit Gewaltmitteln niederzukämpfen, so war es auch England, das bald nach dem Frieden von Amiens (März 1802) zur Erneuerung der Feindseligkeiten gegen den nach Ruhe geradezu lechzenden Napoleon antrieb.

Fox, der Führer der Opposition und spätere Ministerpräsident, spottete damals in einer Unterhausrede vom 25. Mai 1802 über die wahren Beweggründe der britischen Regierung: „Jeder Fortschritt Frankreichs nach außen und selbst im Innern, in Handel und Industrie, soll also eine Ursache zum Kriege und eine Beleidigung für uns sein!“ Aber auch er war nur ein Prediger in der Wüste, genau, wie heute die paar einsichtigen Staatsmänner Englands, die sich gegen den Krieg erklärt haben. Denn die großen Reeder, Industriellen, der Mittelstand und die Aristokratie standen gegen Fox. Man schürte und nährte den Haß gegen Frankreich, besonders durch die Presse, und suchte nach Verbündeten bis nach Petersburg und Konstantinopel.

Diese kühle, rein geschäftsmäßige Politik Englands erzeugte in Frankreich ein Haßgefühl, das an Stärke dem unsrigen nicht nachstand. — Die damaligen leidenschaftlichen Äußerungen gegen England erinnern an die Sprache, die auch heute von uns gegen das Inselreich geführt wird.

Im Jahre 1793 rief im Konvent Kersaint, ein Edelmann, mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner bretonischen Rasse aus: „Nur auf den Trümmern des in Schutt zerbrochenen Towers darf der Vertrag unterzeichnet werden, der das Schicksal der Nationen und die Freiheit der Welt zum Ziele hat.“ Und von einem anderen Abgeordneten hörte man die zornigen Worte: „Die stolze Krämerinsel muß in das Meer gestürzt werden.“

Und wie England sich durch dasselbe Motiv, wie heute, zum Kriege gegen Frankreich leiten ließ, so hat es auch damals dieselben verwerflichen Mittel angewendet, um seinen Gegner niederzuringen.

Auf die Absperrung und Aushungerung Frankreichs setzte man alle Hoffnung. Die Äußerung Pitt's, des allmächtigen Leiters der englischen Politik, ist dafür bezeichnend: „Frankreich muß von der Handelswelt abgetrennt, wie eine Stadt oder wie ein Hafen behandelt und zu Lande wie zur See blockiert werden.“ — Aus dem französischen Konvente antwortete ihm mit Hohn der spätere General-Prokurator Barrère: „Frankreich blockiert! so sprachen vor ihrer Vernichtung die Leute punischer Herkunft, die ehrgeizigen, handelshungrigen Karthager.“ Und derselbe Barrère charakterisierte später noch schärfer die englische Politik: „Die Pittsche Koalition will Frankreich blockieren, aushungern, zerreißen, zugrunderichten und vernichten. Eines

Tages werden die europäischen Völker über die Handelstyrannei, den politischen Despotismus und die äußerste Verderbtheit der englischen Regierung sich im Interesse der allgemeinen Freiheit vereinigen und zur Abwehr der insularen Bedrückung und Seetyrannei die Worte Cato's verwirklichen und das moderne Karthago zerstören."

Bei dieser Sperre Frankreichs setzte sich England rücksichtslos über die Rechte der Neutralen hinweg.

In einem Erlaß des Prinzregenten von Groß-Britannien vom 9. Januar 1813 verkündete man sogar offiziell der Welt als Grundsatz des englischen Seerechts: „Nie kann und wird der Prinzregent zugeben, daß Groß-Britannien des Rechts beraubt werde, gegen seine Feinde die erforderlichen, gerechten Verteidigungsmaßregeln zu ergreifen, weil etwa eine neutrale Macht dadurch verletzt werden könnte."

Und ähnlich, wie heute, waren die Wirkungen des Handelskrieges am meisten fühlbar für die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ihre heutige Haltung erscheint vielen so befremdlich, doch eine Erklärung bietet auch hier wieder die Geschichte der Napoleonischen Zeit. Bignon, der zu Napoleons Kreis gehörte und, entsprechend dem testamentarischen Auftrage seines Kaisers, die Geschichte seiner Zeit schrieb, bemerkt hierzu: „Die Regierung der Vereinigten Staaten möchte wohl die Grundsätze triumphieren sehen, die Frankreich verteidigt: Denn welches Volk könnte die Unabhängigkeit seiner Flagge nicht wollen? Aber mächtige Hindernisse widerstreben ihrer Vernunft und fesseln ihren Willen: die übermäßige Furcht vor einem Kriege mit den Engländern und die Handelshabgier der amerikanischen Bevölkerung. In der ersten Aufregung des Unwillens sagte zwar der damalige Präsident von Nordamerika, Jefferson, zu dem französischen Gesandten: ‚Wenn England uns nicht Genugtuung gibt, so nehmen wir Kanada.' Aber er mußte den egoistischen Charakter der amerikanischen Handelswelt bekämpfen, die nur schwer einen augenblicklichen Vorteil dem künftigen Glücke, und noch weniger der Würde des Landes opfert. — Indem der Kaufmann Kosmopolit ist, bleibt er nur wenig Bürger, und ungeachtet der republikanischen Regierungsformen sind die Berechnungen des Privat-Vorteils in den Vereinigten Staaten vielleicht noch mächtiger, als in unserem monarchischen Europa." Und treffen nicht auch die weiteren Worte Bignons über die Schritte der amerikanischen Bundesregierung für heute zu: „Die Bundesregierung mußte ihre ganze Gewandtheit aufbieten, von England den Schein einer Genugtuung zu erlangen, aber auch dies hat sie nicht einmal erreicht."

Die Hauptgrundsätze, die damals England in seiner Seekriegsrechtspraxis anwandte, hat ein scharfer Beobachter aus seiner Erfahrung heraus in den „Europäischen Annalen" von 1813 zusammengestellt. Da heißt es unter III: „Die feindlichen Untertanen auf genommenen Schiffen sind, mögen sie zum Kriegerstande gehören oder nicht, auf feindlichen oder neutralen Schiffen gefunden, Kriegsgefangene." Und weiter unter IVb: „Das Wort ‚Kontrebande' werden die Neutralen in dem Sinne nehmen, in dem es England jedesmal genommen haben will, und also darunter nach Umständen bald alle Lebensmittel überhaupt, bald Salpeter, bald auch Chinarinde und Pfeffer begreifen."

Gegen die Sperre des Meeres durch die Engländer wehrte sich Napoleon durch den Erlaß vom 21. November 1806, das berühmte Dekret der Kontinentalsperre. Napoleon verkündete damit die Blockade und Aussperrung Englands und verfügte die Beschlagnahme allen englischen Eigentums auf dem von ihm beherrschten Kontinent. — Dieselbe Lage, die heute Deutschland zu den schärfsten Gegenmaßregeln gegen den völkerrechtswidrig geführten Handelskrieg Englands zwingt, veranlaßte auch Napoleon zu seinen Abwehrmitteln. Die Begründung, die Napoleon seinem Dekret gegeben hat, mag hier in den für uns besonders interessanten Punkten Platz finden.

In Erwägung:

1. daß England die von allen gebildeten Völkern befolgten Grundsätze des Völkerrechts nicht anerkennt,

2. daß es jeden einzelnen als Feind betrachtet, der einem feindlichen Staate angehört, und daher nicht allein die Besatzung der Kriegsschiffe, sondern auch die Bemannung der Handelsschiffe und selbst Kaufleute und Handlungsgehilfen, die in Geschäften ihrer Häuser reisen, gefangen nimmt,

3., 4., 5., ... usw.,

8. und daß es im Naturrechte liegt, die Waffen zu gebrauchen, die der Feind gebraucht, und gegen ihn auf gleiche Weise, wie er, zu streiten, wenn sie auch alle Grundsätze und Gefühle der Gerechtigkeit und des gebildeten Zustandes der menschlichen Gesellschaft verleugnet,

wird verordnet . . . .

U. a. heißt es in dieser Verordnung, daß auch aller Verkehr und Briefwechsel mit den britischen Inseln verboten ist und jeder englische Staatsangehörige, welchen Standes oder

welcher Art, zum Kriegsgefangenen auf dem Kontinente gemacht werden soll.

Napoleons Gedanke war, England in seiner Wurzel, d. h. seinem Reichtum und Handel zu fassen. Es ist kein Zweifel, daß unsere Lage ungleich günstiger im Handelskriege gegen England ist, und mit mehr Berechtigung könnten wir an England die grandiosen Worte Napoleons richten: „*Ihr wollt das Festland zu einem Gefängnis für uns machen, ich aber werde das Meer zu einem Gefängnis für euch machen!*"

Die Blockierung der englischen Küste durch Napoleon war eben nichts als eine leere Phrase, eine sogenannte papierne Blockade. Ihm fehlte eine Flotte, ihm fehlten alle uns heute zur Verfügung stehenden Mittel der modernen Technik. Aber das Problem, den Sperrmaßregeln Englands zu begegnen, beschäftigte ihn genau so gut, wie uns. Er mußte deshalb, wollte er England treffen, danach streben, es vom ganzen Kontinente abzusperren. — Darüber hinaus vermochte er den Handel Englands nicht zu verwunden. Und doch hätte Napoleon mit dieser an sich weniger wirkungsvollen Kontinentalsperre vielleicht England niederzwingen können, wenn er nicht einen für seinen gewaltigen Geist so erstaunlichen Fehler gemacht hätte. Denn unter dem Einflusse der Kontinentalsperre geriet England infolge schlechter Ernten wiederholt in einen Notstand, insbesondere wurde der Bedarf des Insellandes, das damals weit mehr als heute Ackerbau trieb, im Jahre 1811/12 nur zu 40 Prozent durch die eigene Ernte gedeckt. *Aber Napoleon ließ die Getreideausfuhr nach England zu.* Mit einer gewissen Genugtuung bemerkt hierzu der neueste englische Biograph Napoleons I., John Holland Rose: „Wie würde es England ergangen sein, wenn sich dem *Arbeitsmangel* und den *niedrigen Löhnen* auch *noch die Schrecknisse der Hungersnot* zugesellt hätten!"

Napoleons Ideengang war beeinflußt durch die damals bereits überlebte merkantilistische Anschauung der Nationalökonomie, wonach man ein Land nur dadurch am besten zugrunde richten könne, wenn man es *in seinem Reichtum* treffe. — Daraus folgerte Napoleon, daß er die *Ausfuhr* Englands verhindern und ferner England veranlassen müsse, möglichst viel Geld für *Einfuhrartikel* zu zahlen. So wollte er den Reichtum Englands ausschöpfen und das Land zum Bankerott treiben, während ihm der Gedanke nicht kam, England durch Aushungerung zur Übergabe zu zwingen.

Es rächte sich an diesem großen Mann seine Verachtung für die neue Wissenschaft, insbesondere die von Adam Smith aufgestellten Grundsätze. Und derselbe Biograph Rose spricht es als Warnung und Lehre aus: „*Wie töricht wäre es, wollte man annehmen, daß das Beispiel dieses Mannes, der sich auf einen einzigen staatsökonomischen*

Gedanken versteift hatte, auf das Verhalten der Staatsmänner des Kontinents bei einem künftigen Seekriege mit England bestimmenden Einfluß haben könnte! Fürwahr, die Dringlichkeit der Aufgabe, unser Volk (das englische) in der Zeit eines großen Krieges mit Nahrungsmitteln zu versorgen, kann nur von denjenigen, die das Napoleonische Zeitalter studiert haben, völlig begriffen werden."

Nun, die Staatsmänner Deutschlands haben aus der Geschichte gelernt; ob das eigene Land, an das Rose seine Worte richtete, wird die nächste Zukunft lehren.

Wie heute die Sperre durch England, so rief die umgekehrte Absperrung des Kontinents gegen den englischen Handel gleichfalls innere, wirtschaftliche Probleme hervor. Zwar beschäftigten sich damals die Geister nicht mit der Frage der Lebensmittelversorgung im engeren Sinne; denn der Kontinent, insbesondere Deutschland, hatten Überfluß an Zerealien; vielmehr galt es, Ersatz zu finden für die nicht mehr importierten Kolonialwaren.

Im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses stand die Frage, wie man sich mit dem Mangel an kolonialem Rohrzucker und Kaffee abfinden sollte. — Genau wie heute die Abschneidung der Zufuhr wichtiger Rohstoffe den erfinderischen Geist anregt, so betrat man auch damals neue Wege, um aus der Verlegenheit herauszukommen. — Die deutsche Chemie, die heute für so manchen fehlenden Rohstoff den Ersatz aus der Retorte hervorzaubert, war auch derzeit, allerdings in beschränktem Maße, der Retter in der Not. So bildete die Entdeckung des hohen Zuckergehaltes der Runkelrübe durch den Berliner Chemiker Marggraf die Basis für die damals ins Leben gerufene Rüben-Zuckerindustrie.

Aus gebrannten Roggenkörnern, Eicheln, Erbsen und dergleichen wurden kaffeeähnliche Getränke hergestellt, — die Zichorienindustrie datiert aus der Zeit der Kontinentalsperre —, und die Presse faßte ihre Aufgabe in derselben Weise auf, wie die heutige. Immer wieder ermahnte z. B. die „Schlesische Zeitung" ihre Leser, sich im Ankauf von Kolonialwaren zu beschränken und „statt des Kaffees doch Biersuppe zu genießen, bei der Friedrich der Große aufgewachsen und unsere Vorfahren ohne Nervenschwäche mindestens ebenso geistreich wie wir geworden seien".

Diesen wirtschaftlichen Fragen wandte Napoleon dasselbe Interesse zu, wie seinen kriegerischen Unternehmungen. — Der Baumwollnot suchte er vergeblich durch Anbau von Baumwolle in Süd-Frankreich zu steuern und spornte die Wissenschaft durch Aussetzung hoher Preise an, einen endgültigen Ersatz für das fremde Indigo auf chemischem Wege zu schaffen. — Bekanntlich ist es erst unserer

Generation gelungen, diesen Gedanken Napoleons zu verwirklichen, während man sich damals mit der Anpflanzung von Waid begnügen mußte. — So war auch für die Lösung der wirtschaftlichen Fragen die damalige Zeit im großen und ganzen noch nicht reif.

Außer der Sperre gegen England hatte Napoleon bereits in einem Bericht an das Direktorium vom Februar 1798 noch zwei Wege zur Niederwerfung Englands in Vorschlag gebracht, nämlich die Eroberung Ägyptens und die Landung in England. — Man greift Schritt für Schritt mit Händen, wie außerordentlich lehrreich und bedeutungsvoll der Kampf Frankreichs vor hundert Jahren für unser Vorgehen gegen England ist. — Die beiden Wege: Sperre gegen England und Angriff auf Ägypten sind auch diesmal eingeleitet. — Napoleon unternahm 1798 von Toulon aus die berühmte Expedition nach Ägypten. Er wollte zwischen London und Kalkutta einen mächtigen französischen Keil treiben: „So, gleichzeitig in Europa, Afrika und Amerika angegriffen," schreibt er voll Illusion, „werden die Engländer, seit langem nicht gewohnt, durch den Krieg Schaden zu erleiden, bei dieser andauernden Störung ihres Handels bald zur Erkenntnis ihrer Schwäche kommen."

Nach anfänglichen Erfolgen mußte diese Expedition scheitern, weil die Entfernung vom Mutterlande den Nachschub neuer Truppen nicht gestattete. Heute verspricht der Anmarsch der von deutschen Offizieren neu organisierten und geleiteten türkischen Armee, schon wegen der Nähe ihrer Operationsbasis, besseren Erfolg.

Was den dritten Weg, die Invasion in England, betrifft, so hatte schon 1796 der Konvent eine Landung versucht. Zwischen den unzufriedenen Irländern spannen sich Fäden nach Frankreich hinüber. Man verabredete einen allgemeinen Aufstand in Irland, den Frankreich durch eine Landung unterstützen sollte.

1803 wagte sich Napoleon an das Invasionsunternehmen. Man dachte an eine Überschiffung des Ärmelmeeres durch riesige Fahrbrücken und Flöße, man schlug den Bau mächtiger Luftballons vor, von denen sich noch Entwürfe erhalten haben. In dem auch ins Deutsche übertragenen Buche von Paul Lacroix „Direktorium, Konsulat und Kaiserreich" findet sich die Reproduktion eines reizvollen Bildes aus der damaligen Zeit: Drei Ballons in Form riesenhafter Pilze steigen von der französischen Küste zur Fahrt nach England auf, beladen mit Soldaten, Pferden und dem gesamten Troß.

Napoleon unterschätzte die Schwierigkeit des Unternehmens keineswegs: „Wollen wir einen Einfall in England machen, ohne die Herren zur See zu sein, so ist dieses das kühnste und schwierigste Unternehmen, das je versucht wurde. Aber

laßt uns nur auf sechs Stunden Herren des Kanals sein, und wir werden Herren der Welt sein."

Wiederholt hat Napoleon das Invasionsunternehmen geplant, es aber niemals zur Ausführung gebracht. Wie sollte er auch Herr des Kanals werden, da ihm alle Hilfsmittel fehlten, sich im Kanale eine Sicherheitszone zu verschaffen, die eine Überfahrt ermöglichte! Von Wind und Wetter waren die wenigen Segelschiffe abhängig, die Nelson ihm nicht zerstört hatte, und Kanonen, die den Raum zwischen Calais und Dover beherrschen konnten, gab es damals noch nicht. Daß ein Landungsplan im jetzigen Weltkriege existiert, darf man wohl annehmen. Auch in diesem Punkte hat sich die Zeit erfüllt und die technischen Mittel bereitgestellt. Ob der Plan zur Ausführung gelangt, ist eine Frage der Zukunft.

Aus allem sieht man, wie außerordentlich wertvoll das Studium der Napoleonischen Kriege gegen England für unsere Staatsmänner und Feldherren ist. Die Fehler, die Napoleon gemacht hat, werden wir vermeiden. — Wer wird heute daran denken, Rußland durch eine Einnahme von Moskau niederzwingen zu wollen! Es war ein verhängnisvoller Irrtum Napoleons, in Moskau das Herz Rußlands zu sehen, und erst allmählich begriff er, daß Rußland, der damals und noch heute primitiv organisierte Staat, überhaupt kein Herz hat, und daß sein Zug nach der alten Hauptstadt nichts anderes war, als „ein gegen einen Teich geführter Schwertschlag". Aus demselben Grunde ist auch heute einem Marsche gegen die neue Hauptstadt Petersburg zu widerraten. Aber die Bekämpfung Rußlands, das sich dem Kontinentalsystem nicht bequemte und sich auf Hunderten von englischen Schiffen, die zur Täuschung Napoleons neutrale Flaggen trugen, Kolonialwaren zuführen ließ, war für ihn nur ein Mittel, um den eigentlichen und wahren Feind, England, zu treffen. — Auch der heutige Weltkrieg ist letzten Endes nichts anderes, als ein heroisches Ringen zwischen Deutschland und England. Dieses, den Urheber aller Wirren, gilt es unschädlich zu machen.

Das war auch die Erkenntnis Napoleons. — Einer seiner berühmten Armeebefehle aus dem Jahre 1806 lautete: „Soldaten! Wir werden nicht mehr das Spielzeug eines verräterischen Friedens sein. Wir werden die Waffen nicht eher niederlegen, als bis wir die Engländer, die so unversöhnlichen Feinde unserer Nation, gezwungen haben, ihre Absicht, die Dinge auf dem Kontinent zu verwirren, aufzugeben und auf die Herrschaft der Meere zu verzichten."

Könnte dieser Armeebefehl nicht wörtlich heute an unsere eigenen Soldaten gerichtet werden?

Und was die Ziele der englischen Politik betrifft: Es sind damals

Frankreich gegenüber die gleichen, wie sie heute uns gegenüber ausgesprochen werden.

Bereits am 8. April 1793 äußerte Lord Auckland bei einer Besprechung mit den Vertretern der Koalition, es sei Englands Wille, Frankreich politisch zu vernichten.

Ausführlicher und mit schamloser Offenheit hat in Ausdrücken, wie sie auch heute von England zu uns herüber dringen, der englische Geistliche Hankin die „idealen Endziele" der englischen Politik in einer Flugschrift aus dem Jahre 1805 „Ein ewiger Krieg als das einzige Mittel zur Sicherheit und Wohlfahrt Großbritanniens" aufgestellt*): „Da die Zerstörung Frankreichs als Seemacht für die Sicherheit und Ruhe der gesitteten Völker unumgänglich notwendig ist, so darf man ihm unter keinen Umständen die Befahrung des Meeres gestatten. Auch muß man ihm seine Kolonien nehmen. Macht die französische Nation Friedensvorschläge, so ist ihr zu antworten: ‚Nein, wir wollen mit euch in keinem freundschaftlichen Verhältnisse stehen; denn wir betrachten euch wie grimmige Tiere, denen man sich nur dann ohne Gefahr nähern kann, wenn sie in Ketten liegen. Wir betrachten euch wie bösartige Bestien, die alle von ihnen berührten Gegenstände verpesten. Euer Name ruft in unserem Gedächtnis nichts als Bilder der Plünderung, der Zerstörung und des Blutvergießens zurück. Nichts wollen wir hören von euren Anerbietungen, von Bündnis und Freundschaft. Ziehet eure Truppen aus den benachbarten Ländern und von den Küsten zurück, die ihr besetzt habt, entwaffnet eure Flotten, stellt eure Seerüstungen ein. Dann sollen die englischen Kriegsschiffe aufhören, die französische Küste zu beunruhigen. Wir wollen euren Handel nicht mehr stören, aber die Bedingung schreiben wir euch vor, daß ihr dazu weder französische Schiffe, noch französische Seeleute gebrauchen dürft. Unter dieser Voraussetzung nur kann England Frieden mit euch schließen. Eure ganze Seemacht muß vernichtet werden!'"

Dieses Pamphlet könnte heute gegen Deutschland gedruckt sein und würde ganz und gar die Billigung der Herren Churchill, Grey und Genossen finden.

Hundert Jahre sind seitdem verflossen! Wie sehr sich auch die Welt in

*) Nach Al. v. Peez: Vorherrschaft Englands, Bd. I.

der äußeren Zivilisation, insbesondere durch die Steigerung der technischen Leistungen geändert haben mag, der Charakter des englischen Volkes, namentlich seiner Staatsmänner, ist derselbe geblieben.

„Glaubt irgend ein Mensch im Ernste, daß der Chauffeur, der ein Automobil von Paris nach Berlin lenkt, ein höher entwickelter Mensch sei, als der Wagenlenker des Achilles, oder daß ein moderner Minister-Präsident, weil er seine Eilbriefe bei elektrischem Lichte schreibt und seine Staatsrentenmakler durch das Telephon instruiert, ein aufgeklärterer Herrscher ist, als Cäsar es war?" Diese nachdenklichen Worte hat der Ire Bernhard Shaw aus seinen Erfahrungen in England heraus niedergeschrieben.

Wohl glaubte und hoffte man bei uns, daß der Gedanke an die uralte Blut-, Glaubens- und Kulturverwandtschaft, daß die Bedeutung ethischer und religiöser Ideale und vollends die Berechnung des immensen wirtschaftlichen Schadens, den eine Störung der ungeheuren Handelsbeziehungen zu Deutschland im Gefolge hätte, England vom letzten Schritte zurückhalten würde. Aber zu deutlich war die Richtung, die seit 1904 die englische Politik nahm. Alles war auf den Gegensatz gegen Deutschland eingestellt. Das seit mehr als drei Jahrhunderten wirkende Grundgesetz englischer Politik, jeden aufstrebenden Kontinentalstaat, der Englands Handel und Stellung in der Welt bedrohen könnte, mit Hilfe von Koalitionen niederzuhalten und, wenn nicht anders, gewaltsam niederzuringen, dieses Grundgesetz sollte sich auch an Deutschland erfüllen.

Alle Freundschaftsbeteuerungen und Verständigungskonferenzen vermochten den Einsichtigen, der aus der Geschichte gelernt hatte, nicht wankend zu machen. Darum schulden wir Dank unseren Staatsmännern, die in Erkenntnis der von England drohenden Gefahr immer wieder neue Rüstungen durchgesetzt haben.

An uns ist es nun, jenes verderbliche Axiom englischer Politik ein für allemal zu brechen. Diese Aufgabe, an der Napoleon scheiterte, weil seine Zeit noch nicht reif war und hinter ihm kein einiges Volk, sondern ein nur mühsam beherrschter Kontinent stand, uns soll und muß sie gelingen. In ihren Grundfesten muß die Macht Englands, dieses ewigen Friedensstörers, erschüttert werden, ihr Despotismus im Handel und zur See muß endgültig verschwinden. — Erreichen wir dieses Ziel, dann wird die Welt aufatmen, wie von einem Alpdruck befreit, und die Bahn frei werden zu der Entfaltung Deutschlands, die seiner Größe und seiner Kultur entspricht!

Otto Schulz-Mehrin: Wie England sich selber schädigt.

In der denkwürdigen Sitzung des englischen Parlaments am 4. August 1914, in der über Krieg oder Frieden mit Deutschland entschieden wurde, erklärte Sir Edward Grey kühl rechnend: „Ob England mit in den Krieg gegen Deutschland und Österreich zieht oder nicht, England wird wirtschaftlich keinen größeren Schaden davon haben, als wenn es neutral bleibt." In Wahrheit erwartete Grey, wie alle Engländer, von dem Kriege sogar einen großen wirtschaftlichen Vorteil für England. Wie so ganz anders ist es doch gekommen. Geradezu vernichtend hat der Krieg schon jetzt auf das englische Wirtschaftsleben gewirkt. Das erkennt man, wenn man einmal die bisher bekannt gewordenen Tatsachen zusammenstellt, wie das nachstehend getan wurde. Nicht bloß aus Schadenfreude, sondern auch, um das deutsche Volk in seiner Ausdauer im Kampfe gegen England und in seiner Hoffnung auf die schließliche Niederringung auch dieses Gegners zu bestärken.

Gleich mit dem Beginn des Krieges setzte ein außerordentlicher Rückgang des englischen Außenhandels, insbesondere der Ausfuhr, ein, der bisher mit unverminderter Stärke angehalten hat, ja im Januar und Februar 1915 noch größer geworden ist. Und zwar beträgt der Rückgang in der Einfuhr durchschnittlich etwa 20 Prozent, in der Ausfuhr gar mehr als 40 Prozent. Der Gesamtausfall bis Ende Dezember 1914 betrug in der Einfuhr rund 1,3 und in der Ausfuhr rund 1,8 Milliarden Mark, zusammen also in den ersten fünf Kriegsmonaten mehr als drei Milliarden Mark.

Noch ungünstiger, als es nach diesen Zahlen scheint, stellt sich das Ergebnis, wenn man auf Einzelheiten eingeht. Z. B. ist der verhältnismäßig geringere Rückgang in der Einfuhr, besonders in letzter Zeit, darauf zurückzuführen, daß ein großer Teil der eingeführten Waren — dabei gerade die wichtigsten, nämlich Lebensmittel und Kriegsbedarf — immer teurer geworden ist. Auch ist es gerade kein Vorteil für die englische Volkswirtschaft, daß die Einfuhr solcher Waren, die zur Kriegführung, also einem unproduktiven Zwecke dienen, hauptsächlich Leder und Kupfer, gegen früher zugenommen hat, während die Einfuhr von Rohstoffen für die Friedensindustrie zurückgegangen ist. So war der Rückgang in der Einfuhr gerade am stärksten in dem Rohstoff für die wichtigste englische Industrie, in Rohbaumwolle für die Textilindustrie; dieser Rückgang betrug im Dezember allein 5 305 845 Pfund Sterling, oder rund 106 Millionen Mark. Der Rückgang in der Ausfuhr war allgemein; am größten allerdings

in den industriellen Fertigerzeugnissen, und davon wieder am größten, sowohl absolut wie relativ, in Baumwollenwaren, dem Haupt-Ausfuhrartikel Englands. Hierin betrug z. B. die Ausfuhr aus dem Hauptbezirk der englischen Baumwollen-Industrie, Lancashire, im Dezember 1912: 18 315 000, im Dezember 1913: 17 207 000, und im Dezember 1914 nur 9 966 000 Lbs., also im Kriegsjahr nur halbsoviel wie sonst.

So überraschend diese Entwicklung des englischen Außenhandels auf den ersten Blick erscheint, so begreiflich wird sie, wenn man den Gründen nachgeht. Es ist nämlich nicht so, wie die Engländer in wirtschaftlicher Kurzsichtigkeit annahmen, daß durch den Krieg nur die kriegführenden Länder leiden würden — ihr eigenes Land haben sie wohl überhaupt ausgenommen —, sondern bei der vielfältigen wechselseitigen Verknüpfung fast aller Länder der Erde durch Handel und Verkehr und bei der Ausdehnung dieses Krieges über fast alle Erdteile werden auch alle an dem Weltverkehr beteiligten Länder mehr oder weniger durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen. Zunächst treten Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien und auch Rußland und die Türkei wegen ihrer Absperrung vom Weltverkehr nur noch in geringem Maße als Käufer auf dem Weltmarkt auf. Dadurch erleiden zunächst alle diejenigen Länder, die bisher Waren an jene verkauften, einen entsprechenden Schaden, haben weniger Einnahmen und können ihrerseits weniger von anderen Ländern kaufen, als sie sonst getan haben. Aber auch in den nicht vom Weltverkehr abgesperrten kriegführenden Ländern, Frankreich, England, Serbien, Montenegro, Japan, leiden infolge des Krieges Handel und Wandel und dadurch die Kaufkraft dieser Länder. Und diese Welle mangelnder Aufnahmefähigkeit und Kaufkraft pflanzt sich immer weiter fort und erfaßt schließlich alle Länder des Erdballes. Andere nachteilige Folgen des Krieges, die Mobilisierung und daraus folgende Schwächung der Arbeits- und Finanzkraft in verschiedenen neutralen Ländern, Italien, der Schweiz, Holland, Schweden, Rumänien, Bulgarien, der Wegfall der Einnahmen aus dem Fremdenverkehr in mehreren Ländern, z. B. Italien und der Schweiz, und schließlich eine allgemeine Geschäftsunlust und Zurückhaltung und Einschränkung im Bedarf treten hinzu; und so kommt es, daß Rußland kein Getreide, kein Öl und kein Holz, Japan und China weniger Seide, Indien weniger Jute und Kautschuk, Ägypten weniger Baumwolle, Argentinien und Brasilien weniger Kaffee, Kakao, Getreide, Fleisch, Wolle, Chile weniger Salpeter, die Vereinigten Staaten weniger Kupfer, Petroleum, Baumwolle usw. verkaufen. In allen diesen Ländern stauen sich die heimischen Produkte, fallen im Preise und müssen billiger verkauft werden und bleiben zum Teil überhaupt unverkauft; eine entsprechende Schädigung des betreffenden Landes, allgemeiner Geldmangel und geringe Kaufkraft für andere Waren, insbesondere europäische Industrieerzeugnisse, ist die Folge. Und England, als größter Exporteur von Industrieerzeugnissen, ist schließlich der Meistgeschädigte.

Bei dieser Entwicklung des Außenhandels befindet sich denn auch die englische Handelsschiffahrt keineswegs in glänzender Lage, wie man ebenfalls gehofft hatte; im Gegenteil, ihre Lage scheint sogar recht mißlich zu sein, wie aus den Geschäftsberichten der Reedereigesellschaften hervorgeht. In der Generalversammlung der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company, der größten rein englischen Gesellschaft, klagte deren Präsident Southerland, daß die halbe Flotte der Gesellschaft, nämlich über 200 000 t, vom Staate mit Beschlag belegt worden sei, daß dafür aber erst eine ganz geringe Entschädigung gewährt worden sei, daß nur noch schwer und gegen hohe Löhne Bemannung zu erhalten sei, und daß die Kohlen an fast allen auswärtigen Stationen infolge der hohen Frachten sehr teuer geworden seien; der Welthandel liege danieder, wie nie zuvor; es sei zwar keine deutsche Konkurrenz da, aber auch nichts, um das man konkurrieren könne. Ebenso klagt die Royal Mail Steam Packet Company über sehr schlechten Geschäftsgang und erklärt, daß sie auf ihre Stamm-Aktien keine Dividende zahlen könne. Diese Gesellschaft betont ihre schwere Schädigung infolge Sperrung des Hafens Southampton durch die englischen Marinebehörden. Die Sperrung dieses, wie auch zahlreicher anderer englischer Häfen nötigt die englischen Reedereien zu beträchtlichen Umwegen und Mehrausgaben. Die International Mercantile and Marine Company, ein zum Teil englisches, zum Teil amerikanisches Unternehmen, hat die Zinsen ihrer Obligationen im Oktober 1914 ebenfalls nicht bezahlt, weil es unmöglich erscheine, die bisherigen Verluste infolge des Krieges in nächster Zeit auszugleichen.

Zu den hier genannten Nachteilen kommt noch, daß die Schiffahrt auch durch Mangel an Frachtschiffen und daraus folgenden hohen Frachtgebühren stark beeinträchtigt wird. Denn zunächst fehlen im internationalen Seeverkehr die große deutsche, die österreichische, die russische und die türkische Handelsflotte völlig, und die englische und französische sind zum großen Teil von ihren Regierungen für Kriegszwecke beschlagnahmt worden. Infolgedessen sind die Frachtgebühren außerordentlich gestiegen, teilweise auf das Fünffache, z. B. für Kriegskonterbande, durchschnittlich wohl auf das Dreifache. Auch die Versicherungsgebühren für Schiffe und Ladungen, sowie die Löhne für Schiffspersonal sind infolge der Verluste und Gefahren durch die deutschen Kreuzer und Unterseeboote beträchtlich gestiegen. Alles Umstände, die den Überseeverkehr von und nach England außerordentlich beeinträchtigen.

Alles in allem ist der Schiffsverkehr in englischen Häfen infolge des Krieges um nahezu die Hälfte zurückgegangen. Es betrug der Ein- und Ausgang an Schiffen britischer Flagge im Monat September 1914 nur 1,8 Millionen t gegenüber 3 Millionen im Vorjahre und der Verkehr von Schiffen fremder Flagge 0,9 Millionen t gegen 1,6 Millionen, wobei anscheinend noch der gewiß sehr starke Schiffsverkehr zwischen England und Frankreich lediglich für Kriegszwecke mitgerechnet ist, so daß der Rückgang des eigentlichen Handels- und

Passagierverkehrs zwischen England und dem Ausland infolge des Krieges mehr als 50 Prozent betragen dürfte.

Auch der Ausfall in den Einnahmen der Suezkanal-Gesellschaft, die in der ersten Woche des Jahres 1915 nur 1 400 000 Franken eingenommen hat, gegenüber 2 340 000 Franken in der gleichen Zeit des Vorjahres, beweist den starken Rückgang des Schiffsverkehrs, wobei auch bei den Einnahmen der Suezkanal-Gesellschaft die zahlreichen Transporte englisch-indischer Truppen durch den Suezkanal zu berücksichtigen sind.

Schlimmer noch als im Augenblick dürfte die englische Handelsschiffahrt durch die künftigen Folgen des Handelskrieges getroffen werden. Die außerordentlich hohen Frachtgebühren im Überseeverkehr bilden nämlich für alle seefahrenden Völker, vor allem für die Amerikaner und Japaner, einen starken Anreiz, jetzt neue Handelsschiffe zu bauen und ihre Handelsflotten nach Kräften zu vermehren. Infolgedessen wird sich England nach dem Kriege in der Schiffahrt nicht mehr bloß der gehaßten deutschen Konkurrenz, sondern auch einer stärkeren Konkurrenz der anderen seefahrenden Völker gegenübersehen, und wird so durch den Krieg gerade das Gegenteil von dem erreichen, was es erreichen wollte: anstatt daß die Konkurrenz der englischen Handelsschiffahrt vermindert wurde, ist sie vergrößert worden. Ein Ergebnis, das, wie wir sehen, hauptsächlich durch die Inanspruchnahme englischer Handelsschiffe für Kriegszwecke und durch den Kaperkrieg, gegen dessen Abschaffung sich allein England in seiner Verblendung sträubte, erreicht worden ist.

Nicht minder als der englische Handel wird die englische Industrie durch das Stocken der Ausfuhr betroffen, setzt sich doch die englische Ausfuhr fast ganz aus Industrie-Erzeugnissen zusammen. Ganz besonders leidet die Hauptindustrie, das „wirtschaftliche Rückgrat" Englands, die Baumwollen-Industrie. Die Lage dieser Industrie soll geradezu trostlos sein; von den im ganzen Lande vorhandenen etwa 50 Millionen Spindeln sollen 28 Millionen, also mehr als die Hälfte, stillstehen; die Ausfuhr von Baumwollwaren ist ebenfalls, wie wir bereits an statistischen Zahlen zeigten, auf ungefähr die Hälfte zurückgegangen, und die Preise für solche Waren haben einen so niedrigen Stand erreicht, daß die Herstellung kaum noch lohnt.

Die Lage der englischen Textilindustrie wird weiter noch dadurch verschlechtert, daß ihr die Farbstoffe fehlen. Diese wurden bisher zum größten Teil von der deutschen chemischen Industrie geliefert; übrigens nicht bloß für England, sondern auch für das sonstige Ausland. Die englische chemische Industrie aber ist nicht imstande die benötigten Farbstoffe zu liefern; denn die in England bestehenden Farbenfabriken verwendeten bisher deutsche Rohstoffe, die natürlich jetzt ebenfalls fehlen. Die mit Hilfe der Regierung unternommenen Bemühungen, eine ausreichende Farbenindustrie mit den damit zusammenhängenden Nebenindustrien zu schaffen, scheinen bereits gescheitert zu sein, weil man

nicht das Risiko eingehen wollte, große Kapitalien in eine neue Industrie zu stecken, die wahrscheinlich nach dem Kriege sofort wieder der deutschen Konkurrenz erliegen würde. (Die gleiche Schwierigkeit erhebt sich übrigens bei fast allen so laut angekündigten Maßnahmen zur Ausschaltung der deutschen Konkurrenz.) So zwingt der Farbstoffmangel weitere Fabriken, den Betrieb einzustellen, weil die gewebten Stoffe nicht gefärbt werden können.

Ähnlich wie die Textilindustrie durch den Farbstoffmangel gelähmt wird, wird die Produktion der Goldmineindustrie in den englischen Kolonien durch Mangel an Zyankali, das nur in Deutschland hergestellt wird, beeinträchtigt.

Die sehr bedeutende englische Schokoladen-, Marmeladen- und Zuckerwarenindustrie liegt danieder, weil der Zucker, der sonst hauptsächlich aus Deutschland und Österreich bezogen wurde, knapp und sehr teuer, ungefähr doppelt so teuer ist wie sonst. Die englische Industrie ist dadurch der ausländischen, insbesondere der schweizerischen, Industrie gegenüber nicht mehr konkurrenzfähig und läuft Gefahr, vielfach dauernd von dieser vom Markt verdrängt zu werden. Auch in Deutschland dürfte die Schokoladen-, Marmeladen- und Zuckerwarenindustrie infolge des Krieges einen großen Aufschwung nehmen, weil die große Zuckerproduktion Deutschlands, die sonst zum großen Teil ausgeführt wurde, und zwar, wie gesagt, hauptsächlich nach England, jetzt notgedrungen im Lande verarbeitet werden muß. Und es wäre nur natürlich und im Interesse der deutschen Volkswirtschaft, wenn das auch künftig geschehen würde. Somit dürfte sich auch hier ein bleibender Schaden für die englische Industrie und Wirtschaft ergeben.

Die englische Eisenindustrie, die, wie die Textilindustrie, zum großen Teil auf die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse angewiesen ist, leidet ebenfalls durch die Stockung in der Ausfuhr.

Auch sind infolge Wegfall des deutschen Wettbewerbs die Eisen- und Stahlpreise beträchtlich gestiegen, was natürlich nicht gerade zur Belebung der verarbeitenden Industrie beiträgt. Hinzu kommt, daß durch Mangel an Grubenholz, das bisher hauptsächlich aus Rußland und Schweden nach England eingeführt, aber jetzt von Deutschland als Konterbande erklärt wurde, der Bergbau erschwert wird. Die verminderte Erzeugung wieder hat, besonders in Hütten- und Stahlwerken, eine Erhöhung der Produktionskosten zur Folge.

Die englische Weißblechindustrie, die schon vor dem Kriege nicht in glänzender Lage war, da sie in den letzten Jahren allmählich das amerikanische Absatzgebiet verloren hatte, ist jetzt erst recht schlimm daran. Denn England hat, um Deutschland die Beschaffung von Weißblech zu erschweren, die Ausfuhr nach Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden verboten, also der eigenen Industrie das ausländische Absatzgebiet zum größten Teil gesperrt; wozu noch kommt, daß sich die englische Weißblechindustrie den Eisenrohstoff, Halbzeug, den sie bisher hauptsächlich aus Deutschland erhielt, jetzt zu ungünstigeren Bedingungen von anderer Seite beschaffen muß. Die Folge ist, daß bereits eine Anzahl eng-

lischer Weißblechwerke den Betrieb einstellen mußten. Andererseits benützt die deutsche Weißblechindustrie die Gelegenheit, ihre Betriebe zu erweitern, um jetzt und künftig den deutschen Bedarf an Weißblech allein decken zu können und die bisherige englische Einfuhr überflüssig zu machen. Auch die amerikanische Industrie dürfte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um ihren Absatz zu erweitern. Also auch hier wahrscheinlich wieder eine bleibende Schädigung der englischen Industrie und Wirtschaft.

Die allgemeine Stockung in Handel, Schiffahrt und Industrie hat natürlich auch eine große Arbeitslosigkeit zur Folge. Am größten ist das Übel wieder in der Hauptindustrie, der Baumwollenindustrie, wo viele Frauen beschäftigt sind, die nicht wie männliche Arbeitslose für das Heer gepreßt werden können. In dieser Industrie gab es Ende August 1913 nur 1,8 Prozent Arbeitslose, Ende Juli 1914 erst 3,9 Prozent, Ende August 1914 aber 17,7 Prozent. Ende August 1914 wurden 400 000 Arbeitslose geschätzt.

Die Gewerkschaft der Baumwollspinner zahlt, wie ihr Sekretär mitteilt, wöchentlich 300 000 Mark Unterstützung an ihre Mitglieder. In der Metallindustrie betrug die Zahl der Arbeitslosen Ende Juli 1914 nur 1,4 Prozent, Ende August dagegen 9 Prozent, im Baugewerbe Ende Juli 1914 erst 3,2 Prozent, Ende August 7,4 Prozent. In den Hafenstädten sind Tausende arbeitslos, die sonst als Stewards u. dgl. in der Personenschiffahrt, die jetzt daniederliegt, angestellt waren. Zum Teil ist die Arbeitslosigkeit inzwischen zwar zurückgegangen durch Anwerbung der Arbeitslosen für das englische Heer, sowie durch die Beschäftigung einiger Industrien mit Kriegslieferungen. Aber ein großer Teil der Arbeitslosen, besonders in der Baumwollindustrie, sind Frauen, zu deren Anwerbung für das Heer England ja bisher trotz seiner Rekrutennot noch nicht geschritten ist. Andererseits fehlt es verschiedenen Industrien und Gewerben, deren Arbeiter sich in der ersten Zeit der allgemeinen Arbeitslosigkeit für das Heer anwerben ließen, jetzt an Arbeitskräften, so in der Metall- und in der Lederindustrie, im Transportgewerbe; in letzterem ist der Arbeitermangel so groß, daß in den Häfen und auf den Eisenbahnen eine allgemeine Verkehrsstockung herrscht, die den Handel empfindlich stört und Waren und Lebensmittel verteuert.

Die verringerte Tätigkeit verschiedener Industrien und mehr noch der fehlende Absatz nach den kriegführenden Ländern, insbesondere nach Deutschland und Österreich, hat wiederum ein Sinken der Preise verschiedener Rohstoffe, die in englischen Kolonien gewonnen werden, zur Folge. So sind die Preise seit Anfang des Krieges für Baumwolle, das Hauptprodukt Ägyptens, im Verhältnis von 7,35 : 4,4, also um etwa 40 Prozent gefallen, die Preise für Jute, einen der wichtigsten Ausfuhrartikel Indiens, gar im Verhältnis von 28 : 15, also um etwa 47 Prozent, und die Verkaufspreise für Gummi, der ebenfalls in großen Mengen in Indien und afrikanischen Kolonien Englands

gewonnen wird, sollen nicht mehr die Gewinnungskosten decken (nach dem „Economist“, einem englischen Fachblatt). Durch diese Preisstürze werden nicht bloß die betreffenden englischen Kolonien geschädigt, sondern auch die englischen Kapitalisten, mit deren Geld die Gewinnung der genannten Erzeugnisse betrieben wird, und der englische Handel in diesen Erzeugnissen.

Auch sonst erleidet England noch wirtschaftliche Verluste aller Art. England ist z. B. in großem Maßstabe als Geldgeber zahlreicher fremder Staaten, Provinzen, Städte und Unternehmungen aufgetreten. Manche dieser Staaten und Gemeinden, insbesondere in Südamerika, und sehr viele dieser privaten Unternehmungen befinden sich aber jetzt — hauptsächlich infolge des englischen Wirtschaftskrieges — in so schlechter wirtschaftlicher Lage, daß sie nicht imstande sind, die Zinsen für ihre Anleihen zu bezahlen. Der Einnahmeausfall, den die englischen Kapitalisten dadurch mindestens vorübergehend erleiden, ist beträchtlich. Die „Frankfurter Zeitung“ gab kürzlich eine lange Liste solcher notleidenden Staaten, Gemeinden und privaten Unternehmungen, die ihre Zinsen nicht bezahlen. Bei vielen dieser Unternehmungen dürfte es aber auch bei der Einstellung der Zinszahlung nicht bleiben, sondern manche Unternehmung dürfte, besonders wenn der Krieg lange dauert, überhaupt zugrunde gehen und das darin angelegte Kapital verloren sein. Je länger der Krieg dauert, desto größer wird auch die Zahl der notleidenden Unternehmungen, desto größer die auf diese Weise entstehenden wirtschaftlichen Verluste des englischen Volkes.

Eine große wirtschaftliche Einbuße bedeutet ferner die ständig größer werdende Lebensmittelteuerung. Die Preise für Brot sind bereits im Verhältnis von 7 : 5, also um etwa 40 Prozent gestiegen. Was das für die Ernährung des englischen Volkes bedeutet, erhellt vielleicht am besten daraus, daß vor nicht langer Zeit ein Einfuhrzoll von nur 1 Schilling für den Quarter Weizen, d. h. eine Verteuerung um etwa drei Prozent, vom Parlament abgelehnt wurde, weil man glaubte, der Masse des englischen Volkes die Hauptnahrung nicht um diesen kleinen Betrag verteuern zu dürfen. Auch die Preise für Zucker, der in England ebenfalls in großer Menge zur Nahrung dient, sind seit Ausbruch des Krieges auf etwa das Doppelte gestiegen und dürften noch beträchtlich weiter steigen, wenn erst die von der Regierung bei Beginn des Krieges aufgekauften Vorräte erschöpft sind, was nach fachmännischen Schätzungen im Mai 1915 der Fall sein wird. Der jährliche Zuckerverbrauch Englands betrug zuletzt fast 2 000 000 t. Die englische Regierung soll bei ihrem Aufkauf etwa 400 Mark pro t gezahlt haben. Schließlich sind auch ebenso die Preise für ein drittes Hauptnahrungsmittel Englands, Fische, infolge Hinderung der Fischerei durch den Seekrieg auf das Zwei- bis Vierfache gegen sonst gestiegen. Und ähnliche Preissteigerungen werden von verschiedenen anderen Nahrungsmitteln, z. B. auch Käse, gemeldet.

Diese hohen Nahrungsmittelpreise bedeuten nicht bloß eine Schädigung der großen Masse des englischen Volkes, sondern der englischen Volkswirtschaft überhaupt, da England seine Nahrungsmittel, im Gegensatz zu Deutschland, zum allergrößten Teil einführen muß. Die Mehrausgaben für Nahrungsmittel kommen also hauptsächlich fremden Ländern zugute. Diese verwerten ihre landwirtschaftlichen Produkte mit erheblich größerem Gewinn als sonst, während das englische Volkseinkommen und Volksvermögen und schließlich die englische Wirtschaftskraft entsprechend geschwächt werden. Was die Nahrungsteuerung in dieser Hinsicht bedeutet, wird klar, wenn man erfährt, daß England jährlich für etwa fünf Milliarden Mark Nahrungsmittel einführt. Nimmt man nun die bisherige Steigerung des Preises der Nahrungsmittel durchschnittlich mit nur 25 Prozent an, so bedeutet das für England eine Mehrausgabe an das Ausland von jährlich mindestens 1250 Millionen Mark. Auch diese enorme Schädigung ist nicht zuletzt eine Folge des Kaperkrieges, der die Frachten, Versicherungsgebühren und Löhne für Schiffspersonal und damit die Preise der eingeführten Lebensmittel in die Höhe treibt.

Sogar die unmittelbar durch den Kaperkrieg verursachten wirtschaftlichen Verluste der Engländer sind recht beträchtlich. So sind nach amtlichen englischen Berichten bis Ende 1914 nicht weniger als 153 englische Frachtschiffe, darunter 52 größere Dampfer durch deutsche Kriegsschiffe und Minen vernichtet worden. Da nach deutschen Feststellungen 97 vernichtete Schiffe einen Gesamt-Tonnengehalt von 256 000 t hatten, also jedes Schiff durchschnittlich 2650 t faßte, so dürften mit 153 Schiffen etwa 400 000 t (von 12 Millionen Gesamttonnage der englischen Handelsflotte) in den ersten fünf Monaten des Krieges vernichtet worden sein. Dazu sind anscheinend noch 35 Fischerfahrzeuge, die in dem gleichen Zeitraum vernichtet wurden, zu rechnen. Zu dem Verlust an Schiffen kommt der Verlust der zum Teil sehr wertvollen Ladungen.

Diese Verluste sind jedenfalls sehr viel größer, als die Engländer in ihrem Überlegenheitsdünkel je geglaubt haben, und dürften ihnen umso peinlicher sein, als sie ihnen unmittelbar, ohne Umwege zeigen, daß der Kaperkrieg ihrerseits nicht bloß eine Barbarei, sondern auch eine Dummheit ist. Die Verluste werden auch keineswegs aufhören, sondern haben sich noch gehäuft, seit die deutschen Unterseeboote mit der Vernichtung englischer Handelsschiffe wirksam begonnen haben.

Die Wertverluste infolge Vernichtung von Kriegsschiffen, die auf englischer Seite bisher ebenfalls erheblich größer sind als auf deutscher, sollen als eigentliche Kriegsverluste hier außer Ansatz bleiben.

Wohl aber mag noch auf die nicht unbedeutenden wirtschaftlichen Schädigungen hingewiesen werden, die durch das Bombardement englischer Küstenstädte durch deutsche See- und Luft-Kriegsschiffe verursacht worden sind und

noch weiter verursacht werden dürften. Der Schaden, der z. B. bei der Beschießung von Hartlepool im Dezember vorigen Jahres durch deutsche Kreuzer angerichtet worden ist, wird in dem englischen Fachblatt „The Engineer" als enorm bezeichnet.

Handelt es sich bei den bisher erörterten Schädigungen des englischen Wirtschaftslebens meist um vorübergehende, nur während des Krieges eintretende Verluste, so lassen sich mit Sicherheit auch schwere dauernde Verluste voraussehen. An einigen Stellen z. B., als wir die Vermehrung der Handelsflotten verschiedener Länder und die Lage der englischen Weißblech- und Schokoladenindustrie schilderten, haben wir auf solche dauernden Verluste schon hingewiesen. Weitere ergeben sich auf folgenden Gebieten.

In Deutschland und Österreich-Ungarn haben, wie auch sonst im Auslande, zahlreiche englische Unternehmungen bestanden, die ihrem Mutterlande viel Geld zugeführt haben, z. B. Seifen-, Zigaretten-, Pneumatik- und andere Fabriken, Gaswerke, Versicherungsgesellschaften usw. Diese Unternehmungen sind während des Krieges vielfach in deutsche, österreichische oder ungarische Unternehmungen umgewandelt worden. Die in Deutschland und Österreich recht zahlreichen englischen Versicherungsgesellschaften dürften, soweit sie nicht bereits in deutsche oder österreichische Hände übergegangen sind, in diesen und auch in anderen Ländern kaum noch große Geschäfte machen, nachdem diese Gesellschaften infolge des erpresserischen Zahlungsverbots der englischen Regierung ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen sind.

Bei den englischen Unternehmungen in Deutschland handelt es sich im Gegensatz zu deutschen Unternehmungen und deutscher Tätigkeit in England, die dort erst in den letzten Jahrzehnten als Ergänzung des englischen Wirtschaftslebens Fuß gefaßt haben, durchweg um Überreste aus jener Zeit, wo die Engländer in technischen und wirtschaftlichen Dingen tatsächlich den Deutschen überlegen und ihre Lehrmeister waren, während es jetzt vielfach umgekehrt ist, wie eben jene neuen deutschen Unternehmungen in England beweisen. Wir Deutschen können also die englischen Unternehmungen in unserem Lande ohne Schaden entbehren, während umgekehrt die Beseitigung deutscher Unternehmungen und deutscher Tätigkeit in England, die ja jetzt auch versucht wird, recht empfindliche Lücken im englischen Wirtschaftsleben verursachen wird.

Der Absatz englischer Waren nach Deutschland und Österreich-Ungarn, der bisher einen Wert von mehreren Milliarden Mark jährlich hatte und die verschiedensten Dinge umfaßte, z. B. Textilmaschinen, Nähmaschinen, landwirtschaftliche Maschinen, Schiffe, Schiffsausrüstungen, Kleiderstoffe, Handschuhe, Marmeladen usw., wird zweifellos zurückgehen, nicht bloß jetzt und in den ersten Jahren nach dem Kriege, wo noch die Feindseligkeit nachwirkt, sondern dauernd. Denn diese Dinge können von der heimischen Industrie ebensogut geliefert werden, wie von der englischen; nur alte Gewohnheit aus

jener Zeit, wo die englische Industrie tatsächlich jeder anderen überlegen war, und eine jetzt hoffentlich überwundene Vorliebe des Deutschen für alles Ausländische haben den englischen Waren bisher noch Absatz in Deutschland verschafft; jetzt aber dürfte heimische Ware die ausländische, und vor allem die englische, verdrängen, und zwar dauernd.

Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß England auch durch den dauernden Rückgang des Absatzes einiger Rohstoffe, die in seinen Kolonien gewonnen werden, z. B. Jute und Kautschuk, empfindlich geschädigt werden wird. Denn da England jetzt die Einfuhr dieser Erzeugnisse nach Deutschland und Österreich-Ungarn gesperrt hat, ist man in diesen Ländern gezwungen, nach Ersatzstoffen zu suchen. So widmet die deutsche Industrie und Wissenschaft der Herstellung des künstlichen Kautschuks jetzt ganz besonderen Eifer; ebenso ist man bemüht, für Jute geeignete natürliche oder künstliche Ersatzstoffe zu finden, oder die vorhandenen, wie Textilose, zu verbessern. Es ist gar nicht zweifelhaft, daß diese Anstrengungen, wenn keinen vollen, so doch einen teilweisen Erfolg haben, und daß die englische koloniale Produktion und der englische Handel mit jenen Erzeugnissen empfindlich geschädigt werden, ähnlich wie z. B. seinerzeit die englisch-indische Indigo- und die englische Farbenindustrie durch Erfindung des künstlichen Indigos und der Anilinfarben. Sind die Preise für Kautschuk und Jute schon jetzt soweit gefallen, daß sie nicht mehr die Produktionskosten decken, so werden sie noch mehr fallen, wenn die deutsche Industrie künstliche Ersatzstoffe auf den Markt bringt.

England war ferner gewissermaßen der Schiffsbaumeister der Welt, besonders für Kriegsschiffe. Auch diese Vorzugsstellung dürfte durch den Krieg erschüttert werden, nachdem verschiedene Staaten, wie die Türkei, Norwegen, Argentinien, Chile, haben sehen müssen, wie England die von ihnen zum Bau gegebenen Kriegsschiffe ohne weiteres mit Beschlag belegt und für sich benützt, unbekümmert um Proteste. Auch die offensichtliche Überlegenheit der deutschen Unterseeboote, vielleicht auch, wie sich noch zeigen dürfte, der neueren deutschen Kriegsschiffe über englische, wird dazu beitragen, daß Deutschland auch im Kriegsschiffbau für fremde Staaten mehr und mehr an die Seite Englands tritt.

Die Hälfte der deutschen Einfuhr an Seefischen, die im Jahre 1913 fast 118 Millionen Mark betrug, kam bisher aus England. Das braucht künftig auch nicht mehr zu sein. Da die Fischgründe des Meeres allen Nationen freistehen, also auch deutschen Fischern, so ist es nur notwendig, die deutsche Fischerei, eventuell mit staatlicher Hilfe, zu entwickeln, so daß sie wenigstens den eigenen Bedarf an Seefischen decken kann und dafür den Gewinn erhält, den heute Engländer einstecken.

Großen dauernden Schaden wird endlich der englische Handel erleiden. England war bisher der größte Zwischenhändler und Bankier der

Nationen. In England war die Zentralstelle für die meisten internationalen Handelszweige, z. B. für den Kaffee-, Baumwoll-, Metall-, Getreide-, Salpeter-, Rauchwaren- und anderen Handel; englischer Einrichtungen bedienten sich diese Handelszweige, englischen Schiffen fiel der größte Teil der Frachten zu, englische Gesellschaften versicherten die Schiffe und Ladungen, englische Banken finanzierten fast den gesamten Überseehandel der Erde. Diese Vermittlertätigkeit brachte den englischen Geschäftsleuten alljährlich Milliarden ein und ist mit eine Hauptquelle des englischen Reichtums und des großen Jahreseinkommens des englischen Volkes. Aus fast zweihundertjähriger Gewohnheit ertrug das Ausland diese Vormundschaft im Welthandel; auch Deutschland, obgleich der Außenhandel Deutschlands in verschiedenen der genannten Handelszweige ebenso bedeutend oder gar bedeutender ist, z. B. in Metallen und Salpeter, als der Englands. In den letzten Jahren allerdings regten sich schon in Deutschland Bestrebungen, die darauf ausgingen, wenigstens den deutschen Außenhandel von England unabhängig zu machen; und die Besorgnis, seine maßgebende Vermittlerstellung und damit einen Hauptteil seines Einkommens allmählich zu verlieren, und zwar an Deutschland, dürfte für England ebensosehr ein Grund zu dem Überfall auf uns gewesen sein, als die Furcht, den Weltmarkt immer mehr mit Deutschland teilen zu müssen. Denn die Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes wird ständig größer, sodaß ein Mehrabsatz Deutschlands hier nicht einmal einen Minderabsatz Englands zu bedeuten braucht und bisher auch tatsächlich nicht bedeutet hat. Aber in dem Maße, wie Deutschlands Welthandel dem Englands ebenbürtig oder überlegen wird, entfällt ein sachlicher Grund für jene allein maßgebende Vermittlerstellung Englands, ist es vielmehr sachlich berechtigt, daß es auch diese Vermittlerstelle mit Deutschland mindestens teilt. Aber das eben wollte England nicht; es wollte allein herrschen und immer reicher werden. Und als das im friedlichen Wettbewerb nicht mehr möglich schien, griff es zum Schwert, vielmehr dingte sich eins, um den unbequemen Wettbewerber mit Gewalt zu unterdrücken. Aber was der Krieg verhindern sollte, wird er wiederum erst recht bringen: gerade der Krieg wird die Abschüttelung der englischen Vorherrschaft und Bevormundung im Welthandel beschleunigen. Denn zu der dazu drängenden politischen Feindschaft in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei kommt, daß die englische Regierung und Geschäftswelt in ihrem Handelskrieg Maßnahmen ergriffen haben, die in so unerhörter Weise gegen Treu und Glauben im Geschäftsverkehr und internationalen Gepflogenheiten verstoßen, daß nicht bloß deutsche und österreichische Geschäftsleute Bedenken tragen werden, sich künftig wieder des englischen Handels und englischer Handels- und Rechtseinrichtungen zu bedienen, sondern auch die Geschäftsleute vieler jetzt neutralen Staaten. Bei diesen hat auch die Tatsache Eindruck gemacht, daß England ein Moratorium erlassen mußte, Deutschland aber nicht, daß also das vielgerühmte englische Handels- und Bankwesen nicht so gut fundiert und organisiert

ist wie das deutsche. Schließlich, und nicht zum wenigsten, ist die neutrale Geschäftswelt aufgebracht worden durch die unaufhörlichen Schikanen Englands gegen den neutralen Handel. Diese Schikanen haben den Neutralen gezeigt, daß die englische See- und Handelsherrschaft gleichbedeutend ist mit rücksichtsloser Unterdrückung auch des neutralen Handels zugunsten englischer Interessen. Wenn die deutsche Geschäftswelt jetzt Einrichtungen schafft, die im Überseehandel an die Stelle der bisher benützten englischen treten können, so dürften diese künftig nicht bloß vom deutschen und österreich-ungarischen, sondern auch vom neutralen Handel benützt werden. Solche Einrichtungen aber sind in Deutschland bereits in der Bildung begriffen; so sind die schon vor dem Kriege in Deutschland begründeten Metallbörsen erweitert, ein Zentralverband des deutschen Getreide-Einfuhrhandels ist begründet worden, Einrichtungen zur Finanzierung des deutschen Außenhandels sollen geschaffen werden, und österreichische und ungarische Handelskammern haben bereits zur Ausschaltung des englischen Zwischenhandels zugunsten des deutschen aufgefordert.

Daß der jetzige Schiffsmangel und die hohen Frachten im Überseeverkehr viele neutrale Völker veranlassen, ihre Handelsflotte zu vergrößern, und daß dadurch der englischen Schiffahrt für die Zukunft neben der deutschen noch eine stärkere sonstige Konkurrenz erwächst, die ihren Gewinn dauernd schmälern wird, führten wir bereits aus.

So haben die Engländer durch ihren barbarischen Kaperkrieg und ihre rücksichtslosen Maßnahmen gegen den feindlichen und den neutralen Handel nur bewirkt, daß sich dieser Handel noch schneller, als in friedlicher Entwicklung geschehen sein würde, von der englischen Vormundschaft frei macht, und haben sich so nicht bloß während des Krieges, sondern dauernd auf das schwerste selbst geschädigt.

Zusammenfassend kann man wohl sagen, daß der wirtschaftliche Schaden, den England durch den Krieg erleidet, viele Milliarden beträgt, und daß diese Schädigung nicht vorübergehend, sondern zum großen Teil dauernd sein wird. Was der englische Finanzmann Beckett in der Handelskammer von Leeds erklärte, daß der finanzielle Weltstatus durch den Krieg um 100 Jahre zurückgeworfen werde, das dürfte für England und seine Verbündeten allerdings zutreffen, nicht aber auch für Deutschland. Und offenbar urteilt Beckett ja auch nur aus seiner Kenntnis der englischen und vielleicht französischen Verhältnisse, die also wohl seinem Urteil entsprechen.

Der Ingrimm der Engländer über ihre ganz unerwarteten Verluste auf allen möglichen Gebieten dürfte nicht verringert werden durch die Wahrnehmung, daß Deutschland, dem sie alle jene Schädigungen ja allein zugedacht hatten, davon nun viel weniger betroffen wird, als sie selbst. Das deutsche Volk entrichtet keinen so hohen Tribut für Nahrungsmittel an das Ausland, ebenso braucht Deutschland nicht Milliarden für Rüstungslieferungen an das Ausland zu

zahlen; denn Deutschland deckt seinen Nahrungsmittelbedarf fast ganz im Lande — daß dazu Sparsamkeit notwendig ist, bedeutet wirtschaftlich keinen Nachteil — und beschäftigt mit seiner Kriegsrüstung nur seine eigene Industrie, die dafür vollkommen ausreicht. Nicht einmal die deutsche Ausfuhr scheint in dem Maße zu leiden, wie die englische, betrug doch der Rückgang der deutschen Ausfuhr im August 1914 nur 44,8 Prozent gegenüber 45,1 Prozent bei der englischen. Inzwischen aber haben sich der deutschen Ausfuhr weitere Wege in und über die neutralen Länder erschlossen. Wenn die deutsche Schiffahrt jetzt vielleicht in stärkerem Maße leidet, als die englische, so dürfte das nach dem Kriege wieder wettgemacht werden durch den Übergang eines Teiles der englischen Handelseinrichtungen und des englischen Zwischenhandels an Deutschland, wovon auch die deutsche Schiffahrt Vorteil haben würde. Eine zeitweilige Schädigung aber dürfte die deutsche Schiffahrt weit besser ertragen, als die englische, weil sie im allgemeinen finanziell weit besser fundiert ist, wie bereits der erste Kriegsabschluß einer deutschen Reederei, der Rolandlinie in Bremen, erkennen läßt, die noch eine Dividende von vier Prozent zu verteilen vermag, wo englische Reedereien, wie wir gesehen haben, dividendenlos bleiben.

Der Schmerz über diese enormen gegenwärtigen und künftigen Verluste dürfte nicht geringer werden, wenn schließlich auch die Engländer einsehen werden, daß diese Verluste nur eine unmittelbare oder mittelbare Folge ihrer eigenen, eines Kulturvolkes unwürdigen Kriegführung sind, ihres räuberischen und erpresserischen Handelskrieges, und daß sie mit diesem ganzen opferreichen Kriege gerade das Gegenteil von dem erreicht haben, was sie erreichen wollten.

Es scheint, als ob nach dem bekannten Wort nicht bloß mit unglaublich wenig Verstand die Welt regiert wird, sondern von manchen Regierungen mit noch weniger Verstand Krieg erklärt und geführt wird. Vielleicht wird dieser Krieg im Hinblick auf ein gewisses Volk und seine Regierung einmal als die größte Dummheit der Weltgeschichte bezeichnet werden.

Dr. E. Hurwicz: Die geistigen Beziehungen Rußlands zu Westeuropa.

Die Behandlung dieses Themas führt uns zugleich darüber hinaus: in den geistigen Beziehungen Rußlands zu Westeuropa enthüllt sich uns — durch den Vergleich — auch die Volksseele Rußlands.

Man kann in Rußland zwei Strömungen unterscheiden, von denen die eine auf die Absonderung vom Westen, die zweite auf die Assimilation mit ihm gerichtet ist. Diese beiden Strömungen haben von jeher existiert. Sie offenbaren sich in ihrem vollen Gegensatz schon z. B. zur Zeit Peters des Großen, in dem Streite zwischen ihm und seinem Sohn Alexei, dem Anhänger der altrussischen Partei. Der — auch in Deutschland bekannte — russische Schriftsteller Mereschkowsky hat diesen historischen Gegensatz in künstlerischer Form in seinem Roman „Peter und Alexei" (von dem, wie ich glaube, auch eine deutsche Übersetzung vorhanden ist) dargestellt.

Die erstere Strömung hat verschiedene Ursachen. Sie ist zum Teil durch das natürliche, jedem Volke eignende Gefühl und Willen nicht nur zur politischen, sondern auch zur ideellen Selbständigkeit bedingt; zum andern Teil — durch den Panslawismus. Psychologisch interessanter sind jedoch die zwei anderen Wurzeln dieser Ideenrichtung. Zunächst kommt hier die Idee einer besonderen Mission des russischen Volkes in Betracht, die aber nicht etwa, wie man vielleicht glauben könnte, ausschließlich in reaktionären und chauvinistischen Kreisen lebt, sondern von der auch gerade die Besten und die Intellektuellen der Nation nicht ganz frei sind. Dieser Glaube steht wohl — diese Erklärung wird uns durch Analogien mit anderen Völkern bestätigt — einerseits mit den furchtbaren Leiden, denen das Volk, dank seinen historisch-politischen Schicksalen, ausgesetzt ist, in Verbindung; sie veranlassen es, durch eine erträumte goldene Zukunft die traurige Gegenwart sich zu erleichtern; dieser Zusammenhang wird um so klarer, als es sich hierbei fast immer um eine besondere sittliche Mission handelt; andererseits ist jener Glaube durch die politische Jugend des Volkes bedingt, die seine Zukunft als einen Komplex unbegrenzter Möglichkeiten erscheinen läßt.

Die letzte Wurzel der Selbständigkeits-Bewegung liegt endlich in einer Kritik des Westeuropäismus. Bezeichnend hierfür ist das Schlagwort vom „faulen Westen". Auch für diese Kritik waren und sind verschiedene Gründe maßgebend. Den russischen sensiblen Beobachtern erschien die westeuropäische Kultur vielfach als zu sehr veräußerlicht, verflacht, unwahr. Sodann hat hier jener psychologische Zug eine beträchtliche Rolle gespielt, den ich als geistigen Maximalismus bezeichnen möchte. Dieser Zug hat sich vornehmlich in

Tolstoi offenbart, und hier wird es besonders klar, was ich unter ihm verstehe. Als es sich um die Frage der Schädigung der Gesundheit der Drucker durch ihre gewerbliche Arbeit handelte, glaubte Tolstoi dem Übel auf den Leib zu rücken durch die Aufforderung zum Verzicht auf die Zeitungslektüre, da man durch letztere bewußt zur Schädigung menschlicher Gesundheit beitrage. Als im Jahre 1905 die Agrar- und die Arbeiterfrage akut wurden, veröffentlichte Tolstoi in einer der vornehmsten russischen Zeitschriften einen „Die Erbsünde" betitelten Aufsatz, in dem er alle politischen und sozial-politischen „dem Westeuropa entlehnten" „Programme" und Streitigkeiten über diese ironisch behandelte und für überflüssig erklärte, — da alle sich doch bewußt seien oder sein müssen, daß die Wurzel aller Mißstände die Armut des Bauers ist —, und die Grundbesitzer allen Ernstes aufforderte, die alte Sünde durch freiwillige Länderverteilung an die Bauern zu sühnen. Durch diese naive Stellungnahme ergab sich dann die — seinerzeit in Rußland vielbemerkte — eigentümliche politische Konstellation, wonach derselbe Tolstoi, der von der russischen Kirche ausgestoßen und von der Regierung schief angesehen war, durch seine kritische Position des realpolitischen Indifferentismus tatsächlich in unmittelbare Nähe der Reaktionäre geriet. Der geistige Maximalismus ist also die einseitige Betrachtung und Lösung politischer und sozialer Probleme als moralischer Fragen individueller Art. Vermöge dieses Zuges erblickten die russischen Beobachter in der Kultur Westeuropas nur eine Halbheit, ja oft eine Entartung, eine Altersschwäche. Sie haben somit das, was tatsächlich eine — durch die reale Natur der Probleme selbst bedingte — historisch-politische Entwicklungserscheinung war, für eine dementia senilis gehalten und es nicht bemerkt, daß es eher Rußland war, welches an einer dementia praecox litt. In der Tat, wenn Wundt eine „Völkerpsychologie" schrieb, so gibt es doch auch eine „Völkerpsychopathologie", zu der die Geschichte des russischen Volkes, aus historischen und psychologischen Gründen, einen nicht unbeträchtlichen Beitrag liefert. — Die durch Motive künstlerischer Natur bedingte psychologische Antipathie gegen den Westen findet in Andrejews Erzählung „Der Fluch des Tieres" einen künstlerischen und beredten Ausdruck. Er schildert hierin seine Eindrücke während eines Aufenthaltes in Berlin: die Einförmigkeit der Gesichter, der Kleidung, der Bewegungen, der Gespräche erschrickt ihn; er sucht vergeblich nach etwas Abweichendem, Individuellem; auf seinen Irrungen gerät er in den Zoologischen Garten und symbolisiert hier seine Stimmung durch die Szene eines gewaltigen Tieres, das sich erhebt und einen furchtbaren Fluch über diese alles Lebendige tötende, nivellierende, maschinelle Zivilisation ausstößt. — —

Neben der im bisherigen geschilderten Strömung gab es, wie bereits oben bemerkt, von jeher und gibt es auch jetzt eine andere, nicht minder starke, eher vielleicht stärkere zweite Strömung, die die Rettung Rußlands nicht in gefühls-

mäßigen Reflexionen findet, sondern von einer Assimilation der westeuropäischen Kultur erwartet. Die Anhänger dieser Ideenrichtung werden in Rußland als Westler (sapadniki) gekennzeichnet und den Vertretern des Altrußlands gegenübergestellt. Schon Tschaadajeff betrachtet die russischen politischen und sozialen Zustände als einen „Schandfleck auf dem europäischen Gewissen". — Die westeuropäische Kultur hat in Rußland auf verschiedenen Wegen Eingang gefunden. Peter der Große, der Gründer der russischen Flotte, hat bekanntlich den Schiffsbau in Holland studiert. Im Gesellschaftsleben bemühte er sich, die deutschen Sitten einzuführen. Italienische Künstler haben russische Kirchen gebaut und geschmückt. Katharina II. unterhielt sehr intensive literarische Beziehungen mit dem Westen. Auch Alexander I. war, als Zögling des Waadtländers Laharpe, der westeuropäischen Kultur ergeben. Unter seiner Herrschaft dringen die Ideen des Konstitutionalismus ein, und das Werk der Leibeigenen-Befreiung wird, unter der entschiedenen Mitwirkung Speranskis, begonnen. Den zunächst von den Herrschern ausstrahlenden Einfluß des Westens vermittelt jedoch auch weiteren Kreisen in immer größerem Maße neben dem literarischen auch der Reiseverkehr. Mit Nikolaus I., einem entschiedenen Gegner des Westens und Anhänger der altrussischen Kultur, tritt ein Rückschlag ein. Es fängt eine gewaltsame Russifizierung der russischen Provinzen mit fremdsprachiger Bevölkerung an. Der Reiseverkehr mit dem Westen wird durch Erschwerung des Paßwesens möglichst unterbunden. Der Krimkrieg endet mit einem Sieg der verhaßten Occidentalen, und mit Alexander II. tritt eine politische Gegenreaktion ein, die sich besonders in der Wiederaufnahme und Vollendung der Bauernbefreiung dokumentiert. In der Folge und bis auf die Gegenwart behaupten ihren Einfluß in der Hauptsache die französische und die deutsche Kultur. Während jedoch die erstere vornehmlich die Form, den Geschmack, die Sprache, kurz den künstlerischen Inhalt des Kulturlebens beherrscht, beeinflußt die zweite dessen sachlichen Inhalt. Als ein lebendiges Symbol dieses doppelten Einflusses kann vielleicht der — (wegen seines dauernden Aufenthaltes im Ausland vielfach angegriffene) — Turgenieff gelten, der an Paris durch seine Beziehungen zu der berühmten Sängerin Viardo gebunden war, seine philosophische Bildung aber in Berlin bei Werder, einem Schüler Hegels, genoß. Wenn jedoch nicht Deutschland, sondern Frankreich auf politischem Gebiete so entscheidenden Einfluß auf Rußland gewonnen hat, so liegt das nicht nur an den bekannten rein politischen Gründen, sondern — was vielfach übersehen wird — auch an einer tiefer begründeten inneren Verwandtschaft, die das Russentum zum Franzosentum und die politisch maßgebende russische Aristokratie zu der französischen hinzieht, einer Verwandtschaft des slawischen und des romanischen Temperaments und Charakters, die sich in der beiden Völkern gemeinsamen psycho-physischen Impulsivität, Suggestibilität, besonderen Empfindsamkeit der äußeren Form gegenüber, vorwiegend deduktivem Denken usw. äußert. (Es zeigt sich eben hieran, daß die Politik zwar oft auch

die engsten Blutsbande zwischen den Völkern zerreißen kann, wie zwischen den Serben und den Bulgaren, daß sie aber andererseits auch von der inneren psychischen Verwandtschaft mitbeeinflußt werden kann, wie in dem hier untersuchten Fall, wie wohl auch in den Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich, wie in der Zuneigung eines Teils der Italiener zu den Franzosen usw., so daß man zwar keinerlei feststehende Gesetzmäßigkeiten zwischen Gefühl und Politik feststellen, jedoch auch nicht den mannigfachen Zusammenhang zwischen den beiden bestreiten kann.) Aber auch auf seiten der Demokratie spielt die Verwandtschaft des politischen Temperaments eine Rolle, die durch die historischen Traditionen Frankreichs, als eines Landes des für das heutige Rußland aktuellen politischen Radikalismus, verstärkt wird.

Auf wissenschaftlichem Gebiete jedoch behauptet Deutschland in Rußland zweifellos den Vorrang. Als eine offizielle Anerkennung dieser Tatsache kann wohl die Errichtung „kaiserlich russischer Seminare" an der Berliner Universität betrachtet werden, so seinerzeit eines römisch-rechtlichen Seminars unter Leitung von Dernburg und Eck, und neuerdings eines strafrechtlichen Seminars, wohin die Lieblinge Kassos entsandt wurden. — Jedoch dringen westeuropäische Ideen, auch abgesehen von der direkten Vermittlung durch ausländisches Studium, gewissermaßen spontan ein. Diese, insbesondere auf soziale und ästhetische Probleme gerichtete, Ideen erzielen in den anderen Verhältnissen, als die, wo sie entstanden sind, oft eine eigentümliche Wirkung. Vor einigen Jahren suchte ich z. B. den historisch-psychologischen Gründen der Verbreitung des Marxismus in Rußland nachzugehen, die in gar keinem Verhältnis zu der industriellen Entwicklung Rußlands steht*). Ich darf vielleicht hier wiederholen, was ich damals sagte: „Vom universalhistorischen Standpunkt betrachtet, tritt uns in der Aufnahme des Marxismus in Rußland nur der wiederkehrende geschichtliche Prozeß entgegen: der periodisch sich wiederholende Eindrang westeuropäischer Ideen in das russische Land. Dieser Prozeß ist aber auch eine ‚historische Notwendigkeit': eine Folge der immer vorwärtsstrebenden Intelligenz dieses Landes einerseits und der Rückschrittlichkeit seiner realen Zustände andererseits. Daher die ewige Antinomie, die allen solchen Ideen-Rezeptionen notwendig anhaftet. . . Was hier nottut, ist nur eine zielbewußte, den einheimischen und historischen Verhältnissen vollständig angepaßte organische Sozialpolitik." Eine Anpassung der westeuropäischen Kultur an diese Verhältnisse ist auch die Forderung aller Intellektuellen, besonders derer, die in Deutschland ihre Schulung erworben haben; eine Forderung, an deren Durchführung sie allerdings regelmäßig durch das herrschende politische Regime verhindert werden. Von einer Demokratisierung der inneren Politik Rußlands — insbesondere von der Heranziehung der Gebildeten

*) Der Marxismus in Rußland, Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, herausgegeben von J. Kohler, Berlin 1910.

aller Stände — kann daher nach dem Gesagten wohl auch eine Vertiefung und somit eine Besserung der Beziehungen zu Deutschland erwartet werden. Wie stark aber die inneren Bande, die diese Intellektuellen mit Westeuropa verbinden, sind, sei zum Schluß an einem Vorkommnis gezeigt, das mir ein befreundeter Universitätsprofessor erzählte. Als sich in Westeuropa seinerzeit ein Protest gegen die gewaltsame Russifizierung Finnlands erhob, taten sich einige gelehrte Körperschaften in Rußland zu einem Gegenprotest zusammen. Auch der betreffende Professor erhielt eine Aufforderung zu einer dieser Versammlungen. Da er an dem Gegenprotest nicht teilnehmen wollte, drückte er sich, indem er auf einen ungesetzlichen Formfehler der Einberufung hinwies. Das hat aber nicht geholfen, und er erhielt zum zweiten Mal dieselbe Aufforderung. Er ließ sagen, daß er nicht zu Hause ist. Als aber auch daraufhin der Universitätsdiener zum dritten Mal in seiner Wohnung erschien und ihm den schriftlichen Kollektivprozeß überbrachte, den er mitunterzeichnen sollte, schrieb er wütend auf das Papier: „Dumme Aufrufe unterzeichne ich nicht." Dieserwegen war er vor den Kreiskurator zitiert, da er aber einer der tüchtigsten in seinem Fache ist, endete die Geschichte nur mit einem väterlichen Verweis. —

Zum Schlusse der Betrachtungen über die geistigen Beziehungen Rußlands zu Westeuropa verlangt aber die Gerechtigkeit, zu bemerken, daß die Verbreitung der russischen Sprache in Westeuropa ganz mangelhaft ist, und daß daher nicht nur eine mangelhafte Orientierung über Rußland betreffende politische und soziale Fragen, sondern oft auch überhaupt ganz falsche Vorstellungen über das dortige Gesamtleben rühren.

Dr. Paul Ostwald: Rußland und wir!

So unzweifelhaft es feststeht, daß England es gewesen ist, durch dessen jahrelang betriebene Politik voll Ränke und Hinterlist sich im gegebenen Augenblick eine Welt von Feinden gegen Deutschland erheben konnte, so dürfen wir andererseits doch auch nicht übersehen, daß die Schuld der anderen Feinde uns gegenüber nicht gerade geringer wird. Alle Bemühungen dieses „perfiden Albions", einen Weltbrand gegen Deutschland und zur Vernichtung Deutschlands zu entfachen, wären doch ergebnislos verlaufen, wenn eben die anderen nicht ein Gleiches gewünscht und ersehnt hätten. Nur weil alle unsere Feinde

der einen Meinung sind, daß allein durch die völlige politische wie wirtschaftliche Lahmlegung unseres deutschen Vaterlandes ein jeder von ihnen die notwendigen Bedingungen und Grundlagen für eine günstige Weiterentwicklung in jeder Hinsicht gewinnen kann, nur weil sie alle diesen einen gemeinsamen Grundsatz über die sonstigen und doch recht scharfen Interessengegensätze unter ihnen selbst gestellt haben, sehen wir uns zu gleicher Zeit in Ost und West, zu Wasser und zu Lande von Feinden umgeben. In dem berechtigten Zorn gegen den neuen Erbfeind England wird gar zu leicht vergessen, daß auch der alte Erbfeind Frankreich nicht nur nach „Revanche“ für 1870/71 und nach „Gloire“, sondern auch nach deutschen Landen strebt; es wird zu leicht vergessen, daß Rußland den Krieg so gern gewollt hat, daß es den Mord in Serajewo zum Anlaß machte.

So ist es denn auch wohl einmal notwendig, daß wir uns fragen: Was will Rußland? Welche Hoffnungen und Ziele verfolgt es? Was soll ihm ein vernichtetes Deutschland bringen?

An erster Stelle sind da zu nennen die seit den Zeiten Peters des Großen zur Tradition gewordenen Absichten auf ausreichende Zugänge zum Meer. Rußland will die Zertrümmerung der Türkei, um an die Dardanellen zu gelangen; Rußland will aber auch an die Ostsee. Kriege über Kriege hat das Zarenreich seit 1700 geführt, um im Süden sich den Weg zum Meere zu verschaffen. Aber nur 23 Jahre lang, von 1833 bis 1856, hat es die Durchfahrt durch die Dardanellen in den Händen gehabt und hat die Türkei zwingen können, nur russische Schiffe vom Schwarzen Meer in das Mittelmeer durchzulassen. Durch das gemeinsame Eintreten von Frankreich und England im Krimkriege 1856 verlor Rußland wieder seine kaum gewonnene Stellung am Mittelmeer, und noch ungünstiger wurden seine Aussichten durch den Berliner Kongreß 1878. Bismarck erkannte die Notwendigkeit der kleinen Balkanstaaten, die sich dem Vordringen Rußlands nach Konstantinopel hindernd in den Weg stellten, und wohl oder übel mußte auch das Zarenreich sie anerkennen. Vornehmlich Deutschland ist seit dieser Zeit ein Beschützer der Türkei geworden, und es hat sich bei der immer größer werdenden Weltwirtschaft unseres Vaterlandes gezeigt, wie notwendig für unsere ganzen orientalischen Interessen die Erhaltung der Türkei ist. In demselben Augenblicke, in dem die Russen das Kreuz auf der Hagia Sophia aufpflanzen, sind wir mit unseren bedeutenden wirtschaftlichen Interessen in Kleinasien am Ende. So weiß denn Rußland wohl, daß wir um unserer selbst willen die Türkei verteidigen, daß ein starkes Deutschland nie seine Einwilligung zu einer Einverleibung Konstantinopels in das Russische Reich geben würde. Deutschland vernichten heißt also Konstantinopel gewinnen!

Nicht minder wichtig ist aber die Ostsee. Rußland hat zwar durch Peter den Großen die baltischen Provinzen hier erworben, es hat seit 1809 auch Finnland mit dem wichtigen Hafen Helsingfors in den Händen, aber genügen kann

das alles nicht. Die Häfen liegen zu weit nach Norden, sie frieren auf Monate zu, und nur Libau liegt günstiger. Doch ist dieser Hafen wieder zu klein. So sehen wir denn auch an diesem Meere sich die Russen immer wieder darum bemühen, ihre Macht an der Küste nach Süden weiter vorzuschieben. Eine solche Gelegenheit zur Erreichung ihrer Absichten glaubten sie im Siebenjährigen Kriege gefunden zu haben. Es waren nicht nur die beißenden Epigramme eines Friedrich des Großen auf die Zarin Elisabeth, die diese dann trieben, mit Österreich und Frankreich gegen Preußen vorzugehen. Rußland hoffte auf Ostpreußen. War es doch von vornherein klar, daß der Preußische König dieses von seinem eigentlichen Lande so entfernte und noch dazu durch das polnische Reich abgetrennte Land nicht würde beschützen können, wenn er zu gleicher Zeit gegen Österreich und Frankreich sich zu wehren hatte. Friedrich hatte ja dann auch nur geringe Truppenmassen dort oben, da er den Hauptstoß gegen Österreich führen mußte. Die wenigen preußischen Truppen unter dem General Lehwaldt (24 000 Mann) wurden von dem fast vierfach überlegenen Gegner unter dem General Aprarin bei Groß-Jägerndorf nach mannhaftem Widerstande geschlagen. Am 22. Januar 1758 zogen die Russen in Königsberg ein, und Aprarin zwang die Einwohner der Provinz, am Geburtstage des Königs, am 24. Januar, der Kaiserin Elisabeth den Eid der Treue zu leisten. Ostpreußen mußte Friedrich vorläufig für verloren erklären, so sehr es ihn auch schmerzte. Die Russen aber richteten sich weiter häuslich ein, in dem festen Glauben, daß Friedrich völlig unterliegen und damit das Land russisch bleiben würde. Sie rückten auch noch weiter an der Küste vor und besetzten bald den Hafen Kolberg. Zum Glück für Friedrich und zum Ärger Rußlands aber gingen die eroberten Gebiete an der Ostseeküste wieder verloren, weil Zar Peter, der Nachfolger Elisabeths, am 5. Mai 1762 Frieden schloß und hierin freiwillig alle Eroberungen herausgab, da er ein Bündnis mit Friedrich zu schließen beabsichtigte. „Dank dem Himmel, unser Rücken ist frei," konnte nun Friedrich aufatmend an seinen Bruder Heinrich schreiben.

Was durch des Zaren Peters Politik wieder verloren war, hoffte seine Gemahlin und Nachfolgerin Katharina auf andere Weise, und zwar noch in größerem Umfange zu erreichen. Polen sollte russisch werden, damit aber auch die Weichselmündung mit Danzig. Gelang dieser Plan, dann war auch Ostpreußen für immer verloren. Es wäre zu einer preußischen Enklave mitten in russischem Gebiete geworden, Memel, Königsberg, Elbing, Danzig wären dann russische Häfen geworden. Doch auch hier machten die Russen ihre Pläne ohne einen Friedrich den Großen. Statt daß Polen ganz in russische Hände fiel, mußte es infolge der von Friedrich geschickt geführten Politik sich zu einer Teilung bequemen. Westpreußen wurde 1772 preußisch, und damit gingen für Rußland nicht nur die Aussichten auf Danzig verloren, sondern durch die jetzt hergestellte Verbindung zwischen Brandenburg und Ostpreußen wurde auch dieses

bisher so isolierte Gebiet des Preußischen Staates gesicherter und russischen Übergriffen gegenüber geschützter.

Doch Rußland wurde nicht müde, immer wieder es zu versuchen, seine Absichten auf die südliche Ostseeküste durchzuführen, sobald sich nur die geringste Gelegenheit bot. So hätte der Zar Alexander im Frieden zu Tilsit sich nicht ungern noch mit ostpreußischem Gebiet, wenigstens mit Memel, bereichert, wenn Napoleon nicht dagegen gewesen wäre. Erst recht benutzte derselbe Zar die Verhandlungen auf dem Wiener Kongreß 1815, um dem erwünschten Ziele näherzukommen. Zwar blieb Thorn in preußischem Besitz, aber es entstand ein Königreich Polen mit der Hauptstadt Warschau, und der Zar wurde polnischer König. Durch eine höchst freisinnige Verfassung hoffte er die Polen in dem neuen Reiche sich günstig zu stimmen und die Polen unter preußischer und österreichischer Herrschaft mit dem Wunsche nach einer Befreiung von der fremden Oberhoheit und nach einer Vereinigung mit dem polnischen Reiche zu erfüllen. Damit wäre ein polnischer Staat von den Karpathen bis zur Ostsee wiedererstanden, und zwar unter russischer Oberhoheit. Rußland hatte dann Danzig, und Ostpreußen war wiederum ein losgetrenntes und völlig von russischem Besitz umgebenes Gebiet des Preußischen Staates. Alexanders Plan scheiterte am polnischen Fanatismus, den selbst die freiheitliche Verfassung des Landes nicht mit dem Fehlen eines nationalen Königtums aussöhnen konnte. Die Revolution im Jahre 1830 machte dem Königreich Polen ein Ende; es trat völlig unter russische Verwaltung.

Wir sehen, daß wir es bei Rußland mit einem Gegner zu tun haben, zu dessen politischer Tradition es gehört, große Teile der preußischen Ostseeküste zu erwerben. So will denn Rußland in diesem Kriege nicht mehr und nicht weniger, als die Küste bis mindestens Stettin. Königsberg und Danzig würden ihm bei der heute so wichtigen Stellung Stettins, als des größten preußischen Handelshafens an der Ostsee, nicht mehr genügen. Mit diesem wichtigen Küstengebiet, mit den großen Häfen von Königsberg, Danzig und Stettin hätte nun aber Rußland endlich nicht nur brauchbare Häfen gewonnen, sondern auch die völlige Herrschaft in der Ostsee. Mit einer Küstenbeherrschung vom Tornea Elf bis zur Oder würde es den größten Einfluß auf die zwei kleineren Ostseemächte: Schweden und Dänemark haben. Es würde vor allem durch ein politisches Übergewicht die Schließung und Öffnung von Sund und Belt durch Dänemark in den Händen haben. Rußland hätte den Zugang zum Meer im Norden, und der wäre für das Zarenreich insofern noch erwünschter als die Dardanellen, da England hier wohl kaum im Wege stehen würde.

Erst an zweiter Stelle stehen nun neben diesen Expansionsplänen Rußlands im Süden und Norden auf Kosten Deutschlands die wirtschaftlichen Hoffnungen, die dieser Krieg erfüllen soll. Rußland hat sich bisher unfähig erwiesen, sich

trotz seiner Größe, trotz seiner Bodenschätze vom Ausland industriell unabhängig zu machen. Es ist immer noch ein Einfuhrland, und gerade Deutschland ist sein Hauptlieferant gewesen. So haben wir z. B. geliefert

Motorwagen im Jahre:

	1909	1910	1911	1912	
für	2,4	4,6	7,7	10,7	Mill. Mark.

elektrische Glühlampen:

	1909	1910	1911	1912	
für	4,5	5,5	6,8	9,5	Mill. Mark.

Motoren:

	1909	1910	1911	1912	
für	2,6	3,5	8,9	9,0	Mill. Mark.

Pflüge:

	1909	1910	1911	1912	
für	4,8	5,2	6,2	6,2	Mill. Mark.

Doch das mag genügen, um ungefähr die Abhängigkeit der russischen Industrie von der deutschen zu zeigen. Nun hat Rußland gerade in dem letzten Jahrzehnt große Anstrengungen gemacht, auch die Industrie im eigenen Lande zu heben, doch hat sich deshalb die Einfuhr von Deutschland nicht verringert; sie ist weiterhin im Steigen geblieben. Wir sind eben als Lieferanten von Qualitätsware der russischen Industrie überlegen. Diesen unbequemen Konkurrenten hoffen nur die interessierten Kreise in Rußland durch einen glücklichen Krieg zu vernichten. Was Deutschland an Rußland verliert, soll der russischen Industrie zugute kommen, sie soll der Erbe werden, das ist das Ziel der Großindustriellen im Zarenreiche. Es gibt keinen anderen Weg, sich dieses unbequemen Gegners auf wirtschaftlichem Gebiete zu entledigen, als ein mit Erfolg geführter Vernichtungskrieg gegen Deutschland. Das gleiche gilt für den deutschen Kaufmann, der durch seine größeren Kenntnisse, durch seinen Arbeitseifer, durch seine Kühnheit in allen Städten des Zarenreiches als unbequemer und schwer zu verdrängender Konkurrent gilt. Darum schritt die Polizei nicht ein, als der Pöbel von Petersburg und Moskau die Läden der Deutschen zerstörte, darum ließ man dem Volke seinen Willen, als es in den Straßen die Asphaltplatten herausriß und vernichtete, weil sie den deutschen Fabrikstempel trugen.

Ist nun nach alledem Rußland wirklich nur als ein Gegner zu beurteilen, der von London aus geleitet wird? Werden wir wohl, wie man sooft es hört, mit Rußland leichter zum Frieden kommen als mit England? Rußlands Wünsche und Hoffnungen, die es auf diesen Krieg gesetzt hat, stehen durchaus

nicht denen Englands nach. Uns droht von Rußland genau so Schlimmes wie von England, vielleicht noch Schlimmeres. Denn England wird sich um eine Herrschaft auf dem Festland nicht bemühen, wohl aber strebt Rußland danach, das deutsche Land bis zur Oder an sich zu reißen. Umso mehr müssen wir dem Manne danken, der dort im Osten bisher in genialer Feldherrnweise die Wacht gehalten hat und der mit seiner Mauer von Blut und Eisen von der Ostsee bis zu den Karpathen die Absichten Rußlands bisher zunichte gemacht hat.

Dr. L. Bornemann:
Der Entscheidungskampf für das Germanentum.

(Aus Essener akademischen Unterhaltungen.)

2. Die Ideen und die deutsche Zukunft.

Unter dem Donner der Kanonen und bei dem Entscheidungskampf für das Germanentum mit kantischer Philosophie unterhalten zu werden, mag manchem verwunderlich erscheinen. Aber das ist es ja gerade, was Zeller in jenem Mobilmachungsjahr 1859 weiter an Fichtes deutschen Reden bemängelt, Fichte sei gewohnt, die praktische Bedeutung und Wirkung der Philosophie, nämlich der kantischen, stark zu überschätzen. Von Kants Freiheitslehre und seinem kategorischen Imperativ, also seiner sog. praktischen Philosophie, hat L. Stein neulich in Essen gesagt, sie sei uns Deutschen gleich der Feuersäule geworden, welche die Israeliten in Nächten durch die Wüste geleitete. Kants theoretische Philosophie oder die Ideenlehre kommt vielen, die am hellen Tage zu wandern meinen, wie eitel Rauch vor, aber sie laufen irre auf ihrer Tageswüstenwanderung ohne diese deutsche Rauchsäule. Wir Deutschen sind das Volk der Ideen und wollen es bleiben. Kant, Goethe und Schiller, Humboldt, Fichte und Pestalozzi — was wollen wir mehr?

Das große deutsche Geisteserlebnis, wo sich Goethe und Schiller zum ersten Mal freundschaftlich nähertraten, bewegte sich um die Frage: Idee oder Erfahrung? Goethe, mit der Metamorphose der Pflanzen beschäftigt, wies dem Genossen seine Urpflanze vor, und als Schiller in die Worte ausbrach, das sei keine Erfahrung, sondern Idee, erwiderte Goethe ein wenig ärgerlich, aber in der Sache zutreffend: „So freut es mich, daß ich Ideen mit Augen sehe".

Es ist niemals Lotzes Art gewesen, in wissenschaftlichen Erörterungen den Patrioten auszuspielen. Aber in seiner Logik sowie in der Geschichte der Ästhetik bezeichnet er die Grundanschauung Kants als einen wesentlichen Punkt

„deutscher" Philosophie, über den wir von allen Nationen angegriffen werden, als eine Ansicht, von der die „deutsche" Philosophie nie hätte ablassen sollen, als Gedanken, die Anfang und noch fortwirkender Trieb unserer „deutschen" Philosophie geworden sind. Ich bin in der Lage, das volle Recht dieser Auffassung aus dem Munde eines dänischen Grundtvigianers zu bestätigen. Pfarrer Kristensen, jetzt auf Fünen, schrieb mir vor zwei Jahren: „Wollen wir Dänen wirklich vorwärts kommen in der Pädagogik, so bedarf es einer Psychologie, die — ohne der Körperwelt ihre phänomenale Realität zu bestreiten sowie das rezeptive Verhältnis des Geistes zu ihr zu verkennen — die Eigenentwicklung des Geisteslebens, seine Selbständigkeit und Überlegenheit gegenüber der Körperwelt zu ihrem Recht kommen läßt: es bedarf kurz gesagt der transzendentalen Psychologie, deren Möglichkeit und Notwendigkeit festgehalten zu haben das unwidersprechliche Verdienst der deutschen Philosophie ist. Noch steht die dänische Pädagogik von 1864 und 1870 her so sehr unter englischem und französischem Einfluß, daß selbst der Keim transzendentaler Psychologie verschrumpft ist und daß sich im dänischen Schrifttum, wenigstens im wissenschaftlichen, kaum noch eine Sehnsucht nach tieferem Verständnis des Geisteslebens bemerkbar macht, als es der Empirismus bietet; Neubruchsarbeit ist deshalb ganz vor allem in Dänemark auf psychologischem und pädagogischem Gebiete nötig." Gegenstück dazu und Erläuterung ist, was Humboldt als Gesandter in London seiner Li schreibt: „Der kalte und sogar mehr als das, der rohe Realismus, der hier an der Tagesordnung ist, läßt gar nichts aufkommen, was man nicht mit Händen berühren und mit dem Verstande erklären kann. (18. 12. 17). Die deutsche Nation hat doch eine viel sicherere Richtung nach Ideen, und es ist durch Ideen mehr mit ihr anzufangen, als mit irgend einer anderen . . . Gerade in England, unter einem sehr nahe verwandten und doch total verschiedenen Volk, hat man die erwünschteste Gelegenheit, dies sehr oft zu fühlen und (man kann wohl sagen) sich dessen zu erfreuen. (23. 10. 18.)"

Idee ist ein Fremdwort, aber ein solches, das wir Deutschen ebensowenig aufgeben werden, wie nach Fichte das Wort Charakter. Man übersetzt es fälschlich „Gedanke", allein es geht zurück auf das Gesicht. Nicht, wie Fichte schon bemerkt, ein Gesicht des Traumes, sondern das Gesicht des Auges. Was dies bedeutet, kann man aus dem anderen Buche des trefflichen Chamberlain „Immanuel Kant" verstehen lernen, der uns in das Auge Goethes, Lionardos, Platons blicken lehrt. Von Platons Ideenlehre liest man noch immer Darstellungen, als wohnten seine Ideen in einem fernen Nirgendheim; sie wohnen inwendig im Menschen selber, nicht zwar als ausgestaltete Formen, aber als die gegebenen Ordnungen des inneren Gesichts. Platons Gleichnis von den Höhlenbewohnern kann man in Rückerts „Weisheit des Brahmanen" 8,11 nachlesen. Da sitzen sie mit dem Rücken dem Eingang der Höhle zugewandt und sehen vor sich an der inneren Wand der Höhle die Schatten vorüberhuschen. Wer aber

begreift, wozu er dort sitzt, der gestaltet, statt die Schatten unverstanden nachzubilden, nachzuäffen, kraft des Menschengeistes schöpferisch etwas Neues. Von Klang und Glanz wissen wir allermeist, daß die nicht in den Atomen stecken, sondern von der menschlichen Organisation erst geboren werden. So aber steht es mit jeder Anschauung. In das Chaos der Eindrücke greift der Mensch schöpferisch ein und gestaltet es durch Ideen. Wenige Beispiele werden genügen. Wenn wir Subjekt und Objekt einander entgegensetzen, so geschieht das auf Grund unseres menschlichen Gemeingefühls; zwischen den wechselwirkenden Atomen selber sind Subjekt und Objekt nicht da. Ursache und Wirkung, alle Folgerichtigkeit des Kosmos, die Gesetze, die wir als starre, äußere Notwendigkeiten verehren, benutzen und fürchten, sind als Ideen Bestimmungen des Menschengeistes. Es gibt also nicht bloß Analyse des Gegebenen, sondern, wie Kant sich ausdrückt, eine Synthese a priori. Wir suchen die Wahrheit, die Wirklichkeit; aber nicht automatische Nachbildung, Nachäffung des Eindrucks, sondern eine Neuschöpfung ist die von uns Menschen erwartete Leistung. Wahrheit ist Dichtung. Auch Volk und Vaterland sind solche Ideen; Dichtung, und darum unsterblich. Humboldt schreibt 1819: „Alles im Menschen kommt auf die Mischung und das Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Ideen in ihm an. Darin liegt das Geheimnis des Charakters, und das allein ist es, was dem Gemüte Farbe und Ton gibt." Und noch weiter ausgreifend: „Alles in der Natur und im Treiben der Welt selbst läßt sich als Hieroglyphe ansehen und ist es vielleicht, und jede innere Gedankenzeugung schmiegt sich wieder einem Bilde an. Es ist das das ewige Band, was die Welt und die Geister zusammenknüpft. Das gering Scheinende wird dadurch bedeutend und manches, was man bloß als irdisch ansieht, ehrwürdig und heilig. Eine leichte Pforte scheidet dann zwei ganz verschiedene und doch verwandte Gebiete, und wer des Weges durch sie gewohnt ist, geht vom Glanz heiterer Bilder zum besänftigenden Dunkel von Ideen über und kehrt zurück und kommt wieder und wiederholt so in einem Sinnbild, das immer zugleich tiefer ins Wesen führt, den letzten Weg vom Lichte zur Erde."

Damit sind wir längst bei Kunst und Religion angekommen, welche Brüche heilen und Risse schließen, wo die Erkenntnis aufhört. Eben auch hier betätigt sich die schöpferische Freiheit des Menschen, seine Persönlichkeit und seine Gesinnung. Wir treten in die heilige Nacht, von welcher Fichte und Arndt sprechen. Wissenschaft ohne Poesie ist eitel, und wäre es die exakteste Geschichtsschreibung. Die Lehrgebäude großer Philosophen sind höchstpersönliche Kunstwerke, nicht aufzusagende Lernstoffe. Auch die Religion erhebt sich zu geistiger Selbsttätigkeit an Gott, wie Fichte sich ausdrückt, während man so oft das Dasein Gottes zu einem historischen Faktum macht, dessen Wahrheit durch ein Zeugenverhör ausgemittelt wird. Jene Wissenden, Seher, Propheten und Künstler nennt Arndt in den Briefen an Psychidion „erhabene Verklärer und Verwalter des Geistes der Dinge, die ein geistiges Vermächtnis hinterlassen, immer ein neues Testament

der Bestätigung Gottes, ein von allem vorigen Leben verschiedenes Leben; denn nur wo Geist ist, da ist Leben."

Als dies Volk der Ideen stehen wir Deutschen in dem Gewirre der Gegenwart und sind zugleich Erben der geistigen Reichtümer vergangener Völker und Tage. Welchen Kurs nimmt die deutsche Zukunft?

Wir sind uns mit elementarer Wucht klar geworden unseres Gegensatzes gegen das britische Wesen als ungermanisches. Zur Zeit des Burenkrieges sprach jemand mit einem englischen Geschäftsfreund von den Verwüstungen und der Trübsal, die ein Krieg mit sich bringe. „Oh", sagte gelassen der Brite, „never mind, it takes away a good deal of rubbish". Schon der erste Laut „oh" wurde hervorgebracht mit jenem Breitziehen der Lippen und der bekannten unreinen Vokalisation. Ein bedeutender englischer Phonetiker, Sweet, macht selbst darauf aufmerksam, wie das höhnische Grinsen der Londoner Fischerbevölkerung zu solcher Mundstellung und Lautbildung führe. Die deutsche Rundung der Lippen, welche etwas Einschmeichelndes, zuweilen Klagendes hat, kennt der Brite fast garnicht. Aus dem deutschen „grön" ist auf dem Wege durch „green" in der britischen Aussprache „grien" geworden. Näheres lese man bei dem dänischen Phonetiker Jespersen nach; ich betone, daß es ein Däne ist, also gewiß ein einwandfreier Zeuge. Weiter jenes echt britische „never mind". Seltsame Verwendung des Wortes, das als Substantivum „Gemüt" bedeutet: „macht nichts". Und endlich dementsprechend der herzlose Satz selber: „Krieg nimmt ein gut Teil Unrat weg." Gemeint ist natürlich vor allem der Soldatenpöbel, worunter ein Gentleman sich nie mischt.

Genau dieselbe Wendung, aber in Ton und Seele wie himmelweit verschieden, haben wir Deutschen gehört und bejubelt in der letzten herrlichen Rede unseres idealen Reichskanzlers. „Eine Befreiung, eine Beglückung ist es" — wie herzlich gegen jene Wendung des britischen Krämers „macht nichts"! —, „daß nun einmal der ganze Wust und Unrat weggefegt ist." Wir wissen, welchen Wust und Unrat unser Reichskanzler meinte, und die vorausgehenden Worte sagen es deutlich: „Wie vor einer Zaubergewalt sind die Schranken gefallen, die eine öde und dumpfe Zeitlang die Glieder des Volks trennten, die wir gegen einander aufgerichtet hatten in Mißverstand, in Mißtrauen und Mißgunst". Das ist keine schöne Floskel, sondern der herzliche Ausdruck der Gesinnung, die wir seit Jahren kennen. Mancher freilich hat gespottet über den Philosophen an der Wilhelmstraße; aber Gott gab uns zur rechten Zeit den rechten Mann, von dem wir uns auch willig führen lassen in die deutsche Zukunft, und es wird nur darauf ankommen, ob das Volk, besonders die Gebildeten reif sind, ihn zu verstehen und ihm zu folgen. Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir jenes Krämerwort als urwüchsige Äußerung des britischen Unchristentums bezeichnen, das Kanzlerwort aber als Parole für die Deutschen aufnehmen, die mehr wollen als leeres Sabbatchristentum.

Neben diesem christlichen Einschlag für das Gewebe unserer deutschen Zukunft erscheint ein zweiter nötig, den wir im besten Sinne als römisch bezeichnen. Wir wollen in unserer Zukunft festhalten an römischer Disziplin. Das Gemeinwesen bleibt uns etwas Heiliges, die geordnete Familie seine Grundlage. Wir wissen jetzt unumstößlich, wozu wir eine bewaffnete Macht uns schufen, wozu uns Führer herangebildet wurden, denen das Volk zujubelt, und wir haben auch erkannt, wozu Geldinstitute und große Industrien da sind. Andererseits sind auch unter uns jene anonymen Kräfte gewaltig herausgetreten, auf denen einst Roms Volksgröße ruhte: ein Volk zum Küssen, wie Bismarck nach der Schlacht von Königgrätz schrieb. Wer solchem Volke angehört, besitze künftig auch die Volksrechte, die ihn mit Freude sprechen machen: „Ich bin ein deutscher Bürger", und niemals wieder sollen Schriften wie jene von Fritz Wüst drei Auflagen erleben, in denen unter vielen anderen der Satz geschrieben steht: „Für unsere Kirche und für unsern Adel gibt es nach meiner tiefsten Überzeugung nur eine Rettung, Kampf bis aufs Messer mit der entarteten, ehr- und glaubenslosen Menge." Der Zarismus ist aus. Die Bevorzugten wollen Muster sein von ehrbaren Bürgern, wie es einst in den deutschen Städten hieß, oder von gediegenen Gegenwartsmenschen, dazu ritterliche Führer und Helfer den anderen. Helfer zu sein sollen die Begabten schon in der Jugend, zur Zeit der eigenen Erziehung, lernen im Sinne der zweiten Rede Fichtes, und gerade auch die großen Ereignisse deutscher Geschichte sollen für das Volk in jenem Sinne verwertet werden, den Caroline von Dachröden, Humboldts Gattin, unter dem Eindruck der sehr matten Leipzigfeier von 1815 mit folgenden Worten ausgesprochen hat: „Das Volk, des man bedarf, ohne das man in letzter Instanz nie das Große ausführt, in dessen Sinn sollte man auch das geschehene Große recht im Andenken erhalten und es daran für die Zukunft erziehen."

Endlich aber wollen wir zu freiheitlicher Menschwerdung den gut hellenischen Geist festhalten, der unserer deutschen Art innerlich verwandt ist. Eucken hat mit seinen Schriften bis hin zu der letzten „Zur Sammlung der Geister" vielerwärts erfreuliches Echo geweckt. Wir wollen uns als werdende, unfertige dünken, um nicht zu altern; wir wollen im kleinsten Punkt die höchste Kraft sammeln, aber nicht, um in gänzlicher Differenzierung, so nötig sie im einzelnen sein mag, einseitig zu werden, vielmehr uns besinnen, daß wir ganze Menschen werden müssen. Ich kenne einen Beruf, der, wenn man nur will, einem diese Lebensfreude am besten verschafft und erhält, den Beruf des Volksschullehrers. Schöpferisch und bildend wollen wir uns betätigen. Nicht als wenn Handfertigkeit allein uns dem Ziel näherbrächte, wir besiegen Amerika nur durch deutsche Qualitätsarbeit. Dazu aber gehört Selbsttätigkeit, die aus Erkenntnis entspringt; jede Erkenntnis werde zum Werk. Man weiß nur, was man wirklich ist. Erkenntnis aber ohne Liebe ist tot, Liebe ohne Erkenntnis ist blind. Echte deutsche Wissenschaftlichkeit wollen wir üben, nicht bloß jene Chemie, welche

uns im wirtschaftlichen Kampfe vorwärts gebracht hat, oder die höhere Mathematik, welche in Kruppschen Kanonen zu Stahl gegossen ist, sondern, wie Humboldt 1809 sagte, als man ihn zum Ehrenmitglied der Berliner Akademie ernannt hatte: „Wir wollen unverbrüchlich fest an Wissenschaft und Kunst halten und das Heiligtum treu bewahren, aus dem für alle, auch die entferntesten Glieder des Staates, Licht und Wärme ausströmt, welches die leitenden Ideen zu jeder auch noch so sehr durch die Wirklichkeit bedingten Einrichtung enthält und auf dem größtenteils die Ehre der Nation beruht."

Von den Franzosen, die wir einst Erbfeinde nannten, habe ich überhaupt nicht gesprochen. Ich könnte allerlei beibringen über den Siegeszug deutschen Geistes auf französischer Erde, den ich ahne. Von deutschen Märchen könnte ich berichten, die unsere Feldgrauen in der Dorfschule bei Lille als Lesestoffe für französische Kinder fanden, von homerischen Händedrücken, die zwischen den nahen Schützengräben an der Aisne ausgetauscht sind, oder von jenem wunderbaren deutschen Lied des französischen Gefangenen auf dem Hohenasperg, in welchem Heimatliebe und Achtung deutschen Wesens, Anklänge an Schiller und Platensche Formvollendung sich verbunden haben. Doch ich verweile nicht mehr bei diesen Zukunftsgedanken einer westeuropäischen Verständigung, sondern schließe, wie Fichte, wenn er seinen Deutschen sagt: „Es ist kein Ausweg; wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung." Oder froher und getroster ausgedrückt: wir ahnen jetzt, ja wir wissen, daß an deutschem Wesen die Welt genesen wird.

Im Waldgebirge der Sierra Morena fuhr W. v. Humboldt mit seiner Li, als sie ein Kind unter dem Herzen trug. Er hat dem Kinde im Sinne Schillers, Kants und Goethes für seine Zukunft Vaterwünsche mitgegeben, dazu aber als Deutscher jene Zukunftsverse:

Wenig wird noch erkannt das Volk, das still und bescheiden,
Aber tieferen Ernsts kühnere Bahnen sich bricht.
Doch sie kommt, die vergeltende Zeit, schon winkt sie von fern her,
Wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.

Friede H. Kraze:

Der Landwehrmann.

Die Astern blühen schon, die blauen.
Komm Frau, wir gehn ein Stück heraus.
Zuzweit woll'n wir noch einmal schauen,
Was blüht und reift um unser Haus.

Die Äpfel auf der Bleiche prunken,
Kartoffelrauch zieht blaß vom Feld.
Die Welt liegt ganz in Gold versunken.
Wie wunderschön ist Gottes Welt!

Komm Frau. Sieh, in der glas'gen Traube
Kocht purpurn schon und heiß der Wein.
Reif, reif, steht jede Frucht im Laube.
Reif sein heißt: still gewärtig sein.

Hier, gib die Hand, die liebe starke.
Sieh so, jetzt zittert sie nicht mehr.
Du weißt, am Baum, gesund im Marke,
An ihm zerschellt der Wetter Heer.

Die jungen Schossen, blühnden Zweige
Lodern schon hoch im Flammenstoß.
Wir sind das Mark, wir an der Neige.
Willst du, wir wären minder groß?

Sieh, so. — Auch deine Augen blauen
Sind, die ich kenne, stark und stolz.
Der Männer Mark kommt, weil ihr Frauen,
Ihr liebsten, seid aus echtem Holz.

Hörst du die Jungens? — Auch vom Stamme.
Hörst du ihr jubelndes Hurra?
Die lodern auch einmal zur Flamme. —
Komm Frau. — Jetzt ist der Abschied da.

Ein Kuß, ein letzter. — Hier mein Schaffen
Mit Sonne hütet's Gott und Tau.
Jetzt hütet er's mit unsern Waffen
Und dich und unsre Jungens, — Frau.

Dr. Günther Roth: Grillparzer und der Krieg.

Wenn wir in dieser ernsten, für unser Vaterland so gewaltigen Zeit, „wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wo um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen", unserer deutschen Dichter in ihrer Stellung zum Kriege, zum Vaterlande und zu polilitschen Fragen gedenken, so ist es eine Ehrenpflicht, auch den größten Dramatiker im Reiche unserer Bundesgenossen nicht zu vergessen, mit dem Österreich nach langer Zeit der Ruhe wieder hervorragenden und originellen Anteil an der Literatur und am Geistesleben des deutschen Volkes genommen hat.

Ein Österreicher ist Franz Grillparzer gewesen, ein Österreicher hat er sein wollen als Mensch und als Dichter. „Die Vaterlandsliebe", so sagt er von sich selbst, „war geradezu mit meinem Innersten verwachsen. Außer dem, was davon jedem wohlgeschaffenen Menschen natürlich ist, bildete auch der unbefangene, heitere, wenig ausgebildete, aber für alles empfängliche Sinn des Österreichers ein mir gemäßes, wohltätig warmes Element." So weiß er aufs schönste sein Vaterland und dessen Bewohner zu rühmen in dem bekannten Lobpreis Ottokars von Horneck im dritten Aufzug von „König Ottokars Glück und Ende":

Es ist ein gutes Land,
Wohl wert, daß sich ein Fürst sein unterwinde!
Wo habt Ihr seinesgleichen schon gesehn?
Schaut ringsumher, wohin der Blick sich wendet,
Lacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen.
Mit hellem Wiesengrün und Saatengold,
Von Lein und Safran gelb und blau gestickt,
Von Blumen süß durchwürzt und edlem Kraut,
Schweift es in breitgestreckten Tälern hin —
Ein voller Blumenstrauß, soweit es reicht,
Vom Silberband der Donau rings umwunden —
Hebt sich's empor zu Hügeln voller Wein,
Wo auf und auf die goldne Traube hängt
Und schwellend reift in Gottes Sonnenglanze.
Der dunkle Wald voll Jagdlust krönt das Ganze.
Und Gottes lauer Hauch schwebt drüber hin
Und wärmt und reift und macht die Pulse schlagen,
Wie nie ein Puls auf kalten Steppen schlägt.
Drum ist der Österreicher froh und frank,
Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,
Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden!
Und was er tut, ist frohen Muts getan.
's ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen;

Allein, was not tut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der offne, richt'ge Sinn,
Da tritt der Österreicher hin vor jeden,
Denkt sich sein Teil und läßt die andern reden!
O gutes Land! o Vaterland! Inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland
Liegst du, der wangenrote Jüngling, da;
Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn
Und mache gut, was andere verdarben!

Mit tiefem Schmerze empfand er den Druck Napoleons, der seit 1809 auf Österreich lastete, und in seinen beiden Jugendfragmenten „Spartakus" (1810) und „Alfred der Große" (1812) klingt, ähnlich wie in Kleists „Hermannsschlacht", wenngleich nicht mit der gleichen tiefen Leidenschaft, der starke Mahnruf nach Abschüttelung der Sklavenketten und nach Zertrümmerung des auferlegten Joches. Sie scheint ihm möglich, wenn der große Held ersteht, der allein sie vollbringen kann. Mit diesen beiden Bruchstücken nimmt Österreich einen wesentlichen Anteil an der Dichtung der Freiheitskriege. Besonders schön leuchtet Grillparzers Vaterlandsliebe in den Stücken, deren Stoff der österreichischen Geschichte entnommen ist. In „König Ottokars Glück und Ende" zeichnet er den Idealkaiser im Begründer der Habsburgischen Dynastie, im „treuen Diener seines Herrn" die in den härtesten Prüfungen siegreich bewährte Untertanentreue des Bancbanus, im „Bruderzwist" zeigt er eine intime Kenntnis und ein feinsinniges Verständnis für die Gestalten seines Herrscherhauses in der Zeit vor dem Ausbruch der großen Tragödie des dreißigjährigen Krieges, und er versteht es, unser Interesse und unsere Sympathie für die so liebevoll ausgearbeitete, aufs feinste ziselierte Gestalt des schwachen Kaisers Rudolfs II. zu erwecken. Einen hellen und starken Klang fand das patriotische Fühlen unseres Dichters im Jahre 1848, als der österreichische Kaiserstaat in den Stürmen der Revolution aus den Fugen zu gehen drohte. Da sieht er im Heere und in seinem Führer, dem Feldmarschall Radetzky, die Stütze des Staates. Sein Gedicht auf ihn, mit größtem Jubel aufgenommen und begeistert gesungen, verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit und ist damals beinahe zum Volksliede geworden. Und der sonst i. a. etwas spröde Lyriker hat hier auch den Volkston gut getroffen:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer."

Das „Gott erhalte unsern Kaiser" ist ihm wie ein Lebensgebet gewesen. Zweimal hat er es umgedichtet: im Jahre 1835 auf die Thronbesteigung Kaiser Ferdinands, im Jahre 1848 auf die Franz Josephs I., und auch bei der Geburt des Kronprinzen (1858) ist es ihm der tiefste Ausdruck seiner Gefühle.

So ist Grillparzer während seines ganzen Lebens ein treuer Österreicher

gewesen. Und das ist um so höher zu werten, da ihm dies nicht leicht gemacht worden ist. Er lebt im Österreich Metternichs. Man muß sich klar machen, was das bedeutet: ein dichterischer Genius von starkem Schaffensdrang, regster Phantasie, hineingestellt in eine Zeit der Geistesknechtung, einer kleinlichen, engherzigen, ja bornierten Anwendung der Zensur, die er gerade dann am meisten fühlen mußte, wenn er es am treuesten gemeint. Dazu das Publikum bei mehreren seiner Stücke verständnislos und die Kritik fast immer oberflächlich und töricht. So leidet der Dichter. Und mit ihm der Mensch. Doch diesem waren noch besondere Kümmernisse beschieden. Als Beamter muß er sich eine Reihe von Demütigungen und Zurücksetzungen gefallen lassen. Nur langsam kommt er vorwärts, wird öfter übergangen, von anderen überflügelt, seine berechtigten Wünsche nach einer ihn wirklich befriedigenden Stellung werden nicht berücksichtigt. All das bestärkt den in ihm vorhandenen Drang zu Hypochondrie und Satire, macht ihn verbittert und vergrämt, so daß er seine letzten Stücke im Pulte verschließt. Wiederholt hat er daran gedacht, das undankbare Vaterland zu verlassen; aber er tat es nicht, er konnte es auch nicht: viel zu sehr liebte er sein Wien, sein Österreich, sein Kaiserhaus.

Mit diesem warmen vaterländischen Fühlen paart sich ein reges historisches Interesse, tiefer und umfassender noch als bei Schiller, weil es bei Grillparzer das ganze Leben erfüllt und ihm eine Menge von Stoffen zu Dramen gibt. Die Geschichte ist ihm „die herrlichste der Wissenschaften". Schon im Knaben ist das Interesse für sie lebendig, der eine in der Bibliothek des Vaters entdeckte fast hundertbändige Weltgeschichte geradezu verschlang, den Studenten befriedigten von allen Vorlesungen am meisten — und eigentlich nur — die historischen, der Mann, der bereits die ersten Dichterlorbeeren gepflückt, folgt der Anregung des Wiener Historikers Freiherrn von Hormayr, Stoffe aus der österreichischen Geschichte für seine Dramen zu wählen. Die Themen seiner dramatischen Fragmente aber erstrecken sich auf das gesamte Gebiet der Weltgeschichte. Und es sind fast sämtlich kriegerische Zeiten und große Helden, die er für seine Tragödienpläne wählt, so aus der jüdischen Geschichte Samson und die letzten Könige von Juda (besonders Herodes), aus der römischen, die ihn besonders fesselt, Brutus und Sextus Tarquinius (die Lucrezia-Episode), Hannibal und Scipio, ferner die letzten Römer, die er in 6 Stücken verherrlichen wollte: Marius und Sulla, Crassus und den Fechterkrieg (Spartakus), Pompejus und Cäsar, Brutus, die Triumvirn, Octavianus Augustus. Dazu kommen noch Stoffe aus der spanischen, französischen und englischen Geschichte, wo ihn die Gestalt Cromwells besonders anzieht. Auch seine historischen und politischen Studien, die sich meist mit den großen Gestalten der Geschichte beschäftigen, zeugen von einer gründlichen Belesenheit auf diesen Gebieten.

Die ausgeführten Dramen Grillparzers lassen sich, wenn wir einmal von der „Ahnfrau" und der „Jüdin" absehen, welche eine Sonderstellung einnehmen,

in drei Gruppen teilen: die hellenischen, die österreichischen und die Märchenstücke. Von ihnen kommt für uns vor allem die zweite Gruppe in Betracht. Aber auch in den Dramen, die es nicht in erster Linie mit dem Kriege zu tun haben, tönt es von Waffen und Kampf. In der „Ahnfrau" ist eine hinter der Bühne sich abspielende Teilhandlung die Vernichtung einer Räuberbande durch die Truppen des Königs. Schauerlich tönen die Schüsse herein und vermehren das Grausen, das schon die Bühnenhandlung im Zuschauer erweckt. Und Jaromir, der Räuberhauptmann, des Grafen von Borotin unglücklicher Sohn, ergreift in höchster Not den Dolch, mit dem einst des Hauses sündige Ahnfrau von ihrem Gatten getötet wurde, und ersticht damit im Kampfe, ohne es zu wissen, — den eigenen Vater, den er nicht kennt. Neben diesem wilden Jugendstück steht die Tragödie der Künstlerin, „Sappho", geschrieben im klassischen Stil nach dem Vorbild von Goethes „Iphigenie". Aber auch hier spielt der Dolch eine Rolle. In leidenschaftlicher Erregung zückt ihn die eifersüchtige Sappho gegen die kindlich-naive, keusche Melitta, als diese ihr die Rose, Phaons Liebespfand, nicht geben will — der Höhepunkt der Tragödie, der uns den tiefsten Fall der Dichterin zeigt, — und mit demselben Dolche verteidigt Phaon die Geliebte im Kampfe gegen die von Sappho ausgesandten Verfolger.

Mehr noch kommen die Stücke in Betracht, in denen große geschichtliche Gegensätze den Hintergrund bilden, von dem sich die Handlung abhebt. Im „Goldenen Vließ" ist es der Gegensatz zwischen Kultur und Barbarentum, aus dem heraus notwendig die Tragik des Stückes sich ergibt. Zwei Welten stoßen hier feindlich zusammen, sie berühren sich wohl, aber die Kluft ist zu groß, sie klaffen wieder auseinander. Wie die Conquistadoren, die nach der neuen Welt zogen, wie Abenteurer erscheinen die Hellenen, erst Phryxus, dann Jason im finstern, wilden Kolcherlande. Der erste findet mit seinen Gefährten um des Vließes willen meuchlings den Tod durch den heimtückischen, nach fremdem Besitz gierenden Aietes, der zweite kommt, den Mord am ersten zu rächen und das Vließ zurückzuerbeuten. Ihm soll das gleiche Schicksal bereitet werden, aber er kämpft und siegt und raubt das Vließ und die Königstochter Medea, die ihm freiwillig nach Griechenland folgt, während ihr Bruder Absyrtus, der wackere, tapfere, gerade Jüngling sich selbst den Tod gibt, um nicht als Gefangener in den Händen der Griechen zu bleiben. Aus diesem Gegensatz zwischen Hellenentum und Barbarentum ergibt sich nun mit Notwendigkeit die innere Handlung der gewaltigen Trilogie. Es ist ein Problem, wie es immer wieder da auftaucht, wo eine höhere Kultur mit einer niederen oder mit der Barbarei zusammenstößt: gerade die Edleren unter den Barbaren, die, sich von ihrer wilden Umgebung unterscheidend, eine Sehnsucht in sich tragen nach dem Höheren, weil sie diesem verwandt sind, gehen in diesem Konflikte zugrunde, werden ausgestoßen von beiden Seiten. Das Vaterland geben sie auf, und die fremde Welt, die sie zunächst aufgenommen, stößt sie zurück. So ergeht es Medea. In Jason tritt

ihr die lichte Welt des Griechentums entgegen, nach der sie sich unbewußt sehnt. Aber was für sie der Inhalt ihres Lebens ist, das ist für den ehrgeizigen, ruhmsüchtigen Egoisten nur eine Laune, ein Abenteuer. Sie erkennt das bald, aber sie folgt ihm, weil sie ihn liebt und weil sie durch gemeinsame Schuld mit ihm verkettet ist. Aber die Griechenwelt stößt die Barbarin von sich, und Jason ist nicht der Mann, sie, die ihm alles geopfert, zu schützen oder gar ihretwegen Opfer zu bringen. Er erkennt nicht ihren Wert und ist der Größe ihres Charakters nicht gewachsen. Da erwacht, als auch der Gatte sie in höchster Not feige und kaltherzig, nur an seine Sicherheit und an sein Glück denkend, von sich stößt, in ihr die Barbarin wieder: sie tötet die eigenen Kinder, sie mordet Kreusa, des treulosen Gemahls zweite Gattin. Dann aber läutert sie sich und ist bereit, zu sühnen, was sie getan. Trage! Dulde! Büße! Das muß von nun an für sie und auch für den verzweifelnden Jason der Lebensinhalt sein, falls die Priester zu Delphi ihr erlauben, daß sie weiter leben darf. Ohne den großen welthistorischen Gegensatz zwischen Hellenentum und Barbarentum wäre der ganze innere Konflikt des Stückes, der vom Dichter so wuchtig herausgearbeitet ist, nicht möglich. Im komischen Sinne ist derselbe Hintergrund von Grillparzer für das prächtige Lustspiel „Weh dem, der lügt" verwendet, eines der besten unter den wenigen, die zählen. Man erkennt leicht in der Handlung die Parallele zum „Vließ": wie Jason das Vließ, so will der wackere, muntere Bursch Leon auch ein Gut aus dem Barbarenlande holen — der historische Gegensatz ist hier der zwischen den Franken und einem germanischen Stamme jenseits des Rheines — nämlich den als Geisel dort festgehaltenen Atalus, den Neffen seines hochverehrten Bischofs. Und er entführt nicht nur diesen, sondern auch des Grafen Kattwald Töchterlein Edrita, dies frische Naturkind, das ihm freiwillig folgt. Auch Edrita steht der höheren Welt, in die sie eintritt, schon näher: sie hat vom Christentum gehört und möchte Christin werden. Aber ihr gelingt, woran Medea scheitert. Denn die Gegensätze sind hier nicht so schroff, die Barbaren nicht so finster, so tückisch wie die Kolcher, sie sind schon etwas von der Kultur beleckt. Freilich ist es ein gefährliches Wagnis, das Leon unternimmt, einen Gefangenen aus dem Barbarenlande zu befreien, durch Klugheit zwar und List, aber ohne zu lügen. Dies hat er dem frommen Bischof gelobt. Und das schier Unmögliche gelingt: Leon weiß den Barbarengrafen richtig zu nehmen, das kecke, muntere Wesen imponiert diesem so, daß Leon es wagen kann, ihm offen zu sagen, er werde davonlaufen, und nicht allein. Kattwald glaubt es ihm einfach nicht. Und es gibt eine Stelle, wo dieser sterblich ist: er ist ein Feinschmecker. Das hat Leon bald heraus, und so regiert der Küchenjunge, der sich selbst als Sklaven verkauft hat, seinen barbarischen Gebieter. So ist alles von vornherein auf den Ton des Lustspiels gestimmt, und die Lösung kann unmöglich eine tragische sein, obgleich der wütende Kattwald die Flüchtlinge verfolgen läßt. Freilich ist die Dummheit eines Galomir der Schlauheit Edritas und Leons nicht gewachsen.

Nicht die Lüge, sondern gerade die Wahrheit hilft über den Rhein, und was kecker Mut begonnen und die Liebe gefördert, das gelingt, weil Metz, ohne daß die Flüchtenden und die verfolgenden Barbaren es wissen, von den Franken besetzt und so in höchster Not die Hilfe möglich ist.

Ein anderer, aber verwandter Gegensatz, der zwischen Natur und Kultur, ist es, der in das tiefsinnige Drama „Libussa" hineinspielt. Libussa, mit ihren Schwestern in engstem Einklang mit der Natur stehend, übernimmt, dem Wunsche des Volkes folgend, des Vaters Krone, die von Böhmen. Sie schafft ein Reich des Friedens, der Ordnung, des Vertrauens, des stillen Glückes in Einstimmung der Menschen mit der Natur. Da tritt das Volk mit dem Wunsche an sie heran, sie möge sich vermählen, dem Lande einen Herrscher geben. Widerstrebend tut sie es. Und nun beginnt die zwar gerechte und besonnene, aber harte Herrschaft des Mannes. Den Fortschritt führt er herbei, die Stadt will er bauen lassen, rege Handelsbeziehungen bahnt er an. Aber mehr und mehr entfernt sich das Volk von der Natur. Darunter leidet Libussas zarte Seele. Zum letzten Male, bei der Weihefeier für die zu gründende Stadt ihr Seheramt verwaltend, sieht sie den großen Fortschritt, der nun kommen wird, aber auch die Schäden, die gewaltigen Kämpfe. Die Mauern der Stadt trennen den Menschen „vom lebend'gen Anhauch der Natur", das Zusammenwohnen raubt ihnen die geschlossene, eigenlebige Individualität, das Wissen zerstört den Glauben und das Vertrauen, Habgier und rücksichtslose Ausbeutung hetzen die Menschen gegeneinander. Der Nutzen regiert. Die Menschheit verliert an idealen Gütern, was sie an materiellen gewinnt. Und zu diesem Kampf der einzelnen kommt der der Nationen. Ein Volk nach dem andern tritt auf den Schauplatz der Weltenbühne, um die Erde zu beherrschen. Das Ende der Zeiten freilich wird wieder Einklang sein und Harmonie, ähnlich wie der Anfang. Wie Medea wollte auch Libussa eintreten in eine andere Welt, die ihr als die höhere erschien, wie Medea scheitert sie. Obwohl die Liebe des Gatten sie sorgsam schont, paßt sie ihrem ganzen Wesen nach nicht hinein in diese wohl weitere und hellere, aber auch härtere und kältere Welt des Strebens und Kämpfens, der Selbstsucht und des Nutzens — und daran geht diese zarte Seele zugrunde.

Ein bestimmter historischer Gegensatz, eine bestimmte historische Situation bildet den Hintergrund der „Jüdin von Toledo". Es ist der Kampf gegen die Mauren in Spanien unter Alfons dem Edlen, dem Könige von Kastilien, um das Jahr 1195. Der König — er ist die Hauptperson, und seine Läuterung der Inhalt des Dramas — vergißt die Pflichten gegen seine Gattin und gegen sein Land in den Armen einer Jüdin, bis der Ruf zum Kampfe ihn von ihr entfernt. Als sie auf Grund eines förmlichen Gerichtsspruches auf Veranlassung der Königin getötet ist, will er strafen, allein an ihrer Leiche erkennt er, daß er sie überschätzt hat und daß er selbst sühnen muß. So zieht er in den Kampf gegen den Feind — aber es ist die Schlacht von Alarcos, der er entgegengeht. Er

sühnt, denn sie endet mit einer Niederlage für ihn, und erst 17 Jahre später gelingt es ihm, zu siegen. Mit diesem Ausblick auf den Maurenkampf mit Niederlage und Sieg endet das Stück. Eine treffliche Beleuchtung empfängt der Charakter der Jüdin in der Szene, wo sie mit den Waffen des Königs, der in den ernsten Kampf ziehen will, tändelt, die Lanze als Stütze für ihr Schattendach, den Schild als Spiegel verwendend, und mit dem Helme ihre halb naiven, halb koketten Künste treibend. —

Daß den Dichter, den so die großen Stoffe, die großen Gegensätze und Fragen der Geschichte anzogen, auch die Gestalt Napoleons fesseln mußte, dessen Emporsteigen und Fall er selbst erlebt, ist klar. Schon den Knaben erfüllte sie mit bewunderndem Haß, der Jüngling malt in den beiden Fragmenten „Spartacus" und „Alfred der Große" den Druck des gewaltigen Eroberers — Rom in dem erstgenannten Stücke ist Paris, die Herrschaft Roms über die Sklaven und die der Dänen über England die Napoleons über Österreich — und er hätte auch die Mittel der Befreiung gezeigt, wenn er die Stücke weiter ausgeführt hätte. In zwei Gedichten bemüht sich der gereifte Dichter, der Gestalt des großen Korsen gerecht zu werden, seine Fehler und Schwächen, aber auch seine Bedeutung mit großem geschichtlichem Maßstabe zu messen. Die erste Seite der Beurteilung tritt mehr in dem Gedichte „Der Schiffer und sein Sohn auf der Höhe der Insel St. Helena im Jahre 2315" hervor (1815), die zweite in dem Gedichte „Napoleon", geschrieben unter dem Eindruck von seinem Tode (1821).

„Von der Natur mit reicher Hand geschmückt,
Trug er, obschon aus niederm Stamm entsprossen,
Der Herrschaft Siegel auf die Stirn gedrückt,
War er der erste unter den Genossen" —

so schildert ihn uns der Dichter. Aber er hebt auch hervor, daß einen Mann wie Napoleon, „im Großen wie im Schlimmen unerreicht", ‚seit ihrer Schöpfung Tagen, die Welt, zum Glück, ein einzigmal getragen'. Und im zweiten Gedicht nennt er ihn „das Fieber einer kranken Zeit". Denn er hörte auf die Stimme des Versuchers: „Auf, Starker, auf! . . Sei mutig; was du kannst, das darfst du auch! Für deinesgleichen gibt's keine Gesetze!" So folgt sein Aufstieg, aber auch sein Fall.

„Er lieh sein Ohr dem falschen Zeugenspiel,
Entzüngelte die strebenden Gedanken.
Weh ihm! — Der wählet sich kein festes Ziel,
Den Ruhm und Ehrfurcht führet in die Schranken.
Der Läufer rennt, allein sein Ziel rennt mit,
Und hält, so sehr er eilt, stets gleichen Schritt,
Und kommt er auf den Platz, wo er's zuerst gesehen,
So sieht er's gleichweit in der Ferne stehen.

Hier endete des Übermüt'gen Lauf,
Hier fand den Allbesieger sein Bezwinger!
Der Fels, er zeigt zu Himmelshöhn hinauf,
Gleich einem ausgestreckten Riesenfinger,
Zum Urquell aller Größe, aller Macht,
Der über Hoch und Nieder waltend wacht.
Und dieser Welle Murmeln scheinet dumpf zu sprechen:
Es ist ein Gott! Er strafet das Verbrechen!"

Aber als der Gewaltige dahingeschieden, da erfaßt eine andere Stimmung den Dichter:

So stehst du still, du unruhvolles Herz,
Und bist gegangen zu der stillen Erde?
Was fünfzig Jahr voll Hoheit und Beschwerde,
Voll Heldenlust nicht gab und Heldenschmerz,
Ist dir geworden in der stillen Erde;
Ein Sohn des Schicksals stiegest du hinab,
Verhüllt, wie deine Mutter, sei dein Grab!

Jetzt ist die Zeit zu einer Würdigung gekommen, die auch der Größe Napoleons gerecht wird und nicht ihm die Schuld „der kranken Zeit" aufbürdet, eine Schuld, „die früher war, als er":

„Dich lieben kann ich nicht! Dein hartes Amt
War: eine Geißel Gottes sein hienieden;
Das Schwert hast du gebracht und nicht den Frieden;
Genug hat dich die Welt darob verdammt!
Doch jetzt sei Urteil von Gefühl geschieden;
Das Leben liebt und haßt, der Toten Ruhm
Ist der Geschichte heilig Eigentum.

Zum mind'sten wardst du strahlend hingestellt,
Zu kleiden unsrer Nacktheit ekle Blöße,
Zu zeigen, daß noch Ganzheit, Hoheit, Größe
Gedenkbar sei in unsrer Stückelwelt,
Die sonst wohl selbst im eignen Nichts zerflösse,
Daß noch die Gattung da, die, starker Hand,
Bei Cannä schlug, bei Thermopylä stand."

So stellt er ihn zu den Größten der Geschichte, zu Alexander, zu Cäsar, und findet ihm einen versöhnenden Grabspruch:

„Schlaf wohl, und Ruhe sei mit deinem Tod,
Ob du die Ruhe gleich der Welt gebrochen;
Hat doch ein Höherer bereits gesprochen:
‚Von anderm lebt der Mensch als nur vom Brot'. —
Das Große hast am Kleinen du gerochen,
Und sühnend steh' auf deinem Leichenstein:
Er war zu groß, weil seine Zeit zu klein."

Die beiden gedankenreichen Gedichte geben zusammen ein großzügiges Charakterbild des gewaltigen Eroberers.

Grillparzer hat auch daran gedacht, die Gestalt Napoleons dramatisch zu behandeln. „Mit beinahe ausschließlicher Begierde" hatte der Dichter „alles gelesen, was über den außerordentlichen Mann von ihm selbst und von anderen geschrieben war". Der Stoff erwies sich jedoch für eine Tragödie ungeeignet, denn „das weite Auseinanderliegen der entscheidenden Momente macht nicht allein für jetzt, sondern auch wohl für die Zukunft eine poetische Behandlung dieser Ereignisse unmöglich". Aber Grillparzer hat Abbilder dieser Gestalt geschaffen. Wir finden sie — ähnlich wie in Schillers Wallenstein und Körners Soliman — in zweien seiner Dramen: im „Traum, ein Leben" und in „König Ottokars Glück und Ende". In dem erstgenannten Stücke ist es Rustan, der — wie Napoleon — aus bescheidenen Verhältnissen emporstrebt zu Größe, Ruhm und Macht. Obwohl ihm im Hause seines Oheims Massud, eines reichen Landmanns, an der Seite der lieblichen Mirza ein stilles Glück blüht, befriedigt ihn dies Idyll nicht: es drängt ihn hinaus. Auch die Jagd genügt ihm nicht. Nur zu willig horcht er auf die Einflüsterungen des Sklaven Zanga, der ihm von Schlachten — eine wundervoll lebendige und plastische Schilderung einer solchen findet sich im I. Akt — und Triumphen erzählt. In dem mit größter psychologischer Kunst vom Dichter geschilderten Traume werden seine Wünsche Wirklichkeit: der von einer Schlange verfolgte König von Samarkand glaubt in ihm seinen Retter zu sehen, während ein anderer, der Mann vom Felsen, der bessere Schütze war. Der König stellt Rustan an des Heeres Spitze; der Feind wird unter seiner Führung geschlagen, freilich sinkt er im entscheidenden Moment vom Pferde, und ein anderer führt die Truppen zum Siege. Aber, wie vorher, macht sich auch hier Rustan fremdes Verdienst zunutze. Er hat Aussicht, Schwiegersohn und Nachfolger des Königs zu werden. Da wird die Leiche des Mannes vom Felsen gefunden mit dem Dolche, den der König Rustan geschenkt, in der Brust. Rustan soll sich rechtfertigen; es bleibt ihm kein Mittel, als den König zu töten, wenn er sich halten will. Er tut es, wird Herrscher und Gatte der Prinzessin Gülnare. Aber er mißbraucht seine Macht, er wird zum Tyrannen, der überall seine Spione hat und jede freie Regung gewaltsam unterdrückt. Das ist der Keim seines Sturzes. Es gelingt den Verschwörern, ihn bei Gülnare anzuklagen, und es wird entdeckt, daß er den König gemordet. Da muß er fliehen, wird verfolgt, umzingelt, und es bleibt ihm keine Wahl, als sich von derselben Brücke, auf der er den Mann vom Felsen getötet, in den Fluß zu stürzen. Da — erwacht er und erkennt mit innigem Danke gegen die Götter, daß es nur ein Traum gewesen. Aber dieser hat ihm ein Doppeltes gezeigt: einmal, daß der Weg zur Größe schwierig und gefährlich und nicht immer mit reinem Gewissen zu gehen ist, und dann, daß er nicht der Mann dazu ist, ihn zu gehen. Er ist kein Heros, sondern ein Ehrgeiziger, der nach Hohem strebt, dem aber im entscheidenden Momente die Kraft

zu energischem Handeln und auch zum Bösen fehlt. So bescheidet er sich mit dem stillen Glück in Massuds Hütte, das er jetzt erst in seinem vollen Werte erkennt. Rustan ist nicht Napoleon, denn es fehlt ihm die Größe, aber er ist ein Abbild Napoleons in seinem Ehrgeiz, in seinem geträumten Schicksal und in der Art, wie er im Traume die Herrschaft führt.

Viel näher kommt und sollte dem großen Korsen kommen die Gestalt König Ottokars. Hier handelt es sich wirklich um „eines Gewaltigen Glück und Ende" — so lautete ursprünglich der Titel des Stückes — um einen Mann, der große Ziele mit rücksichtsloser Energie und ohne Bedenklichkeit durchführt. Wenn ihm der Dichter „etwas Zufahrendes und Wachtstubenmäßiges gegeben hat", so geschah es deshalb, weil ihm, wie er ausdrücklich sagt, „der Kaiser Napoleon vorschwebte". So ist er diesem ähnlich in Charakter und Schicksal, wenngleich es nicht Napoleons Schicksal war, das der Dichter in Ottokar schildern wollte. Grillparzer selbst hebt die Ähnlichkeit hervor: „Beide, wenn auch in ungeheurem Abstande, tatkräftige Männer, Eroberer, ohne eigentliche Bösartigkeit, durch die Umstände zur Härte, wohl gar Tyrannei fortgetrieben, nach vieljährigem Glück dasselbe traurige Ende, zuletzt der Umstand, daß den Wendepunkt von beider Schicksal die Trennung ihrer ersten Ehe und eine zweite Heirat gebildet hatte."

Mit diesem Drama haben wir uns bereits der Gruppe von Stücken zugewandt, die im engeren Sinne für uns in Betracht kommen: den österreichischen. Außer den drei obengenannten ausgeführten Tragödien gehören ihr noch zwei Fragmente an: „Friedrich der Streitbare" und „Albrechts Tod". Wir führen sie nur an, um das Interesse des Dichters für dramatische, und zwar kriegerische Stoffe aus der Geschichte seiner Heimat des weiteren zu belegen, wenden uns aber gleich wieder dem Ottokar zu. Die geschichtlichen Tatsachen — sie umfassen die Zeit von 1246—1282 — hat Grillparzer mit Rücksicht auf die stärkere dramatische Wirkung auf 6 Jahre (1272—1278) zusammengedrängt, aber er hat all die großen Kämpfe Ottokars berücksichtigt: den Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen im Jahre 1254/55, den Streit mit dem Ungarnkönig Bela und die für Ottokar siegreiche Schlacht bei Kroyssenbrunn 1260 und schließlich die beiden Kriege des stolzen Vasallen gegen Kaiser Rudolf von Habsburg, den er als seinen Lehnsherren nicht anerkennen will. Dieser Kampf steht im Mittelpunkt der Handlung. Der erste Akt zeigt uns Ottokar auf der Höhe seiner Macht. Er klingt in den Huldigungsruf aus: Es lebe Ottokar! Von Böhmen König! Herzog von Österreich, Steier! Kärnten! Krain! der Deutschen Kaiser! Lebe Ottokar! Aber schon ist der Keim zu seinem Sturze gelegt, und zwar durch ihn selbst. Die Verstoßung seiner treuen Gattin Margareta hat unheilvolle Folgen: den Abfall des österreichischen und steirischen Adels, die Wahl Rudolf von Habsburgs zum deutschen Kaiser, den Groll Seyfrieds, der Bertha, Ottokars verschmähte Geliebte, und später den Vater zu rächen hat, den Verrat der Rosenberge, besonders des teuflischen Zawisch, den unheilvollen Einfluß seiner

zweiten Gemahlin Kunigunde, die Ottokar zur Empörung reizt und, als er gefallen, treulos verläßt. Ottokar weigert Rudolf die Anerkennung, aber im Kampfe gegen ihn von Österreichern und Steiermärkern verlassen, muß er sich demütigen. Prunkvoll zieht er zur Unterredung und hofft, seinen früheren Vasallen durch Pracht und hochmütige Gebärde in Verwirrung zu setzen. Allein es kommt anders. Rudolf, der schlichte, einfache Mann, der sich selbst die Beulen aus dem Helme kopft und so leutselig mit dem Volke verkehrt, ist tief durchdrungen vom Gefühl der Kaiserwürde und vom Bewußtsein seiner hohen Pflicht. So tritt er als der Größere Ottokar gegenüber, der vor solcher Gesinnung sich beugen muß und sich beugen kann. Und auch als der Rücksichtsvollere: Im Zelte soll Ottokar die mit dem Empfang der Lehen verbundene Kniebeugung vollziehen. Aber, was Rudolf gut gemacht, verdirbt Zawisch mit berechnender Bosheit: Er durchhaut die Schnüre des Zeltes, so daß jeder den stolzen Ottokar knien sieht. Das kann dieser nicht ertragen, aufs tiefste gedemütigt, eilt er fort, verbirgt sich scheu und gelangt schließlich in verzweifelter Seelenstimmung nach seiner Hauptstadt Prag. Der Hohn Kunigundens gibt ihm seine Mannheit wieder. Er zerreißt den Brief Rudolfs, der die Erfüllung der Bedingungen fordert, und erklärt damit aufs neue den Krieg. Aber seine alte kühne Entschlossenheit ist geschwunden; von den Seinen nur lau unterstützt, von den Rosenbergen verraten, fällt er von der Hand Seyfrieds von Merenberg, nachdem er vorher am Sarge Margaretens gestanden, zur Erkenntnis seiner Schuld gelangt ist und sich mit Gott versöhnt hat. So ist hier dem egoistischen Fürstentum, das als Ziel nur die Stärkung seiner Macht kennt, gegenübergestellt das Idealkaisertum, welches in ernster Pflichttreue sich dem Wohle des Ganzen unterordnet, mild und doch stark die Ordnung und die Gerechtigkeit schirmend und den Träger der Krone als den ersten Diener des Staates betrachtend.

Wenn Grillparzer in Rudolf die Pflichttreue des Herrschers zeichnet, so im Palatin Bancbanus, dem „treuen Diener seines Herrn", die des Untertanen. Das Stück behandelt in freiester Anlehnung an die Geschichte den Ungarnaufstand im Jahre 1213 unter Andreas II. und schien dem Dichter zum Krönungsfeste der Kaiserin zur Königin von Ungarn geeignet, weil er Gelegenheit hatte, im Hauptheld en seine eigene Gesinnung gegenüber dem Staate und dem Herrscher, so wie er sie besonders später im Jahre 1848 betätigte, zu zeichnen; aber trotzdem mißfiel das Werk — ein Ausfluß loyalster Untertanentreue, dem man sogar den Vorwurf des Servilismus gemacht hat — dem Hofe. Während die drei fürstlichen Personen des Stückes, Andreas, die Königin sowie deren Bruder Otto von Meran, ihrer Neigung folgen und die Aufrührer über ihrer Rachsucht ihre Pflicht vergessen, gehorcht Bancban, der Reichsverweser, allein der Stimme der Pflicht, obwohl ihm dies am schwersten wird. Er ist aufs tiefste getroffen durch den Tod seines Weibes, das nur so den Nachstellungen Ottos entgehen konnte, aber er rettet die Königin, die doch die Absichten ihres Bruders begünstigt hatte und

diesen nicht ausliefern will, und das Königskind, ja auch den Mörder seiner Gattin, als nur so der kleine Kronprinz in Sicherheit gebracht werden kann. Dann schlägt er mit eigener Lebensgefahr den Aufstand nieder, an dessen Spitze sein Bruder und sein Schwager stehen, und führt beide gefangen dem rückkehrenden Könige zu. Die Pflichttreue, im Kampfe gegen die Neigung in den härtesten Prüfungen bewährt, zeichnet der Dichter in Bancban, und ein besonderer Triumph seiner Kunst ist, daß er sie, scharf realistisch schildernd, pedantisch, kleinlich, kraus und wunderlich macht und uns doch Bewunderung für diesen Bancban, über den wir zu lächeln geneigt sind, abnötigt. Er wächst im Laufe des Stückes zum sittlichen Heros, der an Charaktergröße alle anderen Personen überragt. Es ist, als ob der Kantische kategorische Imperativ in dieser Gestalt verkörpert und auf die Bühne gestellt wäre. Nicht Servilismus atmet dieses Stück, sondern den hohen Rigorismus der Sittenlehre des großen Königsbergers.

Das dritte und letzte der österreichischen Dramen führt uns in die Zeit vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Es ist die Schwüle vor dem Ausbruch des Gewitters. Im Reiche der schroffe Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten — schon hat Ferdinand 20000 Evangelische in die Verbannung getrieben und in Steiermark die Ruhe eines Kirchhofs geschaffen — im Heere Zuchtlosigkeit, drohender Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung im Staate, von außen die Türkengefahr — ein Funke genügt, um den vorhandenen Zündstoff zur Explosion zu bringen. Und in diese Zeit der schwersten Aufgaben für den Herrscher hineingestellt das Haus der Habsburger, das sich selbst untergräbt durch Zwistigkeiten und durch die Unkraft, die die große Aufgabe bewältigen muß und nicht bewältigen kann. Am meisten darunter leidet der Kaiser, Rudolf II. Von Natur eher zum Künstler oder Forscher bestimmt als zum Herrscher, still und menschenscheu, vergräbt er sich in seinem Palast, ganz seinen künstlerischen Neigungen und seinen alchimistischen und astrologischen Studien hingegeben, voll tiefer Schwermut über die wilde Zeit, die das Höchste frevelhaft antastet. In seinem natürlichen Sohne Don Cesar sieht er ihr Bild, und wie er sie selbst mit einem Schlage vertilgen möchte, so läßt er ihn im Kerker verbluten. Ordnung und Harmonie soll, wie in der Sternen-, so auch in der Menschenwelt walten, und sie kann nur gesichert werden durch die erbliche Monarchie. Darum muß Rudolf, so sehr er fühlt, daß er zum Herrscher nicht geeignet und den Aufgaben der Zeit nicht gewachsen ist, doch die Last der Krone weiterschleppen, weil die anderen Habsburger noch weniger befähigt sind, sie zu tragen, als er. Das Tragische ist, wie Grillparzer selbst sagt, daß er den Hereinbruch der neuen Weltepoche bemerkt, die andern aber nicht, und daß er fühlt, wie alles Handeln den Hereinbruch nur beschleunigt — ein „grandioses Motiv der Untätigkeit". Rudolf, Matthias und Ferdinand hat der Dichter selbst kurz und schlagend so charakterisiert: „Ahnungsvolle Unschlüssigkeit, eitle Zuversicht, Verhärtung und Entschluß". Einer löst den andern ab, aber unter keinem wird es besser, und

nur der Unterschied besteht, daß Rudolf sich und die andern kannte, während diese sich zutrauen, was sie nicht vermögen. Auch die andern Habsburger: der joviale Maximilian, ein behaglicher Lebemann, dem die Tafelfreuden über alles gehen, und der jugendliche, tapfere, Rudolf II. treu ergebene Leopold, der zwar ehrlich und redlich ist, aber vorschnell und unvorsichtig handelt und eben dadurch den Sturz des Kaisers beschleunigt, den er verhindern wollte, sind nicht geeignet, in diesen wirren Zeiten den Staat mit starker Hand zu lenken. So wirkt der hereinbrechende Krieg, den Rudolf so fürchtet, wahrhaft befreiend, wenn er auch dreißig Jahre währt. Es ist, als ob ein Gewittersturm die Stickluft über einem Sumpfe wegfegt. Und am Schluß erscheint der Mann der Tat, der Mann des Krieges, der jetzt schon selbständig handelt und damit größere Schwierigkeiten für später erwarten läßt: Wallenstein. So gibt uns Grillparzer in diesem Stücke gute Charakterbilder der Habsburger, die fein gegeneinander abgesetzt sind, und ein treffliches Bild der Zeit, das uns verstehen läßt, wie es zum Dreißigjährigen Kriege kommen mußte. Der Orden der Friedensritter aber, von dem Rudolf II. träumte, ist bis heute noch nicht zur Wirklichkeit geworden.

Eine bunte Fülle der Gestalten, eine reiche Welt ist mit diesen Kriegsbildern aus Grillparzers Werken vor uns vorübergezogen! Und doch lag ihm diese kriegerische Welt eigentlich nicht. In Rudolf II. hat er sich zum Teil selbst gezeichnet. Wie dieser, gehört auch Grillparzer dem Typus der dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit an. Um so mehr ist die Kunst zu bewundern, mit der der Dichter diese ihm eigentlich fernstehende kriegerische Welt gestaltet hat. Lange hat man ihm die ihm gebührende Anerkennung versagt. Wie sehr die Mitwelt dies tat, ist bereits gezeigt. Für die offizielle zünftige Literaturgeschichte, die es liebt, einen jeden Dichter mit einer Etikette zu versehen, und unzufrieden ist, wenn dies bei einem nicht geht, war er lange Zeit mit der Bezeichnung „Schicksalstragiker" oder „Epigone" erledigt. Man hat sogar die Behauptung auszusprechen gewagt, er sei kein nationaler Dichter! Wie sehr mit Unrecht, dürften diese Zeilen erwiesen haben. Auch die Gegenwart wird ihm noch nicht in dem Maße gerecht, wie er es verdient. Wie selten werden doch seine Stücke auf unseren Bühnen gespielt! Und doch bieten sie eine solche Fülle neuer Probleme, eine Fundgrube eigenartiger tragischer Synthesen, Stellen von höchster dramatischer Wucht und solche der zartesten und feinsten Lyrik, spannende Handlungen und interessante, mit feinstem psychologischen Tiefblick ausgearbeitete Charaktere, in denen uns die realistische Zeichnung manchmal ganz modern anmutet, packende und plastische Bühnenbilder, originelle und dankbare schauspielerische Aufgaben! Gerade jetzt gehören die Stücke des österreichischen Dichters auf die deutschen Bühnen, gerade jetzt hat er uns viel zu sagen und viel zu geben. Eine der segensreichsten Folgen des jetzigen Krieges wird es sein, daß Deutschland und Österreich, die jetzt gemeinsam für die höchsten Kulturgüter der Menschheit

kämpfen, noch inniger in ihrem Geistesleben miteinander verwachsen als bisher. Das wird auch unserem Dichter zugute kommen. Möge das Wort, das Goethe in bezug auf Schiller sagt und das in seinem ersten und in seinem zweiten Teile bisher nur halb auf Grillparzer sich anwenden läßt, in seiner Mahnung endlich ganz in Erfüllung gehen:

Was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!

Paul Günther:

Jetzt gehst du träumend in die blaue Stunde.

Jetzt gehst du träumend in die blaue Stunde —
Halt an! So heilig sah ich dich noch nie.
So ganz verklärt aus tiefstem Seelengrunde,
So voller Glanz und Schmelz und Harmonie.

Ich stand vor dir: All', was mich zu dir zieht,
Ich schrie's hinaus, was mir das Herz betrübte —
Von deinen Lippen sprang ein tonlos Lied,
Und ich verstand es, weil ich dich so liebte.

Gebet.

Schenk' nicht deine Gaben,
Ich liebe dich nicht.
Mich kann nicht erlaben
Dein heilig Gesicht.

Ich kann nicht genesen
Von Lust und von Schein, —
Bin mein eigenstes Wesen,
Bin ganz allein.

Sei gnädig deinem Kinde,
Ich kniee vor Dir:
Daß ich keine Ruhe finde,
Verzeih es mir.

Roderich Ley:

Hoffende Liebe.

Wir saßen schweigend Hand in Hand
Im wellenschwanken Nachen.
In schatt'ger Ferne blaute der Strand;
Des Tages müde träumte das Land.
Wir saßen schweigend Hand in Hand
Im wellenschwanken Nachen.
Kein Ruder zog den stillen Kiel,
Die schlaffen Segel ruhten.
Wir trieben ohne End' und Ziel
Hinaus in die schimmernden Fluten.

Und zagen Fußes kam die Nacht.
Die Wasser rauschten leise.
Aus düstern Wolken freundlich und sacht
Erglomm des Mondes silberne Pracht.
Und zagen Fußes kam die Nacht.
Die Wasser rauschten leise.
Nun brachte lang' ersehnte Ruh'
Erquickend süßer Schlummer.
Und güt'ges Dunkel deckte zu
Der Menschen erbärmlichen Kummer.

Und keiner sprach ein störend Wort,
Dieweil die Herzen sprachen.
Ein banges Sehnen lockte uns fort
Nach traumbegehrtem, göttlichen Ort.
Und keiner sprach ein störend Wort,
Dieweil die Herzen sprachen.
Die eit'le Welt lag tief und fern
Mit ihren erd'nen Sorgen.
Und neuer Hoffnung lichten Stern
Verhieß uns der dämmernde Morgen!

Letzter Trinkspruch.

Fülle dich, kristall'ne Schale,
Schäumend bis zum Rand,
Habe dich zum letzten Male
Heut' in meiner Hand!

Güt'ger Lethetropfen, kühle
Meines Herzens Glut!
Meinen Grimm hinunterspüle,
Gold'ne Rebenflut!

Was ich glücklich einst besessen,
Lösch' aus meinem Sinn!
Laß' im Rausch mich ganz vergessen,
Wie genarrt ich bin!

Und wie dann in tausend Scherben
Dein Gefäß zerschellt — —
Also mag auch mich verderben
Die verhaßte Welt!

Robert Misch:
Die gedeckte Tafel.
Eine Kriegsnovelle aus Galizien.

Schluß.

Jubelnd stießen die Offiziere an; aber sie setzten plötzlich die Gläser erstaunt nieder. In der geöffneten Tür, durch die die Burschen mit dem Essen traten, stand jetzt ein alter, graubärtiger Herr in der nationalen Magnatentracht, den Säbel an der Seite. Er verbeugte sich mit ritterlicher Eleganz und sagte mit stark polnischem Tonfall:

„Ich danke dem Herrn Oberst für seine freundlichen Worte und Ihnen allen, meine Herren Offiziere, auch im Namen meiner Gattin und Töchter. — Gestatten Sie mir, auf Ihr Wohl und das unserer ganzen glorreichen Armee anzustoßen, der Gott den Sieg verleihen möge!"

Er nahm das Glas, das ihm eine Ordonnanz schnell hinreichte, stieß mit dem Obersten und allen anderen an, der Reihe nach vom ersten bis zum letzten Offizier, wobei jeder seinen Namen nannte.

Auf einen Wink des Obersten hatte Pfeifendeckel ein freies Gedeck nebst einem Stuhl an dessen rechte Seite gestellt.

Samossy grübelte — er grübelte schon seit dem drolligen Bericht des kleinen Küchenbuben. Cerminski — Cerminski? . . . . Wo, um Gottes willen, hatte er den Namen schon einmal gehört? Er ging, bis auf Jahre zurück, die Reihe seiner Bekannten oder deren Bekannten durch: es wollte ihm absolut nicht einfallen.

„Du, Herr Rittmeister," fragte der Offiziersstellvertreter, ein freches, oberösterreichisches Bürschel, „was is denn mit dir g'schehn? I hab dich was g'fragt — garnet g e h ö r t hast du's."

„Verzeih, mein Lieber! Mir geht's, wie dem Mann in der alten Posse: ‚Das Schwert des Damokles'."

Der Jüngling starrte ihn verwundert an: „Damokles — dös war doch ein alter Grieche?!"

Samossy lachte:

„Ganz recht — auf dessen Namen der Betreffende nicht kommen konnte. Cerminski — kennst d u den Namen?"

„Freilich — ein Cerminski hat unter Johann Sobieski Wien befreien helfen," erwiderte er, stolz auf seine Kenntnisse.

„Na, da hab' i ch noch nicht gelebt."

Plötzlich wurde es ganz still an der Tafel. Der alte Graf erzählte von den Russen.

„Zuerst waren sie recht liebenswürdig. Der russische Oberst teilte mir mit,

seine Leute dürften weder plündern noch stehlen — zumal wir ja doch von jetzt ab russische Untertanen seien. Galizien, die Bukowina, West- und Ostpreußen würden ganz sicher unter das glorreiche Zepter des Zaren kommen. Dann fragte er mich nach meiner Familie.

‚Ich habe nur eine Frau — sie ist in Wien.' — ‚Warum in Wien?' — ‚Zum Besuch bei Verwandten — Familienverhältnisse halber!' — Da blickte er mich böse an: ‚Hält man uns vielleicht für Räuber?'

Eine halbe Stunde später — die Herren hatten es sich unterdes bequem gemacht und ein Diner verlangt — polterte ein großer, schwarzbärtiger Offizier zu mir ins Zimmer.

‚Sie haben nicht nur eine Frau, sondern auch drei Töchter. Der Herr Oberst ist sehr ungehalten, daß Sie es ihm verschwiegen haben.'

‚Ich wußte nicht,' erwiderte ich, ‚daß meine Familienverhältnisse den Herrn Obersten interessieren könnten.'

‚Wir wissen aber auch, daß die Damen hier oder ganz in der Nähe sind. Wir haben es von einem der Diener erfahren. Sind wir denn Räuber und Mörder? Meine Kameraden fühlen sich sehr gekränkt durch Ihr Mißtrauen. Im Auftrag des Obersten ersuche ich Sie, mit Ihren Damen zur Tafel zu erscheinen.'

Damit polterte er ab. — Sie können sich, meine Herren, meinen Seelenzustand vorstellen. Durfte ich die Damen Zudringlichkeiten und Beleidigungen aussetzen, wenn erst der Wein die Köpfe erhitzt hätte?! Man kennt ja diese russischen Offiziere. Und was würde geschehen, wenn man das Schloß durchsuchte?"

„Darf ich mir die Frage erlauben, wo sich Ihre Damen befanden?" warf der Oberst dazwischen.

„In einem engen Kellergelaß, dessen schmale, eiserne Türe bis zur Decke hinauf mit Fässern verstellt war. Aber würde der Spürsinn dieser Räuber sie nicht entdecken? — Verzweifelt grübelte ich darüber nach, als der schwarzbärtige Rittmeister, ohne anzuklopfen, wiederum in mein Zimmer polterte.

‚Wo sind die Damen — wo sind die Zofen? Du wirst sie herbeischaffen!' rief er brutal. — Er duzte mich, dieser Elende! —

‚Sie sind entflohen — auf einem Wagen. Ich kann sie nicht zurückholen.'

‚Du lügst!' rief er drohend. — In diesem Augenblicke ersparten mir Ihre Hurrarufe, Ihre Salven eine weitere Antwort. — Der Offizier erblaßte; dann riß er ein Pistol aus dem Gurt und drückte es auf mich ab.

‚Du bist ein Verräter!' rief er; dann eilte er schnell aus dem Zimmer. — Wie Sie sehen, hat die Kugel ihr Ziel verfehlt — sie steckt noch in der Wand meines Zimmers."

Samossy erhob sich:

„Mein Herr Graf — ich habe Sie gerächt. Diesen schwarzbärtigen Räuber, der auch auf mich schoß, habe ich niedergeknallt."

Der Graf erhob sich und umarmte in slawischem Überschwang ungestüm den Offizier, den er „seinen edlen Freund" nannte.

Ehe sich aber Samossy noch von seiner Überraschung erholen konnte, öffnete sich eine schmale Seitentür neben dem Kamin. Ein schwarzgekleideter Kammerdiener mit Seidenstrümpfen und Kniehosen erschien und verkündete feierlich, als seien nicht Krieg und Gefahr in dies Haus gedrungen:

„Die Frau Gräfin Cerminska, die Komtessen Anna, Gora, Jadwiga Cerminska."

Wie drei liebliche Monde um eine Sonne — nur daß hier die Sonne silbern, die Monde in goldenen Haarkronen glänzten — erschienen die Damen in der Tür, in dunklen, offensichtlich soeben erst angelegten Seidenroben.

Alles sprang auf. Aber diesmal war die Überraschung der Herren noch größer. Eine feingedeckte Tafel hatten sie oft — drei so lieblich-schöne Schwestern noch nie gesehen. Wie die Orgelpfeifen, etwa achtzehn, siebzehn, sechzehn Jahre alt, die jüngste noch im kurzen Kleid.

Ganz leise stießen sich die Offiziere an: „Da schaugst!" — „Sapristi!" — „Kruzitürken, die sind amal lieb, dö Madeln!"

Und die Herren drängten sich förmlich, sich vorstellen zu lassen. Als Herr von Samossy an die Reihe kam, blühte die Älteste wie eine Rose auf; dann streckte sie ihm mit einem lieblichen Lächeln die Hand hin:

„Sie sind's!"

Und Herr von Samossy ergriff die Hand, küßte sie und sagte auch: „Sie sind's!"

Der Alte blickte erstaunt von einem zum anderen:

„Ja, kennen Sie denn meine Tochter?"

Diese flüsterte aufgeregt etwas auf Polnisch, und dann rief der Alte pathetisch:

„Mein vieledler Freund! Sie haben den Vater gerächt und die Tochter gerettet. Nie wird das Haus Cerminski Ihrer vergessen!"

Nun wollte der Oberst die Geschichte auch hören, und der Graf erzählte sie mit vielen Ausschmückungen — etwa so, als wenn es sich schon damals um den Überfall eines ganzen Kosakenregimentes gehandelt hätte.

Der Rittmeister wehrte ab. Aber der freche Offiziersstellvertreter sagte leise: „Aha — der Damokles! Du hast ein Glück, Herr Rittmeister!"

Natürlich mußten die Damen dem Siegesmahl beiwohnen. Aber nun brach ein Streit aus, an wessen Seite sie sitzen sollten. Die Älteren machten das Recht ihrer höheren Charge, die Jüngeren ihr Jugendrecht geltend.

„Also Damenwahl!" entschied der Oberst. „Nur ich darf wohl um den Arm der Hausfrau bitten," den er als kühner Husar denn auch gleich an sich nahm.

Die anderen Herren mußten sich in eine Reihe stellen. Zuerst trat Komtesse

Anna vor und ergriff natürlich Samossys Arm, was mit allgemeinem Händeklatschen begrüßt wurde.

Komtesse Gora, die Zweite, wählte keck den schönen Rittmeister von Alföldi. Nur die Jüngste, das Baby, stand schüchtern und verlegen da.

Da schlug der Oberst vor, sie zu verlosen. Das geschah unter großem Hallo mittels Taschentüchern, deren eines einen Knoten enthielt. Wer ihn zog, durfte Komtesse Jadwiga zu Tisch führen. Der älteste Major gewann die tief Errötende, zog sich aber gut aus der Affäre.

„Mein Töchterchen ist gerade so alt wie Sie, Komtesserl. Ich werde Sie Töchterchen nennen."

Dem Rittmeister von Samossy war es zumute, als ob er noch immer im Wiener Wald umherspazierte, als ob die zartgrünen Blätter noch immer im Winde wehten, statt daß jetzt Novemberstürme sie längst zu Boden gestreut hatten.

Die Russen, der Keller, Kriegsnot und Gefahr: das alles war für beide versunken und vergessen. Und strahlenden Auges sprach sie von ihrer schönen, wälderreichen Heimat und den nahen Karpathen.

„Und haben Sie gar nicht ein bißchen an mich gedacht?"

„Oh — oft!"

„Warum sind Sie denn damals in Baden gar so schnell — ?"

Sie lächelte ihn schelmisch an:

„Haben Sie das nicht bemerkt? Meine Aja hat es nicht erlaubt, daß ich blieb oder Sie zu einem Besuch aufforderte."

„Aja?"

„Nun, unsere Gouvernante, Gesellschafterin, Freundin, Madame Karinska. O, sie ist eine wahre Hofdame. Straßenbekanntschaften dürfe man nicht fortsetzen."

„So wenig vertrauenerweckend sah ich Ihnen aus?"

„Mir schon! Warum sind Sie denn nicht mit uns in die Tram gestiegen?"

„Haben Sie das nicht bemerkt? — Weil ich mich nicht traute. — Es mußte ein großer Krieg kommen, damit ich Sie wiedersähe."

„Ach, Sie haben mich ja längst vergessen."

„Ehrenwort, nein! — Ich wollte schon eine Annonce in die großen polnischen Blätter setzen: ‚Die junge Dame, welche ich am soundsovielten — es war der zwölfte April unvergeßlichen Datums — aus Räuberhand errettete —'"

Da war es wieder, das silberhelle Lachen.

„Haben Sie mich wirklich nicht vergessen, Komtesse?"

„Nein — Sie stehen in meinem Tagebuch."

„Das müssen Sie mir vorlesen."

Bis an die Haarwurzeln errötete sie:

„Das — nein — das nicht!"

*

Spät in der Nacht kamen die ausgesendeten Streifpatrouillen mit einigen versprengten Kosaken zurück. Sie waren auf keinen Feind gestoßen. Auch die Bauern der Umgegend hatten keine Truppen bemerkt.

Das stimmte mit den Aussagen der im Dorfe Gefangenen überein. Es handelte sich um ein einzelnes Streifdetachement. Das Regiment blieb also in Alarmquartier.

Am andern Tage beriet der Oberst mit seinen Stabsoffizieren. Dann ließ er den Grafen in sein Zimmer bitten.

„Wir müssen unter allen Umständen Fühlung mit einem weiter vorn vermuteten feindlichen Armeekorps gewinnen, Herr Graf. So lautet unser Auftrag. Als Stützpunkt und rückwärtige Verbindung bleibt eine Schwadron hier, die auf seinen besonderen Wunsch der Rittmeister von Samossy übernimmt. Diese Russen stecken, wie die Polypen, ihre Fühlhörner bald da, bald dorthin aus. Niemand kann wissen, ob sich der Krieg nicht auch in diesen abgelegenen Waldwinkel zieht. Wenn Sie es wünschen, werde ich Sie und Ihre Damen nach rückwärts zu den Unseren bringen lassen. In W. können Sie vorläufig unterkommen."

„Herr Oberst," erwiderte der Graf einfach — „schon einmal ist diese Frage an mich herangetreten. Ich bleibe auf dem Schlosse meiner Väter; und meine Damen wollen mich nicht verlassen. Wer von der Dienerschaft gehen will, ich hindere ihn nicht, werde ihn mit allem Nötigen unterstützen."

Was auch der Oberst sagen mochte, der alte Herr, dessen altmodische Ritterlichkeit und Pathetik mitsamt seinem polnischen Deutsch die jüngeren Herren etwas komisch dünkte, erwies sich als unerschrockener Edelmann, der lieber auf seiner Scholle sterben, als sie verlassen wollte.

Übrigens hätten es die meisten seiner Standesgenossen ebenso gemacht, meinte er. — Die Russen würden auch eher demolieren, wenn das Schloß leer stünde. Es würden ja auch nicht nur Kosaken kommen. Er würde ihnen geben, was ihnen zukäme. Seine Damen würde er das nächstemal, wenn wirklich die Russen noch einmal hierherfinden sollten — was unsere glorreiche Armee hoffentlich verhindern wird — besser zu schützen verstehen.

Unter dem Tücherwinken der gesamten Dorf- und Schloßbewohnerschaft ritt der größte Teil der Zehner-Husaren gegen Mittag ab.

Die anderen hatten gute Zeit. Der Rittmeister ließ sie mit Dienst ungeschoren. Er und seine drei Leutnants, nebst dem frechen Stellvertreter, ließen es sich wohl sein im Schlosse, nachdem Samossy durch ausgesendete Spähpatrouillen und vorgeschobene Außenwachen für die nötige Sicherheit gesorgt hatte.

Die drei Leutnants teilten sich in die Gesellschaft der beiden jüngsten Komtesserln in kameradschaftlicher Abwechslung, gingen aber instinktiv der ältesten aus dem Wege. Nur der kecke „Stellvertreter" — nebenbei absolvierter Jurist aus Linz an der Donau — hatte sich dessen unterstanden und sich mit liebenswürdiger Frechheit den beiden an die Fersen gehängt.

Samossy schickte ihn aber fort, die Außenposten zu inspizieren, dann die Ställe etcetera. Seitdem kam er nicht mehr.

Am nächsten Tage ging alles im Schlosse aufs neue seiner friedlichen Beschäftigung nach. Der alte Graf vertiefte sich wieder in seine historischen und genealogischen Studien, wobei ihm eine riesige Bibliothek zu Hilfe kam. Die alte Gräfin sorgte für die Haus- und Dorfbewohner. Die vier Offiziere spielten Tennis mit den jüngsten Komtesserln und der Gouvernante — und Samossy ging mit Anna im Park spazieren. Auch zeigte sie ihm die herrlichen Vieh- und Pferdeställe und ihre kleine weiße Zuckerstute, die sie für gewöhnlich ritt.

Dabei erzählten sie sich ihr ganzes junges Leben. Samossy war auch auf einem Gute, nahe der ungarisch-niederösterreichischen Grenze geboren. Und beide liebten sie die Pferde.

Es war Samossy zumute, als ob er hier schon seit vielen Jahren gelebt hätte, und als ob ringsum tiefster Frieden herrschte. Und der Gedanke, sie nun bald nicht mehr zu sehen, nicht mehr ihr liebes Geplauder zu hören, verursachte ihm einen beinahe körperlichen Schmerz.

Nach Tisch — er lag in seinem Zimmer auf dem Ruhebett und paffte eine Zigarette nach der anderen — verfiel Samossy in tiefes Grübeln.

Er hatte mit seinen siebenundzwanzig Jahren noch niemals ans Heiraten gedacht, trotzdem ihm da oder dort ein Mädel besonders gut gefiel.

Auch in eine Schauspielerin war er einmal brennheiß verliebt. Hie und da hatte man ihn unter der Hand gefragt, ob er nicht heiraten möchte — man wüßte eine „passende Partie". Das alles war aber nicht ernsthaft, glitt von ihm ab.

Wenn er *jetzt* fortginge, würde ein Stück Herz zurückbleiben — das fühlte er. Und wahrhaftig: es kam ihm das alles wie eine Bestimmung des Himmels vor. Sollte er nicht als kecker Husar das süße, blonde Ding einfach fragen: „Willst du mich?" und dann ebenso keck vor den Vater treten.

Aber war er denn des Mädels so sicher? Sie war ihm dankbar, das kleine Komtesserl, und er schien ihr zu gefallen. Aber sie war noch ein halbes Kind. Würde sie ihn nicht mit diesem süßen Kinderlächeln und ihren braunen, weichen Kinderaugen erstaunt ansehen?! Oder, was er mehr fürchtete, hell auflachen?!

Oder ihm sagen: „Mein lieber Herr von Samossy — warum soll ich Sie denn *heiraten*? Ich heirate überhaupt noch nicht oder nicht *Sie*."

Oder vielleicht war sie versprochen. In diesen Magnatenfamilien wurden die Ehen ja wie an den Höfen geschlossen.

Überhaupt, es war Vermessenheit, an so etwas zu denken. Der alte Graf würde ihm in seiner ritterlichen Art, mit seinem gütigen Lächeln sicherlich erwidern:

„Mein lieber Herr von Samossy — alle Hochachtung! Aber Sie sind doch

nur eine ganz kleiner, armer Offizier und Edelmann. Meine Tochter ist unermeßlich reich und soll in ihrer Sphäre bleiben."

Etwas höflicher würde es wohl klingen — der Korb wäre der gleiche. Überhaupt heirateten diese Polen meist unter sich.

Und jetzt, mitten im Krieg, wo ihn jeden Tag eine Kugel treffen könnte: wie durfte er da überhaupt ein anderes Leben an das seine ketten!

Er mußte sie vergessen, er würde sie vergessen, wie man so vieles im Leben vergißt, auf so vieles Unerreichbare verzichten muß. Jetzt verlangte das Vaterland seine volle Kraft, den Einsatz des Lebens — an nichts weiter durfte er denken.

Vielleicht noch heute oder morgen kam der Befehl, vorzurücken oder zur Division, der man sie zugeteilt, zurückzukehren — und dann war ja alles aus.

Er warf seine Zigarette fort. Die Stunde, die Minute auskosten: das war rechte Reiterart!

Am Nachmittag kam ein Meldereiter. Von vorn ließ ihm der Oberst aus dem Dorfe C. mitteilen, daß er bisher noch auf keine feindliche Abteilung gestoßen sei. Er würde noch einige Streifpatrouillen vorsenden. Im Falle Samossy von einer Übermacht bedroht würde, solle er sich auf Schleichwegen zurückziehen, aber ihm Nachricht zu geben suchen. Gegen eine kleinere Abteilung solle er sich halten.

Auf einem besonderen Zettel stand:

„Lieber Samossy! Wenn's ernsthaft wird, nimmst Du unsere liebenswürdigen Wirte mit, die Damen im Notfall mit Gewalt! Die Mädeln sind denn doch zu schade, um sie solchen Gefahren auszusetzen."

Gegen Abend kamen zwei Meldereiter des rückwärtigen Divisionsstabes: man solle auf jeden Fall Fühlung mit dem Feinde zu bekommen suchen.

Nach vorn und rückwärts zum Stabe gab Samossy die nötigen Mitteilungen. Seine Leute hatte er jetzt alle ins Schloß einquartiert, wo sie vor Überraschungen geschützt waren. Auch die meisten Pferde standen in den Ställen des Grafen. An den beiden Dorfeingängen waren Verhaue und Schützengräben hergestellt worden; auch sonst wurden Sicherheitsmaßregeln für alle Fälle getroffen.

Am dritten Tage, als eben der Morgen grau und zögernd aufdämmerte, fuhr Samossy aus dem Schlafe auf. Er glaubte, Schüsse vernommen zu haben. Gleich darauf hämmerte es an seiner Tür; und nun lärmte auch schon das Alarmsignal seines Trompeters durchs Schloß.

Sein Bursche meldete ihm, daß sich vom Waldrande her feindliche Infanterie-Kolonnen zeigten. Die vorgeschobenen Posten hätten Schüsse ausgetauscht; die Dorfhäuser und Schützengräben würden soeben besetzt, laut Befehl des wachthabenden Offiziers.

Wenige Minuten später traf Samossy bereits die nötigen Anordnungen. Im Schlosse lief alles aufgeregt durcheinander.

Die Vorposten wurden eingezogen, trotzdem die Russen, offenbar überrascht und ungewiß über die Stärke des Gegners, keinen weiteren Vorstoß unternommen hatten und sich vorsichtig im Walde verborgen hielten.

Eine Stunde später stürmten ihre ersten Schützenketten von drei Seiten das Dorf. Man ließ sie auf etwa hundert Schritt herankommen. Aus den Schützengräben zu beiden Seiten empfing sie wohlgezieltes Maschinengewehr-, von der Breitseite, aus den Dorfhäusern heftiges Salvenfeuer.

Doch stets von neuem trieben sie ihre Reihen vorwärts, die immer wieder im Feuer zusammenbrachen. Nach einer Weile gaben sie ihre Bemühungen auf, zahlreiche Tote zurücklassend. Ihre Verwundeten schleppten sie zurück. An diesem Tage unternahmen sie keinen weiteren Angriff. Offenbar warteten sie die Nacht oder Verstärkungen ab.

Als es dunkel wurde, sendete Samossy zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen nach vorne und zum Divisionsstab unberittene Boten ab, die sich freiwillig zu diesem gefährlichen Dienste meldeten. Die Russen hatten sich zur Waldlisière zurückgezogen. In Nacht und Nebel verschwanden die tapferen Boten.

Samossy ließ auch die Dorfhäuser von den Bewohnern räumen. Sie übersiedelten ins Schloß, dessen große Halle und Korridore bald einem Lager glichen. An langen Tafeln, die die Gräfin aufschlagen ließ, wurden die Leute abgespeist. Zum Glück fehlte es nicht an Lebensmitteln.

„Vieh und Vorräte reichen auf einige Wochen," sagte die Gräfin ruhig.

Samossy lachte:

„So lange wird es wohl nicht dauern, gnädigste Gräfin. Immerhin könnten wir uns einige Tage halten, wenn sie nicht große Verstärkungen bekommen. Zum Glück haben sie keine Kanonen. Und diese alten, dicken Mauern können schon etwas aushalten."

„Unsere Vorfahren haben das Schloß im sechzehnten Jahrhundert erbaut. Dreimal ist es vergeblich belagert worden." —

„Haben Sie Angst?" fragte er Anna.

Sie lachte; ihre Augen blitzten. Sie schien gewachsen in der Gefahr. Dann zog sie ein Pistol aus der Tasche, einen kleinen, zierlichen Damenrevolver.

„Im Notfall weiß Anna Cerminska auch zu sterben."

Er drückte ihr die Hand:

„Dann finden wir uns im Jenseits wieder. Dann bin auch *ich* tot."

Wie es Samossy vorausgeahnt, erneuerten die Russen um Mitternacht ihre Angriffe. Zum Glück war das Wetter gut und sichtig. Einige kleine Lämmer-

wölkchen konnten den halben Mond nicht verschleiern, der mit seinem weißen, sanften Licht das Vorterrain genügend erhellte.

Diesmal kamen sie auch von der Parkseite. Eine Terrasse und die davorliegende große Rasenfläche mit Blumenbosketts trennte ihn vom Schloß. Auch hier wurden sie mit dem dritten Maschinengewehr und einigen Salven empfangen. Wiederum zogen sie sich nach einiger Zeit mit starken Verlusten zurück.

Samossy hatte bisher keinen Toten, nur einige Leichtverwundete. Das Schloß selbst hatte er zu einer Festung umwandeln lassen, die es ja dank seiner dicken Mauern eigentlich auch war. Die Fenster der Vorderseite waren im Hochparterre mit eisernen Rolljalousien geschützt. Man bohrte Guck- und Schießlöcher darein und stellte Sandsäcke hinter die Läden. Die Kellerfenster der Rückseite, der obere Stock und die Bodenluken wurden mit Holz verschlagen und ebenfalls mit Sandsäcken befestigt, die Türen in ähnlicher Weise verrammelt.

Am anderen Tage zogen die Russen Verstärkungen heran. Samossy sah sie vom Boden aus kommen, ein Regiment oder mehr. Man räumte die Dorfhäuser und Schützengräben; er zog seine Leute ins Schloß zurück.

Ein wütender Sturm begann gegen Mittag. Die Russen hatten die Dorfhäuser besetzt und gruben sich vor diesen in Schützengräben ein. Immer wieder trieben sie neue Massen vor, die immer wieder im Feuer zusammenbrachen. Einige Kühne, die bis zur Pforte drangen und sie einzuschlagen versuchten, mußten es mit ihrem Leben büßen. Noch einmal zogen sich die Russen zurück.

Auch Samossy hatte jetzt einige Tote und viele Verwundete zu beklagen. Aber das Schlimmste war, daß ihre Munition immer mehr zusammenschmolz.

Schon jetzt mußten die Leute sparsam damit umgehen. In einer kleinen Gefechtspause — offenbar berieten die Russen über ein neues Vorgehen — ließ er den Grafen zu sich bitten.

„Wir können uns nur noch bis heute abend halten — unsere Munition geht zu Ende. Lebend will ich nicht in die Hände der Russen fallen. Auch werden sie uns alle, erbittert durch ihre riesigen Verluste, niedermachen. — Sie aber müssen gerettet werden. Ich werde dem Befehlshaber einen Parlamentär herüberschicken und ihm vorschlagen, die Schloß- und Dorfbewohner entfernen zu dürfen, die ja ganz unschuldig in diese Affäre verwickelt sind."

Der Graf lächelte in seiner feinen, halb spöttischen Art:

„Ich kenne die Antwort im voraus. Schloß Ceminski ist für den Feind eine feindliche Festung. Mindestens droht uns russische Gefangenschaft — ein nicht sehr beneidenswertes Los. Vielleicht kommt uns noch rechtzeitig die Hilfe. Ich werde meine Frau und meine älteste Tochter fragen, was sie dazu sagen. Meine Bauern möchte ich freilich nicht gern der Gefahr aussetzen."

Der Parlamentär, ein Leutnant mit einer weißen Flagge, wurde in Be-

gleitung eines Trompeters abgesendet. Nach einer Stunde kamen beide unversehrt wieder mit einem Briefe des russischen Kommandanten.

Der Vorschlag Samossys wurde abgelehnt, da das Schloß wie eine verteidigte Festung nach Kriegsrecht behandelt werden müßte. Der russische Oberst forderte zur ehrenvollen Übergabe auf und versicherte Soldaten und Zivilinsassen für diesen Fall ihres Lebens. Falls sie stürmen müßten, könne er seine erbitterten Leute nicht abhalten, Vergeltung zu üben. Jedenfalls würde man schonen, was nicht Uniform trüge, soweit es möglich sei.

Samossy las den Brief dem Grafen vor, der dem Offizier dankend die Hand drückte. Dann ging er schweigend davon — keine Miene in seinem Antlitz zuckte. —

Bald darauf kamen einige Jäger und andere Bedienstete des Grafen mit Jagdflinten und ziemlich vielen Patronen. Samossy verteilte sie zwischen seinen Leuten.

Dann inspizierte er noch einmal alle getroffenen Verteidigungsmaßregeln. Die Maschinengewehre hatte man in den Dachluken aufgestellt, von wo sie das Vorterrain zu beiden Seiten wirksamer bestreichen konnten. Nur die eine Schmalseite des Schlosses hatte zwei Fenster, die er mit seinen besten Schützen besetzte.

In seinem Zimmer stand, als er zurückkehrte, Anna Cerminska hochaufgerichtet da, eine Doppelbüchse in der Hand. Sie lächelte ihn an.

„Auch ich kann schießen, habe manchen Hirschen erlegt. Ich kann nicht nur so dastehen und zuschauen."

Er bat sie, ihr Leben zu schonen.

„Mein L e b e n?! Wenn es nur das wäre! Ich weiß wohl, was uns bevorsteht. Lebend sollen sie mich nicht haben."

Sie sprach es ganz ruhig, ganz heiter, als ob es sich um etwas Selbstverständliches handelte.

„Man wird Ihnen nichts Böses tun. Im schlimmsten Fall, wenn alles zu Ende geht, ziehen Sie sich mit den Ihren in den Keller zurück. Die russischen Offiziere —"

„Bah, ich kenne diese Tiere, wenn ihre Instinkte entfesselt sind, kenne sie besser als Sie. Und Sie selbst — wollen Sie sich dem Sieger übergeben?"

„Ich bin Offizier — das ist etwas anderes. Ich werde bis zur letzten Patrone kämpfen."

Ihre Züge verklärten sich. Sie blickte ihm fest und schweigend ins Auge: „Und Sie glauben, daß ich dann weiterleben möchte?"

„Anna?! — Wie soll ich das —?"

Da geschah etwas Seltsames. Sie griff nach seiner Hand und preßte einen heißen Kuß darauf:

„Wenn S i e tot sind, will auch i ch nicht mehr leben."

Er zog sie ganz sacht an sich; dann küßte er sie auf die Augen, den Mund . . . . .

„Du wirst an meiner Seite stehen, bis alles aus ist. Und dann —" . . . .

Beim Dunkelwerden erneuerten die Russen ihren Angriff. Und diesmal schienen sie dem Feinde Vernichtung geschworen zu haben. Über die Reihen ihrer gefallenen Brüder fort stürmten neue, immer neue Massen vor. Auch Maschinengewehre hatten sie jetzt, die die Fenster bestrichen. Sie kamen mit Leitern und Äxten; sie warfen Handgranaten an die verrammelten Pforten.

Von den Verteidigern waren viele verwundet, viele tot. Aus einem der Fenster im ersten Stock schossen Anna Cerminska und Samossy, dem eine Kugel die Schulter durchbohrte. Er schoß weiter.

Unten krachte die Pforte; an den Fenstern des unteren Stockes legten sie eben die Leitern an.

Anna Cerminska zog ihr Pistol aus der Tasche und drückte es ihm in die Hand.

„Erst ich — dann du!"

Samossy lauschte hinaus:

„Hörst du nichts? — Von dort hinten —?"

Wie mit einem Schlage verstummte das Gebrüll der Russen — sie schossen nicht mehr; und auch vom Schloß stellte man das Feuern ein. Vom Walde her zogen sausend Schrapnells ihre feurige Bahn; Granaten donnerten dumpf und zerplatzten dann mit hellem Klang. Das Tak-tak der Maschinengewehre, Salvenfeuer, Hurrarufen, das Geschmetter der Hörner tönten von ferne herüber.

Die Russen stoben in wilder Flucht davon — auseinander. Ein tobendes Jubelgeschrei dröhnte durch das Schloß:

„Hurra — die Unseren, die Unseren!"

Anna Cerminska lag lachend und weinend an seiner zerschossenen Schulter:

„Mein Held — mein Sieger!"

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später hielt das vorgestoßene K. K. Infanterieregiment Nr. X seinen Einzug ins Dorf.

Catharina von Pommer-Esche: Almendro.

Roman-Novelle.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Winter kam, die Regenzeit, wo es zuweilen bewölkten Himmel gibt und das Meer in anderen Tönen singt. Zu Zeiten ist es sogar wütend. Die Insulaner erzählen dann, unten auf dem Meeresgrund hielte sich das gefürchtete Ungeheuer auf, der Löwe des Golfs von Lion, wovon dieser Teil des Mittelmeeres seinen Namen trüge: Des Löwen Bucht. Die Wintermonate sind die Zeit, wo er wild wird. Die Inselgruppe der Pityusen erscheint wie ein steinernes Bukett, ein äußerst gefährliches Fahrwasser.

Die Stellen, wo Don Adriano sonst mit dem alten Calamaro fischte, waren nun selten befahrbar, Gischt spritzt an den Felsen empor. Zwischen der Insel Espalmador und Ahorcados, der Fahrstraße für größere Schiffe, singt der Sturm sein gewaltiges Lied, wie die Wogen schlagen und es im vielfachen Echo widerhallt. Aber es ist wunderbar. Während an einem Ende der Insel das mächtige Fortissimo der Wogen ertönt, so ist es in anderen Teilen ganz ruhig, als wäre die Wasserfläche mit vielen tausend Eimern Öl begossen. Naturerscheinungen, die der alte Fischer Calamaro kannte, der genau wußte, daß man plötzlich aus dem aufgeregten Gewässer durch zerstreute Felsenriffe hindurch in ruhiges Wasser von paradiesischer Klarheit kam, wo man tief auf den Grund sehen konnte. Freilich durfte nur ein Eingeborener, der Wind und Laune des Wetters kennt, es wagen einen Kahn zu lenken. Die blaue Unterlage des Himmels trug einige graue Säcke, so sah es aus, die wurden von Jupiter Pluvius ausgeschüttet. Indessen gibt es dazwischen einige schöne warme Sonnendurchblicke, und diese Zeit der Feuchtigkeit ist meist schon mit dem Dezember vorbei. Der „Aufstieg zum Himmel“, der König der Berge, erschien fast noch majestätischer, wie er seine stolze Gestalt emporreckte. Die wilden Ziegen waren einen Stock tiefer gezogen, in die Region der Waldungen. Don Adriano ging mit dem alten Calamaro an stürmischen Tagen auf Fischfang. An manchem Morgen hörte der Herr im Turm des Fischers Serenade mit den Lockrufen: „Guter Fischfang heute!“ An anderen Tagen, wo das Meer schön glitzernd erschien, zeigte sich der Alte nicht, er traute dem Schein nicht, dann lauerte Gefahr — das wußte Calamaro.

Beim Öffnen des Fensters ein herrliches Bild! Blauer Himmel, wolkenlos, mit dem etwas bleichen Schein der winterlichen Sonne, das Meer tief-

blau, nur mit kleinen Schaumkrönchen. Die Bäume trugen ein ernsteres Gesicht, freilich nie trübselig wie im Norden. Der Lebenssaft in den Bäumen ist nur für einige Wochen ein wenig schlafen gegangen. Bäume und Sträucher stehen im alten Laub da, und wenn sie dieses ablegen, kommt wie mit einem Zauberschlag das neue Blättergewand. Die Insel erlabt sich nach des Sommers Glühen, trinkt den befruchtenden Regen — wie ein Kranker ein ersehntes Heilmittel aufnimmt. An einigen Tagen verweilte der Herr des Turms in vollkommener Stille und begann den kleinen Proviant von Büchern zu lesen, den er aus dem Archiv des Palastes seiner Ahnen mitgenommen. Er war melancholisch, und es regte sich in ihm das Sehnen nach etwas; wonach, das war ihm selbst noch nicht klar. Bläuliche Dunstfäden stiegen aus den Schornsteinen der Häuser der Nachbarschaft, und Bilder der Vergangenheit zogen in ihm auf.

„Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein!"

Aber

Selig wer sich von der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht. —

Ja, hatte er denn einen Freund? Einen echten, wirklichen, von dem er sagen konnte:

„Bei dem Freunde halte still,
Der nur dich, nicht das Deine will."

Ach, vielleicht hatte er doch einen! Dort in der verlassenen Heimat! Er hatte gerade an ihm unrecht gehandelt, als er ohne Abschied ging.

War er denn wirklich noch derselbe Adriano de Mosca, der durch die gebildete Welt gereist war? Der hier wie verbannt lebte und ein Dasein führte, das auch rundweg zwecklos war? Da fiel ihm eine Episode ein, die er einst in England in einem Klub erlebt hatte, bei einem längeren Aufenthalt in London. Da war nur die Crême der vornehmen Lords und ihre Söhne. — Es hatte ihn überrascht, daß auf die Fragen neu eintretender Mitglieder: Sir, welches ist Ihr Beruf? meist die Antwort ertönte: „O I'm living from the goods of my father," d. h. ich lebe vom Gelde meines Vaters, ich reise viel, und in der Heimat gehe ich auf die Fuchsjagden; wenn das Vermögen einmal verbraucht ist — der Vater nichts mehr geben will oder kann — denn auch ein tiefer Brunnen schöpft sich leer — nun, dann geht's nach Monte Carlo — for gambling — zum Spielen, oder auch nach dem schönen Madeira — Funchal — wo auch

tüchtig gespielt wird und das nicht so ostentativ klingt. Monte Carlo ist die Welt-Spielhölle, während Madeira viel milder klingt. Dorthin gehen Brustschwache und solche, die an „Schwindsucht des Portemonnaies" leiden. Manchmal wird beides noch geheilt, sonst eine Kugel durch den Kopf. Don Adriano hatte damals mit Staunen in dem Lande, wo es doch scheinbar so streng zugeht, sich über solche Moral gewundert.

Vor Wochen hatte er wieder einen Hieroglyphenbrief des Noce erhalten. Er vergaß ihn also doch nicht, schien auch nicht darüber beleidigt, daß sein erster Brief noch nicht beantwortet war. Der Kapitän war freilich noch erzürnt, dennoch arbeitete er unermüdlich daran, die traurigen Verhältnisse des letzten Mosca zu bessern. Noce hatte Vertrauen zu dem Kapitän, der ein großmütiger Mensch und ein ungewöhnlich kluger Kopf sei. Don Adriano zuckte die Achseln, wie er das las. Bah! Es ist doch alles aus! Wo alles dahin war, konnte doch nichts mehr gerettet werden! Aber in Stunden, wo ihn das Gefühl der großen Einsamkeit schmerzlich ergriff, fragte er sich, ob er denn ewig hier bleiben könne, wie ein freiwillig Gefangener, eine Art Robinson. War es nicht doch eine Verirrung? Freilich, entzückend schön war die Natur, dieser romantische Wohnort während der ersten Monate, besonders im Frühling. Die Sitten und Gebräuche hatten in der ersten Zeit den Reiz der Neuheit, des Ungewohnten, mit der Zeit erschien ihm aber das Leben der Landleute doch höheren geistigen Gewürzes vollständig bar. Von fern gesehn, für kurze Zeit, lag etwas Verführerisches in dieser Unverdorbenheit.

Sollte er von hier weggehen? Aber wohin? Er war ja arm. Sein Vermögen bestand in einigen hundert Duros, die er damals von Don Noce erhalten hatte. So mußte er wohl bleiben, wie gebannt, ohne etwas zu hoffen, ohne Wunsch, in der Ziellosigkeit und Nichtigkeit seiner Gedanken. Inzwischen ließ ihm die Hoffnung, das wunderbare Kind, das uns doch nie verläßt, die Möglichkeit erscheinen, daß vielleicht etwas Außergewöhnliches sich ereignen könne, um ihn aus dieser Lage zu reißen. Aber wenn das nicht käme!

Juan Máto und die Seinen waren sein einziger Umgang, aber sie zogen sich, ohne sich genau darüber klar zu werden, nur einem düsteren Instinkt folgend, etwas von ihm zurück. Es war schon eine Weile her, seit Almendro sich im Turm gezeigt hatte. Sie schien jeden Anlaß zu meiden, um dorthin zu kommen, auch sonst schien sie bemüht, ein Zusammentreffen zu umgehen. Sie war augenscheinlich verändert, ihr harmloses Lächeln verschwunden, sie war reservierter. Seit sie Gegenstand der Brautschau geworden, schien sie große, vorher nicht vermutete Gefahren zu ahnen und blieb an der Seite der Mutter. Don Adriano war verdrießlich, daß diese Gewohnheit der Brautschau sich nun fest eingenistet hatte in Juan Mátos Haus. Es war ihm wie eine Lästerung. Wo nun diese ganze Bande von Brautwerbern empfangen wurde, da hielt er sich zurück. Zudem kränkte es seinen Stolz, seine Eigenliebe, nicht mehr, wie in den ersten

Tagen, die einzige Sorge der Familie zu sein. Juan Máto und seine Frau fuhren fort, ihn als den Herrn anzusehen, Almendro und ihr Bruder verehrten ihn als ein höheres Wesen, von fernen Landen gekommen, um hier zu leben, aber daneben schienen andere Dinge sie zu beschäftigen. Die Brautschau nahm sie in Anspruch. Sie waren allesamt bange um die Zukunft. Wer würde Almendros Erwählter sein? Oft sah Don Adriano vom Turm hinab auf das Licht aus Juan Mátos Haus.

Es war keine Brautschau heut, aber er würde doch nicht hinuntergehen, es war eine Art Entfremdung entstanden. O, er hatte so schöne stille Abende dort verlebt, da saßen alle beisammen, auch der alte Calamaro, man unterhielt sich und schaute den Sternenhimmel an. Almendro sang mit kindlicher, aber frischer Stimme Romanzen, die Don Adriano lieblicher und frischer schienen als die Meeresbrise selbst. Juan Máto erzählte mit gewichtigen Mienen von seinen Abenteuern auf dem Festlande während der Jahre, wo er dem König als Soldat in Catalonien diente. Der Hund zu seinen Füßen schien auf ihn zu horchen, auf den Herrn seine Augen in treuer Unterwürfigkeit richtend. Dann sprang er plötzlich auf und verschwand im Dunkel. Ein umherirrendes Wild, ein Kaninchen, einen Hasen, hatte die feine Spürnase des Hundes entdeckt. Ein andermal schlich er wachsam herum, irgend ein Schatten hatte sich gezeigt, jemand, der es eilig hatte. Auf der Insel bestand die sonderbare Sitte, daß man einander nicht grüßte bei hereinbrechender Dunkelheit. Jeder zog seines Weges, die Braut zu besuchen, den Arzt zu holen, oder auch um Rache auszuüben in einer Liebessache. Jeder hatte Gründe, unbemerkt vorbeizugehen. Manchmal kam aber auch niemand spät abends vorüber, und der treue Hauswächter bellte dann ins leere Dunkel hinaus. Aus der Ferne ertönte zuweilen ein menschlicher Ruf: „A uahhh", ein A zuerst und dann ein nicht endenwollender Uhuruf, wie die Nachteule, die am Tage blind und stumm ist. Der Bauer gebot seinem Hunde Stille, denn diese Rufe pflegten nichts Besonderes auf sich zu haben, manchmal aber bedeuteten sie etwas. Dann konnte dieser Uhuruf wie ein Wittern auf Feindes Spur sein, wo die Nacht in ihrem schwarzen Mantel umhüllen mußte, was das Tageslicht scheut. Juan Máto fuhr in der Erzählung seiner Erlebnisse fort, während seine Frau gesenkten Blickes da saß, da sie diese Wunder, die immer wieder frisch aufgetischt wurden, zum tausendsten Male hörte. Der alte Calamaro war darin ein würdiger Genosse Mátos. Da war nur eine Geschichte, die man gerne da capo hörte, nämlich von der Höhle auf Formentera, wo die Normannen ihre Schätze aus Spanien und Italien und sonst woher versteckt hatten, Heilige aus Gold, Kelche, Ketten, Schmucksachen, Edelsteine. Ein furchtbarer Drache hielt Wache. Jeder Unvorsichtige, der sich dorthin wagte, wurde von dem Ungeheuer verschlungen. Die Seeräuber waren gestorben, der Drache zur Hölle gefahren, der Schatz aber mußte noch da sein. O, wer ihn doch fände! Ja, das waren friedliche Abende für Don Adriano gewesen. An den Brautschau-Abenden war es ihm ungemüt-

lich. Er vergegenwärtigte sich Almendros Bild, sah den armen Voz, den antipathischen Hierro.

Am folgenden Tage, als Esteban Don Adriano das Essen brachte, fragte er den Knaben aus. Almendro sehe reizend aus, berichtete der Bruder stolz. Sie sitze da auf ihrem Stuhl wie eine holde Königin:

„Das ist ein ewiges Kommen, eine ganze Versammlung. Keine Entfernung ist den Bewerbern zu groß um solchen Preis! Der Vater ruft stets im gleichen Ton: „Herein", sobald es klopft. Es ist eigentlich wie in einer Schule, so sitzen die Bewerber herum. Es sind jedem nur kurze Minuten gegeben, mit Almendro zu reden. Es ist etwas ganz Besonderes. Mein Vater meinte, diese Bewerber sind wie Jäger, die eine mühevolle Jagd unternehmen. Bisher hat noch keiner irgend einen Vorrang. Seit zwei Monaten dieser Brautschau hat Almendro nichts weiter getan, als freundlich gelächelt und höflich Fragen beantwortet. O, wie klug ist doch die Schwester! Alle sind verliebt in sie, und sie hat für alle nur dieselbe kühle Freundlichkeit, einen Takt, so daß gar keine Eifersucht entstehen kann unter den heißblütigen jungen Insulanern."

„Und der Hierro?" fragte Don Adriano.

„Ach der!"

Esteban schüttelte den Kopf.

„Der macht auch kaum einen Fortschritt, und mir tut es nicht mehr leid. Ich habe mich abgekühlt gegen ihn bei häufigerem Sehen und beim Vergleich mit den vielen anderen Bewerbern. Hierro hat es durchaus auf Almendro abgesehn, mit allen Künsten sucht er das schöne Kind zu gewinnen. Eines Abends brachte er eine Guitarre mit. Statt in Worten wollte er in Tönen zu ihr reden. Er hat aber nicht die dichterisch-musikalische Ader eines Voz, er hat sich's mühsam einstudiert und trug mit rauher unmelodischer Stimme einige Lieder vor. Vorher hatte er neben sich eine geladene Pistole hingelegt, als Warnung für jeden, der es wagen würde, ihn zu unterbrechen. Stillschweigen und stumme Blicke. Die Pistole wurde aber erst draußen im Dunkeln abgefeuert, und die Schüsse verflogen, ohne jemand zu treffen. Hierro hatte für einige Tage den Kopf verbunden, wußte aber nicht, durch wen er verwundet war. Es waren ja so viele Bewerber, und wo einmal die Liebesglut lodert, da ist es wie in einem Pulverfaß, ein kleines Fünkchen kann den Brand entfachen. Ich denke, daß der Hierro garnicht so tapfer ist, wie sein Ruf. Als die Nacht hereinbrach und Almendro schon mit allen ihren Bewerbern gesprochen hatte, erwachte der Vater in seiner Ecke, wo er geschlafen hatte. Er hat ein merkwürdiges Zeitgefühl. Halb zehn! Gute Nacht! Und er ging schlafen. Diese geflügelten Worte genügen, um zum allgemeinen Aufbruch zu blasen! — Und so zogen alle ihres Weges und verschwanden in der Dunkelheit."

Nun fiel Esteban wieder sein heißer Wunsch nach Großvaters Messer ein.

Ob Don Adriano denn nicht bald den Vater darum bitten oder sein Wort halten wolle, ihm ein anderes Messer zu schenken.

„Ein wenig Geduld", sagte Don Adriano. „Einen dieser Tage gehe ich zur Stadt."

Und eines Morgens wanderte er wirklich hin. Ihm, der durch Europa gereist war, imponierte die Hauptstadt der Insel. Er war ja selbst ein halber Bauer geworden. Er besichtigte hier die kleinen Schaufenster mit ihren Auslagen mit demselben Interesse, wie einst in Paris die glänzenden Boulevards und in der Hauptstadt an der Themse die Oxfordstreet. Da war ein Goldschmied, dessen Sachen ihn fesselten, goldene Ketten mit durchbrochenen Kugeln, Filigranknöpfe mit einem Stein in der Mitte. Wenn er hineinginge und für Almendro ein Dutzend solcher Knöpfe kaufte! Welche Überraschung, wenn er sie ihr anbieten würde, um ihre Ärmel damit zu schmücken! Sicher würde sie sie annehmen von ihm, einem ernsten Herrn, den sie mit Ehrfurcht betrachtete!

Aber ach, der Nachkomme der Moscas, der Sprößling des reichsten, vornehmsten Geschlechtes, mußte verzichten. Denn sicherlich hatte er nicht genug Geld für diesen Kauf. In einem anderen Geschäft erstand er ein Messer, das den Empfänger wohl beglücken würde. Um die Mittagsstunde begab sich Don Adriano in einen kleinen Gasthof am Hafen. Dort traf er die Stammgäste. Im Hausflur einige junge Leute, eine Art von Kellnern in der Bauerntracht der Insel, dann im Speisezimmer Soldaten der Garnison, junge Offiziere, die rauchten und aufs Meer blickten, das sie vom Festlande trennte. Beim Speisen beklagten sie sich über ihr Geschick, weil sie ihre Jugend hier so gar nicht genießen können. Sie sprachen von der großen Nachbarinsel, wie von einem Paradies. Und die Frauenfrage! Es war zum Verzweifeln mit der Tugendhaftigkeit dieser Insulanerinnen. Hier wird nicht getändelt, geflirtet, entweder völlige Gleichgültigkeit oder ernstes Verlöbnis mit Hochzeit: Worte und Schöntun, Lächeln müssen zur Heirat führen! Der Verkehr mit den Jungfrauen sei nur möglich mit jener sicheren Aussicht. Und diese kräftige, heitere Jugend mußte hier Tantalusqualen leiden, die schönsten Mädchen der Stadt sehen, sie bewundern, aber — kein einziges Schäferstündchen! O, wie man sich da sehnte, wenigstens nach — einem Urlaub —. Jene Jünger des Mars sprachen von nichts anderem, und Don Adriano, der am großen Tische saß, billigte im Innern, was jene aussprachen.

Don Adriano fühlte mit den jungen Leuten. Da erschien ihm auch diese Stadt als recht mönchisch streng — mit all ihren schönen Frauen und Mädchen. Da war das Landleben doch noch freier, wenngleich dasselbe Gesetz auf der ganzen Insel herrschte. Am Abend verließ er wieder die Stadt. Nichts verblieb in Don Adrianos Innerem von dem ersten optimistischen Eindruck. Gern trat er den Heimweg an, zurück zu seinem malerischen Turm, umgeben vom Duft vieler Blumen und Kräuter — in der schönen romantischen Wildnis. Ein Ochsenkarren nahm ihn mit nach Sankt Joseph, und von da ab wanderte er

über den Berg und seine Pinienwaldungen. Der Himmel war blau, einzelne Silberwölkchen schwebten daran, wie weiße Lämmer.

Im Dickicht des Waldes sah Don Adriano zwei Frauengestalten auftauchen. Es war Almendro mit ihrer Mutter. Sie kamen von Santa Maria del Pino, einem Wallfahrtskirchlein, das hier bei einem frisch sprudelnden Quell lag, wo in einer Lichtung des Waldes Orangenbäume und einzelne schlanke Palmen stehen. Juan Máto kam aus einem dichten Gestrüpp heraus; er hatte dort würzige Kräuter gesammelt, worin er große Kenntnis besaß. So kam es wie ein Zufall, daß Don Adriano neben Almendro einherschritt, während die Mutter sich leicht auf ihren Gatten stützte. Sie litt an einer Krankheit, von der der Arzt nicht wußte, was es war. So hatten sie der heiligen Jungfrau del Pino zwei Wachskerzen gebracht und um Hilfe und Heilung für die Mutter gefleht. Während Almendro betrübt von dem Leiden der Mutter sprach, färbten sich ihre Wangen im beschleunigten Gang. Heut abend wäre wieder Cortejo, und sie müßte noch vorher das Abendbrot bereiten. Don Adriano bewunderte sie mit seinen ernsten Augen. Er staunte nun selbst über die frühere Gleichgültigkeit und Befangenheit, in der er monatelang Almendro wie ein liebliches Kind betrachtet hatte. Welch eine Frau! Nun dachte er an die Cortejos mit deutlichem Verdruß und aufkeimender Eifersucht.

„Almendro!" murmelte er vor sich hin, als ob er etwas Wichtiges sagen wolle.

Weiter nichts. Der alte Sünder von früher fühlte seine leichtfertigen Gefühle aber hinschmelzen mit dem reinen Duft, den diese Menschenblüte ausströmte. Gleichzeitig fühlte er eine Scheu, eine Schüchternheit, die ihm das Sprechen verbot, ähnlich wie es ihm in seiner ersten Jugend Frauen angesehener Familien gegenüber erging.

„Almendro", sagte er nur. Und zwischen diesem lauten Denken, das schließlich die Aufmerksamkeit der schönen Namensträgerin veranlaßte, fand er plötzlich die Worte, als Almendro ihn ansah. Wie es denn nun mit der Brautschau stünde? Ob sie sich für jemand entschlossen habe? Wer der Bevorzugte sein würde? Ob der Hierro? Der Voz? Sie senkte die Augen, indem sie in großer Verlegenheit einen Zipfel ihrer Schürze erfaßte und damit spielte.

Sie wüßte nicht. Ihre Stimme klang kindlich und verschämt. Weder den Hierro, noch Voz, niemand überhaupt. Sie hatte den Cortejo angenommen, weil es Sitte sei und es alle Mädchen in ihrem Alter täten. Und dann, da errötete sie lebhaft, machte es ihr Spaß, ihre Freundinnen etwas zu demütigen, die sich ärgerten, die große Zahl ihrer Bewerber zu sehn. Sie wäre den Jünglingen dafür dankbar, daß sie ihretwillen weit her kämen. Aber sie lieben? Sich mit ihnen verheiraten? Nein! Sie war langsamer gegangen beim Sprechen, während Juan Máto mit der Frau vorausschritt. So blieben die beiden immer weiter zurück: „Almendro, schöne Blume! Dich muß ich pflücken."

Zum Teufel die Schüchternheit. Don Adriano fühlte plötzlich den alten Stolz des Siegers wieder aufleben. Dieses reizende Mädchen! Er sprach mit festem Ton, legte in seine Augen die beredteste Feuersprache, näherte seine Lippen ihren Wangen, wie um durch den Flüsterton ihr zu schmeicheln. Und er? Was dachte sie von ihm? Und wenn er eines Tages ihrem Vater sagte, daß er seine Tochter heiraten möchte? „Sie?" rief das Mädchen.

„Don Adriano?"

Sie hob die Augen empor ohne die geringste Scheu mit hellem Lachen. Der Herr beliebe zu scherzen. Ihr Vater hätte ihr auch schon erzählt, daß die de Mosca ernste Herren im Beruf seien, aber mit einem ausgelassenen Witz. Er würde mit ihr scherzen wie damals im Turm über die tausendjährige steinerne Jungfrau.

Als sie aber Don Adriano wieder ansah, sein bleiches Gesicht, dem eine tiefe Ergriffenheit eingeprägt war, da erbleichte auch sie. Er war verändert; sie sah einen Don Adriano, den sie noch nicht gekannt hatte. Sie war erschrocken und trat instinktiv einen Schritt zurück. Doch gelang ihr ein gezwungenes Lächeln, und sie verharrte bei dem Scherzton.

„Nein", erwiderte Don Adriano mit Nachdruck, „ich spreche in vollem Ernst. Sag', Almendro, wie wäre es, wenn ich einer deiner Bewerber wäre? Und wenn ich mich dort vorstellte? Was würdest du sagen?" Sie stand still, stützte sich auf einen niedrigen Strauch, der mit gelben Blüten übersät war, auf den sie halb niedersank vor Schrecken. Schließlich raffte sie sich aber doch auf. Sie flüsterte leise, wie er, der große de Mosca, ein Edelmann, eine Bäuerin heiraten könne, das wäre ja Wahnsinn! — Dabei hatten ihre Augen einen feuchten Glanz, und sie erbleichte noch mehr.

„Ich bin kein großer Herr mehr, ich bin ein vom Geschick schwer Getroffener. Du bist reicher als ich, der ich von eurer Freundlichkeit lebe. Dein Vater wünscht für dich einen Mann, der das Land bebaut. Willigst du ein, daß ich derjenige werde? Almendro? Hast du mich lieb? Schöne Blume?"

Mit gesenktem Haupt floh sie den Blicken, die sie zu versengen schienen, und fuhr fort zu sprechen, ohne zu wissen, was sie sagte.

„Unsinn, so etwas ist unmöglich."

Da fühlte sie einen herzhaften Händedruck. Sie schaute hinauf zu Don Adriano und erblickte ein Antlitz, das sie erbeben machte.

„Ach, findet Ihr mich zu alt für Euch?" drang eine flehende Stimme an ihr Ohr. „Könntet Ihr mich nicht lieben?" Die Stimme war sanft einschmeichelnd, aber die Augen, das bleiche Gesicht! Sie wollte etwas sagen, antworten. Ihr Blick schien es zu bekunden. Don Adriano habe gar kein Alter in ihren Augen, er wäre etwas Höheres. Sie zog ihre Hand zurück aus der warmen Berührung, und als ob eine Gefahr im Anzug sei, lief sie plötzlich

davon. Don Adriano setzte ihr nicht nach, er blieb zurück, unempfänglich für seine Umgebung, wie ein Sagenheld im Zauberland. Halb bereute er, dann aber wieder nicht, auf keinen Fall. Es war ihm von hoher Wichtigkeit, daß Almendro wußte, was er so oft im Traum in der Einsamkeit gedacht hatte, ohne seinen Wünschen eine bestimmte Richtung geben zu können. Ganz langsam wanderte er weiter, um nicht mit den anderen zusammenzutreffen. Er steuerte seinem Turm zu, an der felsigen Küste entlang. Des Meeres Wogen sprangen wütend wie Stiere der Arena an die Felsenküste heran! Das paßte zum Sturm in seinem Innern. Er setzte sich auf einen Felsblock und versank in Sinnen.

Was würde ihn wohl erwarten, wenn er sich hier hinabstürzte, wenn sein Körper — ach ja — einen Schritt nur weiter — hinunterglitte — als Sarkophag diese Felsenschlucht — großartig — und dagegen sein Los im Leben. Was harrte dort seiner? Die Sonne hatte sich beim Untergehen zwischen Wolken halb versteckt, es war eine wundersame Bildung am Horizont. Lange betrachtete er das Kommen und Entweichen der Wellen. In Opalflimmer lag das weite Meer vor ihm. Er kam sich sehr klein vor in dieser Einsamkeit. Allgewaltig ist das Meer! Majestätisch, dem Menschen seine Kleinheit predigend! — Hier muß der nüchternste Mensch sich erhoben fühlen. Don Adriano stiegen die Bilder seines verflossenen Lebens auf; er gedachte seiner leichtsinnigen Zeiten, der Abende in Pariser Restaurants, wo er mit eleganten Damen Austern gespeist hatte: mit das Delikateste, welches das Meer verschenkte.

Fortsetzung folgt.

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Dr. Otto Arendt, M. d. R.

Die Bedeutung der 9 Milliarden-Anleihe für die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands.

Die Folgen des Weltkrieges lassen sich noch nach keiner Richtung hin voll überblicken, aber eine Gefahr wirtschaftlicher Art liegt offen zutage. Es ist die Steigerung des Zinsfußes, die vor dem Kriege schon seit lange hervorgetreten war und durch den Krieg eine natürliche und erhebliche Verschärfung erfuhr.

Vor zwanzig Jahren ging der Zinsfuß in Deutschland auf drei Prozent herab, und in Frankreich und England war er noch erheblich tiefer gesunken. Jetzt dagegen besitzen wir mehr als 13 Milliarden fünfprozentiger Reichsanleihe!

Ist damit eine dauernde Rückkehr des fünfprozentigen Zinsfußes in Aussicht zu nehmen? Es wäre das ein Ereignis von der furchtbarsten volkswirtschaftlichen Wirkung. Es bedeutete einen Milliardenverlust an allen bisherigen Werten. Nicht nur Reichs- und Staatspapiere, Pfandbriefe und Schuldverschreibungen müßten durch Einbuße an ihrem Kursstande der höheren Verzinsung entsprechen, auch alle Aktien und Anteile wären demgemäß niedriger zu bewerten; eine völlige Umwälzung aber stünde dem Grundbesitz bevor. Alle Hypotheken müßten höhere Verzinsung aufbringen, und der Wert der Häuser und des Grund und Bodens müßte entsprechend sinken.

Das deutsche Nationalvermögen würde durch eine dauernde Steigerung des Zinsfußes auf fünf Prozent eine Einbuße von vielen Milliarden erleiden und das zu einer Zeit, wo die Folgen des Weltkrieges unter allen Umständen die schwersten Anforderungen an die Steuerkraft des deutschen Volkes stellen müssen.

Es wird deshalb eine der wichtigsten wirtschaftlichen Aufgaben der Zukunft auf wirtschaftlichem Gebiete sein, einer Steigerung des Zinsfußes entgegenzuwirken. Hieran ist das ganze Volk, nicht nur das Kapital beteiligt. Denn die Steigerung des Zinsfußes hemmt und beeinträchtigt die Unternehmungen und wirkt deshalb vermindernd auf die Arbeitsnachfrage, und damit auf den Arbeitslohn.

Die Notlage des Grundbesitzes erschwert und verteuert das Bauen und führt zur Wohnungsnot. Die Verbilligung des Zinsfußes wirkt wirtschaftlich fördernd und Werte schaffend, die Steigerung wirtschaftlich schädigend und Werte zerstörend. Der große, alle Erwartungen so weit überragende Erfolg

unserer Kriegsanleihen, namentlich der zweiten Kriegsanleihe, läßt mich aber mit weit größerem Vertrauen in unsere wirtschaftliche Zukunft blicken als bisher. Die ungeheure Stärke der deutschen Volkswirtschaft ist in dem Anleiheergebnis so überraschend zutage getreten, daß wir demgegenüber jeden Pessimismus abweisen können. Was namentlich das neun Milliardenergebnis so überaus wichtig erscheinen läßt, das ist der Nachweis von der Sparkraft des deutschen Volkes, die auch durch den schwersten aller Kriege nicht erschüttert werden konnte.

Diese Sparkraft aber bietet die Gewähr, daß der fünfprozentige Zinsfuß nicht eine dauernde Erscheinung, sondern eine vorübergehende Kriegsepisode darstellt. Gerade der Krieg wird dahin wirken, daß wir, sobald der dauernde Friede von uns errungen ist, wieder mit einer Ermäßigung der Zinssätze zu rechnen haben werden.

Vor dem Kriege war in Deutschland der Staatskredit geradezu ungebührlich vernachlässigt. Die durch die allmähliche Zinssteigerung — die übrigens international war — bedingten ständigen Kursrückgänge der Staatspapiere machten diese unbeliebt. Weite Kreise des Publikums suchten, verlockt durch die Hoffnung auf höheren Zins und Kursgewinn, ihre Ersparnisse in ausländischen Werten anzulegen. Die deutschen Ersparnisse gingen zu Milliarden in das Ausland. Hier ist nun eine gründliche Änderung zu erwarten. Der Krieg hat schwere Verluste an ausländischen Werten gebracht und die Vorzüge der heimischen Kapitalsanlage augenfällig hervortreten lassen. Die deutschen Ersparnisse werden künftig sich viel ausschließlicher dem heimischen Geldmarkt zuwenden.

Auch die jetzt ganz unbeliebte Anlage der Gelder in Hypotheken wird wieder größere Anziehungskraft ausüben. Denn die sichere Hypothek hat nicht nur während des Krieges ihre Zinsen getragen, sie bürgt auch ihrem Besitzer für das unverkürzte Kapital, während jedes Wertpapier Kursverluste bringt. Wenn die Gemeinde oder die Hausbesitzer auf genossenschaftlichem Wege die volle Sicherheit der Hypotheken gewährleisten würden, so könnte ohne eigentliche finanzielle Anforderungen die drohende Krisis des Grundbesitzes wohl vermieden werden, — was im Interesse der Gesamtbevölkerung liegen würde.

Wenn die Sparkraft des deutschen Volkes in einer Höhe, wie sie die neun Milliardenanleihe kennzeichnet, nach dem Kriege so gut wie ausschließlich dem heimischen Geldmarkt vorbehalten bleibt, so muß bald nicht nur das Gleichgewicht zwischen der Nachfrage und dem Angebot an Kapital eintreten, sondern auch das Angebot schnell überwiegen und den Zinsfuß herabdrücken. Sobald dies geschieht, ist die Gefahr einer dauernden Festlegung des fünfprozentigen Zinsfußes überwunden und die Rückkehr normaler Verhältnisse gesichert.

Für die Kriegszeit mag fünf Prozent als außerordentliches Anreizmittel seine Schuldigkeit tun. Daß aber die zweite Kriegsanleihe nicht zu schlechteren, sondern zu besseren Bedingungen ausgegeben werden konnte als die erste, — der Unterschied von ein Prozent bedeutet für das Reich eine Mehreinnahme von 90 Millionen Mark! — das ist an sich ein Beweis von der deutschen Kapitalkraft, die aus sich heraus zur Überwindung der Kriegsfolgen führen wird.

Auch für den internationalen Verkehr ist die Zinsfrage von großer Bedeutung, denn der Zins ist ein Teil der Produktionskosten. Wir waren vor dem Kriege vielfach im Wettbewerb mit dem Auslande schwer dadurch benachteiligt, daß der Zinsfuß bei uns zu hoch und höher als im Auslande war. Um so

wichtiger wäre es, wenn wir nach dem Weltkriege uns am schnellsten und kräftigsten erholten und in dem dann sicher beginnenden großen, friedlichen Wettkampf im Welthandel durch billigere Zinssätze im Vorteile wären. Das würde uns auch befähigen, am wirksamsten gegen die Stellung Londons als Mittelpunkt des Weltverkehrs anzukämpfen.

Wir werden danach guttun, den Bewegungen des Zinsfußes die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Ein Volk, das im Kriege eine 9 Milliardenanleihe aufbringt, darf hoffen und erwarten, daß es alle wirtschaftlichen Schwierigkeiten überwindet, die der Krieg noch bringen kann. Der finanzielle Zusammenbruch Deutschlands schien unseren Feinden die sicherste Folge des Krieges zu sein. Jetzt wird man wohl diese wie so manche andere Hoffnung zu Grabe tragen müssen. Deutschland hält durch!

Finanz-Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Kriegskosten und Kriegsanleihen.

Graf Montecuccoli muß sich eine Berichtigung seines berühmten Ausspruchs gefallen lassen. Es trifft, wie der Weltkrieg lehrt, nicht mehr zu, daß zum Kriegführen erstens Geld, zweitens Geld und zum dritten Geld gehört, nicht mehr in dem Sinne, in welchem der Ausspruch derzeit getan wurde, und in welchem er den damals wie heute gleichen Begriff „Geld" versteht. Dies erhellt schon die Tatsache, daß der ungeheuerliche Weltbrand bereits fast acht Monate lodert und doch nirgends eine Geldknappheit zu spüren ist, obwohl uns täglich vorgerechnet wird, daß jeder Kriegstag allein an Kosten, die dem Deutschen Reich erwachsen, 30 Millionen Mark verschlinge, während die Ausgaben unserer verbündeten Gegner noch wesentlich höher seien.

Diese Zahlenangaben sind auch zweifellos richtig, sie mögen sogar eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Wenn wir dann weiter vernehmen, daß die Gesamtkosten aller am Kriege beteiligten Staaten bei einjähriger Kriegsdauer die märchenhafte Höhe von 70 bis 80 Milliarden erreichen werden, so fragen wir uns entsetzt nach der Herkunft solcher Unsummen. Alle Goldvorräte der Welt, die im Jahre 1900 auf 20,3 Milliarden Mark geschätzt wurden, würden nicht hinreichen, um diese Kosten zu decken. Weiter müssen wir fragen, wie es denn möglich ist, daß in einem Jahre dreimal soviel Geld ausgegeben werden kann, als auf der Erde überhaupt vorhanden ist. Die Frage erscheint begreiflich; zugleich läßt sie den Irrtum erkennen, in dem viele, wenn nicht die meisten Menschen hinsichtlich der Kriegskosten befangen sind, die zu decken nach Montecuccoli Geld nötig ist, eine Vorstellung, die auch im Gehirn der englischen Staatsmänner herrscht, welche, indem sie mit protziger Gebärde auf die gefüllten Geldsäcke wiesen, der gläubig aufhorchenden Welt verkündeten, daß der Staat den Sieg davontragen werde, der die letzte Million zu verausgaben hätte. Der Irrtum beruht auf einer Verwechselung der Begriffe. Man muß zwischen den tatsächlich vorhandenen Kapitalwerten und dem Gelde, das, in welcher Form es auch auftritt, nur ein Wertmesser, ein Tauschmittel ist, unterscheiden.

Zweifellos verschlingt der Krieg Unsummen an Werten. Zunächst entzieht er alle Kriegsteilnehmer, viele Millionen arbeitsamer Hände der produktiv schaffenden Tätigkeit. Der Land-

wirt, der den Boden bestellte und Werte schuf, ist ins Feld gezogen, der Industriearbeiter, der im geräumigen Fabriksaal friedlicher Tätigkeit oblag, damit deutsche Erzeugnisse sich im heißen Konkurrenzkampf allem Neid und jeder Mißgunst zum Trotz nur durch ihre Güte die Welt erobern konnten, gießt vielleicht Geschütze, dreht Geschosse, die im Kriege selbst, also nutzlos für das Volksvermögen verbraucht werden, deren Wert, kaum entstanden, vernichtet wird. Diese Verluste an verbrauchten und zerstörten Werten, an Friedensarbeit, kurz an Kapitalvermögen, sind allerdings mit Geld zu schätzen. Dazu kommt indessen noch der uneinbringliche Schaden durch die Zerstörung ethischer Werte, durch die furchtbare Verwahrlosung an Seele, Geist und Körper, also an der Arbeitsfähigkeit der Bevölkerung, die der Krieg anrichtet. Könnte deren Wert überhaupt ökonomisch geschätzt werden, man müßte ihn auf Hunderte von Milliarden veranschlagen.

Solchergestalt vernichtet der Krieg allerdings Riesensummen; einem ungeheuren Moloch gleichend, verschlingt er in seinem feurigen Rachen Menschen und Werte. Das vorhandene bare Geld aber bleibt und rollt nach wie vor. Der Staat benötigt es zur Kriegführung durchaus nicht unbedingt, solange er für seine Bürger und Soldaten Lebensmittel genug besitzt, um sie zu ernähren, solange er die erforderlichen Rohstoffe zur Herstellung von Waffen, von Ausrüstungsgegenständen, zum Betriebe seiner technischen Einrichtungen, seiner Fabriken, seiner Eisenbahnen, vor allem also Kohle besitzt, und solange er über die erforderliche Bevölkerungszahl verfügt, um seine Grenzen nicht nur zu verteidigen, sondern auch seinen Bedarf an Nahrungs- und Betriebsmitteln hervorzubringen. Zum Kriegführen gehört also nicht Geld, Geld und nochmals Geld, sondern dazu gehören Nahrungsmittel, Rohstoffe und eine arbeitsame Bevölkerung.

Ein Beispiel mag die Sachlage am besten veranschaulichen. Man denke sich ein kleines in sich geschlossenes Gemeinwesen, das in seinen Mauern alles Nötige hervorzubringen in der Lage ist, das also von der Außenwelt unabhängig ist. Es wird ohne Geld so lange Krieg führen können, als es Menschen zur Verteidigung und zur Schaffung neuer Werte besitzt. Es wird die Produktion der Nahrungsmittel, Ackerbau, Bergbau, Viehzucht in eigene Verwaltung nehmen und jedem Bürger als Entgelt für die zu leistenden Kriegsdienste zuteilen, wessen er bedarf. Und doch entstehen natürlich auch solchem Staatswesen Kriegskosten, die in ihrer Höhe dem Werte dessen entsprechen, was die einzelnen Bürger in friedlicher Arbeit zu erwerben verhindert werden. Solcher Staat könnte auch im Inneren des Geldes entraten, da er an Stelle des Wertmessers die eigentlichen Werte zu setzen in der Lage ist.

Unter den heutigen Verhältnissen ist solches Vorgehen natürlich undenkbar. Die vorhandenen Werte, Grundbesitz, Kohlengruben, Viehbestand usw. sind nicht im Besitz des Staates, sondern der einzelnen Staatsbürger. Von diesen muß sie der Staat kaufen, ebenso wie er die Arbeitskraft des einzelnen kaufen muß, und dazu bedarf er innerhalb seiner eigenen Grenzen wie jeder Privatmann des Geldes als Wertmesser. Um es zu erhalten, nimmt er Anleihen, Kriegsanleihen, auf. Dadurch aber wird der vorhandene Geldbestand keineswegs vermehrt. Die Anleihe bewirkt nur, daß das im Umlauf befindliche Zahlungsmittel, das Geld, an den Staat zurückfließt, der es nun wieder erneut ausgeben, zur Bestreitung seiner Bedürfnisse verwenden kann, ohne daß er selbst neues Geld, sei es in Goldmünzen oder in Noten, auszugeben braucht. Der Staat, der eine Anleihe

aufnimmt, macht Schulden bei der Nation, die ihm gegen Schuldurkunden die vorhandenen Zahlungsmittel zur Verfügung stellt. Solange der Staat das Vertrauen der Nation besitzt, also Kredit genießt, kann er das Verfahren beliebig oft wiederholen, er wird alsdann immer Geld haben, solange dieses nämlich im Lande bleibt, und nicht etwa für Anschaffung von Nahrungsmitteln oder Kriegsbedarf ins Ausland abfließt. Der Staatsbürger, der z. B. tausend Mark Kriegsanleihe zeichnet und mit zehn Hundertmarkscheinen oder einem Tausendmarkschein zahlt, tauscht nur eine Schuldverschreibung des Staates, — denn auch Papiergeld ist nur eine solche, — gegen die andere aus. Mit einem Unterschiede allerdings. Jedes Papiergeld ist ein unverzinsliches Darlehen an den Staat, für die Kriegsanleihe dagegen muß der Staat Zinsen entrichten, die er in künftigen Friedenszeiten durch Steuern aufbringen muß. Demnach ist die Kriegsanleihe nichts anderes als die kapitalisierte künftige Steuerlast. Eine größere Sicherheit und demnach eine bessere Kapitalsanlage kann es im Deutschen Reich schlechterdings nicht geben. Diese Erkenntnis hat denn auch zur Folge gehabt, daß sich für den ersten Kriegskredit von fünf Milliarden, den der Reichstag am 4. August 1914 bewilligte, nicht weniger als 1 150 000 Zeichner einstellten. Davon entnahmen 900 000 Beträge von 2000 Mark und darunter, und von diesen wiederum 200 000 Zeichner Beträge von 100 bis 200 Mark. Fürwahr, ein glänzender Beweis von Vertrauen, das die ganze große breite Masse der Minderbemittelten dem Staat entgegenbrachte.

Weshalb aber, so wird man fragen, beschreitet der Staat den Weg der verzinslichen Anleihe, weshalb bürdet er seinen Angehörigen eine neue beträchtliche Steuerlast auf, während er doch einfach mehr Papiergeld, also unverzinsliche Anerkenntnisse ausgeben, und dadurch die erforderlichen Tauschmittel, das Geld, unbegrenzt hervorzaubern könnte? Die Antwort ist leicht gegeben. Der eigentliche Wertmesser, das in der ganzen Welt anerkannte Tauschmittel ist das Gold. Mit der Ausgabe von Papiergeld übernimmt der Staat die Verpflichtung, auf Verlangen jeden Schein unverzüglich in Gold einzulösen. In der absoluten Gewißheit, daß der Staat jederzeit dazu in der Lage ist, beruht der Wert des Papiergeldes, das sonst weiter nichts wäre, als eben ein wertloser bedruckter Fetzen Papier. Für jedes Zwanzigmarkstück, das sich in den feuersicheren Gewölben der Reichsbank befindet, darf der Staat für 60 Mark Papiergeld ausgeben. Deshalb ist es die unabweisliche Pflicht eines jeden, seine Goldmünzen an die nächste Staatskasse abzuführen. Anfang Oktober 1914 waren im Reich für fast 5,2 Milliarden ausgeprägte Goldmünzen im Umlauf. Der Goldvorrat der Reichsbank betrug am 15. Februar 1915 erst 2228,6 Millionen Mark. Demnach sind noch etwa drei Milliarden Gold im Privatbesitz. Wären sie im Besitz der Reichsbank, so könnten dafür für neun Milliarden Banknoten ausgegeben werden, es wäre also, hätte jeder Deutsche seine Pflicht getan, noch kaum die Aufnahme einer Anleihe notwendig gewesen.

Alle Kriege, die die Geschichte kennt, haben damit geendet, daß der Besiegte die Kriegskosten zu tragen hat. Wir haben also begründete Aussicht, von unseren Gegnern Ersatz für alle vernichteten Werte, Entschädigung für jeden Verlust zu erhalten. Was geschieht nun, wenn die ungezählten Milliarden ins Land fließen? Wird etwa die Kriegsanleihe zurückgezahlt? Damit würde den Zeichnern kaum gedient sein, denn sicherlich wird das Papier im Wert gewaltig steigen. Wird die Summe vielleicht auf den Kopf der Be-

völkerung verteilt? Nichts dergleichen. An der Kriegsanleihe ändert die Kriegskostenentschädigung nichts. Der Staat wird seine Schuldenlast nach Möglichkeit vermindern, er wird das Geld zu neuen Anlagen, zu Eisenbahnbauten, zur Nutzbarmachung von Grund und Boden und Ähnlichem gebrauchen und dadurch Einkünfte schaffen, die es ihm ermöglichen, die Steuersätze auf ein niedriges Maß herabzusetzen. Auf solche Weise kommt die Kriegskostenentschädigung jedem Staatsbürger zugute, sie wächst somit dem für das Deutsche Reich auf etwa 350 Milliarden geschätzten Nationalvermögen zu.

Natürlich ist kein Staat der Welt in der Lage, auch nur annähernd die Wertverluste zu ersetzen, die durch den Krieg entstehen; denn mit den tatsächlichen Ausgaben für Heer und Flotte, für verbrauchte Munition, den Ersatz für den Abgang von Material, Geschützen und Schiffen, die von sachverständiger Seite auf etwa zehn Mark für den Tag und den Kopf des Soldaten geschätzt wurden, ist es, wie ersichtlich, keineswegs getan. Wie überhaupt die Riesensummen gedeckt, bzw. von den unterliegenden Parteien getragen werden sollen, ist vorläufig gar nicht auszudenken. Um die Kriegsschuld von fünf Milliarden nach dem Feldzuge 1870 abzutragen, brauchte Frankreich reichlich drei Jahre. Und damals war es noch das Kapital exportierende Land, dessen Mittel unerschöpflich schienen, und das seither zwecks Verwirklichung des Revanchegedankens 18 Milliarden nach Rußland geben konnte, die für so gut wie verloren anzusprechen sind. Aber das soll uns wenig kümmern, wer letzten Endes die Zeche für den freventlich angefachten Weltbrand zu zahlen hat; soviel ist gewiß, das Deutsche Reich wird es nicht sein, denn auch die verruchte Aushungerungstaktik verschlägt nichts, dank dem „Kartoffelbrotgeist", den die verbrecherischen Lenker des englischen Staatsschiffs nicht zum letzten als den gefährlichsten, nicht zu bezwingenden Gegner erkannt haben. Mit dem Augenblicke, wo dieser Geist bei uns einzog, wo hoch und niedrig, reich und arm von ihm ergriffen wurden, hat das Deutsche Reich seine Sache auf sich selbst gestellt. Es braucht seine Barmittel an Gold nicht ins Ausland abzuführen, es braucht nicht, wie England, wie Frankreich und Rußland Waffen, Munition und Lebensmittel von fremden Staaten zu kaufen und dadurch die eigene Volkswirtschaft zu schwächen. Das Reich bringt, kraft seiner mustergültigen Organisation, dank der unvergleichlichen Opferwilligkeit aller Deutschen, dank seiner inneren wirtschaftlichen Stärke, alle Werte, die es zum Kriegführen braucht, täglich und stündlich neu hervor, und aus diesem letzten und einzigen Grunde ist es in Wahrheit unbesieglich.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin von Pestalozza.

Als etwas vom Schönsten des Schönen soll heute genannt werden: „Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin*)." Sie reißen den Menschen hin, der sich nach edlem Menschentum sehnt; den deutschen Menschen, der hier wie im reinsten Spiegel sein Wesensideal froh bewegt erblickt; den Künstler aber auch, dem ein Stück köstlichster Kunst an die Seele greift. Diese Kunst besteht in einer reichen, eigenartigen, treffenden Bildhaftigkeit des Ausdrucks; in der geradezu vorbildlichen Art, wie alte Formen mit ganz persön-

*) J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin.

lichem Lebensinhalt gefüllt und dadurch neu werden; besteht in dieser flutenden, dichterischen Weltempfindung, die sich nichts von der einzig schönen Erde, nichts vom einzig wunderbaren wirklichen Leben entgehen läßt, die aber auch die Berge und die Wolken nicht zu begrenzen vermögen, besteht im Humor der erdüberwindenden und im tiefen Ernst der leidgeneigten edlen Seele. Es darf wirklich dieses schöne Buch, das Horst Kohl durch die Beigabe von Erläuterungen zu einer Gabe gemacht hat, die weit über den flüchtigen Genuß einer Stunde geht, in keinem deutschen Haus mehr fehlen. Denn wo es ist, da ist ein Plätzchen der Erquickung und Lebensstärkung; da ist eine Goldinsel und zugleich herrliche Hingabe an des Landes Notwendigkeiten.

Ein Lebensbild der Frau, die begnadet war, den Dichter, Künstler, Erzieher Bismarck, wie er in seinen Briefen an sie sich uns, den für immer Dankbaren, darstellt, anzuregen, ja zu schaffen, muß aufs höchste interessieren. Sophie Charlotte von Sell gibt es uns in ihrem Buch „Fürst Bismarcks Frau*)". Kann Besseres von diesem Buch gesagt werden, als das: daß es ihm gelingt, uns verstehen zu lassen, wie dieser Mann an dieser Frau werden konnte; daß sich uns feine Fäden spinnen von diesen Blättern zu jenen anderen! Die Perlen, die auf diesen Blättern schimmern, sind Johannas Briefe und Aussprüche. Auch hier Bildhaftigkeit, Plastik, Originalität, Temperament. Pietät für zwei große Menschen führt der Verfasserin die Feder; das ist von dieser Seite der Reiz des Buches, das weniger eine künstlerische Tat bedeuten will, als in einfacher Erzählung Johannas Kindheit und Weibtum historisch geben möchte. Und weil die mit Fleiß zusammengestellten Daten, erweitert durch kluge Worte der Charakteristik, der Interpretation, durch anziehende Schilderungen, sich zu einem anschaulichen Lebensbild runden, das seine rechte Tiefe und sein bestes Licht mit den eigenen Worten dieser beiden guten und außerordentlichen Menschen erhält, sei die pietätvolle Gabe dankbar begrüßt. Die Illustrationen des Buches werden willkommen sein.

*) Trowitzsch und Sohn, Berlin 1915.

Wenn es Lena Christ's Buch aushält, daß wir von zwei Bildern schönster Menschennatur zu ihm kommen, so spricht das dafür, daß es ein gutes und feines Buch ist. Lena Christ nennt es „Mathias Bichler*)". Es ist der Lebensroman eines bayrischen Herrgottschnitzers. Er beginnt und breitet sich unter den Zeichen äußerlicher Niedrigkeit, Armut, äußerlicher Fehlschläge; aber ein innerlicher Reichtum, ein künstlerischer und sittlicher, verrät sich schon. Am Ende bringen dann äußere Glücksumstände, die aber auch nicht ohne innerliche Bedingung sind, die Vollendung des Künstlers und des Menschen. Die Dichterin legt ihrem Künstler-Helden die Worte in den Mund: „Die lebendige Wiedergabe des wirklichen Lebens wollte ich . . . lernen." Sie sprechen zugleich das Ideal aus, das der Dichterin selbst bei ihrem Werk vorgeschwebt hat. Daß sie es erreicht, ist der hohe künstlerische Wert des Buches. Es ist wirkliches Leben; wirkliches bayrischer Bauern gegen Ende des achtzehnten, Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; wirkliches wandernder Handwerksburschen, die durch Tirol und Bayern ziehen, in Alt-München landen. Wirkliches des Mathias Bichler, den ein Mägdlein früh zum Manne macht, der seine Liebe eine Weile verschmäht oder nicht erkannt sieht, der sie dann mannigfach verrät, um doch zu ihr, die auch vom Kathreinl endlich erkannt und erwidert wird, zurückzukehren

*) Albert Langen, München.

wie zur wahren Erdenheimat. Eine Reihe anziehender Gemälde von Volkssitten und Volksgebräuchen, von Hochzeiten, Taufen, von Wallfahrten, von Frömmigkeit und Aberglaube, von der Hütte im Wald und auf der Alm, vom Weihnachtsmarkt und der Dult, von Leidenschaften der Sinne und der Seele, von historischen Ereignissen hat eine starkbegabte Künstlerhand zu einem Einzellebensbild gefügt, dessen Wirklichkeit sich noch äußerlich-organisch gibt in Stil und Sprache der damaligen Zeit und des damaligen Menschen Mathias Bichler, das sich in seinem Abstrakt aber doch erhebt zu typischer und symbolischer Bedeutung. Und welches volle, große Menschenleben täte das in Wirklichkeit nicht? So gibt uns Lena Christ eine erlesene Gabe.

Ein kleiner Band aus den Nachlaßschriften des Schweizer Dichters Josef Viktor Widmann, drei Novellen, deren erste ihm den Namen gibt „Ein Doppelleben*)", mag als guter, heiterer Genuß, vielleicht in unseren Lazaretten, auch im Feld gern empfohlen werden. Bei der ersten Erzählung überwiegt zwar das tragische Moment; aber es ist so hingebend das Versöhnliche gesucht, daß das Gemüt heiter dabei wird. In der zweiten Novelle sind schon mehr die Lichter des heiteren Ergötzens aufgesetzt, um in der dritten am heimlichsten zu funkeln. Hinwiederum bergen auch diese letzten, „Als Mädchen" und „Rektor Müslins erste Liebe", die tiefernsten Züge, die eben auch im Antlitz der wahren Heiterkeit schlummern. Diese Heiterkeit zu geben und hervorzulocken, dazu bedarf es immer eines wirklichen Dichters. Widmanns Wert liegt auf dem Boden, aus dem Gottfried Keller, sein Meister und Zeitgenosse, die schönste, unvergleichlichste Perle hob. Während in den ersten Geschichten die Phantasie kühn sich aufschwingt, während hier Abenteuer, aber auch feinste Naturempfindung fesseln, gemahnt die letzte schon mehr an die äußerlich so geruhsamen und doch so tief verschütteten Alltagswege eines Seldwyla.

*) Verlag von A. Francke, Bern 1915.

Nun sind noch Gaben, die im besonderen Beziehung nehmen zu unseren Tagen. Die Tat-Flugschrift „Deutsche Gesinnung" von Diedrich Bischoff*) behandelt als Hauptproblem: Wie kann und muß die heutige deutsche Sinnesart gehütet und gepflegt werden? Nach der Wesenserklärung der deutschen Gesinnung, die als Persönlichkeits- und Gemeinschaftsidealismus eine wirkliche gnadenvolle Gabe zu nennen ist, kommt der Verfasser zu dem aus dieser Gabe erwachsenden Gebot: Pflege vor allem der Empfindungskultur und des Willens zur sozialen Vollendung! Wenn es uns erhebend sein muß, uns in das Bild unserer eigenen Art zu versenken, ihr Werden zu verfolgen, ihre Bedeutung zu erkennen, ihre weiteste Bedeutung vorauszuahnen, so ist es unendlich wichtig, den Anregungen des Verfassers nachzugehen für Erhaltung, ja Weiterbildung dieser Art *nach* diesen Tagen. Es ist eine Angelegenheit für uns Daheimgebliebene zumal, solche Gedanken zu pflegen. Sie bereiten zukünftige Friedenstaten vor. Keiner von uns, die wir von den großen Taten draußen ausgeschlossen sind, schließe sich von *ihnen* aus!

Dem unerschütterlichen Glauben an unser Vaterland, an unsere Art verleiht poetisch getragene Form Karl Emerich Hirt in seinem schmalen Bändchen „Der Heereszug Gottes**)". Strophen, schwer und voll von Farben, tiefsten Sinnes rauschen daher; Zeiten und Geschlechter, ihre schönsten Sterne und ihre schimpflichsten Flecken, ziehen vor-

*) Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**) Deutsche Buchdruckerei Gesellschaft, Innsbruck.

über; ihre hehrste Lust und ihre niedrigsten Lüste werden lebendig. Nicht lange noch ist's her, da war schrecklichste Zeit. Doch jetzt:

„Es wird zur Wirklichkeit, zur Wirklichkeit,
Die lang vergess'ne, kaum besess'ne, einzig eine, heilandsreine Menschenminne." — — —

„Er führt die Kreaturen väterlich durch alle Zeiten, alle Fernen
Zum lichtverdämmernden Gelände,
Und schließt zum heil'gen Bund
Um's Weltenrund
Der Auserwählten starke Hände!" —

„Der Mensch ist Gottes liebstes Kind und vieler Schätze auserwählter Erbe.
Die Kraft ist ihm verheißen, daß er sie erwerbe!
Der Innenlebende,
Gewinnlos Strebende
Erstürmt die stolzen Sterne!
Die Himmel warten leuchtend in der Ferne,
Und krönen seine Siege, Geist und Form versöhnend, mit Erlösungswonnen!
In ihm siegt Gott! — — Und Gott bleibt Sieger! So geschah es einst am Anfang, so erfüllt sich's bis zum Ende!" — — —

Kirchliche Rundschau.

Von F. L. Graf von Voltolini.

Kardinal Agliardi †.

Kardinal Agliardi ist nicht mehr! Im Registrieren des Todes dieses Kirchenfürsten ist nicht so sehr auf die vielen, hohen Ämter, die der Verstorbene während seines langen Lebens bekleidete, hinzuweisen, als vielmehr auf die einzigartige Bedeutung, die er während des letzten Jahrzehnts als unbeugsamer Führer der Opposition errungen hat.

Vatikanische Opposition! Wenn man die strenge Disziplin der katholischen Kirche in Betracht zieht, sollte man meinen, daß in diesem mit absolutistischen Prinzipien regierten Organismus überhaupt kein Platz für eine Opposition sein könne. Doch gilt dieses nur für den unter den Bischöfen stehenden Klerus. Im höchsten Klerus, in der römischen Kurie und besonders in deren Senat, dem Kardinalskollegium hat es stets Opponenten gegeben und wird, auf Grund der Verfassung und der Wahlmonarchie, die das Papsttum darstellt, stets solche geben. Selten aber wird hier eine Opposition so energisch, so prinzipiell und so unversöhnlich betrieben werden, wie die Fronde, die Kardinal Agliardi gegen das Regime Pius' X. organisiert hatte. Agliardi war infolge seines einerseits geraden und offenen, anderseits selbständigen und energischen Charakters zum Führer der Opposition prädisponiert. Schon während seiner langen diplomatischen Laufbahn hatte Agliardi wegen der Impulsivität seines Wesens manchen Strauß auszufechten, den schärfsten mit der ungarischen Regierung, als er persönlich, trotz des diplomatischen Charakters seiner Stellung als Wiener Nuntius in die kirchenpolitischen Angelegenheiten Ungarns eingriff. Auch in Wien selbst schuf er sich nicht wenig Feinde, als er der Protektor der damals, im Beginn der neunziger Jahre, mächtig werdenden Luegerpartei wurde. Nicht nur in der österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern allenthalben hielt man Agliardi damals für einen klerikalen Eiferer, der päpstlicher als der Papst sein wollte. Wer hätte ahnen können, daß derselbe Agliardi ein Dutzend Jahre

später der Hort des kirchlichen Liberalismus in Rom und der schärfste Opponent gegen die religiöse Intransigenz des Vatikans sein werde? Wie es dazu kam?

Das Konklave von 1903 war für Agliardi, wie für so viele Kardinäle, eine bittere Enttäuschung! Anstatt Rampolla als „Leo XIV." den Stuhl Petri besteigen zu sehen, erhielt die Kirche in Josef Sarto ein Oberhaupt, in welchem ein so scharfer Geist wie Agliardi sofort den Mangel an Befähigung erkannte und mit einer energischen Opposition begann, als sich zeigte, daß Papst Pius nicht einmal in der Wahl seiner Ratgeber vorsichtig war, sondern völlig ein Spielball in den Händen teils unerfahrener Prälaten, teils extrem-bigotter Ordensleute wurde.

Begann die Kamarilla Pius' X. den Kampf gegen den Modernismus, so protegierte Agliardi alle liberalisierenden Tendenzen und ernannte den Modernistenführer Don Romolo Murri zu seinem Sekretär ad honorem. Nahm Merry del Val, je länger je mehr, gegen Italien einen intransigenten Standpunkt ein, so stand Agliardi nicht an, diesen als einen groben Anachronismus zu geißeln und seinerseits italienische Minister und Deputierte aller Parteien zu empfangen. Wollte Pius X. die katholische Parlamentspartei im Montecitorio nicht anerkennen, so bildete der Palast der Cancelleria, wo Agliardi als „Kanzler der Kirche" residierte, das Zentrum dieser Partei, wo ihren Mitgliedern die Richtlinien ihrer Haltung vorgezeichnet wurden. Als gegen Schluß des Pontifikates Pius' X. mehrere der alten leonianischen Kardinäle und endlich der von Agliardi immer noch als sein Papstkandidat proklamierte Rampolla starb, glaubten manche, die Fronde Agliardi's werde schließlich aus Mangel an gleichgesinntem Nachwuchs im Kardinalskollegium eingehen. Aber das Gegenteil war der Fall; Agliardi sollte noch den vollen Triumph seiner Opposition erleben. Nach Rampolla's Tod designierten ihn seine Gesinnungsgenossen zum Nachfolger in dessen Kandidatur, aber Agliardi lehnte diese Zumutung energisch ab. Er wollte nicht Papst sein, aber helfen, den nächsten Papst richtig auszuwählen!

Als Pius X. starb, stand bei Agliardi sein Programm fest. Keinen andern Kandidaten wollte er unterstützen, als denjenigen, der in seiner Person die schärfste Antithese zu den Tendenzen Pius' X., und der sogar ein Opfer der Verfolgungssucht der Kamarilla desselben war — della Chiesa.

Mit seiner ganzen Autorität als „Vizedekan" des Kardinalskollegiums und — infolge des leidenden Zustandes des Dekans Serafino Vannutelli — Leiter des Konklave unterstützte er die Kandidatur seines Papabile mit aller Energie. Das Resultat ist bekannt. Als Benedikt XV. von der Loggia der Peterskirche urbi et orbi den ersten Segen erteilte, spiegelten die Züge des neben dem Neugewählten stehenden Agliardi die Freude eines unbeschreiblichen Triumphes. In diesem hat er die letzten Monate gelebt, und der Dank des Papstes, der ihn als Ratgeber hoch ehrte, bildete für ihn das schönste Äquivalent seines elfjährigen rastlosen Kampfes.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. J. v. Bülow.

Pflichten gegen die Kunst.

Die großen Erfolge unserer Truppen, die vortreffliche finanzielle Vor-

bereitung des Deutschen Reiches und des deutschen Volkes auf diesen Krieg haben eine durchgreifende Beruhigung der wirtschaftlichen Lage herbeigeführt. Mit einem nicht zu unterschätzenden Geschick hatten sich der Handel und die Industrie, soweit sie durch den Krieg von ihren eigentlichen Gebieten abgedrängt wurden, auf Erwerbszweige umzustellen gewußt, die mit den Forderungen des Tages in Einklang sind.

Für den Wohlhabenden fallen eine große Menge erheblicher und früher scheinbar für notwendig erachteter Ausgaben fort. Der Ernst der Ereignisse zwingt zu einer stilleren Lebensführung. Die kostspielige Geselligkeit anderer Jahre liegt nicht auf ihrem Geldbeutel. In schöner Opferfreudigkeit haben diese Kreise ihre überschießenden Mittel und vielleicht auch mehr in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Eine Wohltätigkeit in breitestem Umfange, eine Versorgung des Heeres mit Liebesgaben hat eingesetzt.

Niemand wird behaupten, daß hier zuviel geschehen sei oder genug getan werden könnte, dennoch darf die Wohltätigkeit nicht ausschließlich da eingreifen, wo die Notwendigkeit in die Augen springt. Es gibt auch eine verschämte Armut, und sie ist vielleicht die unterstützungswerteste. Es gibt aber vor allem Berufe, die durch den Fortfall der Luxusbefriedigung in ihrem Sein vollkommen untergraben wurden. An diese Berufe zu denken ist nicht eine Frage der Wohltätigkeit, sondern eine Pflichterfüllung gegen die, denen das Volk die Pflege des Schönen und die Erhaltung der Ideale verdankt.

Wenn wir hier dennoch den Begriff Wohltun und die Förderung der Kunst in einen Zusammenhang bringen, so geschieht das mit Vorbedacht. Tatsächlich hat man sich in den letzten Jahrzehnten daran gewöhnt, die Förderung der Kunst als eine Art Almosengeben zu betrachten, obgleich es keine höhere und schönere Pflicht für den denkenden, Schönheit verstehenden Menschen geben kann, als gerade die Kunst zu fördern, deren Wesen es ist, den Genießenden von der Erdenschwere des Alltags loszulösen. Allerdings ist durch die immer mehr überhandnehmende Verkrämerung aller unserer Verhältnisse auch die Kunst in den Handelsbetrieb mit hinabgezogen, durch den Kunsthandel zum Spekulationsgegenstand gemacht worden. Hierdurch entstand eine eigentümliche Spaltung im Vertriebe der Kunst. Die eine Hälfte mußte es sich solange gefallen lassen, den Ankauf als einen Gnadenakt zu erleben, bis sie durch den Erwerbssinn eines Händlers oder Sammlers auf einmal in die zweite Klasse, der zum Kunsthandel Zugelassenen, übertreten durfte. Es braucht nicht noch einmal hervorgehoben zu werden, wie ungesund und schädlich derartiges für unseren Kunstbetrieb ist. Zu einer wirklich freien künstlerischen Betätigung kommt nur der finanziell unabhängige Künstler; die andern — und das ist die Mehrzahl — müssen sich in ihrer Produktion nach der Liebenswürdigkeit des Kunstfreundes richten oder auf willkürliche und mit Kunst nur sehr äußerlich zusammenhängende Gedankenverbindungen und Geschmacksrichtungen einstellen. Selbst da, wo sich das Freiheitsgefühl des Künstlers hiergegen sträubt, wird er doch unwillkürlich durch derartige Erwägungen beeinflußt.

Dieser Krieg hat mit dem Kunstumsatz zeitweise ganz aufgeräumt. Zum mindesten aber hat er — und das werden wir ihm danken — die Haltlosigkeit der Spekulation in Kunstwerken erwiesen. Plötzlich mischen sich in die Frage des Wertes der Kunst Umstände hinein, die sicher nichts damit zu tun haben. Ob ein Bild deutschen, französischen oder sonst welchen Ursprungs

ist, ändert an seinem ästhetischen Werte bestimmt nichts. Dennoch hat bis zum Kriegsausbruch alles, was französische Kunst war oder schien, eine höhere Quote erzielt. Das ist mit einem Mal zu Ende, und in absehbarer Zeit wird französische Kunst, selbst wenn sie noch so schön ist, oder von ihren Verfechtern mit noch so gesuchten Gründen verteidigt wird, in Deutschland keinen ehrlichen Käufer finden. Das ist einerseits gut, andererseits schlimm. Gut ist es insofern, als dadurch Summen frei werden, die für die Werke deutscher Künstler aufgewandt werden können; schlimm, weil alle die, die bisher Kunstwerke zu Spekulationszwecken kauften, sich auf andere Wertgegenstände werfen und, statt in Bildern, in Industriepapieren, Staatsanleihen oder dergleichen ihre Gelder anlegen werden. Auch ist das in fremden Kunstwerken untergebrachte Kapital verloren oder zum mindesten auf lange Zeit lahmgelegt und kann somit weder der einen noch der anderen Kunstrichtung zugute kommen.

Die Klasse Künstler, die im Handel notiert ist, hat es in jetziger Zeit fraglos schlecht; die andere Schicht, die auf die „Almosen" angewiesen ist, hat es nicht besser, denn das Geld, das für sie bisher da war, wird zu Liebesgaben und dergleichen verwendet.

Wollten wir heute den Kauffähigen dazu veranlassen, statt Liebesgaben oder neben Liebesgaben für die Krieger im Felde auch die Streiter für unsere Ideale zu bedenken, so würden wir wahrscheinlich einen glatten Mißerfolg erleben und nur dazu beitragen, die Kunst weiter in den Bereich des Almosens hinabzudrücken. Darum muß der Ruf an das deutsche Volk, seine Kunst und seine Künstler nicht zu vergessen, einen etwas praktischeren Hintergrund haben. Wir haben es allmählich verlernt, daran zu glauben, daß man die Kunst aus reinem Idealismus fördert. Wir sehen gerade jetzt ein Überhandnehmen des Materialismus. Sogar das einzig noch gebliebene und schönste Ideal, das Vaterland, beginnt man zu verkrämern. Wie dürfen wir da auf Verständnis für die unfaßbaren Seiten der Kunst hoffen?

Deshalb müssen wir den Leuten sagen: heut ist der Augenblick gekommen, um Kunst b i l l i g zu erwerben. Keiner, auch der größte Künstler, ist heut mit Aufträgen überlastet; keinem, auch dem Erfolgreichsten, geht es heute geschäftlich gut. Denn selbst von denen, die große Einnahmen hatten, werden die wenigsten sich ein Vermögen erspart haben, um jetzt von seinen Erträgnissen zu leben. Sparen ist nicht Künstlers Art. Vielleicht geht es gerade deshalb denen am schlechtesten, die an eine großzügige Lebensführung gewöhnt waren, die auf ziemlich regelmäßige Einnahmen aus ihrer Kunst rechnen durften und darum Verpflichtungen eingegangen sind, die sie jetzt nicht erfüllen können. (Ich nenne nur die Miete für teure Wohnung und teures Atelier.) Wer bisher zweitausend Mark im Monat verzehrte, dem wird es schwerer, sich mit zweihundert Mark einzurichten, als dem, der zweihundert verbrauchte und jetzt nur die Hälfte hat.

Es ist also zweifellos die Möglichkeit gegeben, daß ein jeder, der noch Geld für Kunst erübrigen kann, heute gute und sonst teure Kunst erwirbt. Die Kunst als solche kann nicht zu einem Inventur-Ausverkauf schreiten, sonst würde sie dieses immer wieder vortrefflich wirkende Lockmittel, Gegenstände scheinbar billiger als sonst zu erwerben, nicht verachten dürfen. Tatsächlich liegen aber die Verhältnisse so, daß, wenn heute sich der Käufer entschließen würde, beim Künstler anzufragen, ob er nicht das eine oder andere Werk von ihm zu Kriegspreisen billiger erstehen kann, ob er ihn nicht zu einem in An-

betracht der Verhältnisse berechtigten niederen Preise abkonterfeien wolle, er auf eine Absage kaum zu rechnen hat. Früher hat wohl der Künstler ängstlich darauf gehalten, sein Werk nicht unter einem bestimmten Preise fortzugeben. Es entsprang das der Befürchtung, seine Arbeit in den Augen der Welt herabzusetzen. Solche Erwägungen können heute fortfallen. Die Ausrede des Krieges ist eine so glückliche, daß niemand des Künstlers Schaffen deshalb geringer achten wird, als bisher, wenn er es billiger abgibt. Wer es überhaupt nach dem Geldwerte einschätzt, weiß auch einen Kriegsrabatt richtig zu bewerten.

Wer Bilder nicht um ihrer selbst willen kauft, der möge daran denken, daß es für den Dritten, der ihn besucht, ein Beweis des nicht fehlenden Kunstverständnisses oder auch des vorhandenen Geldbeutels ist, wenn er Bilder an der Wand hängen hat. Wie billig er sie erstanden hat, braucht er ja niemandem zu erzählen. Ein wenig mag er sich auch dabei von der Hoffnung leiten lassen, daß später doch bessere Zeiten kommen und des Künstlers Werk wieder im Preise steigen wird.

Schließlich, wenn er es will und es ihm Befriedigung gewährt, mag er auch den Kauf eines Kunstwerkes als Almosen auffassen oder, wenn ihm das nicht genügt, als Erfüllung einer Pflicht gegen die Allgemeinheit. Jedenfalls bietet der Ankauf von Kunstwerken in dieser Zeit wie nichts anderes die Möglichkeit, das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinen. Darum soll ein jeder, der für die Kunst ein Herz hat, darauf hinwirken, daß er und andere die Kunst unterstützen. Wo das schöne Wort von der Erhaltung unserer Ideale nicht mehr zieht, da mögen die eben auseinandergesetzten Hilfsmomente eingreifen. Wenn nur letzten Endes der Erfolg eintritt, dann heiligt er jedes Mittel. Denn das ist sicher: wir brauchen in dieser Zeit des krassen Materialismus die Kunst als stärkstes Gegengewicht. Es ist die Pflicht eines jeden Volkspsychologen, sie zu fördern, damit unser deutsches Volk nicht dem Feinde erliegt, der schlimmer ist, als Frankreich, Rußland, England und alle ihre farbigen Hilfstruppen: dem Amerikanismus, dem Krämergeist!

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Die Kriegsgetreide-Gesellschaft als volkswirtschaftliche Organisation.

Man hat schon jetzt vielfach dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß in kommenden Zeiten das Deutsche Reich einen umfassenden Mobilmachungsplan für die Volkswirtschaft im Kriege aufstellen müsse, um nicht, wie in diesem Kriege, mehr oder minder unvorbereitet, die grundlegenden Entscheidungen und Maßnahmen auf einzelnen Gebieten der Kriegswirtschaft treffen zu müssen. Welche ungeheuren Schwierigkeiten aber der Aufmachung einer solchen wirtschaftlichen Mobilmachung sich entgegenstellen, kann man schon jetzt ermessen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie einzelne als „Kinder der Not" ins Leben gerufene staatliche Maßnahmen von den verschiedensten Seiten als die Zielscheibe einer maßlosen, wenn in einzelnen Fällen vielleicht inhaltlich diskutablen, so doch in ihrer gehässigen Formulierung stets unberechtigten Kritik unterzogen werden. Ganz besonders erstaunlich aber ist es, daß diejenige Organisation, welche vielleicht den größten Anspruch auf eine, den Verhältnissen des Krieges zuge-

schnittene Beurteilung erheben könnte, die Kriegsgetreide-Gesellschaft, von einzelnen Seiten mit Anfeindungen der angedeuteten Art bedacht wird. Diese können nur als ein Zeichen dafür angesehen werden, daß die Aufgaben und die Maßnahmen, mit welchen es die Kriegsgetreide-Gesellschaft zu tun hat, wohl in ihren großen Umrissen den Außenstehenden bekannt geworden sind, nicht aber in dem komplizierten Gefüge der Einzelvorgänge und Einzelschwierigkeiten, welche zu bewältigen waren und noch zu bewältigen sind. Alle jene sonderlichen Begleiterscheinungen, welche den Ratschlägen und Entwürfen der sogenannten „Zivilstrategen" auf dem Gebiete der Beurteilung der Kriegsführung eigen sind, kehren bei denjenigen wieder, welche als Außenstehende mit einem gewissermaßen verblüffend einfachen Rezepte den soviel „besseren" Weg zum Ziele vorschreiben zu können meinen. Und doch sollte gerade bei der Beurteilung der Kriegsgetreide-Gesellschaft schon allein die Erinnerung an die einstigen Debatten über das Getreidemonopol nach dem Vorschlage des Grafen Kanitz genügen, um zu zeigen, daß es sich bei dieser Organisation wahrlich nicht um eine solche handelt, deren Maßnahmen man ohne Kenntnis aller Einzelheiten des Geschäftsverfahrens kritisieren darf. Denn eines der Hauptargumente gegen die Verwirklichung des Antrages Kanitz war immer das: daß dieser Antrag, wenn man ihn von der bloßen Schaffung eines Getreide-Importmonopols auf das Monopol des gesamten inländischen Getreideverkehrs ausdehne, einen derartig komplizierten und schwer zu bedienenden geschäftlich bureaukratischen Apparat erfordere, daß seine Durchführung schon allein hierdurch auf die schwersten Bedenken stoßen müsse. Dieser Gesichtspunkt ist seinerzeit von dem verstorbenen badischen Finanzminister, dem bekannten Agrarpolitiker Dr. Buchenberger und ebenso von Professor Gustav von Schmoller auf das nachdrücklichste vertreten worden. Buchenberger schreibt wörtlich in seiner „Agrarpolitik", 2. Auflage, Berlin 1899, Seite 245: „Die Technik des Getreidehandels, der zu den schwierigsten Zweigen der Handelstätigkeit von jeher gezählt hat, wird von einer staatlichen Bureaukratie nur schwer zu handhaben sein, und die Summe von kaufmännischer Intelligenz, technischem Wissen und Geschick, langjährigen Erfahrungen, über welche ein aus Tausenden selbständiger Firmen sich zusammensetzender Apparat der freien Handelstätigkeit verfügt, wird sich nicht ohne weiteres auf einen staatlichen Apparat übertragen lassen. Auch kann man sich schwerlich eine Aufgabe vorstellen, die dem Staat eine gleich schwere finanzielle und allgemeinpolitische Verantwortlichkeit aufbürdet, als diese delikateste aller Aufgaben, die in der Getreideversorgung eines großen Reichs besteht. Die Angriffspunkte würden bald der Unzufriedenheit eines Teils der Inlandsproduzenten über eine schlechte Ernte und erzielte geringe Erlöse, bald den Klagen der Mühlenbesitzer oder der Bauern oder Brenner über die Qualität der ihnen gelieferten Ware, bald den abfälligen Urteilen der Konsumenten entnommen werden und würden mit der Zeit ins Unermeßliche wachsen. Auch wo gar kein Verschulden der Monopolverwaltung vorläge, für alle Folgen schlechter Witterung, für alle Sünden von Müllern, Bauern, Bäckern müßte die Monopolverwaltung herhalten müssen; die parlamentarischen Erörterungen, Klagen und Angriffe würden kein Ende nehmen."

Heute, wo wir eine Periode intensiver Kartellierung in der Groß-Industrie hinter uns haben, wissen wir erst recht, wie schwierig es ist, die Interessen irgendeines großen Berufszweiges „unter einen Hut zu bringen", wenn

die Zahl der Beteiligten groß und ihre Einzelinteressen verschieden sind. Es ist durchaus kein Zufall, daß wir gerade in der Landwirtschaft Kartelle und Syndikate nicht kennen, und aus den Schwierigkeiten, welche das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen durchgemacht hat, wissen wir ebenfalls, welche unerfreuliche Rolle die Vielheit von Interessenten und die Verschiedenheit ihrer Interessen beim Zusammenschluß spielen. Wenn daher heute in der Kriegsgetreide-Gesellschaft eine Organisation besteht, in deren Aufgabe es mitbegründet liegt, den wirtschaftlichen Ansprüchen von Landwirten einerseits, Müllern und Getreideverbrauchern andererseits, den verschiedenen landwirtschaftlichen Verhältnissen von Ost und West und auch den verschiedenen verwaltungsmäßigen Eigentümlichkeiten innerhalb unseres Landes gleichzeitig gerecht zu werden, so ergibt sich ohne weiteres, daß die Gründung eines solchen zentralen Unternehmens zur Getreideversorgung Deutschlands nur unter den harten und unabweislichen Forderungen des Weltkrieges ins Auge gefaßt und durchgeführt werden konnte. In der Tat ist sowohl die Idee wie die Entwicklung der Kriegsgetreide-Gesellschaft ganz aus dem Zwang der Verhältnisse herausgewachsen, sie hat sich fortwährend dem Wechsel der Verhältnisse anpassen müssen. War doch zunächst die Kriegsgetreide-Gesellschaft nur als eine Unternehmung gedacht und gegründet worden, welche verhüten sollte, daß unsere Getreidevorräte allzu rasch aufgebraucht würden, welche dementsprechend Vorräte ansammeln und diese nach dem 15. Mai wieder veräußern sollte. Als dann die Bewegung einsetzte, nach dem Muster einer belagerten Festung die gesamten verfügbaren Getreidemengen in Deutschland bis in die Zeit der neuen Ernte hinein zu beschlagnahmen und auf den Kopf der Bevölkerung zu verteilen, und zu diesem Zweck die Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 geschaffen wurde, ergab sich die Notwendigkeit, die Aufgaben der Kriegsgetreide-Gesellschaft zu erweitern und sie zum Mittelpunkt in der Durchführung dieses Gesetzes zu machen.

Es ist bemerkenswert, daß Prof. Schumacher in einem lehrreichen Aufsatz in der „Kölnischen Zeitung" vom 26. März 1915 ausdrücklich erklärt, die Beschlagnahme und Monopolisierung der Kartoffeln wäre deshalb nicht möglich, weil hier Organisationen, wie sie in der Bezugs-Vereinigung, der Zentralstelle und der *Kriegsgetreide-Gesellschaft sich bereits vorgefunden hätten*, nicht zur Verfügung ständen.

Indem so die Kriegsgetreide-Gesellschaft zu dem eigentlichen Getreideversorger des überwiegenden Teils des Deutschen Reiches wurde, wurde sie gleichzeitig der Brennpunkt für alle Interessengegensätze, die oben angedeutet wurden, und der Fall, den Buchenberger so klar vorher gesehen hatte, scheint in eine bedrohliche Nähe gerückt zu sein.

Hierzu kommt aber eine weitere Komplikation. Wenn schon die Gegner des Antrages Kanitz die verwaltungstechnischen Schwierigkeiten eines Getreidemonopols *im Frieden* nicht stark genug unterstreichen zu müssen meinten, so lassen sich diese Schwierigkeiten im Kriege überhaupt nur dann überwinden, wenn es gelingt, der anormalen Verhältnisse, die zu den normalen Schwierigkeiten eines Getreidemonopols noch hinzutreten, Herr zu werden. Es gibt kein Gebiet, mit dem sich die Kriegsgetreide-Gesellschaft zu befassen gehabt hat, welches nicht jenem kriegswirtschaftlichen „Ausnahmezustand" unterstellt wäre. Während bei der Schaffung eines zentralistischen Getreidemonopols im Frieden naturgemäß so verfahren werden würde, daß die

Maßnahme zu einer Zeit einsetzen würde, in welcher eine annähernd normale Verteilung der Getreidevorräte durch den freien Verkehr stattgefunden hätte, kam die ganze kriegswirtschaftliche Regelung der Getreideversorgung plötzlich und unvorbereitet, und die Beschlagnahme erfolgte zu einem Zeitpunkt, an welchem einzelne Distrikte in Deutschland außerordentlich große Mengen Brotgetreide oder Mehl in ihren Besitz gebracht hatten, während andere, die minder vorsorglich gewesen waren, einen akuten Mangel an Vorräten empfanden. So entstanden unmittelbar nach dem Inkrafttreten der neuen Bundesratsverordnung die sogenannten „Notschreie" einzelner Kommunalverbände, denen die Kriegsgetreide-Gesellschaft ohne Rücksicht auf die Ökonomie der Transportwege abhelfen mußte. Es ist selbstverständlich, daß sich hierdurch einzelne Distrikte ebenso benachteiligt fühlten, wie andere die Kriegsgetreide-Gesellschaft als Helferin in der Not betrachteten. Ein ähnlicher Konflikt zeigte sich in dem Augenblick, wo die Kriegsgetreide-Gesellschaft an den Verkauf ihres Mehls und damit an die Feststellung von Mehlpreisen herantreten mußte. Entsprechend ihrer statutarischen Aufgabe, für die Versorgung des deutschen Volkes mit Getreide bis in die neue Ernte hinein zu wirken, konnte die Kriegsgetreide-Gesellschaft zunächst nicht einen Mehlpreis festsetzen, wie er etwa unter Zugrundelegung der Getreide-Höchstpreise und der normalen, friedensmäßigen Marge zwischen Getreidepreis und Mehlpreis zustande gekommen wäre. Denn die Kriegsgetreide-Gesellschaft sollte ja nicht heute kaufen und morgen verkaufen, sondern sie sollte eine bestimmte Menge von Brotgetreide ankaufen und deren Verkauf über einen langen Zeitraum verteilen. Ein derartiges Geschäft schloß ohne weiteres eine Reihe von Faktoren in sich, die im voraus nicht zu übersehen oder abzuschätzen waren, die aber doch in die Kostenberechnung einzustellen waren und damit auch die Preisfestsetzung beeinflussen mußten. Wieder zeigte es sich, daß die Kriegsgetreide-Gesellschaft in zahlreichen Fällen notgedrungen „unwirtschaftlich" verfahren, daß sie ohne Rücksicht auf Transportkosten, Zinsverluste oder Spesen das Getreide im Deutschen Reiche bewegen und dem lokalen Bedarfe überweisen mußte; es war ferner der höhere Mahllohn in Rechnung zu stellen, welchen die Mühlen gerechterweise zu empfangen hatten, weil sie ihren Betrieb nicht in vollem Umfange aufrechterhalten konnten und außerdem die Lagerung zu übernehmen hatten; schließlich aber hatte die Kriegsgetreide-Gesellschaft auch eine schon frühzeitig einsetzende Vorsorge für unvorhergesehene Kosten in Rechnung zu stellen, wie die Einstellung eines kostspieligen technischen Verfahrens, um etwaige Mengen feuchten Getreides, das in normalen Zeiten gar nicht vermahlen wird, für den menschlichen Verbrauch zu erhalten. All' diese Momente bewirkten in ihrer Zusammenfassung, daß man es in der Kriegsgetreide-Gesellschaft zunächst für notwendig befand, wohl mit den Mehlpreisen unter dasjenige Niveau herabzugehen, welches zuvor im freien Verkehr geherrscht hatte, daß man aber doch der Differenz zwischen Getreide-Höchstpreis und Mehlpreis noch einen weitgehenden Spielraum ließ. Da nun einzelne Kommunalverbände, auf deren Preisstellung alle jene Verteuerungsmomente nicht zutrafen, den Preis des Mehles erheblich niedriger festsetzen konnten, so geriet die Kriegsgetreide-Gesellschaft in Kreisen, welche die ganze Frage in erster Linie vom Standpunkt der Konsumenten behandelten, in den merkwürdigen Verdacht, die Mehlpreise ungebührlich hoch zu halten. In Wirklichkeit war der Anfang jener Preispolitik der Kriegsgetreide-Gesell-

schaft, der nunmehr eine weitere Herabsetzung der Mehlpreise folgt, nichts weiter als eine Maßnahme der Vorsorge. Diese wiederum ergab sich aus einer Beherzigung der leider bei uns zu spät gemachten Erfahrung, daß es bei unserer Getreideversorgung im Kriege weit weniger auf die Frage des Preises als auf die Frage des Vorrats ankommt, so wichtig vom sozialen Standpunkt auch die Frage der Verteilung sein mag und so bedauerlich es der Kriegsgetreide-Gesellschaft erschien, zunächst die Konsumenten enttäuschen zu müssen. Darum ist es auch überaus erfreulich, daß nach einer Darlegung der Gründe, welche die Kriegsgetreide-Gesellschaft zu ihrer Preispolitik in den ersten Wochen veranlaßten, auch so bedeutende Blätter wie die „Frankfurter Zeitung", denen natürlich eine Vernachlässigung des Konsumenten-Interesses fern liegt, sich auf den einsichtigen Standpunkt der Vorratspolitik stellten. Schrieb doch die „Frankfurter Zeitung" vom 20. März 1915: „Die hohen Preise dienten zur Verteidigung gegen vorzeitige Inanspruchnahme ihrer Vorräte." Mit Recht verwies auch dasselbe Blatt darauf, daß ja die Kriegsgetreide-Gesellschaft als gemeinnützige Gesellschaft gar kein Interesse an hohen Überschüssen habe, und fügte daher den obigen Worten hinzu: „Sollte dabei die Kriegsgetreide-Gesellschaft zu der Möglichkeit kommen, etwas zurückzulegen, so würde damit für die Allgemeinheit auch nichts verloren sein."

Aber nicht nur von seiten der Verbraucher und ihrer Interessen sind Konflikte entstanden, welche zunächst zu Ungunsten der Kriegsgetreide-Gesellschaft gedeutet wurden. In der eigentümlichen Verteilung unserer Getreideproduktion im Deutschen Reich lag von vornherein die Möglichkeit weiterer Schwierigkeiten. Diejenigen, welche stets die Schaffung einer zentralen staatlichen Regelung des Getreideverkehrs als eine leicht zu lösende Aufgabe hinstellten und meinten, was in der kleinen Schweiz möglich gewesen wäre, könne in Deutschland erst recht möglich sein, übersehen völlig, daß, während die Schweiz, gerade weil sie ein kleines und wenig differenziertes Land ist, eine verhältnismäßig einfache Schablone für die Regelung der Getreideversorgung aufstellen konnte, das Deutsche Reich agrarwirtschaftlich in zwei große Gebiete zerfällt, von denen das eine mehr Getreide produziert, als es selbst benötigt, das andere mehr Getreide benötigt, als es selbst produziert. Es ist durchaus verständlich, wenn die eigentlichen getreidebauenden Distrikte Deutschlands nach Möglichkeit die Sicherstellung ihres Bedarfes an Brot aus dem eigenen Bestande erwirken wollen, und der § 26 der Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 trägt diesem Wunsche in weitestem Sinne Rechnung. Allerdings aber bildet dieser Paragraph unter Umständen eine nicht unbeträchtliche Schwierigkeit für die rasche und rationelle Versorgung der Zuschußgebiete, insbesondere der großindustriellen Konsumzentren. Die Kriegsgetreide-Gesellschaft steht also gewissermaßen zwischen zwei Feuern, den großen Bedarfsinteressen, welche sie versorgen muß, zu denen ja auch der gesamte Heeresbedarf gehört, und auf der anderen Seite den sicherlich nicht zu verkennenden Interessen der landwirtschaftlichen Produktionsgebiete. Es ist daher durchaus begreiflich, wenn bis zur statistischen Feststellung des Bedarfsanteils der einzelnen Kommunalverbände der § 26 nicht in Wirksamkeit gesetzt werden konnte, und auch über diesen Termin hinaus die Berücksichtigung desselben zuweilen durch die Rücksichtnahme auf einzelne, zeitlich oder örtlich besonders dringlich erscheinende Ansprüche nicht durchführbar ist.

Wer sich diese Zusammenhänge vor-

urteilslos, d. h. ohne Rücksicht auf irgendwelche Sonderinteressen klar gemacht hat, der wird sich sagen müssen, daß es eine Vermessenheit wäre, einen Weg finden zu wollen, der ohne Widerspruch und ohne Kränkung einzelner Kreise zu dem erwünschten hohen Endziele führen könnte. Gerade diejenigen, welche in Friedenszeiten mit Recht die Idee vom sozialistischen Zukunftsstaate nicht nur parteipolitisch, sondern auch als eine vom rein wirtschaftlich-technischen Standpunkte aus undurchführbare Theorie bekämpft haben, sollten sich sagen, daß ihre eigenen Behauptungen widerlegt werden würden, wenn im Kriege mit Hilfe des Staates und einiger halbamtlicher Organisationen das ganze freie volkswirtschaftliche Getriebe in einen sicher, pünktlich und sogar noch dazu billig funktionierenden Automaten verwandelt werden könnte. Nach wie vor ist die ganze Verbrauchsregelung unseres Getreides im Kriege überhaupt nur dadurch denkbar, daß sich deutscher Geschäftssinn, der sich in diesen schweren Zeiten vaterländischen Aufgaben zur Verfügung gestellt hat, mit der Leistungsfähigkeit des deutschen Beamtentums verbunden hat. Dieses Ergebnis wird vielleicht diesen Krieg zum Ausgangspunkt einer neuen Ära volkswirtschaftlicher Organisation machen. Denn während sich in England angesichts der sehr erheblichen Teuerung, an welcher unsere U-Boote einen erheblichen Anteil haben, bisher kein Weg zur Abhilfe gefunden hat, weil sich die Extreme des alten Manchester-Liberalismus und eines radikalen Arbeiter-Sozialismus ohne Vermittlung gegenüberstehen, ist das Deutsche Reich in der Lage, den ungewöhnlichen Verhältnissen der Getreideversorgung durch den Versuch einer einzigartigen, halb-staatlichen Organisation gegenüberzutreten. Um so bedauerlicher wäre es, wenn durch Nörgelei an Einzelheiten, deren Schwächen erst die Zeit erweisen muß, der große Gesichtspunkt in der Beurteilung der Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 und der zu ihrer Durchführung tätigen Organe verkannt würde. Gerade gegenüber dem einseitigen englischen Standpunkt, daß „Organisation" die Unterdrückung des Einzelnen bedeute, gilt es bei den großen gemeinnützigen Unternehmungen kriegswirtschaftlicher Art zu zeigen, daß sie ihre Begründung in dem Vorhandensein jener vaterländischen Gesinnung finden, welche sich zugunsten des Ganzen über die eigenen Beschwerden hinwegzusetzen weiß.

Kriegs-Rundschau.

Der Aufruf des „Bund" an die Kulturwelt.

Der blutige Zusammenprall der europäischen Völker, der sich jetzt vor unseren Augen abspielt, ist reich an Grausamkeiten aller Art. Das sind aber Grausamkeiten, die aus dem Charakter des Krieges herrühren, der alle Leidenschaften bis aufs äußerste entfacht hat. Es gibt jedoch ein Land, wo systematische Verfolgungen der eigenen friedlichen Bevölkerung eine ständige Begleiterscheinung des politischen Regimes bilden. Dieses Land ist Rußland. Während in allen kriegführenden Staaten die Regierungen im Interesse der Landesverteidigung alles vermeiden, was den inneren Frieden stören und Zwietracht hervorrufen könnte zwischen der Staatsgewalt und der Bevölkerung, setzt der russische Zarismus, indem er zu gleicher Zeit die Bevölkerung zur Einigung mit der Regierung ruft, seine traditionelle Politik der Unterdrückung

und Verfolgung alles dessen fort, was im Lande lebt und denkt, und benützt die außerordentlichen Umstände, die der Krieg geschaffen hat, um mit den ihm besonders verhaßten demokratischen und oppositionellen Elementen der Bevölkerung fertig zu werden.

Diese Gewaltpolitik des Zarismus wird jetzt systematisch verschwiegen. Mehr noch: es werden ihm freiheitliche Bestrebungen zugeschrieben und die Bereitwilligkeit, den Weg der Reformen zu betreten. Irgendwelche Hoffnungen auf eine liberale Politik des Zarismus sind aber völlig aus der Luft gegriffen. In seiner inneren Politik bleibt er bis in die kleinsten Details seinem alten System treu, das in Westeuropa unter der vielsagenden Bezeichnung echtrussischer Verwaltungsmethoden genug bekannt ist.

Der allgemeine reaktionäre Kurs fühlt sich heute noch fester denn je. Die völlige Unterdrückung der Arbeiterpresse und die Auflösung der Arbeiterorganisationen, Massenverhaftungen, politische Prozesse und, als Krönung des Ganzen, das durch die Verhaftung von fünf sozialdemokratischen Deputierten verübte Attentat auf die politische Vertretung der Arbeiterklasse in der Reichsduma — so gibt sich der gegenwärtige Kurs der Welt kund.

Der Grundzug der nationalen Politik bleibt nach wie vor die rücksichtsloseste Unterdrückung der nicht-russischen Nationen.

In bezug auf Finnland wurde jetzt, als der Krieg bereits entbrannt war, ein vom Zaren bestätigtes Programm reaktionärster Maßnahmen veröffentlicht, das darauf hinauszielt, die letzten Spuren der Autonomie Finnlands zu verwischen und es einfach in ein russisches Gouvernement zu verwandeln. Die Agenten der russischen Regierung in Finnland benützen die außerordentlichen Befugnisse, die der Kriegszustand ihnen verleiht, um neue Waffen zur Drangsalierung der Bevölkerung zu schmieden. So wurde aus brutaler Rachsüchtigkeit vor kurzem der bedeutendste finnische Staatsmann, der ehemalige Präsident des finnischen Landtages, Svinhuvud, auf dem Verwaltungswege nach Sibirien verbannt.

Selbst die Polen, mit denen die Regierung aus strategischen Gründen liebäugeln, haben nichts bekommen außer unklarer Versprechen, die das bekannte Manifest enthält, das zudem nicht vom Zaren selbst, sondern vom Truppenbefehlshaber erlassen worden ist. Auch ist in diesem Manifest nicht von einer Autonomie die Rede, sondern von einer „Selbstverwaltung", die nach den russischen Rechtsbegriffen eine eng beschränkte lokale Kompetenz hat und von einer politischen Autonomie sehr weit entfernt ist.

Nichts offenbart aber den hoffnungslos-reaktionären Charakter des Zarismus deutlicher als die Verfolgung der Juden. Die Lage der Juden in Rußland war stets und bleibt auch jetzt das genaueste Barometer des allgemeinen politischen Kurses. Der Antisemitismus ist die Achse, um die sich das Rad der inneren Politik der russischen Regierung dreht; er ist für den Zarismus das bewährteste Mittel, das Bewußtsein der russischen Volksmassen zu vergiften; auch ist er eine grausame Rache an den Juden, die so viele Kämpfer gegen den Despotismus gestellt haben. Diese Rache verschont selbst diejenigen nicht, deren Vorfahren schon sich vom Judentum losgelöst haben: Zu den Offizierskursen, die für die Dauer des Krieges eingerichtet worden sind, werden keine Studierenden zugelassen, deren „Väter oder Großväter sich noch zur mosaischen Konfession bekannt haben". So weit geht die gehässige Kleinlichkeit des Zarismus!

Bei der allgemeinen Rechtlosigkeit der Juden wollen wir uns hier nicht aufhalten; sie ist nicht um ein Jota gemildert worden. Selbst die schmachvollsten Rechtsbeschränkungen, wie das Verbot des Aufenthalts außerhalb des „Ansiedlungsgebiets" und der Beschäftigung mit einer Reihe von Gewerben, die Nichtzulassung zu öffentlichen und Staatsämtern, die Beschränkungen bei Aufnahme in Lehranstalten usw. usw. — blieben in voller Kraft. Auch die Verwaltungspraxis mit den nächtlichen Haussuchungen nach „nicht aufenthaltsberechtigten" Juden, Konfiskationen deren Eigentums und dergleichen mehr dauert ungeschwächt weiter fort. Dies alles sind die *beständigen* Elemente der jüdischen Rechtlosigkeit in Rußland.

Worauf wir aber hier die Aufmerksamkeit der Kulturwelt lenken wollen, das sind die selbst in der blutigen Geschichte des Zarismus beispiellos dastehenden Greueltaten, die unter dem Deckmantel des Krieges jetzt vollbracht werden. Die Regierung hat einen wahren Vernichtungsfeldzug gegen die Juden unternommen, der im Rayon der Kriegsoperationen an eine Strafexpedition großen Maßstabes erinnert.

Der Krieg spielt sich in Rußland im Ansiedlungsgebiet der Juden ab, in der Hauptsache in Polen und in einigen litauischen Grenzgouvernements. Die jüdische Bevölkerung dieser Gegenden ist infolge des Krieges vollständig ruiniert und hungert — buchstäblich! — massenweise. Das grenzenlose Elend und die Invasion feindlicher Truppen zwingen die Juden, ihre Wohnsitze zu verlassen. Und da tritt die vorsorgliche Regierung auf und gibt darauf acht, daß kein Jude etwa die Grenzen des Ansiedlungsrayons überschreite. Sorgfältig werden die Häuser der Juden in den Städten außerhalb des Ansiedlungsrayons nach Flüchtlingen durchstöbert; wird jemand dort erwischt, so wird er verhaftet, für „unrechtmäßigen Aufenthalt" bestraft und zurück nach seinem verödeten Zuständigkeitsort per Schub abtransportiert. Selbst die im Felde verwundeten Juden, die sich zur Heilung außerhalb des Ansiedlungsrayons befinden, werden sofort nach Entlassung aus den Spitälern in ihre Heimatsorte zwangsweise abgeschoben, insofern sie für den weiteren Felddienst untauglich sind. Sämtliche Gesuche einzelner Juden um zeitweilige Aufenthaltsbewilligung außerhalb des Ansiedlungsrayons, wodurch allein sie dem Hungertode entgehen könnten, werden entschieden abgelehnt mit einer zynischen Begründung, die jedem menschlichen Empfinden hohnspricht: „In Ermangelung gesetzlicher Veranlassung."

Die westeuropäische Öffentlichkeit wird darüber staunen, daß, während die Schweiz, Holland, Frankreich und England die belgischen Flüchtlinge hilfsbereit aufgenommen haben — die russische Regierung den eigenen Bürgern das elementare Recht der Freizügigkeit verweigert und sie unsäglichen Entbehrungen aussetzt.

Mehr noch: Unter den Auspizien der Zivil- und Militärbehörden hat in Polen eine lange Reihe von Pogromen begonnen, an denen die Soldaten teilnehmen, die durch die antisemitische Propaganda der Regierung und des Abschaums der polnischen Bevölkerung gegen die Juden aufgehetzt werden. Die Juden werden grausam mißhandelt, ihr Hab und Gut wird geplündert. Selbst in Lodz, dem „russischen Manchester", einer Stadt mit 500 000 Einwohnern, wütete vor Einzug der deutschen Truppen während einiger Tage ein heftiger Judenpogrom. So sind die Juden in Polen jetzt buchstäblich außerhalb des Gesetzes gestellt worden.

Pogrome gegen die eigene Bevölkerung, während der äußere Feind die

Grenzen des Landes überschreitet, — eine derartige Ungeheuerlichkeit kann selbst in der Politik des russischen Zarismus stutzig machen, eines politischen Systems, das mit vollem Recht als die grausamste Form der Despotie gilt. Die russischen Militärbehörden begnügen sich jetzt aber mit den traditionellen, durch die russische Verwaltungspraxis geweihten Formen der Pogrome nicht mehr und haben ihrerseits dazu beigetragen, die russische moderne Folterkammer um eine wirksame Waffe zu bereichern. Sie brachten zur Anwendung ein ruchloses Mittel, das sie der Geschichte der mittelalterlichen Judenverfolgungen entnommen haben: Die Ausweisung der gesamten jüdischen Bevölkerung aus einer ganzen Reihe von Ortschaften.

Die Prozedur der Ausweisung führt uns in längst verflossene Zeiten zurück und läßt vor uns grauenerregende Bilder mittelalterlicher Barbarei neu erstehen: Durch Trommelschlag wird die gesamte jüdische Bevölkerung des gegebenen Ortes auf einen Platz gesammelt. Es wird ihr der Befehl der Militärbehörde verkündet — die Stadt zu verlassen. Der Befehl ist inappellabel. Frist — 24 Stunden, mancherorts nicht mehr als drei Stunden. Wer nach dieser Frist am Ort verbleibt, wird vor ein Feldgericht gestellt.

Ganz wie im Mittelalter geschieht auch der „Auszug" der Juden: Männer und Frauen, Gesunde und Kranke, gebrechliche Greise und kleine Kinder ziehen zu Fuß tagelang, obgleich das Ziel ihrer Wanderung, die einzige Stadt, die sie beherbergen kann, Warschau, mit der Eisenbahn in einigen Stunden zu erreichen wäre. Unsägliches Elend, unmenschliche Qualen und Entbehrungen begleiten sie auf ihrer Wanderung. Nicht selten sind unterwegs Todesfälle von Kindern und vorzeitige Entbindungen. Man schreitet in Nacht und Sturm, und die Panik, die sich der Ausgewiesenen bemächtigt, ist so groß, daß Mütter ihre Säuglinge verlieren. Wenn sie zu ihrem Schrecken dessen gewahr werden, finden sie das Kissen, worauf sie das Kind trugen, leer: das Kind ist in der Dunkelheit unbemerkt entglitten.

In einem Petersburger Blatt („Nowy Woskhod", Nrn. 43—50) wird nach den Worten eines Flüchtlings die Ausweisung der Juden aus Grodzisk wie folgt geschildert:

Gegen 2 Uhr nachmittags war die ganze Landstraße, die nach Warschau führt, von der jüdischen Bevölkerung Grodzisk's dicht besetzt. Es waren ungefähr 1500 Familien, darunter etwa 300 der im Felde stehenden Soldaten. Alt und jung, Frauen und Kinder, Schwangere und Wöchnerinnen, Kranke und Krüppel, alle schleppten sich angstvoll und mühsam dahin. Gegen 5 bis 6 Uhr abends erreichten sie die Ansiedlung Blone, 12 Werst von Grodzisk; man ließ sie aber in Blone nicht hinein; auch ließ man sie nicht die Landstraße passieren, die durch Blone führt, man zwang sie vielmehr, die Ansiedlung vorbei über eine überschwemmte Wiese weiter zu gehen. Auf den naheliegenden Feldern pflückten sie Sonnenblumenhalme, die Männer zogen ihre Kaftane aus, belegten damit die überschwemmten Stellen und trugen dann auf den Händen die Kinder und Frauen nach der Landstraße hinüber. Dort stießen sie auf Militärpatrouillen, die von ihnen Passierscheine forderten. . . Inzwischen wurde es finster. Es war eine feuchte, stürmische und kalte Nacht. Der schlammige Weg erschwerte jeden Schritt vorwärts. Und fortwährend tauchten Soldatenpatrouillen auf, die die Unglücklichen grausam mißhandelten, ihre Kleider durchsuchten und sie ausplünderten. Eine Frau wurde unter-

wegs von einem Kinde entbunden, eine andere erlitt eine Fehlgeburt, eine dritte starb auf der Landstraße.

Dieses Bild darf als typisch gelten. Die Ausweisungen der Juden aus anderen Ortschaften fügen ihm nur noch einige grauenvolle Einzelheiten hinzu. So wird über die Ausweisung der Juden aus Myschinetz, Gouvernement Lomscha, dem erwähnten Blatte folgendes mitgeteilt: Etwa 300 jüdische Familien mit Frauen und Kindern — die gesamte jüdische Bevölkerung von Myschinetz — zogen zu Fuß nach dem Dorfe Zinrit; aus ihren Synagogen nahmen sie auf den Weg die Thorarollen mit. Sie ließen sich auf dem feuchten Erdboden nieder und entsandten Fürsprecher zum Militärkommandanten ins Dorf Kojasidlo. Sie baten um die Erlaubnis, nach ihrem Wohnsitz zurückkehren zu dürfen, es wurde ihnen aber kein Gehör geschenkt. Diese grauenvolle Nacht unter freiem Himmel werden sie wohl alle nie vergessen. Unter Absingen von Psalmen lagen sie im Felde und erwarteten ungeduldig den Anbruch des Tages, um weiter zu wandern.

Die von den Ausgewiesenen zurückgelassenen Habseligkeiten werden sofort von den Soldaten und Hooligans fortgeschleppt; Läden, sowie Privatwohnungen werden vollständig ausgeplündert.

Das ist ein ungefähres Bild von den Schrecken, die die Ausgewiesenen auszustehen haben.

Nach den sehr unvollkommenen Angaben, die die russische Militärzensur durchsickern läßt, wurden die Juden bisher aus folgenden Ortschaften ausgewiesen: aus Grodzisk, Skernewice, Sochaczew, Lowicz, Gorakalwarya, Nowoalerandria, Kozenic, Iwangorod. Über 100 000 jüdischer unfreiwilliger Flüchtlinge sammelten sich in Warschau an. —

Damit nicht genug, werden die Juden unter den nichtigsten Vorwänden vor Feldgerichte gestellt, die sie zum Tode durch den Strang oder zu Zwangsarbeit und Verbannung verurteilen. Und wenn selbst die russische „Feldjustiz" irgendwelche Beweise für ihre Schuld nicht auftreiben kann, werden die Juden dennoch einer entehrenden Körperstrafe unterworfen und für die Dauer des Krieges aus ihrem Wohnsitz verjagt.

Von dem wilden Toben der Kosaken wollen wir schon gar nicht reden. Einen Juden niederzumachen oder mindestens zu berauben, ist ein gewöhnlicher Sport der Kosaken geworden, die selbstredend dafür unbestraft bleiben.

Um all diese Scheußlichkeiten zu rechtfertigen, verbreitet die Regierung die Verleumdung, daß die Juden den deutschen Truppen Dienste leisten, eine Verleumdung, ersonnen von denselben Dunkelmännern, die den Belis-Ritualmordprozeß inszeniert haben und bisher noch das Regierungsruder führen.

Wahrlich, maßlos ist die Unverfrorenheit der russischen Regierung! Über eine Viertelmillion Juden sind unter die Soldaten gesteckt, vielen von ihnen sind Tapferkeitsmedaillen, Orden und Auszeichnungen im Felde verliehen worden. Mit einer Überschwänglichkeit sondergleichen lobte die Regierungspresse den Patriotismus der Juden, ihre zahlreichen patriotischen Kundgebungen, ihre Sammlungen für verwundete Krieger und deren Hinterbliebenen, den freiwilligen Dienst vieler junger Juden usw. usw. Der Zar selbst hat in einer Reihe von Städten jüdische Deputationen empfangen und bat jedesmal, den Juden seinen Dank für ihre „Liebe und Treue" zu übermitteln. Und dies alles hindert dieselbe Regierung aber keineswegs, zur gleichen Zeit durch ihre Zeitungsreptilien und durch die oben geschilderte Handlungsweise der Militärbehörden die russische Be-

völkerung glauben zu machen, daß die Juden gemeine Landesverräter seien. Ist noch irgendwo in der Welt ein derartiges ruchloses Spiel mit der Ehre, dem Leben und dem Hab und Gut von Millionen friedlicher Bürger denkbar?

Der Zweck dieser Politik ist klar: Die Fabel vom Landesverrat der Juden, in Umlauf gesetzt während des Krieges, in einem Moment äußerster Erregung, soll das vollbringen, was die Legende vom jüdischen Ritualmord nicht in genügendem Maße vermocht hat, nämlich einen Haß zu den Juden erwecken, eine Rachsucht in den breitesten Schichten der russischen Bevölkerung aufstacheln. Auch soll diese Fabel der Regierung im Notfalle dazu dienen, den Groll der Bevölkerung gegen den Zarismus auf die Juden abzuleiten.

Bürger aller Kulturländer! Möge die lebhafte Entrüstung, die diese Tragödie eines Millionenvolkes das von der verwerflichsten polizeilichen Autokratie des eigenen Landes so grausam verfolgt wird, überall hervorrufen muß, den Zarismus drohend daran erinnern, daß auch jetzt, wenn der ungeheuerliche Krieg die Stimme des Rechtes so oft verstummen läßt, — seine Greueltaten vom öffentlichen Gewissen der zivilisierten Welt an den Schandpfahl festgenagelt werden.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Geheimer Justizrat Professor Dr. Rießer, Präsident des „Hansa-Bundes“.

Nord und Süd

[illegible] schrift

Begründet von Paul [illegible]

[illegible]: Professor Dr. Ludwig Stein

[illegible] Verlagsanstalt
[illegible] S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

München [illegible] Berlin [illegible] Budapest [illegible] Kopenhagen
[illegible] Ersleo & Hasselbalch.
[illegible] Christiania [illegible] Konstantinopel
[illegible] Buchhandl. Otto Keil.
[illegible] und in Dänemark: [illegible] Nachfolger, Kopenhagen.
[illegible] Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung [illegible], Zürich I.
[illegible] für Holland: [illegible], Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 153. Heft 489. Juni 1915

NORD UND SÜD

Geheimer [illegible]

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig C. F. Steinacker. München Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen Ersleo & Hasselbalch.
Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

39. Jahrgang. Band 153. Heft 489. Juni 1915

Professor Dr. Ludwig Stein:
Die Umwertung des Begriffs „Militarismus".

Wir erleben eine völlige Umwertung wie aller übrigen, so besonders der Begriffswerte. Der Begriff „Militarismus" war vor dem Kriege ein Unname, den unsere Widersacher uns angeheftet haben, um als Popanz und Schreckgespenst gegen angebliche germanische Welteroberungsgelüste ausgeschlachtet zu werden. Nach dem Kriege wird der Begriff „Militarismus" eine ähnliche Wandlung durchmachen, wie einst die Hohn- und Scheltworte „Geusen" oder „Sansculotten". Was früher geächtet, wenn nicht verfehmt war, hat sich im Schmelztiegel der Geschichte von den anhaftenden Schlacken zu reinigen vermocht, um aus dieser Weißglut fleckenfrei hervorzugehen. Die ehemaligen Hohnworte bekamen allgemach statt eines negativen ein positives Vorzeichen, und das einst beleidigende Unwort erhielt plötzlich einen Gegensinn, der es in eine hohe Auszeichnung verwandelt. „Geusen" wurden solchergestalt zum Ehrentitel, weil die einst spottweise so benannte Partei sieghaft geworden ist und ihren Zielen Durchbruch und Geltung verschafft hat. Und so wird der von unseren Feinden ausgeheckte und in den erdenklichsten Mißtönen in alle Richtungen der Windrose hinausgekreischte, verunglimpfende Hohnname „Militarismus" dereinst den Stolz des deutschen Volkes ausmachen, weil es unter diesem Zeichen gegen eine Welt von Feinden sich siegreich behaupten wird.

Unter „Militarismus" fassen unsere Feinde die Zerrbilder und Auswüchse deutscher Art und Sitte zusammen. Weil sie uns weder den Leutnant noch den Assessor, weder den Gelehrten noch den Beamten, weder den Feldwebel noch den Volksschullehrer, weder den Techniker noch den Geschäftsreisenden nachzumachen verstehen, belegen sie gerade jene Eigenschaften, die ihnen fehlen, mit dem odiös gefärbten Schlagwort „Militarismus", das die Gutwilligen mit Forschheit und Schneid, mit peinlicher Pflichttreue und Pünktlichkeit, die Bösartigen dagegen mit Rauheit und Plumpheit, mit Borstigkeit und Widerhaarigkeit übersetzen. Das Befehlerlesspielen, in welches zuweilen der Unteroffizierston ausartet, und das hochnäsige Überdieachselansehen, das mancher übereifrige Beamte als Zubehör seiner Behördlichkeit da und dort fühlen läßt, wird von

den Wohlmeinenden als unangenehme Ausnahme empfunden, von den Übelwollenden dagegen als typisches Verhalten gedeutet. Die Gutartigen halten sich an die Regel, die Mißgünstigen klammern sich an die Karikaturen. Haben doch die edelsten Eigenschaften ihre Zerrbilder: Gutartigkeit kann zu weichseliger Zerflossenheit ausarten, Ordnungsliebe in Pedanterie umschlagen, Rechtlichkeit zu Rechthaberei erstarren, Forschheit zu herausfordernder Rauflust sich steigern, Schneid kann in bravourösen Husarenstreich, Kühnheit in Keckheit, Mut in Übermut, Unternehmungslust in Waghalsigkeit ausmünden. Macht man nun die Ausnahme zur Regel, die Ausartung zum Typus, das Zerrbild zur Norm, so erhält dasselbe Wortbild eine entgegengesetzte Bedeutung, wie Sinn und Gegensinn. Die Tugend wird zum Laster. Unsere Gegner, die durchweg den Denkfehler begingen, Ausschreitungen, die auch gute Deutsche bitter empfanden, als Durchschnittseigenschaften „des" Deutschen auszugeben, haben das Wort „Militarismus" zum Schimpfnamen gestempelt, während die harte Schule des Weltkrieges unwiderleglich bewiesen hat, daß wir alle dem „Militarismus" Abbitte leisten müssen, soweit wir uns vor dem Kriege gegen ihn aufgelehnt haben. Denn hätten wir ihn nicht, so wären wir eine willenlose Beute der losgelassenen Raubtiere aus den Käfigen aller Zonen geworden, und hätten wir den Militarismus nicht, so müßten wir ihn im Interesse der nationalen Selbsterhaltung erfinden.

Was nämlich unsere Feinde als „Militarismus" verschreien, das ist im tiefsten Wesensgrunde nichts anderes als „Disziplin", die wieder ihrerseits die eigentliche Seele aller jener deutschen Erfolge darstellt, welche die Mißgunst der verbündeten „Undisziplinierten" geweckt und zu wilder Angriffslust angestachelt haben. Ich verstehe darunter nicht jenen mechanischen Drill, der als Einübungs- und Äußerungsform, gleichsam als Lehrkursus der Willensbildung wohl unabtrennbar dazu gehört, sondern den organischen Ausbau wie des Einzel-, so des nationalen Willens. Zur Disziplin gehört die Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine, des Bürgers unter den Staat, des Eigenwohls unter das Allgemeinwohl, anders und deutlicher ausgedrückt: des persönlichen Nutzens unter die staatliche Pflicht, weiterhin unter das nationale Ideal.

Für dieses nationale Ideal der Pflicht haben unsere Feinde, obenan die Engländer, nicht nur kein einfühlendes Verständnis, sondern im Gegenteil Hohn und Verachtung. Sie suchen den „Militarismus" durch die Weltpresse bloßzustellen, wie ich dies anderwärts mit folgenden Worten gekennzeichnet habe:

Der Preßfeldzug der englischen Regierung gegen Deutschland war seit der Periode der Einkreisungspolitik genau so planmäßig vorbereitet, wie unser militärischer und finanzieller Generalstab beizeiten Für- und Vorsorge gegen einen uns aufgenötigten Weltkrieg getroffen hatte. Nur stützt sich die deutsche Kriegführung auf den roten Saft der Besten des Volkstums, während die englische

Regierung vermittelst ihrer Presse zunächst den schwarzen Saft sorgfältig und umsichtig gegen uns verspritzt hat.

Den Auftakt zu einer neuen Orientierung der englischen Politik bildete die Ablehnung jenes Bündnisvertrages, den Chamberlain dem Deutschen Reiche inmitten der „glänzenden Vereinsamung“ Englands zu unannehmbaren Bedingungen angeboten hat. Seit der Beendigung des Burenkrieges vollends, wagte Albion mit sportlicher Zielsicherheit den halsbrecherischen Sprung von der „splendid isolation“ zur Einkreisungspolitik — vermittelst der „Entente“. Unter Vorantritt des Königs Eduard hat der fügsame Nachtänzer Delcassé den Text zu jenem „Terzett“ verfaßt, dessen Melodie Iswolsky vertonte. Die große Presse Englands, vorab die konservative, erhielt nunmehr aus der Downing Street folgendes Losungswort: Die öffentliche Meinung ist gegen Preußen-Deutschland, mit dem man bisher *nie* in Fehde lag, durchgreifend umzustimmen, und für Rußland, das man seit Menschengedenken als den verruchten Erbfeind verpönte, allgemach zu gewinnen. Frankreich soll — nach Faschoda — sanftmütig gehätschelt und gestreichelt, Deutschland aber hartnäckig angeschwärzt werden. Mit Rußland soll man auf dem Umwege über Paris heimlich zu liebäugeln beginnen. Da aber die *liberale Presse* damals für eine russenfreundliche Politik nicht um die Welt zu haben war, so mußte sich die konservative Presse den Feldzugsplan der liberalen Regierung zu eigen machen.

In der Behandlung dieser Presse aber lag die Stärke der englischen Regierung. Nach dem Russisch-Japanischen Feldzug, da man in England die „darkest Russia“ herausgab und Kennan sein erschütterndes Buch über „Sibirien“ in die Welt schleuderte, so daß man in ganz England gegen den „verruchten Tyrannen“ Nikolaus wütete, konnte man das widernatürliche Bündnis des stolzen Freiheitsvolkes mit seinem absolutistischen Widerpart nicht öffentlich predigen, ohne gesteinigt zu werden. *Damals* hätte jeder aufrechte Engländer eine Verkuppelung mit Rußland als politische Unzucht empfunden. Als nun aber die Einkreisungspolitik einsetzte, mußte die Regierung die öffentliche Meinung, welche in England nicht eine, sondern *die* Macht ist, in doppelter Richtung zielsicher beeinflussen: negativ durch einen populären Kreuzzug gegen die deutsche Konkurrenz im Welthandel und die deutsche Marine, weil beide Lebensmächte gleicherweise die zweite Stelle hinter England sich erobert hatten, positiv durch allmähliches Vorbereiten auf eine Verständigung mit jenem Rußland, das man in Indien, Persien und in den Dardanellen seit Jahrhunderten als *den* Feind zu hassen sich gewöhnt hatte.

Es galt vor allem die große Presse für den Einkreisungsplan zu gewinnen. Den Umgang mit den führenden Männern der Feder verstand die englische Regierung mit vorbildlicher Meisterschaft zu kultivieren. Die englische Presse hat keinen „Preiskourant“ für politische Stimmungsmache, wie einige französische

Organe; aber sie fordert von jeder Regierung gesellschaftliche Gleichbehandlung auf dem Fuße der Ebenbürtigkeit eines jeden Gentleman. Die Behandlung einer gnädigen Herablassung oder eines hochmütigen Überdieschulteransehens läßt sich kein englischer Publizist von eigenem Zuschnitt gefallen.

Während unser Generalstab nach dem bewährten Grundsatz handelt: „Si vis pacem, para bellum", gilt im diplomatischen Generalstab Englands die Forderung: „Si vis bellum, para opinionem publicam" (Willst du den Krieg, so bereite die öffentliche Meinung vor). In unterirdischer Minierarbeit hat daher England durch Zuhilfenahme der konservativen Presse fünf Jahre hindurch Schritt für Schritt den Boden für eine anti-deutsche Politik zu gewinnen gesucht. Das Gift des angestachelten Konkurrenzneides wurde langsam, in homöopathischen Dosen, der öffentlichen Meinung durch die konservative Presse Englands eingeträufelt, zumal die liberale dafür nicht zu haben war.

Das Verhältnis von Regierung und Presse ist in England nämlich von einer wunderlichen Umkehrung aller Verhältnisse, wie man sie von der Ferne kaum versteht. Das Kabinett nennt sich nämlich liberal; aber die große Presse, die ihr in Fragen der auswärtigen Politik vorbehaltlos folgt, ist konservativ bis in die Fingerspitzen. Times, Daily Mail, Morning Post, Pall Mall Gazette, Observer, Graphic, Standard, Daily Telegraph usw., sind samt und sonders konservative Blätter. Von liberaler Seite stehen nur gegenüber: Westminster Gazette, Daily News mit ihrer Provinzablagerung Manchester Guardian, und Daily Chronicle, die allesamt eine vergleichsweise geringe Verbreitung haben. Der Umfang der liberalen Presse verhält sich umgekehrt proportional zu ihrem Wirkungsradius. Es ist bezeichnend genug, daß dem liberalen Kabinett in Fragen der auswärtigen Politik ernstliche Opposition nur von liberalen, nicht von konservativen Blättern gemacht wird. Noch jetzt macht „Manchester Guardian" gegen die eigene Parteiregierung Front. In Tat und Wahrheit wird nämlich das vermeintlich erzdemokratische England von einem grundaristokratischen Klüngel beherrscht.

Asquith und Grey geben nur die liberale Firma her, deren „stille Teilhaber" die konservativen Parteiführer Bonar Law und Balfour sind. Aber auch die Konservativen haben ihre unbedingten Vertrauensmänner in der großen Presse. Balfour verbringt jeden Nachmittag — in seinem „Club" — mit seinem Busenfreunde J. L. Garvin von der „Pall Mall Gazette" und dem „Observer". Garvin gilt als das politische Orakel der Konservativen. Sein Sonntags-Artikel im „Observer" ist immer die Sensation der Stunde, so daß Garvin gar häufig die Unsterblichkeit eines Tages zu genießen pflegt. Aber auch Grey berät sich täglich mit seinem Freunde J. A. Spender, Chefredakteur der „Westminster Gazette", während Lloyd Georges nichts unternimmt, ohne sich mit Harald Spender, dem

Bruder des Genannten, beraten zu haben. Endlich stehen die beiden Sekretäre Greys: Nicolson, ein eingefleischter Deutschenfeind, und W. Tyrell, der infolge verwandtschaftlicher Beziehungen ein tadelloses Deutsch spricht, in innigster Fühlung mit der Tagespresse, insbesondere mit der konservativen.

Die liberale Presse widersetzte sich noch vor einem Jahre mit ingrimmiger Leidenschaft jeder Annäherung an Rußland, bis es Grey durch unterirdische Minenlegung gelang, auch diesen Widerstand allmählich zu brechen. Im Jahre 1912 gab man in Gemeinschaft mit der russischen Regierung eine Vierteljahrsschrift „The Russian Review" heraus, deren Seele der Liverpooler Professor Bernard Pares war, der ein „russisches Seminar", ausgerechnet in Liverpool, leitete. Im gleichen Jahre wurden an allen Universitäten Englands Lehrstühle für russische Sprache und Literatur errichtet. Mit dieser literarischen ging eine wirtschaftliche „Durchdringung" Hand in Hand. Es entstand die Anglo-Russian-Bank mit einem Kapital von 30 Millionen Mark, ferner The Anglo-Russian-Trust mit einem Kapital von 20 Millionen Mark. Der rollende Rubel schloß mit dem schwimmenden Sovereign ein Schutz- und Trutz-Bündnis.

Das sind die Mittel, deren sich die liberale Regierung Englands bediente, um den Weltkrieg gegen die beiden Zentralmächte Europas im stillen vorzubereiten. Man soll den Gegner nicht unterschätzen. Die Stärke der liberalen Regierung lag in der abgründig-zielbewußten Behandlung der großen englischen Presse, besonders der konservativen. Sie funktionierte am Tage der Kriegserklärung mit ebenso automatischer Sicherheit, wie der vom Generalstab mit unerreichter Präzision bewerkstelligte Aufmarsch unserer Truppen. Dieser Aufmarsch glich einem gelösten Rechenexempel, einer in Truppen gegossenen höheren Mathematik. Aber auch der Aufmarsch der englischen Presse klappte am Tage der Kriegserklärung mit unheimlicher Treffsicherheit. Am gleichen Tage, da uns England die Kabel durchschnitt, hat die gesamte englische Presse, auch die liberale, wie auf stille Verabredung, begonnen, uns die Ehre abzuschneiden. Discite moniti! Wir können von diesem rücksichtslosesten aller Feinde nicht bloß lernen, wie wir es nicht machen sollen, sondern mancherlei abgucken, was wir in Hinkunft besser machen können.

Der Begriff „Militarismus" wird aus dem Schmelztiegel dieses Weltkrieges schlackenrein und von jedem verunglimpfenden Nebensinn geläutert hervorgehen. Denn nicht ein Söldnerheer, eine besondere Kaste, ein Mietlingssystem siegt, sondern die ganze Nation ist der einheitliche Träger, der unüberwindliche Siegfried, der sich gegen eine Welt von Feinden trotzig behauptet und glorreich durchsetzt. Denn mögen auch Heldenführer wie von Hindenburg und von Mackensen die Einbildungskraft der Völker ausfüllen, so wird doch jedem Eingeweihten klar, daß gesteigerte Technik und angewandte Wissenschaft ihren redlichen Anteil an dem Siege des deutschen „Militarismus" haben werden. Vor

hundert Jahren hat der deutsche Schulmeister die Schlachten geschlagen, und heute ist es der deutsche Ingenieur!

Das deutsche Heer ist in seiner einzigartigen Organisation lebende Geometrie, fleischgewordene Wissenschaft. Die Seele aller Wissenschaft aber ist Exaktheit. Diese Genauigkeit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit nennt man in der Philologie Akribie, in der Mechanik Präzision, in der Chemie Exaktheit, in Handel und Wandel Korrektheit, in der Verwaltung Pünktlichkeit, in jeder Art von Dienst Gewissenhaftigkeit, kurz zusammengefaßt: Pflicht. Goethe hat für diese Zuverlässigkeit und unbedingte Rechtschaffenheit in der Beobachtung, Beschreibung und Erklärung auch des Allerkleinsten das wunderbare Wort geprägt: „Andacht zum Kleinen." Von dieser Andacht ist das ganze deutsche Volk erfüllt, und daher das Geheimnis seines Erfolges. Man fahre auf einer französischen Eisenbahn, man begebe sich in ein russisches Bureau, man halte eine Nachfrage bei einer englischen Behörde oder man verhandele mit einem italienischen Krämer — und man wird wissen, was wir meinen. Nur der kennt und schätzt die Heimat recht, wer in der Fremde gewesen ist. Den Segen des deutschen Militarismus weiß nur derjenige seinem vollen Gehalte nach zu würdigen, der unter dem Unsegen fremder Nachlässigkeit, Bummelei, Schlaffheit und Undisziplіniertheit gelitten hat. Gewiß neigt unser, wie übrigens jeder Bureaukratismus seiner ganzen Natur nach zur Pedanterie. Aber im Ernstfall preisen wir auch die Pedanterie hundertmal höher, als Lässigkeit und Schlaffheit, als Bestechlichkeit und Zuchtlosigkeit, als läßliche, fahrige Behandlung ernster Lebensfragen in der spielenden Form des Sports.

Wenn ein deutscher Philologe einen klassischen Text herausgibt, dann verlassen sich alle Gelehrten der Welt unbedingt und vorbehaltlos auf die Zuverlässigkeit des Textes, weil jedermann weiß, daß strengste Methode und Gewissenhaftigkeit bei der Herstellung des Textes obgewaltet haben. Das gleiche gilt von einem chemischen Experiment oder einer wissenschaftlichen Entdeckung irgendeines angesehenen deutschen Forschers. Weder „blague" noch „bluff" sind Worte, die im deutschen Sprachschatz, im wissenschaftlichen Verfahren zumal, Heimatsrecht haben. Was vielmehr im militärischen Sprachgebrauch Disziplin heißt, nennen wir Gründlichkeit im Forschen, Zuverlässigkeit im Veröffentlichen, Gewissenhaftigkeit im Verwalten, Unbestechlichkeit im Urteilen, Redlichkeit im Handeln, Strammheit im Auftreten, Pünktlichkeit im öffentlichen Verkehr, Ordnungsliebe im persönlichen Haushalt. Und fassen wir alle diese Eigenschaften in e i n e n Ausdruck zusammen, so heißt dieser: Pflichtgebot!

Von diesem „Pflichtgebot" ist auch der Nestor der deutschen Philosophie erfüllt, der, seiner 82 Jahre ungeachtet, eine dritte Jugend erlebt und mit der Frische eines Zwanzigjährigen seine Feder mit Schwertesschärfe und Dolchesspitze führt. In seiner jüngsten Veröffentlichung kennzeichnet Wilhelm Wundt die Umwertung des Begriffs „Militarismus" wie folgt:

„Welch merkwürdige Vertauschung der Begriffe! Die Engländer, die neben irischen und schottischen Söldnern — sie selbst ziehen es im allgemeinen vor, zu Hause zu bleiben — Hindus und indische Bevölkerung in den Krieg schicken, können mit Fug und Recht des Militarismus bezichtigt werden. Denn wenn dieses Wort irgendeinen Sinn haben soll, so kann es doch nur sein, daß, wie dereinst im Rom der Kaiserzeit, der Staat mit einem Söldnerheer fremder Rassen seine Kriege führt. Wo sind aber die deutschen Soldaten im Frieden? Abgesehen von einem kleinen Stamme, der die Kontinuität des militärischen Unterrichts aufrecht erhält, sind sie das Volk selbst. Sogar die große Mehrzahl der Offiziere im Krieg besteht aus Lehrern und Anwälten, Kaufleuten und Angehörigen sonstiger friedlicher Berufe. Wie widersinnig darum, wenn man uns um unseres angeblichen Militarismus willen Barbaren schilt und gleichzeitig von Worten des Lobes über unsere Verdienste um Wissenschaft, Kunst und Technik überströmt! . . . Werden etwa die deutschen Gelehrten, Künstler usw. zum Barbaren, sobald sie den Zivilrock mit dem Waffenrock vertauschen? Nein, wir werden den guten Rat unserer Feinde, unseren Militarismus abzuschaffen, nicht befolgen. Wir bedürfen seiner auch fernerhin, nicht bloß weil wir der Rüstung zu Wasser und zu Land bedürfen, um uns den Frieden zu bewahren, sondern weil die allgemeine Dienstpflicht für uns das Erziehungsmittel geworden ist, das unserer Jugend körperliche Tüchtigkeit und strenge Pflichttreue auch im friedlichen Beruf verleiht."

Unser „Militarismus" ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Wir führen keinen Eroberungs-, sondern einen Verteidigungskampf, keinen Konkurrenz-, sondern einen Existenzkrieg. Und deswegen wird unser „Militarismus" dereinst vor dem Forum der Geschichte den höchsten Ehrentitel eines wahrhaft heiligen Krieges empfangen. An diesem hier aufgezeigten tiefsten Wesen des deutschen Militarismus soll die Welt noch einmal genesen!

F. L. Graf von Voltolini: Der Einfluß des Krieges auf Geistesleben, Kultur und Recht.

Der Weltkrieg, das gewaltigste Völkerringen, das je die Geschichte gesehen, spielt sich vor unsern Augen ab. Der Donner der Geschütze hallt von der Seine bis an den Pruth, auf allen Meeren, im fernen Osten, unter Afrikas Palmenwäldern und auf den Inseln der Südsee! Wie ist es möglich angesichts dieses Kampfes um die Existenz ganzer Nationen noch von einem Geistesleben, von Kultur und Völkerrecht sprechen zu wollen? Und doch zeigt sich dem genauen Beobachter so manche überraschende Tatsache, wenn er im Einzelnen verfolgt, welchen Einfluß der Krieg unter diesen Gesichtspunkten gezeitigt hat, und zwar in wie sehr verschiedener Weise sich dieses hüben und drüben, das heißt bei den Völkern und bei den Feinden der beiden großen verbündeten Zentralmächte Europas zeigte! Bei einer solchen Beobachtung darf uns nicht einseitige Voreingenommenheit leiten, sondern vielmehr müssen wir hierbei für einen Augenblick von allen patriotischen Gefühlen abstrahieren, vorurteilslos beobachten, abwägen und beurteilen. Gerade dann aber werden wir zu einem Schluß kommen, der unser Herz um so höher schlagen läßt, zu der unendlich erfreuenden und beruhigenden Tatsache, daß die Kultur, das Geistesleben und das Rechtsgefühl die Völker Deutschlands und Österreich-Ungarns so sehr durchdrungen hat, daß auch der harte Weltkrieg hier keine wesentlichen Änderungen schuf, während im Ausland eine niemals vorher zu ahnende Dekadenz sich geltend gemacht hat. Diese These überrascht, läßt sich aber in ihren Einzelheiten genau verfolgen.

Was unsere Völker betrifft, so haben wir alle mit freudigem Stolz gesehen, welch' hoher Idealismus und heiliger Opfermut Jung und Alt beseelte, als eine „Welt von Feinden" gegen Deutschland und seinen einzigen, getreuen Verbündeten aufstand. Die edeln und hohen Herzenseigenschaften unserer Völker zeigten sich in einem erhabenen Glanze, als die Not hereinbrach und es galt, Gut und Blut in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Ein Idealismus, wie er großartiger sich niemals in der Weltgeschichte gezeigt hat, durchflutete Arm und Reich, Jung und Alt von der Nordsee bis zur Adria, vom Rhein bis zu Ungarns Pußten; edle und hohe Herzenseigenschaften zeigten sich in der Brust auch des einfachsten Mannes. Trotz des heiligen Zornes, der unsere Völker ergriffen hatte, wie dieser Krieg ihnen aufgedrängt wurde, sieht man doch allenthalben eine Erhabenheit in der Auffassung, die ihren Höhepunkt in der Ritterlichkeit gegenüber dem Feind erreicht und zwar Ritterlichkeit in der Behandlung auf dem Schlachtfeld, wie Ritterlichkeit in Wort und Schrift daheim! Nirgends hat man hier eine Spur jenes glühenden

blinden, grausamen Hasses, jener Alles entstellenden Verkehrung der Tatsachen gesehen, die man seit Kriegesanfang bei den Gegnern findet. Schon hat sich eine von edelster Vaterlandsliebe getragene und von derselben durchwehte Kriegspoesie gebildet, in welcher neben manchen recht drastischen Soldatenreimereien sich Lieder von tiefster Empfindung, Gedichte erhabener Epik finden. Eine solche Kriegspoesie ist bei keinem der Gegner vorhanden. Wie sollten auch die Russen ein poetisches Empfinden haben, wenn die Massen, wie uns die Gefangenen erzählen, nur unter der drohenden Knute zu den Waffen eilten, wie soll der Franzose vom heiligen Feuer dichterischer Begeisterung erfüllt sein, wenn nur geifernder Haß und blinde Rachsucht das Leitmotiv seines Feldzuges ist? Dem Briten endlich ist der Mangel einer Kriegspoesie entschuldbar, da ihm auch in friedlichen Zeiten eine poetische Ader fehlt. In allen Bildern vom Kriegsschauplatz versichern uns die Augenzeugen, daß Deutsche, Österreicher, Ungarn singend in den Kampf und Tod zogen, während die Feinde in stummem finstern Haß die Straße zum Schlachtfeld gingen und mit einem Fluch auf den Lippen sich auf unsere Tapfern stürzten. Wie läßt dieser kleine Umstand uns tief in das Leben der Volksseele hüben und drüben blicken! Aber nicht nur Dichtkunst und Sangesfreudigkeit sind unsern Völkern in schwerer Stunde geblieben, sondern auch auf die darstellende Kunst hat der Krieg anregend gewirkt. Welch' hoher Zug liegt in dem Gedanken des deutschen Kaisers, der trotz aller ihn Tag und Nacht in Anspruch nehmenden Regierungssorgen nicht vergißt, daß auch ein Jünger der Malkunst seinem Hauptquartier folge, um die großartigsten Szenen dieses gewaltigen Feldzuges auf die Leinwand zu bannen, damit sie den kommenden Geschlechtern übermittelt werden.

So hat der Krieg trotz seiner Schrecken und der damit verbundenen Nervenanspannung bei Kämpfern und Nichtkämpfern das Geistesleben der Völker der Zentralmächte in keiner Weise alteriert, während die feindlichen Völker in diesem einen erschreckenden Niedergang zeigen. Man vergleiche nur die geistvollen Aufsätze der erstklassigen französischen Blätter, wie des Temps, des Journal des débats, des Figaro aus der Zeit vor dem Kriege und die wutschnaubenden, jedes ruhige Urteil vermissen lassenden Artikel dieser Tage. Gelehrte von Weltruf, Mitglieder der französischen Akademie, die früher die Würde Frankreichs in ihren Schriften darstellten, wie Maurice Donnay, Alfred Capus und Andere, sind in den Gassenschlamm hinabgestiegen, um Deutschlands Volk und Heer mit Schmutz zu bespritzen. Ein Romain Rolland wagt es angesichts solcher Umstände die Deutschen als Barbaren und Söhne Attilas zu brandmarken!

Selbst Maurice Maeterlinck, der Sänger so mancher tiefempfundener Lieder, der Schöpfer so manchen Werkes prächtiger Lyrik, hat sich seinen Blick von blinder Wut und kochendem Haß verdunkeln lassen, sodaß er in einen Ton verfällt, der an einen von grausamem Verfolgungswahn Besessenen erinnert. „Fluch den Deutschen" ist das Leitmotiv, das Belgiens größter Dichter der Gegenwart in allen Tonarten seit Monaten behandelt. Bleibt aber der Lorbeer eines Dichters derselbe,

wenn er edeln, erhabenen Werken Worte giftigen Hasses und lügnerischer Verleumdung beifügt? Wie muß das Geistesleben jener Völker, deren Heere uns befehden, gelitten haben, wenn selbst ein Maeterlinck alles Maß und Ziel vergißt und aller Herzensbildung bar zu toben und zu schmähen beginnt? Wenn ein Kirchenfürst, der stets nur das Evangelium der Nächstenliebe und die Tugend der Selbstbeherrschung predigte, wie Kardinal Mercier, sich öffentlich in niedrigen Verwünschungen gegen den edeln und hochherzigen Waffengegner seines Volkes ergeht?

In gewissem Sinne gehört auch die Art der Kriegsberichterstattung hierher, da auch sie in ihrer Weise sehr bezeichnende Lichter auf das Geistesleben der Völker wirft. Wie ehrlich, ohne jede Beschönigung lauten die Kriegsberichte aus deutschen und österreichisch-ungarischen Quellen. Man berichtet von Selbsterlebtem, schildert Siege und Erfolge in schlichter Weise und überläßt den Gegner ohne Schmähworte seinem Schicksal. Dagegen zeigen die Berichte aus den Ländern unserer Feinde, daß sie sich viel mehr mit unserer Lage als mit der eigenen beschäftigen, daß sie scheinbar bei uns besser Bescheid wissen als auf ihrer eigenen Seite. Alles natürlich auf Grund der Phantasie, die durch die Brille blinden Hasses sieht! Und diese haßerfüllte Phantasie kann nichts mehr zu Tage fördern als Schauermären und Zerrbilder. Ist doch allein über das Kapitel „deutscher Grausamkeiten" so viel erfunden und auf geduldiges Papier gedruckt worden, daß dasselbe einen besonderen Literaturzweig der feindlichen Tagespresse ausmacht. Schwer ist es festzustellen, in welcher der feindlichen Hauptstädte die Atmosphäre am intensivsten von Lügenberichten verseucht ist, aber wenn man die den Franzosen angeborene Renommier- und Übertreibungssucht in allen Lebenslagen berücksichtigt, so ist die durch den Krieg speziell geschaffene Lügenatmosphäre in London noch dichter als in Paris. Daß Petersburg und Nisch auf diese Beispiele hin und aus angeborener Neigung zur Unwahrheit nicht zurückbleiben wollen, ist selbstverständlich und psychologisch gar nicht anders möglich. Das eben erwähnte Kapitel der unsern Truppen in niedrigster Weise angedichteten Grausamkeiten führt uns zu dem Einfluß des Krieges auf die kulturellen Verhältnisse während desselben und in seiner Durchführung.

Gewiß bleibt die alte Regel à la guerre comme à la guerre auch heute noch bestehen, und somit werden die Kulturerrungenschaften im Feuer des Krieges immer einigermaßen beeinträchtigt. Und doch ist die Art der Kriegführung in sich selbst ein Zeichen des kulturellen Standes eines Volkes. Gerade deshalb schleudert man von Ost und West gegen die deutschen Heere die unsinnigsten Vorwürfe, um dadurch die eigene Kriegführung zu beschönigen. Einer späteren Zeit wird es vorbehalten sein, die französische zielbewußte Provokation in ihrem ganzen Umfang aufzudecken, die zu der Zerstörung von Reims' ehrwürdiger Domkirche führte. Alle übrigen antikulturellen Untaten, die man unsern Truppen andichtete, haben sich als Erfindungen englisch-französischer Verleumdungssucht erwiesen. Wenn

sie aber wirklich scharf vorgegangen, so handelte es sich stets um die Bestrafungen belgischer und französischer Franktireurs. Diese Bestrafungen werden, da sie die Taten Einzelner an der Kollektivität vornehmen, von mancher gegnerischen Seite als unberechtigt hingestellt, während man die Untaten der Franktireurs selbst als Heldenmut bezeichnete. Dies hat derartige verwirrte Vorstellungen hervorgerufen, daß in Frankreich, Belgien und England der Begriff des deutschen Soldaten mit dem eines Mordbrenners als identisch angesehen wurde. Nur diese Begriffsverwirrung erklärt die panikartige Flucht der Bevölkerung ganzer Städte und Dörfer beim Herannahen deutscher Truppen.

Wie ansteckend diese Vorstellungen wirken, beweist der Fall eines italienischen Kriegskorrespondenten, der im Anfang Oktober nach Nordfrankreich reiste, dort in der Umgegend von Lille von einem Vorstoß deutscher Truppen überrascht wurde und so einen Einblick in die Zustände innerhalb der deutschen Linie tun konnte. Derselbe kann sich nicht genug wundern über die Haltung der deutschen Offiziere und Mannschaften gegenüber der Bevölkerung, die der Gegensatz dessen sei, was man ihm in Paris von sonst glaubwürdiger Seite erzählt hatte.

Wenn daher, wie man sieht, der kulturelle Zustand in der deutschen Armee nicht gelitten hat, so noch viel weniger im Lande selbst wie auch in Österreich-Ungarn. Tausende Briefe von Gefangenen und Verwundeten der verschiedensten feindlichen Armeen können nicht genug die Aufnahme, die Verpflegung und die Rücksicht rühmen, die sie hier genossen haben. Ganz anders stellt sich die kulturelle Dekadenz auf der Seite des Dreiverbandes dar.

Blicken wir zunächst auf die Kampfesweise und die Haltung der Truppen. Was Ostpreußen und Galizien von den russischen Horden gelitten haben, ist so bekannt, daß es nur eines erinnernden Hinweises bedarf! Ebenso entsprach die Haltung der Serben und Montenegriner dem Rufe, der ihnen voranging! Aber diese Völker konnten auch niemals mit gutem Gewissen den Anspruch erheben, als Kulturnationen zu gelten. Leider aber ist auch die Haltung jener unserer Gegner, die wir bislang als solche anzuerkennen gewohnt waren, der Briten und Franzosen, weit von dem Bilde entfernt, wie solche es in der schweren Zeit des Krieges bieten sollen! Welch' ein trauriges Bild von kultureller Dekadenz bieten die Mörder armer deutscher Verwundeter, Mörder in französischer Uniform, ferner jene traurigen Vorkommnisse in Lazaretten, wo Franzosen ihre deutschen Lagernachbarn erdolchen.

In diesem Falle handelt es sich, kann man einwerfen, um brutale Auswüchse jenes Fanatismus, den der Kriegsbeginn in erregbaren Naturen zeitigt. Wenn man hier diesen Entschuldigungsgrund auch noch gelten lassen will, so fällt gegenüber der Tatsache, daß das französische Oberkommando deutsche Parlamentäre trotz der weißen Fahne gefangen nahm und dieselben über zwei Wochen in Orléans in Gewahrsam hielt, jeder Beschönigungsversuch in sich zusammen, vielmehr liegt hier bereits eine Beugung des Völkerrechts vor. Dies führt uns zu den

vielen Fällen, in welchen unsere Feinde das internationale Recht mit Füßen getreten haben. Wer hätte im Vorjahre, als der Friedenspalast im Haag eingeweiht wurde, an die Möglichkeit gedacht, daß eine Reihe europäischer Staaten das Völkerrecht nicht nur beugen, sondern zertrümmern würden! Kaum war der Krieg erklärt, so begann der gesetzwidrige Zustand sich in den Staaten des Dreiverbands, voran in Belgien, England und Frankreich in der Behandlung der deutschen und österreichischen wie ungarischen Staatsangehörigen fühlbar zu machen. Das Festnehmen derselben, das Verbringen in Zwangsaufenthaltsorte ist bereits ein Vergehen gegen unsere modernen Begriffe, ein trauriger Gegensatz gegenüber der Ruhe und Sicherheit, die Engländer und Russen, Franzosen und Serben bei uns genossen und noch genießen. Was Belgien in dieser Beziehung in den ersten Augusttagen verbrochen hat, ist ein so schwerer Bruch des Völkerrechts, daß es hiermit schon seine so viel gefeierte „Unabhängigkeit" verwirkt hat. Ein Volk, das sich so weit vergißt wie Belgien, zeigt, daß seine Kultur nur ein Firnis war und daß es für die Zukunft die Rute des Zuchtmeisters bedarf, um tatsächlich kulturell auf die bisher nur erträumte Höhe zu gelangen.

Der zweite Schritt auf der verhängnisvollen Bahn der Zertrümmerung des internationalen Rechts von Seiten des Dreiverbands bestand in der gewaltsamen Entfernung der Gesandten des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns aus Tanger und Kairo, hier durch einen brutalen Eingriff Frankreichs auf das internationale Gebiet von Tanger, dort durch eine Vergewaltigung der souveränen Rechte Ägyptens und der Pforte durch England. In beiden Fällen wurde nicht etwa ein Punkt des modernen Kodex des internationalen Rechts, der Haager Konvention verletzt, sondern das Gewohnheitsrecht von Jahrtausenden! Uralte Naturvölker, die Stämme der Ilias, die „Wilden" überseeischer Gebiete haben jenes Gesandtschaftsrecht hoch und heilig gehalten, das heute die grande nation und sein skrupelloser Bundesgenosse verletzten!

In beiden Fällen handelt es sich um willkürliche Gewaltakte: im ersten tritt Frankreich alle Vereinbarungen seit den Tagen von Algeciras mit Füßen, im zweiten wirft England endgiltig die Maske ab, daß es in Ägypten nicht mehr länger Lust hat, den Administrator zu spielen, sondern das Land der Pharaonen als sein unumschränktes Eigentum betrachtet. Die, allerdings stolz abgewehrten Insinuationen des britischen Botschafters an der Pforte gegenüber dem Khedive, die jeder Sitte und Anstand hohnsprechende Behandlung der khedivialen Prinzessinnen, die Amtsentsetzung der ägyptischen Behörden seit Kriegsbeginn und das Schalten und Walten der englischen Machthaber zeigen deutlich Albions Absicht. Das ägyptische Volk wendet sich hilfesuchend zu uns: auch ihm gilt die Versicherung, daß sein Schicksal wie jenes so manchen Volkes auf den Schlachtfeldern in Frankreich und Polen ausgekämpft wird; möge es sich bis dahin gedulden.

Völkerrechtlich ist das Vorgehen Englands in Ägypten nicht nur eine Brutalität, sondern ein Neutralitätsbruch schlimmster Art. Die Engländer wenden

natürlich hier die bis zum Überdruß aufgewärmte Fabel der durch Deutschland begangenen Verletzung der Neutralität Belgiens ein, eine Fabel, die heute durch die in Brüssel aufgefundenen Dokumente von der fast seit einem Jahrzehnt bestehenden belgisch-englisch-französischen Verschwörung gegen Deutschland nunmehr für Jedermann abgetan ist, der überhaupt noch sich das freie Urteilen bewahrt hat.

Japan, Englands getreuer gelber Bundesgenosse, hat seinem Herrn und Meister die Beugung des Völkerrechts abgelernt und marschierte unbekümmert um Chinas Neutralität quer durch die Provinz Shantung, um sein Henkerwerk an der von der Heimat völlig abgeschnittenen Garnison von Kiautschou möglichst bequem verrichten zu können.

Die Neutralitätsbrüche bleiben aber nicht nur auf solche zu Lande beschränkt, sondern England begeht deren auch zur See. Mit der Beschießung des Hilfskreuzers „Kaiser Wilhelm der Große" in einem spanischen Hafen der kanarischen Inseln hat England bewiesen, daß es für seine Begriffe keine neutralen und territorialen Gewässer gibt.

Doch bleibt der Bruch des Seerechts durch die englische und französische Marine hier nicht stehen: Handelsschiffe der neutralen Staaten werden von englischen und französischen Kreuzern angehalten und auf Konterbande untersucht. Was diese ist, wußte man allgemein, bis zum 1. August 1914: heute bestimmen diesen Begriff die englischen und französischen Marineoffiziere dieser Kreuzer und belegen Alles, was sie als solche erklären, nämlich Alles, was ihnen paßt und begehrenswert scheint, mit Beschlag! Welch' ein Unterschied besteht aber zwischen dem offenen Seeräubertum der Sarazenen und Normannen im Mittelalter und diesem verschleierten Seeräubertum der Schiffe Seiner britischen Majestät und der Republik Frankreich?

Dem Seerecht folgt das Handelsrecht. Britische und französische Schuldner werden bestraft, wenn sie den Gläubiger in Feindesland befriedigen wollen. Die Patente deutscher und österreichisch-ungarischer Erfinder sind in Frankreich und England vogelfrei erklärt worden! Wie weit ist man doch von Rousseaus Prinzip in dessen Vaterland abgekommen, daß die Armeen und nicht die Völker den Krieg auszukämpfen haben! Durch die Rechtsbrüche unserer Gegner ist der Krieg zu einem Völkerkrieg im wahrsten Sinn des Wortes, dann aber auch zu einem Kampf um die höchsten Güter der modernen Kultur geworden, um deren Bestand die Heere der Zentralmächte kämpfen. Wie aber, so fragen wir mit Recht, kommt es, daß im deutschen, österreichischen und ungarischen Volke die kulturellen Errungenschaften so viel tiefer Wurzel gefaßt haben als in den gegnerischen Nationen, wie es uns dieser Krieg so klar beweist? Wir wollen und dürfen uns nicht eitel rühmen und schlechtweg glauben, daß wir innerhalb unserer Grenzpfähle aus besserem Stoff geschaffen sind als die draußen, vielmehr haben unsere Völker das erhabene Bild, das sie in ihrem Geistesleben während dieses furchtbaren, uns in

unedelster Weise aufgedrängten Krieges gaben, einzig und allein ihren Erziehungsprinzipien zu verdanken. Man sagt oft, daß im Jahre 1870 und 1871 der „deutsche Schulmeister" der ideelle Sieger geblieben sei. In diesem Kriege zeigt sich Ähnliches in Bezug auf das Geistesleben während desselben; aber an die Stelle des „deutschen Schulmeisters" ist der Kollektivbegriff der Erziehung unserer Völker getreten, die sich geistig unendlich hoch über die Gegner erhaben zeigen. Diese geistige Überlegenheit sichert den vollen Triumph unserer guten Sache, nicht minder als die Kraft der Waffen und die eiserne Disziplin unserer Heere! Sie stärkt und erhebt uns nicht nur in den Tagen des vollen Sieges, sondern auch in jenen der mühe- und opferreichen strategischen Operationen, ja sie würde uns auch in trüben Stunden, welche die Vorsehung uns fernhalten möge, die Kraft geben, Schweres zu tragen! Der geistige Zustand in den Völkern, die uns feindlich gegenüber stehen, ist ein solcher, daß er, jeden inneren Haltes bar, ihren Zusammenbruch nur fördert.

Helene Bulle:
Der Krieg.

Ein apokalyptischer Reiter sprang der Krieg uns an, umrasselt von uralten Zauberwaffen, umklungen von fast vergessenen Liedern aus ferner Völkerkindheit, Ritterlichkeit, Mannentreue und abenteuerliches Streiten.

Europa zitterte, durch alle Welt ging ein Grauen, und doch auch ein Aufatmen. Völker wachten auf und schleuderten alte Tafeln in den Kehricht, Männer reckten sich, als wäre endlich etwas frei geworden, was in den Tiefen ihrer Seelen eingefroren schlief, etwas, was eigentlich sie selber waren.

Eine Lohe zerstörte der Krieg abgezirkelte Ordnungen, riß jeden einzelnen los von seiner Scholle, machte ihn heimatlos beweglich, einsam und schweißte doch wiederum alle zusammen in einem Gefühl: Siegen oder Sterben.

Da gab es kein Überlegen, ob etwa der moderne Staat eines solchen Opfers wert sei, da wurden alle unterschiedlos mitgerissen, auch die vielleicht bis dahin gar kein besonderes Verhältnis zur Staatsgemeinschaft, zum Vaterland hatten, einfach vergewaltigt.

Logik war nicht mehr am Platz, hatte völlig abgewirtschaftet; jetzt ging es um Gefühle.

Ein tiefes Bedürfen schien plötzlich gestillt, denn die Massen hungern nach Gefühlen, wollen sich genug tun im Rausch der Empfindung.

Die Schematisierung des bürgerlichen Lebens, der gleichmäßige Trott der

Arbeit ließ für Gefühle wenig Platz. Da gedieh nur eine blasse, matte Liebe, ein geduckter, verknöcherter Haß, der dem Andern den Platz an der Sonne nicht gönnt, aber doch die Faust in der Tasche behält.

Selbst die Liebe zum Leben, die Lust, alle seine Triebe verlangend in die Welt zu schicken, seine Kräfte zu fühlen und sich an Luft und Licht zu freuen, selbst dieser elementarste Lebenstrieb war so stark sozialisiert, so umgebogen zum Kulturträger, daß er seine Schwungkraft, seinen freudebringenden Elan fast verloren hatte, den einzelnen nicht mehr steigerte, in dem, was sein eigenstes war, sondern ihn zu einem Teil des sozialen Gefüges sorgfältig abschliff.

Jetzt, wo das Ganze, die Nation, das Volk und zugleich jedes Einzeldasein in seinem Lebenszentrum sich bedroht sieht, da wachen alte Heimatgefühle auf, durch das Wort „Krieg" wie durch eine Zauberformel geweckt. Längst beiseite geworfene Werte gewinnen wieder Kurs.

Derselbe Instinkt, der den Nomaden, den Stammesangehörigen eines alten Hirtenvolkes, zur Axt greifen ließ, um seinen Fleck Erde zu verteidigen, der gleiche Haß, der ihn damals trieb, den Bedränger seines Eigentums, seiner „Ehre" — das Wort hat jetzt neuen Silberklang — zu Boden zu schmettern, derselbe Haß lodert auch heute wieder auf, verknüpft mit allem Bestialischen der menschlichen Natur.

Die Bestie Mensch, die in das Unterbewußtsein gedrängt, ein dumpfes Dasein führte, unter einem dünnen Kulturfirnis als Hemmung lauernd, beängstigend, peinigend, als Krankheit im Organismus wirkend, nun sprengt sie mit Naturgewalt ihre Fesseln, tut sich genug in den Greueln der Schlachten. Und bei denen, die daheim bleiben, lebt sich diese Freude am Haß aus in der Zuchtlosigkeit ihrer Wünsche, in der Gier nach sensationellen Blutberichten, in dem Jubel über Qualen und Not der Feinde.

Und neben dem Haß die Liebe in ihrer einfachsten Form. Sensible Rücksichtnahme auf feinste, seelische Bedürfnisse eines andern erscheint nun einfach lächerlich und unberechtigt, jetzt wo Wunden, Hunger und Pein zu uns aufschreien wie noch nie, wo alle die gleiche Sorge tragen, wo jeder Einzelne sein Leben, seinen Besitz verunsichert sieht, wo das Leid des Nächsten das eigene Leid ist, das Ich Du wird, der Andere Bruder.

Durch Haß und Liebe erfährt das Lebensgefühl seine höchste Steigerung, so daß es in seiner Inbrunst hinausgreift über das Leben selber und auch den Tod in seinen Rausch hineinbezieht, um noch im Erlöschen eine Süßigkeit zu kosten, einen Glanz sich zu erringen, der über das Zeitliche hinausweist.

Stärker als die Liebe zum Dasein selber ist der dunkle Drang, sich an ein Höchstes zu verlieren, das innerste Herzblut, das Symbol des Lebens hinströmen zu lassen, es zu opfern für etwas Allerheiligstes.

Der Begriff des Opfers scheint verwurzelt mit allem Abgründigsten der

Seele, es scheint ein Gesetz zu sein, daß alle geistigen Erneuerungen, alle großen die Menschheit in ihren Tiefen packenden Bewegungen auch diesem anderen Bedürfen der menschlichen Psyche Genüge tun müssen, wenn sie festen Wurzelgrund fassen wollen, und wie jede natürliche Geburt aus dem blutigen Schoß der Mutter sich losringt, so scheint alles, was Ewigkeitsdauer haben soll, in dieser Welt aus Blut geboren werden zu müssen.

Der Glaube an die Kraft des Blutopfers ist fast in alle Religionen eingegangen, seine wollüstige Mystik wurde eine Kraftquelle religiösen Aufschwungs. Von den Menschenopfern in Ephesus bis zu der Wollust, mit der die ersten Christen zum Martyrium drängten, vom Schwert des Islam bis zur Guillotine der Revolution.

Man braucht sich nur in die Bilder eines Grünwald, eines Crivelli etc. zu vertiefen, um die Seligkeit eines mystischen Opferdranges auch im Christentum zu fühlen.

Dieser Sehnsucht, sich aufzugeben, und sei es auch durch Zerbrechen der zeitlichen Form, dem Leben noch eine höchste Steigerung zu verleihen, gibt der Krieg Erfüllung. Durch ihn erhält die Inbrunst des Blutopfers neuen Sinn. Durch den Opfertod Tausender scheint die Idee eines freien Vaterlandes in die Sphäre des Absoluten, in die Sphäre eines Ewigkeitswertes gerückt.

Die Massen wissen kaum, warum der Krieg geht, aber sie fühlen, daß es sich um das Höchste handeln muß, weil das Höchste gefordert wird. Es ist der alte Zauber des Blutopfers, der die Völker berauscht und die Jugend noch heute blumengeschmückt auf die Schlachtfelder treibt, als ginge es zu Liebesfesten, der das Leben an der Front in Not und Gefahr als eine Daseinssteigerung, die Schlachten mit ihrem freien Spiel um Leben und Tod als festliche Höhepunkte empfinden läßt.

Es ist der Rausch der Selbstaufgabe, der durch den Krieg ausgelöst wird, derselbe Rausch der Selbstaufgabe, der auch die höchste Ekstase der Liebe dem Tode so naherückt.

Unsere Zeit in ihrer Erstarrung wußte nichts mehr von jenem großen Stirb und Werde. Der Krieg aber hat an das Tiefste gerührt und frei und jung gemacht, was gekettet war und zu greisen begann.

Nicht die blutigen Opfer, die dieser Krieg fordert, dürfen uns erschrecken, das begeisterte Sterben blühender Jugend ist ein Zeichen von Kraft und Lebensstärke. Das Erschreckende vielmehr ist der Wahn Tausender, die dem Kriegsruf wahllos, begeistert folgen, ohne zu wissen, daß es sich hier um nichts Neues, nichts Ewiges handelt, daß, nachdem die blutigen Schlachten ausgekämpft wurden, nachdem Tausende von jungen Leben sich verbluteten, alles im besten Fall bleiben wird, wie es bisher gewesen.

Die Sehnsucht nach einer Lebenssteigerung über den Tod hinaus, das ist das Primäre, das Ewig-Menschliche, dem der Krieg für eine Spanne Zeit seinen Sinn gab. Das Problem aber liegt gerade darin, diesen lebendigen Opferwillen der Massen an neuen, großen Kulturidealen aufflammen zu lassen, so wie das Christentum es verstanden hat.

Es gilt humanitäre Forderungen mit so viel Geschick, mit so viel siegerischer Kraft in die Massen zu werfen, daß auch an ihnen Gefühle aufflammen, Lebens- und Todesrausch von Millionen sich entzünden könne.

Ein Versuchen, ein Weisen neuer Wege hat es genug gegeben in den letzten Jahrzehnten. Von den Freiheits- und Gleichheitsträumen des sozialdemokratischen Zukunftsstaates bis zur Bewegung für ethische Kultur, von der Friedensgesellschaft zu der ästhetischen Mystik neuer Kunst. Aber alle diese Strömungen verliefen kraftlos, weil sie aus der geistigen Schicht des Volkes herstammten, weil sie „gedacht" waren, nicht verankert im Urgrund der Volksseele, weil ihnen die Sinnlichkeit des Martyriums, die Handgreiflichkeit des Blutopfers fehlte.

Solange der Krieg an sich es noch vermag, Tausende jubelnd in seine Todesreigen zu ziehen, solange beweist er seine Daseinsberechtigung.

Die Idee des ewigen Friedens, wie sie von einer stillen Gemeinde ausgedacht wurde, ist heute nur ein schöner Traum. Erst dann wird der ewige Frieden sich jugendstark die Welt erobern, wenn auch er die Krone des Martyriums trägt, wenn einmal soviel Blut um ihn geflossen ist, wie um die Werte, denen dieser Krieg gilt. Ja, man kann ruhig sagen, wie um den Krieg selber.

Richard Braunfels:
Ein Brief ins Feld.

Dank, Freund, für Deinen Brief. Dank auch für die Versuche, mich zu trösten. Du weißt ja, wie schwer es ist, neue Ziele zu suchen, nachdem man monatelang auf ein bestimmtes eingestellt war — noch bis zur letzten, endgültigen Absage hatte ich gehofft, ins Feld zu kommen. — Du bist nicht der erste, der mir versichert, auch im Lande könne man mithelfen, sehr oft vielleicht wirksamer als im Felde. — Gewiß, der preußische Schulmeister soll nicht unerheblich an gewinnreichen Feldzügen beteiligt sein, aber kannst Du Dir nicht vorstellen, wie ich meinen Jungens erzähle von dem sittlichen Heldentum derer in den Schützengräben, von all der stummen Entsagung, von dem wundervollen

Pflichtbewußtsein jedes einzelnen mit oder ohne Kreuz, das so viel größer ist als der Kampfesrausch — — — und wie dann einer mit seinen blanken, ehrlichen Bubenaugen aufschaut und stumm fragt: „Warum bist Du hier und preist die Treue, der Du selbst doch treulos bist?" Dann mußt Du verstummen und die Zähne zusammenbeißen. — Wenn Du auch erklärst, daß es Dein sehnlichster Wunsch wäre, mitzukämpfen, und daß man Dich nicht brauchen kann — — — er versteht's doch nicht und fühlt nur, daß Du nicht an Deinem Platz bist; mag er Dir auch hundertmal glauben, sein unbestechliches Gefühl verweigert Dir das Recht mitzureden, Dich zu erheben in dem Bewußtsein Deiner Zugehörigkeit zu einer menschlichen Gemeinschaft, wo das Individuum fähig ist, im Interesse des Ganzen seine Individualexistenz freudig aufzugeben — mehr noch, klaglos auf all das zu verzichten, worin es bisher den Sinn des Lebens für sich als Mikrokosmos gesucht hat.

Und doch — — — ich beneide Euch, daß Ihr „draußen" seid, daß Ihr losgelöst seid von aller Zufälligkeit der Persönlichkeit, daß Ihr eingeordnet seid in eine große Aktion, die ein klares, erreichbares Ziel sucht, das wie die künstlerische Verwirklichung des Ideellen den höchsten, unendlichen Sinn allen Daseins momentan endlich macht. Und um all das Zufällige beneid' ich Euch, um das „Abenteuer", das als kurzes, prägnantes und intensives Erleben deutlich begrenzt ist in dem Fluß unseres Lebens. Jede schlaflose Nacht möcht' ich mit Euch wachen, in der Winterkälte mit Euch frieren, im Regen schaudern und den kurzen Schlummer im Schützengraben mit Euch teilen. Ja, um jede Wunde könnte ich Euch beneiden und fast noch um den Tod, der Euch mitten in höchster Daseinsfülle trifft, der als das Ende eines höchst zweckvollen Lebens nicht unerwartet und doch ungesehen zu Euch kommt. Vielleicht ist es süßer für das Vaterland zu leben, aber hieß uns „leben" nicht immer „vertiefen", Schicht um Schicht aufgraben in uns und außer uns? — — — O ich weiß, wie viel Wertvolles zerstört worden ist durch Vernichtung von Einzelexistenzen, die noch viel Saat in die aufgewühlten Felder der Nation und der Menschheit hätten senken können — — — aber bist Du nicht meiner Ansicht, daß Familie mehr als Individuum, Staat mehr als Familie bedeutet, Volk mehr als Staat und — mag es auch noch in der Ferne verblassen — Menschheit mehr als Volk? Fürs Volk fielen sie — noch gibt es keine weiteren Grenzen — mag ihre Lebensarbeit jählings abgeschnitten worden sein — — — ihr Tod ist als schönstes Symbol höchster Pflichterfüllung, als stolzester, ethischer Wille wirksamer und Menschheit und Menschlichkeit fördernder als alle künstlerische oder wissenschaftliche Geistestat. Denn vornehmste Geistestat ist dieser Tod, Triumph des Geistes über das Körperliche; mag auch die Vernichtung des einen das Aufhören des andern bedingen: — so sicher die in ein Buch, in ein Kunstwerk eingeschlossene Geistesmacht selbst dann noch potentiell aktiv ist, wenn sie unter dem Schutt und den Trümmern der Materie versteckt ist, so sicher bleibt der Geist dieser

Handlung noch wirksam, wenn der Träger längst vermodert ist; Leonidas ist tot, sein Geist lebt und wird leben! Wer wie Du und ich überzeugt ist, daß die Entwicklung mehr und mehr nach der geistigen Seite gravitiert, wenn Du willst, nach Vermehrung der potentiellen Energie der Nerven- und Gehirnzellen gegenüber denen der Muskeln, der muß auch zugeben und trauernd-freudig bewundern, welch einen Fortschritt — es ist tragische Ironie! — dieser Krieg allen je gewesenen gegenüber aufweist. Mag er doch noch so widersinnig scheinen mit seinem nächsten, brutalen Ziel der Menschenvernichtung, rohester, leiblicher Schädigung und seiner Verwendung vollkommenster technischer Mittel -- höchster Intelligenz als Totschläger — er wird doch harmonisch durch den gewaltigen Sturm vornehmster, selbstaufgebender Liebe zu einer überpersönlichen Idee — zum „Volk", zur Nation und — laß es mich heute sagen — zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts.

Nun lächelst Du wohl über mich, den Blinden, der dem Schauenden die Gebilde erklärt, die er höchstens tasten kann! Doch was können wir anders, als „philosophieren", da uns das Handeln verwehrt ist? Wir müssen hier bleiben, um die Räder der Maschine zu ölen, damit Ihr in wunderherrliches, gefahrvolles Land fahren könnt. Laßt uns wenigstens von ihm träumen!

Wie es uns sonst hier geht, fragst Du? Wir essen Kriegsbrot und freuen uns, daß wir hier und da eine kleine Entbehrung leiden dürfen, wir schämen uns zwischen den weißen Laken unseres warmen Betts, und wenn wir nicht gar zu vernünftig wären, so möchten wir uns am liebsten auf nackter Erde schlafen legen und uns kasteien, um Euch nicht allzusehr nachzustehen, um mit etwas ruhigerem Gewissen Platz nehmen zu dürfen in der Tafelrunde, die Ihr für alle bereitet.

Denn an einen Sieg glauben wir, fühlen ihn schon erreicht; nie kann der gewaltige Strom, der jetzt schäumt und brandet, im Sande versickern, zu reich und tief sind die Quellen, die ihn speisen.

Freilich, die klaren Quellen, die dort springen, wo Ihr weilt, kommen nicht ganz ungetrübt zu uns. Noch macht sich viel kleinlicher Egoismus breit, noch geifert hie und da ein niedriger „Patriot", noch werden zuviel pathetische Gedichte hinterm Ofen „gemacht", noch sind wir fern von dem verhaltenen Pathos Eures Lebens, das den Geist unserer Zeit, der stillen, handelnden Einordnung, so herrlich spiegelt, — — — aber die Besten — auch unter uns — fühlen doch die Verpflichtung, zu erhabenerer Gestaltung des eigenen Lebens, zur Freimachung des Feinsten und Innerlichsten in uns und andern. Suchten wir schon früher den gemeinen Schritt des täglichen Lebens zu adeln durch ein „liebevolles Muß", noch freudiger — nicht immer gelingt es — wollen wir jetzt unser „Müssen", jetzt, wo der Zwiespalt des „Sollen" größer ist als sonst, da mehr als je Pflicht gegen Pflicht steht.

Doch immer und immer wieder kommt mir seit Wochen Conrad Ferdinand in den Sinn — wann werden wir ihn wieder zusammen genießen? — und ich empfinde tiefer als je „Liebe hat die Welt gegründet"!

Wann hätten wir mehr der Liebe gehabt als jetzt? Der gewaltige Haß, der alle anfangs erschütterte, was ist er anders als die Asymptote der Liebe, der großen Liebe aller zu einem Einzigen? Und an unsere Einigung durch den Geist dieser Liebe glaub' ich und an ihre weltumfassende Weite, die einen engherzigen Nationalismus unmöglich machen wird.

Und im Geist dieser Liebe, die auch uns hoffentlich bald vereinigen wird, um derentwillen Ihr auch uns unbeschämt als Brüder aufnehmen werdet in die Heimat, die Ihr gebaut, grüße ich Dich, mein Freund, und alle Kameraden

Dein Ernst.

Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg: Von den Aufgaben der Völkerrechtswissenschaft in unserer Zeit.

Kürzlich wurde in einer Reihe großer internationaler Zeitschriften, u. a. auch in der Dezembernummer 1914 der in Lausanne erscheinenden „Revue Politique Internationale", eine Rede veröffentlicht, die der hervorragende französische Völkerrechtsgelehrte Louis Renault am 26. Oktober 1914 im Institut de France über den „Krieg und das Völkerrecht im 20. Jahrhundert" gehalten hat. Diese Rede ist äußerst bemerkenswert durch den Ton, in dem sie abgefaßt ist. Sie ist ein Musterbeispiel dafür, wie man auch in den erregten Zeiten eines Krieges Ruhe und Objektivität bewahren und in seinen Anklagen vorsichtig sein soll. Renault erörtert alle Fragen, auch die der belgischen Neutralität, so sachlich, daß er seine Worte ebenso gut lange vor Ausbruch des Krieges hätte sprechen können, ohne Änderungen zu treffen. Gleich zu Anfang seiner Rede stellt er fest, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, um ein wohlbegründetes Urteil über alle von den Kriegführenden begangenen Handlungen zu fällen. Nicht alle Völkerrechtslehrer haben nach Renaults Beispiel gehandelt. Wohl in sämtlichen kriegführenden Staaten hat man sich auch in wissenschaftlichen Kreisen zu Anfang des Krieges nicht genug bemüht, den Gegner gerecht zu beurteilen. In keinem der früheren Kriege sind die Anklagen der öffentlichen Meinung durch die Ausführungen von Völkerrechtsgelehrten in solchem Maße unterstützt worden, wie in demjenigen, in dem wir uns jetzt noch befinden. Ja, sogar in neutralen Ländern hat sich ein eifriger Kampf für und wider manche

Taten der Kriegführenden erhoben. Das ist bei der gewaltigen Erbitterung aller gegeneinander leicht verständlich. Aber nachdem sich die erste Erregung längst gelegt hat, müssen wir einmal fragen, wie sich denn in Wahrheit die Wissenschaft des Völkerrechts zu den gegenwärtigen Ereignissen stellen soll.

Eine Aufgabe haben wohl alle Vertreter der Wissenschaft sogleich erkannt, als sie dem allgemeinen Irrtume entgegentraten, das Völkerrecht sei in diesem Kriege zusammengebrochen. Männer wie Lammasch, Niemeyer, Strupp, Zitelmann usw. haben in Deutschland immer wieder betont, daß die nicht seltenen Völkerrechtsbrüche doch nur eine Ausnahme bilden, wenn man sie den zahlreichen Befolgungen eben derselben Rechtsnormen gegenüberstellt. Sie haben dargetan, wie das Völkerrecht nicht ein Erzeugnis der Willkür, sondern eine Notwendigkeit ist, ohne daß man sich ein dauerndes Zusammenleben der Staaten nicht denken kann. Wohl sind jetzt gerade die wichtigsten Beziehungen zwischen den kriegführenden Parteien unterbrochen; aber die gemeinschaftlichen Interessen, die früher zu zahllosen internationalen Vereinbarungen zwangen, werden nach dem Kriege ihren Einfluß erneut geltend machen. Sehr bedauernswert würde es sein, wenn die öffentliche Meinung und die Regierungen diese Bedeutung völkerrechtlicher Verträge nach dem Kriege nicht sogleich erkennen und sich eine Zeitlang von neuen völkerrechtlichen Verträgen mit den jetzigen Gegnern fernhalten würden. Den größten Schaden würden davon nur diejenigen haben, die sich auf diese Weise isolieren. Wir können uns überhaupt nicht vorstellen, daß die wichtigsten der bisherigen internationalen Unionen, z. B. der Weltpostverein oder die internationalen Verträge über Urheberrecht, aufgelöst würden. Vielmehr werden sich bald eine Fülle neuer Vereinbarungen als unumgänglich nötig erweisen.

Indem nun die Völkerrechtler den Glauben an die Zukunft des internationalen Rechts predigen, treten sie, wenn auch zunächst noch unbewußt, dafür ein, daß die Organisation der Staaten, wie sie vor dem Kriege im Werden begriffen war und in den Haager Friedenskonferenzen ihren machtvollen Ausdruck gefunden hat, auch nach dem Kriege weiter entwickelt werden wird. Das Völkerrecht geht letzten Endes darauf hinaus, alle Beziehungen zwischenstaatlicher Art mehr und mehr rechtlich zu regeln. Wer also von seiner Kraft durchdrungen ist, wird der Überzeugung sein, daß trotz des Krieges die zurzeit unter den Staaten noch bestehende Anarchie langsam in eine geordnete Gemeinschaft verwandelt werden kann. Es läßt sich kein von dem Geiste des Völkerrechts wahrhaft ergriffener Gelehrter denken, der den Krieg um seiner selbst willen preist. So edle Wirkungen auch die Begeisterung Deutschlands in vielfacher Hinsicht gehabt hat, so darf es doch keinem unserer Gelehrten einfallen, den Krieg an sich als einen Idealzustand hinzustellen. Vielmehr betrachten wir ihn mit Prof. Zorn als ein großes Unglück. Alle sind davon durchdrungen, daß die Zukunft des deutschen Volkes am glücklichsten wäre, wenn es gelänge, einen Zustand zu schaffen, der nach menschlichem Ermessen eine gewisse Garantie dafür bietet, daß unsere Kinder und

Kindeskinder nicht wieder nach vierzig Jahren für die Ehre Deutschlands kämpfen müssen. Die Völkerrechtler haben die heilige Aufgabe, die Möglichkeit eines solchen Zustandes zu prüfen und die Welt darauf hinzuweisen, daß in dem möglichst guten Ausbau des Völkerrechts und der internationalen Organisation die sicherste Gewähr einer langsamen internationalen Verständigung zu finden ist. Wie freilich im einzelnen nach dem Kriege diese Organisation gefördert werden soll, darüber herrscht keine Einstimmigkeit. Wir haben äußerst weitgehende Pläne zu verzeichnen, die wohl — leider — zunächst noch keine Erfüllung finden können. Zum Beispiel hat Reichsgerichtsrat Neukamp kürzlich die Schaffung eines Weltstaatenbundes mit einem Bundesgerichte und einer Zwangsexekution befürwortet, und auch Professor Leonhard (Breslau) sieht — wenn auch in einer entfernteren Zukunft — das Heilmittel in einer ähnlichen Lösung. Andere, z. B. der bekannte Gelehrte und Abgeordnete v. Liszt, befürworten einen mitteleuropäischen Staatenverband, der wohl ebenfalls nicht durchführbar erscheint. Die überwiegende Meinung, die von Lammasch, Schücking*) usw. vertreten wird, geht dahin, daß die Institution der Haager Friedenskonferenzen zu vervollkommnen ist. Auch mir erscheint diese Idee ausgezeichnet. Sie knüpft an bereits Vorhandenes an. Sicherlich sind namentlich von der Schiedsgerichtsbarkeit größere — wenn auch nicht jeden Krieg ausschließende — Dienste zu erwarten, wenn wir erst einmal einen wirklich ständigen Gerichtshof haben, der nicht nur von Fall zu Fall zusammentritt. Auch wird eine Verpflichtung der Staaten, wenigstens alle Streitigkeiten zweiten Grades beim Versagen diplomatischer Verhandlungen schiedsrichterlich erledigen zu lassen, nützlich sein und den Staaten die schiedsrichterliche Lösung immer näherbringen. Die schwersten politischen Probleme lassen sich freilich in absehbarer Zeit nicht durch Schiedsgerichtsbarkeit entscheiden. Zu ihrer friedlichen Erledigung wird man andere Mittel, insbesondere die Untersuchungskommissionen, zu Rate ziehen müssen. Interessant ist, daß gerade von zwei Männern, die sich als internationale Schiedsrichter wohl den größten Ruf erworben haben, kürzlich ganz übereinstimmend ein Vorschlag geäußert worden ist, der eine Zukunft zu haben scheint. Der holländische Staatsminister de Savornin Lohman und der gefeierte österreichische Professor Lammasch haben nämlich angeregt, man solle künftig zwischen der Androhung des Krieges und seiner Eröffnung eine Überlegungsfrist einschalten, die zur „Abkühlung der Erregung auf beiden Seiten, zur Einkehr der Besinnung, zur Abwägung aller Vorteile und Nachteile einer kriegerischen Lösung"

---

*) Schückings Werk „Der Staatenverband der Haager Konferenzen" (Duncker & Humblot, 1912) ist ein bahnbrechendes Buch, das nach dem Frieden eine große Rolle spielen dürfte. Vgl. auch das von einem internationalen Ausschuß aufgestellte Mindestprogramm, das von dem Sekretär des holländischen Anti-oorlogsraad Herrn Ministerialrat Jhr. de Jong van Beek en Donk (Haag, Theresiastr. 51) jedem Interessenten zugesandt wird.

benutzt werden sollte. de Savornin Lohman hat eine Frist von einem Jahre für nützlich erachtet. Lammasch, der den Widerstand der Staaten gegen eine solche Vorschrift fürchtet, meint, schon eine Frist von vier bis sechs Wochen würde wohl gute Dienste tun.

Je mehr man die Schwierigkeiten erkennt, die einer solchen Fortbildung des Völkerrechts infolge der Erbitterung der Parteien gegenüberstehen, umso höher wird man die Pflicht der Gelehrten einschätzen müssen, die öffentliche Meinung nicht noch skeptischer gegenüber solchen Ideen zu machen, sondern ihr vielmehr die Möglichkeit solcher Entwicklung nachzuweisen. Wer ist denn anders berufen, dieses hohe Amt zu übernehmen, wenn nicht die Völkerrechtslehrer?! Gerade in Deutschland haben sich die namhaftesten Vertreter der Wissenschaft hohe Verdienste in dieser Richtung erworben.

Bedauernswert ist es, daß einige Gelehrte der kriegführenden Staaten bei Beginn des Krieges erklärt haben, fortan keinerlei Verbindung mehr mit den Kollegen außerhalb ihres Heimatstaates haben zu wollen, die an einer feindlichen Universität wirken. Als äußeres Zeichen dieses Bruches haben manche ihre Beziehungen zu ausländischen gelehrten Gesellschaften gelöst oder Ehrentitel abgelegt. Große Körperschaften haben sogar vereinzelt Angehörige feindlicher Nationen von der Mitgliedschaft ausgeschlossen. In neuerer Zeit ist man viel zu nüchtern geworden, um solchen Kleinkrieg in der Wissenschaft weiterzuführen. Es wird Aufgabe derjenigen Männer sein, die von Anfang an Besonnenheit bewahrt haben, eine erneute spätere Zusammenarbeit der Gelehrten aller Völker vorzubereiten und dafür zu sorgen, daß nach dem trefflichen Vorschlage von Lammasch nach dem Kriege über alle solchen Handlungen der Schleier der Vergessenheit gebreitet wird. Das gleiche wird bezüglich solcher Äußerungen geschehen müssen, durch die man — wie das merkwürdigerweise vorgekommen ist — die Gelehrten einer anderen Nation als wissenschaftlich minderwertig hat hinstellen wollen. Es entbehrt nicht des Humors, daß gerade eine Persönlichkeit, die früher mit besonderem Stolze auf die Mitgliedschaft gelehrter Vereinigungen eines bestimmten Landes sah, nach Ausbruch des Krieges plötzlich die Entdeckung machte, daß es gerade den Gelehrten des Landes, deren Vereinigungen er angehört, an juristischem Scharfsinn und der Fähigkeit juristischer Konstruktion mangle. Man wird solche Bemerkungen nicht zu tragisch nehmen dürfen.

Ebenso muß aber die Völkerrechtswissenschaft mehr und mehr dafür wirken, daß nach dem Kriege die Fortbildung des internationalen Rechts nicht infolge des zu großen Mißtrauens der Völker zueinander gehindert wird. Die Gefahr ist da, daß sich in den Köpfen die Meinung festsetzt, die Mehrzahl der uns jetzt feindlich gegenüberstehenden Regierungen seien Rechtsbrecher und mit solchen ließen sich keine Verträge schließen. v. Liszt hat kürzlich darauf hingewiesen, daß lediglich England sich schwere Verstöße gegen das Völkerrecht habe zuschulden kommen lassen, die anderen Völker dagegen in viel geringerem Maße. Gewiß

ist zuzugeben, daß England bezüglich des Minen- und Konterbanderechts das internationale Recht nicht achtet. Aber es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß nicht in Zeiten des Friedens wieder normale Verhältnisse eintreten werden. Die Befolgung solcher internationalen Verträge, die in beiderseitigem Interesse geschlossen sind, liegt schließlich im allgemeinen Nutzen aller Vertragsstaaten. Auf die Dauer werden alle erkennen müssen, daß ein Zusammenleben ohne Vertragstreue ausgeschlossen ist. Darauf hinzuweisen ist die Pflicht der Gelehrten, und man wird sich wohl hüten müssen, einen Gegner aus der Kulturgemeinschaft ausschließen zu wollen, weil er während des Krieges schwere Verstöße gegen das Völkerrecht begangen hat. Vor dem Kriege trugen die Staaten doch kein Bedenken, miteinander Verträge abzuschließen. Warum soll das nach der Beendigung des großen Ringens anders sein? Man vergesse auch nicht, daß vor dem Ausbruche des Weltkrieges von zahlreichen deutschen Gelehrten die These vertreten wurde, ein Staat brauche nur insofern Verträge zu halten, als seine Lebensinteressen das gestatteten. Jetzt scheint übrigens diese Theorie unter dem Einflusse eines Mannes wie Lammasch wohl endgültig widerlegt zu sein.

Bedeutsam ist auch, daß die Gelehrten dort, wo die Tat- oder Rechtsfrage zweifelhaft ist, dem Gegner keinen Rechtsbruch vorwerfen und ihn nicht in den Augen der Menge als vertragsbrüchig hinstellen. Gewiß kommen viele Fälle vor, wo ein Rechtsbruch nicht geleugnet werden kann. Hier wird niemand dem Rechtslehrer die Befugnis bestreiten können, den Rechtsbruch als solchen zu bezeichnen. Nur sollte man sich von allen Beleidigungen und unnötigen Schärfen fernhalten. Die ruhige Klarlegung der Rechtsverletzung von seiten des Feindes wird regelmäßig stärker wirken, als eine den Gegner aus der Liste der zivilisierten Völker streichende Anklage. In letzterem Falle hat der Leser das Gefühl, daß es dem Verfasser weniger um die Feststellung der Wahrheit, als die Brandmarkung des Gegners zu tun ist. In zahllosen Fällen liegt jedoch die Sachlage nicht klar. Da wird man nicht ohne weiteres dem Berichte eines Korrespondenten Glauben schenken, sondern weitere Aufklärungen abwarten müssen, bevor man ein Urteil fällt. Auch folgt z. B. daraus, daß Verwundete ohne Augen gefunden worden sind, noch nicht, daß sie von den Feinden geblendet wurden. Recht oft stellte sich bei solchen Verletzungen nachträglich heraus, daß ein Granatsplitter die Ursache war, wie sehr auch der erste Befund gegen diese Annahme sprach. Hat man gar kein Bedenken wegen des Sachverhaltes, so wird man erwägen dürfen, daß die Juristen stets verschiedener Ansicht sind, wo eine solche Divergenz überhaupt möglich erscheint. Ist also die Rechtslage zweifelhaft, dann sage man das frei heraus. Man beschuldige nicht den Gegner des Rechtsbruches, wenn es sich nur um eine verschiedenartige Auffassung bestimmter internationaler Vorschriften handelt. In vorbildlicher Weise hat der große deutsche Jurist Bluntschli in seiner Heidelberger Rektoratsrede während des deutsch-französischen Krieges der Rechtsidee einen edlen Dienst dadurch ge-

leistet, daß er auch Fehler des deutschen Heeres nicht unerwähnt ließ. Er betont in seinen Memoiren („Aus meinem Leben", III S. 264), daß sich mancher darüber gewundert habe. Aber er war offenbar der Meinung des berühmten deutsch-amerikanischen Staatsmannes Karl Schurz, der den Satz „right or wrong my country" dahin auslegte, daß er sagte: „Man müsse das Vaterland im Recht erhalten, wenn es im Rechte sei; wenn es sich aber im Unrecht befinde, es zum Rechte führen."

So erwachsen der Völkerrechtswissenschaft durch den Krieg neue und besondere Aufgaben. Je schwieriger sich diese gestalten, umso begeisterter wird man sie erfüllen können.

Prof. Dr. Richard v. Schubert-Soldern: Pflichtbegriff und Eudaimonismus.

Gerne dien ich den Freunden, doch tue ich es leider aus Neigung
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Gerade jene Menschen, und ich möchte sagen, soweit sich Derartiges überhaupt behaupten läßt, auch jene Zeitalter, die am meisten nach dem Glücke jagen, erscheinen als die unzufriedensten. Darin liegt scheinbar eine Verurteilung des Eudaimonismus, der Ansicht, daß die Grundlage des menschlichen Handelns das Streben nach möglichster Glückseligkeit sei. Ich sage eine Verurteilung, nicht Widerlegung, denn das Streben nach Glückseligkeit könnte die Grundlage aller menschlichen Beweggründe bilden und trotzdem zum Unglück führen müssen. Es scheint das die Ansicht gerade eines Schülers des Begründers des Eudaimonismus zu sein, des Hegesias. Ich glaube jedoch, daß in jenen Beobachtungen über das Glück und das Streben nach Glückseligkeit nicht ihre Verurteilung liegt, sondern vielmehr eine falsche Auffassung über das Wesen des Glückes selbst. Wer stets danach strebt, die Umstände und Verhältnisse, in denen er lebt, seinem Glückseligkeitsideal anzupassen, sie mit diesem Glückseligkeitsideal zu vergleichen, muß unzufrieden und unglücklich werden, denn er kann es nie erreichen. Man muß sein Glück den Umständen anpassen, den Verhältnissen, in denen man lebt und leben muß, das Glück abzugewinnen suchen. Man muß das Glück dem tatsächlichen Leben und nicht das Leben einem vermeintlichen Glück anpassen wollen. Das letzte dürfte man nur dann tun, wenn man vollkommener Herr über seine eigenen Lebensverhältnisse wäre. Trotzdem darf man das Leben dem Glückseligkeitsideal anpassen, soweit dieses eben als verwirklichbar erscheint. Daß aber gerade in diesem Glauben an die Verwirklichbarkeit des Ideals die größten

Lebenstäuschungen liegen können, die namenloses Unglück hervorzubringen vermögen, wer wollte das leugnen? Doch der Fehler liegt nicht im Streben nach Glückseligkeit überhaupt, sondern in einem falschen Streben.

Wichtiger ist aber noch, daß der Eudaimonismus nicht gleichbedeutend ist mit dem Egoismus im gewöhnlichen Sinn. Nicht meine eigensten Freuden sind es allein, die mein Glück ausmachen, sondern auch die Freuden meiner Mitmenschen, die ich selbst fühle, indem ich sie erschließe. So wie die äußere Natur nicht nur aus meinen eigenen unmittelbaren Erlebnissen aufgebaut ist, sondern das gemeinsame Ergebnis der Erlebnisse vieler und aller ist, so ist auch mein Glück nicht nur mein unmittelbares Erlebnis eigener Freuden, sondern das Ergebnis eigener und erschlossener fremder Freuden. Man hat dieses Insichschließen des fremden Glücks im eigenen mit dem häßlichen Namen des „Altruismus" bezeichnet, anstatt ihm seinen wahren und so einfachen Namen zu geben: Liebe. Was ist die Liebe anderes als das Fühlen des eigenen Glücks im fremden und des fremden Glücks im eigenen? Diese Vereinigung des eigenen und fremden Glücks zu einem untrennbaren, ja fast ununterscheidbaren Ganzen ist die Liebe in allen ihren Gestalten, im sinnlichen, veredelten Geschlechtsgenuß, wie in der höchsten Selbstaufopferung. Eben diese Liebe muß nicht, aber kann sich im Leben des Einzelnen immer mehr steigern. Das Kind hat natürlichen Egoismus, es muß erst eigene Freuden kennen lernen, ehe es fremde erschließen kann, das Alter verliert immer mehr seine eigenen Freuden und ist darauf angewiesen, sich an die fremden anzuklammern und in diesen sein Glück zu suchen. Leer und einsam ist das Alter, das nur die eigenen Freuden kennt. Der Mensch ist als Glied einer Gemeinschaft geboren, und will er sein Glück den Verhältnissen anpassen, so muß er sein Glück auch im fremden Glück zu finden suchen.

Dennoch muß man sich fragen, genügt die Liebe im Leben, genügt sie in allen Verhältnissen des Lebens, eigenen wie fremden? Gewiß nicht! Man muß vieles tun, wo die Liebe nicht mitspricht, vielleicht mitsprechen könnte, aber tatsächlich schweigt. Hier spricht die Pflicht, das Sollen und Müssen, auch wo die Liebe fehlt, denn die Freude, die in der Liebe steckt, kennt keine Pflicht, niemand ist zur Freude verpflichtet und fühlt sich überhaupt zu dem verpflichtet, was er aus Freude von selbst tut. Wo aber keine Freude und kein Schmerz ist, da ist auch keine Liebe, auch sie kennt keine Pflicht im eigentlichen Sinn des Wortes.

Woher stammt nun der Pflichtbegriff, und weswegen bildet er eine notwendige Ergänzung der Liebe? Das möchte ich jetzt von meinem Standpunkt aus etwas näher erörtern.

Der Mensch ist kein selbständiges, selbstgenügsames Einzelwesen, nicht einmal in dem Sinn wie das Tier. Er ist das Ergebnis der Gemeinschaft, in der er lebt, die Gemeinschaft aber der Gegenwart ist wieder das jahrtausendelange Ergebnis aller Gemeinschaften der Vergangenheit, aus denen sie sich entwickelt hat oder noch genauer: das Ergebnis der Gemeinschaftsentwicklung ihrer ganzen

Vergangenheit. Zieht man alles ab, was der Mensch in diesem Sinn seiner Gemeinschaft verdankt, so bleibt nichts Menschliches an ihm mehr übrig; denn auch das, was man die menschliche Vernunft nennt, ist nur ein Ergebnis dieser Gemeinschaftsentwicklung. Hätte das Menschentier der Vergangenheit auch nur verhältnismäßig so gemeinschaftslos wie der Löwe immer weiter gelebt, so hätte es sich niemals zum Menschen entwickelt und wäre auch in seinen Anlagen immer Tier geblieben. Verstand, Gefühl und Wille des Menschen, seine ganze Vorstellungswelt und ein Teil seiner Wahrnehmungswelt sind das Erzeugnis der Gemeinschaft und Gemeinschaften in denen er lebt und aus denen er sich entwickelt hat. Dennoch ist der einzelne Mensch nicht die Gemeinschaft selbst, er geht nicht in ihr auf, er fühlt sich ihr gegenüber als Einzelpersönlichkeit. Die Gemeinschaft, das Volk, der Staat haben eben weder ein gemeinsames Gehirn, noch einen gemeinsamen Leib, keinen gemeinsamen Verstand, kein gemeinsames Gefühl, keinen gemeinsamen Willen. Die Gemeinschaft ist gänzlich angewiesen an die Erzeugnisse, die sie selbst hervorgebracht hat, die sich aber ihr gegenüber oft wie die Geister des Zauberlehrlings verhalten. Jede Art menschlicher Gemeinschaft kann das, was sie tut, nur durch ihre Einzelpersönlichkeiten tun, sie selbst hat weder Kopf noch Hände. Diese Einzelpersönlichkeiten aber, obgleich sie das reine Ergebnis ihrer Gemeinschaft sind, sind doch durch die Mannigfaltigkeit der Wechselwirkungen innerhalb der Gemeinschaft alle voneinander verschieden, keine gleicht ganz der andern. Soweit sie verschieden sind und verschiedene Ziele haben, streben sie auseinander, soweit sie ähnlich sind und dieselben gemeinschaftlichen Ziele haben, sind sie eben die Gemeinschaft in ihren verschiedenen Beziehungen selbst. So hat also die Wechselwirkung der Menschen untereinander (und diese Wechselwirkung ist Gemeinschaft im weitesten Sinn) das doppelte Ergebnis einerseits von gemeinsamen Bestrebungen und Zielen, und andererseits von auseinandergehenden Zielen der Einzelpersönlichkeiten. Die Gemeinschaft kann aber nicht bestehen, wo nicht eine stete Ausgleichung zwischen diesen beiden Bestrebungen stattfindet, und diese Ausgleichung kann nur in einer Unterordnung der Einzelbestrebungen unter die Gemeinschaftsbestrebungen bestehen, weil der Einzelne als Mensch ohne jede Gemeinschaft undenkbar ist. Die Gemeinschaft tritt also an den Einzelnen mit notwendigen Forderungen heran, denen er sich fügen muß, wenn er Mensch bleiben will, und er muß es wollen. Diese Ausgleichung kann aber nur in jedem einzelnen Menschen stattfinden, denn die Gemeinschaft als solche hat kein eigenes Leben, keinen von den Einzelnen abgesonderten Bestand, sie ist nur in äußeren Ergebnissen ihrer Wechselwirkung sichtbar, die Gemeinsamkeit der Ziele und Beweggründe lebt nur in den Einzelnen und besteht außer ihnen nirgendwo. So tritt im Innern des Menschen seine unvertilgbare Gemeinschaftsnatur mit einem kategorischen Imperativ seinen Einzelbestrebungen entgegen. Dadurch entsteht das Sollen, die Pflicht, die nichts anderes ist, als eine Forderung der Gemeinschaft dem Einzelnen gegenüber,

der er sich fügen muß, will er sich als Mensch nicht selbst vernichten. Diese Gemeinschaften, denen der Mensch angehört, sind von mannigfaltigem Umfang und von mannigfaltiger Art. Sie alle zu betrachten, würde das Ziel, das sich diese Arbeit gesetzt hat, weit überschreiten, nur der steigende Umfang dieser Gemeinschaften muß kurz erörtert werden. Der Umfang der menschlichen Gemeinschaften, wie man aus der Geschichte erschließen muß, war anfangs klein und entwickelte sich erst allmählich zu größeren und großen Gemeinschaften. Die Vermittlerin innigerer Gemeinschaften konnte aber immer nur die Sprache sein, denn nur sie allein kann eine tiefer gehende Gemeinsamkeit des Lebens, der Ziele und Beweggründe ermöglichen. Die Gemeinsamkeit der Abstammung, die wohl ursprünglich jeder Sprachentwicklung zugrunde lag, mußte ein tiefergehendes Zusammenleben und Zusammenwirken nur fördern. Später konnte eine in der Sprache aufbewahrte Kulturentwicklung auch auf Mischlinge und Fremdlinge übertragen werden, und so wenigstens abstammungsverwandte Völker zu einem Kulturvolk ohne Schädigung seiner Kultur vereinigen. Ob auf stark abstammungsfremde Völker eine hohe Kultur ohne Schaden übertragen werden kann, bleibt fraglich und möchte ich leugnen. Eine solche auf Gemeinsamkeit der Sprache beruhende Gemeinschaft ist aber eine Voraussetzung jeder Kultur und die Voraussetzung jedes Menschentums. Wie der einzelne Mensch nur so weit in Wechselwirkung mit andern treten kann, als er selbst besteht, und nur so weit zur Verwirklichung gemeinsamer Ziele beitragen kann, soweit er selbst geistige und leibliche Kraft und Macht hat, so kann auch eine kulturelle Gemeinschaft aller Völker sich nur auf Grund engerer, durch die Sprache vermittelter Kulturgemeinschaften entwickeln. Eine auf gleicher Sprache beruhende Kulturgemeinschaft der ganzen Menschheit mag ein fragliches Ideal der Zukunft sein, vorläufig ist die notwendige Unterlage jeder Kultur und des Menschentums selbst die Volksgemeinschaft gleicher Sprache. Sie ist der feste und notwendige Standpunkt, von dem aus der Einzelne allein Mensch sein und als Mensch wirken kann. Daß solche Volksgemeinschaft zur wirksamen Ausgestaltung ihrer Kultur nach innen und außen des Staates bedarf, darauf will ich hier nur hingewiesen haben, denn eine Gemeinsamkeit der Ziele und Beweggründe kann ohne staatliche Organisation weder wirksam sein, noch sich entwickeln.

So muß also der einzelne Mensch irgendeiner staatlichen Volksgemeinschaft einverleibt sein, um Mensch bleiben und sein zu können, und muß alle jene Pflichten erfüllen, die jene Volksgemeinschaft und insbesondere ihr Staat oder ihre Staaten ihm auflegen als zur Aufrechthaltung der Gemeinschaft nach innen und außen erforderlich. In der Erkenntnis der Notwendigkeit der Unterordnung des Einzelnen unter die Gemeinschaft, in der er lebt, und vor allem unter die allgemeinen Bedingungen jeder Gemeinschaft, darin besteht sein Pflichtbegriff und Pflichtgefühl. In unentwickelten Gemeinschaften erfolgt die Unterordnung bewußtlos, in entwickelteren tritt das Bewußtsein hinzu und führt zum Streit um

Pflichten, wo der Nachdenkende nur das tun will, was er klar als seine Pflicht erkennt. Im allgemeinen kommt dabei die Pflicht nicht in Frage, daß eine Unterordnung des Einzelnen unter die Gemeinschaft stattfinden muß, sieht schließlich jeder Mensch ein, aber wie weit diese Unterordnung gehen und welcher Art sie sein soll, darin gehen dann die Meinungen oft weit auseinander und können sogar den Zusammenhalt der ganzen Gemeinschaft in Frage stellen.

Diese Pflicht an sich ist keine Freude, sie geht nicht aus dem Bestreben nach Glückseligkeit hervor, sie ist vielmehr eine Schranke für die Glückseligkeit des Einzelnen, ein Opfer, das er der Gemeinschaft bringen muß, um Mensch zu sein und Mensch zu bleiben, um als Mensch glücklich sein zu können. Ist nun wirklich die Pflicht, die nüchterne, nackte Pflicht die höchste und einzige Sittlichkeit? Kann nicht an ihre Stelle die „Neigung", die Liebe treten? Die Pflichterfüllung kann zur Gewohnheit werden, man tut dann, was man soll aus Gewohnheit, und Gewohnheiten sind immer angenehm, so könnte man Pflicht und Neigung verknüpfen wollen. Die Pflicht wäre dann überwunden durch die Lust. Doch kann man einen Menschen, der seine Pflicht nur aus Gewohnheit tut, einen sittlichen Menschen nennen? Die Erfüllung der Pflicht muß aus der Gesinnung hervorgehen, Gewohnheit ist keine Gesinnung, im eigentlichen Sinn auch kein Charakter. Welche Gesinnung gewährleistet nun die Pflichterfüllung? Die vollendete Einsicht, könnte man sagen, daß Pflichterfüllung eine soziale, menschliche Notwendigkeit ist, ohne die sich jede Gemeinschaft auflösen müßte. Diese Einsicht schafft den nüchternen Pflichtmenschen, der keine Barmherzigkeit, keine Liebe kennt, nur die nüchterne Pflicht. Ist ein solcher Mensch das sittliche Ideal? Ist jede Freude, jede Liebe höchstens erlaubt, doch nie sittlich? Und wie dann, wenn ich die Pflicht tue, weil ich mich eins weiß mit der Gemeinschaft, weil ihr Wohl mein Wohl, ihr Schmerz mein Schmerz, und ihre Freude meine Freude ist, weil ich die Gemeinschaft, in der ich lebe, mehr liebe als mich selbst. Mit anderen Worten: wenn ich aus Liebe das tue, was die Pflicht fordert. Wenn ich aus Liebe zu meinen Mitmenschen und der sie mit mir verbindenden Gemeinschaft das tue, was ich tun soll, bin ich dann unsittlich? Süß ist es, für das Vaterland zu sterben; heißt das, ich soll in kalter Pflichterfüllung der Kugel entgegengehen, nicht weil ich mein Vaterland, mein Volk liebe, sondern weil es einfach meine Pflicht ist? Und wenn ich in begeisterter Liebe für mein Volk und für das Wohl meiner Mitmenschen sterbe, wenn ich in freudiger Liebe mein Wohl dem ihrigen opfere und an Pflicht und Pflichterfüllung gar nicht denke, bin ich dann unsittlich? Bin ich dann pflichtvergessen? Hier hat die Liebe die Pflicht überwunden, und die Handlung ist doch dadurch nicht unsittlich geworden, sie hat nach meiner Ansicht vielmehr die höchste denkbare Sittlichkeit erreicht. Nicht die Pflicht ist sittlich das Höchste, sondern die Liebe, aber die vollendete, einsichtige Liebe, die aus Liebe das tut, was die Pflicht befiehlt. Liebe ist aber ohne Freude und Schmerz, die andere und man selbst empfinden, nicht denkbar; ein Handeln,

das von jeder Freude und jedem Schmerz absieht, kann nicht aus Liebe erfolgen. Die höchste Sittlichkeit ist also meiner Überzeugung nach die Sittlichkeit der Liebe; die Pflicht ist nur ein Ersatz der Liebe, aber freilich einer, der immer notwendig sein wird, vor allem aus zwei Gründen: Zur Sittlichkeit der Liebe gehört nicht nur eine vollendete liebevolle Gesinnung, sondern auch eine vollendete Einsicht. Beides ist unter Menschen wenigstens unmöglich. Die Liebe zur Menschheit und zum Menschen beherrscht niemanden völlig und wird es nie tun, und die vollendete Einsicht in dem Zusammenhang jeder Handlung mit der Liebe zur Gemeinschaft und ihrem Wohle wird gleichfalls niemals in jedem Einzelnen und in allen unbedingt herrschen. Es wird viele Pflichten geben, die sich deswegen nicht unmittelbar in Liebe auflösen lassen, weil nicht nachzuweisen ist, daß nur ein solches bestimmtes Verhalten sich mit dem Wohle des Ganzen verträgt. Vielleicht wäre auch ein anderes Verhalten statthaft, aber e i n Verhalten muß Pflicht sein und allgemeine, der allgemeinen Ordnung wegen. Solche Pflichten können nur sehr mittelbar durch die Liebe überwunden werden, nur durch die Erwägung, daß überhaupt ein bestimmtes, allgemeines Verhalten zur Aufrechthaltung der Gemeinschaft notwendig ist. Je mittelbarer aber eine Tat mit der Menschenliebe zusammenhängt, desto seltener wird die Menschenliebe als ihr Beweggrund auftreten können, die Pflicht wird hier meistens an ihre Stelle treten oder ihr wenigstens vorhergehen müssen. Endlich ist es auch nicht möglich und zu umständlich, bei jeder Unterordnung unter gemeinsame Ziele der ihnen zugrundeliegenden Menschenliebe nachzugehen, die, wie gesagt, oft nur sehr mittelbar mit ihnen zusammenhängt. Deswegen ist der Pflichtbegriff notwendig zur sittlichen Gewohnheit, man muß gewohnheitsmäßig pflichtgemäß und sittlich handeln im Räderwerk menschlicher Gemeinschaft*). Doch auch hier besteht ein großer Unterschied, ob ich mich den allgemeinen Zwecken freiwillig und aus Liebe zu meiner Gemeinschaft unterordne, oder nur deswegen, weil ich dabei noch am besten fortkomme. Weil aber eben nicht überall diese Liebe vorausgesetzt werden kann, so muß die Pflicht und die sittliche Gewohnheit an ihre Stelle treten.

Nichtsdestoweniger bleibt das wenn auch unerreichbare Ideal die Überwindung der Pflicht durch die Liebe. Paulus' Worte: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle", werden eine unvergängliche sittliche Wahrheit bleiben. Sie sind das Ideal christlicher Sittlichkeit, das auch von dem anerkannt werden kann, der nicht auf dem Boden des Christentums steht. Daß es christliche Völker gibt, die nichts weniger als nach diesem Ideal handeln, stürzt es nicht um und macht es nicht weniger zum sittlichen Ziel für ein edles Volk geeignet. Doch sittlich kann nur handeln, wer besteht, die Selbsterhaltung ist eine Voraus-

*) Ich möchte ohne einen Beigeschmack des Tadels sagen: jeder muß sittlich gedrillt werden.

setzung der Sittlichkeit, wenigstens darf Selbstaufopferung nur für sittliche Zwecke stattfinden und nicht für die Selbstsucht anderer, sei es Einzelner oder ganzer Völker. Sehr oft verlangt aber der Selbstsüchtige, der andere soll aus sittlicher Liebe nachgeben und sich fügen, während er selbst gar nicht daran denkt.

Ich möchte jetzt nur noch in wenigen Worten mich mit der Sittenlehre Kants auseinandersetzen. Die Sittlichkeit der Menschenliebe, so gemütvoll Kant persönlich war, war seiner nüchternen und strengen Denkungsweise fremd. Andererseits war er erfüllt von dem Gedanken der Menschenwürde: Der Mensch darf nur als Selbstzweck, nie als Mittel für andere behandelt werden. Die Regel seines sittlichen Verhaltens darf ihm daher nie von andern gegeben werden, er muß sie in sich selbst finden. Kants Sittlichkeit in ihrer vollen Strenge ist antisozial und individualistisch, das sittliche Gesetz gibt sich der Mensch selbst, er hat es in sich als kategorischen Imperativ mit unbedingter Geltung. Doch dieser kategorische Imperativ ist rein formal, er fordert eine Handlungsweise nach einem allgemeinen und unbedingten Gesetz ohne irgendeine inhaltliche Begründung. Seine praktische Anwendbarkeit scheitert daher immer an seiner Inhaltlosigkeit. Will man seine Anwendung ermöglichen, so muß man ihm die allgemeinen Bedingungen der menschlichen Gemeinschaft unterlegen, was Kant, ohne es zu wollen, auch selbst getan hat. Kant fehlt eben das, was Hegel in so reichem Maß besessen hat, die historische Ader und mit ihr die Idee der Entwicklung: Kant kennt nur das starre, entwicklungslose Gesetz. Praktische Bedeutung kann Kants Sittenlehre daher nur gewinnen, wenn man sie gleichsam ins Historische übersetzt. Sein kategorischer Imperativ wird dann zur Notwendigkeit unbedingter Unterordnung des Einzelnen unter die Ziele der Gemeinschaft. Diese Unterordnung muß aber aus der eigenen Gesinnung hervorgehen (Autonomie) und nicht bloß eine äußerliche Unterordnung (Legalität) sein. Besteht aber, wie ich glaube, diese ureigenste Gesinnung aus der Liebe zur Gemeinschaft und zur ganzen Menschheit, dann wird zum idealen, freilich nie ganz erreichbaren Endziel der Sittlichkeit die Überwindung der Pflicht durch die Liebe.

Diese kurze Auseinandersetzung mit Kants Sittenlehre hat gewiß keine Schmälerung der Bedeutung und Größe Kants zur Absicht. Nur bin ich der Ansicht, daß sich mit der Bedeutung Kants ganz gut eine Weiterentwicklung sowohl wie Umbildung seiner Lehren verträgt. Kants unsterbliches Verdienst ist es, daß er die Welt als einen Aufbau des menschlichen Geistes erkannt hat, und sooft man von diesem Weg abirrt, wird man immer wieder zu Kant zurückkehren müssen. Mehr oder weniger wird aber jeder von seiner Ansicht abweichen, wie sich dieser Aufbau vollzieht. Meine Meinung ist, daß Kant bei diesem Aufbau der menschlichen Innen- und Außenwelt die menschliche Gemeinschaft, die den Menschen erst zum Menschen macht, zu sehr, fast gänzlich vernachlässigt hat.

Paul Günther:

Wiederfinden im All.

So sah ich dich zuletzt: Der Jugend Rot
War von den starren Zügen ganz gewichen,
Die vollen Lippen, die sonst Rosen glichen,
Sie waren welk, wie selber nur der Tod.

Und wie ich stand in meiner Herzensnot,
Kam heimlich Grausen schmerzvoll hergeschlichen,
Indes die Stunden lang und bang verstrichen,
Bis müde Ruhe dumpfen Trost mir bot.

Da plötzlich, — Wolken schienen mich zu heben,
Durch meine Adern pulste junges Leben,
Wie wenn ich jäh nach langem Schlaf erwacht,
Vom blauen Himmel hingen Sterne nieder,
Und durch die Sphären klangen dunkle Lieder,
Wie du und ich sie kosend einst erdacht. —

Ein Engel hatte sich von Gott verirrt
Und flog ihn suchend durch der Sterne Scharen,
Bis daß er müde, alt und angstverwirrt
Zur Erde kam nach vielen tausend Jahren.

Er war im wilden Sturm ein dunkles Lied,
Ein milder Glanz am sternenleeren Himmel,
Ein weiches Wehen, duftend, lustdurchglüht,
Ein heller Klang im brausenden Gewimmel.

Jetzt ist er tot. Es gibt zwei Menschen bloß
Auf Erden, die von ihm noch Kunde haben:
Der, der sich schauernd ihm zuerst erschloß,
Und der in seinem Herzen ihn begraben.

Bin ich in der Nacht erwacht.

Bin ich in der Nacht erwacht,
Hält's mich nicht im Bett vor Weinen,
Hin zum Fenster schleich' ich sacht,
Wo die goldnen Sterne scheinen.

Und ich fühl's, daß ich nicht bin
Wie die andern, die da schlafen,
Irrend mein verstörter Sinn
Findet nie den stillen Hafen.

Wo der Mond die Nacht erhellt,
Laß ich weit die Blicke schweifen, —
Und was mich so endlos quält,
Kann ich selber nie begreifen. —

Dr. Käte Friedemann:
Der Staat in der romantischen Weltanschauung.

Wenn wir es unternehmen, heute, in dem Moment, in dem die Staaten Europas leidenschaftlich um ihre Existenz ringen, von den Staatsideen der Romantik zu sprechen, so sind wir uns bewußt, damit eigentlich etwas Unzeitgemäßes zu begehen. Wie viele mag es geben, deren Interesse am Staate zurzeit weiter reicht als bis zu der Frage, welcher der Staaten Europas morgen einen kriegerischen Erfolg zu melden hat, und welcher von ihnen nach Beendigung des Weltkrieges die Landkarte beherrschen wird! —

„Staat und Romantik?" — Kann es denn wirklich von Belang sein, was diese weltfernen Träumer am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts vom Staate dachten? —

Und dennoch — das Unzeitgemäße ist nicht immer auch das Unwirkliche. In diesem Augenblick der atemlosen Spannung, in dem Augenblick, da das Heute bereits das Gestern verschlingt, sei es gesagt, daß die zeitlosen Wahrheiten die ewigen sind. Was jene Träumer von vor hundert Jahren verkündeten, das verkündeten nicht einzelne Menschen, sondern durch sie verkündete es jener Geist, der so alt ist wie die Menschheit, und der nur um jene Zeit, von der wir sprechen, am meisten sich seiner selbst bewußt wurde — der Geist der Romantik.

Man hat sich heute vielfach bemüht, innerhalb der romantischen Gruppen wesenhafte Unterschiede festzulegen, so daß zwischen jener Richtung, die wir als Frühromantik bezeichnen, und den späteren Vertretern des romantischen Geistes kaum noch etwas Verwandtes zu bestehen scheint. Demgegenüber behaupten wir, daß dieser Unterschied lediglich an der Oberfläche haftet, und daß die wechselnden Ideen der Romantiker nur ebensoviele Einzelinhalte bedeuten, die sich in die stets gleiche Form des romantischen Geistes ergießen. —

Was aber ist diese Form? Keineswegs, wie so oft behauptet wurde, diejenige des Individualismus, sondern die des „Realismus", allerdings nicht im landläufigen Sinne, sondern im Sinne der Scholastik. Es ist jene Geistesart, für die das Ganze früher war, als seine Teile, und für die es mehr bedeutet, als nur eine Summe ihrer.

Selbst die Frühromantiker waren keine Individualisten nach dem Herzen der Aufklärung. Das Individuum ist ihnen niemals Ausgangspunkt und Endziel, sondern stets nur Mittler der einen, unwandelbaren Realität, die hinter allem Geschehen ruht, und die sie abwechselnd Gott oder Universum nennen. Daher häufig die Feindschaft der Frühromantiker gegen Institutionen, die das freie Individuum in seinem Mittlertume hemmen möchten, daher ihr vielfach geringes Verständnis für staatliche Bindung und Zusammengehörigkeit. —

Aber schon bei den Häuptern der „Romantischen Schule" finden sich Äußerungen, die auf ein tieferes Erfassen auch dieser überindividuellen Wesenheiten deuten. Später gehen sie dann zum Teil Hand in Hand mit den Schöpfern der eigentlich romantischen Staatstheorie, einem Karl Ludwig v. Haller und einem Adam Müller. Und sie können das getrost, ohne ihrem eigensten Wesen untreu zu werden. Sehen sie doch im Staate nicht jenes maschinenartige Gespenst der Aufklärung, das das lebendige Leben im Keime erdrückt. Die überindividuellen Institutionen von Staat und Kirche vertreten nun die Stelle, die das Individuum im Anfange vertreten — sie sind ihnen Mittler zwischen dem Absoluten und dem Endlichen.

Es ist das Wesentliche an der Staatsauffassung aller Romantiker, daß der Staat ihnen nicht als etwas Mathematisch-mechanisches, nicht als eine „Gesetzesmaschine" erscheint, sondern als ein organisches Lebewesen, ja als eine Person.

Dieses organisch lebendige Gebilde aber ist ihnen nichts Geringeres als die Offenbarung einer Idee (Solger); es ist, wie alles Lebendige, durchaus symbolisch (Fr. Schlegel), und muß seinem Wesen nach auf das Weltall bezogen, und deshalb auch, wie Religion, Liebe und Natur, mystisch behandelt werden. Der Staat ist demnach nicht die Schranke, die sich dem genialen Menschen hemmend entgegenstellt, sondern er selbst ist poetisch und genialisch (Novalis). Sowohl Fr. Schlegel wie Novalis fassen den Staat als eine Ehe zwischen der gebildeten und der ungebildeten Masse auf.

Zweck des Staates ist daher auch nicht, wie in der Aufklärung, die Sicherung des Lebens und Eigentums der einzelnen Bürger, sondern in durchaus platonischem Sinne die Verwirklichung hoher sittlicher Ziele, in deren Dienst sich die einzelnen Menschen zu stellen haben. Der Staat verwirklicht nach Solger das Reich des vernünftigen Willens auf Erden.

Deshalb wird ihm nun aber auch die allerweiteste Wirkungssphäre zuerkannt. So ist der Staat für Adam Müller „der Inbegriff des physischen und geistigen Lebens einer Menschenmasse". Er umfaßt die gesamte Wissenschaft, die ohne ihn verdorrt, die nur für ihn da ist, und die der Staat infolgedessen zu bändigen berufen ist. Im gleichen Sinne betont Solger, daß der Staat nicht eine „leere Form" sei, „in welche die bestehenden Verhältnisse der Menschen als etwas Fremdes und seiner Natur nach Widerstrebendes hineingezwängt werden sollen". Gerade das, was dem Menschen eigentlich am Herzen liege, sei für den Staat da. — Ja selbst bei Novalis finden sich schon Äußerungen, wie die: „Der vollkommene Bürger lebt ganz im Staate; er hat kein Eigentum außer dem Staate." —

Ist nun aber das Ganze durchaus Wesen und das Einzelne Erscheinung, so ist es dennoch von Bedeutung, daß das Ganze eben im E i n z e l n e n erscheint; und damit wird dem Einzelnen seine hohe, unersetzliche Bedeutung gesichert. „Je geistvoller und lebendiger die Glieder sind," heißt es bei Novalis, „desto lebendiger, persönlicher ist der Staat. Aus jedem echten Staatsbürger leuchtet der Genius des Staats hervor, so wie in einer religiösen Gemeinschaft ein persönlicher Gott gleichsam in tausend Gestalten sich offenbart. Der Staat und Gott, sowie jedes geistige Wesen erscheint nicht einzeln, sondern in tausend mannigfaltigen Gestalten; nur pantheistisch erscheint Gott g a n z, und nur im Pantheismus ist Gott g a n z, überall, in jedem einzelnen."

Ein solches Gemeinwesen aber, das berufen ist, Repräsentant der höchsten Idee zu sein, kann weder durch den absolutistischen Willen eines Tyrannen, noch durch den Gesellschaftsvertrag entstanden sein. Es beruht seinem Wesen nach zeitlos auf göttlicher Grundlage (Fr. Schlegel), und da ja die Obrigkeit nach christlicher Auffassung von Gott stammt, so entsteht auch der Staat zeitlich nicht von unten herauf, sondern von oben herab, und dennoch durchaus rechtmäßig (Haller).

In ihm möchte nun Adam Müller schlechthin nichts dem Zufall überlassen, sondern alle menschlichen Verhältnisse (und außerhalb des Staates existieren keine solchen für ihn) vom menschlichen Willen durchdringen lassen. Auf diese Weise kommt er zu der äußerst originellen Ansicht, daß auch Feindseligkeiten nichts sein dürften, was sich von außen und zufällig zu melden hätte, sondern daß sie bewußt in das Wesen des Staates selbst hinein zu konstruieren seien, und zwar durch die Ständeverfassung. Denn die Ständeverfassung sei die in den Staat hineingeimpfte Ungleichheit, die nun zur gesetzmäßigen Verschiedenheit der Stände werde. So wird für ihn die Feindseligkeit zur legalen Opposition. Auch für Fr. Schlegel bedeuten die Korporationen und Stände nichts Geringeres, als die Lebensorgane des Staates. In ihnen lebt der Staat und die Nation historisch fort, entwickelt sich und hält sich lebendig. Nur in diesem Sinne bilde eine Nation ein lebendiges Ganzes und großes Individuum. Sie sind die Repräsentanten des Volkes, in denen sich der Geist und die Gesinnung einer Nation für eine bestimmte Epoche am entschiedensten ausspreche.

Für Menschen, denen der Staat einen lebendigen Organismus bedeutet, ist nun selbstverständlich die Monarchie die entsprechende Staatsform; denn in welchem Organismus gäbe es kein zentrales Prinzip, das sich alle Teile unterwirft und auf sich bezieht, und das wir mit dem Worte „Geist" zu bezeichnen pflegen! In diesem Sinne sucht Haller die Souveränität als die natürliche Tatsache, daß der Mächtigste herrsche, zu erklären. Und der König existiert für ihn ebenso vor dem Volke, wie der Vater vor der Familie. Der Monarch ist — da ja überhaupt dem Staate symbolische Bedeutung zugesprochen wird — Stellvertreter der höheren göttlichen Macht. In ihm sind alle Elemente und Kräfte des Staates zur Oberherrschaft verbunden, und er vermag deshalb auch am besten dem ewigen Kriege aller gegen alle zu steuern und einen dauernden Frieden zu begründen (Fr. Schlegel). Novalis endlich wendet die Lehre vom Mittlertum auf die Monarchie an. Der Monarch ist ihm Staatsrepräsentant, Staatsmittler.

Diese, den Romantikern so vertraute Mittleridee verbietet ihnen aber auch, den Monarchen als einziges Staatsprinzip anzuerkennen. Wie sie auf religiösem Gebiete einerseits zur pantheistischen, andererseits zur katholisch-hierarchischen Auffassung neigen, d. h. dahin streben, das Unendliche in einer Stufenfolge des Endlichen zu verehren, so macht auch auf staatlichem Gebiet der Mittlergedanke nicht beim Monarchen halt, sondern setzt sich in einem hierarchisch abgestuften aristokratischen Systeme fort. Deshalb erklärt Adam Müller die Angehörigen des Adels nicht für Privatpersonen, sondern für Stellvertreter und geborene Beamten der bürgerlichen Gesellschaft, und auch für Haller ist der Adel keine menschliche, durch Gesetze willkürlich gestiftete Institution, sondern ein Naturprodukt. „Er beruht auf der Überlegenheit in allen guten Dingen und ist nichts anderes als diese Überlegenheit selbst."

Aber neben den Verteidigern einer bestimmten Staatsform — der monarchisch-aristokratischen —, die am besten dazu geeignet sein soll, den Staatsorganismus zu repräsentieren, erheben sich auch einige Stimmen, die gerade dieser Organismusgedanke zu der Auffassung bringt, daß eine bestimmte Regierungsform überhaupt nicht die allein seligmachende für alle Zeiten sein könne. Bei Novalis heißt es darüber nur kurz: „Notwendigkeit aller Staatsformen. Möglichkeit der Ausbildung jedes politischen Individui." Görres dagegen begründet seine Ansicht folgendermaßen: „Wie unser Körper unseren wachsenden Geisteskräften, allmählich still und ohne plötzliche, abgerissene Stöße, sich nachbildet, so soll immer dem wachsenden Menschen die wachsende Staatsform sich anschmiegen."

Das Endziel aller Einzelstaatenbildung aber ist — echt romantisch — ein großer Bund unter allen Staaten der Erde. Trotz feinster Ausbildung der nationalen Sonderart einzelner Staatswesen erhofft Adam Müller doch „eine rechtliche Gemeinschaft wahrer Staaten, ein Zusammenwirken der ganzen Menschheit auf dem Grunde ihrer individuellen Verschiedenheit." — Vielleicht ist an dieser Stelle die Brücke zu schlagen zwischen dem begeisterten Verfechter staatlicher Machtvollkommenheit und dem hingebenden Sohne der Kirche, die die Staaten der Erde umfassen soll. Wenigstens deutet darauf eine Stelle, in der er es ausspricht, daß „das Höhere, den ewigen Staat, die vollständige Menschheit" Sokrates nur geahnt, Christus aber erst erkannt habe. Und wiederum ist es der Mittlergedanke des Romantikers, der im eigenen Lande nicht etwas zu sehen vermag, das um seiner selbst willen da ist, sondern das eine hohe, stellvertretende Mission zu erfüllen hat. — Es mutet uns, die wir heute inmitten eines mörderischen Völkerringens stehen, eines Ringens, in dem jede Nation nur an die Sicherung ihrer eigenen Existenz denkt und denken kann, seltsam und doch wie ein Hauch aus einer besseren, froheren Zukunft an, wenn wir die Worte Adam Müllers lesen:

„Es gibt also keinen Ausweg für uns, als beides, nicht nur das Daseyn besonderer Staaten, sondern zugleich auch das Daseyn eines ewigen Bundes unter denselben, als nothwendig zu setzen; demnach das Vaterland für den Dolmetscher, d. h. den Vermittler unserer individuellen Natur mit der ewigen Natur der Menschheit, die sich im Staatenbunde ausdrücken soll, anzunehmen."

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg: Die amerikanische Politik und die Vorgänge im fernen Osten.

Während in Europa der Weltkrieg tobt und alle Großmächte vollauf in Anspruch genommen sind, scheint sich auch im fernen Osten eine Umgestaltung der Landkarte vorzubereiten, eine Umgestaltung, die nur unter den gegenwärtigen günstigen Verhältnissen möglich sein dürfte; denn alle an der Erhaltung der Integrität Chinas interessierten Mächte mit einer einzigen Ausnahme sind zurzeit so gut wie außerstande, wirkungsvoll den anmaßenden Forderungen entgegenzutreten, die die Regierung des Mikados an die chinesische Republik gerichtet hat, und deren Annahme zweifellos der erste Schritt zum Zerfalle des asiatischen Riesenreiches und zur Gründung einer japanischen Vorherrschaft auf dem ostasiatischen Kontinente sein wird.

Wie von vornherein vorauszusehen war, begnügte sich Japan nicht mit der Einnahme des deutschen Pachtgebietes Kiautschou; die Gründe, die es zur Teilnahme am Weltkriege bestimmt haben, waren ganz andere als die, seinen Bundespflichten England gegenüber nachzukommen oder gar Deutschland zu vernichten. Die Mehrheit des japanischen Volkes und das Heer waren vielmehr gegen einen Krieg mit Deutschland, was jetzt mehr und mehr in der japanischen Presse zum Ausdruck gelangt. Die Einmischung Japans und sein Raubzug gegen unsere asiatische Kolonie hatte lediglich den Zweck, die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, um dem Ziele seiner seit Jahren verfolgten Festlandspolitik einen Schritt näherzukommen.

Wie bereits gesagt, sind alle europäischen Mächte, die wesentliche Interessen in Ostasien besitzen und eine Japanisierung des fernen Ostens nicht ohne weiteres ruhig hinnehmen würden, noch könnten, augenblicklich nicht in der Lage, sich um das Wohl und Wehe des „Reiches der Mitte“ zu kümmern. Nur die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Interessen im fernen Osten von Jahr zu Jahr wachsen, könnten dem allzu starken Umsichgreifen des japanischen Imperialismus Einhalt gebieten und verhindern, daß die wirtschaftlichen und politischen Interessen der Länder weißer Rasse vernichtet werden. Ja, vielleicht mehr als irgendeiner anderen Macht müßte den Vereinigten Staaten daran gelegen sein, einem starken Anwachsen der japanischen Weltmacht möglichst schnell einen Riegel vorzuschieben, bevor es zu spät ist; denn man darf sich in Washington nicht darauf verlassen, daß durch die Beschäftigung Japans auf dem asiatischen Festlande seine, auf die Vormacht im Stillen Ozean gerichtete Politik, sowie seine Auswanderungspolitik, irgendeine Änderung erfahren wird. Möglich, daß für

einige wenige Jahre eine Stagnation auf diesen Gebieten der auswärtigen Politik Japans eintritt. Von langer Dauer wird diese jedoch kaum sein, und ein größeres und mächtigeres Japan wird, auf stärkere Machtmittel pochend, die Forderungen von neuem stellen, die man jetzt noch ablehnen kann.

Wir wollen im folgenden kurz die Stellung betrachten, die die Vereinigten Staaten China gegenüber eingenommen haben, seine Politik kurz zu skizzieren versuchen, um zu zeigen, wie die Union bisher stets zwei Grundsätze in ihrer ostasiatischen Politik vertreten hat: die Integrität Chinas und die sogenannte „Offene Tür" in diesem Lande, eine Politik, die der jetzige amerikanische Gesandte in Peking, Professor Reinsch, mit den Worten gekennzeichnet hat: „ein geeinigtes China, sich stark entwickelnd, Herr in seinem eigenen Lande, welches es dem Handel aller Nationen der Welt in gleichem Maße offen hält*)".

* * *

Die Anfänge der ostasiatischen Politik der Vereinigten Staaten reichen zurück bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Ein Ereignis von besonderer Bedeutung war die Abtretung von Kalifornien durch Mexiko im Frieden von Guadeloupe-Hidalgo im Jahre 1848; denn von diesem Jahre ab kann man eine wahre Pazific-Politik der Vereinigten Staaten in größerem Maßstabe verfolgen.

Bereits im Jahre 1844 war zwischen der Union und China ein Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen worden, der durch die Einfügung der sogenannten Meistbegünstigungsklausel den Amerikanern die Vorteile gab, die England und Frankreich zwei Jahre zuvor durch den Opiumkrieg errungen hatten. Seit diesem Vertrage nahm der amerikanisch-chinesische Handel einen raschen Aufschwung, und zahlreiche amerikanische Handelshäuser wurden in den Vertragshäfen im „Reiche der Mitte" gegründet. Allerdings war der Handel zwischen den beiden Ländern zeitweise nicht unbedeutenden Schwankungen unterworfen, die durch die politischen Zustände in den beiden Staaten herbeigeführt wurden; im ganzen betrachtet aber zeigte die Skala des Warenaustausches zwischen Amerika und China eine aufsteigende Tendenz. Dann brachte plötzlich das Jahr 1906 einen sehr starken Rückgang des aufblühenden Handels, als die Chinesen den Boykott gegen alle amerikanischen Waren erklärten, als Antwort auf die Ausschließung der gelben Arbeiter von der Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Seitdem ist die Handelsbilanz noch nicht wieder auf die frühere Höhe gekommen, doch war bei ruhiger Weiterentwicklung des chinesischen Handels ein rasches Steigen der Warenaustauschziffer mit Bestimmtheit zu erwarten; denn

*) Vgl. Reinsch: „Die Vereinigten Staaten und der ferne Osten" (in der „Zeitschrift für Politik", 1913) S. 200.

bereits im Jahre 1913 betrug der Handel wieder ca. 37 Millionen Dollars, und zwar ist in den letzten Jahren eine steigende Einfuhr nach den Vereinigten Staaten zu beobachten, die im Jahre 1913 die Ausfuhr nach China um etwa eine Million Taels überstieg. Das jetzige Vorgehen Japans gegen China wird natürlich von außerordentlich starkem Einfluß auf den amerikanischen Handel sein; schon aus diesem Grunde haben die Vereinigten Staaten das größte Interesse an der weiteren Entwicklung der von Japan ins Rollen gebrachten ostasiatischen Frage; denn trotz aller Beteuerungen und schönen Worte der japanischen Minister wird eine allmähliche Monopolisierung des chinesischen Marktes durch die fleißigen und geschickten Japaner eintreten, wenn es Japan gelingt, seine Forderungen bei dem schwachen China durchzusetzen.

Aus der immer wachsenden Bedeutung der Chinesen als Kunden und Lieferanten des amerikanischen Marktes ergab sich für die Vereinigten Staaten die Verpflichtung, ein wachsames Auge auf die Entwicklung der Dinge im fernen Osten zu haben. Die Amerikaner mußten sich besonders darüber klar werden, daß eine etwaige Zerstückelung des chinesischen Riesenreiches nicht ohne Einfluß bleiben konnte auf die amerikanisch-chinesischen Handelsbeziehungen, ja möglicherweise deren völlige Vernichtung zur Folge haben mußte.

Um dies zu verhindern, haben die Vereinigten Staaten bisher stets die beiden oben genannten Grundsätze: der Aufrechterhaltung der Integrität Chinas und der „Offenen Tür" in ihrer ostasiatischen Politik durchgeführt. Sie haben davon abgesehen, wie die anderen in China interessierten Mächte, irgendeinen chinesischen Hafen zu „pachten", und haben sich damit begnügt, ihre „Interessen" in Ostasien durch regen Handelsverkehr zu mehren und zu stärken. In der Erkenntnis, daß die „Offene Tür", d. h. die Gleichberechtigung aller Interessenten auf dem chinesischen Markte, nur dann wirklich bestehen könne, wenn die territoriale Integrität der Republik gewahrt bleibe, und daß die „Offene Tür" zur leeren Phrase herabsinkt, wenn irgendeine Macht die politische Oberaufsicht ausübt, aus dieser Erkenntnis heraus erklärt es sich, daß die Vereinigten Staaten stets bemüht gewesen sind, jegliche Verletzung des territorialen Besitzstandes Chinas zu verhindern. Dies ist bisher — wenn man von den kleinen Absplitterungen im Norden absieht — auch gelungen.

Dies geht klar und deutlich aus der Geschichte der amerikanischen Politik in den letzten beiden Jahrzehnten hervor, aus der wir hier nur einige wichtige Beispiele erwähnen wollen, die natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen können, noch sollen. Wir wollen uns auf die letzten sechzehn Jahre beschränken, also auf die Zeit seit 1898, die infolge des erwachenden japanischen Imperialismus als eine neue Phase in der ostasiatischen Politik aller Staaten bezeichnet werden kann.

Bereits im Jahre 1899, d. h. kurz nach dem Erwerbe der Philippinen, womit

die Union in den asiatischen Gewässern Fuß gefaßt hatte, erkannte man in den Vereinigten Staaten, daß eine Einigung mit den übrigen Mächten über die chinesische Frage nötig sei. Auf Veranlassung der Regierung in Washington schlossen die in China interessierten Mächte 1899 eine internationale Vereinbarung, das sog. Hay-Agreement, das die Aufrechterhaltung der Integrität des chinesischen Gebietes und die Durchführung des Grundsatzes der „Offenen Tür" bezweckte. Als im folgenden Jahre der Boxeraufstand ausbrach, beteiligte sich die amerikanische Regierung zwar mit einem Truppendetachement an dem Zuge nach Peking, erklärte jedoch gleichzeitig in der Note vom 3. Juli 1900, die beteiligten Mächte möchten darauf hinarbeiten, für die chinesischen Wirren eine Lösung zu finden, „die die territoriale und administrative Einheit Chinas beachtet", und die „den Grundsatz eines gleichen und unparteiischen Handels mit allen Teilen des chinesischen Reiches schützt". Aus diesem Grunde traten die Vereinigten Staaten im Jahre 1901 auch dafür ein, daß dem Reiche der Mitte keine allzu hohe Kriegsentschädigung auferlegt wurde, da man mit Recht in Washington fürchtete, eine hohe Kriegsentschädigung werde die finanzielle Abhängigkeit Chinas zur Folge haben, was bei der militärischen Schwäche des Millionenreiches leicht für seine territoriale Integrität verhängnisvoll werden konnte.

Als kurz darauf Verhandlungen zwischen China und Rußland bezüglich eines eventuellen Kaufs der Mandschurei durch letztere Macht eingeleitet wurden, richtete die Union an beide Staaten am 1. Februar 1902 eine Protestnote, in der sie erklärte, daß „jegliche Vereinbarung, durch die China einer Korporation oder Gesellschaft das ausschließliche Recht oder ein Privileg zur Ausbeutung von Minen, zum Bau von Eisenbahnen oder zu irgendeiner sonstigen industriellen Unternehmung in der Mandschurei verleiht, von der Regierung der Vereinigten Staaten höchst ungern gesehen werden würde". Die Note führte weiter aus, daß andere Mächte durch Rußlands Vorgehen sich veranlaßt sehen könnten, gleiche Schritte zu unternehmen, was den vollständigen Zusammenbruch „der Politik einer absolut gleichen Behandlung aller Nationen bezüglich des Handels und der Schiffahrt" zur Folge haben würde.

Während des russisch-japanischen Krieges bemühte sich die Regierung von Washington im Interesse Chinas, daß der Kriegsschauplatz, der bekanntlich auf chinesischem Boden lag, nach Möglichkeit begrenzt wurde. Als dann Japan nach diesem Kriege auf dem ostasiatischen Festlande festen Fuß faßte und Korea, zu dessen Schutze es zu den Waffen gegriffen hatte, unter seine Verwaltung nahm (1907), schien man in Washington doch etwas unruhig zu werden über das Vorgehen des kleinen gelben Mannes. Am 30. November 1908 wurde vom Staatssekretär Elihu Root und dem japanischen Botschafter Takahira ein Abkommen unterzeichnet, in dem die beiden Regierungen erklärten, sie würden „die gemeinsamen Interessen aller Mächte in China wahren, indem sie mit allen friedlichen Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit von

China, sowie das Prinzip der wirtschaftlichen Gleichberechtigung aller Nationen in diesem Reiche zu erhalten suchen". Es sind dies übrigens die gleichen Verpflichtungen, die Japan bereits sechs Jahre zuvor in seinem Bündnisvertrage mit England vom 30. Januar 1902 übernommen hatte.

Im Sinne dieser Vertragsbestimmungen glaubten die Amerikaner zu handeln, als sie in den folgenden Jahren bei der Frage der mandschurischen Eisenbahnen eine Neutralisierung derselben vorschlugen, wodurch die zwischen China, Rußland und Japan bestehenden Reibungsflächen bedeutend vermindert worden wären. Allerdings waren alle diese amerikanischen Versuche hinsichtlich der mandschurischen Bahnen am Ende ergebnislos; ja man kann sogar sagen, von negativem Erfolge begleitet, da sie nur bewirkten, daß sich die bisherigen Rivalen im fernen Osten, Rußland und Japan, 1910 zusammenschlossen. Dennoch läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß auch bei dieser Gelegenheit die Vereinigten Staaten zu Gunsten Chinas eingetreten sind, mögen auch egoistische Interessen seitens Amerika — wie ja stets in der Politik — nicht ganz gefehlt haben. —

Wir haben bereits kurz auf den Gegner hingewiesen, der den Vereinigten Staaten in erster Linie bei ihren Bemühungen um die Erhaltung des territorialen Besitzstandes Chinas entgegenzutreten drohte: Japan. Nach der Einverleibung Koreas im Jahre 1910 wurde es immer klarer, welchen Weg der seit Anfang des Jahrhunderts immer stärker werdende japanische Imperialismus auf dem Festlande verfolgte. Systematisch haben die Japaner in den letzten Jahren an der Ausarbeitung ihrer Festlandsstellung gearbeitet, indem sie zielbewußt jeglicher Erstarkung des neuen Chinas Steine in den Weg warfen und die erst kürzlich begonnene Reformarbeit durch Unterstützung, wenn nicht gar Anzettelung von Unruhen und Aufständen zu stören suchten, da sie wußten, daß ein starkes, einiges China ihre Festlandsträume für immer vernichten würde.

Deshalb haben die Japaner die günstige Gelegenheit benutzt, wo sich die Großmächte Europas in den Haaren lagen, um sich zunächst — unter dem Vorwande ihren Bundespflichten England gegenüber nachzukommen — in den Besitz des deutschen Pachtgebietes in China zu setzen. An die „eventuelle" Rückgabe Kiautschaus an China, von der der japanische Ministerpräsident Okuma am 24. August 1914 sprach, glaubt wohl heute niemand mehr. Die Forderungen, die die japanische Regierung am 18. Januar 1915 in Peking überreicht hat, beweisen leider zu deutlich, welche Zwecke Japan mit der Eroberung Tsingtaus verfolgte.

Diese einundzwanzig Forderungen der japanischen Regierung sind von einschneidender Bedeutung und sehr wohl geeignet, eine ganz neue Ära in Ostasien einzuleiten. Sie lassen sich in fünf Gruppen einteilen, die wir hier nur in aller Kürze wiedergeben wollen, um die für China und die dort interessierten Mächte

drohende Gefahr zu zeigen*). Zunächst finden wir vier Forderungen bezüglich des Eintritts Japans an die Stelle Deutschlands in der Provinz Schantung; dann folgen als zweite Gruppe sieben Forderungen, die sich auf die Südmandschurei und die Ostmongolei beziehen und neben der Kontrolle über die dortigen Eisenbahnen insbesondere das Recht des Landerwerbs und das Wohnrecht für Japaner in jenen Gegenden enthalten, sowie die Verpflichtung Chinas, vor Erteilung von Eisenbahnkonzessionen und Anleihen die Zustimmung Japans einzuholen und als Instrukteure und Berater in erster Linie Japaner heranzuziehen. Als dritte Gruppe schließen sich die Forderungen an, durch die den Japanern ein maßgebender Einfluß auf die Hangjang-Gesellschaft, eine der bedeutendsten Minengesellschaften gesichert werden soll. Die nächste Gruppe enthält die Verpflichtung Chinas, keine Häfen oder Inseln an der Küste an eine dritte Macht abzutreten, und die letzte Gruppe umfaßt schließlich wiederum sieben Forderungen, deren wichtigsten sind: die Verpflichtung, den größeren Teil seines Munitionsbedarfs in Japan zu kaufen, das Recht Japans zu Eisenbahnbau, Hafenanlagen und Minenbetrieb in der Provinz Fukien, die Verwaltung, bezw. Mitverwaltung der Polizei in bestimmten Plätzen durch Japan, sowie das Recht auf Bau bestimmter Eisenbahnen, insbesondere einer Bahn zwischen Nantschau und Tschaotschaufu und Hangtschau, durch die das wichtige Jangtsetal unter japanischen Einfluß kommen würde, auf das England seit Jahren einen besonderen Anspruch zu haben glaubte.

Schon diese kurze Aufzählung dürfte genügen, um zu zeigen, worauf Japan hinaus will. Es ist nichts Geringeres, als eine Art Oberaufsicht über China und seine reichen Bodenschätze, was der erste Schritt zur Zertrümmerung des asiatischen Riesenreiches, die Festsetzung Japans an den Küsten des chinesischen Meeres, kurz die „Koreanisierung" Ostasiens durch das Land der aufgehenden Sonne bedeuten würde.

Allmählich sah man jedoch auch in Tokio ein, daß diese Forderungen ein wenig zu hoch geschraubt seien. Man richtete deshalb in den ersten Tagen des Mai eine neue Note nach Peking, die gegenüber derjenigen vom 18. Januar 1915 nicht mehr die Verpflichtung Chinas enthielt, mindestens die Hälfte seines Kriegsmaterials von Japan zu beziehen, und in der — wahrscheinlich auf einen zarten Wink von London hin — die Forderung der Anstellung von Beratern bei den Eisenbahnen im Jangtsetale fehlt. Nach einer Londoner Meldung soll China — nolens volens — die Forderungen in dieser Note angenommen haben, ja, eine Petersburger Meldung weiß sogar zu berichten, daß der japanische Gesandte in Peking beauftragt worden ist, eine Entente mit China vorzubereiten. Was Wahres an diesen Meldungen ist, läßt sich heute noch nicht mit Bestimmt-

*) Vergl. Näheres hierüber in dem Aufsatze von Hoetzsch: „Der Krieg und die große Politik" (in der „Neuen Preuß. (Kreuz-) Zeitung" No. 165 vom 31. III. 1915).

heit sagen. Es ist aber anzunehmen, daß das von seinen „Beschützern" in der Stunde der Not verlassene China klein beigeben wird, in der richtigen Erkenntnis, daß es allein militärisch noch zu schwach ist, um Japan mit den Waffen in der Hand erfolgreich Widerstand leisten zu können.

Über die in Peking gepflogenen Verhandlungen kann man zurzeit noch kein abgeschlossenes Bild gewinnen, die Nachrichten, die hierüber zu uns nach Europa gelangen, sind unvollständig und meist den Wünschen des Schreibers entsprechend gefärbt. Man geht jedoch kaum fehl, wenn man annimmt, daß in letzter Zeit von dritter Seite auf die Regierung von Tokio eingewirkt worden ist. So soll auch nach einer Meldung des „Daily Telegraph" von seiten der Vereinigten Staaten „ein energisches Memorandum" überreicht worden sein, in dem sich die Regierung in Washington auf das oben erwähnte Abkommen vom 30. November 1908 beruft und Japan an seine hierin übernommenen Verpflichtungen mahnt. Ob aber eine solche Protestnote in Tokio wirklich die Wirkung hervorrufen wird, die man im Weißen Hause wünscht, dürfte doch noch sehr zu bezweifeln sein. Denn papierene Proteste der Union dürften im Reiche der aufgehenden Sonne den gleichen Erfolg haben, den sie in London gehabt haben, und den jeder Protest stets haben wird, wenn nicht die bewußte „eiserne Faust" den Worten eventuell den nötigen Nachdruck zu verleihen vermag. Jetzt ist die Zeit für die Vereinigten Staaten gekommen zu beweisen, daß sie wirklich der Freund Chinas sind, der bereit ist, auch ernstlich für das Reich der Mitte einzutreten. Mit Recht sagt von Kuczinsky*): „Amerika hat bis zu einem gewissen Grade die Rolle eines Beschützers Chinas im letzten Jahrzehnt gespielt, doch vielleicht mehr gespielt als durchgeführt." An einer entschiedenen tatkräftigen Durchführung ihrer Beschützerrolle haben es die Vereinigten Staaten allerdings oft fehlen lassen. Denn mag der gute Wille auch vorhanden gewesen sein, man wußte in Washington nur zu gut, daß es ratsamer sei, ernsteren Verwickelungen aus dem Wege zu gehen, wenn man nicht über die nötige militärische Macht verfügt. Wollen die Vereinigten Staaten, daß ihren Wünschen und Protestnoten die nötige Achtung gezollt wird, so müssen sie sich zunächst die Mittel verschaffen, die sie in die Lage setzen, das, was sie wollen oder nicht wollen, auch bis zu Ende durchzuführen, selbst wenn der kleine gelbe Mann von Nippon dem „großen Onkel Sam" mit dem Finger droht.

Mit der Durchsetzung der japanischen Forderungen in China ist die „japanische Gefahr" für die Vereinigten Staaten um ein bedeutendes Stück näher gerückt. Das sollte man in Washington beherzigen und sein Augenmerk mehr auf Ostasien richten, als sich künstlich über die von Reuter fabrizierten „Grausamkeiten" der Deutschen zu entrüsten. Der japanische Imperialismus wird neue

*) Vgl. v. Kuczinsky: „Amerikanisch-chinesische Beziehungen und ihre Rückwirkungen auf Japan" (in der „Deutschen Revue", 1915) S. 71 ff.

Kräfte erhalten und seine Arme auch nach Osten, auf die Inseln und Inselchen des Stillen Ozeans ausstrecken, um die heißersehnte, sooft ins Reich der Fabel verwiesene Oberherrschaft über dieses Weltmeer an sich zu reißen*).

Dies sollten die Amerikaner beherzigen; sie sollten sich für diesen Kampf mit Japan, der früher oder später kommen muß, vorbereiten und ihre eigenen Streitkräfte mit den Waffen und mit der Munition ausrüsten, die sie jetzt nach Europa liefern, damit sie imstande sind, ihren künftigen Protestnoten an Japan — falls diese, wie anscheinend jetzt diejenige bezüglich Chinas, keine Beachtung finden — das nötige „eiserne Siegel" aufzudrücken.

Dr. Paul Rieger: Deutscher Frühling.

Ein Vortrag.

Wie ein Sämann geht der Krieg überernst mit dröhnendem Schritt über die zitternde Erde und streut seine Aussaat. Nicht der Tau des Himmels und nicht die segnende Wolke weckt seine Saaten zum Leben. Rotes, lebenswarmes Herzblut muß sie berieseln, damit sie keimen und reifen. Millionen schauen schaudernd auf den Sämann Krieg bei seinem Werke. Der Boden knirscht, und von blassen Lippen tönt der Erntesegen: Gott schütze die Aussaat, daß sie keime im Frühling, daß sie reife im Sommer den Segen des Herbstes! Nicht jedes Saatkorn wird zum Frühling erwachen und den Sommer erleben. Manches wird modern, ohne den lichten Tag zu erblicken; manches wird dorren, kaum daß es zum Frührot erwachte. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, und es starb. Manches wird auf steinigem Grunde elend verkümmern; manches, das sich sein Lebensrecht tapfer erkämpft, wird von rohem Fuße zertreten. Aber noch kam kein Frühling, der nicht seine Aussaat gereift hat. Und droht der Winter noch so sehr, es muß doch Frühling werden.

Noch stehen wir fröstelnd im Sturmwind harter Vorfrühlingstage. Wie hat er den Lebensbaum unseres Volkstums grausam gepackt, daß die Blätter zu Boden gewirbelt, daß die Zweige vom Stamm gerissen wurden. Nun aber gärt die Kraft in dem Stamme, steigt der Saft in die Zweige, um einen neuen Frühling zu wirken. Der Sturmwind singt das Lied vom kommenden Lenze, und durch die Seelen klingt es wie ein Frühlingsbeten: Komm, heiliger Frühlingswind, töte das Alte, wecke das Neue, schaff' uns den Frühling.

Denn noch kam kein Frühling ohne das herbstliche Sterben, ohne den Winter-

*) Vgl. hierzu meinen Aufsatz: „Die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan, (in den „Grenzboten", 1915 Heft 15).

tod. Wir haben den Wintertod des alten Deutschlands in diesen Monden des Krieges erlebt, wir jauchzen dem Frühling des neuen Deutschlands entgegen. Und wie wir in Vorfrühlingstagen jedes keimende Hälmchen als einen Sendboten kommender Frühlingsherrlichkeit andächtig grüßen, und wie wir in Keim und Knospe die kommende Reife vorahnend schauen, so haben wir das Wintergrauen innerlich überwunden; wir spüren den werdenden Frühling, wir atmen den Erdgeruch wachsender Zukunft, wir hören die deutsche Trutznachtigall ihr Lied von größeren, besseren Tagen singen. Ein Nachhall des Liedes singe und klinge durch diese Stunde. Sie soll uns sagen von dem, was neu geworden in dieser großen Zeit, von dem, was wird in deutschen Landen, daß wir es innerlich werten und für unsere Zukunft gewinnen.

Nichts hörten wir in den Tagen des Friedens lieber, als wenn man uns das Volk der Idealisten nannte. Aber was war denn dieser vergötterte Idealismus? Im Grunde nicht viel mehr als gedankenlose Schwarmgeisterei, kindische Traumseligkeit, weltfremdes Weltbürgertum, das das Eigene mißachtet und das Fremde anbetet. Gewiß, wir besaßen vor dem Kriege unendlich viele ideale Werte. Zweierlei aber fehlte unserem Idealismus: wahrhafte Begeisterung und begeisterte Wahrhaftigkeit. Unser Herzblut kreiste träge durch die Adern, unser Empfinden war im Gleichklang des Lebens nüchtern, alltäglich geworden; wir rechneten zu viel, und wir empfanden zu wenig; wir grübelten und klügelten, aber uns fehlte die Begeisterung, die an die Göttlichkeit des Ideales glaubt, die Sterbliches opfert, um Ewiges zu retten, die sich selbst, das Herzblut und das Leben hingibt für das, was groß und was göttlich ist. Wir berauschten uns allerdings leicht, vielleicht allzu leicht am Gewesenen. Aber wir selbst hatten nichts Großes erlebt, und unserer Begeisterung fehlte das Erleben, die blutfrische Wahrhaftigkeit. Da kam der Krieg mit seinem jähen Zusammenbruch des Alten, mit seinen atembeklemmenden Erregungen und Erweckungen. Eine Blutwelle neuer Begeisterung, diesmal zum erstenmal seit langem, einer selbsterlebten, strömte zu unseren Herzen. Wir spürten den alles entwurzelnden Sturmhauch einer neuen Zeit; wir hörten die Gottesstimme im Weltgeschehen. Das Leben war nicht mehr der alte Singsang und Gleichklang, es war ein wuchtiges Trutzlied mit starken Rhythmen in machtvollem Tonfall geworden, das wie die Sturmbraut dahinbrauste. Der Alltag hatte sein müdes Antlitz plötzlich gewandelt und blickte aus flammenden Augen. Durch das Herzblut sang der Psalm vom neuen Leben. Eine Sturmflut der Begeisterung brandete durch die Seelen, und aus der zagenden Lebensangst ward eine lachende Welt der Lebensbejahung. Das war der Geburtstag des neuen deutschen Idealismus, des Erwachens der deutschen Wahrhaftigkeit und der opferfrohen Begeisterung für diese Wahrheit.

Was sind denn bis dahin unsere Ideale gewesen, die Liebe, das Vaterland, das Heldentum? Leere Worte, an deren vollem Klange wir uns selber entzückten!

Jetzt sind sie ebensoviele Wahrheiten geworden, endliche Wirklichkeiten. Wir haben die Unnatur und Treibhauskultur von uns abgestreift wie den Schlangenbalg der Lüge, der unser wahres Sein schillernd verhüllte. Der Wintersturm des Krieges hat vom deutschen Lebensbaum das fremde romantische Gerank gerissen, das ihn überwucherte und ihm das beste Lebensmark aussaugte. Wie erlöst von aller Fremdländerei atmeten wir auf und erlebten die erste Offenbarung des neuen deutschen Idealismus: wir haben wieder den Sinn für den Adel des Einfachen, des Natürlichen, des Ursprünglichen, das natürliche Empfinden in der Tonkunst, in der Dichtung und in der Malerei gewonnen. Der erste Rausch des übermächtigen Erlebens hat sich zu einer tiefen, feinen Begeisterung abgeklärt; das erste Aufwallen ist nachzitternde Erregung geworden, und unser Leben schwingt seither in neuen Rhythmen. Wie die Verheißungen eines neuen Frühlings sind aus diesem neuen deutschen Idealismus neue Vaterlandsliebe, neues Menschentum, neue Frömmigkeit erblüht.

Wir liebten unser Vaterland auch vor dem Kriege. Wir wären entrüstet gewesen, wenn einer es gewagt, unsere vaterländische Gesinnung zu bezweifeln. Trotzdem war diese Liebe lau und lässig, mehr herkömmlich als selbstempfunden, mehr ererbt und erlernt als selbsterworben, selbsterrungen. Was wir von der Hingabe der Männer und Frauen der Freiheitskriege gehört, erschien uns wie Sang und Sage. Nun haben wir das gleiche, nein, wir haben Größeres erlebt. Es ist wie ein Traum, wie ein Wunder vor unseren Augen: siebzig Millionen Menschen von einem Gedanken gepackt, von einem Empfinden durchglüht, durch einen Willen geeinigt und gereinigt! In dem Wettersturm dieser Erweckung ist die neue Vaterlandsliebe geboren worden, deren Bekenntnis der Dichter unserer Tage in das schwerblütige Wort gefaßt hat: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!" Wir kannten unser Vaterland und unser Volk nicht mehr. Der tausendfache Tod um uns hat es uns sehen gelehrt. „Ich hatte zwanzig Jahre neben meiner Schwester gelebt," sagt Jean Paul, „aber ich habe sie erst in dem Augenblicke gesehen, in dem unsere Mutter starb." Der Tod öffnete geschlossene Augen, damit sich zwei Seelen in einem Strahle des Urlichtes sehen konnten. Haben wir nicht das gleiche in diesen Monaten des Krieges in uns erlebt?

Wie der Vorfrühlingssturm den Dunst aus den Tälern fegt, so hat das Kriegswetter die kleinlichen Gedanken aus den Seelen hinausgeweht. Die jahrzehntelang geübte maßlose Verhetzung, die schadenfroh gepflegte Verärgerung an deutscher Art ist doch nicht stark genug gewesen, uns die Freude am Vaterlande zu rauben, das Gemeingefühl in uns zu ertöten. Das Wort Gneisenaus hat seine Auferstehung erlebt: Man muß Vertrauen haben im Volk. Ja, wir haben wieder Vertrauen zu unserem Kaiser, zu unserem Volkstum, zu

deutscher Art, auf den Sieg unserer Sache. Wir haben uns nach langen Irrfahrten heimgefunden und wurzeln wieder bodenständig in deutscher Erde. Dieses neue Deutschland ist unbesiegbar. Es kann wohl Niederlagen erleiden, besiegt werden kann es nimmermehr. Ein Volk mit so starkem vaterländischen Wollen, mit so todverachtender Begeisterung ist unverwüstlich. Man mag uns Land rauben, man mag uns wirtschaftlich schädigen — und wenn die Welt voll Teufel wär', wir stehen und überstehen diesen und jeden kommenden Kampf. Die erwachte Erkenntnis von der unüberwindlichen Kraft unseres Volkstums ist der Sieg über unsere Selbstunterwertung von gestern. Jetzt aber klingt es von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen: „Deutschland, Deutschland über alles!" Jetzt tönt es von Herz zu Hirn und von Hirn zu Herz wie ein Eidschwur: Denkt deutsch, sprecht deutsch, lebt deutsch.

Wir sind wahrhaftig nicht kriegslustig und noch weniger kriegslüstern; wir kämpfen für die Sicherung unserer Arbeit, für den Schutz unserer Grenzen, für unser Lebensrecht. Wir kämpfen nicht wie die anderen um Soll und Haben, sondern um Sein oder Nichtsein. Wir sind nicht ausgezogen, uns auf fremde Kosten zu bereichern. Aber Herren im eigenen Hause wollen wir sein. Eins muß uns dieser Krieg bringen: ehernen Grenzschutz, Achtung vor deutscher Art und Arbeit.

Sittlich aber bedeutet dieser Krieg mehr. Dem deutschen Schwerte ist die Obhut der Freiheit Europas, die Zukunft der Menschheit anvertraut. Das deutsche Schwert kämpft gegen die britischen Sklavenhalter, gegen die französischen Hetzer, gegen die russischen Entrechter der Menschheit. Wir schwingen das selbstgeschmiedete Siegfriedsschwert gegen die Drachen ringsum: Der Freiheit eine Gasse!

Daher die einmütige Begeisterung in allen Teilen unseres Volkes. Wo sind heute die noch vor wenigen Monaten so streng gewahrten Grenzscheiden der Geburt und des Berufes, alle die ausgeklügelten staatlichen, völkischen und religiösen Gegensätze, die vor dem Kriege mit so boshafter Beharrlichkeit gepflegt worden sind? Der Krieg, der große Entzweier der Völker, ist für unser Volk der große Versöhner geworden. Rang, Rasse, Reichtum, Religion und was sonst die Menschen so streng trennte, ist fast vergessen. Polen und Dänen, Elsässer und Lothringer, Christen und Juden, Protestanten und Katholiken vergießen nebeneinander füreinander ihr Herzblut für dasselbe heilige Land. Bürger und Bauer, Adel und Volk, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Meister und Geselle, arm und reich — heute lebt in allen ein Gedanke, eine Hoffnung, eine Sehnsucht. Die gemeinsame Not, die gemeinsame Sorge hat sie zusammengeschmiedet — ein einig Volk von Brüdern. Sonst sucht die Not einzelne heim; heute ist sie Gemeingut aller: die Not des Vaterlandes ist unseres Herzens Not geworden. Der eine leidet unter ihr im Schützengraben, der andere in Sehnsucht und Sorge

um die Lieben im Felde, der dritte in der Lebensnot, in die ihn der Krieg hineingerissen hat, der vierte im stillen Kämmerlein in unnennbarem Herzweh um die draußen Verlorenen, um den Gatten, den Sohn, den Vater, den Geliebten. So ward der Krieg nicht nur das lodernde Feuer, sondern die läuternde Flamme, nicht nur der Zerstörer des Alten, sondern der Sämann des Neuen, nicht nur der mordende Herbst, sondern der neuzeugende Frühling.

In dieser Gemeinschaft der Empfindungen für das Vaterland ward auch die neue Liebe geboren. Diese Liebe ist keine romantische Redensart, keine flüchtig verflatternde Wallung der Sinne. Sie stammt aus dem deutschesten aller Gedanken, sie quillt aus dem heiligen Brunnen der Pflicht. Denn diese neue Liebe ist nichts anderes und will nicht mehr sein als ehrliche Pflichttreue, als ehrenhafte Pflichterfüllung. Der oberste Kriegsherr wetteifert in Pflichttreue mit dem schlichtesten seiner Krieger. Dasselbe Pflichtgewissen, das sich heute in allen Schichten des deutschen Volkes in den tausendmal tausend Werken wetteifernder Liebe äußert, das sich „in dem alle Erwartungen übertreffenden, in der Finanzgeschichte aller Zeiten beispiellosen Ergebnis der Zeichnungen auf die zweite Kriegsanleihe" geoffenbart hat, lebt in unseren blauen Jungen, die auf dem brennenden Schiffe bis zuletzt aushalten und mit einem brausenden Hurra in das Wellengrab sinken, loht wie ein heiliges Feuer in unseren Feldgrauen in den Schützengräben und auf den Schlachtfeldern, die wie die Märtyrer der Vorzeit jauchzend und singend dem Feinde entgegenschreiten. Einst hieß es: er starb für die Seinen, und, wenn es hoch kam, so sagten wir: er hatte auch ein wenig Liebe für seine Stadt und sein Land; heute heißt es: er starb für das Vaterland, für uns, für uns alle im heiligen Dienste der Pflicht. Wir sind ein Volk von Priestern der Pflicht geworden, und unserer neuen Liebe einziges Gebot heißt Pflichttreue bis zum äußersten.

Diese neue Liebe — das ist eine Frühlingshoffnung in diesen Tagen des Werdens — keimt bereits in den Seelen unserer Kinder. Sie hörten von der Überzahl unserer Feinde und ihrem hämischen Haß, von dem teuflischen Plan, ein ganzes Volk durch den Hungertod zu vernichten. Sie hörten es und begriffen es nicht. Sie sahen voll ahnungsloser Freude den Vater, den Bruder, den Anverwandten mit der schimmernden Wehr unter klingender Musik in den lustigen, fröhlichen Krieg hinausziehen. Dann aber drang auch zu unseren Kindern die Kunde von harten Wunden und bitterem Sterben, und ein tiefer Ernst breitete graue Schatten über die bunte Kinderfreude. Sie sahen weinende Mütter mit dichten, dunkeln Schleiern, um heilige Tränen vor fremden Augen zu verbergen, und dann den langen, langen Zug der Verwundeten, und das Kindersingen verstummte und das Kinderlachen erstarb. Der Krieg hatte in

seiner erschütternden Sprache zu ihnen geredet, und unsere Kinder waren andere geworden, reifer, stiller, tiefer. Wie ein mütterlich mahnender Engel sprach das Pflichtgewissen zu ihnen: „Auch du bist ein Deutscher, auch für dich sterben sie draußen, auch du hast Pflichten gegen die anderen", und eine neue Liebe heiligte die Seelen unserer Kinder.

Der neue Idealismus der Wahrhaftigkeit läuterte die Liebe durch die Pflicht und schuf so die Voraussetzung für die neue Frömmigkeit, für ein vertieftes Gottbegreifen und ein erhöhtes Menschentum. Seit Kriegsbeginn ist die Frage erörtert worden, ob der Krieg fromm macht; ich halte wenig von der Kriegsfrömmigkeit, welche die Leute in die Gotteshäuser lockt. Sie stammt mehr aus dem Aberglauben als aus der Gläubigkeit, eher aus der Angst vor dem Rätselhaften als aus dem Erkennen des Ewigen. Die Volksweisheit lehrt zwar: Not lehrt beten; aber sie fügt auch hinzu: Not kennt kein Gebot. Eins aber ist sicherlich wahr: Flitter und Tand haben ihre Überschätzung eingebüßt, und Vertiefung, Abklärung, Läuterung sind überall am Werke. Sie sind die Quellkräfte ehrlicher Frömmigkeit, die keinen größeren Feind hat als die heuchlerische Oberflächlichkeit und die verlogene Scheinheiligkeit. Der Krieg hat uns nicht frömmer gemacht; aber er hat die gedankenlos Hinlebenden, die gleichgültig schläfrig Hinträumenden zur Selbstbesinnung geweckt und zur Selbsterkenntnis gemahnt. Das Pathos ist geschwunden, der Rausch verweht, aber die Heiligung ist geblieben.

Ist es uns nicht so, als ob wir seit Monden durch ein großes Gotteshaus gehen, als ob die Glocken über unseren Häuptern unablässig ihr feines, ernstes Lied erklingen lassen? Ein Psalmensingen umtönt uns, bald wie ein jauchzendes Siegeslied, bald wie der dumpfe Trauerchor weinender Mütter. Das Lied tönt — und Gläubige und Ungläubige falten die Hände; Christen und Juden weckt es zur selben Andacht; Mensch und Mensch fühlt sich in ihm verschwistert. Das Lied tönt — und alles Zweifeln ist geschwunden, und ein neues Vertrauen reicht uns die stützenden Hände, und neuer Mut leuchtet aus angstscheuen Augen. Das Lied tönt — und der Tod hat sein Grauen verloren, und die letzte Weisheit ist uns offenbar: Geburt und Tod sind Erscheinungsformen des Lebens, denn der Kreislauf des Seins ist unendlich; der Tod ist keine Grenze, er ist nur ein Horizont, über den die diesseits Stehenden nicht zu blicken vermögen; der Tod ist, wie der Dichter des 68. Psalmes sagt, nur neues Werden, ein neuer Frühling.

Im Tauerngebirge haben die Bauern auf den höchsten Spitzen ihrer bergigen Heimat Glockenhalden gebaut. Keine Menschenhand läutet sie; still, stumm, tot hängen die Glocken im Sonnenschein. Wenn aber der Föhn über die Firnen der Berge braust, beginnen die Glocken zu schwingen und zu singen, und die Menschen im Tale falten die Hände: Gott läutet die Glocken.

In den Sonnentagen des Lebens hören wir Gottes Glocken nicht. Da hängen sie still, stumm, tot. Wettert aber der Sturm des Erlebens durch unsere Seelen, dann schwingen und klingen sie: Gott läutet die Glocken. Wir haben ihn in den Sonnentagen unseres Glückes nicht gehört. Jetzt aber tönt sein Wort, mächtig wie dröhnendes Glockenerz. Gott spricht, und wir hören ihn. Gottes Glocken läuten den Frühling ein, den Frühling unseres Volkes.

Aus Nebelschleiern steigt er zur Erde. Sehnsüchtige Seelen grüßen den Nahenden. Uns durchzittert, um im biblischen Gleichnis zu reden, die bange Erwartung, die einst das Gottesvolk der Bibel am Vorabend seiner Erlösung aus Ägypten durchlebt hat. Winterfrost und Seelenstarre, dumpfe Verängstigung und müde Hoffnungslosigkeit lasteten damals auf dem Volke, das einen furchtbaren Winter durchlitten hatte. Mose sprach zu ihnen, „sie aber hörten ihn nicht, weil ihr Geist zu enge, und weil die Arbeit zu drückend war". Dann aber brauste der Frühlingswind über Ägypten, eine mildere Sonne löste die Winterstarre, und in der Nacht der Erlösung zog das Volk mit erhobenem Haupte in seinen Frühling hinaus. Noch drohte ihm mancher Sturm. Aber im Sturme reifte das Volk seinem Sommer entgegen.

Des Bibelvolkes Schicksal ist heute für unser Vaterland Gleichnis und Verheißung zugleich. Gott hat eine neue Sprache gewählt, um zu den Herzen Deutschlands zu reden. Neue Begeisterung füllt die Herzen, daseinsfroher Idealismus steigert die Kraft, weit offen sind Seelen und Sinne, die neue Herrlichkeit in sich aufzunehmen. Im Winter reifte der Frühling. Ein Lerchensingen trillert in den Lüften. Lichtblau leuchtet der Himmel. Von den Türmen rufen die Glocken: Komm zu uns, wir harren dein, deutscher Frühling. Millionen beten in brünstiger Andacht zu Gott: Schaffe, schenke unserem Volke, Herrgott, den Frühling!

Dr. E. Haendcke:
Alexander I. von Rußland.

Das alle überragende Genie Napoleons I. zeigt sich in blendendstem Lichte in seiner Wirkung auf seine Zeitgenossen. Sie alle, mochten sie ihm Freund oder Feind sein, die Fürsten, die Feldherren, die Diplomaten und Staatsmänner jener Zeit, ja auch eine nicht geringe Zahl von Herrschern im Reiche des Geistes, kamen erst zum Bewußtsein, zur Entfaltung ihrer Kräfte, wenn sie die Bahn dieses Gewaltigen kreuzten. Kein Geringerer als der, der zu seinem Sturze das meiste beigetragen hat, Alexander I. von Rußland, hat unter seiner Wucht seine

eigene Persönlichkeit entwickelt zu ungeahnter Höhe, so daß sein Name der unzertrennliche Gefährte jenes geworden ist für alle Zeiten. Aber es ist, als wenn der russische Kaiser in diesem Kampfe sich vollständig erschöpfte: langsam siecht er dahin, um in willenloser Mystik zu verlöschen in der Vollkraft des Körpers und der Jahre. Ohne seinen Kampf gegen Napoleon wäre sicher sein Bild der Nachwelt überliefert worden als das eines Träumers und Phantasten, dessen Regierung eine Kette von Fehlschlägen und ein unrühmliches Blatt in der Geschichte Rußlands bildete.

Alexander I. bestieg am 24. März 1801 im Alter von 23 Jahren 3 Monaten den „blutbesudelten Thron", wie sein Bruder, der Großfürst Constantin sich ausdrückte. Paul I. hatte ein Regiment brutaler Willkür geführt, das zu einer Gefahr für alle, sogar für seine eigene Familie geworden war. Die Unzufriedenheit wuchs und mußte zu einer Katastrophe werden. Der Thronerbe, obwohl davon unterrichtet, tat keinen Schritt, um dem Vater die Augen zu öffnen. Vielmehr ließ er sich mit den Verschwörern ein, die unter allen Umständen den unhaltbaren Zuständen ein Ende machen wollten. Wohl verlangte er von deren Haupt, dem Grafen Pahlen, das Wort, daß „man nicht ein Attentat auf das Leben seines Vaters" mache. Tiefe Verschlagenheit und Furcht vor unerbittlicher Wahrheit und Klarheit, zwei für Alexander charakteristische Eigenschaften, zeigen sich in dem Augenblick, da er sich rüstet, den Vater vom Thron zu stoßen. Er machte sich keine Gedanken darüber, ob etwa die Umstände den Verschwörern gestatteten, das gegebene Wort zu halten, oder ob sie es auch nur wollten.*) Pauls Leben fiel dem Attentat zum Opfer. Zu spät erfaßte den jungen Kaiser tiefe Reue, der beim ersten Empfang „langsam einherging, die Knie wie brechend unter ihm, mit ungeordnetem Haar, Tränen in den Augen, starr vor sich hinblickend, den Kopf manchmal wie zum Gruß neigend." Er hat den Verschworenen nie verziehen: Panin und Pahlen mußten noch im Jahre 1801 auf ihre Güter in die Verbannung gehen, von der sie nie ein Wort des Kaisers befreite. Nur Bennigsen kam nach einer kurzen Frist insoweit wieder zu Gnaden, daß er seine Stellung in der Armee wieder einnehmen durfte: er wurde nie Feldmarschall und kam nie an den Hof.

Alexanders Erziehung war von der Kaiserin Katharina II. und Laharpe geleitet worden. Allgemeine Begriffe von fürstlicher Macht und Weltbeglückungsideen hatten für immer als ein Ergebnis dieser von ihm Besitz ergriffen. Als Erbteil der väterlichen Einwirkung blieb ihm die Freude am Gamaschendienst, zu dem ihn dieser angehalten hatte während seiner Regierung. Und doch, so wenig dies einem Herrscher angemessen sein mag, war es die Veranlassung für ihn, nicht nur seiner Armee lebhaftes Interesse entgegenzubringen, sondern auch sich

*) Grand-duc Nicolas Mikhaïlowitch: L'empereur Alexandre Ier. Essai d'étude historique. St. Petersbourg. Manufacture des papiers de l'Etat 1912.

in seinen hohen Offizieren ein Gegengewicht zu den etwas einseitigen Ansichten seiner Freunde zu schaffen. Zu diesen gehörten seine Altersgenossen Viktor Kotschubey, Paul Stroganoff, Nikolaus Novolssitzoff und der Pole Adam Czartoryski. Aus ihnen, die untereinander befreundet waren, schuf er das berühmte Comité secret, in dessen Schoß die Reformfragen unter seinem Vorsitz beraten wurden. In parlamentarischer Form verliefen sie und wurden bis 1803 abgehalten. Deren Akten hatte Großfürst Nikolaus Mikhailowitsch veröffentlicht*): sie gaben ein sehr lebendiges Bild von ihrem Verlauf, den behandelten Fragen und der durchaus ungezwungenen, freimütigen Art, mit der die Mitglieder sich äußerten. Die Klugheit und die graziöse Liebenswürdigkeit Alexanders wußten diese lebendig zu erhalten. Als Graf Stroganoff glaubte, in der Diskussion zu weit gegangen zu sein und sich beim Kaiser schriftlich entschuldigte, antwortete ihm dieser: „Mein lieber Freund, ich glaube, Sie sind ganz und gar toll geworden. Wie sollte es möglich sein, Ihnen etwas zu verargen, was das beste Zeugnis ablegt, für Ihre Zuneigung zu meiner Person und für das allgemeine Wohl. Glauben Sie mir, daß ich Sie nie verkannt habe und in dem Disput mit ihnen, den Regungen, die sie beseelen, habe Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Bitte nur mehr solche Meinungsäußerungen, die so wenig die Freundschaft verletzen, die uns eint. Was sich in der Öffentlichkeit nicht schicken würde, darf sehr wohl unter uns Platz greifen, wenn wir unter uns sind, und der beste Freundschaftsbeweis, den Sie mir geben können, mir ordentlich böse zu sein, wenn ich es verdiene. Adieu, mein Lieber.

Der Eure fürs Leben

Alexander."

Die Wirksamkeit des Komitees zeigte sich in der Schaffung von Ministerien, der Neuordnung des Unterrichtswesens und in dem Versuch, die gesamte Verwaltung zu reorganisieren. Indessen fehlte diesen Bestrebungen Überlegung und Stetigkeit. Am meisten wurde vielleicht unter dem Einflusse Laharpes, der auf Einladung Alexanders nach Petersburg gekommen war, im Schulwesen geleistet. Das Reich wurde in 6 Schul-Arrondissements geteilt und erhielt Gemeindeschulen und Gymnasien. An Hochschulen wurden gegründet die Universitäten Dorpat, Kasan, Charkow und das Pädagogische Institut in Petersburg. Von Interesse ist, daß Klinger, Goethes Jugendfreund, bei dieser Reform mittätig war. Der Senat wurde aus seiner Bedeutungslosigkeit herausgehoben und zum höchsten Gerichtshof umgewandelt und mit dem Recht ausgestattet, Vorstellungen beim Kaiser erheben zu dürfen. In letzterem glaubten Optimisten einen ersten Schritt

*) Grand-duc Nicolas Mikhaïlowitch: Le comte Paul Stroganow. Traduction française de F. Billecocg. Précédé d'un avant-propos par Frédéric Masson, de l'Académie Française. Paris, M. 16. Manzi, Joyant et Cie.

zu einer Verfassung sehen zu dürfen. Sie wurden sehr bald enttäuscht: der Senat, der das verliehene Recht in Anspruch nahm, wurde in einer Weise von Alexander zurechtgewiesen, die ihn deutlich belehrte, daß dieses Recht nichts weiter als eine schöne Dekoration war. Das Manifest vom 8. September 1802 rief den Ministerrat ins Leben, an dessen Sitzungen Alexander bis 1805 regelmäßig teilnahm. Die Freunde des Comité secret erhielten in den Ministerien ein Feld zur praktischen Betätigung. Kotschubey wurde Minister des Innern, sein Gehilfe Stroganoff. Das Kanzleramt wurde dem Grafen Woronzoff anvertraut und ihm Fürst Czartoryski zum großen Mißfallen der altrussischen Partei als Gehilfe beigegeben. Da der Kanzler alt und kränklich war, lag die Leitung tatsächlich bald in des Gehilfen, also des Landfremden, Hand. Nowolsitzow wurde Gehilfe im Justizministerium.

In den Sitzungen des Geheimen Komitees wurden die sämtlichen Fragen der inneren und äußeren Politik verhandelt. Es wäre aber ein großer Irrtum, anzunehmen, daß Alexander sich abhängig machte von dessen Beratungen. Vor allem in der äußeren Politik, der er entgegen dem Rate des Komitees antifranzösische Wendung gab. Durch seine Adjutanten, besonders Wolkonsky, und Peter Dolgorucki, lernte Alexander die Äußerungen der Armee, aber auch anderer Kreise kennen, besonders da er es liebte, sie zur Berichterstattung durch das ganze Reich zu schicken. Oft forderte er auch ihm geeignet scheinende Persönlichkeiten zu Gutachten in bestimmten Fragen auf. Eine stets zahlreiche Tischgesellschaft, die er zwanglos an seinem prunklosen Hof zu versammeln pflegte, gab ihm weiterhin reiche Gelegenheit, sich in jeder Weise zu informieren und zu unterrichten. Innerhalb seiner Familie pflegte er mit seiner Mutter, der Kaiserin Marie, wichtige Angelegenheiten zu besprechen. Besonders nahe stand ihm seine Schwester Katharina*), die 1809 den Herzog Georg von Oldenburg und nach dessen 1812 erfolgtem Ableben 1816 den Kronprinzen, späteren König Wilhelm I. von Württemberg heiratete. Mit ihr besprach er überhaupt alle ihn betreffenden Angelegenheiten, wenigstens solange sie in Rußland weilte.

Die Organisation der unter Paul I. stark vernachlässigten Armee übergab Alexander 1803 seinem einstigen militärischen Lehrmeister Araktschejew, der allgemein den Spottnamen caporal de Gatschina führte. Der Einfluß dieses Mannes war von Anbeginn ein großer und wuchs sich mit den Jahren zu dem alleinherrschenden aus. Übersieht man den weiten Umkreis der Personen, deren Wissen und Können sich Alexander dienstbar zu machen wußte, so wird man den

*) Grand-duc Nicolas Mikhaïlowitsch: Correspondance de l'empereur Alexandre I. avec sa soeur la grande-duchesse Cathérine, princesse d'Oldenbourg, puis reine de Wurttemberg 1805—1818. Orné de huit planches et de 2 fac-similes d'autographes. En dépôt à Paris chez Manzi, Joyant et Cie. Petersbourg, Manufacture des papiers de l'Etat. 1910.

Ernst seines Strebens nicht verkennen dürfen. Ja, seine Methode erinnert an die seines großen Gegners, Napoleons, der hauptsächlich als Erster Konsul Minister und Staatsratberatungen unermüdlich benützte, um zu lernen, und der seine Adjutanten und hohen Zivilbeamten in seinen Staaten und im Ausland herumschickte, um ungeschminkte Berichterstattungen zu erhalten. Wie Napoleon aber dem Kaiser Alexander überhaupt gewaltig überlegen war, so auch in der Handhabung dieser Mittel. Mit dem Jahre 1805 erklärte sich Alexander gewissermaßen für selbständig. Das Comité secret hatte seit 1803 nicht mehr getagt, und die Ereignisse von Austerlitz ließen seine Mitglieder mit Ausnahme von Kotschubey von der politischen Bühne verschwinden. Den Ministerrat besuchte der Kaiser auch nicht mehr. So konnte es kommen, daß er Männer zu Kanzlern berief, deren Fähigkeiten er nicht besonders einschätzte, wie Rumantzow. Ausschlaggebend war allein seine Meinung oder diejenige der Männer, die unmittelbar mit ihm zusammenarbeiteten, wie Speranski. Er selbst korrespondierte direkt mit seinen Gesandten, mit fremden Souveränen, sandte letzteren Vertrauensmänner, ohne seinen Kanzler oder seinen akkreditierten Vertreter davon in Kenntnis zu setzen. Ja, er wies unter Umständen seine, auch fremde Gesandte an, mit seinem besonderen Vertrauensmann Koscheleff, sei es mündlich, sei es schriftlich, in Verbindung zu treten. In seiner Hand liefen dann alle Fäden zusammen. Einflüssen blieb er nach wie vor zugänglich, aber er hatte sich in seinen Ansichten gefestigt und hielt an ihnen mit Zähigkeit fest. Er wechselte in seiner Methode, aber nicht in dem Zielpunkt seiner Meinung. Und da er leicht geneigt war, sich für eine Sache zu erwärmen, so rief er oft genug den Eindruck der Unentschlossenheit hervor, oder den der Verlogenheit. Sicher war er unter seinen Zeitgenossen ein von Niemandem erreichter Virtuose in der Verstellung. Aber es war nicht immer Absicht, es war oft ein Spiel, das er selbst in dem Momente erst nahm, da er sich gerne selbst die unerbittliche Wahrheit verhehlte und in dieser Täuschung sich ernst nehmend seine Rolle mit voller Natürlichkeit spielte.

Fürst Czartoryski gibt in seinen Memoiren der Meinung Ausdruck, Alexander habe Rußland im Innern ausbauen wollen, sei aber von dem Eroberungscharakter dieses Landes bezwungen worden. Das dürfte ein durchaus falsches Urteil sein. Gegen den Rat seiner Freunde, gegen die Meinung ganz Rußlands, ganz besonders der altrussischen Partei hat er sich in die westeuropäischen Angelegenheiten eingelassen, aus eigenem, innerem Antrieb, aus persönlichem brennendem Ehrgeiz, eine ausschlaggebende Rolle in der Welt zu spielen. Dieses Ziel hat er von Anbeginn und mit Zähigkeit verfolgt, jeden Weg benützend, der ihn zu diesem zu führen versprach.

In der äußeren Politik fand Alexander bei seiner Thronbesteigung Rußland in recht schwieriger Lage vor. Die von Paul I. ins Leben gerufene bewaffnete Meeresneutralität und die damit verbundene Annäherung an Frankreich hatten es in absoluten Gegensatz zu England gebracht. Man weiß, welche Hoffnungen der

Erste Konsul an die Unterstützung seiner antienglischen Pläne durch Paul I. knüpfte und daß ihn die Nachricht von seiner Ermordung wie ein Donnerschlag traf. Er gab sich die erdenklichste Mühe, auch den jungen Kaiser zu gewinnen, ohne den gewünschten Erfolg zu haben. In Rußland wollte man von den westeuropäischen Händeln nichts wissen und Alexander hielt es für nötig, durch ein Manifest feierlich zu erklären, daß er die Waffen nur „zum Schutze meines Volkes" ergreifen werde. Die Ansicht teilte auch der Nachfolger Panins Kotschubey. Man verständigte sich mit England unter Preisgabe des bisher verfochtenen Standpunktes im Seerecht, daß die neutrale Flagge die Waren decke, und räumte damit das von diesem begehrte, von den Mächten der Meeresneutralität heftig bestrittene Untersuchungsrecht ein. Mit Frankreich suchte man in gutem Einvernehmen zu bleiben. In dem Comité secret standen sich zwei Meinungen gegenüber: die eine, die der meisten Mitglieder, ging parallel zu dem allgemeinen Wunsche der Nichteinmischung, die andere, von Czartoryski*) verfochtene, predigte direkte Gegnerschaft zu Preußen, weil dieser polnische Magnat seinen Plan der Wiederherstellung Polens nur auf diesem Wege erreichen zu können glaubte. Sein heftigster Gegner erstand ihm in dem Adjutanten des Kaisers, dem Fürsten Peter Dolgorucki. Alexander selbst sah England als den „natürlichen Freund" an. In dem Streit Czartoryskis und Dolgoruckis schlug er sich auf des letzteren Seite. Nach Frankreich wurde Morkoff geschickt, der allerdings nicht die geeignete Persönlichkeit war, um gute Beziehungen mit dem Ersten Konsul zu unterhalten, und schließlich auch wegen seines übermütigen und verletzenden Benehmens abberufen werden mußte. Mit Friedrich Wilhelm III. von Preußen**) hatte Alexander schriftlich persönliche Beziehungen angeknüpft, sehr zum Mißvergnügen Czartoryskis und Kotschubeys. Diese führten zu der berühmten und folgenschweren Zusammenkunft des russischen Kaisers mit dem preußischen Königspaar in Memel am 10. Juni 1802. Hier wurde der Grund zu einer unerschütterlichen, alle Wechselfälle des Geschickes überdauernden Freundschaft gelegt, die nach langen Jahren zu inniger Familienverbindung durch die Heirat des Großfürsten, späteren Kaisers Nikolaus mit der Prinzessin Charlotte von Preußen führte und so ihre Wirkungen bis an die Schwelle der jüngsten Vergangenheit ausübte. Czartoryski sah sie als verhängnisvoll besonders für seine polnischen Pläne an, russische Historiker ganz allgemein für die Entwicklung Rußlands. Ihr schob man zu, daß Alexander seines Landes Geschick eng mit dem des übrigen Europas verquickte und sein Gut und Blut für Interessen verwendete, die Rußland nichts angingen, in keiner Weise berührten. Stroganoff hatte in der Sitzung des Geheimen Komitees vom

---

*) Prince Adam Czartoryski, Mémoires et correspondance avec l'empereur Alexandre I. Préface de Ch. de Mazade 2 t. Paris 1887.

**) P. Bailleu, Briefwechsel Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. Leipzig, S. Hirzel 1900. (Publik. a. d. K. Preuß. Staatsarchiv Bd. 75.)

24. März 1802 gelegentlich der Diskussion über eine Allianz zwischen Rußland, Preußen und Frankreich erklärt, er sähe eine Allianz Rußlands mit Frankreich für zweckwidrig an, denn keine der beiden Mächte könnte die andere zur Erfüllung eingegangener Verpflichtungen zwingen. Er wollte damit zum Ausdruck bringen, daß gar keine realen Interessen für ein Bündnis vorhanden wären. Und so dachte man in ganz Rußland, besonders in den altrussischen Kreisen. Diesen war Alexander mit seiner europäischen Bildung, seinen europäischen Ansichten nicht sympathisch, er war für sie ein Fremdling, sein Tun und Treiben und seine Politik unpatriotisch. Die Abneigung sah scharf und richtig. Denn was ihn fern hielt, war seine europäische Erziehung, sie hinderte ihn, wie seine Großmutter, Katharina II., ganz zum Russen zu werden. Und sein brennender Ehrgeiz suchte nach Betätigung, nach einer ganz hervorragenden Stellung in der Welt. Diese konnte er nur im Westen finden. Da war die polnische Frage zu lösen und Gelegenheit genug geboten zu einer großen Rolle. Alexander wurde von fast allen ihn genauer beobachtenden Zeitgenossen für sehr eitel gehalten und, was Hand in Hand mit dieser Eigenschaft zu gehen pflegt, für sehr leicht verletzlich. Eitelkeit ist nicht das richtige Wort, es ist zu eng umgrenzend und zu niedrig. Aber man darf wohl sagen, Alexander I. war ruhmsüchtig. Friedrich Wilhelm III. tat in seiner Bewunderung und Hingabe dieser Ruhmsucht genüge: das war der Kitt dieser Freundschaft, die schweren Anstoß erregte, nicht allein bei Czartoryski, sondern ganz allgemein*). Man fürchtete die Folgen. Preußens Politik galt für hinterhältig und beutegierig, aber zugleich für zu schwächlich, einen offenen Kampf zu wagen für seine Ambitionen. Inzwischen hatten sich die politischen Verhältnisse verschlechtert. Alexander mußte seinen Gesandten in Paris, Morkoff, seines provozierenden Verhaltens wegen abberufen, tat es aber unter Verleihung eines hohen Ordens, gleichsam als äußeren Ausdruck seines Einverständnisses mit seinem Gesandten. Trotzdem versuchte der Erste Konsul den russischen Kaiser auf seine Seite zu ziehen, indem er ihm in dem Streite mit England das Schiedsrichteramt antrug. Geschmeichelt nahm Alexander das Anerbieten an, stellte aber Bedingungen, die beide beteiligten Mächte nicht annehmen konnten. Die Spannung mit Frankreich wurde zum Bruch, als Alexander dem Ersten Konsul seine Entrüstung über die Erschießung des Herzogs von Enghien durch seinen Geschäftsträger in Paris Oubril aussprechen und dem französischen Gesandten in Petersburg Hedouville die Pässe zustellen ließ. Die Koalition gegen Napoleon, der sich zum Kaiser hatte inzwischen krönen lassen, war unter Führung Alexanders auf dem Marsche. Verträge mit Österreich, Schweden und England wurden abgeschlossen. Nur Preußen ließ sich aus seiner beschaulichen Ruhe nicht herausbringen. Da brachten die Franzosen durch ihren eigenmächtigen Durchmarsch

*) Zeitschrift f. osteuropäische Geschichte. I. Großfürst Nicolaj Michajlovič: Lettres de l'impératrice Marie Feodorowna à l'empereur Alexandre Ier.

durch preußisches Gebiet den König in Wallung und der nach Berlin gesandte Generaladjutant Peter Dolgorucki konnte diesen bestimmen, nunmehr den russischen Truppen den Durchmarsch durch Preußen nach dem Kriegsschauplatz zu erlauben. Wenige Tage später war Alexander in Potsdam und erneuerte die in Memel geschlossene Freundschaft nicht ohne theatralische Szenen. Damit waren die Wünsche Czartoryskis, der gehofft hatte, Preußen unter den Gegnern der Koalition sehen zu können, vernichtet und die persönliche Politik Alexanders der Einmischung in die westeuropäische Politik endgültig inauguriert. Diese Freundschaft mit Friedrich Wilhelm III., die Czartoryski ganz offen als den russischen Interessen zuwiderhandelnd und als schädlichen Einfluß einer rein persönlichen Angelegenheit auf die Politik bekämpft hatte, bedeutete auch das Ende seiner polnischen Hoffnungen und seiner Stellung wie auch seiner Freundschaft mit dem Kaiser. Allerdings erst im folgenden Jahre 1806 erhielt er in Budberg seinen Nachfolger. Für die Kenntnis der Entwicklung der Persönlichkeit Alexanders ist diese Angelegenheit von großer Bedeutung. Auf dem Wege zum Kriegsschauplatz weilte er zwei Wochen bei Czartoryski auf dem Gute Pulawy, diesen in dem Glauben lassend, er werde nach Warschau eilen, um sich von den begeisterten Polen zum König ausrufen zu lassen. Statt dessen fuhr er nach Berlin. Die Verstellungskunst, verbunden mit Beherrschung der Situation, die ihn später befähigte, mit den verschiedenartigsten Menschen zusammenzuarbeiten, sich entgegenstehenden Einflüssen zugänglich zu zeigen und doch den selbstgewählten Weg zu gehen, bewies er zum ersten Male in voller Ausbildung. Napoleon vernichtete alle hochfliegenden Pläne bei Austerlitz. Der russische Kaiser ging ganz entmutigt nach Petersburg zurück, ohne mit Frankreich Frieden zu machen. Und Preußen schloß seinen berühmten Vertrag mit Napoleon, der diese Macht, die eben noch bereit gewesen war, gegen ihn zu Felde zu ziehen, zu seinem Bundesgenossen machte. Das war die Situation, aus der heraus Czartoryski an Stroganoff, der als Spezialgesandter nach London geschickt war, schrieb: „Im übrigen ist der Kaiser immer derselbe; Furcht und Schwäche sind auf den höchsten Grad gestiegen. Wir haben Furcht vor allem, wir sind unfähig zu irgend einer energischen Stellungnahme, man könnte ihm nicht einmal einen Rat geben, aus Furcht, daß er nicht befolgt wird.

Der Kaiser will uns behalten (d. h. Czartoryski und die anderen Freunde), um sich die Unannehmlichkeiten eines Wechsels zu ersparen, aber er will alles nur nach seinem Geschmack erledigen. Das Unglück hat ihm keine bessere Logik eingegeben, im Gegenteil, er ist herrischer denn je geworden. Er ist ein Gemengsel von Schwäche, Hin- und Herschwanken, von Nonsens, der vereinsamt und verzweifelt." Indessen Stroganoff hatte vollen Erfolg in London. Der Kaiser wurde zuversichtlicher und fand den Mut, den Vertrag, den Oubril eigenmächtig mit Napoleon abgeschlossen hatte, nicht gutzuheißen. Die Gründe für die Ablehnung, wie sie Budberg in seinem Schreiben vom 6. August 1806 Talleyrand

angab, anzuführen, ist mit Rücksicht auf die Folgezeit nicht ohne Interesse. Es heißt in dem genannten Schreiben: „Seine Kaiserliche Majestät kann einen Frieden zwischen Rußland und Frankreich nicht als dauerhaft ansehen, solange letztere Macht im Besitze von Albanien und Dalmatien bleibt, ein Friede, der nicht dem König beider Sizilien den ruhigen Besitz dieser Insel gewährleistete, die bis jetzt keine Eroberung der Franzosen bildet, ein Friede, der nicht dem Könige von Sardinien eine Entschädigung für den Verlust seiner Staaten auf dem Festlande gibt, könnte für Rußland nicht als vorteilhaft gelten. Der Kaiser müßte die Ratifikation eines Friedensvertrages, der dem Ende des Krieges zwischen Frankreich und Groß-Britannien vorausgeht, als eine Verletzung eingegangener und allgemeiner Verpflichtungen ansehen." Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen brach aus. Jena und Auerstädt vernichteten die preußische Monarchie. Die russisch-preußische Freundschaft bewährte sich. Man machte wieder große Pläne und verteilte in dem seltsamen Vertrag von Bartenstein Länder, die man noch gar nicht besaß. Dieser Vertrag zeigt eine geistige Verfassung und Urteilskraft der beiden Herrscher und ihrer Ratgeber, die wohl einzig dasteht in der neueren Geschichte und deswegen für immer ein denkwürdiges Dokument bleiben wird. Friedland bereitete diesen politischen Halluzinationen der preußischen Staatsmänner ein furchtbares Ende (14. Juni 1807). Auch für Rußland schien die Stunde des Verhängnisses heraufzuziehen. Das Heer durch die Niederlage völlig entmutigt, die Führer offen gegen eine Fortsetzung des Krieges sprechend, schien der Kaiser selbst in Gefahr, zumal die mächtige altrussische Partei mit seiner Politik niemals einverstanden gewesen war. Alles hing von dem Sieger ab. Ein Unerwartetes geschah, er bot die Hand zum Frieden. Alles war gerettet. Die Zusammenkunft in Tilsit brachte Frieden und Bündnis. „Gott hat uns gerettet, schrieb der Kaiser Alexander an seine Schwester, die Großfürstin Katharina, statt mit Opfern, gehen wir mit einer Art Glanz aus diesem Kampf hervor." Napoleon verlangte nur den Anschluß an sein System, an den Kampf mit allen Mitteln gegen England. Meisterhaft wußte Alexander die Situation auszunützen. Die angebotene Krone Polens schlug er aus, erhielt dafür Preußen seine zwar sehr verkleinerte Selbständigkeit. Kaum aus Ritterlichkeit. Die Vernichtung Preußens als Preis für die Krone Polens hätte ihn mit nie zu verlöschender Schmach bedeckt und den Polen wäre er ein König von Napoleons Gnaden gewesen und geblieben. Und was in Rußland seiner gewartet hätte, wer will es sagen. Alexander verzichtete auf dieses Danaergeschenk und konnte nun seinerseits Bedingungen stellen: das war die für Rußland auch aus rein politischen Gründen notwendige Erhaltung eines selbständigen Preußens. Es ist ein Wort des Grolles und der Warnung an Alexander, wenn Napoleon in dem Friedenstraktat mit Preußen die Worte einsetzte: „Par égard pour Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies" bewilligte er den Friedensabschluß. Statt eines Königreiches Polen wurde ein

Großherzogtum Warschau geschaffen und dem König von Sachsen gegeben, um die Interessensphären Rußlands und Frankreichs räumlich zu trennen. Napoleon täuschte niemand. Jedermann wußte, daß das neue Großherzogtum Warschau tatsächlich völlig in seinen Händen bleiben und Frankreichs Glacis gegen Rußland zu bilden bestimmt sein werde. Am 9. Juli trennten sich die neuen Freunde, nicht ohne sich in große politische Projekte für die Zukunft eingelassen und so gewissermaßen als neue Duumvirn die Welt unter sich verteilt zu haben. Napoleon eilte heimwärts voll großer Hoffnungen für die Folgezeit und in der festen Überzeugung, an Alexander eine persönliche Eroberung gemacht zu haben. Er wußte nicht, daß dieser in dem schon erwähnten Briefe an die Großfürstin Katharina auch die Worte geschrieben hatte: „Ich meine Tage zubringen mit Bonaparte, stundenlang mit ihm im tête-à-tête?" Um diese seine wahre Gesinnung, die hierin zutage tritt, wußten nur ganz wenige Vertraute: seine Schwester Katharina, der König von Preußen und dessen Bevollmächtigter in Petersburg, Major von Schöler. Zunächst mochte sich Alexander mit der Situation aussöhnen, da sie ihn tatsächlich vom Untergang gerettet hatte, und weiterhin, da sie ihm weitreichende Aussichten der Vermehrung seiner Macht eröffnete, durch die zu Tilsit besprochenen Pläne. Das Genie Napoleons hat er tief empfunden und einen ungeheuren Eindruck für sein Leben behalten. Dieser zeigte sich in einer gewaltigen Furcht vor ihm und nach seinem Sturz in der immer wiederkehrenden Betonung, daß Gott ihn damals einer furchtbaren Gefahr entrissen habe.

(Schluß folgt.)

Geheimrat Professor Paul Cremer: Chinesische Kriegslieder.

Zu den ältesten Kriegsliedern, die uns überliefert sind, gehören die Schlachtgesänge der Chinesen, die uns in dem „Schiking", dem „Buch der Lieder", erhalten worden sind, und deren Alter man wohl auf etwa 3000 Jahre schätzen darf. Sie sind, etwa 300 an Zahl, gegen Ende des fünften Jahrhunderts von dem großen chinesischen Waisen Kung Fu Tse, den die Missionare auf lateinisch Konfucius nannten, gesammelt und abgeschlossen worden. Ähnliche Sammlungen fast gleichen Alters und Ansehens haben wir nur noch in den Psalmen der Hebräer und dem Rigvéda der Inder.

Wenn die Chinesen der Gegenwart alles andere, nur nicht kriegerisch gesinnt sind, so war das in alten Zeiten ganz anders. Fast immer kam es zu Kämpfen; — entweder mit den Nachbarstaaten oder mit wilden Stämmen und Horden, die

das Land von Norden und Süden her belästigten. Da ist es dann auch nur natürlich, daß diese Anlaß zu Liedern gaben, die namentlich am Hofe bei festlichen Gelegenheiten gesungen wurden.

Wenn dann in jenen alten Zeiten die Kriegsmacht aufgestellt wurde, so wurden die Führer aller Grade, sowie die Wagenkämpfer — geritten wurde überhaupt nicht — aus dem Stande der Gebildeten genommen. Denn ein Unterschied zwischen Zivil- und Militärbeamten, wie er heute besteht, war damals in China nicht vorhanden. Das zahlreiche Fußvolk wurde durch das Aufgebot der kriegsfähigen ansässigen Bevölkerung aufgebracht. Da sie dann aus ihrem geordneten Leben, ihren Erwerbs- und Familienverhältnissen plötzlich herausgerissen wurde, erklärt es sich, daß man in den „Kriegsliedern" so häufig Klagen über Beschwerden und Entbehrungen in den Feldzügen, gestörte häusliche Verhältnisse und vergebliches Sehnen nach der Heimat begegnet.

Ungern also zogen die Männer in den Krieg, und sie gestanden es auch offen ein. Die Schlachten selbst und glänzende Siege riefen aber auch wieder kriegerische Begeisterung hervor, wie es mehrere der folgenden Lieder bezeugen. Die feste Zuversicht auf das Fortleben nach dem Tode und auf die auch dann noch bestehende Verbindung mit den heimgelassenen Hinterbliebenen konnten nur unerschrockene und todesmutige Kämpfer erzeugen. Jedenfalls war das Heerwesen für Kriegsfälle sehr gut geordnet. Waffen aller Art, Streitwagen, Feldzeichen und sonstiges Kriegsgerät mußte in den Zeughäusern vorrätig und in gutem Zustande sein. Viermal im Jahre, und zwar in der Mitte jeder Jahreszeit, fanden Waffen- und größere Feldübungen statt.

Des Kriegers Los.

Welch' Kraut ist hier nicht gelb gebrannt[1]?
Und welchen Tag wird nicht gerannt?
Und welcher Mann ist nicht gesandt
Zu Dienst und Müh'n in allem Land?

Welch' Kraut ist hier, das nicht geschwärzt?
Und welcher Mann, den nicht was schmerzt?
O weh' uns ausgesandten Leuten!
Sind wir vom Volk nur ausgemerzt?

Nicht zahmes und nicht wildes Tier,
Durchzieh'n wir wüste Steppen hier.
O weh' uns ausgesandten Leuten,
Von früh bis spät nicht rasten wir!

[1]) Infolge der Verwüstung durch den Krieg.

Siegeslied.

Dreitausend waren seiner Wagen,
Sein Heer bewährt im Widerstand.
Die Truppen führte Fangschu's Hand;
Und dort auf frischen Ackerlagen
Fuhr er mit seinem Schimmelspann[1]),
Des Wagens Rot den Rang zeigt an,
Samt Schirmwand, Fischhautköcher blank
Und Brustgehäng' und Zaumbehang.

Dreitausend waren seiner Wagen,
Kriegsbanner flatterten darein[2]),
Jochschmuck und Nebenband ließ fein[3])
Dort auf den neuen Ackerlagen
Hell klingen acht Zaumglöckelein. —
Fangschu trug hohes Amtsgewand, —
Der Scharlachschurz gab Glanz und Schein,
So fand er nirgends Widerstand[4]).

Dreitausend waren seiner Wagen;
Mit Cymbelschlägen, Trommelklängen
Stellt er die Scharen, lenkt er Mengen
Aus frischgebrochnen Ackerlagen.
So hoch Fangschu auch war an Jahren,
So kühn doch sein' Entwürfe waren.
Der Trommelschlag klang dumpf und bang, —
Heim zog das Heer mit muntrem Klang[5]).

Dreitausend waren seiner Wagen;
Lang währte die Entscheidungsschlacht,
Doch wich der Feind der Übermacht
Auf blutgetränkten Ackerlagen.
Er züchtigte die wilden Scharen,
Frech war der Frevler feind' Gebaren[6]).
Wie Wolkenkrach und Donnerklang
Erklinge drum der Siegessang!

1) Die vier Rosse, mit denen man zumeist fuhr, wurden nebeneinander gespannt — die beiden inneren an die Deichsel, während die beiden äußeren, mit etwas kürzeren Strängen, freier liefen. Ihre Zügel gingen durch Gleitringe, die an den Brustspangen der Deichselrosse befestigt waren. — Rot war die Farbe der Tscheu-Dynastie, zeigt also den Rang an: ein königliches Gespann.

2) Im Original heißt es: Die Drachenbanner und die Schlangen- sowie Schildkrötenbanner flatterten.

3) Das Band an den Radnaben war eine Verzierung von rotem Leder.

4) Fangschu, der Anführer gegen die Barbarenstämme im Süden des Reichs, zog im Jahre 825 vor Christo gegen diese aus. Das Gedicht ist demnach über 2700 Jahre alt.

5) Dumpf und tief war der Trommelklang bei der Schlacht; munter und hellklingend bei der siegreichen Heimkehr.

6) Die Frevler sind die Häuptlinge der Besiegten; sie wurden der Folter unterworfen.

Loblied der Krieger nach dem Feldzuge.

Unsre Äxte sind zerbrochen,
Unsre Beile sind zerfetzt;
Königs Mitleid für uns Leute
Zeigt sich über allem jetzt.

Unsre Äxte sind zerbrochen,
Unsre Meißeln sind zerkracht[1]);
Königs Mitleid für uns Leute
Zeigt sich jetzt in voller Pracht.

Unsre Äxte sind zerbrochen,
Unsre Keulen sind zerschellt;
Königs Mitleid für uns Leute
Ist das Herrlichste der Welt!

[1]) Die „Meißel" war eine sehr alte und einfache Waffe. Das Lied fällt in die Jahre 1122—1114 v. Christo.

Feldzugslied.

O ging's erst heim, o ging's erst heim!
Doch wohl ein Jahr ist dann verflossen,
Und Ruh und Rast sind ausgeschlossen,
Dieweil die Hunnen[1]) sich ergossen.
Wann geht es heim, wann geht es heim?

O ging's erst heim, o ging's erst heim!
Leidvolle Herzen brennen hier,
Bald hungern und bald dürsten wir;
Das Heimweh, es verzehrt uns schier.
Wann geht es heim, wann geht es heim?

O ging's erst heim, o ging's erst heim!
Doch Königsdienst will keine Trägen;
Wir dürfen nicht der Ruhe pflegen:
Fort geht's auf unwegsamen Wegen.
Wann geht es heim, wann geht es heim[2])?

Doch was fährt auf der Straße da?
Das ist des Heeresfürsten Wagen!
Nun heißt es, ruhmreich sich zu schlagen,
Und sieh! den Sieg davonzutragen!
Und stolz auf uns der König sah.

Und dreimal siegreich war die Schlacht.
Wen gab's da, der nicht kampferhitzt?
Auf uns der Heeresfürst sich stützt.
Der Krieger ist's, der's Land beschützt;
Wir sind des Reiches starke Wacht.

Jetzt, da wir wieder heimwärts geh'n,
Sind Durst und Hunger nicht zu meiden;
Der Marsch ist weit und nicht zu neiden,
Und keiner weiß von unsern Leiden.
Was macht's? Das Heim wir wieder seh'n[3])!

[1]) Die Hunnen, damals unter dem Namen „Hiungnu" bekannt, beunruhigten am Ende des zehnten Jahrhunderts vor Christo den Norden des Reichs. In diese Zeit fällt auch die Entstehung dieses Liedes.

[2]) Bis zu Ende dieser Strophe ist der oberste Feldherr noch nicht bei den Kriegern. Daher die gedrückte Stimmung, die sich bei seinem Erscheinen (in der vierten Strophe) in Siegesgewißheit verwandelt.

[3]) Während eines Feldzuges im fremden Lande durfte der Soldat keine Verbindung mit seiner in der Heimat zurückgelassenen Familie unterhalten, selbst sich nicht einmal nach ihrem Ergehen erkundigen.

Der Empfang des Kriegers im eigenen Heim[1]).

Des Königs Dienst will kein Versäumen.
Im zehnten Mond sind Mond und Sonnen[2]),
Und unsre Tage geh'n und geh'n.
Der Frauen Herz hält Gram umsponnen.
O wär' des Krieges Zeit verronnen!

Des Königs Dienst will kein Versäumen.
Ob Kraut und Baum sich grün verbrämen,
Es bricht das Herz vor Weh und Leid;
Die Frauenherzen sind voll Grämen.
O daß die Krieger wiederkämen!

Des Königs Dienst will kein Versäumen.
Noch sind die Krieger fern geblieben,
Und unsre Eltern leiden Pein.
Ist's, weil die Hengste abgetrieben?
Die Sandelwagen sind zerrieben[3])?

Des Königs Dienst will kein Versäumen.
Doch heimgekehrt sind nicht die Krieger,
Und größer werden unsre Schmerzen,
Und doch — sieh da! Es nah'n die Sieger!
An unsern Herzen ruh'n die Krieger.

[1]) Es wird angenommen, die Frauen hätten die heimkehrenden Krieger mit diesem Lied begrüßt, das die Sehnsucht nach ihrer Heimkehr schildert.

[2]) Die Frauen fürchten, der zehnte Mond würde die Männer noch im Felde finden.

[3]) Die Frauen meinen, die Männer seien sicherlich im Anzuge und nur deshalb noch nicht eingetroffen, weil die Pferde und Wagen (aus Sandelholz) durch den Feldzug so viel gelitten haben.

Siegreicher Feldzug.

Zum Kriege ging's mit heißem Drang.
Streitwagen waren all im Stande,
Manch Spann von Hengsten stampft' und sprang;
Gepackt von Rüstung samt Gewande.
Die Feinde waren wild entbrannt,
Und wir drum in der Eile Brande.
Ins Feld der König schickt das Heer,
Um zu befreien seine Lande[1]).

Die Rappen waren all' gleich stark[2]),
Mit stolz erhobnem Haupt sie gingen.
Das Kriegsgerät der Wagen barg,
Um große Taten zu vollbringen.
Die weißen Bänder wallten lang[3]);
Man tat den Dienst mit tapf'rer Hand.
Die Wagen öffneten den Gang,
Um zu befrei'n des Königs Land.

War unser Marsch auch lang und weit,
Geschlagen ist des Nordens Feind.
Die Krieger sind voll Fröhlichkeit,
Es hatte Kifu sie vereint.
Ob Krieg, ob Frieden in dem Land:
Ein Vorbild ist für jedermann
Kifus gewandte Kriegershand —
Drum ehrt ihn auch ein rot Gespann[4]).

[1]) Dieses Lied fällt in die erste Regierungszeit Sin An's; sein Feldherr war Kifu.
[2]) Es wurden immer vier Pferde von gleicher Tüchtigkeit angespannt.
[3]) Gemeint sind die weißen Bänder, die an den Bannern herabflattern.
[4]) Ein Kriegswagen, dessen Rosse rotes Geschirr trugen und dessen Räder auch rot angestrichen waren, galt als eine sehr hohe königliche Auszeichnung.

Waffenbrüderschaft.

Wer sagt, du hättest kein Gewand?
Die Kleider mein, sie sind auch dein.
Der König setzt das Heer instand,
Ich sorg' für Spieß' und Lanzen fein, —
Du sollst mein Waffenbruder sein!

Wer sagt, du hättest kein Gewand?
Die Kleider mein, die teilen wir.
Der König setzt das Heer instand,
Ich sorg' für Spieß' und Speere hier,
Und breche auf, vereint mit dir.

Wer sagt, du hättest kein Gewand?
Mit dir teil' ich mein Waffenkleid.
Der König setzt das Heer instand;
Mach' Wehr und Waffen schon bereit,
Und zieh' mit dir hinaus zum Streit!

Die Frau des Kriegers.

Ich denk' an meinen hohen Herrn.
Sein Kriegeswagen, welch' Gepränge!
Am Deichselbaume Schmuckgehänge,
Am Vorbrett goldberingte Stränge,
Das Tigerfell, der Glöckchen Klänge.
Ins tiefste Herz greift mir's hinein,
Daß jetzt ein Bretterhaus nur sein[1]).

Ich denk' an meinen hohen Herrn.
Vier Hengste geh'n in stolzer Pracht,
Sechs Zügel sind zur Hand gebracht.
Sahst je du Apfelschimmel wilder?
Am Wagen vorn die Drachenbilder.
O, wie gedenk' ich sein so sehr!
Wann kommt die Zeit der Wiederkehr?

Ich denk' an meinen hohen Herrn.
Die Ross' im Panzer, gleich an Kraft,
Des Dreizackspeeres gold'ner Schaft,
Der stolze Tigerschrein am Bug,
Der seine beiden Bogen trug.
Sein Tugendruhm wird stets besteh'n.
Beim Aufsteh'n und beim Schlafengeh'n
Denk' ich an meinen hohen Herrn.

[1]) Die Verse zwei bis fünf jeder Strophe dieses Liedes schildern die kriegerische Ausrüstung des Gatten bei seinem Auszuge, wie er der Gattin stets vor Augen schwebt; in den letzten beiden geht sie dann mit raschem Sprunge auf ihre gegenwärtigen Empfindungen über.

Marie von Bunsen:
Die Chronik der alten Könige von Kaschmir.

Anscheinend ist nur Fachgelehrten diese Chronik bekannt, und doch gewähren wenige Schöpfungen der Sanskritliteratur so reizvolle Erläuterungen der uns stammverwandten altindischen Kultur.

Kalhana hat das langatmige Werk 1149 beendet. Wie dies bei den Indiern nicht anders zu erwarten, wird fast nichts über ihn berichtet; doch steht, wahrscheinlich ungewollt, viel Persönliches zwischen den Zeilen. Der Dichter Kalhana wird einem vertraut.

Sohn eines mächtigen Ministers am Hof von Srinagar, der bereits damals uralten Hauptstadt von Kaschmir, war er in der vornehmen Hofbeamtenwelt aufgewachsen. Bei jeder Gelegenheit schmäht er mit den hochgezogenen Brauen eines enttäuschten Weisen die Hohlheit dieser Gesellschaft, doch wird sie ihm vermutlich das Lebenselement bedeutet haben. Er gehörte zur Brahmanenkaste, gelegentlich klagt er zwar über sie, über ihr Versagen in Augenblicken der Not, über ihre habgierig-frommen Schliche, aber noch öfter betont er die ihr zukommende Ausnahmestellung. „Geht das Glück der Könige verloren, weil sie den Brahmanen die schuldige Ehrfurcht versagten, kehrt es nimmermehr zurück." Und wiederum: „Bis zu diesem Tage erstrahlte die unüberwindliche Macht der Brahmanen, jener Götter auf Erden." Gleich den meisten seiner Landsleute war ihm Shiva besonders heilig, doch erwähnt er oft den schon seit über einem Jahrtausend dort bestehenden Buddhadienst, und anscheinend waren einige seiner Verwandten mit diesem verquickt. Damals wie heute war Kaschmir sowohl das Land des frommen Aberglaubens, als auch der friedlichen Toleranz.

Obwohl ein Beamtensohn, stand er vermutlich dem Staatsdienst fern; ihm ist schwerlich der Blumenkranz, Symbol einer Amtsernennung, umgelegt worden. Vermutlich war er unabhängig und reich, denn ohne Unterstützung der Könige scheint er sein Riesenwerk geschrieben zu haben. So seufzt er über Beamte: „Sie sind die gegebenen Lästerer der Könige, sie und ihre Familien leben von Verleumdung. . . . Hierin ähneln sich Könige und die Fische des Meeres. Diese letzteren halten eine Wolke für großmütig, wenn sie ihnen wenige ihrer Flut entzogene Tropfen vergönnt. Und leider halten die ersteren den sündhaften Beamtenpöbel für treue Diener, wenn diese aus ihrem Massenraub ihnen Geringfügiges zurückerstatten." Der um 1100, also in Kalhanas Jugend lebende König Uccala hatte die Gewohnheit, folgenden Spruch laut herzusagen: „Beamte sind zum

Totschlag, zu allem Schlechten, zu jedem Diebstahl bereit, vor ihnen soll der König seine Untertanen bewahren."

Anscheinend beschäftigte den Kalhana die damals wie heute eigenartige Psyche der Hofluft. „Nicht kann ein Mensch im Königsschloß dienen, ohne, selbst wenn er mit dem Auge der Vorsicht seine Aufgabe betrachtet und behutsam wandelt, Beleidigungen zu erdulden." . . . „Die gegenseitigen Schmähungen der Minister, der Haremsdamen" hat ein von ihm hochbewunderter Prinz nicht wiederholt, „er vergaß sie, wie man einen schlimmen Traum vergißt." Aristokratisch in seiner Gesinnung (für alles Plebejische hegt er verachtungsvolle Abneigung) war er ein königstreuer Mann. Ihm ist es ein wahrer Greuel, daß eine Gattin des Königs Kalasa nach dessen Tod einen Dorfschulzen heiratete, daß sie „ihren Leib, den ein König genossen, den verfeinerte Pflege verschönt hatte, einem Bauern preisgeben konnte". Jedoch kannte er die Schwächen der Herrscher; in jener unruhigen Epoche hatte er viele, sowohl gute als schlechte, erlebt. „Die Wassertropfen auf den Lotosblättern hält man für Perlen, die stumpfe Torheit der Könige für Erkenntnis; so zeigt sich jenes merkwürdige Blendungsvermögen, das von Königen und Lotusblumen ausgeht." Dann wiederum: „König Ananta bevorzugte, wie alle jene, die auf dem Thron geboren sind, einen Fremden, weil er geschickte Späße zu machen verstand"; wogegen er von einem andern König lobend hervorhebt, daß, als er den Thron bestieg, „er sein Gedächtnis nicht verlor". In folgendem lehrhaften Satz möchte ich eine kleine persönliche Erbitterung durchfühlen. Kalhana befand sich in reiferen Jahren, als er sein Lebenswerk beendete, stand jedoch anscheinend bei den letzten Königen in keiner besonderen Gunst. Er schreibt: „Gefahren, die von Gespenstern, Planeten oder dergleichen drohen, werden durch Kräuter, die von Feinden drohen, werden durch Truppen, die von Waffen, durch Rüstungen vertrieben. Wo in der Welt Königen Bedrängnis naht, kann sie rasch durch in Weisheit ergraute Männer beschworen werden." Vermutlich wäre er ein feinfühliger, vornehmer Fürstenberater gewesen. Mit subtilem Geschmack bespricht er Fragen des Taktes, des gewählten Anstands. Um die Torheit eines jungen Königs zu kennzeichnen, erwähnt er: „Wenn ein vermessener Beamter ihm Worte herablassenden Mitgefühls aussprach, erzürnte er sich nicht," . . . „da der jugendliche Herrscher die Angewohnheit hatte, laut zu sprechen, hielten Narren ihn für bedeutend". Einen anderen König lobt er, sagt: „Dieser prahlt nicht und zeigt niemals eine Gemütsbewegung." Der Umgangston des Herrschers war anscheinend oft entscheidend für die Beliebtheit oder Unbeliebtheit. „Nie gebraucht er ein unfeines Wort", wird von einem König lobend hervorgehoben. In der fernen Vergangenheit schickte ein gewaltiger Herrscher von Ujjain den Dichter Matrgupta als Fürsten nach „dem lieblichen Kaschmirland". Dort angekommen, meldete er dieses dem König von Ujjain und übersandte ihm kostbare Geschenke. Kaum waren diese abgegangen, „gedachte er, daß dieses seinem Herrn so vorkommen

könne, als wolle er mit dem Reichtum des neuen Landes prahlen, er fühlte sich schuldbewußt und beschämt. So schickte er andere Boten mit Obst und ähnlichen geringwertigen Gaben."

Kalhana hat strenge Grundsätze, tadelt in scharfen Worten Schlechtigkeiten, lobt gern das Gute. Frauen müssen ihn anscheinend auch psychologisch interessiert haben, er beobachtet sie genau. So schildert er die Anzeichen ehebrecherischer Liebe. „Die Gattin, welche sich unerlaubter Neigung hingibt, wird den Umschwung, den der Unsittlichkeitsdämon in ihr hervorruft, verraten. Inmitten ihrer Gefährtinnen lächelt sie vor sich hin, ihre Farben fliegen, wenn sie den Gatten erblickt, plötzlich sich erhebend, sieht sie lächelnd nach der Landstraße hinaus. Ist der Gatte zornig, so hebt sie geringschätzig ihre Brauen, gebraucht er harte Worte, senkt sie gleichgültig den Blick. Ihr liegt nichts an seinem Ansehen und Ruf, ihr gefällt es, wenn man seinen Widersacher lobt. Will er sich mit ihr zerstreuen, beginnt sie eine Unterhaltung mit ihren Gefährten, küßt er sie, wendet sie ihren Nacken hinweg, sie schmiegt sich nicht an ihn, seine Umarmungen scheinen ihr keine Freude zu gewähren, auf seinem Lager heuchelt sie Schlaf." Mit warmer Anerkennung schildert er zwei Königinnen, die er gewiß selber kannte. Die eine war „von aller Eifersucht frei, niemals zeigte sie Unschlüssigkeit, weder in verwickelten noch friedlichen Zeiten. Aus edlem Kriegergeschlecht, in ihrem Glanz ohne Überhebung und mit fleckenloser Tugend, war ihr die Sinnesart des Gatten von Jugend an bekannt." Von der andern sagt er: „Ist der König zornerglüht, ist sie die Zuflucht seiner Diener." So streng er erotische Verfehlungen geißelt, hat er vermutlich gern auch diese Freuden genossen. „Bemitleidenswürdig," sagt er, „ist der Mann, der, eine verlegene junge Frau in der Einsamkeit vorfindend, obwohl von ihr berauscht, doch aus Zaghaftigkeit sie nicht zu genießen wagt, sondern am nächsten Tag ihre Gunst durch einen Vermittler erfleht." Er unterscheidet die Wonnen rechtmäßiger und unrechtmäßiger Liebe. „Erfreut man sich leidenschaftlich der Gattin des andern, wird Gi (eine geheiligte Fettmasse) auf das Feuer gegossen." Aber er weiß es, „die Unstetigkeit der Liebesglut gleicht dem Blitzstrahl", und als Ergebnis seiner Lebenserfahrungen mag folgende Stelle gelten: „Niemand vermag diese unergründlichen Frauen zu verstehen, denn ihre Herzen ähneln den Wellen ihrer schweren Locken, der Unruhe ihrer Augen, der Glattheit ihrer runden Brüste. Obwohl sie ihren Gatten die Treue brechen, ja sie umbringen, betreten sie als Witwen wohlgemut den brennenden Scheiterhaufen. Bei Frauen ist eben nichts mit Sicherheit vorauszusagen."

Seine Weltanschauung ist die bekannte der Indier. Glück und Unglück ergibt sich aus den Verdiensten oder den Verschuldungen vergangener Existenzen. Hierdurch wird auf recht einfache Art alles und jegliches erklärt. Einem Minister wird, „da die Verdienste der ehemaligen Geburten erschöpft waren",

der Verstand getrübt. . . . . „Wer hat jemals Gelüste, die aus früheren Lebensläufen entsprangen, zu unterdrücken vermocht?" Dies war die überkommene Auffassung, er mag mit Zweifeln und bangen Fragen gekämpft haben. „Wohin der Mensch geht, wenn er hinter dem Vorhang des weltlichen Daseins verschwindet, wissen wir nicht," und ein um das andere Mal spricht er über des Schicksals grausames Zufallsspiel. „Das Schicksal läßt Aufsteigende fallen, wirft Niedersinkende in die Höhe, scheint wie mit Bällen zu spielen." . . . „Das Geschick unterhält sich damit, die Starken durch die Schwachen betrügen zu lassen, die, welche alle Gewalt in den Händen tragen, werden durch die Belanglosen gehindert." . . . „Ist seine Zeit nicht gekommen, vermag selbst der Blitzstrahl einen Menschen nicht zu erschlagen. Ist jedoch die Frist um, bringt selbst eine Blume ihm den Tod!" . . . „Die Klauen des Löwen, der den Wald beschützte, finden ihre Verwendung als Halskette eines Kindes; die Hauer der Elefanten, welche in der Schlacht als Waffen dienten, selbst sie müssen es erdulden, von Gauklern spielend in die Luft geworfen zu werden." Immer neue Vergleiche fallen ihm auf: „Ist das Schicksal wohlgeneigt, läßt es einen aussichtslos Verarmten über einen Abgrund auf einen verborgenen Schatzhaufen fallen." Als Ergebnis seiner geschichtlichen Studien meinte er bitter: „Das Schicksal haßt Heldengestalten."

Ihm, wie noch den heutigen Indiern lag es nahe, dereinst als Lebensabschluß in der Bergeinsamkeit über Lebensrätsel zu grübeln. Wir Deutschen werden verwandte Anschauungen gewahr, hören wir von den Heldenmädchen, den Apsaras, die gefallene Krieger im Jenseits beglücken. . . . „Im Kampf errang er die Umarmungen der himmlischen Jungfrauen," ist eine übliche Umschreibung des Todes in der Schlacht. Germanisch muten uns auch die Quellgöttinnen an, die Heilighaltung der hier auf das engste mit diesen Nagas (Wassergottheiten) verquickten Schlangen. Von einem Wassermann wird beim Baden eine Königin vergewaltigt, sie gebiert ihm einen Sohn. Männerherzen betören der Nagakönige liebliche Töchter. Die einstige Götterdämmerung wird bei Gelegenheit eines Brandes mit großartigem Schwung beschrieben. . . . „Brennende Tempel glichen den Gipfeln des Himalaya, welche Wolken jener Dämmerung des Weltunterganges bekleiden." Schlangen (die chinesischen Reisenden nennen sie „Drachen") hüten einen Schatz; und von Hexen und Hexenmeistern erzählt eine grausige Geschichte. Der Minister Sandhimati wurde so berühmt und angesehen, daß ein König ihn aus Eifersucht umbringen ließ. Verzweifelt suchte der Guru (Seelsorger) den Leichnam, um ihn würdig zu bestatten, und fand am Hinrichtungspfahl befestigt des Unglücklichen Skelett. Als er dieses näher besah, entdeckte er Worte auf dem Schädel, welche aussagten, daß Sandhimati nach seiner Hinrichtung den Thron besteigen würde. Nun zog sich der Guru zurück und beobachtete, was sich am Richtplatz begeben möchte. Nicht lange darauf sah er dort auch Hexen im strahlenden Lichtglanz, welche dem Skelett menschliche

Glieder anfügten. „Die berauschten Hexen sehnten sich nach Liebesspiel . . . . durch ihre Zauberkünste bannten sie die Seele des Sandhimati, die noch heimatlos umherirrte, wieder in den ehemaligen Körper. Darauf bedeckten sie ihn, der einem vom Schlaf erwachenden Menschen ähnelte, mit überirdischen Salben und genossen ihn, ihren Hexenmeister, dann mit grauser Lust." Der Guru befreit den herrlich bekleideten, bekränzten und schmuckbehangenen Sandhimati, „da kam diesem die Erinnerung an die Vergangenheit wieder und ehrerbietig begrüßte er seinen Seelsorger". Später wurde er zum König erkoren.

Kalhana betrachtete seine Chronik als Dichtung, aber auch als Geschichte. Vermutlich war der Stil dieser Kunstart schon seit langem von indischen Hofsängern ausgebildet worden; da diese Werke sich jedoch nicht erhalten haben, hat die Raja Tarangini des Kalhana ihren einzigen Wert*). Natürlich werden die ersten Königsgeschlechter mythenhaft, legendarisch geschildert; Beziehungen zu den Heroen der Mahabharata werden hergestellt. Vom König Avantinarman (855—883) an darf seine Chronik als geschichtliche Quelle aufgefaßt werden. Dieser große Herrscher und sein Minister Sura werden eingehend und lebendig geschildert. Ihre hochwichtigen Bewässerungsarbeiten lassen sich noch heute verfolgen. Die Königin Didda (um 1000) tritt als Persönlichkeit hervor, grausam, lasterhaft und bedeutend; und die verschiedenen Herrscher, die sein Vater und er erlebte, werden scharf, ja oft meisterhaft gezeichnet. So etwa der König Harsa, den Kalhana zweifellos in seiner Jugend gut gekannt hat. Ein hochbegabter Mensch, „er kannte alle Sprachen, war ein Sänger, ein Dichter", empörte er sich gegen seinen Vater, den König Kalasa. Dieser floh und wünschte im heiligen Gebet des Martandtempels zu sterben, hoffte jedoch noch immer auf eine Versöhnung. Durch die geöffnete Tür hörte er Gesang, es waren im Tempelhof stehende Sänger, und mit tiefem Seufzen erkannte er eine Weise seines Sohnes Harsa. („Selbst heute," sagt Kalhana, „fallen Tränen von den Augenwimpern seiner Feinde, wird ein Lied von ihm gesungen.") Er starb; „daß beim Nahen des Todes ihre Macht sich verflüchtigt, wie im Traum die Fähigkeit rascher Bewegung vergeht, fürwahr, das schneidet Königen in die Seele und verbittert ihren Todeskampf". Mit den besten Absichten, die erfreulichsten Hoffnungen erweckend, bestieg der junge Harsa den Thron, umgab sich mit einem glänzenden Hof. „Nächte verbrachte er in der Festhalle, welche tausend Lampen erhellten; dort wurden Versammlungen gelehrter Männer abgehalten, man erfreute sich an Gesang und Tanz. Die Baldachine glichen Wolken, die Lichter einem feurigen Ball. Schöne Frauen nahmen die Stelle der Apsaras ein, die Minister jene der Sterne. . . . Mit wehenden Palmblättern,

*) Kalhanas Chronicle of the Kings of Kashmir. M. Aurel Stein. Westminster, A. Constable & Co. 1900.

mit Sandelölzeichen auf der Stirn erschienen die Männer, an ihrer Seite hingen lange, kostbare Schwerter. . . . Seine Frauen trugen Haarkränze mit goldenen Blättern, die Enden ihrer unverschleierten Locken waren mit Goldfäden durchwunden. (Diese Haartracht klingt noch immer in der heute in Kaschmir gebräuchlichen weiter.) Ihre schleppenden Untergewänder küßten den Boden; der König führte neue prunkvolle Trachten ein, so wie der Frühling die Waldblumen hervorruft. . . . Gelehrte Männer schmückte er mit Juwelen, verlieh ihnen das Recht, sich mit Sänften, Pferden und Sonnenschirmen zu zeigen." Harsa war ritterlichen Übungen ergeben; wie das von den meisten der Kaschmirkönige ausgesagt wird, ein leidenschaftlicher Reiter. Anfänglich war er mild und gerecht, aber bald veränderte sich sein Sinn; was wir Cäsarenwahnsinn nennen würden, trat ein. Mit rücksichtsloser Grausamkeit verfolgte er unbotmäßige Raubritter, die Damaras; an den Toren des Palastes von Srinagar, an denen er zu Anfang seiner Regierung Glocken anbrachte, um von den Wünschen bittstellender Untertanen benachrichtigt zu werden, ließ er als Kranzschmuck aufgereihte Damaraköpfe hängen. Seine Verschwendung wurde grenzenlos, seine Launen wurden unerträglich. Es kam zu einem Aufstand, Srinagar wurde belagert. Die Kronprätendenten und die Damaras kämpften mit Erbitterung auf der Brücke, gewannen Boden, da ritt König Harsa, verzweifelt, aus dem Palast, während siebzehn der Königinnen und Prinzessinnen, auf der Dachterrasse versammelt, ihre bereitgehaltenen Fackeln in die Gebäude schleuderten und in den Flammen verkamen. Von weitem erblickte der König den Brand und wiederholte in seiner Qual einen alten Vers: „Das Feuer, welches aus den brennenden Schmerzen der Untertanen hervorlodert, wird nicht gelöscht, ehe es Nachkommenschaft, Glück und Leben des Königs verzehrt." (Böhtlingk, Indische Sprüche 4206.) Er wollte im Kampf seinen Tod finden, war jedoch unschlüssig, hörte auf die entgegengesetzten Ratschläge seiner Umgebung. Seinen Minister Canpaka (den Vater des Dichters) schickte er zu dem gefürchteten Sohn, die anderen verließen ihn unter verschiedenen Ausflüchten. Verlassen irrte er umher, mit ihm nur ein Gefährte und der Koch vom Begleiter eines Untergebenen des Canpaka. (Dieser wird als Augenzeuge dem Dichter die letzten Stunden des Königs geschildert haben.) Harsa wollte das gebrachte Boot nicht besteigen — „naht sich Menschen das Ende, verlöscht rasch die Lampe ihres Verstandes, als würden sie der Schlange in der Hand des nahenden Todes gewahr". Es erhob sich ein furchtbarer Sturm, sie flüchteten sich in die elende Hütte eines Zuhälters und einer Dirne; anschaulich werden die Seelenqualen, die Erniedrigungen geschildert. Endlich kamen Soldaten, Harsa schlug den ersten zu Boden, wollte stolz jedoch den unter ihm Liegenden nicht töten. „Man sah ihn in herausfordernder Haltung, gerade wie ein Stab, der Göttin Camunda gleich, auf dem Rücken des Kriegers stehen." Dann wurde er umringt, erdolcht, „fiel hin, wie ein an der Wurzel gefällter Baum". . . „Kein anderer König

war so mächtig als er, kein anderer König wurde so schimpflich bestattet" . . . „von allen verlassen, wurde er, einem Bettler gleich, nackend verbrannt."

Es sind mehr oder minder geschichtliche Berichte, doch ist es ein Gedicht, und Kalhana verstreute Perlen auf seinen Saiten. So die Schilderung eines in die Berge flüchtenden Königs. „Seine Gattinnen, deren Gestalten zart wie junge Lotusblumentriebe waren, gelangten in das von Blumen und Kräutern durchduftete Waldgebiet, sollten Bergströme mit schlüpfrigen, von Wellen gepeitschten Felsblöcken überschreiten . . . Da neigten sie sich über und vergingen vor Erschöpfung. Von der Berggrenze aus warfen sie einen langen Blick auf das fern zurückbleibende Land und streuten Blumen als Abschiedsopfer. Darauf schrieen die in den Klüften nistenden Vogelschwärme in ihrer Erregung und verbargen die Schnäbel in ihr ausgebreitetes Gefieder." Während des Interregnums „mästeten die ehemaligen Höflinge sich in gegenseitiger Eifersucht von dem herrenlosen Reich, wie Wölfe in der Wüste einen toten Büffel benagen". . . „Reichtum besitzt merkwürdige Gewalt. Gleich sorgfältig gesammelten köstlichen Kräutern vertreibt er Unheil." Über Kriegerlos schreibt er: „Die, welche im Kampf ihr Leben verlieren, sind nur anfänglich niedergeschlagen, dann aber genießen sie jene höchste Genugtuung, indem sie jenes Glück, das wir vollkommene Seligkeit nennen, erringen." Oft finden sich ansprechende Naturvergleiche. So in einer Kriegsszene: „Wie am Abend es um einen Baum, der vom Gezwitscher zahlloser in ihm nistender Vögel erklang, plötzlich still wird, wenn ein Steinwurf den Schwarm verscheucht, so verstummte das Schlachtgewühl, als König Sussala zu Pferde erschien." Von diesem sagt er: „Sussala ähnelte der Sommersonne, seine Königin und sein Sohn jedoch dem Waldwehen und dem Schatten der Bäume."

Das Verhältnis von König und Untertanen beleuchten verschiedentlich zwei kleine Episoden. Ein Gerber (noch heute bilden die Gerber eine verachtete Kaste) weigerte sich, sein Häuschen, das zu einem vom Fürsten beschlossenen Tempelbau gebraucht wurde, herzugeben. Als man dieses dem hohen Herrn meldete, verbot er, Gewalt anzuwenden, und sprach im Außenhof des Palastes selber mit dem Gerber. Dieser sagte ihm: „Selbstbewußtsein, wie das dir in deiner Pracht der Armbänder und Perlenketten zukommt, lebt ebenfalls in mir, bin ich auch nur arm. Was dein schimmernder Palast dir, o König, bedeutet, ist auch mir diese Hütte, deren Fenster nur aus der Öffnung eines irdenen Topfes besteht. Denn seit meiner Geburt war mir die Hütte, gleich einer Mutter, Zeuge guter und böser Tage. So ertrage ich nicht, daß sie niedergerissen werde. Trotz alledem hätte ich jedoch eingewilligt, wäre Euere Majestät zu mir gekommen, um in geziemender Form meine Einwilligung zu erbitten." Hierauf begab sich der König zur Hütte des Gerbers und zahlte diesem den verlangten Preis; „denn wer glücklich sein will, kennt keinen falschen Hochmut". Darauf sprach der Gerber mit gefalteten Händen (der höflichen Haltung): „Heil dir, o König, deine

Gefälligkeit ist recht und schicklich. Wie in alter Zeit Dharma in der Gestalt eines Hundes die Gerechtigkeit des Pandu-Sohnes prüfte (in einer bekannten Stelle der Mahabharata), so habe ich, der Paria, heute die deinige geprüft." Anders handelte ein reicher Kaufmann, der in seinem herrlichen Haus — die Lampen waren aus Juwelen geformt — den Besuch des Herrschers empfing. Bei dieser Gelegenheit erblickte der König die schöne Gattin, „und war es infolge eines Liebesbundes in einer früheren Menschwerdung oder durch das Geheiß des Kama (des Liebesgottes), mit diesem Blick erfüllte sie seine Seele mit innigster Neigung". Er konnte jene Frau nicht vergessen, verzehrte sich. „Wehe mir, im Garten meines Denkens wächst der Böses verbreitende Giftbaum, den man Liebesleidenschaft nennt. . . Als König muß ich rechtlich wandeln und Verleumdung scheuen. Denn wenn der Herrscher sich an den Gattinnen seiner Untertanen vergreift, wer soll dann Gesetzesübertretungen rügen?" Der Kaufmann vernahm, daß der König vor Gram erkrankt sei und dem Tode zu verfallen drohte, so ging er zu ihm und sagte: „Handelt es sich um das Leben, ist alles erlaubt. Weit verbreiteter Ruhm weckt die Ohren eines Toten nicht auf." (Die Kaschmiri waren und sind bis zum heutigen Tage als Feiglinge bekannt. Eine solche weise Betrachtung mußte ihnen überaus gefallen.) „Achte nicht meiner und mache nicht so viel Aufhebens um ein bloßes Spielzeug der Sinne. . . . Ich werde sie als Tänzerin einem Tempel übergeben, von dort aus kannst du wegen ihrer Tanzkünste sie dir zuführen lassen." So, teils vom Kaufmann bewogen, teils seiner Liebe folgend, überwand er seine Scham und nahm zögernd die schöne Königin zu sich. Durch edle Stiftungen überwand Narandra die Leichtfertigkeit ihrer Handlung und erbaute den berühmten Tempel Narandresvara. Und vermöge der Tugenden der Untertanen in ihren einstmaligen Geburten gebar sie einen Sohn, so wie die Erde Schätze hervorbringt."

Tempeltänzerinnen, die noch immer vielen Europäern (besonders wenn diese noch nie in Asien waren) das romantische Indien verkörpern, werden oftmals erwähnt. König Lalataditya (700—736 n. Chr.), der Erbauer des noch heute teilweise stehenden Tempels von Martand, „war ein vorzüglicher Reiter. Allein nahm er sich ein noch nicht abgerichtetes Pferd in die Wildnis, um es dort zuzureiten. Dort, fern von allen menschlichen Behausungen, erblickte er zwei liebliche Jungfrauen. Eine sang und eine tanzte. . . . Nachdem der Gesang und Tanz vollendet war, verneigten sie sich und gingen von dannen. Jeden Tag kam er nach der Stelle und fand die Jungfrauen dort in der nämlichen Weise vor. Endlich frug er sie aus. Darauf sagten sie: „Wir sind Tänzerinnen, die zu einem Tempel gehören, dort im Dorfe liegt unser Haus. Den Befehlen unserer Mutter, die an dieser Stelle ihr Amt verwaltete, folgend, führen auch wir hier an dieser Stelle jene Tänze auf, die unsere Herkunft erheischt. Es ist eine alte Überlieferung, den Grund kennen weder wir, noch ist er anderen bekannt!" Der überraschte König ließ am andern Tag die Stelle ausgraben,

da kamen die Arbeiter auf zwei verfallene Tempel mit geschlossenen Türen. Als diese geöffnet wurden, fanden sich Statuen des Wishnu, dem der König nun einen neuen Tempel erbaute.

Auf Abenteuer ausgehend, streifte unbekannt der um 800 n. Chr. lebende König Jayapida in Bengal, kam in eine Stadt. „Ihn freute der Einwohner Reichtum, den sie dank einer gütigen Regierung genossen, und er ging nach dem Tempel, um das dortige Tanzen zu sehen. Er fand, daß die Tänze den Anweisungen des göttlichen Bharata entsprachen, und da er dessen Lehrbücher kannte, setzte er sich auf einen Stein an der Pforte des Tempels nieder. Von seiner ungewöhnlichen Würde beeindruckt, wichen die Umstehenden zurück, und eine der Tänzerinnen, Kamela, bemerkte den schönen Prinzen. . . . Nachdem sie eine Freundin zu Rate gezogen hatte, schickte sie diese zu ihm. Ihre anmutigen Worte waren ihm wohlgefällig und so gelang es ihr, den Prinzen nach dem Haus der Tänzerin, welche ihren Tempeldienst beendet hatte, zu führen. Diese war von einer bezaubernden Lieblichkeit, sprach mit Zartgefühl und Innigkeit, umgab ihn mit einer solchen Aufmerksamkeit, daß es ihn Wunder nahm. Als das Antlitz der Nacht im Mondlicht weiß wurde, nahm Kamela den Fürsten bei der Hand und führte ihn in das Schlafgemach. Während er auf dem goldenen Lager ruhte, löste er nicht sein Gewand, obwohl sie in ihrem erregten Rausch ihn darum bat. Darauf sprach langsam der Prinz: „O du, deren Augen Lotusblättern ähneln, freilich hast du mein Herz bezwungen . . . aber wisse, ich bin entschlossen, keine Freude zu kosten, ehe ich mein Werk vollbracht habe." Er seufzte, schien mit seinen beringten Fingern auf dem Lager eine Weise zu spielen und sagte dann diesen Vers: „Wie darf ein starkgesinnter Mann, der auf Eroberung erpicht ist, an Frauen denken? Es naht sich auch der Sonnengott nicht seiner Geliebten, der Abendstunde, ehe er seine Wanderung über die weite Welt vollbrachte."

Den Frauen wurde eine gute Stellung zuteil; sie zierten die Feste, verkehrten mit den Freunden ihrer Gatten! So verliebte sich eine Prinzessin in einen Minister „wegen der Vertraulichkeit, welche beständige Begegnungen erwecken". Auch reife Frauen wurden bewundert, erlebten noch bedenkliche Romane. Ein aufständischer Prinz schickte seine Mutter zum feindlichen Feldherrn. Als Witwe war ihre Tracht einfach, aber doch so königlich prächtig, daß sie den General bezauberte. Es waren verfeinerte Damen, eine Stelle sagt: „Wie vornehme Frauen ihre Gedanken verbergen, so auch er", und die Art, wie ein gefangener Prinz den Königinnen seine Aufwartung machte, von ihnen mit gütiger Zuvorkommenheit empfangen wird, zeigt ausgebildetes Taktgefühl. Die Gattinnen nicht nur der Fürsten, sondern auch der hohen Beamten waren in der Lage, großartige Stiftungen, Tempel, Klöster und Hospize zu errichten. Der Einfluß guter Königinnen wird oft erwähnt. In der Vorzeit bestrebten während einer schrecklichen Hungersnot der König sowie seine Gattin sich Tag und Nacht, neues

Leben ihren Untertanen zuzuführen. Als die Mittel zu Ende waren, verzweifelte der König, klagte nachts seinem Weibe, er wolle sich verbrennen, um nur die Not seines Volkes nicht weiter mit ansehen zu müssen. Sie sprach ihm Mut zu, es sei die Pflicht der Könige, kein anderes Ziel als den Schutz ihrer Untertanen zu haben. Sie frug, ob ihr Wort jemals verkehrt gewesen wäre, und sagte ihm das Nahen besserer Zeiten voraus. Da kamen durch göttliche Gnade Taubenflüge, von denen das Volk sich ernähren konnte, und die Teuerung ging vorüber. Als der König nach sechsunddreißigjähriger Herrschaft starb, verbrannte die Königin sich auf seinem Scheiterhaufen, und zu Kalhanas Zeit wurde noch diese Stelle gezeigt.

Gewiß billigte Kalhana eine solche patriarchalisch-wohlwollende Regierung, ohne daß er sonst sich viel um das Ergehen des Volkes bekümmerte. Er verachtete es, verhöhnte seine gemeinen Umgangsformen und Ausdrücke, seine Unzuverlässigkeit, seine Feigheit. Die Fronarbeiten, welche bis in die Neuzeit die Bevölkerung gepeinigt haben, erwähnt diese Chronik bereits im neunten Jahrhundert.

Über Kalhanas Lebensende wissen wir nichts. In jenem paradiesisch-schönen Kaschmirtal, dessen Obst und Blumen und schneegekühltes Quellwasser er rühmt, durfte er wohl seinen Abend genießen. Wie das fein empfindenden alternden Indiern selbstverständlich erschien und zum Teil noch heute erscheint, wird er nach den Unruhen seiner Mannesjahre friedlich versonnen in der Stille über Lebensfragen nachgegrübelt haben, sein Leichnam wird dann am Ufer des Flusses verbrannt worden sein. Jetzt ist der Islam in diesem Gebiet der verbreitetste Glaube, aber sowohl der Fürst des Landes, als auch viele seiner Untertanen beten noch immer zum großmächtigen Shiva, bringen noch immer den Wassergöttern Opfer dar.

Wer dort wandern durfte, lernte Menschen und Verhältnisse kennen, die sich nicht wesentlich von denen zur Zeit des Kalhana unterscheiden. Sein Buch ist ihnen noch heute lebendig.

Robert Misch:
I bin der Eppenhofer.

Eine Dorf- und Kriegsgeschichte.

Den Berg aufwärts schritt eine junge Bäuerin im Sonntagsstaat, einen kleinen Rucksack auf dem Rücken. Aufrecht war sie und stattlich schlank. Unter dem steifen, schwarzen Filz glänzten die blonden, dicken Zöpfe, die in schlichtem Kranze um den schön und kühn geschnittenen Kopf lagen. Seidener Rock und silbernes Geschnür am Mieder verrieten soliden Reichtum und zierlichen Geschmack. In den blaugrauen Augen lag stille, heitere Ruhe, mit der sie jetzt den überwundenen Weg und das Tal rückwärts betrachtete, das sich in welligen Hügeln am Horizonte verlor. Weit vor ihr glänzten die grünen Firne und weißkappigen Schroffen hoher Bergspitzen, vom gleißenden Golde der strahlenden Morgensonne übergossen.

Die Wiesen und Matten, die den Wallenberg gleich einem grünen Gürtel prangend umflossen, hatte sie bereits hinter sich gelassen. Ein Laub- und Tannenforst tat sich in grüner Dämmerung vor ihr auf. Längs des kleinen Bächleins, das schnell und geschwätzig, in kleinen Wellen glitzernd, über die moosigen Steine murmelte, zog sich der Weg aufwärts. Hie und da knackte ein Zweig — sonst tiefe Sonntagsstille, nur von einem Vogelschrei, einem kurzen Piepsen und Flattern unterbrochen! Gleich blitzenden Pfeilen stach die Sonne durch das grüne Dach über den Weg, zitternde Kringel auf dem Moose malend.

Geruhig zog das junge Weib seines Weges, mit den weit ausholenden, federnden Schritten des Bergbewohners und der Jugend. Plötzlich kam über eine Lichtung her, auf der breit die Sonne lag, ein Jäger auf sie zugeschritten, die Büchsflinte und den Rucksack auf dem Buckel, den Hut im Nacken. Er blitzte sie aus schwarzen Augen keck und feurig an, lässig am Filz rückend.

„Grüaß Gott, die Vroni!"

„Guten Tag, Prankl! — Na, wohin des Wegs?"

Es war ein silberner Klang in ihrer leisen Stimme und trotz des breiten, heimischen Tonfalls der Berge eine verfeinerte Redeweise.

„Na halt — so — im Dienst — 's Revier verhör'n."

„Is Euer Graf oben im Schlöß'l?"

„Na — momentan net! Nach Münka is er — von wegen dem Krieg. Wird aber wieder komm'n, wann's do net so eil'n tut."

„Von wegen was?"

„Krieg wird's halt geb'n, sagt mei Graf."

„Was redet Ihr da! Weswegen denn? Der Graf hat Euch einen Bären aufgebunden."

„Die Jungfer liest wohl koan Zeitung net?"

„Freili! — Ihr meint, wegen der Österreicher!"

„Na ja — an Iltimat, oder wie's hoaßt, haben's den Serben aufigespitzt."

„Was geht das uns an, Prankl?! Oder glaubt Ihr, wir werd'n uns mit den Serben raufen?"

„Net wegen der Bagasch —! Aber weil ma do Bundesbrüder san mit de Österreicher. Der Graf hat mi dös all's genau verzählt. Die Russ'n, die Saukerle, dö sind aa dabei und hetz'n; und wenn dö mit die Österreicher zum Rauf'n anfang'n, dann werd'n ma halt aa dabei sein müssen; und dann komm'n aa die Franzos'n. Und dann is Krieg — und ob sich net die Englischmänner mit ihre Schiff' einmisch'n tun, dös sei aa no net g'wiß, meint der Graf. Zu uns werden's net halten, meint er."

Die Vroni schaute ihn betroffen an.

Der Jäger sprudelte seine Neuigkeiten wie ein Wasserstrahl heraus und fuhr dann selbstgefällig fort:

„Der Graf — er is bei der Landwehrkaffalrie Rittmeister — dem sein Herr Bruder is bei insern Generalstab in Münka. Na, und so an Herr, der hat aa sonst seine Verbindingen und Auskünft', wo unserein nix von weiß. Depeschen hat er 'kriegt und Brief'. — ‚Prankl — losgehn wird's,' hat er g'sagt — ‚und die Offizier' werden aus'n Urlaub heimberuf'n und müass'n nach ihre grauen Felduniformen schau'n. Und i muaß nach Münka. Ob i noch einmal wiederkimm, döß hängt ab, wie lang, daß es dauern tut. Und wann du willst, kannst in mein Regiment tret'n — und halt's Maul vorläufig!'"

Die Vroni machte ein ganz ernstes, bestürztes Gesicht. Der Jäger war als rauh, scharf und jähzornig verschrien, stieg auch den Wilddieben wie der Teufel nach und hielt Ordnung in seinem Revier. Aber ein Wortmacher war er nicht und stand mit seinem Grafen, den er durch dick und dünn führte, auf sehr vertrautem Fuß.

Schweigend schritt sie eine Weile neben ihm her. Von weitem schrie ein Häher — ein kleiner Vogel flog piepsend auf. Durch die dunklen, hohen Bergtannen, in deren Revier sie jetzt traten, fuhr ein leises Rieseln und Zittern.

„Warum erzählt Ihr das gerade mir, Prankl, wenn Ihr doch schweigen sollt?!" fragte plötzlich die Vroni und blieb stehen.

Ein schwaches Rot huschte über des Burschen braungegerbte Züge; dann stieg es wie listiges Leuchten in seinen dunklen Augen auf. Er zog eine metallene Hülse aus der Tasche, eine halbangerauchte, wieder erlöschte Zigarre daraus hervor und strich sich umständlich mit einem Zündhölzel Feuer auf der dunkelglänzenden Lederhose an.

„Na, halt — weil — die Vroni is eine Kluge, und dischkurrier'n kann man mit ihr. . . . Ach was . . . wegen der Vroni bin i halt hier 'nauf — nachgestieg'n bin i ihr, weil i sie halt so viel gern hab. Und wenn's

zum Krieg kommt — i muaß mit, und i geh' auch g e r n mit . . . Aber vorher muß i Dir halt sag'n, Madl, wie's um mi steht, wann's Du dös no net g'merkt hast." —

„Prankl!" — Jetzt flog auch, wie sanfter Anhauch eines Pfirsichs, die Röte über die bräunlichen Wangen des jungen Mädchens.

„Na ja — bist halt eine extra Feine! Eine, die in der Stadt gewes'n is und Bücher liest und Klawier spüllt und a so mehr — aber schaffen tust du rechtschaffen als a rechte Bäuerin. Und dein Vatta, der Eppenhofer, is und bleibt doch a Bauer. I bin gräflicher Oberjaga — und wann der alte Förstner stirbt, dann werd i Förstner und krieg das schöne Häusel. Von mei'm Onkel in Loisach erb i an Hof und tüchtig' Batz'n; und vom Herrn Grafen krieg i a ein paar tausend Markl, wann i heirat'n tu. Sell' hat er mir versproch'n. Würd' a stattliche Förstnersfrau geb'n, die Vroni. Und i nehmet's aa, wanns nix hätt, als das G'wand auf'm Leib."

Mit leidenschaftlicher, inbrünstiger Hast, wie ein gehemmter und dann plötzlich entfesselter Wasserstrom, stieß er die Worte hervor, als müsse er sich endlich von der Seele reden, was sie seit langem anfüllte.

Nun blickte er sie stumm, erwartungsvoll von der Seite an. Nur seine Schnurrbarthaare zitterten noch vor innerer Erregung. Die Vroni schwieg erst ein Weilchen, dann sah sie ihm fest und ernsthaft ins Gesicht, mit großen grau-blauen Augen, die kristallklar wie ein Bergsee ihrer Heimat leuchteten.

„Ihr seid halt an die Unrechte gekommen, Prankl — und das tut mir leid. Nix gewußt hab' ich davon, sonst wär' ich euch längst aus'm Weg 'gangen."

„Ach so — zu vornehm bist, Dirndl, und der Förstner-Prankl zu gering für das gnädige Fräul'n."

„Ihr müßt so net red'n, Prankl. Ich fühl' nix für euch; sonst" — wieder stieg der feine, rote Anhauch bis in ihre Stirne — „bei Gott, wenn Ihr auch ein armer Holzknecht wäret . . . Und nun seid vernünftig und laßt mich gehen!"

Dem Jäger war das Blut aus den Wangen gewichen. Ehe er jedoch eine Antwort geben konnte, hörte er hinter sich „He!" und „Hallo!" rufen. Mit großen Schritten eilte ein junger Mann den langsam Gehenden nach, die jetzt stehen blieben und zurückblickten.

„Hoho — der Moser, der jung' Lehrer!" rief der Prankl und pfiff dabei zwischen den Zähnen. Ein messerscharfer Blick streifte seine Nachbarin, deren Lippen zuckten wie von innerer Erregung.

Der junge Mann, von hoher, überschlanker Figur und Brust, etwas nach vorn übergeneigt, hatte nun das Paar eingeholt.

„Grüß Gott, Fräulein Vroni — guten Tag, Jäger!"

Seine frischen, hellen Augen strahlten freundlich das junge Mädchen an, das scheu und zögernd seine dargebotene Rechte ergriff.

„Der Herr Lehrer steigt aa da hinauf zum Marel auf die Kreuzweg-Alm!"

meinte der Prankl spöttisch, während er die dargebotene Hand nicht zu bemerken schien, so sehr war er mit seiner Pfeife beschäftigt, die er jetzt aus der Tasche zog, seinen Stummel ärgerlich zur Seite werfend.

„Ja — bei dem Prachtwetter tut mir eine Erholung gut. Wenn man soviel im Zimmer hockt wie ich bei den Büchern . . .“

„Ja, ja — der Herr Lehrer studiert zu vüll. Sollt' sich nach einer Frau umschaug'n, daß er's net mehr nötig hat!“

„Das verstehe ich nicht, Jäger,“ erwiderte der junge Mann und strich sich lachend durch den kurzen Vollbart. — „Was in aller Welt hat denn damit eine Frau zu tun! Soll die mich abhalten von den Büchern?!“

„Sell wohl,“ meinte der Jäger höhnisch lachend — „wenn sie recht Batzen hat. Nacha braucht der Lehrer net mehr in die Bücher zu schaug'n und aa net mehr die Buben zu klopf'n.“

„Das versteht Ihr nicht, Prankl — studieren tue ich, um weiterzukommen. Will nicht in Wasinghofen mein Dasein beschließen — will noch tüchtig lernen und Examina machen —“

„Na — dann braucht der Lehrer erst grad eine, die wo Batzen hat. Und der Lehrer braucht ja aa net weit zu such'n.“ — Mit höhnischem Auflachen fügte er hinzu: „'s ist grad' sonderbar, daß Ihr immer den Weg zum Bruder findet, wann ihn die Schwester aa geht.“

„Hört, Prankl —“ rief der Lehrer zornig. Aber der Jäger ließ ihn gar nicht zu Worte kommen:

„Ob dem Eppenhofer, so ei'm großkopfeten Bauer, ein Bubenklopfer als Schwieger wird recht sein, sell woaß i grad net. Und wenn's Madel an so an latscheten Mannsbild a Freud find', no — mir is a Wurscht!“

Mit grimmigem Lachen schlug er sich, ohne eine Antwort abzuwarten, mitten durch die Büsche seitwärts ins Holz; und noch von weitem hörte man den schallenden Hohn.

Die Vroni stand da, wie mit Blut übergossen. Der Mann und das Mädchen rangen vergebens nach Worten. Ein Weilchen schritten sie so stumm, mechanisch fort.

„Es tut mir leid, Fräulein Vroni —“ begann der Lehrer stockend.

„Laßt gut sein! Sie können ja nix dafür — und Sie hat er erst recht gekränkt, der Lackl, der wüste!“

Mit der Feinheit des Weibes lenkte sie das Gespräch auf andere Gegenstände — zuerst auf den drohenden Krieg. Der Lehrer glaubte nicht daran. Schon ein paarmal hätte in diesen letzten zwei Jahren das Feuer geglimmt, sei aber immer wieder ausgetreten worden. Und so würde es ja wohl auch diesmal sein.

„Wegen der Serben werden wir uns doch nicht schlagen — und Deutsch-

lands Macht ist so groß; die fürchten sie alle. Möchte auch wissen, was die Russen uns nehmen wollen. Polen haben sie ja genug."

„Aber Frankreich?"

„Die Revanche-Idee — bah, die ist längst erloschen! Nur ein paar Pariser Hetzblätter und Politiker, deren Beruf das ist und die davon leben, schüren das Feuer. Die Franzosen sind ein Rentnervolk und darum friedlich gesinnt."

Und er erzählte ihr von Frankreich, in dem er sich einmal ein paar Ferienwochen lang aufgehalten hätte. Wie er so lebhaft sprach, richtete sich seine in der Brust etwas überzarte Gestalt straff und sehnig auf. Das stubenbleiche Antlitz rötete sich; und sie sah es mit einem inneren Wohlgefallen.

Vor zwei Jahren, als die Vroni gerade von Rosenheim zurückgekehrt war, kam auch der junge Lehrer ins Dorf. Der reiche Bauer hatte seinen Stolz dreingesetzt, sein Mädel etwas lernen zu lassen. Wie des Kaufmanns und des Doktors Tochter tat er sie für einige Jahre auf eine höhere Mädchenschule. Der junge Moser kam aus Franken, wo er daheim war und studiert hatte. Als er gerade sein Einjährigen-Zeugnis in der kleinen Stadt erworben, war ihm der Vater gestorben. Weiteren Schulbesuch und das geplante Studium mußte er aufstecken; aber im Seminar kam er kostenlos unter, da großer Lehrermangel herrschte. In Franken hatte er zuerst amtiert und sich dann nach Wasinghofen versetzen lassen — seiner Gesundheit halber in das Bergdorf. War ihm auch gut angeschlagen die Luft der Berge, die er in freien Stunden erkletterte.

Des Doktors und des Kaufmanns Tochter nahmen Klavierstunden bei dem jungen Lehrer; und da ließ der Eppenhofer auch seine Vroni das „G'spüll" lernen. Und das Französische, das sie in der Schule getrieben, sollte sie auch nicht verlernen. Der Eppenhofer zahlte es gern und gut. Hatte große Pläne mit der Tochter.

— — — — — — — — — — — — — —

„Sie müßten ja dann wohl auch mit, wenn's Krieg gibt?" fragte die Vroni plötzlich.

„Ja freilich! Bin ja Königlich bayrischer Unteroffizier der Reserve. — Ein Unglück für Deutschland wäre es ja; aber ich persönlich ginge gerne mit. Immer, wenn ich von Siebenzig las und von den Befreiungskriegen, ist mir's siedendheiß durch die Adern gelaufen. Mein Vater war als Landwehrmann vor Sedan und Paris dabei; und der Großvater ist als junges Bürschlein zu Blüchers Armee als Freiwilliger gelaufen und hat die Schlachten Vierzehn mitgemacht — vor hundert Jahren gerade. Er blieb dann Soldat und war später Steuereinnehmer. Das Soldatenblut rinnt mir noch immer in den Adern."

Den Waldgürtel hatten sie überschritten und traten nun auf eine üppigbegrünte, weite Hochmatte. Im Hintergrunde blinkte die Kreuzwegalm, eine stattliche Holzhütte, braun herüber — daneben der Stall und zwei Heustadeln.

Sie lehnte sich an eine Schlucht an, von der ein schmaler Bergpfad ins nackte, graue Gestein zickzack verlief. Nur vereinzelte, schmale Grasbänder und verkrüppelte Zwerglatschen ließ die schaffende Natur dort aufsprießen.

Ein wenig erhitzt vom Steigen und Sprechen blieben die jungen Leute jetzt stehen und genossen des friedlichen Anblickes. Ein leiser Bergwind strich ihnen von der Schlucht entgegen und zitterte leis über die Gräser und Blumen, die in tieferen Farben erglühten als unten im Tal. Der Enzian leuchtete dunkelblau; der Almenrausch schimmerte in rosaroten Büscheln, und gelbe und hellblaue Glocken waren dazwischen gesät.

Doch schon hatte sie der Marl entdeckt und ließ als Begrüßung der Schwester und dem ehemaligen Lehrer einen lauten „Juchezer" entgegentönen: „Ho holdrio — ju, ju — holdrio — juhuhuhu . . ." Freudestrahlend lief ihnen der Bursche entgegen und schüttelte ihnen die Hand.

„Dös is g'scheit, Vroni, daß d' kommst, und Ihr aa, Lehrer! Uijah, dös is fein — mitbringt hast mir aa was?!"

Wie ein Kind, das sein Weihnachtsgeschenk empfängt, packte er auf dem Tisch vor der Hütte den Rucksack der Schwester aus. Der glich er auf ein Haar — nur war alles vergröbert und breiter, auch kindlicher. Ihm blitzte nicht die ruhige, willenskräftige Klugheit aus dem Blick wie der Schwester. Wie bei einem guten, übermütigen Kinde lachten zwei sanfte Augen über einem rundlichen Bubengesicht strahlend in die Welt. Der Lehrer hatte seine Mühe mit ihm gehabt; das Lernen, das war nicht Marels Art und Vergnügen. Dem Eppenhofer war es gleich. Soviel rechnen, schreiben und lesen, wie der Bub einmal als Bauer brauchte, hatte er ja gelernt, und auch was zur Firmung nötig war. War dem Bauer gerad' recht, daß ihm Vieh, Feld und Wiese lieber waren als die Bücher. Kam ja in ein gemachtes Bett, der Bub.

„Gut habt Ihr's troff'n, Ihr zwei Lecker!" jauchzte der Marel. „A G'selcht's*) gibt's mit Kraut — und a Schmarr'n soll enk die Burgei aa no mach'n."

Die Burgei erschien grüßend und legte ein grobes Tuch über den Tisch. K e i n junges, hübsches Ding, wie sie die Maler auf den Almhütten malen: ein altes Mädchen, mager, doch kräftig, zerfurcht von manchem Wettersturm des Lebens und der Arbeit, die sie seit mehr als zwanzig Jahren beim Eppenhofer verrichtete!

Bis das Essen kam, streiften die jungen Leute durch die Matte, Blumen zu „brocken", aus denen Vroni Sträuße wand und ihre Hüte schmückte. Die Burgei gab das Tischzeichen mit der großen Kuhglocke. Die jungen Leute gaben sich ganz dem Genuß der Gegenwart und des schönen Tages hin, waren lustig und vergnügt wie die Kinder, zumal der Eppenhofer ein paar Flaschen „Roten" aus seinem Keller mitgeschickt hatte.

*) Geräuchertes.

Sie stießen miteinander an. Der Marel, der wie ein Bub, der er noch war, immer aussprach, was ihm gerad durch den Kopf fuhr, rief plötzlich lachend:

„Wenn man Enk beide anschaugt, Ihr zwoa, Ihr passet zuanand!"

„Red net so dumm daher!" unterbrach ihn die Schwester unwillig; aber ihre Stimme zitterte leis.

„Na — zu ein Bauern tust du net paſſ'n, du Feine!"

Der Moser wurde rot und senkte den Blick verlegen auf den Teller. Lobte auch schnell den Schmarren.

„Aba eſſ'n tuast nix," beklagte sich die Burgei. — „Halt wie a Vögerle eſſ'n die Leit aus der Stadt. Der Marel — gar net satt kann i 'n mach'n. Muaßt halt zu uns nauf komm'n, Lehrer, wann d' deine Vakanz hast in der Schul', damit d' a wengerl Fleisch ansetzen tuast. Bist a so vüll zart!"

Der Lehrer lachte, dann sprang er auf, ergriff blitzenden Auges den schweren Holzstuhl, auf dem er gesessen, und hob ihn gestreckten Armes zweimal in die Höhe.

Vroni blickte überrascht auf; und die Burgei rief, die Hände zusammenschlagend, in heller Bewunderung:

„Da schau — da schau! Was der Herr Lehrer für a Kraft hat — net meinen sellt man's!"

Zuletzt braute die Vroni einen feinen Kaffee; und der Marel und der Lehrer schauten ihr vergnügt zu, ihre Zigarre und Pfeife rauchend.

„Mögen's net kommen, so auf a Wochen dreier oder vierer?" fragte der Marel.

„Wenn's deinem Vater recht ist, Marel — gerne!"

„Dös werd'n wir schon mach'n."

Bald darauf fand sich Besuch ein: erst zwei Holzknechte, die irgendwo in der Nähe hausten, dann die Sennerin von der benachbarten Königsalm. Aber die war blitzsauber und jung und kam mit ihrem Burschen und ihrer Base. Zwei Münchener Herren, die um Nachtlager baten, weil sie in der Frühe auf die Königsspitze wollten, kamen dazu. Das gab Lärm und Gelächter. Die Münchener gaben von ihrem mitgebrachten Wein zum Besten. Der eine Holzknecht spielte zur Zither auf; und die Mädchen flogen bald in der schnell ausgeräumten Kammer von Arm zu Arm.

Bewundernd schaute der Lehrer dem Schuhplattln zu, bei dem sich die Vroni zierlich und selbstvergessen wie ein Kreisel um sich selbst drehte oder voll Anmut den Burschen umschwebte. Nachher forderte sie den Lehrer zum Walzer auf. Er sträubte sich erst — er sei ein schlechter Tänzer — gab sich aber dann der Lust hin, die Vroni in seinem Arm umherzuwirbeln. Trotz ihrer Größe tanzte sie leicht wie ein Federlein.

Als die Sonne sich schon stark zum Untergehen neigte, gingen sie alle zusammen

fort. Aber nach und nach verloren sich die Pärchen — zuerst die „Königsdirn'" mit ihrem Schatz, als wenn sie der Boden verschluckt hätte. Nur von Ferne hörte man ihr Juchzen. Von oben rief der Marel, und die Paare antworteten als Echo hier und da.

Blutrot stand die Sonne am Horizont, und tiefe Dämmerung, Waldesschweigen umfing bald die beiden, nur vom Rauschen des glitzernden Bächleins sanft unterbrochen. Sie schwiegen lange.

In dem Lehrer jauchzte es wie helle Seligkeit, der er keine Worte leihen konnte. Er mußte nur immer die hohe, straffe Gestalt anschauen, die dicht vor ihm ging, und den Goldhelm, der ihr Haupt umloderte. Denn den Hut trug sie jetzt in der Hand.

Plötzlich strauchelte sie über einen Stein. Da stand er auch schon neben ihr und bot ihr die Hand zur Stütze, die sie zögernd nahm. So schritten sie langsam den engen Pfad hinunter. Er fühlte ihren Puls pochen und sein eigenes Herz, das stark und schnell in seiner Brust hämmerte.

Der Wiesengürtel war erreicht. Tal und Dorf lagen friedlich schlummernd im sanften Dämmer der Sterne und einer schmalen Mondsichel, die langsam über den Horizont stieg.

Unten, noch vor dem ersten Gehöft, reichte er ihr die Hand zum Abschied. — Der Eppenhofer erwartete seine Tochter. Aber sie blieb wortkarg, berichtete nur das Notwendigste über den Marel und den Viehstand. Vom Lehrer sprach sie kein Wort. Sie hätte sich den Fuß ein wenig vertreten und wollte sich nun gleich ausruhen. Aber noch lange saß die Vroni im Dunkeln am Fenster und blickte in den schweigenden, mattleuchtenden Garten.

* * *

Einige Tage später kam der Eppenhofer in der Nacht von einem Viehhandel heim. Tiefer Frieden lag über dem Dorf. Die etwas breiter gewordene Sichel des Mondes gab nur spärliches, blasses Licht. Am nachtklaren Julihimmel blinkerten und glitzten die Sterne. Ab und zu hörte man das Brüllen einer Kuh oder das kurze Gebell eines Hundes — irgendwo ein verlorenes, leises Mädchenlachen, in das eine tiefere Stimme dröhnend einfiel. Und ganz fern, von einer Wiese am Ende des Dorfes, sangen sie leise, mehrstimmig, ein wehmütiges Volkslied von einem Brunnen und verlassener Liebe. Es klang wie aus einer anderen Welt. Von den Bergwäldern herunter rauschte es wie leises Meeresbranden.

Das weiße, große Haus des Eppenhofers lag am Ende des Dorfes, etwas zurückgezogen von den anderen. Mit seinen braunen Holzveranden und Umgängen, seinem roten Ziegeldach blickte es behäbig in einen großen Obst- und Krautgarten. Nach hinten, den Wiesen zu, umrahmten es die Ställe und Schuppen, alles blitzblank und sauber gehalten. Denn der Eppenhofer, den sie

auch den „Pferdebauern" nannten, weil er die meisten und die schönsten in der ganzen Gegend zog und hielt, der verstand seine Sach'. Zäh hatte er sich heraufgearbeitet, seinen Wohlstand durch glücklichen Vieh- und Pferdehandel vermehrt: die neuesten Maschinen und Methoden eingeführt und dem väterlichen Erbe einen Acker nach dem anderen hinzugefügt.

Auch im Gemeinderat saß er natürlich und hätte längst Gemeindevorsteher sein können, wenn er nur gewollt hätt'. „Aber sell kost' zu vüll Zeit," meinte der schlaue Bauer, der mit seinen Gevattern, Sippen und Freunden durch kluge Dorfpolitik und mit seinem Geld doch alles durchsetzte, was e r wollte. Sogar den Weg hinauf zu seinen Wiesen und Kiesgruben hatte die Gemeinde bezahlt. Ja, der Eppenhofer verstand's, mit den Leuten umzugehen, und hielt trotzdem den Daumen auf dem Beutel.

Klug war er, aber auch hochmütig. Das flüsterten sich verstohlen die Bauern zu, wenn er die Widerstrebenden wieder einmal unter seinen Willen gezwungen hatte und sich doch keinen so recht nahe kommen ließ. Und das sagten auch die Herren in Miesbach und Rosenheim, die vom Gericht und Steueramt, und mit wem er sonst zu tun hatte. Der stand nicht gebückt vor ihnen, mit dem Hut in der Hand — steifnackig, aufrecht stand er da. Und stolz trug er, wenn er als Zeuge oder Kläger vors Gericht kam, auch an hohen Festtagen und bei Hochzeiten und Kindtaufen, sein Eisernes Kreuz auf der Brust, das er sich Anno Siebzig vor Sedan erkämpft hatte. Mit achtzehn Jahren war er damals freiwillig eingerückt, und bei Bazeilles hatte er als Erster ein Haus gestürmt, unter einem vernichtenden Kugelregen die Haustür eingeschlagen und drinnen wie ein Wilder mit dem Kolben gewütet. Das einzige „Kreuz" im Dorf; und er hütete und trug es wie ein Heiligtum.

Auch mit seinen Kindern hatte er Glück. Die Vroni, die ihm die früh verstorbene Frau in Haus und Wirtschaft völlig ersetzte, war so schlank und aufrecht wie eine Tanne, hatte auch des Vaters Stolz geerbt, seine Sparsamkeit und Tüchtigkeit.

„Halt eine Saubere!" sagten die Burschen, trauten sich aber nicht so recht an sie heran. Und die es doch versucht — oder vielmehr deren Väter oder Abgesandte — die waren mit einem schönen Körbchen wieder abgezogen.

Dem Eppenhofer war es recht so. Die im Dorf waren ihm alle nicht reich genug. Der einzige in der ganzen Gegend, den er gemocht hätte für die Vroni (Geld war da — der einzige Sohn und ein tüchtiger Bursch war er auch): den hatte die Vroni gehörig abfahren lassen.

„Der Schürzenjäger!" meinte sie verächtlich. „Hat auch kein Mitleid mit Mensch und Vieh!"

Je länger die Vroni in seinem Haus blieb, je lieber war es dem Eppenhofer im Grunde für sein häusliches Behagen und für seinen Wohlstand. Denn die Vroni konnte ihm keine Magd ersetzen. Sie verstand, das Regiment in der

Wirtschaft zu führen, war des Morgens lange vor den Mägden auf, sah in Milchkammer, Keller, Küche, und wo's sonst nötig tat, genau nach dem rechten. Trotzdem sie doch — das war sein heimlicher Stolz — Klavier spielen konnte und „feine" Bücher las, und sogar „das Französische kannte".

Ganz so zufrieden war er nicht mit dem Marl, dem Thronerben. Tat seine Arbeit und Pflicht — ja! War auch sonst ganz gut „beianand" — aber „latschet", viel zu weich und gut. Hatte auch eine leichte Hand, der Bursch, die gern anderen spendete und sich selber auch was gönnte. Nicht gerade, daß er ein Lump war, und auch kein schlechter Bauer. Aber der hätte nicht, wie der Vater, in zäher Arbeit Taler auf Taler häufen, Acker zu Acker legen können! — Mußte später — jetzt war er eben Achtzehn geworden — ein Weib haben, das ihn und die Wirtschaft fest am Zügel führte — so eine, wie die Vroni war. Nun dafür wollte der Eppenhofer schon sorgen.

Die Vroni, die konnte, wenn sich kein rechter Bauer für sie fand, auch einen Städtischen haben. Geld genug konnte er dem Schwieger auf den Tisch zählen. Brauchte sich auch sonst der Vroni nicht zu schämen, vor den Stadtleuten. Das städtische Gewand, das stand ihr gerad' so gut wie all den feinen Damen, die er in den Sommerfrischen und in München sah. Und der Eppenhofer selbst brauchte sich auch nicht zu ducken. Hatte nicht selbst der Prinzregent, als der Eppenhofer zweimal beim Münchener Oktoberfest den ersten Pferde-Preis gewonen hatte, sich eingehend mit ihm unterhalten und sich sogar die Geschichte seines „Eisernen" von ihm erzählen lassen?! Zogen auch alle in Dorf und Stadt tief den Hut vor ihm; und zweimal hatten sie ihn sogar in den Landtag wählen wollen. Doch das kostete auch Zeit und Geld — und die gingen ihm denn doch noch über „die Ehr'".

Also für einen „Herrn" war die Vroni schon recht; konnte ein Advokat sein oder Beamter, ein Arzt oder Großhändler. War so gut, wenn man so einen als Schwieger hatte! Und auf einen spitzte er sich ganz besonders. Das war ein junger Advokat, der ihm meistens seine Prozesse führte, der die ganze Kundschaft in Stadt und Land ringsum an sich riß und jetzt sogar für den Landtag kandidierte. Hatte auch neulich beim landwirtschaftlichen Fest in Rosenheim viel mit der Vroni getanzt. Und gescherzt und gelacht hatten sie über Dinge, die der Eppenhofer gar nicht verstand.

„Die könnt' auch eine Stadtdame sein," meinte der Doktor Reiter und sah ihn dabei vielsagend an. Dieser Tage erwartete er ihn hier zu einer Gant; und da wollte er der Sach' bei einem guten Roten einen Stoß nach vorwärts geben.

Der Eppenhofer trat unter solchen Gedanken in sein Haus ein. An der Zimmertür der Vroni klopfte er leis — wollte ihr wegen morgen, wegen der Heumahd noch ein paar Worte zurufen; aber keine Antwort kam. Er drückte auf die Klinke — die Tür gab nach; das Zimmer war leer. Sonst saß sie zuweilen noch

bei ihren Büchern oder spielte auf ihrem Klavier, wenn sie ihm nicht im Garten oder in der Stube mit einer Flickarbeit Gesellschaft leistete.

Von den Burschen und Mägden, die auf den Gassen spazierten und auf den Wiesen sangen und scherzten, hielt sie sich meist fern. Vielleicht schnappte sie noch Luft an dem schönen, milden Abend und lauschte dem Singen da draußen auf der Wiese. Langsam und gewichtig durchschritt der Eppenhofer den Garten, der sich hinten in große Gemüsebeete verlängerte und in einen kleinen Waldschlag verlor, an den sich die Wiesen schlossen — alles sein Eigentum, soweit man blickte.

War's ihm nicht, als ob er ein leises Wispern hörte, das jetzt plötzlich verstummte?! Vom Gebüsch her, das eine alte, hundertjährige Kastanie umblühte. Die Vroni hatte sich dort einen runden Tisch und eine Bank zimmern lassen, wo sie zuweilen in müßigen Stunden nähte.

Er blieb ein Weilchen lauschend stehen — nichts rührte sich als der Nachtwind! Und schon wollte er achtlos weitergehen — aber ein dunkles Gefühl trieb ihn da hinein. Auch war's seinem geschärften Ohr, als wenn sich wieder etwas — ganz leis, ganz leis bewegte. Mit einigen großen Schritten stand er vor der Bank.

Da saß die Vroni; und neben ihr der junge Schulmeister und hatte seinen Arm eng um ihren Leib geschlungen. Das Blut schoß dem Alten jäh zu Kopfe.

„Was is denn jetzt dös?!"

„Schau, Vatter," — die Stimme der Vroni zitterte ein wenig — „wir sind jetzt einig geworden, der Moser und ich. Morgen hätten wir's dir so gesagt."

„Da schau an!"

Das Blut hämmerte wild in seinen Adern, die drohend anschwollen; aber er wußte sich zu beherrschen wie immer.

„Herr Eppenhofer," — fing derweil der Schullehrer an, und auch dessen Stimme war merkwürdig unsicher, und ganz bleich war er.

„S i e schweig'n, Herr! — Also s o steht's! Hätt' nimmer 'denkt, daß sich mein Vroni, die für a Bauern zu stolz war, sich mit ei'm Schulmeisterlein würd' einlass'n."

„Aber, Vater," — die Vroni sprach jetzt ganz gelassen, hielt auch die Hand ihres Liebsten ruhig fest — „das is doch nimmer, wie's früher war. Die Schullehrer sind jetzt Leut', die studiert hab'n und 's Einjährig' abdienen. Und mein Hannes, der studiert weiter."

„Ah so — mit deinen Batzen!" unterbrach er sie höhnisch. „Aber a Schulmeister bleibt a Schulmeister und ein armer Hungerleider dazu."

„Eppenhofer, dazu habt Ihr kein Recht. Ihr könnt mir Eure Tochter verweigern, aber beleidigen lasse ich mich auch von Euch nicht."

Die sonst so milden, blauen Augen des Lehrers blitzten; die überschlanke Gestalt reckte sich empor. Sogar mit der Faust schlug er auf den Tisch. Der Bauer blickte ihn ganz erstaunt an. Konnte das sanfte Bürschlein auch zornig werden?!

„Recht hin, Recht her! Ihr sollt hier net lange mehr schulmeistern, so wahr i der Eppenhofer bin und mei Stimm noch was gilt in Wasinghofen und Rosenheim. Dafür werd i schon sorg'n!"

Die Vroni richtete sich von der Bank auf und legte begütigend ihre Rechte auf die geballte Faust des jungen Mannes.

„Da hab' ich doch auch noch ein Wört'l dreiz'reden, wenn's um mi geht, Vatta."

„Du kimmst fort — zur Tante nach Pfaffheim. Und der Herr Schullehrer," — Hohn zitterte in diesem Wort — „wenn ma nimmer Schulmeister sag'n darf, der kimmt aa fort. So lang i leb'." —

„Vatta, Vatta — 's nützt Euch doch nix, das Trutz'n! In einem Jahr bin ich majorenn." —

„Dann kannst noch immer net dein' Schulmeister heirat'n — muaßt noch a paar Jahrl warten. Und von mir kriegst net ein' roten Pfennig. Mußt schon mit'm Pflichtteil warten, bis i tot bin — und der Herr Schulmeister hat sich verspekuliert."

Der brauste nicht wieder auf, sah ihn nur mit einem gütigen, traurigen Blick an:

„Herr Eppenhofer — die Vroni weiß besser, daß Sie mir da bitter unrecht tun, und daß ich mich zurückgehalten habe, damit sie solches nicht von mir denkt. Ein gar so armer Teufel bin ich nicht, wie Sie glauben. Ich hab' jüngst ein paar Tausend Mark von einem Onkel geerbt; und es langte wohl zum Weiterstudieren und der ersten Einrichtung. Daß Sie's nur wissen: Ich heirate sie auch ohne Ihr Geld!"

Und damit stand er auf, gab — als stünde der großmächtige, gewaltige Eppenhofer nicht vor ihm — der Vroni ruhig einen Kuß auf den Mund und einen Händedruck und ging davon. Und die Vroni sah ihren Vater weiter gar nicht an, schritt nach der anderen Seite davon, als sei nun alles in Ordnung, und verschwand im Haus.

Noch nie im Leben hatte der Eppenhofer einen so gewaltigen Zorn gehabt. Erst stand er verdutzt da; dann wollte er dem Schulmeister nachstürzen, dann der Vroni — schließlich griff er einen dürren, abgefallenen Ast vom Boden auf und zerschmetterte ihn auf der Bank an dem Platz, wo die beiden gesessen hatten. Und da sein Zorn damit noch nicht gekühlt war, riß er ein Stück Birkholz von der Banklehne ab und schleuderte es mit einem wilden Fluch dem längst verschwundenen Schulmeister nach. Dann raste er davon, den Wiesen zu, um seine Wut im Freien auszutoben. Gut, daß es Nacht war und die Knechte und Mägde längst schliefen — denen wäre es sonst schlimm ergangen!

(Fortsetzung folgt.)

Arthur Silbergleit:
Flandern.

Die Hirten, welche sonst das Land durchwandern,
Sind schon entrückt zur hohen Himmelsflur,
Zur Wolkenweide. Eine Flamme fuhr
Durch Dorf und Stadt und fraß sich ein in Flandern.

Gelähmt sind längst die Flügel müder Mühlen;
Die nächtlichen Kanäle flackern rot.
Auf einer grauen Brücke hockt der Tod,
Und schwarze Schwestern, die den Heiland fühlen

In jedem Herzen, das verwaist und krank,
Bewirten in dem Bogensaal der Klöster
Die armen Kinder Toter, Leiderlöster,
Mit Brot und Trost, Gebet und Glockenklang.

Was flackert so in wechselnder Bewegung?
Gleißt irrlichthaft um Giebel, Brücken, Bäume
Ein hoher Helm? Ein Mann voll Burgherrnprägung
Strafft mit der Eisenfaust des Rappens Zäume
Und sprengt daher von einem Geisterschlosse
Und hängt sein Abbild drohend in die Fenster,
Und steile Schatten ziehn in seinem Trosse
Wie Ahasvere, Spätlinge, Gespenster.
Läßt sie das Müde, Mittelalterliche
Der Gassen noch vergangener erscheinen?
Und stärken sie nicht leis die zagen Striche
Des Malers Abend auf bemoosten Steinen?
Aus einem Walde schrein verwunschne Käuze:
„Das ist der Tod, der gnadenlose Ritter!"
Und Frauen schlagen zitternd tausend Kreuze,
Streift sie sein Blick durch des Visieres Gitter.
Turmuhren murmeln dumpf die dunkle Kunde
In hohlen, monotonen Monologen:
„Nun holt er ruhelos in weiter Runde
Die Gaben, die der Krieg ihm zugewogen,

Zur Füllung seiner gelben Beingehäuse."
Der Himmel flirrt voll seltsamer Gesichte,
Bis mit den Flören flatternd Fledermäuse
Entfliehn im ernsten Zwie- und Zwinkerlichte.

In spitzen Kirchenstühlen, runden Schiffen
Flehn alle Kämpfer zu dem Weltenherrn,
Von Priesterworten feierlich ergriffen.
Zu ihren Häuptern schwebt ein Gnadenstern.

Ein Krieger spielt auf müder Orgel leise
Das niederländisch-dunkle Dankgebet,
Daß diese weihevolle Friedensweise
Den Weg der Wege: in die Seele geht.

Im Nischendämmer starren wohl die Toten
Der Walstatt, tief vermummt im Sterbeflor,
Wie eines ewigen Abends Schattenboten,
Als regungsloser, schwarzer Lauscherchor.

Vom Hochaltare fließt das Licht der Kerzen
Und sinkt mit segnendem, beseeltem Schein
In dunkle Helme und in helle Herzen,
In Schwerter und in Hirtenzepter ein.

Der blauen Ampel stille Strahlenreise
Macht selbst vor den Gefangenen nicht Halt
Und schwebt vom Sieger zum Besiegten leise,
Von Bank zu Bank im hohen Pfeilerwald.

Und bleibt nur seltsam lang vor einem Bilde
Der stahldurchbohrten Muttergottes stehn.
Die lächelt sanft in erdentrückter Milde,
Als trüge sie ihr Leben nur als Lehn.

Sie kennt nur fromme Freunde, keine Feinde,
Da stets ihr lichtes Land die Liebe ist,
Und segnet aller Seelen Weltgemeinde,
So wie ihr Friedenssohn, der heilige Christ.

Catharina von Pommer-Esche: Almendro.

Roman-Novelle.

(Fortsetzung.)

Was ist der Mensch? Der hält sich für frei, glaubt dies, weil er sich von einer Seite nach der andern bewegen kann; sein Organismus ist auf zwei Säulen aufgebaut, und die tragen ihn über Berg und Tal in freiem Gang. Welcher Irrtum! Nur in seltenen Fällen ist der Mensch wirklich frei — ein düsterer Drang treibt ihn dahin, wohin er nicht sollte!

Inzwischen war die Sonne untergegangen und Dunkelheit eingebrochen, nur am fernen Horizont zeigten sich noch feurige Lichter, welche die Wellen küßten. Es zog ein Gewitter auf, eine Seltenheit in dieser Gegend, das paßte zu Don Adrianos Stimmung, und der Einsame auf dem Felsenriff rührte sich nicht. Er empfand eine dumpfe Wut gegen das Verhängnis seines Daseins. Da, was war das? Don Adriano empfand plötzlich einen Eindruck, als ob er sich ganz in hellem Schein befinde, sein Kopf wurde freier, es war ein greller Blitz, der ihn in seinem intensiven Licht umgab, und bald darauf rollender Donner. Wie Klarheit kam es über ihn: Der Mensch soll kein Sklave sein, er muß die Ketten abschütteln, denn umsonst ist er nicht die Krone der Schöpfung. Lange konnte er seinen Grübeleien nicht nachhängen, denn ein wolkenbruchartiger Regen schüttete sich über ihm aus. Leichtfüßig trat er den Weg zu seinem Turm an. Es tat ihm wohl, sein Inneres hatte sich ausgetobt, wie nun die große Allgewalt der Elemente es tat; ganz in seiner Nähe schlug ein Blitz ein.

Beim Eintreten in den Turm zündete er Licht an, hüllte sich in die Jacke dichter Wolle, die ihm für seine nächtlichen Ausflüge diente, und nahm ein Buch, bis Juan Máto ihm das Abendbrot bringen würde. Es war eins jener furchtbaren Gewitter, bei denen sich der Mensch der Allmacht Gottes gegenüber so klein fühlt; nur Don Adriano empfand nicht solche Demut, er war durch und durch ein stolzer Charakter, ungebeugt selbst bei seiner jetzigen Lage.

Heute war bei Juan Máto wieder Brautschau — trotz des Unwetters, er hatte erlaubt, daß man noch verweilte, da er Mitleid fühlte mit jenen, die weit entfernt von ihrem Heim waren. Vielleicht hörte es bald zu toben auf, und wenn nicht, so könnten sie in der Küche schlafen. Die Jünglinge waren allesamt zufrieden mit diesem Unwetter, das ihnen gestattete, längere Zeit Almendro in ihrem Festkleide zu betrachten, die inmitten des Raumes saß, neben ihr ein leerer Stuhl. Viele hatten dort heut gesessen, aber keiner wagte es,

nochmals zu ihr zu gehen. In einer Ecke saß Voz, neue Verse ersinnend, Esteban auf dem Fußboden, das Kinn auf beide Hände gestützt. Juan Máto schlummerte gemütlich, und seine Frau schrak bei jedem neuen Blitz zusammen und griff nach ihrem Rosenkranz, schnell ein Gebet murmelnd. Almendro schien etwas müde und ihre Augen waren halbgeschlossen. Da ertönte zweimal starkes Klopfen. Der Hund bellte nicht, sondern wedelte ruhig mit dem Schwanz. Almendro und ihre Mutter blickten mit Schrecken nach der Tür. Wer konnte es wohl sein? Zu dieser Stunde, in dieser Nacht? Esteban sprang sogleich auf, und Juan Máto rief: „Herein!" Die Tür öffnete sich mit starkem Luftzug, der die Lichter flackern machte; und eine Gestalt, wie in Mönchstracht, zeigte sich, von Regen triefend, das Gesicht verhüllt. Sie trat ein — sichern Trittes, ohne zu grüßen, gefolgt von dem Hunde, der die Füße mit freundlichem Knurren beschnüffelte — und setzte sich ohne weiteres auf den leeren Stuhl neben Almendro. Dann streifte er die Kapuze zurück und schaute Almendro an. „Ah!" ertönte ihre Stimme, indem sie erbleichte, „Don Adriano!" So heftig war ihr Schreck, daß sie einer Ohnmacht nahe war.

Dritter Teil.

I.

„Ob du auch strauchelst, nur vorwärts immer,
Zaghaftes Zaudern macht es nur schlimmer,
Gäb's Hindernisse auch noch so viele,
Nur Mut, so kommst du zuletzt doch zum Ziele."

Diesen Ausspruch hatte sich Don Adriano irgendwo aufgelesen, und als er vom Fischen mit dem alten Calamaro zurückkehrte, gab er seinen inneren Gedanken die Sporen und fühlte sogar, daß er Hunger hatte. Das Eintreten Juan Mátos mit dem Essen war ihm lieb. Máto entledigte sich der Bürde mit einer ungewohnten Feierlichkeit. Er pflegte sonst nicht das Essen zu bringen, sondern sein Sohn Esteban. Almendro hatte schon seit einiger Zeit keinen Schritt mehr in das Turmgemach gesetzt. Don Adriano aß mit gutem Appetit, aber das ernste Gesicht des Bauern fiel ihm doch auf.

„Juan, Ihr wünscht, mir etwas zu sagen, und bringt es nicht heraus!"

„Ja so ist es, Herr!"

Juan Máto hatte mit einemmal die Scheu überwunden und platzte damit heraus:

„Ja, und sogar etwas sehr Wichtiges. Zwei Tage habe ich mich damit herumgetragen, aber nun kann ich nicht länger schweigen. Daß ich heute das Essen bringe, hat den Grund, daß ich den Herrn sprechen will. Was wünscht denn Don Adriano? Warum machte er sich lustig über die, die ihn doch so gern haben?"

„Ich mich lustig machen?"

„Ja, denn welche Laune hat den Herrn denn veranlaßt, am Cortejo teilzunehmen und sich neben Almendro hinzusetzen, genau wie ein Bewerber? Ach, Don Adriano, diese Cortejos sind etwas Ernstes. Denn dafür töten sich die Männer. Ich weiß wohl, daß Fremde sich lustig machen über diese Gebräuche, daß man sie für etwas Absonderliches hält, aber warum wollt Ihr denn nicht den armen Insulanern das ungestört lassen, was doch seit Jahrhunderten hier Sitte ist?"

„Aber lieber Juan, ich bin im größten Ernst, bin in Wahrheit Bewerber Eurer Almendro, wie alle andern, wie der Boz, wie der Hierro. Neulich abends stellte ich mich vor, weil ich es nicht mehr ertragen konnte, denn ich liebe Almendro und will sie heiraten, wenn sie mich annimmt."

Sein ehrlicher und leidenschaftlicher Ausdruck ließen dem Vater der schönen Jungfrau keinen Zweifel.

„Also ist es Wahrheit? So etwas hat mir meine Tochter gesagt unter Tränen, als ich sie nach der Ursache des Besuches des Herrn fragte. Ich glaubte es ihr nicht." Nun, diese Gewißheit zauberte ein glückliches Lächeln auf seine Züge. „O Don Adriano, ich bin sehr geschmeichelt durch diesen Ehrenbeweis. Für das Mädchen ist aber die Sache gefährlich. Sie könnte hochmütig werden und sich eines Prinzen wert achten und dann keinen Bauern zum Gatten wollen. Es kann nicht sein. Herr, begreift Ihr nicht die Unmöglichkeit? Ich bin auch jung gewesen und kenne das. Ein erstes aufflackerndes Gefühl für eine Bäuerin, die nicht häßlich ist — aber dann später, wenn die Vernunft ihr Recht verlangt, überlegt man sich solche Dummheiten. Also denke ich, der Herr wird zur Einsicht kommen."

Don Adriano schüttelte den Kopf.

„Nein, weder Scherz noch Laune. Ich liebe Almendro, eine wahre Leidenschaft erfüllt mich." Lange genug habe er sich gequält mit Vorurteilen und wäre deren Sklave gewesen; er wäre einer ihrer Bewerber mit gleichem Recht wie die andern. Juan Máto hob mit gemischten Gefühlen die Hände gefaltet zum Himmel und stammelte nur: „Señor — Herr Gott!" Er mußte den Herrn des Himmels als Zeugen anrufen, um seine beklommene Brust zu erleichtern. Ein de Mosca sich mit einer Bäuerin verheiraten, wenn's auch seine schöne gute Tochter war! Die Welt schien sich ihm zu drehen!

Aber hatte denn Don Adriano nachgedacht, was dieser Wunsch bedeute? Die ganze Hochachtung, die in Juan Mátos Seele wurzelte von den langen Jahren der Dienste bei der vornehmen Familie, die geradezu religiöse Ehrfurcht, die er für Don Adrianos Eltern empfand, das alles erwachte in ihm, und dieser Konflikt in der Seele des braven Bauern, der ein wahrhaft goldenes Herz hatte, war rührend. Aber der Standesunterschied war zu groß. Don Adrianos Vater war sogar eine Zeitlang in Madrid bei Hofe gewesen, hatte bei Tisch mit den hohen Herrschaften gesessen, mit ihnen Karten gespielt und lebte wie ein Fürst daheim. Und

der Großvater! Juan Máto hatte ihn einmal gesehn. Was war das für ein vornehmer Herr — mit dem ernsten Gesicht, ohne Lächeln, und die Würde, die auch seine gütigen Handlungen begleitete. Er war wie ein König aus alten Zeiten, ein Vater der Armen, in einer Hand das Brot, in der anderen die kriegerische Kugel. O, du alte herrliche spanische Zeit! Und soll ich armer Bauer, Juan Máto, Verwandter werden von solch großem, vornehmem Geschlecht, aus dem jene ganze Galerie hervorging, deren Gemälde ich im Palast de Mosca bewundern durfte?

„Ach, Don Adriano, ich komme zu meinem Glauben zurück, daß alles Scherz ist, der ernste Schein darf mich nicht täuschen."

Don Adriano richtete seine Blicke auf das Innere des Turmgemachs.

„Aber ich bin arm, Juan! Du bist reich im Vergleich zu mir. Wozu an meine Vorfahren erinnern, wo ich von deiner Barmherzigkeit lebe! Wenn du mich verabschieden würdest, so wüßte ich nicht, wohin ich mich wenden soll."

Der Ausdruck der Ungläubigkeit, womit Juan Máto diese Bemerkungen aufnahm, zeigte sich wieder.

„Arm? Und ist denn nicht dieser Turm Euer Eigentum?"

Don Adriano nickte lachend.

Juan Máto fuhr fort. Auf der großen Insel Mallorca bliebe ihm ja doch viel, sobald es ein wenig in Ordnung gebracht wäre.

„Ein de Mosca ist nie arm. Nach diesen Zeiten werden andere kommen."

Don Adriano ließ nun ab davon, seine Armut zu wiederholen. Wenn er ihn für reich hielt, nun vielleicht wäre es besser. Dann könnten jene Leute nicht sagen, daß er ein ruinierter Mann sei, der durch diese Heirat die Ländereien der Familie Máto gewinnen wolle. Warum regte sich Juan so auf über seine Bewerbung? War es nicht auch die Wiederholung einer ewigen Geschichte, der vom verkleideten König, der sich in die Hirtin verliebt und sie heimführt, — — und er war kein König und nicht verkleidet, wohl aber in einer Lage wirklichen Elends.

„Aber weißt du, ob Almendro mich liebt oder nicht? Weißt du, ob sie deine Ansichten teilt?"

Juan blieb eine Weile still, dazu ironisch lächelnd.

„Ach die Frauen! Almendro ist wie die andern, Freundin des Außergewöhnlichen. In ihrem Alter träumen alle, daß ein Graf oder Marquis käme, sie in einem goldenen Wagen abzuholen, damit die Freundinnen vor Neid bersten. Ich träumte auch, als ich ein junger Bursche war, daß ich die Schönste und Reichste der Insel freien würde, schön wie die heilige Jungfrau und mit Feldern von unermeßlicher Ausdehnung. — . . . Ja, vielleicht hat sie den Herrn gern, ohne sich dessen selbst klar bewußt zu sein. Sie weint, wenn davon die Rede ist, sagt, es sei eine Torheit gewesen, aber kein Wort gegen den Herrn. Ach das Herz, wenn man da hineinsehen könnte!"

Don Adriano nahm diese Worte mit einem frohen Lächeln auf, aber der Bauer zerstörte sogleich seine Freude und sagte:

„Es kann nicht sein und wird nicht sein, denn ich bin ihr Vater und will ihr Bestes. Ach, Don Adriano, es bleibe doch jeder bei seinesgleichen. Ich erinnere mich eben eines Mönchs, der einsam bei dem Wallfahrtskirchlein del Pino wohnte, er war ein weiser Mann, aber doch halb im Wahn. Er gab sich Mühe, einen Hahn und eine Möwe zu paaren. Trotz aller Versuche wurde nichts aus dieser ungleichen Geflügelehe."

Juan Máto hatte sich nun alles vom Herzen herunter geredet und räumte die Teller in den Korb.

„Also, Don Adriano, es bleibt dabei, Sie werden meine Tochter nicht mehr beunruhigen mit Ihren Scherzen."

„Nein, Juan, und tausendmal nein, ich liebe Almendro. Ich achte ja Eure Sitten, so laßt es mich doch ebenso mitmachen, wie die andern."

Er lachte über Juan Mátos verdrießlichen Ausdruck. Außerdem würden sich die Freundinnen Almendros lustig machen — und was die jungen Leute betrifft, da kochte schon in ihnen die innere Wut, und sicherlich brauten sie jetzt schon im stillen eine Verschwörung gegen den Fremden. Die Insulaner sind nun einmal, wie sie sind. Sie töten einander, ohne Fremde zu belästigen, wenn sie jene für unbekannt mit ihren Sitten halten, aber wenn der Fremde sich in ihre intimsten Angelegenheiten mischte — nun so sei Gefahr ganz sicher da.

„Don Adriano, denken Sie an Ihren Vater! Alles, was wir haben, ist wie Ihr Eigentum, aber in dieser Laune beharren Sie nicht, es würde Ihnen Unglück bringen."

Don Adriano, der angefangen hatte, mit Gleichgültigkeit zuzuhören, sträubte sich immer mehr gegen solche Warnungen. Er solle Furcht haben! Er war beseelt von der kriegerischen Leidenschaft des Verliebten, wozu sich noch der ihm angeborene Stolz gesellte. Er würde zum Cortejo gehn, hätte ja gute treue Gefährten, ihn zu schützen im Falle eines Angriffes. Und er sah hinauf zum Gewehr, das an der Wand hing, und auf den Revolver.

Juan Máto senkte den Kopf in Betrübnis. Freilich er war auch so gewesen als Jüngling. Die Frauen verleiten zu den allergrößten Torheiten. Es war wohl überflüssig, weiter in den Herrn zu dringen, er war gerade solch Starrkopf wie seine Vorfahren:

„Also, Don Adriano, so haben Sie Ihren starren Willen, aber erinnern Sie sich daran, was ich sage. Es erwartet uns Unglück!"

So ging er hinaus, der Seewind hob die Enden seines weiten Mantels, den er wie eine Toga über den Schultern trug. Bald darauf entdeckte Don Adriano in den Tamariskengebüschen einen Jüngling, der vorsichtig von rechts nach links blickte, und als er glaubte, nicht beobachtet zu sein, schnurstracks zum Turm sich wandte und in Sätzen die Treppe hinaufsprang. Es war Esteban.

Oben angelangt, lachte er fröhlich. Seit jener Nacht, wo der Herr auch öffentlich als Freier aufgetreten war, behandelte er ihn mit noch größerem Vertrauen. Als ob er schon zur Familie gehöre. Er legte keinen Protest ein, und er fand gar nichts Außergewöhnliches dabei, daß Almendro dem Herrn gefiele und er sie heiraten wolle.

„Und du warst nicht mit nach der Virjen del Pino?"

„Ach" — lachte Esteban hell auf, „halben Wegs habe ich die beiden Frauen verlassen und nur gewartet, bis der Vater den Turm verläßt. Sicherlich hatte er mit Don Adriano Wichtiges zu bereden, daher hat er alle entfernt und selbst das Essen heraufgebracht. Seit Tagen spricht man daheim nur von des Herrn plötzlichem Auftauchen beim Cortejo, und der Vater ist schlechter Laune über das alles."

„Und die liebliche Almendro, was sagt sie, wenn du zu ihr über mich sprichst?"

Der Jüngling war sichtlich darüber erfreut, zum Vertrauten des Herrn auserkoren zu sein, und erzählte: „Ja, die Schwester sagt nichts, lächelte aber beim Hören des Namens, dann werden auch ihre schönen Augen feucht, und einmal hat sie auch gebeten, ich solle mich nicht in diese Sache mischen und lieber aufs Seminar gehen, um zu studieren. Die Sache wird sich aber machen," sagte Esteban mit komischer Würde, von der Wichtigkeit seines neuen Postens erfüllt. „Ich bin überzeugt, daß meine Schwester für den Herrn ihre Liebe aufbewahrt, — nur, daß sie große Ehrfurcht hat und eine gewisse Scheu — wegen des Standesunterschiedes."

Inzwischen war dieser jugendliche Geist auch noch mit etwas beschäftigt, nämlich mit den andern Bewerbern, den Eingeborenen:

„Ach, Don Adriano, gebt acht! Ich weiß zwar nichts Bestimmtes, nur daß die Jünglinge das Vertrauen zu mir verloren haben und sich hüteten, in meiner Gegenwart zu sprechen. Aber ganz sicher führen sie etwas im Schilde. Eine Woche früher waren sie sich uneinig, in Eifersucht getrennt — aber nun haben sie sich alle vereint gegen den Fremden, den Eindringling. Sie schweigen, aber dieses Stillschweigen ist wenig beruhigend. Der Einzige, der sich offen ausläßt und seinen Zorn zeigt, ist Voz. Als sie es sahen, wie Don Adriano eintrat und sich neben meine Schwester setzte, waren sie verblüfft. Mir war es auch wie eine Traumerscheinung, ich wußte nicht, was ich sah, aber seit einiger Zeit merkt es auch mein Herz, daß Almendro dem Herrn wohl nicht gleichgültig ist! Nun aber ist ihnen der erste Schrecken schon vergangen, und sie werden etwas zusammen brauen. Wir werden es erleben! Und Grund haben sie ja allerdings dazu! Wenn ein Fremder, wenngleich Spanier, aber doch von der andern Insel ihnen die Braut nehmen will." Einen Augenblick stürmte in dem jungen Gemüt dieses Gerechtigkeitsgefühl für seine Freunde auf, aber schnell gewann seine Dankbarkeit und Liebe zu Don Adriano die Oberhand:

„Es tut nichts. Sie lieben Almendro, und das ist genug! Warum soll meine Schwester das Land beackern und ein Leben voll gewöhnlicher Arbeit haben, wenn ein Herr wie Don Adriano sie liebt und zu sich erheben will? Und dann weiter noch" — dabei lächelte der brave Esteban verschmitzt — „mir paßt diese Heirat ganz besonders! Don Adriano wird nicht die Felder hier bebauen, Sie werden sich Almendro mitnehmen — und mein Vater, der dann keinen andern haben wird, um seine Besitzung zu hinterlassen, wird mich, den Sohn, einsetzen, ich werde heiraten und dann — pst, pst! — Leb' wohl, Mönchsberuf! Ich sage es, so wird es kommen, und hier stehe ich, mit der halben Insel mich zu verbinden zu Don Adrianos Verteidigung! „Wenn man es so weit bringt, daß man Feinde hat, dann ist man zu loben", heißt ein Sprichwort. Denn wer Feinde nicht ertragen kann, ist keines Freundes wert! Das hat der Großvater oft ausgesprochen, und das war ein berühmter Mann hier auf der Insel." Er blickte von rechts nach links, ob etwa die Gardisten irgendwo auftauchten, als das aber nicht geschah, da glitt seine Hand in den Gürtel und zog ein Messer hervor, dessen Glanz ihn zu hypnotisieren schien.

„Nicht wahr?" fragte er strahlend und blickte Don Adriano an. „Herrlich?"

Es war das Geschenk, das er vor einigen Tagen erhalten hatte. Don Adriano war bester Laune. Esteban sollte zum Ritter geschlagen werden. Er mußte daher niederknien, worauf er ihm mit feierlicher Miene drei Schläge auf die Schulter versetzte, ihn zum unbezwinglichen Ritter von Sankt Joseph und der ganzen Insel erklärend. Esteban, von glühender Begeisterung beseelt, nahm diese kleine Zeremonie mit allem Ernst auf, indem er fest überzeugt war, daß dieses ein Gebrauch unter den hohen Herren sei. Dann glitt er leicht mit einem Finger über die haarscharfe Schneide des Riesenmessers, über die er sich mächtig freute. Welches Kleinod! Don Adriano nickte befriedigt.

„Mit diesem gibt es keinen, den wir zu fürchten hätten. Den Hierro? Nein, auch niemand sonst."

Und mit komischem Ernst das Messer hochhaltend.

„Wehe, wer Don Adriano etwas zuleide täte. Als der Großvater in meinen Jahren war, hatte er schon etwas geleistet, die ganze Insel fürchtete ihn."

Esteban blieb den halben Abend im Turm bei Don Adriano und sprach von dessen Feinden, die er schon als die Seinigen betrachtete. Er träumte von Heldentaten, und wie er den lieben Herrn vom Turm verteidigen wolle, wenn Gefahr käme. Don Adriano war sehr belustigt durch des Knaben Bericht. In der Abendstunde ging er hinunter. Ihm war kriegerisch zumute, einesteils wie ein Verliebter im Innern, äußerlich wie ein Ritter mit stolzem Blick, kräftigem Arm, wenngleich Rüstung und Harnisch fehlten. Sein Revolver steckte im Gürtel, er untersuchte nochmals den Hahn, die Ladung auf sechs Schüsse, alles in Ordnung. Falls ihn irgend jemand angreifen würde, war er also gerüstet. So wandelte er durch die Tamariskensträuche, die im Dunkel hin- und herwogten, eine Hand

auf dem Kolben des Revolvers. Nichts! Als Don Adriano vor Juan Mátos Haus anlangte, stand dort schon eine Menge von Bewerbern und wartete auf das Zeichen, eingelassen zu werden. Don Adrianos Gruß erwiderte man mit kaum verständlichem Brummen. Sofort hörte jegliche Unterhaltung auf, um einer lautlosen Stille Raum zu machen. Don Adriano stellte sich an einen Pfeiler des Eingangs, hoch die Stirn und stolz die Haltung, geradeaus den Blick gerichtet, als erriete er im Dunkel die auf ihn gerichteten Augen. Er fühlte eine gewisse Ergriffenheit, aber nicht von Schreck, er vergaß beinahe die Feinde, die ihn umgaben. Er dachte an Almendro; fühlte jene Fieberschauer, wenn man die Nähe der geliebten Frau errät und sich doch nicht sicher fühlt, — ihre Gegenwart fürchtend und ersehnend. Was würden seine Freunde von früher, aus der eleganten Welt, sagen, wenn sie den vornehmen Mosca, hier inmitten von Bauern, selbst als Bauer gekleidet, einer Bäuerin nachstellend sähen, die früher seine Dienerin gewesen! Endlich wurde die Tür geöffnet, und Juan Mátos Silhouette zeichnete sich ab — seine gewöhnliche Aufforderung ertönte, wie ein Patriarch, der die Wünsche der Jugend versteht. Einer nach dem andern trat ein. Als Juan Máto den Herrn erkannte, durchfuhr ihn doch ein Schreck; da war er wieder, wie die andern, als einfacher Bewerber hier vor dem Hause, das doch wie das seine war! Don Adriano sagte, er hoffe, gerade dadurch, daß er diese Sitte mitmachte, leichter zum Ziel zu kommen. Juan Máto bat ihn, neben ihm Platz zu nehmen, er wollte ihn ablenken durch Unterhaltung, aber Don Adriano wandte nicht die Augen von Almendro, die wie eine Königin in der Mitte saß und dabei in vornehmer Bescheidenheit ihre Huldigungen entgegennahm. Sie tat, als sähe sie Don Adriano nicht. Es herrschte eine dumpfe, gedrückte Stimmung unter den jungen Leuten, es kam nicht, wie sonst, Heiterkeit auf. Es war die Gegenwart des Fremden, der aus der verhaßten Nachbarinsel stammte. Als alle Anwesenden ihre Versuche bei Almendro gemacht, stand Don Adriano auf. Er machte den Schluß und nahm neben Almendro Platz, welche die Blicke auf ihre Füße senkte. Alle Bewerber verhielten sich mäuschenstill, um jedes Wort aufzufangen, aber der schlaue gute Juan Máto, diese Absicht erratend, begann sich ganz laut mit Frau und Sohn über die Arbeiten zu unterhalten, die sie am folgenden Tage vornehmen würden.

„Almendro — liebliche Blume!"

Die Stimme Don Adrianos klang wie ein süßes Quellengemurmel in ihr Ohr.

„Hier bin ich nun, dich zu überzeugen, daß es wahre Liebe ist, keine Laune. Lange habe ich in meiner Blindheit nicht gewußt, was mir fehlte, nun aber habe ich es herausgefunden, wo das Glück weilt, das Glück bist du, Almendro! Ich bin arm, aber ich liebe dich! Nur ein Wort, das die Ungewißheit, in der ich lebe, zerstreuen könnte."

Aber Almendro schüttelte den Kopf, als sie Don Adrianos Atem sich näher fühlte. —

„Nein, nein, geht, Señor! Ich habe Furcht!"

Ihre Augen richteten sich auf alle Jünglinge mit ihrem kummervollen Ausdruck, welche das Paar dort in der Mitte zu verschlingen schienen. „Furcht?"

Dieses Wort genügte, um Don Adriano aus seiner Stimmung als Liebesflehender zu ermuntern, und mit Stolz und Verachtung schaute er alle die Rivalen an!

„Furcht? Vor wem?"

Er fühlte sich fähig, es mit allen diesen Leuten aufzunehmen.

„Nein. Almendro! Weder für dich, noch für mich brauchst du zu fürchten. Ich bitte dich nur um ein Wörtchen, ob ich hoffen darf."

Aber Almendro blieb schweigsam, bleich, und an ihren langen, seidigen Wimpern hingen Tropfen, die unbemerkt hinabfielen.

Die Mutter, welche in einer Ecke saß und Korbflechtereien machte, fühlte mit Almendro nach Frauenart. Der Vater, der die traurigen Mienen der Tochter sah, trat dazwischen.

„Es ist halb zehn Uhr!"

Eine Bewegung der Ungeduld unter allen, noch fehlten viele Minuten an der Zeit, aber Juan Máto blieb taub. Er merkte das Unwetter in den Gemütern der heißblütigen jungen Leute und bedeutete ihnen, daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen. Als Don Adriano bei ihm vorüberging, wollte er ihn zurückhalten, indem er ihn am Arm faßte. Er sollte warten. Er würde ihn bis zum Turm begleiten. Juan sah mit Besorgnis den Hierro an, der sich still davongeschlichen hatte. Don Adriano aber machte sich los mit einem heftigen Ruck. Er sollte gewissermaßen fremden Schutz annehmen? Welcher Einfall! Er war traurig über Almendros Stillschweigen, das er als eine Zurückweisung deutete. Die jungen Leute verteilten sich im Dunkel ohne Rufe, ohne Lieder, als ob sie von einem Begräbnis kämen. Don Adriano ging seines Wegs, ohne sich umzusehen, beinahe wünschend, daß jemand seiner Spur folgte, und ging durch das Dickicht der Tamarisken. Am Fuß des Hügels blieb er stehen. Bei dem klaren Sternenhimmel konnte er deutlich seinen eignen Schatten sehen. Er hielt den Revolver in der Rechten, zum Abdrücken bereit. Ach, ob ihn denn niemand verfolgte? Sollte denn keiner aus der ganzen Schar sich einstellen? Die Zeit verging aber, ohne daß jemand sich zeigte. Da steckte er den Revolver wieder ein und setzte den Weg fort bis zum Turm.

Am folgenden Tage ging er wieder zum Fischen. Bei seiner Rückkehr fand er schon sein Abendbrot auf dem Tisch. Einige Hieroglyphen an der Wand und sein Name, der Ritter des Turmes, Don Adriano el Grande de Mosca! stand eingeritzt dort. Das hatte offenbar Esteban getan. Er mußte irgend etwas mit dem geliebten Messer, seinem ganzen Stolz, vollführen. Den Tag darauf erschien er mit geheimnisvollen Mienen. Er hatte dem Herrn wichtige Dinge mitzuteilen. Am vorigen Abend, im Begriff, ein Wild zu spionieren, hatte er im Wald nahe der Schmiede Hierros, von fern gesehen, wie jener mit Voz sprach.

„Und was weiter?" fragte Don Adriano erstaunt, als Esteban nichts mehr sagte.

„Erscheint das etwa dem Herrn wenig? Voz liebt nicht die Berge und Anhöhen, da seine schwache Brust das Steigen nicht verträgt und ihm Husten verursacht. Er geht stets in die Täler, setzt sich unter die Feigenbäume oder ans Meeresufer. Wenn er also dort bis zur Schmiede herauf gekeucht ist, so hat das etwas zu bedeuten, so ist er einem Ruf des Hierro gefolgt. Die beiden sprachen mit großem Eifer. Hierro schien ihm Ratschläge zu geben, und er hörte ihm mit Zustimmung zu."

„Und was denn eigentlich?" fragte Don Adriano weiter.

Esteban schien verwundert, daß der Herr so ruhig die Sache ansah.

„Augen offen, Don Adriano! Ihr kennt die Insulaner nicht, wenn sie gereizt sind! Diese Unterhaltung in der Schmiede mahnt zur Vorsicht. Heute ist Samstag, am Abend ist der Cortejo, und sicher planten sie etwas gegen den Herrn, wenn er sich auch wieder einfände."

Don Adriano zuckte verächtlich die Achseln. Er würde erst recht kommen, schon damit jene nicht meinten, er kenne Furcht: Er sei doch Spanier vom Kopf bis zur Zehe.

In einer Art Kriegsbereitschaft verbrachte er die Zeit bis zum Abend. Wundersames Empfinden — jene feine Nervosität, wo alle Sinne beben wie ein straff gespannter Bogen. Beim grellen Schein der südlichen Sonne, am Tage mochte er heute nicht in das Haus gehen. Er sah nur hinab, ob nicht die zierliche Gestalt Almendros irgendwo sichtbar sei. Seit er in aller Form zu den öffentlichen Bewerbern zählte, konnte er sich nicht als Freund, wie vordem zeigen. Als aber die Sonne zur Rüste ging und die Sterne blinkten, da stieg Don Adriano zum Turm hinab. Während des kurzen Wegs stürmten die Gedanken wieder in ihm; Almendro war mehr wert als alles, was er bisher vom weiblichen Geschlecht gekannt hatte. Alles Vorhergegangene war doch falsch, trügerisch gewesen, wie das Leben sich zeigt im Theatergewande, gemalt, mit Schminke und Flittergold. Hier war das Echte, jener Liebreiz, wie er ihm noch nie begegnet war.

Bei seiner Ankunft waren schon alle versammelt. Seinen Gruß erwiderte niemand, nicht einmal ein leises Brummen, wie das letztemal. Als Juan Máto alle einließ, bemerkte Don Adriano, daß Voz sich niedergesetzt hatte, das Tamburin im Arm. Es war heute Musik-Abend. Auf den Gesichtern einiger junger Leute sah man einen spöttischen Ausdruck, als ob sie etwas Besonderes erwarteten, andere Ernstere zeigten dagegen in ihren Mienen vornehmen Verdruß. Der Hierro verhielt sich unbeweglich in einem entlegenen Winkel, um möglichst wenig bemerkt zu werden. Einige junge Leute redeten mit Almendro, aber als der Stuhl frei war, schritt Voz vor und setzte sich, das Tamburin in der Hand. Er sang erst ein Präludium und schlug im Takt sein Tamburin. Er hatte, so schien es, etwas Neues gedichtet zu Ehren der Tochter des Hauses. Nun sollte es beginnen,

man lauschte — denn die einfachen Seelen dieser Insulaner hatten viel Sinn für Dichtkunst und Musik. Der arme Brustschwache schien heute eine besondere Kraft zu entfalten. Seine Wangen waren hoch gerötet, und großer Eifer schien ihn zu beseelen; seine Augen funkelten. Bei den ersten Versen brach eine Lachsalve aus. Man beglückwünschte ihn zu der feinen Ironie. Don Adriano begriff aber kaum etwas; der Dialekt machte es schwer verständlich. Hinter jeder Strophe kam ein Refrain. Allmählich fand sich aber Don Adriano hinein und entnahm, daß der Voz sich in seiner Romanze an die Bäuerinnen wandte, die ihre Heimat verlassen wollten, um Edelleute zu heiraten, davon träumend, dieselben Moden anzunehmen wie die feinen Damen in den Städten. Jene Moden beschrieb der Dichter in Ausdrücken, die die Bauern zum Lachen brachten. Der gute Juan Máto lachte auch mit, denn dieses Naturkind Voz war in der Tat mit dichterischer Begabung ausgestattet.

Doch es kam bald eine andere Wendung. Aus der allgemein gehaltenen Betrachtung richtete der Dichter seine Pfeile gegen eine einzelne Person, und es wurde immer durchsichtiger, wer gemeint war. Ehrgeizig, ohne Herz — klang es da aus den Versen. Don Adriano sah instinktiv Almendro an, die ganz ruhig blieb, mit gesenktem Blick und bleich, wie erschrocken, nicht durch das, was sie eben gehört, sondern ahnend, was nun wohl kommen könnte. Don Adriano fing an stutzig zu werden, rückte hin und her, entrüstet darüber, daß es jemand wagte, Almendro so durch spitze Worte zu belästigen. Da erschallte auf einmal ein Riesengelächter. Don Adriano gab jetzt acht. Der Sänger machte sich lustig über die Bäuerin, die, um eine Dame zu werden, sich mit einem armen Ruinierten, ohne Haus, einem Fremden, verheiraten wolle, der kein Land zum Bebauen hatte. Diese Strophe wirkte am stärksten. Juan Máto, der sonst etwas schwerfällig dachte, erkannte sofort die Absicht, breitete befehlend die Hände aus und rief mit lauter Stimme: „Genug — aufhören!"

Aber schon war, wie von elektrischem Schlage gerührt, Don Adriano aufgesprungen, mit einem Griff riß er dem Voz das Tamburin aus der Hand und warf es mit solcher Wucht an seinen Kopf, daß Blut herabrieselte. Alle Anwesenden sprangen von den Sitzen auf und griffen nach dem Gürtel, wohl nicht wissend, wozu. Almendro flüchtete an die Seite ihrer Mutter, Esteban hielt den Augenblick für gekommen, sein Messer irgendwie einzuweihen. Der Vater mit der Würde der Jahre setzte sich allen entgegen: „Hinaus!" schrie er. Alle gehorchten.

Unter den Bauern waren die Meinungen geteilt. Einige sagten, es wäre grausam, den armen, schwachen Brustkranken so zu behandeln, andere schüttelten verneinend den Kopf. Das hätten sie nicht anders erwartet, denn ein Mann von Ehre ließe sich doch nicht ungestraft beleidigen. Sie waren gegen das Spottgedicht, echte Männer müßten stets frei und frank einander gegenübertreten. Inzwischen hatte Voz das am Kopfe angeklebte Tamburin entfernt, sich vom Blute

gereinigt und seufzte, halb im Schmerz der Schwäche, halb in Wut. Er sammelte Steine, um damit auf Don Adriano zu werfen, aber einige Bauern nahmen ihn mit fort. Er schrie aber noch von weitem, er würde den Fremden töten. Er allein würde das übernehmen. Don Adriano blieb ganz ruhig, die eine Hand am Gürtel. Er fühlte sich beschämt, weil er an einem Schwächling seine, sonst ja völlig gerechte Rache und Strafe vollzogen. Er hätte gewünscht, der Hierro wäre es gewesen! Seine Augen suchten ihn. Indessen war er verschwunden. Als Don Adriano etwas später, nachdem der Aufruhr vergangen, seinen Heimweg zum Turm antrat, sah er sich mehrmals um, die Waffe in der Hand, aber nichts rührte sich.

II.

Tags darauf, bald nach Sonnenaufgang, lief Esteban, um Don Adriano aufzusuchen, und zeigte schon bei seinem Eintreten in das Turmgemach, daß er der Träger wichtiger Nachrichten sei. Daheim hatten allesamt eine schlechte Nacht verbracht. Almendro weinte, die Mutter beklagte den Vorfall. Was würden die Leute der Nachbarschaft denken, daß bei ihnen Schlägereien, Raufereien vorkämen! Almendro war es gleichgültig, was ihre Freundinnen dächten, etwas ganz anderes beschäftigte sie, worüber ihre Tränen flossen. Juan Máto war wohl eine Stunde lang in der Küche auf und ab gerannt, mit geballter Faust und vor sich hin murmelnd:

„Ach Don Adriano! Sich in eine Sache zu stürzen, die doch unmöglich ist! Ein Starrkopf, wie sein ganzes Geschlecht!"

Esteban hatte auch kaum geschlafen, denn in ihm regte sich zuerst ein Verdacht, der aber allmählich zur vollen Gewißheit wurde. So platzte er heraus mit der Frage, wen denn Don Adriano für den Urheber des Spottgedichtes halte.

„Den Voz? Nein, Herr, sondern der Hierro! Die Verse sind das Machwerk des Voz, aber die Absicht stammt von dem bösen Hierro. Dieser hat dem Voz den Gedanken eingegeben, um den Herrn öffentlich zu beleidigen, fest davon überzeugt, daß er solches nicht ungerächt würde über sich ergehen lassen. So ist es mir nun ganz klar, was jene Besprechung dort auf dem Berge zu bedeuten hatte."

Don Adriano nahm die Mitteilung äußerst ruhig hin:

„Was ist denn dabei? Den frechen Sänger habe ich gestraft, der Hierro ist mir entwischt. Der ist doch ein Feigling und nicht wie sein Ruf."

Esteban schüttelte den Kopf.

„Der Herr kennt nicht die Schlauheit und die Sitten hier auf der Insel. Hierro spielt jetzt ein verschmitztes Spiel. Er trachtet danach, geheim seine Rache zu üben, damit nicht die Diener der Regierung dahinter kommen."

Don Adriano war ungeduldig:

„Aber so sprich doch!"

Esteban brachte nun seinen Verdacht hervor:

„Der Hierro könnte Don Adriano verborgen auflauern — am Fuß des

Turmes, im Dickicht der Tamarisken und mit einem gutgezielten Schuß treffen. Der allgemeine Verdacht würde sich auf den Voz richten wegen der Sache beim Musikabend."

„Ah," rief Don Adriano aus, als ob ihm auf einmal das Licht aufgegangen wäre. Esteban war zufrieden, den Ratgeber spielen zu dürfen. Don Adriano müsse hinfort mit mehr Vorsicht leben, nachts die Türe des Turms schließen, sich nicht an Schreie von außerhalb kehren. Sicher würde der Hierro versuchen, ihn durch Rufe hinauszulocken:

„Nur ja ganz still bleiben, Don Adriano, ich kenne das, es klingt wie Uhu-rufe, aber es sind Menschen, die solche ausstoßen. Bleibt ruhig im Turm, Don Adriano, denn die Rufe werden nur darauf berechnet, den Herrn in eine Falle zu locken. Diese Ratschläge betreffen die Nacht, des Tags kann der Herr ruhig ausgehen, ohne Furcht. Ich würde Euch gern überall hin begleiten."

Der eben dem Knabenalter entwachsene schöne Jüngling reckte sich stolz in die Höhe und griff flink nach dem Gürtel, um zu sehen, ob auch sein Stolz, das geliebte Messer, da sei. Mit gerührt freundlichem Ausdruck, aber auch ein wenig Ironie sah Don Adriano Esteban an:

„O, lachen Sie nur, Señor, machen sich über mich lustig, aber ich bin doch zu etwas gut, ich habe doch dem Herrn die drohende Gefahr klar gemacht, der Hierro hat mit böser Absicht das Lied vorbereitet."

Da blickte er um sich und sah das Gewehr hängen:

„Gut, aber es sei doch auch geladen!"

Der Revolver lag auf dem Tisch:

„Das geht aber nicht, den muß der Herr immer zur Hand haben, immer gerüstet. Denn sollte ein plötzlicher Überfall kommen, so fehlt vielleicht die Zeit, danach zu greifen. Denn bei so etwas geht's oft nach Sekunden." Dieser uralte Piratenturm, der in vergangenen Jahrhunderten bei den Seeräuberkämpfen gedient hat, der nun einen so vornehmen Bewohner birgt, zog die ganze Aufmerksamkeit des Jungen auf sich. Er begann, sich alles genau zu betrachten, als ob ein Feind unten an der Treppe lauere. Er ging bis zur Tür, die ja ein elendes altes Holzwerk war und des Nachts mit allerlei Gerümpel von losen Brettern verstellt wurde: „Das ist kein Schutz. Am allergefährlichsten aber ist es, hinunter zu steigen oder auch nur den Körper etwas hinabzubeugen. Der Feind könnte trotz der Dunkelheit einen Punkt ins Auge fassen. Nein, nein, diese Tür und die Treppe im Freien gefallen mir nicht. Da muß man nach einem andern Ausgang suchen," und so begab er sich ans Fenster. Mit katzenartiger Geschicklichkeit verschwand er und kletterte auf Händen und Füßen an dem groben Steinmauerwerk hinab, wo er Vertiefungen, eingehauene Stufen entdeckte. Sicherlich eine Geheimtreppe aus uralten Zeiten. Don Adriano ging auch ans Fenster und sah unten Esteban stehen, strahlend vor Freude, den Hut schwenkend

im Siegesbewußtsein einer sehr wichtigen Entdeckung. Er rannte rings herum um den Turm und war im Umsehen wieder oben bei Don Adriano:

„Gott sei Dank!" rief er begeistert, „Caramba! die Alten haben's doch verstanden, an das Notwendige zu denken. Aber Don Adriano, lieber, verehrter Herr meiner Seele, das muß ein tiefes Geheimnis unter uns zweien bleiben. Niemand darf es erfahren. Das ist etwas. Während etwa der Hierro seine Uhu-rufe ausstieß, den Blick auf die Treppe gerichtet, würde der Herr durch das Fenster hinabsteigen, dann, unten angelangt, mit rascher Wendung den Feind von rückwärts angreifen: Piff, paff. Welche Gelegenheit!"

Er lachte wie ein kleiner Wilder und gedachte der Zeiten, wo die Großväter eine Jagd auf Menschen als das höchste betrachteten, ein feiner Unterschied von Mord, die Verhängung einer wohl verdienten Strafe. Don Adriano schien angesteckt von diesem Eifer Estebans. Wie wäre es, wenn er es auch versuchte, die Treppe hinunter zu gelangen! So ließ er zuerst seine Beine hinaushängen, und langsam tappte er dann herum nach den Löchern, die eingehauen waren. Allmählich kam er hinab. Sehr gut. Der Abstieg war leicht. Nach einigem Üben würde er so schnell wie Esteban herunter kommen. Der Jüngling lächelte beglückt darüber, der Lehrmeister des Herrn zu sein. Aber nun dürfe Don Adriano auch nicht vergessen: Wenn die Uhurufe näher ertönen sollten, dann nur gleich hinunter durchs Fenster.

Als mittags Don Adriano allein war, ergriff ihn ein kriegerisches Gelüsten, und er blickte auf das Gewehr an der Mauer. Der alte Calamaro rief heut vergebens hinauf, der Abend sei günstig, sie würden einen guten Fischfang tun. „Nein, heute nicht, guter Calamaro, ich habe zu tun." Da erschien Esteban mit dem Essen. Er schien verwirrt und sogar betrübt. Der Vater war verdrießlich wegen des Abends und habe ihn als Sündenbock auserkoren, ihn, der doch ganz unschuldig sei. Der Vater brummte, es sollten hinfort keine Cortejos mehr stattfinden. Und Esteban, der ungehorsame Sohn, hätte Schuld an allem, sein Widerstreben gegen das Seminar, seine Flucht — bei alledem war sich Juan Mato nicht recht klar darüber, wie sein Sohn die Vorfälle der letzten Zeit beeinflußt haben sollte.

„Aber wie in einem großen Kessel verschiedene Dinge überkochen und schäumen, so in des armen Vaters Kopf. Nun ist es aber zu Ende mit der Nachsicht. Nächste Woche wird Ernst gemacht, und dann bringt er mich selbst aufs Seminar. Es wird Schläge für mich absetzen. Denn bei dem sonst so guten Vater, wenn der einmal heftig wird, so ist es schlimm."

Esteban kehrte mit dem Korbe ins Haus zurück, brütend über allerlei unausführbare Rachegedanken. Aber er könnte doch seinen Freund Don Adriano unmöglich verlassen, jetzt wo ihm Gefahr drohte. Und er sollte ins Seminar, unter Leute, die Latein reden, fort vom Sonnenschein der schönen Freiheit. Nein und wieder nein!

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politisch-wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Unser Zollbündnis mit Österreich-Ungarn.

Soeben hat eine unserer bedeutendsten Reedereien die Erklärung abgegeben, sie werde unmittelbar nach dem Kriege ihren Betrieb wieder in früherem Umfange aufnehmen. Diese bedeutsame Kundgebung zeigt, daß wir unsere Feinde nicht nur auf den Schlachtfeldern zu schlagen vermögen, sondern daß wir auch im wirtschaftlichen Kampfe aus dem Weltkrieg als Sieger hervorgehen werden; sie beweist, daß unser Ausfuhrhandel beim Friedensschluß auf demselben Punkte einsetzen wird, wo er bei Ausbruch des Krieges stehen blieb. Sie tut aber auch dar, daß in unseren Handels- und Schiffahrtskreisen der Gedanke des geschlossenen Wirtschaftsstaates, des einheitlichen inneren Marktes und anderer niemals zu verwirklichenden Vorschläge noch keine Wurzel zu fassen vermochte. Zugleich aber erkennen wir die Mahnung, der künftigen Gestaltung unserer Außenhandelsbeziehungen schon jetzt größte Aufmerksamkeit zu schenken. Eine Frage ist es vor allem, die weite Kreise interessiert: Wie wird sich nach dem Kriege unser handelspolitisches Verhältnis zu unseren Waffenbrüdern, zu Österreich-Ungarn, gestalten? Daß es enger, herzlicher werden wird, steht außer allem Zweifel. Das gemeinsam vergossene Blut kittet uns für Jahrhunderte zusammen, nur über die Form ist noch nachzudenken, denn so einfach, wie viele vielleicht wähnen, ist es nicht, den vielverzweigten Strom der Volkswirtschaft zweier großen Reiche in ein gemeinsames Bett zu leiten.

Der Gedanke eines zollpolitischen Zusammenschlusses mit der Donaumonarchie, eines deutsch-österreichischen Zollvereins, wird schon seit geraumen Jahren erörtert. Eine Aussprache darüber in der Gesellschaft österreichischer Volkswirte im Jahre 1900 zeitigte große Unstimmigkeiten und vielfach geteilte Meinungen über das Für und Wider, wie denn über die Art des Zusammenschlusses verschiedene Vorschläge gemacht worden sind. Die loseste Form, der irgendwelche Bedenken kaum entgegenstehen, wäre die Schaffung gemeinschaftlicher Einrichtungen, etwa gemeinsamer Grenzdienst, Beseitigung überflüssiger Zollformalitäten, Aufstellung einheitlicher Rechtsnormen für gewisse Rechtsgebiete, z. B. des Verkehrsrechts und des Zollgerichtswesens, besserer Ausbau des Verkehrsnetzes, Vereinheitlichung der Handelsstatistik und anderes. Aus solchen Anfängen mag sich im Laufe der Zeit wohl ein engerer politischer Zusammenschluß ent-

wickeln. Vielen erscheint dies nicht weitgehend genug. Sie treten dafür ein, daß die beiden Kaiserreiche zwar ihre besonderen Zolltarife behalten, sich aber gegenseitig Zollermäßigungen gewähren sollen. Allerdings bedürfte es hierzu einer Änderung der Meistbegünstigungsklausel in einzelnen Handelsverträgen, soweit solche noch bestehen, denn wir können natürlich nicht alle Vorzugszölle, die wir etwa unseren Verbündeten zubilligen, anderen Staaten ohne jede Gegenleistung gewähren. Das durchgreifendste Mittel wäre indessen natürlich die Schaffung eines Zollvereins mit gemeinschaftlichem Zolltarif, die Bildung einer absoluten Zolleinheit mit völlig freiem Verkehr im Innern. Dem stehen auch die gegenwärtigen Handelsverträge mit den neutralen Ländern nicht im Wege, denn sie enthalten die Klausel, daß sie sich auch auf die mit einem der vertragschließenden Teile gegenwärtig oder künftig zollgeeinten Länder erstrecken.

Die Bedeutung eines solchen Zusammenschlusses liegt nicht sowohl auf politischem, als auf wirtschaftlichem Gebiete. Gelingt er, so ist damit ein politischer Körper von 120 Millionen Menschen gebildet, denen mit einem Gebiet von 1,2 Millionen Quadratkilometer ein großer innerer Markt, ein gegen heute wesentlich erweitertes Absatzgebiet mit ziemlicher Gleichförmigkeit des Konsums zur Verfügung stehen würde. Die Vorteile liegen auf der Hand; sie bestehen vornehmlich in einer durch Massenfabrikation und weitgehende Arbeitsteilung bedingten Verbilligung der Produktionskosten, in Verbilligung der Lebenshaltung und dadurch in der Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit der Industrie auf dem Weltmarkte. Die Stellung eines zollgeeinten Deutschlands und Österreichs gegenüber dem Auslande müßte eine ganz gewaltige Stärkung erfahren, die nicht zuletzt bei den künftigen Handelsvertragsverhandlungen zum Ausdruck kommen würde, denn es ist klar, daß das Votum von 120 Millionen Menschen schwerer ins Gewicht fällt, als von 68 oder gar nur 53 Millionen. Die große Wasserstraße der Donau könnte dem Verkehr weit ergiebiger als bisher nutzbar gemacht werden zum Vorteil von Schiffahrt und Handel; deutsches Kapital könnte sich in Österreich betätigen. Unfreundliche oder gar feindliche wirtschaftliche Maßnahmen anderer Staaten wären gegenüber einem solchen großen geschlossenen Wirtschaftskörper mutlos, sicherlich wirkungslos. Um sich einen Begriff von dessen Bedeutung zu machen, sei erwähnt, daß der Ausfuhrhandel des Gesamtgebietes im Jahre 1913 fast zwölf Milliarden Mark betrug. Es ist kaum anzunehmen, daß Rußland es dann, wie es plant, unternehmen wird, die aus Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei stammenden Waren mit einem Zuschlagszoll von hundert Prozent zu belegen, der gar noch erhöht werden soll, falls die Einfuhr auf deutschen oder österreich-ungarischen Schiffen erfolgt. Was aber die Folgen der Niederlegung der Zollmauern zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn für diese Staaten selbst und ihre Beziehungen zueinander angeht, so würde zunächst des letzteren Landwirtschaft einen unmittelbaren Nutzen davon haben, während die deutsche die neue Konkurrenz wohl ertragen könnte. Dagegen wird vermutlich die deutsche Industrie den Vorteil haben, weil sie der österreichischen besonders in der Herstellung von Massenartikeln überlegen ist. Dafür ist die österreichische große Industrie so kapitalkräftig, daß sie eine Überrennung durch die deutsche nicht zu befürchten braucht. Sehr leicht könnten ja, wo etwa deutsche und österreichische Industrie einander im Wege stehen, durch Kartellverträge die Absatzgebiete sichergestellt werden.

Indessen stehen dem Zusammen-

schluß manche Hindernisse und gewichtige Bedenken gegenüber. Ein gemeinsamer Zolltarif würde gemeinsame Währung voraussetzen, mindestens aber gesetzliche Festlegung des Wertverhältnisses zwischen Mark und Krone, und natürlich auch gemeinsame Zollverwaltung bedingen. Sogleich entsteht die Frage, wie denn nun die gemeinsamen Zolleinkünfte auf Deutschland und Österreich zu verteilen wären. Zwischen beiden Staaten bestehen nämlich grundlegende Unterschiede, die schon die Aufstellung eines gemeinsamen Zolltarifs sehr schwierig gestalten müßten. Die Entwicklung der Industrie in Österreich-Ungarn ist hinter der deutschen weit zurückgeblieben. Auch der Außenhandel des ersteren ist bedeutend geringer als der unsrige. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen in Deutschland 311 Mark Außenhandelswert im Jahre, in Österreich nur 100 Mark. Auf die Ursachen dieser Erscheinung braucht hier nicht eingegangen zu werden, sie liegen zum Teil in der Natur des Landes, das weniger mit Bodenschätzen gesegnet ist als Deutschland, in den durch die vielen Gebirge bedingten schlechteren Verkehrsverhältnissen begründet, zum Teil aber auch in dem Charakter der Bewohner, die beispielsweise eine erheblich größere Zahl Analphabeten unter sich bergen als wir, und in der Eigenart der Verwaltung, die wesentlich teurer arbeitet, ohne darum der unsrigen gleichwertig zu sein. Jedenfalls müßte die Herbeiführung der wirtschaftlichen Einheit zahlreiche und durchgreifende Reformen in Österreich-Ungarn bedingen. Einen gerechten Schlüssel zur Verteilung der Einnahmen zu finden, ist sicherlich nicht ganz leicht. Wer aber meint, daß die gemeinsamen Einnahmen einfach zur Bestreitung gemeinsamer Ausgaben, etwa für Armee und Marine, Verwendung finden könnten, mag bedenken, daß dies den fast völligen Zusammenschluß auch auf anderen Gebieten voraussetzen würde. Und so weit sind wir noch nicht. Die Hauptschwierigkeit aber besteht in den wirtschaftlichen Gegensätzen, die innerhalb der Donaumonarchie selbst vorhanden sind.

Diesen Bedenken darf man sich nicht verschließen; ihre gründliche und fortgesetzte Erörterung ist nicht nur wünschenswert, sondern sogar notwendig; sicherlich werden auch noch manche andere aufsteigen. Keinesfalls aber sind sie so schwerwiegend, daß sie nicht überwunden werden könnten. Es gilt ein großes Ziel. Wird der Baum auch nicht auf einen Hieb gefällt, so wird der Anfang doch ganz sicher damit zu machen sein, daß zuvörderst die beiden Zentralmächte beim Abschluß neuer Handelsverträge gemeinsam vorgehen.

Rundschau der Kriegsliteratur.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Ein Buch, das nicht warm genug allen denen empfohlen werden kann, die sich über die Entwicklung des heutigen Englands und des Gegensatzes zwischen diesem Lande und Deutschland orientieren wollen, ist das kürzlich im Verlage von J. G. Cotta (Stuttgart) erschienene Werk des bekannten Berliner Universitätsprofessors Eduard Meyer: „England. Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland." Es ist eine rein wissenschaftliche Arbeit von großem historischen Werte, die nicht durchtränkt ist von jenen gehässigen Vorwürfen, die man heute allzu oft in den Schriften selbst von Historikern findet.

Der Verfasser gibt zunächst eine kurze Skizze des englischen Staatscharakters. Er schildert uns die Ent-

wicklung der englischen Verfassung, den englischen Staats- und Freiheitsbegriff und die sich hieraus ergebenden Konsequenzen für die Staatsgestaltung. Nach einer kurzen Beleuchtung der Stellung Irlands zu England, dessen grausamen Unterwerfung und rücksichtslosen Ausbeutung durch die Engländer, und nach einigen Bemerkungen über den Freihandel und die Lehren der Manchesterschule, geht Meyer zu seinem Hauptthema über, zur englischen Politik und englischen Weltmacht. Es ist stets Englands Politik gewesen, mit Hilfe anderer Mächte dasjenige Volk des Kontinents zu bekriegen, das ihm auf dem Meere hinderlich war und ihm die Beherrschung der See streitig zu machen suchte. Nach der Niederringung der spanischen Seemacht im 16. Jahrhundert und der holländischen im 17. Jahrhundert, beginnt der Kampf gegen Frankreich, der sich durch das ganze 18. Jahrhundert hindurchzieht und erst mit der Niederwerfung Napoleons im Jahre 1815 seinen Abschluß findet. Es folgt die Blütezeit der englischen Weltherrschaft, der Aufschwung des Handels und die Einsammlung der Früchte in den fernen Erdteilen. „Allmählich jedoch stiegen an dem heiteren Himmel der englischen Weltherrschaft einige Wolken auf, die sich allmählich verdichteten und in einem Gewitter zu entladen drohten." Es sind dies die Expansionsgelüste Frankreichs in Afrika und Rußlands in Zentralasien und im fernen Osten, der wirtschaftliche Aufschwung der Vereinigten Staaten von Amerika und schließlich die Gründung des Deutschen Reiches. Der Anfang der sechziger Jahre bringt die Krisis und den Rücktritt Englands, und in den folgenden Jahren „trägt England . . . die matten Züge einer altgewordenen und übersättigten Kultur, die zu einer großen Anstrengung nicht mehr fähig ist und sich resigniert bescheidet und fatalistisch in das Unabänderliche fügt". Erst in den achtziger Jahren beginnt von neuem eine Zeit kolonialer Ausbreitung, die Kämpfe gegen die Burenstaaten, die Besetzung Ägyptens und die regere Tätigkeit in Zentral-Afrika, die ihren Grund wohl in der beginnenden deutschen Kolonialpolitik hat. Die neunziger Jahre haben dann die Weltlage vollkommen verändert. Die „splendid isolation" Englands hört auf, als Eduard VII. den englischen Thron besteigt, der, nachdem das Königtum durch das Parlament fast ganz in den Schatten gestellt war, als erster englischer König wieder gezeigt hat, „was eine bedeutende Persönlichkeit in maßgebender Stellung zu leisten vermag, und wie sie den Gang der natürlichen Entwicklung zu hemmen und in andere Bahnen zu lenken imstande ist". Es ist dies wohl das interessanteste Kapitel des Meyer'schen Buches, in dem der Verfasser die Lebensaufgabe dieses Königs schildert, die ihren Gipfel findet in der Niederkämpfung des neuerstandenen Gegners auf dem Kontinente, Deutschlands. Wie in den vergangenen Kämpfen, so hat auch England diesen Kampf nicht mit eigenen Kräften zu führen sich getraut, sondern es hat auch diesmal vorgezogen, ein Netz von Feinden um den niederzukämpfenden Gegner zu spinnen und mit Hilfe dieser Bundesgenossen seinen Hauptrivalen auf dem Weltmeere und auf dem Weltmarkte zu zertrümmern. Diese Einkreisungspolitik beherrscht in den letzten vierzehn Jahren alle Handlungen der englischen Regierung; immer enger zogen sich die Maschen des Netzes um die beiden Zentralmächte, deren Vernichtung geplant war. Bereits mehreremale stand die Frage, ob Krieg ob Frieden, auf des Messers Schneide, aber jedesmal noch war es der deutschen Nachgiebigkeit gelungen, den Weltfrieden zu erhalten. Letzten Sommer schließlich fiel der Funke in das euro-

päische Pulverfaß, und der seit langem vorausgesagte Weltbrand begann.

Von Interesse sind auch die Bemerkungen Meyers am Schlusse seines Buches über die durch den Krieg geschaffene Lage und die Probleme der Zukunft. Auch nach Beendigung des Krieges wird keine Zeit des ewigen Friedens kommen, sondern „eine Folge langer, blutiger Kriege", „es sei denn, daß Deutschland schon jetzt den vollen Sieg davontragen und sich alsdann ebenso als Friedenshort für die Welt erweisen sollte", wie in den letzten 43 Jahren. Aber stets wird der unüberbrückbare Gegensatz und der erbitterte Haß zwischen Deutschland und England das dominierende Moment bleiben. —

In einer Broschüre: „England und wir" (Heft 8 der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden", Verlag Hirzel in Leipzig), deren zweite, verbesserte und vermehrte Auflage bereits vorliegt, gibt der Präsident des Hansabundes Dr. Riesser einen knappen, aber nichtsdestoweniger höchst interessanten und lehrreichen Überblick über die Entwicklung des deutsch-englischen Gegensatzes, dessen Hauptgrund der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands und die hierdurch notwendig gemachte Flotte ist. England behauptet, gegen den deutschen „Militarismus" zu Felde ziehen zu müssen, während sein „aggressiver und fanatischer Flottenmilitarismus" jedem Engländer als „selbstverständliche und nationale Pflicht" erscheint.

Der Verfasser gibt uns dann ein anschauliches Bild von den schweren wirtschaftlichen Folgen, die der jetzige Krieg trotz aller prahlerischer Phrasen englischer Minister für den englischen Handel und die englische Industrie mit sich bringt, Folgen, die Asquith anscheinend völlig übersah, als er erklärte, England werde den Krieg, wenn nötig, zwanzig Jahre fortsetzen. England leidet finanziell und wirtschaftlich mehr durch den Krieg als Deutschland, dessen wirtschaftliche und vor allem finanzielle Rüstung sich seiner militärischen ebenbürtig an die Seite stellt. Der beste Beweis der deutschen Stärke sind die Ergebnisse der beiden Kriegsanleihen, die für unsere Gegner ganz überraschende waren, und die den Engländern sagen dürften, daß ihr „Plan, uns finanziell und wirtschaftlich auszuhungern, ebenso an unserer finanziellen, wirtschaftlichen und organisatorischen, wie an unserer militärischen Kraft zerschellen wird, zumal uns auch die Ernährungsfragen, bei allseitiger Beachtung der erlassenen Verordnungen und Vermeidung jeder Vergeudung, auf längere Zeit hinaus Sorgen nicht zu bereiten brauchen".

Einen kurzen Überblick über die englische Politik gibt ein im Verlage von Dr. Rothschild (Berlin) erschienener Vortrag des Freiburger Universitätsprofessors Wolfgang Michael: „Englands Politik und der Krieg." Von Interesse sind die Ausführungen des Verfassers über die Abneigung der Engländer gegen ein stehendes Heer, die ihre Wurzel hat in der „Herrschaft Cromwells im 17. Jahrhundert, die alle Zeichen der Militärdiktatur an sich trug und in der Tat eine Herrschaft des Schwertes war". Seit jenen Tagen wollte man von einer stehenden Armee in England nichts wissen und hat es vorgezogen, die Kriege durch einen „Kontinentaldegen" oder durch ausländische Söldner führen zu lassen. Michael kommt dann auf die englische Politik während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 zu sprechen. Zu Beginn des Krieges sei die Stimmung jenseits des Kanals außerordentlich deutschfreundlich gewesen; dies habe sich jedoch plötzlich mit dem Sturze Napoleons geändert. Dieser Umschwung in der englischen öffentlichen Meinung äußerte sich in großen Kohlen- und Munitionslieferungen an

Frankreich; England wahrte also Anno 70 seine Neutralität genau so, wie in dem jetzigen Kriege die „neutralen" Vereinigten Staaten von Amerika. Zum Schluß seines Vortrages hebt Michael noch hervor, daß Grey und seine Helfershelfer den Krieg gewollt und alle Anerbieten von seiten Deutschlands zurückgewiesen hätten, da ihnen der Krieg gerade recht war, um die Augen von der immer schärfer werdenden Ulsterkrise abzulenken.

*

In einem „Offenen Brief an einen englischen Freund": „Wir und die Engländer" (Politik, Verlagsanstalt, Berlin) bezeichnet der Reichstagsabgeordnete Otto Arendt die Teilnahme Englands am Kriege als einen schweren Fehler, da England in dem Kriege nichts gewinnen, sondern nur verlieren könne; denn selbst im Falle eines Sieges der Dreiverbandsmächte und der Niederwerfung Deutschlands würde doch nur das europäische Gleichgewicht gestört werden, das auf der Stärke der Zentralmächte beruht. Außerdem würde eine Niederlage Deutschlands niemals zu einem dauernden Frieden führen. Der Verfasser brandmarkt alsdann die unnötigen Härten und Grausamkeiten, die England in der Kriegsführung eingeführt hätte, sowie den Verrat Englands an der weißen Rasse durch Übertragung des Weltbrandes nach Asien und Afrika. Nach dem Kriege, glaubt Arendt, werde eine Zeit des Hochschutzzolles kommen, und wenn auch auf wirtschaftlichem Gebiete das natürliche Austauschbedürfnis von Land zu Land bleiben werde, so habe er doch wenig Hoffnung, daß die Völker zu der zerstörten Kulturgemeinschaft zurückkehren werden.

*

In einer lehrreichen Abhandlung: „Die belgische Neutralität. Ihre Entstehung, ihre Bedeutung und ihr Untergang." (Verlag von Mohr, Tübingen) bespricht der bekannte Kommentator des deutschen Strafgesetzbuches Reinhard Frank die theoretisch-juristische Erklärung der Neutralität Belgiens. Es stehen sich hier in der belgischen Literatur zwei Auffassungen gegenüber, von denen die ältere, zuerst vom Löwener Universitätsprofessor Arendt vertretene, Richtung den dauernd neutralisierten Staat als auch im Frieden mannigfach gebunden erklärte, während die neuere Richtung dem Neutralitätsbegriffe nur im Kriegsfalle Bedeutung zuerkennt, und es daher für unmöglich hält, daß der neutralisierte Staat in Friedenszeiten seiner Verpflichtung der Neutralität zuwiderhandeln könne. Frank selbst stellt sich mit Recht auf den Standpunkt der älteren Ansicht, die von historischen Gesichtspunkten ausgeht; zweifellos liegt in den zwischen England, Frankreich und Belgien schon seit 1906 gepflogenen Verhandlungen eine Verletzung derjenigen Zwecke, die die europäischen Mächte 1839 auf der Londoner Konferenz mit der Neutralisierung verfolgten. Die modernen belgischen Schriftsteller dagegen geben Belgien das Recht, Bündnisse zu schließen und die Neutralität einseitig aufzuheben.

*

Eine klare, höchst interessante Übersicht über die Entwicklung der Presse gibt der Leipziger Nationalökonom Karl Bücher in seiner bei Mohr in Tübingen erschienenen Broschüre: „Unsere Sache und die Tagespresse." Der Verfasser führt unter anderem aus, wie schon seit dem 16. Jahrhundert stets neben dem Kriege auf dem Schlachtfelde daheim „ein Krieg mit Druckerschwärze" geführt worden ist, der seine höchste Vervollkommnung in dem jetzigen Kriege gefunden hat. Indem er dann auf die Entstehung der

Korrespondenzbureaus und der Telegraphischen Agenturen, wie Agence Havas (gegr. 1832), Reuters Telegram Company (gegründet 1849 in Aachen) und das Wolff'sche Telegraphenbureau und deren Bedeutung zu sprechen kommt, führt Bücher aus, wie unsere Feinde besser als wir die Wichtigkeit der Presse erkannt haben, und dieser Erkenntnis dadurch Ausdruck verliehen haben, daß sie gleich nach Beginn des Krieges alle Kabel, die nach Deutschland führten, zerschnitten, um ungestört die ganze Welt mit ihren Lügenfabrikaten versorgen zu können. In welch reichem Maße dies geschehen ist, und wie sinnlos man diesen englisch-französischen Lügen geglaubt hat, erläutert der Verfasser durch Wiedergabe der Nachrichten, die in den ersten Kriegstagen in der brasilianischen Zeitung „Tribuna" erschienen. Leider haben diese Schwindelnachrichten nicht ganz ihre Wirkung im Auslande verfehlt, sondern — wie es ja natürlich ist — Stimmung gegen Deutschland gemacht.

Am Schlusse tritt Bücher für eine akademische Berufsbildung für Journalisten ein und gibt hierfür einen „Studienplan", in der richtigen Erkenntnis, daß wir nach dem Kriege der Presse mehr Beachtung schenken und größere Wichtigkeit beimessen müssen, als dies bisher leider geschehen ist.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Ein Buch, das aus der dem Krieg erblühten Wiedergeburt der deutschen Seele gereift zu sein scheint, das uns wert sein wird, solange wir in diesem Seelenzustand uns erhalten, ja, das beitragen könnte, daß wir's tun, und das damit einer schönen, zukünftigen Aufgabe beitritt, ist Ida Boy-Ed's neuer Roman: „Vor der Ehe*)". Er ist auf jene Innerlichkeit gestellt, zu der wir selbst zurückgefunden haben, wie zu einer Heimat, und die uns deshalb hier wie Heimat anmutet. Reife Freundschaft zwischen Mann und Weib, zärtliche Mutter- und Kindesliebe, Anhänglichkeit an die intimen Zauber des Heims, der Scholle, Verschmolzensein des Geistes mit seinen Werken, Einfachheit der Lebensführung als Gebot der inneren Wahrheit, Muttersehnsucht, sich in den Kindern zu verewigen, Mannessehnsucht nach dem seelisch keuschen Weib, Verantwortung des Einzelnen gegen Gesellschaft und Staat — alle diese uns selbst jetzt leicht bewegenden inneren Lebensstimmen haben für uns in diesem Buch die lösenden Töne menschlicher Echtheit. Wo aber diese Echtheit einmal weniger den Anspruch hat, einzig Wahrheit zu sein, bewährt sie sich doch als die an die Romangestalt gebundene, bewährt sie sich als künstlerische Echtheit. Im Rahmen einer gefälligen Komposition sind wirksam den Trägern sittlicher Werte, einer Mutter vor allem und ihren Söhnen, die nur erst Suchende sind nach der rechten Ehe, Gestalten der inneren Leere, der Verirrung gegenüber gestellt. Großempfundene Stimmungen in Milieu- und Naturmalerei stehen neben Bildern, die mehr wie abgeschrieben wirken. Berliner und Hamburger Gesellschaftsleben, Hamburger Architektur und Landschaft, die Physiognomie seiner Straßen, seine Arbeit und Muße, sein Glanz, sein Schwung, seine Großartigkeit und Großzügigkeit, seine tiefen, armen Schatten — alles dies erreicht die Höhe kleiner Kulturbilder. Das Beste an dem Buch aber bleibt doch seine schöne menschliche Wärme; solcher Wärme sind wir dankbar zugetan.

*) Verlag Ullstein u. Co., Berlin 1915.

Mit einer neuen Gabe ihrer großen Kunst, an der das Größte das wundervolle Menschentum ist, das sie spiegelt, beschenkt uns Selma Lagerlöf. Auch in diesem Buch „Jans Heimweh*)" stellt uns die begnadete Dichterin vor Menschenherzen-Blüten, die sich wieder einmal auf Wärmlands Wegen ihrem feinen Sinn erschlossen haben. Die ergreifendste dieser Blüten ist Jans Herz, ist das Herz des armen Häuslers von Skrolycka. Dieses Herz, das immer freundlich und bescheiden gegen die Mitmenschen ist, das in stiller Treue der alten Frau in der Hütte anhängt, lebt sein eigentliches heißes, klopfendes Leben nur im kleinen Mädchen der Hütte, nur in der Tochter Klara Gulla. Als man Jan zum ersten Male das kleine Mädchen in den Arm legt, fängt sein Herz an zu leben; bis das kleine Mädchen achtzehn Jahr alt ist, dünkt sich Jan froh und reich wie kein anderer. Dann kommt die Trennung; Klara Gulla geht in die große Stadt, um die zweihundert Reichstaler zu verdienen, die nötig sind, den Eltern die Hütte zu erhalten. Das Leben faßt das kleine Mädchen hart an, und es verliert in den Straßen Stockholms seine Schönheit. Des Vaters Herz weiß alles; aber da es nicht leben kann, ohne in Klara Gulla das Höchste zu erblicken, wendet es sich gewaltsam von diesem Wissen und fängt an, Träume zu spinnen über des kleinen Mädchens Erhöhung zur Kaiserin von Portugallien, über seine edlen, gerechten Gründe, Jahr für Jahr, ohne zu schreiben, bis es fünfzehn Jahre werden, von den alten Eltern fernzubleiben; über alle die geheimen Botschaften, die es ihm, dem Vater, also dem Kaiser von Portugallien, sendet. Für die Gemeinde, für den Pfarrer ist Jan Andersson ein Irrer geworden; aber Katrine, seine Frau, versteht die Rettung, der sein Herz sich in die Arme werfen mußte. Als Klara Gulla endlich heimkehrt, wird ihr der Vater, angetan mit seinen Kaiserkleinodien, wird ihr der Vater mit seinem Kaiserlied, das ihm einst die Tannen zusangen, zum Spott. Sie überredet die Mutter, mit ihr den Vater zu verlassen. Als Jan die beiden auf dem entgleitenden Schiffe entdeckt, stürzt er sich in die Wellen, nicht etwa, um seinem Herzen die ewige Ruhe zu gönnen, nein, um Klara Gulla, die heimliche Kaiserin, von ihren Verfolgern und Entführern zu erretten. Und er rettet wirklich das kleine Mädchen aus der Bedrängnis durch innere Feinde. Am Sarge des Vaters und der Mutter — Katrine war so froh, daß Jan sie bald nach sich rief und ihr die kurze Untreue verziehen hatte — ist Klara Gulla so schön wie in ihrer reinen Jugend, ja vielleicht noch schöner.

Man ist erschüttert, ergriffen, im besten Innern aufgewühlt vor diesem Buch. Man erkennt das tragische Leben, man liebt es und ist bereit, seine Tragik zu bestehen.

Was als das rein Künstlerische uns an „Gösta Berling" entzückte, an „Jerusalem", an den „Wundern des Antichrist", an „Liljekronas Heimat"*), das entzückt uns hier aufs neue, entzückt uns so, als wäre es noch nie in diesem Maße gelungen: die Schlichtheit der Erzählung im Stil und im Verzicht auf psychologische Erklärungen; bei aller epischen Objektivität der Ton, der Ausdruck quellender Anteilnahme am Geschehen von seiten des dichterischen Geistes; bei aller tiefen Symbolik Gegenständlichkeit und Greifbarkeit; jeder kurze Abschnitt des Romans eine Vollendung in sich. Neu ans alte Wärmland kettet uns Selma Lagerlöf; wir hören bekannte Namen und schauen

*) Verlag Albert Langen. München 1915.

*) Sämtliche Werke Selma Lagerlöfs erscheinen in der deutschen Übersetzung von Pauline Klaiber bei Albert Langen, München.

vertraute Landschaft. Neu lebt hier ihre alte Art des Visionären; sie legt es in das reichste und wärmste und schönste Herz von Skrolycka, in Jans Herz.

Selma Lagerlöfs Gabe kommt auch in besonderem Sinn zu uns wie zu rechter Zeit: die schwedische Frau führt uns in Menschheitsland; da ist sie und da sind wir zu Hause, und wie mancher, der nicht zu unserem Volk gehört. Es ist uns gut und macht uns gerecht, an Menschheitsland zu glauben.

„Roßhalde*)“ nennt Hermann Hesse seine neue Schöpfung. Sie ist ernst und keusch; sie beugt sich lauschend über die Tiefen von Menschenseelen. Beugt sich über die Seele des Mannes, dem das Schicksal die kalte Einsamkeit des Künstlers vorbehalten hat, nachdem das Lebensglück als Gatte und Vater ihm zerronnen ist. Beugt sich über die Seele der Frau, die es wie einen ewigen, stillen Schmerz trägt, die Zärtlichkeit des Gatten verloren zu haben. Beugt sich endlich über das Blumenseelchen eines jungen Kindes, das viel unstillbare Sehnsucht hat, manches Leid und manche Klage, das mit seinem Sterben den Vater ganz frei macht, die Bande der Vergangenheit zu lösen, und ohne Abwege dem einzig gebliebenen Stern seines Künstlertums zu folgen. Es ist ein Buch voll feiner, überraschender, beglückender Gedanken und Empfindungen, ein Buch tiefen Menschenwehs; ein Buch heroischer Kraft, die zu brechen weiß mit Resignation und den Resten trauter Gewöhnung. In Komposition und Sprache verrät sich die Meisterschaft, die uns den Schöpfer des „Peter Camenzind“ für immer zugetan machte; auch hier ist ein Glanz und ein Duft um die Worte und zwischen den Worten. Neben der kühlen, schlichten Gegenständlichkeit geht die scharfe psychologische Analyse einher und flattern die luftigen Unwirklichkeits-Wirklichkeitsträume eines Kindes. Gerade mit diesem Kind, das auch im Leben seine Eltern auf Roßhalde nicht innerlich zu vereinen vermag, schafft sich der Dichter einen neu gesicherten Platz in unserem Herzen.

*) Verlag S. Fischer. Berlin 1914.

Dem Kenner und Schätzer Hans Hoffmann's, Meisters der Novellistik, wird der zweite Band seiner Nachlaßschriften „Länder und Leute“*) hoch willkommen sein. Man muß etwa an den fünf novellistischen Perlen, die der Band „Das Gymnasium zu Stolpenburg“ hütet, sich entzückt haben, man muß an der Blüte eines Humors, der desto ergreifender ist, je milder er strahlt, der aber auch dann noch ergötzt, wenn er, wie im „Iwan der Schreckliche und sein Hund“, fast grotesk wird, sich gefreut haben, um sich nun erwartungsvoll in dieses Buch zu vertiefen. Mit besonderer Spannung liest man die Abschnitte „Aus jungen Tagen“, „Meine Stoffe und Modelle“, „Mit sechzig Jahren“. Denn hier will man gewissermaßen ein Stück Menschlichkeit des Dichters in Greifbarkeit erhaschen, die sonst aus den Werken der Kunst als Geisteshauch, als feiner, gütiger, uns grüßte. Und es wird uns der erhoffte, reiche Gewinn; die Fäden spannen sich von einem Menschen zu seinen Werken. Die autobiographischen Erzählungen „Südliche Julitage“, „Spaziergänge auf der Insel Zante“ vergegenwärtigen uns in frischer Unmittelbarkeit den Natur und Antike liebend und verehrend erfassenden Menschen-Künstler. Hans Hoffmann, der von sich sagt, es hätten ihn die starken Reize des Südens und Nordens gelehrt, die starken Reize zu entbehren, der auch die stilleren Schönheiten deutscher Städte, deutscher Wälder, deutscher Berge und deutschen Meeres zu besingen weiß, verschmilzt mit seiner Andacht vor der homerischen

*) Verlag Georg Müller. München 1914.

Welt die Andacht und Seelenfeier vor der Welt des Nibelungenliedes; ihm ist Walter von der Vogelweide eine tief-innere Flamme. Also verschmelzen sich in ihm Griechentum und Deutschtum, und so mag er in zukünftigen Kulturfragen einer der berufenen Männer sein, auf die wir hören sollten. In den Aufsätzen „Die große Woche von Friedrichsruh", „Wilhelm Raabe", „Theodor Fontane", die schon an sich höchstes gegenständliches Interesse beanspruchen, spiegelt sich der gemütvolle, viel vom Menschen wissende Sinn des Dichters. Der Humor versetzt auch hier alles in eine erquickende Leidenschaftslosigkeit. Mit einem Kapitel, das für die neue lebendige Teilnahme am Werk der Schillerstiftung in deutschen Landen wirbt (H. H. war das letzte Jahrzehnt seines Lebens ihr Generalsekretär), und einem Kapitel, in welchem der Dichter ehrfürchtig die Spuren seines Goethe in Karlsbad aufsucht, der ihm in Weimar wie ein Weggenosse ist, schließt das Buch, das sehr viele kennen und genießen sollten.

Ein Büchlein, das aus den lebendigsten konkreten Interessen unserer Tage geschöpft und deshalb von vornherein unserer Anteilnahme sicher ist, stellt Ludwig Ganghofers „Reise zur deutschen Front"*) dar. Diese Anteilnahme wird gern bezeugte Schätzung; denn der von Herzen kommende, zu Herzen gehende Ton der Berichte, die Ausdrücke der Bewunderung für das, was von den Unseren draußen geschieht, der immer wiederkehrende Refrain, was und wie wir daheim gutzumachen haben, gibt dem Werk einen ethischen Wert; auch hat es genug poetischer Lichtlein, poetischen Duftes, um künstlerisch anzusprechen. Die Bewunderung des Dichters für unseren Kaiser, die hier zum Ausdruck kommt, muß in allen deutschen Herzen Anklang finden, und die intimen Züge, die sie von unserem höchsten Feldgrauen zu geben weiß, müssen das Band stärken vom Volk zum Monarchen. Vor der lebendigen Schilderung des Schützengrabens, des Lazarettes kommt unsere Seele in Andacht als vor dem die tiefsten Wunder bergenden Teil unseres gegenwärtigen Lebens.

*) Verlag Ullstein u. Co., Berlin 1915.

Der zweite Band des Werkes wird für bald angekündigt.

Technische Rundschau.

Von Catharina v. Pommer-Esche.

Der Ingenieur Oskar Moecke.

Unser geliebter Kaiser und König tat bekanntlich den Ausspruch — der inzwischen zum geflügelten Wort erstand: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!" — aber man darf, der Wahrheit entsprechend, hinzufügen, daß die Zukunft auch in der Luft liegt, — das erleben und sehen wir jetzt in dem gewaltigen Weltkriege!

Was wäre aber ein Luftschiff ohne Propeller?!

Nun, dies berechtigt jetzt zu einem Rückblick auf einen bedeutenden Fachmann, nämlich den leider viel zu früh verstorbenen Ingenieur Moecke.

Er war ein Schlesier, 1843 geboren zu Nieder-Stradam bei Groß-Wartenberg, dem Besitz des Prinzen Biron von Curland. Die Vorfahren Moeckes stammten aus Holland, aber der Vater des Ingenieurs war bereits ansässig im Bezirk Breslau. Schon in frühester Jugend zeigte Oskar Moecke ein ausgesprochenes Interesse für das Maschinenwesen, — es wird erzählt, er habe oft schon als Knabe den Flug der

Vögel in der Luft beobachtet, sinnend sich den Kopf zerbrochen, auf welche Weise der Mensch zielbewußt in schneller, sicherer Bewegung die Luft durchfliegen könne. Herangewachsen wurde er Schüler der Professoren Rello und Dove. Bald gelangte er auf die Idee des Propellers. Als Antriebskraft wollte er Preßluft verwerten, da die Gasmotoren damals als Antriebsmaschinen für Flugzeuge noch nicht geeignet waren. Zu jener Zeit wurden seine Ideen kaum anerkannt, ebenso erging es dem rastlos an der Vervollkommnung seiner Erfindungen Arbeitenden, als er in verschiedenen Städten, auch in Berlin, Vorträge hielt. Die Frucht war noch nicht reif, und was heute mit Jubel und Staunen begrüßt würde, das verstanden damals nur Vereinzelte.

Wir zitieren einiges aus den Vorträgen Oskar Moeckes. Er betonte: „In der Luft liegt ein Weg zur Weltherrschaft, ohne alle Grenzlagen, Zollschranken, trotz aller Machthaber, Festungen, Panzerschiffe, trotz aller Heere und Flotten — ist doch die Wirkung von o b e n herab eine ganz besondere, indem sie eine Auskunft ermöglicht — man denke sich etwa im Kriege, zum allerwichtigsten Auskundschaften dienen müßte." — „Ein solches hohes Ziel zu erreichen, dafür schuf und arbeitete ich ein halbes Menschenalter. Meine, im Gewerbe-Verein ausgestellten, erläuterten und im Betriebe vorgeführten Turbinen, Schraubenflügelräder, die in gleicher Größe zwei Meter Durchmesser bis 4000 Pferdestärken bei 4—6000 Tonnen per Minute nachgewiesenermaßen leisten, sind im Betriebe erprobt und bewährten sich besser, als alle Dampfmaschinen. Solche Turbinenräder, paarweise zu beiden Seiten des Luftschiffs, horizontal und in der Achse verstellbar, rotierend angeordnet, 2—4, 6—8, je nach Länge des Schiffs, heben und tragen dasselbe mit 8—16—24 bis 32,000 Pferdestärken wie mit Wirbelsturmeskraft und Geschwindigkeit von 200 bis 500 Kilometer per Stunde, in einer gewaltigen Geschwindigkeit sich fortbewegend. — Wie der Wirbelsturm ganze Ortschaften, Wälder entwurzelt und in der Luft pfeilschnell fortträgt, weil durch die schnelle Rotation der Massen deren Schwere aufgehoben, gleich null ist, so auch hier; wie alle schnell rotierenden Körper bei Eisenbahnen, Dampfmaschinen, rotierenden Flinten-, Kanonenkugeln, und man denke nur an „die Mutter Erde", — alle Himmelskörper sich und alles darauf Befindliche freischwebend tragend rotieren, und wie jene Räder, Scheiben usw. immer schneller sich neigen (Deklination), bei erlahmender Rotation erst im Momente fallen, wenn die dabei erzeugte Zentrifugalkraft kleiner als die zurückkehrende Schwerkraft wird."

Wie so oft im Leben die Wertschätzung und Größe eines Menschen erst nach seinem Tode erfolgt, so auch hier; zu seinen Lebzeiten nannte man ihn überspannt, während er ein Hauptverdienst an der Erfindung des Propellers hat. —

Ein nicht unbeträchtliches Vermögen hat er seinen Plänen und Erfindungen geopfert — manchen Verdruß und Kränkung erlitt Oskar Moecke — und zog sich von der Welt zurück in das schöne Masuren; er lebte an der Seite einer treu mit dem Gatten fühlenden Lebensgefährtin — einer Tochter des Freiheitshelden Ferdinand von Sierakowski — im Städtchen Marggrabowa, immer noch an der Vervollkommnung seiner Ideen arbeitend. Nach seinem Tode sind seine Skizzen, Zeichnungen, Beschreibungen, Modelle von der Direktion des Deutschen Museums für Naturwissenschaft und Technik in München als g r u n d l e g e n d auf dem Gebiete des gesamten Flugwesens anerkannt! Die ganze auf das Problem des Flugwesens sich beziehende Hinterlassenschaft des bedeutenden In-

genieurs Oskar Moecke wird im Deutschen Museum zu München aufbewahrt zum Ruhm des allzufrüh 1912 Dahingeschiedenen, dessen Geist stets erfüllt war mit der Ausbeutung der Luft.

Wir singen ihm nach mit Schiller:
„Eilende Wolken, Segler der Lüfte —
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!"
als Nekrolog.

Hygienische Rundschau.

Von Dr. Neumann, Reservelazarettdirektor.

Kriegskrüppelfürsorge.

Unter den vielen Sorgen dieses Krieges drängt schon jetzt eine nach Befreiung und Lösung: die Kriegskrüppelfürsorge. Von den zahlreichen Verwundeten ist eine Klasse besonderer Fürsorge wert, das sind diejenigen, welche den Verlust oder die Verstümmelung von Gliedmaßen zu beklagen haben. Mit der vom Staat bewilligten Kriegsrente und dem künstlichen Glied auf Staatskosten ist es nicht getan. Nun haben sich zwar schon eine Reihe von Gesellschaften zusammengefunden, welche die Frage der Kriegskrüppelfürsorge in die Hand nehmen, so z. B. die Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge und die Deutsche orthopädische Gesellschaft; auch hat das Reichsversicherungsamt in Verbindung mit den Militärbehörden und dem Roten Kreuz auf einer Tagung jüngst in Berlin die Frage behandelt.

Zwei Dinge können uns hier mit Trost und Hoffnung erfüllen, wie sie vielleicht sonst in keinem Staate vorhanden sind: einmal die Höhe der ärztlichen Kunst auf dem Gebiete der medico-mechanischen Behandlung versteifter Gliedmaßen zur Verhütung des Krüppeltums. Hier hat vor allem Professor Rietschl in Freiburg zwölf kräftige Gebote erlassen. Das Zweite ist die Arbeiterfürsorge, für welche Deutschland das Geburtsland ist. Das sind zwei soziale Rüstungen, die wir früher nicht hatten. Von vornherein wird schon in den ersten Lazaretten Wert darauf gelegt, daß die Vermeidung der Gelenksteifigkeit betrieben wird. Dazu gehören drei Faktoren. Ein energischer Arzt, die Apparate und der eiserne Wille des Kranken, gesund zu werden. Schaffen läßt sich das Zweite, und so besitzen wohl heute die meisten Anstalten solche Apparate, wie sie von Schweder jüngst eingeführt wurden und dann durch Zander, Krukenberg u. a. verbessert wurden. Energische Ärzte finden sich; das schwerste ist der eiserne Wille des Verletzten. Aus der Friedenspraxis wissen wir, daß viele solcher Verletzter nicht gesund werden *wollen*. Die sogenannte Rentenhysterie spielt eine große Rolle. Auch im Kriege gibt es Kriegsrentenhypochonder. Wesentlich scheint mir zu sein die rechtzeitige Fürsorge für den Berufswechsel. Es werden Berufsstellen einzurichten sein, welche den Krüppeln mit Rat und Tat zur Seite stehen. Es sind also alle Voraussetzungen vorhanden, die Fürsorge für die Kriegskrüppel energisch zu betreiben, ärztliche Kunst, Erfahrung in Krüppelfürsorge, Wohlwollen aller beteiligten Faktoren, Behörden, Gesellschaften, Vereine. Nur eins fehlt uns. Dem gibt Professor Biesalsky beredten Ausdruck in seinen Schriften: Die richtige Auffassung von der körperlichen Leistungsfähigkeit eines Verstümmelten. Hier kann keine Sentimentalität Platz greifen, hier muß geholfen werden. Es ist in der Tat erfreulich, wie hier geholfen werden kann, selbst bei Einarmigen, Einbeinigen, ja bei solchen, die beide Beine verloren.

Der gesunde soziale Sinn sagt sich: Du kannst wieder ein nützliches Glied

der Gesellschaft werden. Du brauchst nicht abgespeist zu werden mit Leierkasten und magerer Invalidenpension, du brauchst nicht dem Staat und der Armenpflege anheimzufallen, auch du kannst noch ein unabhängiges Mitglied der Volksgemeinschaft werden. Ist der Wille vorhanden, so hat schon die Friedenserfahrung bewiesen, daß selbst solche Leute arbeiten können, wenn sie wollen. Freilich, der Wille muß da sein.

Hierüber zunächst einmal in weiten Kreisen Aufklärung schaffen ist nötig. In weiten Kreisen und in allen Kreisen. Diesen armen Menschen kann geholfen werden. Auf die Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen. Wir wissen aber, daß eine ganze Reihe von Friedenskrüppeln bereits an Maschinen arbeiten. Und so kann Tausenden geholfen werden. Nur ganz wenige bleiben übrig, die nicht imstande wären, ihre alte Arbeit oder eine ähnliche aufzunehmen. Für die Mehrzahl ist gesorgt — wenn sie wollen. Nicht, daß der Mann seine Verkrüppelung gebraucht, um Rente zu erhalten, ist das Wesentliche, sondern, daß er wieder emporgehoben wird, weil er arbeiten kann. Eine Verhütung der Rentenpsychose ist erfreulich. Vor ihr müssen wir unsere Kriegskrüppel bewahren.

Diese Aufklärung und Belehrung setzt schon in den Lazaretten ein, noch ehe der Kranke über seine Zukunft nachgrübelt.

Ob man solche Kriegskrüppelstellen an die staatlichen Militärlazarette anschließt, oder ob die Militärverwaltung später sich mit der Reichsversicherung in das Einvernehmen setzt, soll hier nicht erörtert werden*). Auch die Kostenfrage wird erledigt werden, worüber sich der Präsident des Reichsversicherungsamtes bereits wiederholt aussprach. Tröstlich ist es, daß es kaum noch eine so schwere Verstümmelung gibt, welche den betreffenden dauernd und vollständig erwerbsunfähig macht. Selbst der, welcher beide Beine verlor, lernt wieder gehen und arbeiten. Schon im Frieden ist die Organisation der Krüppelfürsorge groß; wir zählen 138 Anstalten mit 5000 Betten. Die Militärbehörde setzt sich mit den Krüppelheimen in Verbindung; aber neben der staatlichen Regelung oder durch das Rote Kreuz und die gemeinnützigen Vereine muß die Aufklärung Platz greifen, daß diesen Leuten geholfen werden kann. Nicht Kasernierung in der Heimat, sondern mitten hinein wieder in die schaffende Arbeit! Rückversetzung in die alte Umgebung! Die Arbeitgeber werden Gelegenheit finden, solche Krüppel wieder zu beschäftigen; die Arbeiterschaft wird den Krüppel wieder zulassen. Es ist besser, als wenn er der öffentlichen Armenpflege zur Last fällt. Eine solche Verwertung und Bewertung der Krüppel ist unsozial. Der Kriegskrüppel hat ein besseres Los verdient. Auch hier der Satz: Soziale Arbeit laeso, sed invicto militi!

*) An anderer Stelle bin ich für besondere Kriegskrüppelämter eingetreten.

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Einen weitausschauenden Blick in das Wesen und die Bedeutung der Kriegsfrauenarbeit eröffnete die Sitzung der Vaterländischen Frauenvereine der Provinz Brandenburg, die ihre Mitglieder zu einer Generalversammlung am 30. April im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses einberufen hatte. Schon lange vor Beginn der Verhandlungen hatten die Delegierten der verschiedenen Verbände ihre Plätze eingenommen, man sah Erregung, Spannung, vor allem aber Befriedi-

gung auf den Gesichtern der Versammelten, die ihres Werkes Kunde geben sollten und für weitere Leistungen die frohe Gewähr nimmer rastender Arbeit und Hilfsbereitschaft. Da die Kriegsfrauenarbeit der Vaterländischen Frauenvereine wohl als vorbildlich für diese segensreich wirkenden Vereine im ganzen Reich gelten kann, so ist der Geschäfts- und Kriegsbericht, den der Schriftführer des Verbandes, Landessyndikus der Provinz Brandenburg Dr. Gerhardt abstattete, zu begrüßen, und die günstigsten Folgerungen für die weitere Tätigkeit dieser Vereine, überall, wo sie wirken, zu ziehen. Die feierliche Eröffnung der Verhandlungen, denen in Vertretung der Kaiserin Gräfin Brockdorf beiwohnte, wurde vom Kirchenchor der Gemeinde Halensee ausgeführt. Unter der Leitung seines Dirigenten Dr. Böhme brachte er Beethovens: „Die Himmel rühmen" zum Vortrag, dem, von Frau Hildegard Krüger, Hummels „Halleluja" folgte. Nach einigen einleitenden Worten des Berichterstatters, in dem er es wiederum als die nationale Pflicht der Heimarmee bekannte, durchzuhalten ohne Wanken, solange der Krieg auch dauern möge, erstattete er den Bericht. Und wahrlich, wenn Zahlen beweisen, so kann man freudig feststellen, daß die Heimgebliebenen sich ihrer Pflicht durchaus bewußt sind und die Betätigung der Vereine ein schönes Zeugnis dafür ablegt.

Die Provinz Brandenburg umfaßt 140 Zweigvereine des großen „Vaterländischen Frauenvereins", von denen im Kriegsjahre 27 neu erstanden sind. Die Mitgliederzahl beläuft sich auf 50000 Beitragspflichtige, die im letzten Geschäftsjahr 135702 Mark aufbrachten. Bei Beginn des Krieges setzte sofort die umfangreiche Tätigkeit der Vereine ein. Die Kriegsarbeit wurde energisch durchgeführt. Ein vom Verband eingerichtetes Heim in Eberswalde wurde zum Lazarett verwendet und mit 255 Betten ausgestattet. Weiterhin wurden von dem Verbande in sechzehn Provinzialanstalten 4146 Betten bereitgestellt, die mit den von den Zweigvereinen eingerichteten 2929 Betten in den Vereins-Lazaretten und den gemeinsam mit dem Roten-Kreuz-Verein eingerichteten, für die Provinz Brandenburg 8155 Betten zur Verfügung stehen. Die Errichtung dieser Lazarette, ihr Bau und Einrichtung erforderte die Summe von 324422 Mark. Es wurden ferner vierzehn Genesungsheime mit 753 Plätzen errichtet. Die größten Genesungsheime sind geschaffen vom Zweigverein Berlin-Grunewald für 300 Offiziere und Nikolassee-Wannsee für 24 Offiziere und 200 Mannschaften. Von der Militärverwaltung konnte nur ein Teil der Angebote von Genesungsheimen berücksichtigt werden. 34 Zweigvereine haben in verschiedenen Reservelazaretten einzelne Wirtschaftszweige, wie Verpflegung oder Wäschereinigung übernommen. Größere Verband- und Erfrischungsstellen sind zwanzig in der Provinz eingerichtet; an fast allen bedeutenden Eisenbahnstationen wurde ein Bahnhofsdienst zur Versorgung der Truppentransporte und Verwundetenzüge mit Erfrischungen und Liebesgaben organisiert. Die bereits im Frieden bestehenden Fürsorgeeinrichtungen für Kinder, Wöchnerinnen und Arbeitslose wurden für die Kriegsbedürfnisse ausgebaut. Lazarettzüge wurden ausgerüstet vom Zweigverein Berlin-Schöneberg in Gemeinschaft mit den westlichen Vororten Berlins und vom Zweigverein des Kreises Niederbarnim in Verbindung mit dem Kriegsausschuß. Brandenburgische Feldkrankenwagen wurden von den Zweigvereinen 54, vom Roten Kreuz, Kommunen, anderen Vereinen und Privaten 100 gestiftet, dafür aufgebracht 326654 Mark. Dienst getan haben Rote-Kreuz-Schwestern in Lazaretten und Genesungsheimen 131, in

der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege 50, im Etappengebiet 313 Schwestern an 63720 Arbeitstagen. Helferinnen vom Roten Kreuz wurden ausgebildet 3347, Hilfsschwestern 1498, die in 214539 Arbeitstagen beschäftigt wurden. In der Abteilung für Lazarettwäsche und Bekleidungsstücke wurden für mehr als 200000 Mark Stoffe durch bezahlte Kräfte verarbeitet. In der Sammelstelle für Liebesgaben wurden solche im Werte von wenigstens 100000 Mark versandt. Außerdem wurden zu Weihnachten 345108 Krieger mit Paketen bedacht.

Die ziffernmäßige Darstellung dieser Kriegsarbeit gewinnt um so größere Bedeutung, als man sie als den Maßstab für die Gesamtleistung der Vaterländischen Frauenvereine betrachten kann. Diese Vereine, die in der Kriegszeit 1870 gegründet, die langen darauffolgenden Friedensjahre sich erhalten und in mannigfacher Betätigung bewährt haben, um jetzt wiederum in großzügigster Hilfsbereitschaft, tatkräftig und wohl gerüstet, in erster Reihe sich an der Kriegsfürsorge der Heimarmee zu beteiligen. Dies zeigt sich auf der ganzen Linie und wendet sich allen Gebieten der Fürsorge für Kriegsbeschädigte zu, über die Professor Biesalski sehr interessante Aufschlüsse gab, die zum führenden Grundsatz haben: Es gibt keine Krüppel mehr, wenn der eiserne Wille vorhanden ist, es zu überwinden. Die vortreffliche Organisation im ganzen Reiche, die eine lückenlose ist, in der Provinz Brandenburg, wird es ermöglichen, die Kriegsbeschädigten wieder arbeitsfähig zu machen. Die Mitarbeit der Frau wird darin bestehen, Aufklärung in die weitesten Volkskreise zu tragen, daß der Invalide wieder arbeiten kann und muß, zu seinem eigenen Wohle vor allem. Gelingt uns dies, so feiern wir damit unsern größten Kultursieg. Alle unsere Feinde werden mehr Verkrüppelte haben als wir, und keine Möglichkeit haben, sie im Volkskörper zu verdauen, weil es ihnen an allen Voraussetzungen und Vorbereitungen dazu fehlt. Auch Frau Generaloberst von Bissing wendete sich diesem Gegenstande zu und sprach über die Hilfstätigkeit der Frau, für die zwei Arbeitsgebiete besonders wichtig sind. Die Fürsorge der in den Lazaretten Wirkenden soll den Kriegsbeschädigten trostreich bei der innerlichen Abfindung mit seinem Schicksal, oder bei der Überleitung in alte Arbeitsstätten oder neue Verhältnisse zur Seite stehen. Die Fürsorgerin für die Angehörigen der Kriegsbeschädigten hat die ungleich schwierigere Aufgabe, diesen den Kummer und die Sorgen tragen zu helfen und ihnen das Einfinden in die veränderte Lebenslage zu erleichtern. Der Eindruck auf die Versammlung war ein tiefer, und nachdenklich folgte man den Berichten und vielfältigen Anregungen, die sie brachten, die in der sich anschließenden Kaffeepause lebhaft diskutiert wurden. Ein Vortrag des Pastors Seiffert aus Straußberg: „Kriegsbilder von der Westfront" und der Gesang des „Niederländischen Dankgebets", den die Versammlung anstimmte, beschloß die Tagung.

In diese friedliche Arbeit der Frauen in kriegerischer Zeit fiel kraß und schrill ein Mißton, der die Frauenwelt Berlins aufschreckte: der Zusammenbruch der „Frauenbank". Tausende von Frauen, die durch ihre Ersparnisse das Grundkapital der Frauenbank in Anteilscheinen à 100 Mark aufbrachten und außerdem Haftpflicht für den Betrieb übernahmen, stehen in Sorge und Bedrängnis diesem äußerst peinlichen Vorgang gegenüber, der neben dem materiellen Schaden auch den moralischen in sich begreift, das schwer errungene Prestige der Frauenbewegung zu gefährden und neuerlich ein großes Fragezeichen vor ihre Durchführbarkeit

auf allen Gebieten zu stellen. Wiederholt habe ich an dieser Stelle, je höher ich die Notwendigkeit einer fortschreitenden sozialen Errungenschaft der Frauenbewegung bewertete, davor gewarnt, durch ein Übermaß von Forderungen, deren Ausführung ungeschulte Kräfte zu bedenklichen Überstiegenheiten verführte, die Bewegung zu beeinträchtigen. Gewarnt vor diesen allzu heftigen Angriffen, die alles Bestehende in endlosen Versammlungen und noch endloseren Reden umzustürzen bemüht waren. Diesen Rundreise-Kongressen, wo immer die gleichen Führerinnen das gleiche sagten, ohne wesentlich weiter zu kommen und Neues zu schaffen. Zu fordern allenfalls, viel, sehr viel, aber wenig zu erreichen. Referate und wieder Referate! Um dann endlich sich feiern und huldigen zu lassen und den Ort des nächsten Kongresses zu beschließen. Und nun endlich einmal eine Tat: eine Frauenbank! Der Gedanke hatte etwas Bestechendes. Energie, Gewissenhaftigkeit, starkes Verantwortlichkeitsgefühl müssen zu diesem Werke sich verbinden, in rechtlicher Arbeit und zielbewußtem Können. Es war schön, von den Frauen dies zu erwarten, weite Kreise wurden für das Unternehmen interessiert, die Presse behandelte die Gründung wohlwollend. Schöner noch wäre es gewesen, wenn sie sich dieses Vertrauens wert gezeigt hätten. Heute stehen mehr als 1500 Mitglieder vor der Frage, was ist aus dem Kapital von einer Million geworden? So hoch belief sich dieses bei Eröffnung der Frauenbank. Aber diese Frage stellen heute nicht nur Mitglieder und Haftpflichtige und die aufgeregten Frauen aus allen Gesellschaftskreisen, wo soziale Interessen gepflegt werden, diese Frage stellt auch die Königliche Staatsanwaltschaft, auf deren Veranlassung die Geschäftsbücher der Frauenbank beschlagnahmt worden sind. Wie weit dies führen wird, ist noch nicht abzusehen. Aber jedenfalls lauten die Mitteilungen, die über die Angelegenheit bekannt werden, äußerst belastend für die Gründer und sehr traurig für die Beteiligten der Frauenbank.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

April 1915.

Inhalt.

Vie M»«a«,lchr<ft ,,»t«t» u,tsk2l>" ei!ch«in< am l. jede» M««rw,
Prel» pr« Quarwt <2 Hefte) L «oit«, <lin2elhlf!e 2 M«ll<.
«ll» Nnchhanolu»«<en unl> P«st!»Itc>lten ,«h«en Mrzeit Vestell>»ze» an.
ln8es2ten-^nnalime
6urcb un««« (3ezcli2lt«3tell«, Lerlin ^V. 10. I^üt^ovmses ö»; ejuren unzen, V«p-
l««. bre»wu III: lernor äusct» <1i« l^irwÄ Nucloll lHo»«» uncl 6i« b«lc2nnt«n
^,nnoncen'Lxr)s<Iitian«n.
lnsel'tionzprei«: pw 4L mm drsite 2eiw <Nu<j<)ll .Vlc>33ß'« Karmal-XsUenm««»,
>'o. 5> 70 ?l.

EmeömOeM,naHHch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertdreiundfünfzigster Band
39. Jahrgang . 1915 April - Juni

Schleiche Buchdruckerei,«^W? Kunst- und VerlagSanstaU
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. ll, ««»»»n. »e«hold ««««. »lMIche».», ßofiuchhondl, «nl» ck b»Nelb»Ich.
Stockholm Christiania Konstantinopel
«.«, sslltze. l.Id«!l!« »«7»!«. 2»«b V^»»d N»chhl>l«. I»t«n»t, «uchhmdl. 0«t» »ell.
Kl «e Vl»»l»^n I» Vch»el>e» >»» ln D«nemlll«!: »e«,« »hl. UlNn» »««»»l««. »«>»»»»««e!».
>lll dle Lchwel,: «U«»l«. «nN,«. ». v»chh«»»wn«, «üri« I.
««»l»lvel»lemnzt2i ß»ll«»l>: W. V. »»»««»<<»» un» ««lm< H««»> N»l»enh»fzl.

Inhalt des 15z. Bandes:
April/Mai / Juni 1915
Seite

Schlesische Vuchdruckmi v. S. Schottlamd«, Brcslau.

EmeönlOeM>n<uWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Vchlesische Buchdruckern,«^^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottland er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
« ?. Llelnacker. Verthold Luiter. «iM'lchen,z.tzolbuchhandl, Erzleo H Hasselbalch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
I. <l, Fritze, I^Ibr»Ir!e N07»!e. Jacob Dybmad Vuchhdlg. Internat, Vuchhandl. Otto Keil.
für dle Provinzen In Schweden und In Dänemark: »e«lg «,,,. Urfln« Vtachfolner, «l«pen»>«acn.
fNr dle Schweiz, «l«dem. An«,,>», n. Vuch!>nn»I»nn Her«. Panl, Zürich I.
Veneraloeiire!»n» für Holland: W.V. v»n««<«lnm und «,nn, K»»«, Nuüenbo!«.
39. Iahrgang. Band 153. Heft 487. April 1915

Professor Dr. Ludwig Stein:

Ungarn und die Weltpolitik.

Die Stellung Ungarns im Weltkrieg ist augenblicklich Gegenstand lebhafter Erörterungen diesseits und jenseits der Leitha. Daß nach Andrässy wieder ein ungarischer Staatsmann das Ministerium des Äußeren innehat und eine starke Persönlichkeit von der Prägung Tisza's an der Spitze der ungarischen Regierung steht, rückt das Verhältnis Ungarns zum Weltkrieg in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. Im letzten Iahrhundert war nämlich Ungarn nicht nur der empfangende, sondern auch der spendende Teil im Hanshalt der Weltkultur. Abgesehen von den regen wirtschaftlichen Beziehungen zum Deutschen Reich, die auf Wechselseitigkeit beruhen, hat Ungarn auch geistige Werte aus dem deutschen Kultursnstem nicht nur passiv in sich aufgenommen, sondern auch seit Petöfi, Iokai, MunkKcsy und Liszt in bildender Kunst und in schöngeistigen Erzeugnissen, besonders auf dem Gebiete der dramatischen Schöpfungen des „jungen Ungarn" zur Bereicherung des deutschen Kultursystems ein unverächtliches Scherflein beigetragen. Ungarn ist über den Zustand einer passiven Handelsbilanz im Geistigen längst hinausgewachsen. Dank ihrer reichen Begabung zu allen liberalen Berufen und einer schöpferischen Einbildungskraft, welche den ungarischen Geist beflügelt, schwangen sich namhafte Ungarn von Lernenden zu Lehrenden auf.

Seit nahezu vier Iahrzehnten gehe ich den mir persönlich besonders nahegehenden Spuren der Beziehungen des ungarischen Geisteslebens zum deutschen Kulturspstcm bedachtsam nach, und ich konnte daher auf eine kürzlich an mich ergangene Anfrage bezüglich des Werturteils, das heute im Deutschen Reiche über Ungarn gefällt wird, mich mit rückhaltloser Genugtuung dahin äußern, daß das stolze Wort: „Vivi» liuu^aru» »um" niemals einen lebhafteren Widerhall gefunden und eine freudigere Zustimmung im Deutschen Reiche geweckt hat, wie in diesem weltgeschichtlichen Augenblick.

Drei Momente haben wesentlich und vorzüglich dazu beigetragen, der ungarischen Nation im Herzen des deutschen Volkes eine bevorzugte Stelle einzuräumen und dauernd zu sichern.

In erster Linie kommen die glorreichen Waffentaten der ungarischen Honvsdarmee in Betracht. Unsere ersten militärischen Autoritäten im Reiche haben

sich öffentlich darüber geäußert, wie hoch sie die strategische Kunst der österreichisch-ungarischen Armee im allgemeinen und die überlieferte Tapferkeit der Honv^darmee im besonderen bewerten. Wenn es der deutschen Armee gelang, den westlichen Kriegsschauplatz ins Feindesland zu verlegen, verdankt sie es dem brüderlichen Zusammenwirken mit den österreichisch-ungarischen Armeen, die im Osten den Feind an weiterem Vordringen behindert und dadurch die großen Tage von Tannenberg, Lodz, und der Winterschlacht in den „Masuren" ermöglicht haben. Man weiß es hier seinem vollen Gehalte nach zu würdigen, daß die „ritterliche" Nation, der Kaiser Wilhelm II. anläßlich seines Besuches in Budapest so zu Herzen gesprochen hat, daß seine Worte heute noch jedem Ungar unvergeßlich in den Ohren klingen, sich im Weltenringen infolge ihrer wunderbaren Tapferkeit durchaus auf der Höhe ihrer ruhmreichen geschichtlichen Waffentaten behauptet hat.

Als zweites Moment kommt der „Burgfriede", die erlösende Einhelligkeit der gesamten ungarischen Nation, einschließlich der kroatischen und rumänischen Bevölkerung in Anschlag. Ungarn hat im entscheidenden Augenblick nicht bloß seine militärische Kraft zu voller Entfaltung gebracht, sondern auch seine politische Reife in hellstem Lichte erstrahlen lassen. Daß Graf Albert Apponyi sein Bestes und Höchstes eingesetzt hat, um den „Burgfrieden" möglich zu machen, bleibt ihm hier unvergessen. Die Haltung des Grafen Andrüssy entsprach dem Bilde, das jeder deutsche Politiker von der hohen Intelligenz, dem reichen Wissen und edlen Wollen dieses Wortführers der Nation in sich trägt. Daß aber auch Graf Michael KKrolni die Größe des Augenblicks zu würdigen wußte und in die vom Grafen Tisza dargebotene Hand einschlug, empfand man hier als wahren Triumph des echtungarischen Patriotismus, dem letzten Endes die Nation alles, die eigene Persönlichkeit dagegen ein verschwindendes Imponderabile bedeutet.

Der dritte Punkt endlich, der im Reiche staunende Bewunderung erregt hat, war die w i r ts ch aftl i ch e Kraft Ungarns auf der einen und seine sittliche Stärke auf der anderen Seite. Die Höhe der Zeichnungen auf die Kriegsanleihe in Ungarn hat, selbst in eingeweihten finanziellen Kreisen Berlins, geradezu verblüfft. Man hat Ungarn zwar ein sehr großes Herz, aber nicht einen so großen Beutel zugetraut. Eingeweihte freilich wissen, daß man Gold für Eisen hergab, wie schon in den 48er Iahren, daß also der Ungar, wenn es um Sein oder Nichtsein seines Vaterlandes geht, seinen letzten Rock auszieht, um ihn auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Daß also Ungarn diese gewaltige Summe aufbringen wollte, daran zweifelte man bei der sprichwörtlichen patriotischen Gesinnung der Ungarn keinen Augenblick. Daß aber Ungarn eine solche Riesensumme aufbringen konnte, das war die große wirtschaftliche Überraschung, der finanzielle 42er Mörser Ungarns.

Den hier dargelegten drei Lebensmächten Ungarns ist es zu danken, daß die

Temperatur des deutschen Gefühlsbarometers für Ungarn höher gestiegen ist denn je. Ieder Ungar kann heute in Berlin hocherhobenen Hauptes sich zu seiner Nation rückhaltlos und stolz bekennen, und er ist sicher, einer warmen Hand und einem blitzenden Auge zu begegnen.
Diese Würdigung des Ungarntums im Mittelpunkte des deutschen Kultur-lebens gilt indes nicht nur der politischen Bedeutung des wohlgegliederten und in sich geschlossenen ungarischen Staates, sondern ebensosehr der ungarischen Musik, deren tiefste Volksschöpfungen Brahms der deutschen Volksseele nahe-gebracht hat, daneben aber und darüber hinaus dem gesamtkulturlichen Beitrag, den das moderne Ungarn zur Bereicherung unseres Innenlebens nach Breite und Höhe beigesteuert hat. Der politischen Gestaltung Ungarns in seiner geschicht-lichen Gewordenheit steht man im Reiche vielfach ohne tieferes Verständnis gegen-über. Es gehört ernstes Studium und volles Versenken in die Geschichte Ungarns dazu, um ein klares Bild von den verwickelten Fragen des Verhältnisses des ungarischen Staatsbegriffs zum österreichischen, sowie der geschichtlichen Be-ziehungen der ungarischen Königsidee zur österreichischen Kaiseridee zu gewinnen. Wie leicht man dabei in die Irre gehen kann, bewies mir die Deutung meines Aufsatzes „Rußland vor dem Zusammenbruch" lim Ianuarheft der „Norddeut-schen Monatshefte") seitens hervorragender ungarischer Politiker.
Auf Seite 3 dieses Aufsatzes sagte ich: „Auch die österreichische Kaiseridee ergibt sich für den Osten als soziologische Notwendigkeit." Wenige Zeilen weiter fügte ich hinzu, daß Franz Ioseph für die Seele der Magyaren großes Verständnis habe, die für ihren König bedenkenlos Blut und Leben lassen.
Hier war also zwischen der Kaiseridee für den Osten und der ungarischen Königs-idee scharf unterschieden. Nichtsdestoweniger beschwerten sich ungarische Patri-oten, wie ich jetzt einsehe, mit gutem Grund, daß ich durch die Einschiebung des Wortes „Einheitsstaat" dem dualistischen Staatscharakter nicht gebührend Rech-nung getragen habe. Um allen Mißdeutungen aus dem Wege zu gehen, betone ich mit Nachdruck, daß ich die ungarische Kultur nicht unter den Begriff des Ostens, sondern unter den des Westens subsumiert habe. Bei der öfter-reichischen Kaiseridee dachte ich an die östlichen Stämme, besonders an die Sla-wen, die ich ausdrücklich hervorgehoben habe, nie und nimmer aber an Ungarn, das ich dem westlichen Kultursystem zurechne. Im Anschluß an Graf Albert Apponyis Broschüre „Die naturgemäße Stellungnahme Ungarns in der Welt-politik" habe ich im Märzheft von „Nord und Süd" Ungarns Stellung in der Weltpolitik schon gestreift. Apponyi zählt Ungarn kulturlich zum Westen, und dieser Auffassung schließe ich mich vorbehaltlos an.
Alle Möglichkeiten stehen uns offen, sagt Apponyi, wenn wir siegen; alle Möglichkeiten verschließen sich vor uns, wenn wir unterliegen. Den Bankerott unserer historischen Sendung würde es bedeuten, wenn der moskowitische Angriff

erobernd vorwärtsschritte; die Verherrlichung derselben, wenn dieser Angriff, der gefährlichste, der je den Westen bedrohte, an unserer Kraft zerschellte. Im ersten Falle würde die Verstümmelung des Westens an unserem Leibe beginnen; im zweiten wäre unsere nationale Erstarkung die erste Erscheinungsform des westlichen Sieges. Doch nur dann, wenn wir starke Faktoren dieses Sieges sind; und um so mehr, je mehr wir es sind. Unsere Soldaten tun das ihrige; sie sind in der Tat Machtfaktoren auf dem Schlachtfelde. Aber hinter den Gefechtslinien wogt der geräuschlose Kampf der Nationen. Dort gewinnt überlegene Todesverachtung die Schlachten; hier siegt die größere Geduld, die entschlossenere Ausdauer, die strengere Selbstdisziplinierung. Was dort geschieht, ist vergebliches Opfer, wenn wir zu Hause nicht standhalten.

Der entscheidende Einfluß der gesamten moralischen Volkskraft ist ein auffallender Charakterzug des modernen Krieges. Nie noch fiel die Haltung der nicht kämpfenden Massen so sehr ins Gewicht wie jetzt. Weil er jeden in seinen materiellen Interessen sowie in seinen Gefühlen trifft, weil er von jedem Opfer und Mitarbeit verlangt, weil die Möglichkeit des Ausharrens von der Voraussicht und der Tragfähigkeit eines jeden bedingt ist: darum wird dieser Krieg in Wahrheit von den Völkern ausgefochten. Ich sehe das, und mich begeistert der Gedanke, daß die ungarische Nation bis zu Ende ihren Mann stelle, so wie es ihre Soldaten tun, und kann ich schon nichts anderes tun, so trachte ich, was in meinem Innern lodert, als lebendiges Feuer den Seelen meiner Mitbürger einzuflößen.

Dieses lebendige Feuer Apponyis, das in seinen Adern glüht, wenn er Ungarns Stellung in der Weltpolitik zum Gegenstand seiner Erörterung macht, wird sich nicht nur seinen engeren Landsleuten und Gesinnungsgenossen mitteilen, sondern es muß auch die deutschen Herzen erglühen und höher schlagen lassen, daß ein berufener Wortführer jener Nation, die sich so tapfer und erfolgreich für die gemeinsame Sache der Verbündeten geschlagen hat, in schicksalsschwerer Stunde den treffenden, schlagenden, auch den Widerstrebenden packenden und mitreißenden Ausdruck gefunden hat. Ungarn hat nickt bloß eine große Vergangenheit hinter sich, sondern eine noch größere Zukunft vor sich, wenn und wofern es sich die Gesinnungen Apponyis restlos zu eigen macht. Der Anschluß an die deutsche Kultur wird Ungarn zum Vorposten des Westens erheben, zumal es sonst Gefahr liefe, zur Nachhut des Ostens zu werden. Die Rolle der Ungarn in der Weltpolitik der Zukunft bedeutet: Pionier und Schildträger westlicher Gesinnung und Gesittung.

Durch diese nachdrückliche Hervorkehrung des westlichen Charakters der ungarischen Kultur glaube ich jeder mißverständlichen Auslegung meiner Worte die Spitze abgebrochen zu haben. Aber dieser Fall beweist nur, wie heikel das Thema ist und wie b«hutsam man in seiner Behandlung vorgehen muß, so daß ich den

Worten Friedrich Naumanns, der jüngst in Budapest über „Mitteleuropa zwischen Ost und West" unter jubelndem Beifall einer erlesenen Zuhörerschar gesprochen hat, beipflichte. Naumann führt in seiner „Hilfe" eine „Kriegschronik" und widmet den volkspsychologischen Wandlungen innerhalb der österreiäfisch-ungarischen Monarchie einen besonderen Aufsatz in seiner „Hilfe", betitelt „Die Doppelmonarchie", dem wir folgende Betrachtungen entnehmen:
„Am leichtesten", schreibt Naumann, „fügt sich der Deutsche und der Ungar in den kämpfenden Staat ein, denn für den Deutschen ist das Zusammengehen mit dem Deutschen Reiche ein großes seelisches Erlebnis, und für den Ungarn ist die Erhaltung seiner mit Stolz gepflegten Nationalität endgültig an den Bestand der Doppelmonarchie gebunden, weil er beim Sieg der Russen sofort und vielleicht für immer seine politische Selbständigkeit und führende Macht verliert. Die Slawen können zwar auch, sobald sie sich als eine Gesamtheit erfassen, ihres Einflusses auf den Donau-Doppelstaat völlig sicher sein, denn sie machen für sich allein 45 Prozent der Gesamtbevölkerung aus.
Überhaupt sollen wir Reichsdeutsche uns hüten, allzusehr in innerösterreichischen oder innerungarischen Fragen Partei zu ergreifen. Noch am Vorabend meiner Abreise von Wien hat mir ein verehrter Freund eindringlich gesagt: Das überlassen Sic nns selber! Natürlich kann damit nicht gemeint sein, daß wir nicht auch einmal über den Nationalitätenstreit eine Meinung haben und sagen dürfen wie über jede andere Sache in der Welt, aber das Hineinagitieren in Österreich oder Ungarn verletzt, auch wenn es gut gemeint ist. Unsere Bnndesgenossen sind empfindlich selbst gegen den Schein, als wollte jemand sie bevormunden. Von allen anderen Seiten her erleben sie Übergriffe, als sei ihre Grenze nur vorläufig. Das ist es, was sie vom Bundesgenossen niemals auch nur vorübergehend fühlen wollen. Darin haben sie recht."
Aus diesen Worten Naumanns werden alle diejenigen, die sich mit diesem politisch verfänglichen Thema beruflich befassen, die heilsame Lehre ziehen, achtsam alles zu meiden, um berechtigte Empfindlichkeiten zu schonen. Ein Redneraustausch zwischen Ungarn und dem Deutschen Reich kann nur belehrend und aufklärend wirken. In Budapest haben diesen Winter neben Naumann noch Traub und Eucken, also unsere Besten und Berufensten, gesprochen. Der Widerhall ihrer Reden, den ich in der ungarischen Presse verfolgt habe, war ein mächtiger. Gottfried Traub hat im „Berliner Tageblatt" einen Austausch von Rednern angeregt, den er mit folgenden beherzigenswerten Worten begründet: Selbstverständlich hat das politische Bundesverhältnis die maßgebenden Instanzen und Verwaltungen der beiden Reiche in die engste Fühlung miteinander gebracht. Davon rede ich nicht, sondern von dem Fehlen einer allgemeinen

kenntnisreichen Anteilnahme an dem politischen Ge-
schicke und den politischen Zukunftsfragen Österreich-
Ungarns in den Kreisen unserer gebildeten Welt. Augen-
blicksurteile können da nur schaden. Eben darum wünschen wir eine gegenseitige
Aussprache zwischen den beiden Ländern. Das wäre sehr wünschens-
wert, wenn durch einen ganz regelmäßigen Austausch von
Rednern persönliche Fäden hin und her geknüpft wür-
den, um sich gegenseitig kennen zu lernen und aneinander Interesse zu ge-
winnen. Vielleicht würde dies beiden Teilen zum Vorteil gereichen. Nur wer
einander kennt, kann einander genau verstehen und am richtigen Drt kräftigend
und helfend eingreifen.
Man ist in weiten deutschen Kreisen gewöhnt, Buda-
pest durch Wien hindurch zu sehen. Ich denke hier nicht an Re-
gierungskreise und Regierungsgewohnheiten. Ich vergegenwärtige mir die all-
gemeine Berichterstattung und gewöhnliche Orientierung. Selbstverständlich ist nns
Wien näher als Budapest. Unsere ganze Geschichte und Empfindnngswelt stellt uns
an die Seite der Kämpfe und Leiden von Wien und Brunn, von Graz, Prag
und Innsbruck, und man müßte ein großes Teil deutscher Geschichte durchstreichen,
wenn nicht bei diesen Namen ein hellerer Klang in unserem Dhr und Herz er-,
töute als bei der Nennung von ungarischen Städten und Dörfern. Auch denke
man an viele warme Wünsche und berechtigte Forderungen unserer deutschen
Brüder in Ungarn, und es ist wieder ein Zeichen von völliger Unkenntnis in
weiten Kreise« unserer Bevölkerung, wie wenig wir über die großen Zahlen un-
serer deutschen Stammcsgenossen dort unterrichtet sind.
Aber lassen wir die ganze frühere Geschichte und den Streit über das ge-
schichtliche Recht der ungarischen Darstellung ihrer eigenen Geschichte auf sich be-
ruhen. Für das Heute kommt zweierlei in Betracht, das sich fest in das all-
gemeine deutsche Bewußtsein einwurzeln muß: die Freude über die feste
und entschlossene patriotische Haltung, die Budapest
unddderungarischeStaatgeradejetzt in diesem Krieg von
Anfang an eingenommen haben. Das bedeutet nicht, daß man über
den Taten der roten Teufel die Leistungen der Tiroler Kaiserjägcr oder der
Wiener Deutschmeister vergißt. Es handelt sich hier nicht nm Vergleiche einzelner
Tüchtigkeit. Wir Reichsdeutsche sollen nur wissen, welche
starke Kriegsbegeisterung in Budapest lebt. Es wäre unrecht,
wenn wir das nur wie eine selbstverständliche Sache mit einer gnädigen Hand-
bewegung behandeln würden. Dazu kommt, daß der Ungar neben dem Deutschen
dort der einzige Stamm ist, in dessen Adern kein slawisches Blut rollt. So
bleibt er dort der Schutzwall gegenüber großen Gefahren. Was den nngarischcn
Volksstamm von jeher ausgezeichnet hat, das ist ein unerschütterliches Selbst-
vertrauen, eine ungemeine Freude an der Politik uud ein ausgesprochenes Na-

tionalgefühl. Das sind heute so wertvolle Eigenschaften, daß man sich nur daran freuen kann. Auch wir geben hier kein Urteil über die Geschichte nach rückwärts ab, aber viel hoffen wir von der Zukunft. Eben darum halten wir es für recht, daß man seine Augen stets auf beide Städte einstellen möge, auf Wien und Budapest.

Zuletzt das eine: Die deutsche Aufgabe der Zukunft heißt, nach dem Osten Kultur zu tragen. Die Schicksale des preußischen Staates haben sich durch die Gewinnung von östlichem Land entschieden. Er hat seine Macht gewonnen als starker Wall gegenüber der Überflutung von Osten und zugleich als Kulturträger nach dem Osten hin. Das wird gerade für die Zukunft erst recht notwendig werden. Der Kampf gegen den Westen muß durchgeführt werden, damit wir freie Bahn nach dem Osten hin bekommen. Wenn in den früheren Iahrhunderten Österreich-Ungarn der feste Wall gegen den Islam war, so wird es heute z u - sammenmitdemIslamzumSchofifürunilbersehbarcEnt- wicklungsmöglichkeiten in wirtschaftlicher, kultureller und politischer Beziehung.

Wen man von einer Reise nach Österreich-Ungarn zurückkommt und die Freude gehabt hat, mit vielen bedeutenden Männern zu sprechen, schwirrt uns meistens der Kopf vor allen möglichen Widersprüchen, und man kann es verstehen, daß manche darüber ungeduldig werden. Desto mehr haben wir die Pflicht, darauf hinzuweisen, wie nötig eine genauere Kenntnis und engere persönliche Fühlungnahme zwischen diesen Ländern ist, und wie in höchstem Grade wünschenswert es sein muß, daß der politische Instinkt richtig geleitet werde.

Die Anregung Traubs ist anf fruchtbaren Boden gefallen. Zwei führende Männer Ungarns, die aus verschiedenen politischcn Lagern herkommen, haben dem Traubschen Vorschlage offenkundige Sympathien entgegengebracht. So schreibt Graf Karl Khuen-H6derv5ry, der Präsident der nationalen 'Arbeit, im „Pester Lloyd" vom 26. Februar folgendes:

Die Anregung des Herrn Traub beweist das für uns erfreuliche Interesse, das man in Deutschland nunmehr an Ungarn nimmt. Es ist jedenfalls ein Erfolg, daß man uns kennen lernen will; nur fürchte ich, daß mit dem Austausch von Rednern allein sich der Zweck kaum wird erreichen lasten. Dazu braucht es intensivere Arbeit, und wenn man in Deutschland das Bedürfnis empfindet, die Verhältnisse in der Monarchie und speziell bei uns genau kennen zu lernen, dann wird der ernste Wissensdrang des deutschen Volkes den Weg schon finden, der zu solchem Verständnis führt. Immerhin kann man die Anregung nur willkommen heißen, daß, so wie illustre Persönlichkeiten aus dem Deutschen Reich in Budapest sich hören ließen, auch ungarische Redner vor deutschem Publikum über unsere Wesensart, über ungarische Politik und ungarische Kultur sich äußern. Ist es auch nur ein kleiner Kreis, an den sich solche Ausführungen wenden können, während die

Aufklärungsarbeit, um wirksam zu sein, auch in die breiten Schichten einzudringen hat, so wäre doch durch die Verwirklichung der Traubschcn Anregung ein guter Anfang gemacht. Ich betone nochmals, daß ich in der Anregung den Wunsch erblicke, uns kennen lernen zu wollen, — nicht nur speziell Ungarn, sondern im allgemeinen die Verhältnisse in der Monarchie. Und dieser Umstand ist in dem Verhältnisse, in dem wir zueinander stehen, von sehr großem Wert. Namentlich bei den Verhandlungen in wirtschaftlichen Fragen wird für viele der letzteren eine Lösung leichter zu finden sein, wenn man in Deutschland a priori ein Verständnis für Verhältnisse haben wird, die man bisher nicht kannte.

Gra f Iuli usAndrKssy, der Führer der Verfassungspartei, schreibt:

Mit Vergnügen habe ich die Erörterungen des preußischen Abgeordneten, Herrn Dr. Gottfried Traub über Österreich-Ungarn gelesen, in denen hervorgehoben wird, daß es vorteilhaft wäre, eine gegenseitige Aussprache zwischen den beiderseitigen Völkern in Form eines Austausches von Rednern herbeizuführen. Ich bin gleichfalls der Ansicht, daß es, mit Rücksicht darauf, daß wir unter lauter Feinden die einzigen Freunde sind, nötig ist, einander zu verstehen, und daß es wichtig wäre, in ständiger Verbindung zu bleiben, um den Gefahren des Mißtrauens und des Mißverständnisses vorzubeugen, die jedes koalitionistische Zusammenwirken stets in sich schließt.

Wir Ungarn haben für das Deutsche Reich und die Deutschen starke Sympathien; auch haben wir uns immer eingehend mit Deutschland beschäftigt. In Deutschland aber — und im Hinblick auf die gegenseitigen Machtverhältnisse ist dies wohl erklärlich — kennt man uns viel weniger. Es hat dort sogar eine systematische Agitation gegen Ungarn gegeben, und sehr viele in Deutschland haben sich infolge der künstlich genährten Stimmung ganz falsche Begriffe von den öffentlichen Verhältnissen in Ungarn gemacht, so zwar, daß in gewissen Kreisen Deutschlands geradezu Antipathien gegen uns geweckt wurden, was allerdings selbst mit den deutschen Interessen im Gegensatze steht. Iedenfalls wäre es sehr erfreulich, wen wir einander während des Krieges besser kennen lernten und der bereits bestehenden Interessengemeinschaft sich auch noch eine innige Freundschaft zugesellte.

In Ungarn herrschte stets große Sympathie für die Deutschen, besonders aber ist dies jetzt der Fall, da Ungarn sieht und fühlt, welch mächtiger Schutz seiner eigenen Daseinsinteressen in der deutschen Kraft gelegen ist.

In diesen schweren Tagen der seelischen Umwertung aller Werte beizt man nicht nur die herben Verluste mit bohrendem Ingrimm in die Kerbe, sondern man verzeichnet mit freudigem Stolze die enger gekitteten Freundschaften, die mit Blut und Leben besiegelt sind, als völkerpsychologischen Ertrag dieses verwüstendstcn aller Kriege. Die Zahl der Feinde hat sich unendlich verbreitert; aber dafür hat sich der Kreis der Freunde um so inniger vertieft und unlöslicher zusammen-

geschlossen. Die Ungarn sind nicht nur politisch auf Gedeih und Verderb mit dem Schicksal dieses Weltkrieges verflochten, sondern als Fahnenträger der westlichen Zivilisation auch mit der deutschen Kultur unzerreißbar verschlungen. Graf Albert Apponyi schrieb mitten im Kriege im Novemberheft von „Nord und Süd" jene Worte nieder, die ein freudiges Echo weckten, soweit die deutsche Zunge klingt: „Was nun Deutschland betrifft, das herrliche Deutschlind, bei dessen Nennung — um ein deutsches Dichterwort zurückzuwenden — mir der ungarische Schnürrock zu eng um die Brust wird, so trat es in erprobter Bundestreue Österreich-Ungarn an die Seite." Solche Zeilen schreibt man zwar mit Tinte nieder, aber jeder Feinfühlige spürt dahinter den warmen Pulsschlag der Persönlichkeit und das Herzblut innerer Ergriffenheit.

Iustizmt Dr. Walther Waldschnndt,
Vorstandsmitglied der Aktien-Gesellschaft Ludw. Loewe A Co.:

Die deutsche Wertzeugmaschinen-Industrie im Kriege.

Die deutsche Werkzeugmaschinen-Fabrikation gehört zu den Industrien, denen der Krieg eine bei seinem Beginn wohl von niemandem geahnte Beschäftigung gebracht hat. Wenigstens gilt dies von all den Fabriken, welche kleine und mittelgroße Werkzeugmaschinen herstellen; die Nachfrage nach ganz schweren Maschinen mag geringer sein, schon weil ihre Herstellung zu lange Zeit in Anspruch nimmt.

Der deutsche Werkzeugmaschinenbau war in dem letzten Iahrzehnt mehr und mehr dazu übergegangen, nach dem Vorbilde nordamerikanischen Maschinenbaus Maschinen nicht mehr auf Bestellung des einzelnen Kunden herzustellen, wie der Handwerker nur auf Bestellung arbeitet, sondern nach cmsgeprobteu Modellen Maschinen auf Vorrat zu fabrizieren. Solche serienweise hergestellten Maschinen werden besser und billiger, weil es sich lohnt, für eine größere Zahl desselben Typs vollkommenere Einrichtungen zu schaffen, und sie verkaufen sich leichter, weil alle Objekte, die fertig besichtigt und rasch geliefert werden können, vom wählenden Käufer bevorzugt werden.

Bei Ausbruch des Krieges wird sich wohl ein großer Teil der deutschen Werkzeugmaschinenfabriken in der Lage befunden haben, mehr oder ebensoviel auf Lager gearbeitet zu haben als auf feste Bestellung; die Folge war, daß ein großer Posten Maschinen fertig auf Lager stand oder so weit vorgearbeitet war, daß er ziemlich rasch fertiggestellt werden konnte. Diese Lage kam dem Feldzuge sehr zu

statten, denn wenige Wochen nach Beginn des Krieges setzte eine außerordentlich lebhafte Nachfrage nach Werkzeugmaschinen ein. Diese Nachfrage ging natürlich zunächst von solchen Firmen ans, welche schon in Fricdenszeiten sich mit der Herstellung von Kriegsmaterial befassen; sie erhielten so enorme Aufträge auf Waffen und Munition aller Art, daß die vorhandenen maschinellen Einrichtungen trotz Doppelschichten nicht genügten. Aber auch viele Firmen, die im Frieden sich nie mit der Herstellung von Kriegsmaterial befaßt hatten, wurden nun von der Militärverwaltung mit dieser Aufgabe betraut; zu solchen Firmen gehörten in erster Linie die, welche sich im Frieden mit der Fabrikation von mechanisch bearbeiteten Objekten aus Eisen, Stahl und anderen Metallen befassen, die in großen Mengen produzier» werden, wie Fahrräder, Motorräder, Nähmaschinen, Schreibmaschinen, Rechenmaschinen, Pumpen, Armaturen, Schrauben, Zahnräder. Für den Laien mag es schwer verständlich sein, daß ein? Echreibmaschinenfabrik binnen kurzem dazu übergehen kann z. B. Zünder für Granaten und Haubitzen zu fabrizieren. Diese Anpassungsfähigkeit erklärt sich einmal daraus, daß die Militärverwaltung genaue Zeichnungen für die herzustellenden Zünder liefert, daß andere Firmen auf Grund ihrer Erfahrungen die geeignetsten Spezialwerkzcuge für solche Zwecke zu liefern vermögen, daß aber auch die Schreibmaschinenfabrik - - trotz Einziehung mancher guten Kraft zu den Fahnen — über Ingenieure und Techniker verfügt, die genügend theoretisch gebildet sind, um die der Fabrik zur Verfügung stehenden Maschinen mit solchen Vorrichtungen zu versehen, die nun auch erlauben, Zünderteile herzustellen oder Granaten zu bearbeiten.

Eine andere Tatsache, die den Laien überrascht, ist, daß bei der Herstellung von Munition Arbeiterinnen in großer Zahl zugezogen werden, um die im Felde stehenden Männer zu ersetzen. Wer je den verwickelten Mechanismus eines Zeitzünders in der Hand gehabt hat, wird als Laie mit Recht vermuten, daß nur der geschickteste Schlosser imstande wäre, ein solches kleines Kunstwerk herzustellen. Wenn Deutschland in der Versorgung mit Munition auf das Schlosicrhandwerk angewiesen wäre, würden die Feinde freilich längst in Berlin sein. Hier kann nur die mit den modernsten Präzisions-Maschinen ausgerüstete Fabrik helfen, und deshalb ist es so bedauerlich, daß unsere Feinde die Unterstützung der nordamerikanischen Maschinenfabriken besitzen. Nicht als ob Deutschland nicht imstande wäre, seinen eigenen Bedarf zu decken, aber da es sich in diesem Kriege nicht nur um die Messung der rein militärischen Kräfte handelt, sondern um das Ringen der gesamten Volkskräfte, auch der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit auf beiden Seiten, so sehen sich die deutschen und österreichisch-ungarischen Maschinenfabriken nicht nur dem hochentwickelten Maschinenbau Englands, dem in der Ent-Wickelung begriffenen Rußlands und demjenigen Frankreichs, welcher nicht durch unsere Okkupation der nördlichen Departements lahmgelegt ist, sondern auch der glänzenden mechanischen Industrie der Vereinigten Staaten gegenüber. Wenn auch ein großer Teil der Eisen- und Stahlindustrie in dem von uns in Besitz ge-

nommenen Norden Frankreichs zu Hause ist und damit für uns unschädlich ge-
macht ist, so dürfen die gewaltigen Werke nicht unterschätzt werden, welche in den
Departements Loire und Loire et Saime liegen. Man braucht sich nur an die
Schneiderschen Werke im I^e Oreu»ot und an die <I?ompl»Knie 6^» I'orße» et
^t>i6rie» llt' 1u 5li,l'ine «?t ä'^omsooui t in Saint Chamond zu erinnern, um zu
wissen, daß Frankreich keineswegs ganz vom verbündeten und neutralen Ausland
abhängig ist. Der Trost bleibt uns aber, daß die Bezahlung von Munition und
Werkzeugmaschinen, die nicht im eigenen Lande hergestellt werden, den heimischen
Goldschatz vermindert, und vor allem, daß die überaus leistungsfähigen Maschi-
nenfabriken Belgiens wenigstens ausgeschaltet sind, wenn es auch nicht gelungen
ist, sie uns dienstbar zu machen. Eben der Umstand, daß ein moderner Krieg
zwischen industriell entwickelten Staaten zugleich ein Messen der wirtschaftlichen
und technischen Kräfte bedeutet, zeigt, daß der bisherige Begriff der Neutralität
- Nichtunterstützung der feindlichen Staaten seitens der neutralen Staats-
regierung — nicht mehr zureicht, um den Zweck der Neutralität zu erreich?n;
wenn neben den militärischen Kräften behufs Ergänzung der militärischen Macht-
mittel, Volkswirtschaft gegen Volkswirtschaft steht, darf die Industrie eines neu-
tralen, d. h. auf den Ausgang des Krieges ohne Einfluß bleiben wollenden
Staates solche Machtmittel nicht liefern. Davon, ob der Präsident Woodroff
Wilson sich zu dieser Einsicht durchringt, wird die Daner des jetzt tobenden
Krieges stark beeinflußt, und seine Stellungnahme könnte ausschlaggebend werden,
wenn die deutsche Metallindustrie nicht so stark wäre, wie sie ist, insonderheit
nicht über so gute Werkzeugmaschinen verfügte.
Vor kurzem war englischen Zeitungen zu entnehmen, daß die englischen
Metallarbeiter auch deshalb sehr verstimmt und streiklustig seien, weil 3000 ameri-
kanische erstklassige Metallarbeiter herübergekommen seien, die höhere Löhne er-
hielten als die Engländer. Die Amerikaner sollten nicht etwa fehlende „Hände"
ersetzen — darin ist in England trotz des regen, Geld nicht sparenden Werbe-
snstems kein Mangel —, sondern sie sollten, der Zeitung zufolge, die englischen
Arbeiter in amerikanischen modernen Arbeitsmethoden für Massenfabrikation
unterweisen. Selbst wenn heute die englischen Kriegsschiffe eine derartige In-
vasion amerikanischer Fachleute nach Deutschland zuließen, würden wir von einer
solchen Möglichkeit nicht Gebrauch machen, obschon unsere allgemeine Wehrpflicht
uns weit mehr Arbeiter entzieht, als das Werbesystem der englischen Industrie.
Wir lernen Arbeiterinnen an, Maschinen für Munitionsherstellung zu bedienen,
dir vorher niemals weder einen Zünder noch eine Werkzeugmaschine gesehen
haben. Wie ist das möglich? Die Aufgabe, große, nach Hunderttausenden zäh-
lende Mengen herzustellen, erlaubt erstens, so viel verschiedene Maschinen und
maschinelle Vorrichtungen anzuschaffen, daß auf jeder von ihnen nur eine sehr
einfache Arbeitsoperation vorzunehmen ist; diese höchst einfache Operation wird
der Arbeiterin gezeigt, sie hat sie sehr schnell begriffen und eignet sich bald eine so

große Gewandtheit in der Handhabung an, daß sie bei Fleiß und Aufmerksamkeit ohne irgendwelche Überanstrengung mehr Geld verdient, als sie gewohnt war. Tic Amerikaner nennen diese Methode Übertragung der Geschicklichkeit auf die Maschine, d. h. statt der Geschicklichkeit eines fachkundigen Metallarbeiters, welcher sich auf vielerlei Arbeitsoperationen unter Benutzung von Handwerkzeug verstehen müßte, benutzt man eine Reihe von verschiedenen Maschinen und Vorrichtungen, auf deren jeder sich immer nur eine Arbeitsoperation machen läßt, diese aber mit geradezu zwangläufiger Einfachheit und Präzision. Nicht m:hr der Arbeiter, sondern die Maschine ist die geschickte Hand geworden; zur Bedienung der Maschine gehört nur ein einfaches Aufpassen. Bemerkenswert ist, daß zu dieser etwas einsilbigen Beschäftigung Frauen besser taugen als Männer.

Ein anderes, geradezu entgegengesetztes Hilfsmittel für billige, rasche und zugleich gute Massenfabrikation ist die Verwendung sehr komplizierter Werkzeugmaschinen, auf welchen uicht stets eine und dieselbe Arbeitsoperation, sondern eine ganze Reihe, zuweilen acht verschiedene Arbeitsoperationen hintereinander sich abspielen; es sind dies automatisch arbeitende Drehbänke, welche die Bewunderung aller derer erregen, die sie zum ersten Male sehen. So wurde mir im Deutschen Museum in München erzählt, daß der Aufseher, in dessen Saal ein derartiger „Fasson-Automat" aus unserer Fabrik arbeitet, gar nicht genug Messing in die Maschine geben könne, um die Wißbegier der Zuschauer zu befriedigen. Allerdings ist das Arbeitsprodukt eine aus zwei Hälften zusammenschraubbare Kapsel in Gestalt eines Bierfäßchens mit den Buchstaben 2L. Auch diese Buchstaben graviert die Maschine automatisch. Auf den naheliegenden Einwand, daß eine solche Maschine ja Arbeiter überhaupt unnötig mache, muß ich leider erwidern, daß gerade solche Maschinen sorgsamer und sachkundiger Aufsicht bedürfen; man muß sie rechtzeitig mit neuem Material versehen, sie fleißig ölen, die Werkzeuge richtig einstellen und rechtzeitig schleifen, die abfallenden Metallspäne entfernen u. a. m. Arbeiter, die sich auf solche Maschinen verstehen, sind nicht leicht zu haben und nicht rasch anzulernen. Um diese überaus wichtigen und leistungsfähigen Maschinen für Militärlieferungen in Gang zu halten, müssen zuweilen sogar Leute aus der Front reklamiert werden. Auch dies ist eine Erfahrung, die in diesem Kriege wohl zum erstenmal, jedenfalls zum erstenmal in diesem Umfange gemacht wird, daß zum Kriegführen nicht bloß Soldaten gehören, sondern auch Arbeiter, welche den enormen Verbrauch an Munition und Verschleiß an Waffen in der Werkstatt gutmachen. AU diese Arbeit fordert Werkzeugmaschinen, viel Werkzeugmaschinen und viel Werkzeuge.

So wichtig sich in diesem Kriege erwiesen hat, daß wir Rußland, Rumänien, Kanada, Argentinien, Australien, den Vereinigten Staaten gegenüber uns eine deutsche Landwirtschaft erhalten haben, so wichtig ist, daß der nordamerikanischen Konkurrenz gegenüber die deutsche Werkzeugmaschinen-Industrie sich hat halten können. Es gab eine Zeit, wo dies für die wertvollsten und besten Maschinen-

tnpen in Frage stand. Erst die Brüsseler Weltausstellung von 1910 hat die
Ebenbürtigkeit der deutschen Werkzeugmaschinen vor aller Welt dargetan.
Wie sich der deutsche Werkzeugmaschinenbau entwickelt hat, mögen wenige
Zahlen zeigen. Im Iahre 1903 betrug die Ausfuhr 20,465 t, die Einfuhr
2364 t; im Iahre 1906 betrug die Einfuhr 8340 t, die Ausfuhr 44,590 t.
Wennschon also die Ausfuhr sich reichlich verdoppelt hatte, hatte sich die Einfuhr
fast vervierfacht; im Jahre 1913 hingegen war die Einfuhr von 7539 t, mit
1906 verglichen, um etwa ein Zehntel gesunken, die Ausfuhr aber mit 90,320 t
hatte sich reichlich verdoppelt.
Daß der Werkzeugmaschinenbau im Kriege die Bedeutung erlangen würde,
hat, wie ich eingangs sagte, kaum jemand geahnt, und es würde daher, auch
wenn der Krieg für das Iahr 1914 vorhergesehen worden wäre, schwerlich eine
Firma irgendwelche Vorbereitungen getroffen haben, sei es in Form eines Lagers
von rohem Guß oder Metallen, oder gar von fertigen Maschinen. Da aber dem
Deutschen jede Erfahrung eine Lehre für die Zukunft werden muß, so wird dieser
Krieg zu zwei Maßnahmen führen, so sehr wir hoffen, daß keiner der jetzt Leben-
den einen neuen Krieg Deutschlands erleben wird.
Es sollten schon im Frieden die an sich militärpflichtigen Facharbeiter be-
zeichnet werden, welche nicht eingezogen werden dürfen, um die Fabriken, welche
Munition oder Maschinen für Militärzwecke herstellen sollen, vom ersten Tage
an im vollen Gang zu erhalten, und es sollten die Fabriken, welche in hervorragen-
dem Maße zur Herstellung von Geschossen in weitestem Sinne herangezi'gcn
«erden sollen, schon im Frieden mit Probeaufträgen bedacht werden, damit sie
sich nicht erst unter den ungünstigsten Umständen wochenlang darauf einzurichten
brauchen, sondern vom ersten Tage an mit der Fabrikation beginnen können. DieS
wird ein Stück Vorbereitung wirtschaftlicher Mobilmachung sein, die künftige
Siege sehr beschleunigen kann.
Für den oder die Friedensverträge aber braucht die deutsche Werkzeug-
maschinen-Industrie, ihrer Kraft bewußt, nichts anderes zu fordern, als daß sie
anderen Staaten gegenüber, besonders den Vereinigten Staaten von Nordamerika
gegenüber als ihren wichtigsten Konkurrenten, in keinem Lande der Welt durch
Zclle, Zollschikanen oder Ausschluß deutscher Fabrikate bei öffentlichen Aus-
schreibungen schlechter gestellt wird. Unter gleichen Bedingungen wird sie schon
ihren Weg finden; Bevorzugungen irgend welcher Art braucht sie nicht, wären
auch auf die Dauer kein Segen, da sie einschläfernd wirken. Wir fürchten nicht
die Konkurrenz wie England, sondern betrachten sie ale Mittel zum eigenen
Fortschritt.

Dr.-Ing. P. Goerz,
Vorsitzender des Aufsichtsrates der optischen Anstalt C. P. Goerz:

Die optische Industrie Deutschlands.

Das Handwerk fußt auf der Überlieferung erworbener Erfahrungen; es erreicht seine Blüte, wenn es sich künstlerisch und wirtschaftlich auf einer einmal gewonnenen Basis technischer Kenntnisse entwickeln kann.

Eine blühende Industrie setzt dagegen das Vorhandensein einer lebenden und fortschreitenden naturwissenschaftlichen Forschung voraus, der sie dauernd neue Erkenntnis und Anregung entnehmen kann. Ie kürzer der Weg ist, der von den stillen Stätten wissenschaftlicher Forschung in die vom Brausen der Maschinen und der Arbeit erfüllten Hallen der Industrie führt, desto erfolgreicher, schneller und lebenskräftiger ist ihre Entwicklung.

Eines der Geheimnisse des mächtigen Aufschwungs der deutschen Industrie ist hier zu suchen.

Unversiegbare Ströme wissenschaftlichen Geistes und befruchtender Anregung ergießen sich auf breiten, fürsorglich gepflegten Wegen von den Forschungsstätten der Hochschulen in die Laboratorien, Versuchsfelder und Konstruk^ tionsräume unserer Fabriken, und nicht die unbegabtesten Iünger unserer Universitäten und Hochschulen finden im praktischen Leben Förderung und Befriedigung ihres Forschertriebes dort, wo Theorie und Praris die Früchte streng wissenschaftlicher Erkenntnis und ihre Umwertung in sinnliche Gebilde Wand an Wand wohnen.

Selbstverständlich verdankt die deutsche Industrie ihr urkräftiges Gedeihen nicht nur diesen Beziehungen. Die welterfahrene Erkenntnis der Bedürfnisse des Lebens, die einsichtige Würdigung und das Verständnis für den praktischen Wert des technisch Erreichbaren können und müssen allein die großen Richtlinien des Fortschrittes zeigen und bedingen damit erst den wirklich dauernden Erfolg. -

Auf den beiden Zweigen der erakten Lehre von Stoff und Kraft, der Chemie und der Physik, sprossen zwei wichtige Industriegruppen; auf dem konkreteren, der Chemie, die chemische Großindustrie und das Hüttenwesen, auf dem abstrakteren, der Physik, die Elektrotechnik und die Industrie der optischen und mechanischen Instrumente.

Es ist kein Zufall, daß gerade diese vier Industrien sich in Deutschland so kräftig und originell entwickelten. Ein Land, das einen Liebig und Bunsen, einen Werner Siemens und Herz, einen Gauß und Fraunhofer gebar, mußte, nachdem es sich politische Größe und Einheit erkämpft batte, auch ein großes

Industrieland werden. Die von den „praktischeren" Nachbarn verlachte Nation der Dichter und Denker mußte schließlich ein Industrievolk werden, denn alle industriellen Erfolge fußen in erster Linie auf Dichten und Denken. —

Die optische Industrie ist aus dem Kunsthandwerk auf deutschem Boden im letzten Drittel des XIX. Iahrhunderts hervorgegangen. Zwar besaßen wir schon vorher Werkstätten, in denen im bescheideneren Umfange optische Massenartikel für den Bedarf des täglichen Lebens nach handwerksmäßigen Erfahrungsgrundsätzen erstellt wurden, und mechanisch-optische Werkstätten, die von wissenschaftlicher Forschung befruchtet wurden. Aber die Herstellung auch der feinsten optisch-mechanischen Instrumente in dem durch einen Fabrikbetrieb bedingten Großmaßstabe ist erst das Kind der letzten Iahrzehnte. Das fast beispiellos schnelle Anwachsen einer solchen Industrie setzte die Erkenntnis voraus, daß die höchste Vollkommenheit des Einzelproduktes sich sehr wohl mit der Massenerzeugung vereinen läßt, ja gerade unter diesen Umständen am leichtesten und vollkommensten erreicht werden kann, und die Erkenntnis dieser Möglichkeit gewann dadurch an volkswirtschaftlicher Bedeutung, daß sich für das optische Präzisions-Instrument ein unübersehbarer Markt eröffnete, ein Markt, der die friedliche Arbeit ebenso wie das Gebiet der Kriegstechnik umspannt.

Die deutsche Industrie der optisch-mechanischen Instrumente hat sich unter der Wirkung der geschilderten günstigen Momente zu einer Weltindustrie ausgebildet, die, wie fast kaum eine andere auf deutschem Boden, ihre Absatzgebiete bei allen Kulturnationen gesucht und gefunden hat.

Von besonderer Bedeutung für diese glänzende Entwicklung war die Tatsache, daß die wichtigsten Rohstoffe dieser Industrie deutsches Erzeugnis sind. Das optische Glas, jenes Hauptrohmaterial des wissenschaftlichen Instrumentenbaues, Hai seine eigentliche Heimat in Deutschland. Fraunhofer hatte seine Fabrikation gelehrt und seit seinen klassischen Arbeiten auf diesem Gebiet ist d»'e Herstellung optischen Glases in Deutschland beheimatet gewesen. Ein gewaltiger Anstoß zu neuem Fortschritt ging in den 70er Iahren von Ernst Abbs aus.

Auch die Maschinen zur Gestaltung des optischen Glases für seine verschiedenen technischen Anwendungen sind wesentlich deutsches Geistesprodukt.

Das gleiche gilt von dem geistigen Inhalt des Fabrikationsgebietes der Optik. Auf ihren zahlreichen Spezialgebieten ist es immer wieder deutscher Geist gewesen, der bedeutungsvoll in die Entwicklung eingreift. Das moderne optische Präzisionsinstrument in allen seinen mannigfachen Teilen, in seiner unvergleichlichen Feinheit und Durcharbeitung verdankt seine Gestaltung deutschem Geist und deutscher Arbeit.

Im Frieden hat die deutsche optische Industrie ihre Blüte erreicht. Es gibt fast kein Gebiet menschlicher Geistestätigkeit auf naturwissenschaftlichem und tech-

nischem Boden, das nicht ihre Erzeugnisse zu seinen Arbeiten benutzte und benutzt.
Es braucht hier kaum an Einzelheiten erinnert zu werden. Das Fernrohr, das
Mikroskop, der photographische Apparat, das geodätische Meßinstrument, die astro-
nomischen und meteorologischen Forschungsapparate, kurz, das gesamte Werkzeug
der Naturforschung geht aus der optisch-mechanischen Industrie hervor, und übe?
diesen Rahmen hinaus hat sich schon zu Friedenszeiten für die Produkte der deut-
schcn optischen Industrie ein von Tag zu Tag wachsendes Gebiet eröffnet. Das
Handfernrohr in Gestalt des einfachen Opernglases war schon im 19. Iahr-
hundert weit verbreitet. Aber der Bedarf an liestungsfähigeren und wirkungs-
volleren Instrumenten dieser Art wuchs mit der Konstruktion der Prismenfern-
rohre ins Ungemessene.

Heute aber müssen wir besonders der Bedeutung gedenken, die die deutsche
opujche Industrie für die Wehrkraft unseres Vaterlandes besitzt. Die moderne
Waffe mit ihrer Fernwirkung und Präzision bedingt zur vollen Ausnutzung der
in ihr steckenden Möglichkeiten ein feingegliedertes Arsenal genauest durchdachter
und bis zur äußersten Präzision leistungsfähiger optischer Hilfsapparate; die
Erkundung und die Messung spielt im heutigen Krieg eine überragende, uner-
setzliche Rolle, und den hier auftauchenden Aufgaben hat sich die deutsche In-
dustrie in vorbildlicher Weise gewidmet und überraschend Vollkommenes geleistet.
Nur in großen Zügen können wir diese Leistungen hier würdige»». Das
Handfernrohr, hauptsächlich in der Form des Prismenfernrohrs, ist ein unent-
behrliches Instrument in der Hand jedes intelligenten Kriegers. Schon die
niedrigeren Kommandostellen können es nicht entbehren. Im Schützengraben
und im freien Gelände zur Aufklärung und Erkundung besitzt es gleiche Be-
deutung. In den verschiedensten Formen und Modifikationen weiß es sich der
Aufgabe anzupassen. In Gestalt des Scherenfernrohres streckt es seine Augen
über die Deckung hinaus und erlaubt dem Beobachter, im Schutz derselben zu
bleiben.

In Verbindung mit den Einrichtungen für direktes und indirektes Zielen bei
Geschützen tritt das Zielfernrohr in einer neuen, äußerst wichtigen Form auf.
Das Maschinengewehr benutzt ähnliche Einrichtungen, und an die Anbringung
von Zielfernrohren an die Büchse des Schützen ist man in diesem Kriege zum ersten
Male in größerem Maßstabe herangetreten, nachdem die Zweckmäßigkeit des In-
strumentes auf dem Gebiet des Sportes und der Iagd sich bereits glänzend ge-
zeigt hatte.

Ein anderes wichtiges Gebiet des Feldkrieges ist das Signalwesen und das
Scheinwerfergerät. Auch hier hat der wissenschaftliche Apparat in technischer
Ausgestaltung unendlich wichtige Aufgaben zu erfüllen.

Der Luftkrieg hat der optischen Industrie ein weiteres Feld der Betätigung
eröffnet. Ortsbestimmungs-Instrumente vom Luftschiff aus, registrierende, Appa-

rate zur Höhenmessung, Kompasse und Barometer und viele andere am Luftschiff
und Flugzeug unentbehrliche Geräte werden von ihr geliefert.
Eine wichtige Rolle spielt die Optik im Seewesen. Nicht nur die für die
Unterseeboote wichtigen und in ihrer Konstruktion unendlich feinen und durch-
dachten Periskope gehen aus den optisch-mechanischen Werkstätten hervor,
sondern eine Reihe anderer Instrumente, die der Navigation, der Erkundung
und der Messung dienen, sind für den Seekrieg unentbehrlich. Neben den Fern-
rohren in erster Linie die Entfernungsmesser, ohne die die Schiffsartillerie ihre
Wirkung nicht ausüben könnte. Daneben sei erinnert an die riesiFen Schein-
werfer, die auch bei Nacht und unsichtigem Wetter den Kampf ermöglichen, wäh-
rend zur sicheren Schiffsführung die Kreiselkompasse dienen, die die Navigation
des Schiffes in viel vcllkommnerer Weise als der durch die Wirkung der Stahl-
kolosse beeinflußte Magnetkompaß ermöglichen.
Der Schrecken unserer Feinde, die Liebe unseres Volkes, die gewaltigen
Mörser, denen wir die großen Erfolge am Anfange des Krieges zu verdanken
hatten, besitzen auch in der optischen Industrie ihr Gegenstück in Gestalt der ins
Gigantische vergrößerten Entfernungsmesser der Küstenartillerie; während di'?se
Instrumente für die meisten Zwecke des Feldkrieges nur bescheidene Dimensionen
besitzen (bis 1,50 Meter Basis), nähern sich die Riesen ihres Geschlechtes den
Abmessungen unserer größten Geschütze (bis 10 Meter Basis).
Schließlich mag auch der Photographie gedacht werden. Auch diese Technik
des Friedens hat im Kriege die größte Bedeutung gewonnen. Der Fliegcrkamera
und den photogrammetrischen Einrichtungen verdanken wir die wichtigsten Auf-
schlüsse. Ia der Kinematograph hat sich im Felde für zahlreiche Zwecke als un-
entbehrliches Hilfsmittel erwiesen.
Wenn heute unsere Artilleristen mit unvergleichlicher Präzision die Bahnen
ihrer Geschosse vorausbestimmen können und wenn wir über das Wesen der balli-
stischen Vorgänge bis in die feinsten Einzelheiten informiert sind, so verdankt die
Ballistik dieses Wissen wiederum dem optischen Hilfsmaterial des Gelehrten, das
ihm über die Vorgänge, die sich am fliegenden Geschoß und in seiner Umgebung
abspielten, die wertvollsten Aufschlüsse gegeben hat.
Ein Wort noch über den äußeren Umfang der deutschen optischen Industrie.
Neben zahlreichen kleineren Betrieben, die auf bestimmte Erzeugnisse sich speziali-
siert haben und die noch wie vor 30 Iahren auf Einzelgebieten tätig sind, haben
sich die großen Werke entwickelt, die mehr oder minder das gesamte Gebiet der
Optik und Mechanik für Friedens- und Kriegsinstrumente im größten Maßstabe
kultivieren. Deutschland besitzt mehrere optische Werke, deren Arbeiterzahl über
tausend hinausgeht; die größeren beschäftigen etwa 4000 Angestellte und Ar-
beiter, so daß die Gesamtzahl der in der optischen Industrie beschäftigten Per-
sonen auf mindestens 15000 geschätzt werden kann. Von diesen 15000 sind etwa

3000 solche Personen, die nicht dem Arbeiterstande angehören, sondern als wissenschaftliche, kaufmännische und technische Beamte anzusprechen sind. Man wird daher nicht fehlgehen, wenn man die Zahl der an der optischen Industrie direlt oder indirekt beteiligten und von ihr lebenden Deutschen auf etwa 40000 schätzt, eine Zahl, die auch äußerlich die Bedeutung dieser sowohl oem Frieden als auch dem Kriege dienenden Industrie genügend erkennen läßt.

F. L. Graf von Voltolini:

Italienische Wünsche.

Seit einiger Zeit durchschwirren Gerüchte von italienischen Wünschen aller Art die Presse des In- und Auslands. Mancher hat sich bei dem Auftauchen dieser Nachricht halb mit Erstaunen, halb mit Entrüstung gefragt, weshalb Italien, das unserm Volk im Anfang des Weltkrieges die peinliche Überraschung der Neutralitätserklärung bereitete, nunmehr noch ein besonderes Geschenk bedürfe!

Um die Wünsche der Italiener nach einem solchen Geschenk zu verstehen, ist es notwendig, einen Rückblick der Entwicklung der Stimmung sowohl bei der Regierung des Landes wie bei dem Volk in seinen Phasen seit Kriegsbeginn zu verfolgen.

Seit dem denkwürdigen 4. August, an welchem der Marchese von San Giuliano die Neutralität Italiens im Weltkrieg proklamierte, hat die Regierung diesen Standpunkt bis heute entschieden und gewissenhaft festgehalten. Weder die verführerischen Anträge von seiten der Ententebotschafter in Rom, gereifter Diplomaten, die sowohl den Charakter der Italiener genau studiert haben, wie die Schlagwörter handzuhabcn verstehen, mit denen man die italienische Volksseele sich fügsam macht, noch der üppig Italien geopferte Weihrauch in den Parlamenten von Paris und London, sowie sogar in der Duma, konnten das Kabinett Salandra-Sonnino aus seiner Haltung bringen. Selbst kleine, von den Ententebotschaftern gebotene Gelegenheiten, die zwar keine Teilnahme am Krieg bedingt hätten, wohl aber den Dreiverband Italien zu größtem Dank verpflichtet hätten, wurden von der Hand gewiesen: das erste Mal, als Camille Barröre die Konsulta um pachtweise Überlassung eines italienischen Adriahafens als Stützpunkt für die gegen die österreichisch-ungarische Küste operierende französische Flotte ersuchte, das zweite Mal, als Rennel Rodd eine der Inseln des türkischen Dodekanesimos, die Italien noch aus den Zeiten des Tripoliskrieges besetzt hält, als Stützpunkt für die gegen die Dardanellen operierende Flotte erbat.
In beiden Fällen zeigte sich Sonnino durchaus korrekt.

Nun ist es aber eine bekannte Tatsache, daß, wenn auch die Staaten und die Staatsmänner das Gleichgewicht der Neutralität festhalten können, dieses den Untertanen der betreffenden neutralen Staaten fast nie gelingt. Die Wahrheit dieser These beweist auch das italienische Volk! Freilich wird angesichts des in Italien entbrannten Kampfes zwischen Neutralisten (die alten Dreibundfreunde) und Interventionisten (die Ententeschwärmer) zu wenig berücksichtigt, daß die Ursachen dieses Kampfes überhaupt nichtin Italien zu suchen sind, sondern von außen hereingetragen wurden. In den ersten Wochen des Krieges gab es in Italien überhaupt keine Interventionisten, d. h. Leute, die für eine Teilnahme Italiens am Weltkrieg an der Seite der Feinde des Dreibunds eintraten. Erst Ende August und Anfang September machte sich diese Stimmung geltend, indem ein Teil der Presse, und zwar gerade die meistgelesensten Blätter Italiens, für diese Idee Propaganda zu machen begannen. Natürlich war dies ein Erfolg der mit großer Energie betriebenen Werbearbeit der Ententebotschafter in Rom. Kaum hatte Italien sich neutral erklärt, so war dies für Barröre, Rodd und Krupensky das Signal, sich der großen Presse Italiens um jeden Preis zu bemächtigen und dieselbe zu Filialen der City- und Boulevardblätter umzugestalten. Als das beste Mittel, die Volksmassen zu beeinflussen, wurde die Parole ausgegeben, den Ultranationalismus mit seiner Konsequenz, dem Irredentismus, in allen Tonarten zu pflegen.

Daß diese Machenschaft bei denjenigen Kreisen Italiens, die den Irredentismus auch in den besten Dreibundzeiten niemals aufgegeben hatten, wie bei den Mitgliedern der radikalen und der republikanischen Partei Beifall fand, ist klar. Und aus diesem Grunde sehen wir, daß die These von der „Abrundung der nationalen Einheit" das Leitmotiv der Interventionisten wurde. Damit aber diese Abrundung nicht im allgemeinen zu verstehen sei, damit insbesondere niemand diese Forderung etwa auf Nizza, Korsika und Malta beziehen solle, so wurde die generelle These durch den Ruf „Va^Iiamo ^reuto e Irr»te" spezialisiert, und ein in Rom gegründetes Komitee „^ro Naluiana italiana" sorgte dafür, daß die Wünsche der Interventionisten nicht allzu bescheiden beschränkt blieben. Dieser Interventionistengruppe steht die Neutralistengruppe gegenüber.

Konnte man die Neutralisten bei Kriegsbeginn mit den Anhängern der Dreibundidee identifizieren, so traten im weiteren auch noch diejenigen Leute der äußersten Rechten wie der äußersten Linken dazu — Klerikale und Sozialisten —, die prinzipiell jedem Krieg feindlich gegenüberstanden, dann jene, welche aus innern Gründen eine Beteiligung Italiens am Weltkrieg für praktisch unausführbar hielten.

Nichtsdestoweniger muß man zugeben, daß der von interventionistischer Seite getriebene Ultranationalismus nicht ohne Einfluß auch auf die neutralistische Majorität blieb. Auch in deren Kreisen erhob sich der Ruf nach einer „Rekompensation" für Italien bei der Schlußabrechnung dieses Krieges, besonders

seit Giolitti das Wort ausgesprochen habe, man könne auch in diesen Zeiten
„ohne Krieg" etwas für Italien erreichen.
Seit dieser Zeit haben wir nun es mit italienischen Rekompensationswün-
schen, an die Adresse seiner alten Bundesgenossen gerichtet, zu tun. Es wäre
jedoch besser, diese schlechtweg als „Wünsche" zu bezeichnen, denn von einer Re-
kompensation für die Neutralität kann doch nicht gut die Rede sein, da diese
Neutralität in ausschließlicher Weise Frankreich zu gut gekommen ist, wie dies
Viviani zweimal von der Tribüne des Palais Bourbon dankbar anerkennend ge-
äußert hat. Denn was wäre aus Frankreich geworden, wenn es bei Kriegs-
beginn ein Drittel seiner Armee in die Alpen und an die Mittelmeerküste zur Ab-
wehr eines italienischen Angriffs hätte werfen müssen? Es ist durchaus richtig,
wenn manche Italiener sagen: „Unsere Neutralität hat den Franzosen Paris ge-
rettet, das ohne dieselbe schon Anfang September gefallen wäre."
Was nun die Wünsche der Italiener betrifft, so richten sie sich im allgemeinen
nach obiger Formel auf „Ireiito e Oriente". Freilich weiß der intelligente Teil
der Bevölkerung sehr wohl, daß Triest n priori ein unerfüllbarer Wunsch ist.
Triest ist der große Hafen Österreichs und seit der Eröffnung der Tauernbahn auch
der Hafen für einen großen Teil Süddeutschlands. Die Monarchie kann auf
diese Hafenstadt unter keinen Umständen verzichten, ebensowenig wie das Deutsche
Reich einen solchen Verzicht, der einem wirtschaftlichen Selbstmord gleichkommen
würde, billigen könnte. Aus diesem Grunde antwortete Fürst Bülow unlängst,
als man ihm die Wunschformcl „l'rento e ^rie»te" vorlegte, er halte die
Italiener für viel zu intelligent, um Triest auf ihr Wunschprogramm zu setzen. —
Abgesehen hiervon ist Triest auch ethnisch nichts weniger als eine rein-
italienische Stadt. In Triest selbst behauptet sich das italienische Element nur
mühsam in der Majorität gegenüber dem Iahr für Jahr sich weiter ausbreitenden
slovenischen, in den Landgemeinden Istriens aber dominieren, trot z der italieni-
schen Ortsnamen, Slovenen und Kroaten genau ebenso wie in Dalmatien und
in Fiume, wo die Italiener zurzeit nur noch unbedeutende Minoritäten gegen-
über der kroatischen Majorität darstellen. Aus diesen Gründen haben sich die
Wünsche von selbst auf Trient, vielmehr das „Trentino" beschränkt, mit welchem
Namen der Italiener die südlichen, italienisch sprechenden Bezirke von Tirol be-
zeichnen, also das Etschtal von Welsch-Met z bis zur Reichsgrenze bei Avio, das
Brenta-, Sarca- und Chiesetal, ferner Primör und Ampezzo.
Hinsichtlich dieses Wunsches ist es jedoch notwendig zu prüfen, ob einerseits
die Italiener sich etwas wünschen, was wirklich ihnen zu hoher Befriedigung
gereicht, und ob anderseits die Monarchie leichten Herzens diesen Landstrich
zedieren kann, d. h. ob nicht höhere Gesichtspunkte, wie der Wille der dortigen
Bevölkerung oder Gründe militärischer Sicherheit, die Zession absolut unmöglich
machen.
Gewiß ist dieses Gebiet ethnisch unanfechtbar italienischen Charakters. In-

folgedessen wird dieses Trentino von den Reichsitalienern, die sich als Bürger eines jungen Staates niemals gerne mit historischen Subtilitciten abgeben, als ein Stück des geographischen Italiens angesehen, dessen politische Vereinigung mit dem Mutterland ebenso zu fordern sei, wie seinerzeit jene der Lombardei und Venetiens! Aber sie lassen hierbei völlig außer acht, daß das lombardisch-venetianische Königreich nur ein lose mit Österreich seit relativ kurzer Zeit zusammenhängendes Gebiet war, während das Trentino ein Stück desjenigen Kronlandes des Reiches ist, als dessen Symbol in der Geschichte die Treue zum Hause Habsburg gilt. Als im Iahre 1866 Garibaldi mit Freischaren in dieses Trentino einfiel, fand er nicht nur in den Alpentruppen Österreichs, sondern auch in der welschtiroler Bevölkerung eine von ihm nicht geahnte wütende Gegnerschaft. Diese Welschtiroler sind außerordentlich kaisertreu; man darf sich absolut nicht durch das Vorkommen einiger räudiger Schafe, die dem Irredentismus verfallen sind, von der Tatsache ablenken lassen, daß die große Majorität der Bevölkerung durchaus österreichisch sein und bleiben will. Von den zwölf Wahlbezirken des Trentino sind zehn in den Händen der durchaus kaisertreuen christlich-sozialen Partei. Dabei ist die Bevölkerung fanatisch katholisch von jener Art, die Italien auch heute noch den Besitz Roms und des Kirchenstaates als ein Sakrilegium vorwirft.

Freilich treten auch ökonomische Gründe hinzu, welche die Trentiner absolut nicht italienisch werden lassen wollen. Die Zugehörigkeit zur Monarchie gestattet dem Trentino, seinen Wein und seine Früchte preiswert in derselben z« verkaufen. Kommt der Landesteil dagegen zu Italien, so werden die Weine, deren Typus ganz ähnlich dem der Veroneser Weine ist, um siebenzig Prozent entwertet, und ebenso die Früchte. Die Fremdenindustrie aber, die in den letzten Dezennien durch massenhaften Besuch von Deutschen im Trentino eben deshalb blühte, weil es österreichisches Gebiet ist, würde ruiniert sein. Die Deutschen würden ausbleiben, und die äußerst drückende, italienische fiskalische Gesetzgebung würde sie völlig paralysieren.

Sind diese Gründe von hoher Wichtigkeit gegenüber den „Wünschen" der Reichsitaliener, so kommt weiter dazu, daß die Monarchie aus sehr ernsten militärischen Sicherheitsgründen auf den Besitz des Etschtales bis Aviv und des Ampezzo- wie des Primörtales nicht verzichten kann. Das Etschtal läuft von Bozen bis Ala als ein gewaltig breites Tal durch das Land über die Sprachgrenze. Erst bei Ala verengt sich dasselbe schluchtartig und bietet von hier bis Avio einen Engpaß, der die natürliche, tausendjährige Grenze zwischen dem alten Deutschen Reich und Italien bildet. Inmitten des breiten Etschtales liegt aber das starkbefestigte Trient, das jedem vom Süden kommenden Heere den Vormarsch zum Brenner verlegt. Militärisch ist daher die Zession dieses Teiles des Trentino ausgeschlossen, und es bliebe höchstens Iudikarien, d. h. das Chiese- und Sarcatal sowie die Valsugana, das oberste Brentatal übrig.

Entspricht aber der Besitz dieser drei Alpentäler den Erwartungen der
Italiener? Ieder Kenner der Lage der Dinge wird diese Frage absolut ver-
neinen, und deshalb muß jeder vorurteilslose Freund Italiens den Italienern
raten, sich ein anderes, größeres und wertvolleres Wunschobjekt zu suchen, als das
Trentino, das selbst, wenn es zu dessen Zession kommen könnte, für Italien aus
den obigen Gründen ein Danaergeschenk wäre.
Was zunächst die Wunschtheorie an und für sich betrifft, so hat dieselbe
weder als Rekompensation noch als Ausfluß der nationalen Abrundungstheorie
Hand und Fuß, wohl aber unter dem Gesichtspunkt des Gleichgewichts. Ein
durch die Folgen des Weltkrieges an Macht besonders im Balkan bedeutend ge-
wachsenes Österreich-Ungarn würde zwar bei Fortdauer des Dreibunds keine
Gefahr für Italien darstellen, dagegen sicherlich einen dauernden bedrückenden
Eindruck machen. Und dieser Eindruck würde genau derselbe sein, ob Italien ein
paar südtiroler Alpentäler besitzt oder nicht. Aus diesem Grunde scheint eine
neue, gerade von ruhigen und erfahrenen italienischen Politikern empfohlene
Theorie weit richtiger zu sein als das nationalistisch-irredentistische Programm,
nämlich Verhandlungen über eine Beteiligung Italiens an der Neugestaltung der
Dinge auf dem Balkan sowie im nahen Orient. Es würde verfrüht sein, sich
auf Details über diese Theorie einzulassen, ehe nicht der volle Sieg über den
Dreiverband erkämpft ist; aber nach der derzeitigen militärischen Konstellation
scheint es unzweifelhaft, daß die Zentralmächte die Bedingungen des Friedens
diktieren werden. Dann aber können und werden sie auch Italiens Wünschen
volle Geltung verschaffen, mögen diese auch nicht nur eine Basis auf der Balkan-
halbinsel, sondern des weiteren das seinerzeit von Italien so bitter verschmerzte
Tunis, das zu seiner Marinevorherrschaft im Mittelmeer notwendige Malta,
vielleicht auch Nizza und Korsika umfassen.
Diese Details aber kommen in zweiter Linie. Von Bedeutung ist es da-
gegen, heute schon das Prinzip aufzustellen, daß auch Italien bei der Abrechnung,
die die Zentralmächte mit den großen und kleinen Friedensstörern zu halten
haben, nicht leer ausgehe, und seinen Wünschen die Richtlinie zu geben, die
ihm wirtschaftlich und politisch ganz andere Vorteile für die Zukunft bieten als
das im Grunde nur auf die Einflüsterungen der Entente zurückzuführende
irredentistischc Programm von der „nationalen Abrundung".

L. Bornemann

vi.. L. Vornemann.

Der Entscheidungskampfsür das Germanentum.

(Aus Essener akademischen Unterhaltungen.)

1. Von Rasse und Sprache.

In einer Zeitschrift für Erdkunde war kürzlich zu lesen, der gegenwärtige Krieg sei im wahrsten Sinne des Ratzelschen Wortes ein Kampf um den geographischen Raum, eine unerbittliche wirtschaftliche Notwendigkeit; ein Kulturkrieg nur insofern, als alle edlere Kultur abhängig ist von wirtschaftlichem Wohlstand. Auch Rassenfragen spielten keine Rolle, da alles durcheinanderwirre, Staat gehe gegen Staat im Umfang des ihm zugewiesenen geographischen Raumes und im Verfolg seines Gesamtinteresses. Demgegenüber halten wir fest, daß es sich um den Entscheidungskampf für das Germanentum handelt. Was ist Germanentum? Lotze hat in seinem „Mikrokosmus" die Überzeugung durchgeführt, daß überall, auch im Seelenleben, der Mechanismus die Erlebnisse bedingt und doch nicht im entferntesten alles Erlebnis erschöpft. Auf dem Gebiete der Geschichte der Menschheit gehört hierher, was wir unter dem Begriff der Rasse zusammenfassen. Rasse muß vorhanden sein, wenn ein Volk Vortreffliches leistet, ja man darf von einem „heiligen" Gesetz der Rasse reden. Aber zur Entwickelung der Rasse wirken allerlei Umstände mit: außer dem Klima und der umgebenden Natur, woran man wohl zunächst denkt, sind es vor allem die Fügungen der Geschichte, zumal in schwierigen Zeitläuften, und die in den großen Persönlichkeiten aufgespeicherten Kräfte. So erwachsen Nationen. So haben sie sich seit dem Auftreten der Germanen aus dem Völkerchaos des römischen Imperiums gestaltet, und gerade das abgelaufene Iahrhundert hat Ranke einmal vorausschauend als Iahrhundert der Nationen bezeichnet.

Entspricht der Nationalismus dem erkennbaren Zweck der Menschheitsgeschichte? Es ist überaus bezeichnend, wie unter den gewaltigen Erschütterungen unserer Tage die deutsche Arbeiterpartei eine kurzgefaßte Äußerung ihrer norwegischen Freunde aufgenommen, unterstrichen und weitergegeben hat: der Internationalismus werde weiter wachsen auf Kosten des Nationalismus, nicht des Patriotismus. Das stimmt völlig zu der gesamten, sonst hocherfreulichen und durch Opferwilligkeit bewährten Stellungnahme unserer Volksmassen; indessen wie in aller Welt will man es auch nur theoretisch, geschweige in Wirklichkeit fertigbringen, die Patria, das Vaterland anzuerkennen und zugleich die Nation, das geborene-erzogene Volk zu verleugnen? Auch wer sonst sich für den Idealbegriff der Menschheit, der Einen Herde unter Einem Hirten, ins Zeug legt, sollte sich hüten, in der Einförmigkeit einer gleichmäßigen Masse die Erfüllung seines Wunsches zu erblicken. Aus der vaterländischen Geschichte, trotz aller staatlichen

Zerrissenheit, weiß er ja überdies, was eine Mannigfaltigkeit von Stämmen und Landschaften, Städten und Fürsten wert ist und im größeren Deutschland, dessen Advent wir jetzt erleben, wert sein wird. Entsprechend wird ihm die Berechtigung von Rassen und Nationen klar sein müssen.

Sei stolz, daß du ein Deutscher bist! Das Gegebene und die Freude am Gegebenen ist unser Ausgangspunkt, und wir finden es verwerflich, wenn ein gewisser Fritz Wüst, dessen gegen Chamberlain gerichtetes Buch leidergottes 1905 schon drei Auflagen erlebt hatte, „unsere germanischen Genien", nämlich „Heine, Schiller, Goethe, Beethoven, Wagner", sodann „Napoleon, das fleischgewordcne Problem des vornehmsten Ideals, wie Nietzsche ihn nennt", endlich „unsere Bismarck, Moltke und die Helden des letzten großen Krieges" geboren sein läßt „aus dem Ekel vor ihrer Welt".

Indessen ist von germanischer Rasse doch nicht so leichthin zu reden. Die unvermischte Reinheit von Tacitus Germania besteht heute nicht mehr. Die Schwaben mit ihrem Reichtum an Helden deutschen Geistes sind frühzeitig mit keltischem und römischem Blut durchsetzt, der führende Preußenstaat hat aus alter und neuer Zeit seinen slavischen Einschlag usw. Dazu kommen manche sehr maß-gebliche Zuflüsse aus gewissen Zeitläuften, worunter die französischen Flüchtlinge besonders erwähnt seien. Iedes Schulkind kennt Chamisso, der erste im Kriege von 1870 gefallene General war ein v. Franyois, Fr. v. Sallet rühmt in seinem gedankenreichen Laienevangelium, wie er „deutschen Geistes Kind geworden", in den Adern von F. A. Lange floß von mütterlicher Seite her Hugenottenblut, und Paul de Lagarde, den man einen der deutschesten Deutschen nennt, hatte wenigstens von der Tante her den französischen Namen übernommen.

Bunter noch gestaltet sich die Germanenfrage durch allerlei widerspruchs-volle Meinungen. So hat ein recht verdienter Rassenforscher die Behauptung aufgestellt, daß Luthers Bild weniger germanische als slavische Züge habe, während umgekehrt Pestalozzi für Fichte mit Recht als echt deutscher Mann gilt, trotz des romanischen Einschlages. Nicht verweilen wollen wir bei jenen weit-gehenden Aufstellungen, wonach germanischer Gesichtsausdruck rings auf Erden unter allen Rassen und Völkern begegne, ja manches Gesicht fern in Afrika ger-manischer sei als das manches Germanen; aber beachtenswert ist die bekannte, schwerlich berechtigte Anschauung des gut deutsch gesinnten H. St. Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Iahrhunderts", welcher den Keltogermanen im Westen und den Slavogermanen im Osten mitrechnend unter dem Germane» den tloma europaen» verstehen will. Im Gegensatz zu einem von diesem Verfasser beigebrachten Grunde, nämlich dem, daß die Reformation Luthers längst vorher von Hus und von Wiclef angebahnt sei, wolle der Leser die Darlegung Fichtes in seiner 6. Rede würdigen, inwiefern es denn doch erst ein Deutscher war, der die Reformation bewirkt hat. Ob nicht auch die englische Kirche und die englische Geschichte seit jenem Tage aus dem Geleise gewichen ist.

wo Reformation ohne deutsches Gemüt sich vollzog? Alles geschichtlichen Sinnes
bar aber ist die Behauptung des Internationalismus, auch die Reformation sei
durch und durch international, wie Renaissance, Humanismus, Aufklärungs-
philosophie und Revolution.
Um aber auf die eigentlichen Maßstäbe der Rassenforschung zurückzugreifen,
so machen sich auch da Unsicherheiten geltend. Ist das blonde Haar feststehendes
Merkmal der germanischen Rasse, wenn z. B. nordische Fischer von echt ger-
manischem Typus tiefschwarzes haben? Hört der Schädel auf, einem Germanen
zuzugehören, wenn er im Verhältnis der Breite zur Länge um ein Prozent über
75°/« zunimmt? Es bleibt bei dem, was Chamberlain betont: nicht auf das ein-
zelne Merkmal kommt es an, sondern ob die Gesamttendenz des Bildes sozusagen
dem künstlerisch geschulten Blick einleuchtet. Hiermit aber treten wir hinüber
zu der vergeistigten Erscheinung, wir kommen vom Geblüt zum Gemüt. Wenn
wir rassig sein wollen als Germanen, so müssen wir zeigen, daß wir die germani-
schen Ideen verkörpern. Diese aber greifen auch über die Rasse hinaus. Wenn
einer an Befreiung durch den Geist glaubt, so gehört er, wie Fichte lehrt, uns zu,
sei seine Rasse und Sprache wie sie wolle, und wer in diesen Tagen einmal der
Bestattung jüdischer Soldaten beigewohnt hat, konnte nicht bloß echt deutsche
Worte hören, sondern erlebte auch deutsche Gesinnung und deutsche Taten. Vor
allem handelt es sich hier um die beiden deutschen Ideen der Freiheit und der Treue.
Nicht jene Freiheit, die ihren Gelüsten lebt, sondern die, wo man, wie Arndt so
schön sagt, leben darf, wie es dem tapferen Herzen gefällt. Auch nicht die Treue
des Hundes, sondern bewußte Treue und vor allem die gegen sich selbst. Rasse ist
ein Werdendes; „werde der du bist mit Bewußtheit!" sagt schon der hellenische
Dichter. Von solchen Ideen belebt wird auch der Leib der Rasse ausgestaltet
werden, wie das Holz der Geige unter der Führung des Künstlers. Deutsche
Musik auf feinerem deutschem Holze.
Die Engländer oder, wie wir fernerhin sagen wollen, die Briten habe ich
bisher nur einmal gestreift. Sind sie Germanen? Auch in Fichtes Reden
werden sie nur ein einziges Mal genannt, aber er erkennt sie nicht als reine Ger-
manen an, zu einer Zeit, wo an den überraschend handgreiflichen, aber keineswegs
künstlich erzeugten Haß von heute in unserem Volk noch nicht gedacht wurde.
Zwei ganze Reden Fichtes, in denen der Hörer grundlegend mit Sprachlehre
behelligt wird, beziehen wir auf sie. Zeller freilich in einem Vortrage von 1859,
also aus dem Iahre der verunglückten preußischen Mobilmachung, will von
dieser „etwas zweifelhaften Deduction" des großen Philosophen nicht viel wissen
und spricht von entschuldbarer „nationaler Selbstüberhebung" bei Fichte und
bei Arndt. Allerdings in einzelnen Stücken werden wir Fichtes Reden nicht
folgen, etwa wenn er Deutschland vor dem Welthandel warnt oder im Erziehungs-
wesen die Familie ausschalten will. Was er aber aus Gesichtspunkten der
Sprachlehre über das reine Germanentum sagt, das ist, selbst wenn es für den

Wissenschaftler ein Irrtum wäre, mehr wert als ein Dutzend auswendig gelernter Wahrheiten. Wie bekannt, erblickt Fichte das Unglück einer mit totem Sprachgut durchsetzten Sprache darin, daß sie auf dem Gebiet des Übersinnlichen außerstande ist sich einzufühlen. Daher auch eine Kluft zwischen Geisteswelt und Leben, kein recht eigentlicher Ernst oder Teilnahme des Gemüts dabei, Scheidung zwischen Volk und gebildeten Ständen, Mangel wahrer Dichtung, kein schöpferisches und wahrhaft philosophisches Sprachleben.

Man darf, um Fichtes Auffassung zu würdigen, heranziehen, was W. v. Humboldt am 14. 6. 1816 an seine Li geschrieben hat: „Man mag sagen, was man will, aber die deutsche Sprache ist doch der einzige Schlüssel der Menschheit." Ein hohes Wort, an das wir Deutschen von heute noch längst nicht heranreichen. Aber dieser W v. Humboldt war nicht etwa ein phrasierender Alldeutscher, sondern ein ruhig feiner Denker von außerordentlich umfassenden Sprachkenntnissen, die vom Baskischen zu den nordamerikanischen Sprachen auf der einen Seite, zu den malaiisch-polynesischen auf der anderen Seite reichten, ein Gelehrter, dem die neuere allgemeine Sprachwissenschaft ihre Grundlage zu danken hat, nur daß der heutigen empirischen Sprachauffassung seine philosophischen kantischen Gesichtspunkte wunderlich fernliegen. (Dies wörtlich nach der Schrift des hervorragenden Dänen Thomsen „Sprogvidenskabens historie" 1902.)

Wenn neuerdings Rudyard Kipling erklärt hat, seine britischen Landsleute seien keine Germanen, dazu seien sie viel zu latinisiert, so hat er damit nur das Amen zu Fichtes beiden Reden gesprochen. Auf diese letzte Wurzel mag manches zurückgehen, was uns Deutsche von jenen Ungermanischen scheidet: ihr Imperialismus, welcher die Weltgeschichte auf den Stand des römischen Völkerchaos zurückschrauben möchte, ihr gesetzliches Sabbatchristentum mit leierndem Psalmodieren, ihr karthagischer Krämersinn, der selbst des Opiumkrieges sich nicht schämt, kurz ihr Mangel an Herz.

Als der junge B. G. Niebuhr, der sein Leben lang nächst Deutschland Britannien geschätzt hat, kurz vor 1800 bei befreundeten Familien in London und in Edinburg ist, schreibt er: „Das Allgemeine oder das Geistlose fast aller Gespräche ist wirklich niederschlagend. Daß man meines Hörens wenig über Politik redet, ist sehr gut, und weit besser als unsere deutsche Seuche, uns über diesen Punkt zu verlieren; aber daß gar keine Philosophie, bloß Erzählung und Gemeinplätze den Stoff der Gespräche ausmachen, daß Begeisterung, erhabener Ausdruck gänzlich fehlt, das schlägt mich nieder." Und in Schottland: „Solange ich dir von dieser freundlichen Familie schrieb, klagte ich dir auch über die Verschlossenheit derjenigen Mitteilung, bei der das Herz sich erweitert; es ist dies ein ganz nationaler Zug, nicht bei dem zu verweilen, was uns persönlich das Herz erfüllt."

Ich weiß recht wohl, daß es große Lobredner der Briten bei uns gibt oder noch kürzlich gegeben hat. So ist L. Gurlitt in seiner vielgelesenen Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland" ganz voll von ihnen. Und so fern stehe ich

diesem warmherzigen Verfasser auch gar nicht. Stelle ich die von ihm beigebrachten Einzelheiten zusammen, so betreffen sie durchweg unsere dem Briten unbekannte Bürokratie mit ihrer durch Vernichtung der Individualitäten herzustellenden Uniformität, und es ist in der Tat zu wünschen und zu hoffen, daß man unser deutsches Volk, nachdem es sich mündig gezeigt hat, auch als mündig behandeln lernt. Daneben rühmt Gurlitt die bekannte praktische Art des Briten, der sich nicht in Theorien einwickelt wie wir. Auffallend aber ist, daß Gurlitt schließlich als ganz besondere Tugend die „expeäiene?" preist. In Wörterbüchern findet man dafür die Übersetzung „Rätlichkeit", ein kaum deutsches Wort; aber ich muß dabei bleiben, daß vielmehr die „Redlichkeit" des Deutschen auf alle Fälle den Vorzug verdient, und verweise in dieser Hinsicht alle, die wie Gurlitt mit mir von Lagarde gelernt haben, auf dessen Gedicht vom jüngsten Gericht, wo die Höllenhunde Kompromiß und Opportunität heißen. Diese Höllenhunde mögen nach Britannien erpediert werden.

Aber kehren wir zur Sprache überhaupt und zur Muttersprache insbesondere zurück und hören nochmals W. v. Humboldt: „Die Sprache schwebt in der Mitte zwischen Objekt und Subjekt, zwischen dem Endlichen und Unendlichen, zwischen der Tatsache und der Idee, zwischen der Welt und dem Ich. Was ist sie anders als die Blüte, zu der alles in des Menschen körperlicher und geistiger Natur zusammenstrebt, in der sich alles sonst Unbestimmte und Schwankende erst gestaltet, und die feiner und ätherischer als die immer tiefer mit dem Irdischen vermischte Tat ist? Sie ist aber ebenso die Blüte des Organismus der ganzen Nation." Seitdem ist trotz aller Philologie eine Geringschätzung der Sprache unter uns eingerissen, soweit es nicht auf äußerlicheZwecke ankommt; ja gewisseNaturwissenschaftler haben unverhohlen ausgesprochen, eine Verständigung, wenn sie möglich wäre, nach Art algebraischer oder chemischer Formen sei treffender als die herkömmlichen Sprachen. Davon, daß die menschliche Sprache selber erst durch Formung der Eindrücke zu Vorstellungen d. h. zu den grammatischen Elementen alles logische Denken vorbereitet und möglich macht, ahnen sie nichts. Übrigens ist auch der achtzigjährige Pestalozzi in seinem „Schwanengesang" von 1826 nicht, wie viele meinen, irregegangen, indem er sich auf die elementaren Sprachformen und ihre Kräfte besann. Das sei wie es sei; aber zu wünschen ist jedenfalls, daß wir, statt die Fesseln der lateinischen Schulgrammatik nachzuschleppen, unserm Rud. Hildebrand folgten oder das unter uns unerreichte Muster des Dänen Grundtvig würdigen lernten, die Mundart mit ihrer heimatlichen Anschaulichkeit pflegten, uns der Sprachkraft eines Luther oder eines Rückert bewußt freuten und sprachkräftige Neuere wie den im September gefallenen Hermann Löns auf den Schild höben.

Man redet ja wohl davon, die Sprache sei die Seele des Volks, und man besinnt sich über das Fremdwörterunwesen. Aber wie äußerlich geht es dabei oft zu! Mit dem auf einen Schlag berüchtigt gewordenen „Adieu" habe ick) zwei

Erlebnisse gehabt, das eine vor dreißig, das andere vor drei Iahren. Ein Philologe, der einen hübschen Vortrag über die notwendige Säuberung unserer Heeressprache mit der Wendung schloß, wir sollten jetzt diesem welschen Tand ein „Adieu" ... ach nein „Lebewohl" wünschen, war verdutzt, als ich ihm sagte, er habe mit diesem wohlvorbereiteten Bonmot sich selbst ins Gesicht geschlagen, denn zu allererst sei es doch unsere Pflicht, unsere Muttersprache verstehen zu lernen und nicht etwa solchem Tand „Lebewohl" zu wünschen. Das andere Mal trat ich in eine erste Klasse der Volksschule, als die Kinder einem hinausgehenden Pfarrer „Grüß Gott" nachriefen, und erhielt auf meine Frage, was dies denn bedeute, keine Antwvrt, bis ein sonst sehr tüchtiges Mädchen im Überzeugungston erklärte, „Grüß Gott" sei eigentlich französisch und heiße zu deutsch „Guten Tag". Mit dem Verbalismus, dem Stoffwürgen und Chinesentum wollen wir brechen und den Gedanken Humboldts und Pestalozzis besser Genüge leisten, dann werden wir vielleicht auch die Wahrheit der Fichteschen Darlegungen begreifen lernen. Gerade heutzutage aber sei der Wert unserer gemeinsamen germanischen Sprache mit ein paar Zeilen aus einem vlämischen Gedicht umschrieben, das genau vor siebzig Iahren in Gent entstanden ist und, wie wir hoffen, binnen einem Menschenalter dort fröhlicher widerklingen möge:

Dns zon (Sonne) is't vaderland.
En waar is't vaderland des duitschen stams?
Alom (überall), waer der Germanen tael (Sprache)
zich heft (erhebt) en bloeid (blüht) en't volk verrukt (entzückt),
daer is ons vaderland.

(Schluß folgt.)

Dr. Aurelia Horowitz:

Etwas zur Geschichte der rumänischen Kriegspartei.

Die rumänische Kriegspartei steht mit Geschichte und Politik des Landes in losestem Zusammenhang. Seitdem Rumänien zu politischer Selbständigkeit gelangte, gab es im Lande zwei politische Parteien: die Konservativen, die Partei der alten Bojaren, die in den Interessen der Stände, der Macht und des Reichtums die Interessen des Landes am besten zu wahren glaubten, und die Liberalen, die Partei der Männer aus allen Volksschichten, die dank persönlicher Intelligenz oder durch irgendwelche Fähigkeit, das Aktuelle zu gestalten, es zu hohen politischen Ämtern gebracht hatten. Die Liberalen waren zum großen Teil junge Leute, die während ihres Studiums und sonstigen Aufenthaltes in

Paris manche Gedanken aus den Nachklängen der 48er Revolution aufgelesen hatten und sie in die Politik ihres Vaterlandes hineinzutragen sich bemühten. Doch gerieten sie zuweilen ins Maßlose, und ihre Bestrebungen steigerten sich in Neuerungssucht, ohne dem Volksgeist und den Zeitgeboten immer Rechnung ;u tragen.

Dies ließ eine dritte Partei — mehr Gesellschaft als Partei — erstehen: die Iunimea*). Die Iunimisten waren die jungen Söhne der alten Bojaren. Sie hatten sich von den Vorurteilen ihrer Väter befreit und legten mit den allerneuesten geistigen Waffen ihr Veto gegen die Übertriebenheiten der Liberalen ein. Da sie nun vor allem die Liberalen bekämpften, wurden sie, solange sie keine eigenen politischen Tendenzen verrieten, von den Konservativen mit offenen Armen aufgenommen. So befanden sich zwei Iunimisten schon im ersten Ministerium unter Laskar Catargiu, einem Konservativen reinsten Wassers, dessen Tod viel später durch die Freude über den Sturz der Liberalen erfolgte. Erst als die Bestrebungen der Iunimea aus dem literarisch-kulturellen ins politische Gebiet hinübergriffen, kam es zu einer Trennung zwischen Konservativen und Iunimisten. Doch gelang es letzteren nicht, an die Regierung zu kommen, trotzdem die staatsmännische Überlegenheit ihres Führers — Peter Carp — von Parteigenossen und Gegnern gleicherweise anerkannt wurde.

Ein Häuflein auserwählter Geister ohne die breite bewegliche Masse hinter sich, eine Gruppe Kommandierender ohne die blind-gehorsame Gefolgschaft — harrten die Iunimisten kommender Zeiten. Es wechselten Konservative und Liberale, Liberale und Konservative — und die Iunimisten warteten. Wohl wurde jedesmal, sobald das Land sich in abgrundtiefer Gefahr befand, Peter Carp an die Regierung herbeigerufen, um, nachdem er seine Pflicht getan — den Staatswagen ins Geleise gebracht — wieder zu gehen; doch dies waren stets Intermezzos moralischen mehr als politischen Sieges.

Da kam 1907. Ein Iahr harter und schwerer Prüfung für das Land, das ein Iahr vorher seinen großartigen 40jährigen Aufschwung in der Ausstellung zu Bukarest gefeiert hatte. Es ist nicht jetzt die Zeit und nicht hier der Platz, auf die unglücklichen Bauernaufstände einzugehen. Unglücklich in ihren Ursachen, Ausführungen und Folgen. Nur an eins von damals möchte ich erinnern: Auch damals waren es die Nationalisten, die das Volk in Abenteuer hineintrieben, wie sie es jetzt tun möchten. Über Nacht hatten sie das Elend des Volkes bemerkt und ebenso über Nacht wollten sie dies Elend abschaffen. An der Spitze stand Herr Professor Iorga. Der Mann mit dem Ehrgeiz des Reformators und der Seele des Demagogen, der geschickte Reklameheld, der aus der Gegenwart stets das Gegenwärtigste anzupreisen oder anzudrohen versteht, je nachdem es am schnellsten und leichtesten die Menge in Bewegung setzen kann.

») .Die Iunimea", Franks. Zeitz. 26s, 25. Sept. 1914.

So reiste Herr Nicolai Iorga im Iahre 1907 wie in den ersten Kriegs-
monaten des Iahres 1914 aus einer Provinzstadt Rumäniens in die andere und
hielt damals wie jetzt seine berühmten Reden. Und damals wie jetzt erreichte
er durch diese Reden voller Schlagworte und patriotischer Ausrufe seinen Zweck:
Herrn Nicolai Iorga populär zu machen. (Doch das rumänische Volk muß nur
an 1907 denken, so wird es die Hetzreden richtig einzuschätzen wissen.) 1907! —
Während das Land unter dem Hetzzunder lichterloh brennt, während Gutsbesitzer
niedergemetzelt, jahrelang erworbene Reichtümer vernichtet, gefüllte Speicher und
Getreidescheuncn niedergebrannt, große Dörfer geschleift, Väter von Söhnen
und Brüder von Brüdern erschossen werden — die Ausübung dieser traurigen
Pflicht erscheint, selbst angesichts des Weltkrieges, als die größte Tragödie,
die man sich ausdenken könnte — während die aufgewiegelten Bauern die Kirch-
höfe und Zuchthäuser füllen, sind die Hetzer von der Bildfläche verschwunden.
Herr Nicolai Iorga sucht das Weite, oder er hält sich, wie angenommen wird,
bei Freunden verborgen. Erst nachdem alle und jede Gefahr vorbei ist,
kommt er wieder zum Vorschein. Und doch! Vielleicht sind die Opfer von
1907 nicht zu groß, wenn sie zur Warnung und Lehre dienen sollten für eine
Zeit, wo die Eristenz des Landes, das Wohl des Volkes — beider Gedeihen,
das ein weiser Herrscher in 48jähriger Arbeit gründete und festigte, aufs Spiel
gesetzt werden soll.

1907! — Herr Iorga hält seine nationalen, zündenden Reden, die von ihm
reden machen, und sieht, wir hoffen, mit Entsetzen, das allzu gelungene Werk.
Die Leichen wachsen ihm turmhoch über den Kopf. Seine Forderungen an das
Volk und für das Volk verstummen; solange wenigstens, als Reden den Mltt
und die Selbstlosigkeit eines wirklichen Reformators erfordert.

Den zitternden Händen der Konservativen entgleiten die Zügel der Re-
gierung. Da ihnen der Atem ausgeht, sehen sie sich genötigt, neuen Luftströmun-
gen Einlaß zu gewähren. Diese neubelebenden Luftzüge kommen den Vätern
von den Söhnen. Logischer- und psychologischerweise verbinden sich die alten
Bojaren mit den jungen, die inzwischen auch alt geworden waren. Die Kon-
servativen mit den Iunimisten.

Neben diesen steht im konservativen Lager ein Mann aus dem Volke auf,
ein sehr begabter, sehr kluger Kopf, Herr Take Ionescu. Er nennt sich, da die
Umstände dem Namen günstig scheinen: einen Demokraten. Befindet man sich
ja in einem Iahre der Revolution. Allein es ist im Worte Demokrat ein un-
gewohnter Klang. Bei dem einen löst er Mißtrauen, bei dem anderen Furcht
aus. Herr Take Ionescu ist klug genug, auch das zu erkennen, und er versieht
den neuen Namen mit einer bereits alt eingeführten Marke. Er nennt sich:
konservativ-demokratisch. Als Demokrat wie als Staatsmann hat Herr Take
Ionescu bis jetzt in Rußland den größtmöglichen Feind sowohl seiner politischen

Gesinnung als auch seines Vaterlandes gesehen. Um so merkwürdiger ist es,
daß er sich so plötzlich und radikal Rußland zuwendet. Die Sympathie für
Frankreich, das Nesthäkchen der Rumänen, allein tut es nicht. Denn so echt und
wahr diese Sympathie sein mag, wahrer und stärker ist der Selbsterhaltungstrieb,
und dieser sieht und muß ^n Rußland eine stets drohende Gefahr sehen. Auch
die Überzeugung Herrn Ionescus, daß England das Vorbild des konstitutionellen
Staates wäre, ist kein genug kräftiger Grund, um seine alte, in Wort und Schrift
niedergelegte Überzeugung umzustoßen, daß jede Machterweiterung Rußlands ein
Schritt zur Vernichtung von Rumäniens Bestand und Wohlgedeihen bedeutet. —
Komisch nimmt sich das Zusammengehen von Nicolai Iorga und Take Ionescu
aus, deren Politik jederzeit entgegengesetzten Richtungen zustrebte. Sie haben
beide nur das eine Gemeinsame, daß sie den im Lande anerkannten Parteien
nicht angehören, auf die Gelegenheit lauern, sich Parteien zu bilden und patrioti-
sches Gezeter und Kriegstumult für die günstigste Gelegenheit dazu halten. Da sie
jedoch kein gemeinsames Ziel haben können, weil jeder von ihnen nur die persön-
lichen Interessen verfolgt, können sie wedex die Sache, noch sich selbst gegen-
seitig fördern, sondern sich nur hindernd in den Weg treten. Während nun Take
Ionescu, der gewiegte Diplomat, sein Ziel unbeirrt im Auge behält, schreit sich
Nicolai Iorga heiser, tritt sich selbst auf die Füße und stolpert über sich selber.
Als Geist, der stets verneint, hetzt er ebenso aus Liebe zur Kunst, wie aus Eitel-
keit. Wo diese zwei Leidenschaften sich in die Quere kommen, muß er sich wider-
sprechen, gegen sich selbst gestikulieren. Würde die Regierung die Notwendig-
keit eines Krieges aussprechen, Herr Iorga ist sicher der erste, zu protestieren.
Er würde im Lande herumreisen und Ansprachen an das Volk halten, nur würden
diese Ansprachen anders lauten als jetzt. Etwa: „Rumänen! Grundausbeuter
wollen euch zu Schlachtopfern gebrauchen! Doch nimmermehr! Euch hinmor-
den lassen, damit eine territoriale Erweiterung die Gutsbesitzer neuerdings be-
reichere?! Wem gehört der Boden eurer Väter? Besitzet den! Fordert den, ehe
ihr mit eurem Blut für neuen kämpft!" — Ebenso merkwürdig und komisch
ist die Gesinnungsgenossenschaft zwischen Constantin Mille und Nicu Filipescu.
— Im Grunde ist Herr Filipescu der einzige echte Konservative der Kriegs-
partei, der als eingefleischter Gegner der Liberalen niemals unbeanstandet lassen
kann, was eine liberale Regierung beschließt. Außerdem ist es bekannt, daß
Herr Nicu Filipescu mit der Waffe ein bißchen schnell und leichtsinnig umzu-
gehen liebt*). Und niemand weiß das so gut wie Herr Constantin Mille. Ich
erinnere mich, daß Herr Filipescu vom „Adevarul", dem Zeitungsorgan Herrn
C. Milles, nie anders als „Mörder" genannt wurde. — Der Führer jedoch der
Konservativen, Herr Marghiloman, ist Iunimist. Er gehört der Partei an, der

*) Nicu Filipescu hat einen Journalisten, der ihn in der Presse angegriffen, niedergeschossen,
vor etwa 16 Jahren.

Rumänien die Schaffung einer nationalen Kultur und Kunst zu verdanken hat. Mag Herr Marghiloman nun von Herrn Filipescu auch zu manchen Konzessionen veranlaßt worden sein, er ist der Nachfolger Peter Carps, des Mannes, der Rumänien wiederholt von Gefahr befreit und es nie in Abenteuer gestürzt hat eines fraglichen Ruhmesblättchens wegen für sich oder, für sein Vaterland.

Cheftedakteur Otto Hoberg:

Die Aussichten für den deutschen Handel in Nordpersien.

Die Eroberung von Täbris durch die Türken nach ihrem siegreichen Vormarsch durch Persisch-Aserbeidschan, unter Zulauf von Tausenden kurdischer und persischer Freiwilliger, stellt einen der wichtigsten Erfolge im russisch-türkischen Krieg dar, da sie die von den Persern so lange ersehnte Befreiung Nordpersiens von der drückenden Okkupation der Russen bedeutet. Eingeweihte Kreise werden sich jetzt darüber klar sein, was dieser Vormarsch der uns verbündeten Türkei für den Namen und den deutschen Handel, der namentlich in den letzten 10 Iahren trotz des naturgemäßen llberwiegens des russischen und englischen Gesamthandels und der ihm auferlegten Beschränkung überraschende Fortschritte gemacht hat, bedeutet. Waren doch im Verkehr mit Persien, dem auch heute noch der handelspolitische Anschluß an Deutschland fehlt, den deutschen Kaufleuten bisher beide Hände gebunden, vor allem dadurch, daß es keine direkten Transportwege nach Persien gab. Zur Eindeckung der Warenbedürfnisse standen dem deutschen Handel in Nordpersien nur vier Wege offen. Erstens der Versand der Waren in Postpaketen bis zu 4,9 Kilogramm brutto pro Kollo, transito Rußland via Tiflis bis Russisch-Dschulfa (2 Mk. pro Kilogramm), und von da nach Täbris durch die persische Post (0,75 Mk. Weiterbeförderungsgebühr). Zweitens der Bahnversand durch Rußland unter Verzollung. Außerdem der Seeweg bis Batum und von da per Bahn bis Dschulfa, ebenfalls ohne Transit, und schließlich die Beförderungsmöglichkeit über Trapezunt durch Kamclkarawane nach Täbris. Dieser Weg, bei dem man unter Umständen mit einer Reisedauer bis zu sechs Monaten zu rechnen hatte, wurde zumeist für alle die Waren gewählt, die für den Postverkehr ungeeignet waren und ihren Entstehungspreisen nach eine Verzollung in Rußland nicht zuließen. Wenn nun auch diese Zufahrstraßen nach Nordpersien einem Teil des deutschen Handels die Einfuhr nicht unlohnend machten, so konnten sie nicht gerade als vorteilhaft und bequem erscheinen, und bildeten im Grnnde genommen für den deutschen Industriellen und Erporteur ein

ganz ungewöhnliches Hemmnis. Obwohl z. B. Englands Anteil an der persischen
Einfuhr von 132,302,000 Krans (1 Kran gleich 38 Pfg.) im Iahre
4906/0? anf 86,382,000 Krans in 1912/13 fiel, während Deutschland den
Import im gleichen Zeitraum von 8,335,000 Krans auf 21,388,000 Krans
vermehren konnte, und so überraschend sich auch der 1904 eingerichtete, auf Ruß-
lands Wohlwollen angewiesene Postpaketverkehr über Rußland entwickelte, so daß
dieser Handel von allen in Nordpersien eingeführten Postkollis beinahe die Hälfte
erreichte, ebensowenig konnte das alles einen Ersatz bieten und auf die Dauer
ausreichen, es sei denn, daß es dem Deutschen Reiche möglich würde, einen
offenen Handelsweg nach Persien (Bagdad-Westpersien) zu schaffen.
Nach den neuesten Ereignissen besteht nunmehr die Aussicht, daß sich diese,
für den deutschen Handel unerquicklichen und unwürdigen Verhältnisse ganz
wesentlich ändern werden. Zunächst dürfte sich einmal zwischen Rußland und
Nordpersien ein breiter Gürtel schieben, der das russische Reich von der Provinz
Aserbaidschan abschneidet und damit der Beherrschung der russischen Interessen-
sphäre in Persien ein Ende macht, in dem der deutsche Kaufmann festen Fuß
fassen kann.
Persien ist seinem Flächeninhalt nach dreimal so groß wie Deutsch-
land. Sein Gesamthandel stieg von 784,417,000 Kraus im Iahre 1906/07
auf 1,003,909,000 im Iahre 1912/13, wobei die russische Einfuhr
in dem zuletzt genannten Berichtsjahr allein einen Wert hatte von 328,980,000
Krans, woraus sich genügend Schlüsse auf die bereits bestehenden Möglichkeiten
ziehen lassen, die namentlich in der nördlichen Provinz Aserbaidschan mit der Haupt-
stadt Täbris, des wichtigsten Handelsplatzes Persiens, für den deutschen Kaufmann
und Unternehmer vorhanden sind. Russen und vor allem Armenier haben
allmählich den ganzen Handel dieser reichen Provinz an sich gerissen, obwohl
beide, und der Russe schon aus politischen Gründen, nicht geeignet sind, sich das
Vertrauen der Bevölkerung und der einheimischen Kaufleute zu erwerben. Im
Detailhandel selbst ist der Russe wenig anzutreffen; er beherrschte nur vermöge der
geographischen Lage seines Vaterlandes und des Transitverbotes fremder Waren
durch Rußland den Engrosmarkt in Massengütern (Petroleum, Zucker und Tee)
und Massenfabrikaten (Baumwolle, Eisen, Holzwaren und billige Glaswaren).
Als Detailhändler in europäischen Fabrikaten, deren Absatz speziell in Täbris stark
angewachsen ist, tritt fast nur der in Persien wenig beliebte Armenier auf; das
von Täbris Gesagte gilt auch für Urmia, das ein reiches Hinterland besitzt, ferner
von Chol, Sutschbulak usw. Unsere deutsche Ware ist gut und billig, und daher
in Persien äußerst beliebt, unser deutscher Kaufmann arbeitsam und ehrlich.
Dem Handwerk, das in Persien auf einer überaus niedrigen Stufe steht, dem
Detailkaufmann, dem deutschen Erporteur und Importeur bot Persien schon vor
dem Kriege ein dankbares, zum großen Teil noch sehr wenig beachtetes Feld,
wobei hervorgehoben werden soll, daß auch die Ausfuhr der Produkte des Landes,

wie Mandeln, Rosinen, Gummitragant und anderer Drogen ein recht einträg-
liches Geschäft bildet, das fast nur in den Händen der armenischen Kaufleute
liegt.
Der einzig richtige Weg, den Erport nach Persien überhaupt energisch zu be-
treiben, ist die Einrichtung eines ständigen Musterlagers in den Händen eines
ortsansässigen europäischen Kaufmannes. Niederlagen deutscher Handelshäuser
müßten jedoch, um über die unausbleiblichen, kostspieligen ersten Lehrjahre hin-
wegzukommen, vor allen Dingen genügend finanziert sein. Neben einer hin-
reichenden finanziellen Grundlage erscheint eine gründliche Kenntnis der Landes-
sprache und Gebräuche unerläßlich. Für den einzelnen deutschen Erporteur ist es
denn auch wenig ratsam, in Persien Filialen zu gründen, während durch Zu-
sammenschluß einer Gruppe von Erporteuren nach Muster der russischen Tertil-
fabrikanten alles zu erreichen ist. Es gibt heute in Persien keine deutsche Firma,
die nicht stark erweiterungsfähig wäre, und es ist nicht schwer, in verschiedenen
Landeöteilen eingeführte deutsche Firmen zu finden, die imstande und bereit sind,
Hand in Hand mit einer solchen Interessengruppe zu arbeiten und je nach Bedarf
ein Netz von Zweigstellen über das ganze Land auszubauen.
Darin, daß alle Bankgeschäfte durch die russische und englische Bank geschehen
mußten, liegt ein Hauptgrund für den immerhin noch geringen Anteil Deutsch-
lands an dem Gesamthandel Persiens, und es ist an uns, schon jetzt zur
Gründung und Eröffnung einer deutschen Bank in Persien zu schreiten, die sofort
ihren Betrieb eröffnen und ein Fundament für den deutschen Handel in Persien
bilden könnte.

Dr. von Bilguer:

Der Krieg und der Vatikan.

Der neue Papst hat allen römischen Geistlichen die strengste Neutralität auf-
erlegt und ist selbst aufs redlichste bemüht, seine auf sich genommene Friedens-
mission allen heute kriegführenden Völkern zugute kommen zu lassen. Das so
wohlgemeinte „Friedensgebet" gab dafür einen neuen Beweis.
Und so steht heute denn der Vatikan als eine neutrale Macht Mr exc^Ileuce
da, dessen Neutralität und Friedensliebe auch von allen offen und stillschweigend
anerkannt wird.
Aber was kann in diesen Zeiten sich nicht alles ereignen, um diesen Zustand
jäh zu stören? Gewiß gibt Italien — wie bisher — sich alle Mühe und wird
sich alle erdenkliche Mühe geben, die ihm durch die Ereignisse von 1870 zugefallene

und sodann von ihm feierlich übernommene materielle Beschützerrolle des Papstes und dessen, was man gewöhnlich den „Vatikan" nennt, weiter zu spielen, mit anderen Worten, die Bestimmungen des sogenannten Garantiegesetzes strikt durchzuführen.

Dieses, am 13. Mai 1871 verkündete Gesetz gewährt bekanntlich dem Papst und dem Vatikan alle Rechte eines vollkommenen Souveräns. Die päpstlichen Paläste wurden für erterritorial erklärt, und der Appellhof von Rom versicherte noch am 16. Iuni 1883 ausdrücklich, daß der Papst — nach dem italienischen Staatsrecht — „obwohl körperlich in Italien, dennoch sich außerhalb des Königreichs Italien befände". In ähnlicher Weise lautete der Spruch des höchsten Kassationshofes vom 5. März 1885.

Danach stellt denn heute der Vatikan in staatsrechtlicher Hinsicht eigentlich nichts anderes dar, als den alten souveränen Kirchenstaat, der seit 1870 a u f das vatikanische Gebiet zusammengeschrumpft ist. In Wirklichkeit übt denn der Papst hier auch alle diejenigen Rechte aus, die er im früheren Kirchenstaat besaß. Von diesen Attributen des Souveräns ist das in die Augen springendste das Vorhandensein des beim Papste beglaubigten diplomatischen Korps, sowie die Beglaubigung päpstlicher Diplomaten bei fremden Staatsoberhäuptern. Das Garantiegesetz besagt in seinem Artikel 11 wörtlich: „Die Gesandten der fremden Regierungen bei Seiner Heiligkeit genießen im Königreich alle die Prärogative und Freiheiten, die den diplomatischen Agenten nach dem internationalen Rechte zukommen." Die territoriale Unverletzl i ch k e i t wird streng durchgeführt, denn nach Art. 7 des Garantiegesetzes „darf kein Beamter der öffentlichen Autorität oder Angehörige der bewaffneten Macht die Paläste und die gewöhnlichen oder zeitweiligen Residenzen des Papstes, ohne dessen Erlaubnis, betreten." Zu den weiteren Attributen der vatikanischen Souveränität gehört das Halten eigenerGarden und Soldaten sowie die cigeneGerichtsbarkeit,die von Leo XIII. am 25. Mai 1882 neugeregelt wurde.

Dieser nun seit fast einem halben Iahrhundert andauernde Zustand, der trotz aller periodisch wiederkehrenden Agitation, durch die Macht der Gewohnheit, den Charakter eines leidlichen Hlcäu8 viveucki angenommen hat, könnte nun plötzlich gestört werden, wenn Italien in irgendeinen Krieg verwickelt werden würde.

Wir haben nicht den geringsten Grund zur Annahme, daß die italienische Regierung es jemals an gutem Willen fehlen lassen werde, seine garantiegesetzlichen Verpflichtungen, die ja außerdem internationale Verbindlichkeit*) haben, zu vernachlässigen. Im Gegenteil, Italien würde ein doppeltes Interesse an der

*) „Indem Wr Rom zur Hauptstadt Italiens machen, ist unsen erste Wicht zu erklären, dah die katholische Well in ihrem Glauben durch die Vollendung unser« Einheit nicht bedroht sein wird." (Zirkular des Ministers des Auswärtigen vom 18. Oktober 1870 an die Vertreter im Auslande.)

strikten Befolgung des Gesetzes haben, den anderen christlichen Mächten gegen-
über") und zweitens mit Rücksicht auf seine eigenen katholischen Untertanen.
Es könnte sich gegebenenfalls also nur um materielle Schwierigkeiten
handeln, die eventuell stärker sein konnten, als der gute Wille und die
Macht der italienischen Regierung.
Nehmen wir als Hypothese an, Italien sei in einen Krieg mit 33.
verwickelt. Was würde — nach der Abreise des betreffenden Gesandten
beim Könige und seiner Landsleute — aus dem Gesandten beim
Vatikan werden, was aus den derselben Nation angehörenden Kardinälen, den
Bischöfen, den Mitgliedern der hiesigen päpstlichen Kongregationen und Dikaste-
rien, aus den Studenten und Seminaristen und endlich aus den Instituten, die
dieser Nation angehören?
Denn, wohlverstanden, alle diese Vorgenannten wohnen nicht auf
erterritorialem Gebiet, sondern in Rom, also im Königreich Italien.
Die Kardinäle, besonders die Diplomaten, könnten vielleicht ein Asy l im Vatikan
finden (wie s. Z. der Kardinal Ledüchowski), aber auch hier würden sie wahr-
scheinlich verhindert sein, mit ihrer Regierung zu korrespondieren, denn dies müßte
durch italienische Post- und Telegraphenbeamte erfolgen, also durch Kriegsfeinde
ihres eigenen Landes. Auch die materielle Lage aller dieser Persönlichkeiten, ihre
Ernährung, wäre ganz und gar von Italien abhängig.
Und vergessen wir nicht die Hauptsache: könnte man es gerechter Weise
Italien allzusehr verdenken, wenn es in seiner eigenen Hauptstadt, am Sitze seiner
Regierung und seines Generalstabs, keine Angehörige eines Landes haben möchte,
das gegen ihn Krieg führt? Wie aber würde es erst kommen, wenn Rom selbst
etwa vom Feinde belagert oder angegriffen werden würde? Oder die Italiener
gar geschlagen?
Man sieht, die Verhältnisse könnten einmal stärker werden, als das
Garantiegesetz und der beste Wille, dasselbe durchzuführen. —

*) „Um jeden Verdacht zu beseitigen, Italien wolle sich in irgendeiner Weise in die Ange-
legenheiten der fremden Kirchen einmischen, hält die Regierung Seiner Majestät, getreu ihres gege-
benen Versprechens, es für notwendig, den päpstlichen Stuhl als eine souveräne Institution anzuer-
kennen etc." (Bericht de8 Ministers Ricasoli vom 2. November 1870 an den König Viktor Emanuel II.)

Georg Schmitz:
Die Opfer der Schlachten.
Die bange Frage nach den blutigen Opfern dieses gewaltigsten aller Kriege
bewegt in diesen Monaten tiefer als viele andre vielleicht die Herzen. Schon
gehen, genährt von den meist übertriebenen Schilderungen ausländischer Kriegs-
berichterstatter, die phantastischsten Zahlen von Mund zu Mund, Zahlen, die
den Stempel der Unwahrheit'an der Stirne tragen. Wie war es doch nach
Lüttich? Einer raunte es in geheimnisvoller Wichtigtuerei dem andern zu:
20 000 Tote! Auch diese Zahl stammte aus ausländischen Blättern. Heute
freilich wissen wir's besser: nicht viel größer war überhaupt die Heldenschar, die
zum Sturm auf die starke Festung antrat.
Vis heute haben sie uns nichts geschadet, all diese Lügennachrichten von deut-
schen Verlusten. Gott sei Dank! Auch darin hat das deutsche Volk sich herrlich
bewählt: sein gutes Vertrauen ist fest und siegesfroh geblieben, wie in den Tagen
der ersten Siege.
Aber es ist auch kein Anlaß da zu übertriebener Sorge, wie unsere Feinde
sie auf Umwegen in unsere Herzen säen möchten. Das eine ist freilich gewiß:
die Opfer an Blut und Leben, die dieser Krieg von unserm Vaterlande fordert,
werden schwer und bitter sein. Doch wir haben keine Ursache, die übertriebenen
Schilderungen ausländischer Blätter, die denen gleichen, die man uns in den
Romanen vom „Zukunftskrieg" jahrelang mit blutigem Pinsel an die Wand
gemalt hat, zum Maßstab der Wirklichkeit zu machen. Wir dürfen vielmehr
hoffen, daß trotz aller todesmutigen Tapferkeit unsrer Truppen die Opfer dieses
Krieges im Verhältnis nicht größer, sondern menschlichem Ermessen nach geringer
sein werden als die, die unsere Väter und Mütter mit Heldenmut für das Vater-
land getragen haben. Denn die Kriegsgeschichte der letzten drei Iahrhunderte
lehrt, daß die Verluste an Toten und Verwundeten, an der Gesamtzahl der
Streitenden gemessen, immer geringer werden.
Diese Tatsache mag im ersten Augenblick verwunderlich erscheinen. Man
denkt an die wachsende Wirkungskraft der modernen Waffen, an die Furchtbar-
keit all der Kriegsmaschinen, mit denen ausgerüstet die Heere heute in die
Schlachten ziehen, und schließt daraus ohne weiteres, daß diesem erhöhten Auf-
wand an Mitteln auch eine erhöhte Wirkung entsprechen müsse, ohne zu be-
denken, daß in gleichem Verhältnis auch die Gegenwirkung gewachsen ist. So
ist der zunehmenden Feuerschnelligkeit und Schußsicherheit gegenüber die Ge-
fechtsentfernung immer größer geworden, und die Gefechtsform hat sich den ver-
änderten Verhältnissen immer enger anzupassen gewußt. Von der geschlossenen
Lineartaktik ist man allmählich zum Kampf in aufgelösten Schützenschwärmen,

vom Gefecht in gedrängten, aufrechtstehenden Gliedern zu dem der lockeren, aus liegender, wohlgedeckter Stellung feuernden Schwärme übergegangen. Ia, der ständig wachsenden Gefechtsentfernung und der unablässigen Verkleinerung der Ziele hat die Feuerschnelligkeit und die Schußsicherheit nicht einmal Schritt zu halten vermocht. Wenn die Schußgenauigkeit gegen früher auch bedeutend gestiegen ist, so sind gleichzeitig die Gewehre doch auch gegen Versehen der Schützen, wie sie in der Aufregung der Schlacht nur allzu häufig sind, viel empfindlicher geworden, was am besten daraus hervorgeht, daß man den größten Teil der Verluste in den modernen Schlachten nicht den eigentlich gewollten Treffern, sondern der sogenannten Fehlschußwirkung zuschreibt.

Doch deutlicher als alle theoretischen Überlegungen lehrt ein Vlick auf die bedeutendsten Schlachten der letzten drei Iahrhunderte das ständige, fast gesetzmäßige Sinken der Verluste.

Im 30 jährigen Kriege sind Verluste von 30°/« und darüber das gewöhnliche. So ließen z. B. bei Wittstock (1636) die Schweden 32°/«, die Kaiserlichen 33'/«, bei Breitenfeld (1642) die Kaiserlichen ebenfalls 33°/« und bei Nördlingen (1645) über 35°/» ihrer Streiter tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld zurück. Blutiger noch sind, zu einem guten Teil wohl infolge der unerhörten Tapferkeit seiner Truppen, einige Schlachten Friedrichs des Großen. So verlor er bei Kolin (1757) 40°/°, bei Kunersdorf (1759) 36°/« seiner Truppen. Das sind ungeheure Verluste, die zugleich ein herrliches Zeugnis für den Geist der friderizianischen Armee ablegen. Denn nur außergewöhnliche Truppen sind imstande, solche Opfer auf sich zu nehmen, ohne völlig zusammenzubrechen.

Auch die napoleonischen Kriege zeigen in ihren großen Schlachten im wesentlichen noch dasselbe Bild. Aspern (1809) kostet die Franzosen 40°/«, die Österreicher 26°/e, Borodino (1812) die Franzosen 25°/«, die Russen 30°/e, Leipzig (1813) die Verbündeten 22,8°/», die Franzosen 25,7°/« und endlich Belle Alliance die Franzosen 33°/«, die Verbündeten 25°/« ihrer Truppen an Toten und Verwundeten. Die Schlachten der Befreiungskriege sind die letzten großen Kämpfe, die Gesamtverluste von über 20°/« zeigen. Bei Magenta (1859) betragen die beiderseitigen Gesamtverluste schon nur mehr 8°/«, bei Plewna (2. Schlacht, 1877) bedecken 17,5°/« der russischen und 20°/« der türkischen Streiter das Schlachtfed.

Auch die Schlachten des deutsch-französischen Krieges zeigen das fast gesetzmäßige Sinken der blutigen Verluste. So betragen die Opfer an Toten und Verwundeten :

bei Wörth: für die Deutschen 11^ ^, für die Franzosen 19,8 A.
,. Spichern: „ „ „ 11 A, „ „ „ 14 ?i>
„ Vionvillc: „ „ „ 20 °/„, „ „ „ 10 7«
Gravelotte:„ „ „ 9,517«, „ „ „ 6 "^

Im Burenkriege stiegen die Gesamtverluste der Engländer nur selten einmal
über 10°/«. So büßten sie bei Maggersfontein (1899) 7°/o an Toten und Ver-
wundeten ein.
Eine Ausnahme von der Gesetzmäßigkeit, die sich nach diesen Zahlen für
die ständige Abnahme der Opfer des Krieges in der letzten Zeit ergibt, machen
scheinbar die Schlachten des russisch-japanischen Krieges. Verluste von weit
über 20°/° sind die Regel. So kostet die Schlacht am Yalu die Russen 30°/«,
Mukden 23°/« ihrer Streiter an Toten und Verwundeten; für die angreifenden
Iapaner sind die Opfer trotz ihrem Todcsmut meist etwas geringer. Das Bild
ändert sich aber sofort, wenn man die Dauer der Schlachten in Betracht zieht. Bis
dahin hatte man im allgemeinen mit eintägigen Kämpfen zu rechnen; im ostasiati-
schen Krieg aber dauerten die vier Hauptschlachten allein 40 Tage. Setzt man
diesen Umstand in Rechnung, und man muß es, will man kein schiefes Bild er-
halten, so ergibt sich für die Iapaner ein blutiger Verlust von 2°/«, für die Russen
ein solcher von 1,7°/« für den Tag.
Viel deutlicher noch als durch den Vergleich der Gesamtverluste einer
Schlacht oder eines Schlachttages wird das Sinken der Verluste, wenn man
die eigentliche Kampfdauer in Betracht zieht und vergleicht. Dann ergeben sich bei
Kolin für die Preußen 8 ^, für die Österreicher 2,4^
Kunersdorf„ „
b /o.
„ „ Russen
4^7°
Aspern „ „ Franzosen
2,5 /c>,
„ „ Österreicher
4,5 °/o
Magenta „ „ Verbündeten
1 7°,
„ „ Österreicher
1 7«
Vionville „ „ Deutschen
1 7o,
„ ,, Franzosen
0F7o
Gravelotte „ „ „
1,6 7o,
„ „ Franzosen
0,9 7°
Mukden „ „ Japaner
0,5 °/o,
„ ,, Russen
0,67o
der Streiterzahl an Toten und Verwundeten.
Unter den heutigen Verhältnissen wird man für bedeutendere Schlachten
im Allgemeinen mit einem blutigen Verlust von 10—12°/« zu rechnen haben.
Die ungeheure seelische Wirkung der modernen Waffen wirft meist schon vorher
den schwächeren Teil über den Haufen und verhütet so weitere Opfer. Die Zahl
von 10—12°/, mag auf den ersten Blick zu niedrig erscheinen, aber sie ent-
spricht den Tatsachen. Trotzdem bedeuten auch 10°/» bei den modernen Riesen-
heeren schon eine Ziffer, die uns die Furchtbarkeit der Schlachten dieses Krieges
begreifen lehrt: sie bedeuten, daß, eine halbe Million Streiter angenommen,
50 000 Tote und Verwundete nach dem Kampfe die Walstatt decken. Das
hindert natürlich nicht, daß todesmutige Truppenteile auch heute noch weit größere
Verluste auszuhalten vermögen und auch in diesem Kriege schon ausgehalten
I,aben. Zu Friedrichs des Großen Zeiten waren Verluste von weit über 50°/«
bei einzelnen Truppenteilen keine Seltenheit. So ertrug in der Schlacht bei
Soor (1745) das Grenadier-Bataillon von Wedel einen Verlust von 77°/« mit

Heldenmut. Es verlor in einer knappen Stunde von 12 Offizieren und 390
Mann nicht weniger als 10 Offiziere und 301 Mann. Bei Kolin ließ die
19 000 starke friderizianische Infaitterie in drei knappen Stunden 12 307 Mann
an Toten und Verwundeten auf dem Platze, das sind 65°/«. Auch noch im deutsch-
französischen Kriege hatten einzelne Regimenter ganz ungewöhnlich starke Verluste.
Bei Gravelotte verlor die Garde-Infanterie auf dem entscheidenden Flügel beinahe
30°/« an Toten und Verwundeten, die Gardeschützen mußten in ungefähr dreiviertel
Stunden sogar einen Verlust von 44°/» (100°/« der Offiziere!) über sich er-
gehen lassen. Und das I. Bataillon des 2. Garderegiments stürmte bei einem
blutigen Verlust von über 55°/« noch zum Siege.
So furchtbar all diese Zahlen sind, eins darf man dabei nicht vergessen:
es handelt sich zum weitaus größten Teil um Verwundete, und zwar um Leicht-
verwundete. Im ostasiatischen Kriege kam auf 5 Verwundete ein Toter, und
nach den bis jetzt veröffentlichten Verlustlisten scheint das gleiche Verhältnis
auch für diesen Krieg das gewöhnliche zu sein. Der geringe Prozentsatz der
Toten hat hauptsächlich seine Ursache in der humanen Wirkung des modernen
Infanteriegeschosses, das weitaus den größten Teil der Verluste verursacht. Im
russisch-japanisckM Kriege waren auf beiden Seiten ziemlich genau 86°/» aller
Verluste Gewehrschüssen zuzuschreiben; bei 62°/« davon handelte es sich um
leichtere Verwundungen. Auf die wesentlich inhumanere Artilleriewirkung ent-
fielen nur 11,4°/«, auf die blanke Waffe 3,2°/« der Verluste. Und nicht der
eigentliche Körper, wie man annehmen sollte, sondern die Gliedmaßen sind am
meisten der Verletzung ausgesetzt, also Teile, die meist von leichteren Verwun-
dungen betroffen werden (im ostasiatischen Kriege waren es 64,9°/« aller Ver-
wundungen). Merkwürdig ist auch, daß die Zahl der prozentualen Verletzungen,
abgesehen von den Armen, am Körper vom Kopf zu den Beinen steigt: die
Iapaner geben für ihren letzten Krieg die Verletzungen des Kopfes mit 11°/»,
der Brust mit 15°/«, des Unterleibes mit 16,5°/« und der Beine mit 39,5°/« an.
Die auffallend große Zahl der Beinverletzungen erklärt sich wohl am leichtesten
aus der Art des modernen Gefechtes: Die Schützen feuern meist aus liegender
gedeckler Stellung und gehen ganz plötzlich zum Sprung über; die feindliche
Geschoßgarbe, die dann noch auf das kurz zuvor liegende Ziel gerichtet ist, trifft
also ganz naturgemäß die Beine der im Sprung vorwärts hastenden Soldaten.
Zu der Ernte des Todes auf dem Schlachtfelde kommt als bitterste die
in den Lazaretten. Auch sie ist, dank den Fortschritten der ärztlichen Kunst,
gegen früher bedeutend gesunken, und hier dürfen wir bei dem hohen Stande
gerade der deutschen medizinischen Wissenschaft ein besonders günstiges Re-
sultat erwarten. Gingen noch im Kriege 1870/71 rund ein Drittel aller den
Sanitätsanstalten überwiesenen Verwundeten zugrunde, so waren es im ostasiati-
schen Kriege kaum noch zehn vom Hundert, und gut 70—80°/« aller Verwundeten
wurden einer völligen und dauernden Genesung zugeführt. Auf Seiten der

Iapaner vermochten von hundert Schwerverwundeten nach 36tägiger Behandlung im Durchschnitt vierzig als felddienstfähig zur Front zurückzukehren.
Selbst diese überraschend günstigen Zahlen werden nach den bisher gesammelten Erfahrungen dank der hohen Entwicklung unsrer medizinischen Wissenschaft und unsrer sanitären Einrichtungen in diesem Kriege noch weit übertroffen. Von tausend Verwundeten, die in den Lazaretten Aufnahme finden, sterben noch nicht fünf, und auch das Verhältnis der zu dauernder Genesung Gebrachten ist ein sehr günstiges. Dazu kommt, daß trotz den Unbilden der Witterung und dem entbehrungsreichen Leben in den Schützengräben der Gesundheitszustand unsrer Truppen ein recht befriedigender ist. Was das bedeutet, lehren deutlicher als lange Auseinandersetzungen die Zahlen früherer Kriege. Im Krimkrieg (1854—56) verloren die Franzosen durch Waffengewalt 20 240 Tote, durch Krankheiten aber die ungeheure Zahl von 65 135 Mann, also mehr als das Dreifache. Und andre Krieg dieser Zeit weisen ähnliche Zahlen auf. Was aber ist bitterer als Opfer, die unnütz gebracht werden! So mag der unermeßliche Segen, den die Kunst der Ärzte heute unsern Kriegern spendet, ein Trost sein für unsere um die Verluste an deutschem Blut und Leben trauernden Herzen.

Herbert Sanborn,
Professor der Philosophie an der Vanderbilt-Universität:
„Um was der Deutsche kämpft".
Übersetzt von Dr. Mr. Kurt Ed. Imberg.

Die Würfel sind gefallen! Am Rhein und an der Mosel, an der Ostsee, an der Weichsel und Donau steht das zivilisierteste Volk der Neuzeit, die Nation, die Bayard Tanlor so bezeichnend „die Griechen der Neuzeit" genannt hat, in dem seit langem erwarteten Kampfe auf Leben und Tod mit seinen neidischen, halb-barbarischen Feinden — ein Kampf, der begonnen ist, muß, mag er auch noch so oft unterbrochen werden, zu Ende ausgefochten werden, mit allen seinen heftigen und instinktmäßigen Leidenschaften, wie sie dem Menschen als solchen innewohnen, und aus Gründen, die nicht alle klar zu Tage liegen. Denn das Ringen zwischen Slaven und Germanen ist nicht nur ein Kampf um Gebiet oder wirtschaftliche Vorherrschaft, wie viele oberflächliche Beobachter zu glauben scheinen, es ist der Gegensatz zweier Rassen — letzten Endes ein Kampf der höchsten Ideale, die die Menschheit kennt, gegen die niedrigen, schmutzigen Gelüste von Rassen, die von der Kultur kaum beleckt sind. Die germanische Rasse, eingedenk der Vergangenheit, hat seit langem die Feuerprobe vorhergesehen, die

sie wird bestehen müssen; sie hat sich ständig, systematisch und pflichtgetreu für den Empfang ihrer schlauen Gegner vorbereitet. Und hoffnungsvoll könnte man dem Ausgange des Kampfes entgegensehen, wäre es nicht Tatsache, daß die germanischen Blutsverwandten außerhalb der Grenzen des Reiches und der Monarchie entweder gleichgültig dem Ausgange des Kampfes zusähen, oder gar mit den Slaven gemeinsame Sache machten. Selbst in Amerika, das Deutschland mehr schuldet, als es je zurückerstatten kann, scheint die Sympathie vieler intelligenter Leute auf Seiten der Feinde der deutschen Staaten zu sein.
Iahre lang sind in Amerika Berichte verbreitet worden, (wenn auch nicht immer durch englische Agenten, so doch jedenfalls im Interesse des englisäfen Einflusses in Amerika), daß der jetzige Deutsche Kaiser ein fanatischer Vertreter der Lehre vom Gottesgnadentum der Krone sei, daß er danach trachte, ein Weltreich im Geiste Ecisars oder Napoleons zu verwirklichen. Man hat ihn als tyrannischen Kriegsherrn („^»rlorä") seinem demokratischen, friedliebenden Volke gegenüber hingestellt, der mit seinen Träumen nach territorialer Erpansion den Weltfrieden bedrohte. Tatsächlich aber, das geben alle zu, die die wahren Verhältnisse kennen, ist kein Mensch übler verleumdet wvrden als Kaiser Wilhelm II., obwohl wenige Herrscher während einer so langen Regierungszeit den Frieden bewahrt haben wie er. Selbst in der gegenwärtigen Krisis wählte er nicht den Krieg, bis ihm seine Feinde das Schwert in die Hand zwangen, während er bis zum letzten Augenblick durch seinen Gesandten beim Zaren für Aüfrechterhaltung des Friedens eintrat.
Die englische Presse hat nicht nur keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den Deutschen Kaiser als Vertreter des Gottesgnadentums zu kritisieren, indem sie geschickt Ähnlichkeiten zwischen diesem Herrscher und ihrem eigenen reaktionären König Karl I. hineinverflocht, sondern in böswilliger Weise zog man Parallelen zwischen Zar und Kaiser, bis das amerikanische Durchschnittspublikum, dem beide Begriffe fremd sind, offenbar beide Herrscher mit einander verweckfselte, sodaß man viele wahre Geschichten vom Zaren fälschlicherweise dem Kaiser in die Schuhe schob. Außerdem läßt sich der Ausdruck „Gottesgnadentum" verschieden interpretieren.
Der Kaiser hat ein unbedingtes Vertrauen auf die Macht eines gerechten und allmächtigen Gottes, ein Glauben, der vielfach in den meisten Teilen Europas bei Fürst und Untertan verloren gegangen ist. Er glaubt, daß jeder Mensch in der Welt zu irgend einer Bestimmung seinen Platz habe, was er auch sein mag, nicht gegen Gottes Willen, sondern durch die göttliche Gnade; daß jeder Mensch besondere soziale und religiöse Pflichten zu erfüllen habe, gemäß der Stellung, in die ihn Gott eingesetzt; kurz daß jeder Mensch ein Diener Gottes sei. Der Leitspruch des Kronprinzen: „Kenne deine Arbeit, und tue sie", drückt denselben Gedanken aus. Es ist eine Lehre vom Dienste für die Allgemeinheit für Fürst und Untertan, eine Lehre, die niemand verletzen kann, ausgenommen

einige Atheisten, die glauben, ihre großen Erfolge ihren eigenen „göttlichen" Anstrengungen zu verdanken. Zweifellos hat Wilhelm II. zur Genüge bewiesen, daß er seine Aufgabe im vollen Umfange kennt, daß er der Mann ist, den Deutschland in der Stunde der Not braucht. Seine klare Erkenntnis der Geschichte der Gegenwart, die ihn zur ununterbrochenen Vorbereitung zu einem unvermeidbaren, stets drohenden Kampfe veranlaßte, konnte nicht verfehlen, ihm die Furcht und Abneigung einer nebenbuhlerischen Nation einzubringen, die im Laufe ihrer ganzen Geschichte niemals der Freund eines Volkes gewesen ist, das sie nicht zu ihrem eigenen Vorteile gebrauchen konnte. So ist es denn keineswegs überraschend, die gegenwärtige Lage in den englischen und amerikanischen Zeitungen grob entstellt und die meisten Ereignisse einfach auf den Kopf gestellt zu finden, während die wahren Vorgänge verheimlicht und nicht berücksichtigt werden.

Wir finden Anspielungen auf des Kaisers „wohlbekannten" Traum von einem „Weltreiche", — man sollte lieber „Weltmacht" sagen, — Ausdrücke, die Mitleid erwecken mit dem „kleinen Serbien" und seinesgleichen. Aber jedem, der imstande ist, unparteiisch allbekannte Tatsachen zu betrachten, erscheint „das kleine Serbien" selbst nur als Vertreter des ungeheuren, tyrannischen, undankbaren Rußland, des ewigen Unterdrückers aller Völker, das jetzt die Zeiten gekommen glaubt für eine neue Völkerwanderung. Der Grund für Rußlands Freundschaft und Schutz gegenüber dem kleinen Serbien wird aus der Geschichte der Vergangenheit klar ersichtlich. Es liebt Serbien wie der Löwe das Lamm und wartet sehnsüchtig auf die Zeit, wo Serbien und die anderen Balkanstaaten ein Teil des raubgierigen russischen Reiches werden und es in den Stand setzen, seiner wohlbekannten, seit zwei Iahrhunderten konsequent befolgten Politik die Krone aufzusetzen — der Politik, durch Erlangung eines Zugangs zum Weltmeer seine politische Stellung zu stärken. Das ist die notwendige Vorbedingung für das weitere siegreiche Vordringen nach Ost und West.

Um dieses Ziel seiner Politik zu erreichen, brach Rußland den Streit mit der Türkei vom Zaune, der zum Krimkrieg führte, in welchem seine Hoffnungen — wenigstens für eine geraume Zeit — zerschmettert wurden dadurch, daß sich dieselben Mächte, England und Frankreich, die jetzt blind Rußland in der Verfolgung seiner Pläne unterstützen, mit der Türkei verbanden. Es war eine Folge derselben unabänderlichen Politik, daß Rußland in den Krieg von 1877 mit der Türkei und neuerdings in den Krieg mit Iapan verwickelt wurde. Um dieses Zieles willen griff es immer wieder in das wirtschaftliche und politische Leben Persiens ein, und zu diesem Zwecke, — nicht etwa aus Liebe zu den südslavischen Nationen, — hat es sorgfältig den Gedanken des Panslavismus genährt, indem es Serbien stets in seinem unverschämten und schmählichen Verhalten Österreich-Ungarn gegenüber unterstützte, wenn es nicht sogar, wie viele Leute zu glauben geneigt sind, Serbien zu der jüngsten Herausforderung und offenen Feindseligkeit veranlaßt hat.

Man hat sogar behauptet, daß Rußland um das serbische Komplott, den Kronprinzen zu ermorden, gewußt hat, und gewisse Umstände scheinen eine solche Annahme zu rechtfertigen. Bereits im letzten März war es klar, daß Rußland bald aggressiv gegen Westen vorgehen würde. Am 12. März wurde, zusätzlich zu dem regelmäßigen ungeheuren Armeebudget von einer Milliarde Mark, ein Anschlag für außerordentliche militärische Zwecke in Höhe von 240 Millionen, d. h. eine Vermehrung um 30°/« gegen 1913, der Duma unterbreitet. Außerdem wurde von der französischen Regierung eine Anleihe von 2 Milliarden Frank besorgt, „um die strategisch wichtigen Bahnen auszubauen, die eine Truppenzusammenziehung an der europäischen und Kaukasusgrenze erleichtern sollten." Nach dem Pariser „Iournal des D6bats" wurde dieses Geld von Frankreich unter der ausdrücklichen Bedingung gegeben, daß Rußland „sich mehr in den Dienst des Zweibundes stellte und eine festere Haltung Deutschland gegenüber einnähme." —
Es ist ganz klar, Serbien würde niemals den letzten Schritt gewagt haben, die kaltblütige Ermordung des Thronfolgers eines mächtigen Nachbarstaates, noch würde es, halboffiziell, seine Zufriedenheit über die Vollbringung jener feigen Tat ausgedrückt haben, wenn es nicht das volle Vertrauen und die Zusicherung gehabt hätte, daß Rußland willig seine Zustimmung geben würde — wie es dann ja auch getan hat — zu dem stärksten Schlag, den es gegen die Habsburger Monarchie führen konnte. Kein europäischer Staat hätte weniger tun können, als Österreich getan hat, ohne sich etwas an seiner Ehre zu vergeben, und ohne die Achtung seiner Nachbarn zu verlieren, ohne die das Leben der Monarchie in Gefahr wäre. Geduld mit slavischen Intrigen und slavischer Treulosigkeit ist wahrhaftig keine Tugend mehr, und wenn das Ultimatum an Serbien in kräftige Worte gefaßt war, so kann man billigerweise sagen, es war auf das verräterische Volk zugeschnitten, an das es geschickt wurde. Ieder, der die Treulosigkeit und die Grausamkeiten der Balkanstaaten in ihren beiden letzten Kriegen oder die bestialische Ermordung ihres eigenen Königs und ihrer Königin kennt, wird gewiß darin mit uns übereinstimmen, daß wir es hier mit Völkern zu tun haben, die im Zustande der Halbwilden leben, — ein Volk, das, Vernunftsgründen unzugänglich, sicherlich Mäßigung als Furcht auslegen würde, ein Volk, das nur durch Fühlen, nicht durch Worte belehrt werden kann.
Die Politik, die man dem ermordeten Thronfolger zuschrieb, an Stelle der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn eine Triplemonarchie setzen zu nwllen, in der alle slavischen Stämme des Reiches eine einheitliche Vertretung finden sollten, in derselben Weise, wie die beiden früheren Glieder der Monarchie, war eine defensive Politik, die diplomatische Antwort auf den hinterhaltigen offensiven Panslavismus, der die Integrität und Eristenz der Doppelmonarchie bedrohte.
Die neue Idee der Triplemonarchie war, wie man wußte, den Serben und Slovenen in der Monarchie sehr sympathisch und hätte wahrscheinlich auch außerhalb der Grenzen des Reiches die Zustimmung der meisten Serben gefunden.

Selbstverständlich konnte diese Politik nicht in Einklang stehen mit den unver-
nünftigen imperialistischen Plänen vieler Serben außerhalb der Monarchie, und
sie war nicht derartig, daß Rußland sich ihr gegenüber ruhig abwartend ver-
halten konnte, selbst wenn es feststände, daß diese Politik keine gewaltsame Ge-
bietsvergrößerung Österreich-Ungarns bezweckte. Ieder Versöhnungsversuch
zwischen Österreichern und Südslaven, alles, was darauf hinzielte, in irgend
einer Weise die verschiedenen Elemente im Reiche zu vereinen, konnte sicher sein,
auf die Intrigen und den offenen Widerstand der russischen Regierung zu stoßen.
Die unmittelbare Ursache des Krieges, die wahre Schuld an diesem furchtbaren
Verbrechen an der Zivilisation, liegt fraglos in dieser unnachgiebigen Haltung
Rußlands. Denn darin ist der entscheidende Punkt zu suchen, um dessen willen
das slavische Reich, ohne Zaudern, ganz Europa in den zweifellos schrecklichsten
Krieg gestürzt hat, den die Weltgeschichte je gesehen. Von dem Augenblicke der
Übergabe des österreichischen Ultimatums an Serbien an war es sicher, daß
Deutschland treu an der Seite seines Bundesgenossen stehen würde, ebenso, wie
es sicher war, daß Italien nach einem Vorwand suchen würde, um seine Ver-
bündeten im Stiche zu lassen. Weder Deutschland noch Österreich haben jemals
großes Vertrauen zu der Treue Italiens im Ernstfalle gehabt.
Die wahren Ursachen dieses furchtbaren Kampfes liegen, wie man richtig
vermutet hat, viel tiefer, in dem Kampf der Ideale, die nur dann — sei es bei
dem einzelnen, oder bei der Gesellschaft als Ganzem — miteinander auskommen
können, wenn jedes von ihnen die Anerkennung findet, die ihm gebührt.
Vom Standpunkte des allgemeinen Ideals, wenn nicht vom Standpunkte
der Rassenfrage aus hätte man die Germanen des Nordens, England und selbst
Frankreich und Italien in diesem Kriege an Deutschlands Seite finden müssen,
und der Hauptgrund ihres entgegengesetzten Verhaltens ist die Tatsache, daß diese
Nationen ihre früheren Ideale so weit verloren haben, daß sie sich nicht länger
als Völker solidarisch erklären mit der deutschen Kultur.
Wie Münsterberg in seinem Buche: „Die Amerikaner" ausführt, ist Eng-
land seit den Tagen Shokespeare's immer mehr entartet, bis es — wie man es
treffend bezeichnete — zu einer „Nation von Krämern" wurde; Frankreich und
Italien, als Ganzes genommen, sind nicht viel besser dran; es ist nicht mehr das
Frankreich eines Descartes oder Molare, oder das Italien, das einen Dante
hervorbrachte. Die deutsche Nation dagegen hat stets an der alten Verehrung
für die ewigen Lebenswerte festgehalten und niemals während seiner materiellen
Fortschritte die Tatsache aus den Augen verloren, daß Reichtum und Blüte des
Handels nicht dazu bestimmt sind, sich dem Lurus hinzugeben, sondern zur Ent,
Wickelung des höheren Lebens, das sich auf ihnen aufbaut. Dieser Gedanke be-
> ' .7/ j

herrscht alle Klassen der Nation und läßt sie instinktiv Russen und andere Rassen mit niedrigen Lebensidealen verachten.
Es sollte die heilige Pflicht eines jeden denkenden Menschen sein, sein Möglichstes zu tun, um eine Schwächung oder den Untergang des Deutschen Reiches zu verhindern, und wenn England sich bestimmen ließe, neutral zu bleiben, was eventuell zu einer besseren Verständigung mit Deutschland und Österreich führen würde, — hierin liegt sein Einfluß im Interesse einer höheren Zivilisation, — dann könnte eine solche Weltkatastrophe noch verhindert werden. Denn die Vernichtung und Unterjochung dieses Volkes, zu der der jetzige Krieg nur der erste Schritt ist, würde, wenn vielleicht auch nicht gleich ein so großer Rückschlag, wie ihn im Altertum der Untergang des Römischen Reiches zur Folge hatte, so doch die Rückkehr zu einem im Ergebnis fast ebenso schlechten Punkte oder zu einer Zivilisation bedeuten, die ihr Endziel in materiellen Werten sieht. Denn keine Nation der Gegenwart, mit Ausnahme Deutschlands — das kann man mit ruhigem Gewissen behaupten, — besitzt, die Nation als Ganzes genommen, ein höheres Ideal. Hinsichtlich der Slaven kann diesbezüglich natürlich nicht der leiseste Zweifel herrschen.
Zur Zeit Peters des Großen war die russische Rasse nur eine Horde von Barbaren, die gerade emportauchte aus dem Zustande der Halbwilden, eine Rasse, die, wie Peter in eigenster Person nur zu deutlich zeigt, nur fähig war, sich die oberflächlichsten Begriffe europäischer Zivilisation anzueignen. Auf diesem Punkte der Zivilisation ist die Rasse stehen geblieben, trotz der Universitäten, die man errichtete, und trotz der Hervorbringung von einzelnen, wenn auch nicht erstklassigen, Genies wie Tolstoi. Sie hat Amerika hauptsächlich seine Anarchisten und Nihilisten geliefert. Einer solchen Rasse kann man die Führung und Kontrolle der Zivilisation kaum anvertrauen.
Der Mensch hat im allgemeinen zwei Hauptziele im Leben: die Erlangung physischer Freiheit und die Erlangung eines geistigen Wertes: den Wunsch zu haben und den Wunsch zu sein. Auf der niedrigen Stufe von Zivilisation und Kultur hat der Mensch entweder von dem letzteren Ziel noch keinen klaren Begriff, oder die Beziehung zwischen beiden Zielen wird noch nicht verstanden, sodaß man glaubt, sie ständen in Gegensatz zu einander. Ihre wahre Beziehung, sowohl beim Einzelnen, wie bei der Rasse, ist die zwischen dem niedrigeren und dem höheren Lebensziel, wie jeder Einzelne und jede Nation stets bewiesen hat, die zur Subjektivität und klarer Selbsterkenntnis neigte.
Der Wilde kann sich nicht geistig entwickeln, da ihm der Kampf mit der Natur und mit seinen Feinden um die physische Eristenz keine Muße für eine solche Entwickelung lassen. Er entwickelt mehr Geschicklichkeit als Intelligenz. Wenn er schließlich durch irgend einen glücklichen Zufall Zeit findet, seinen Ver-

stand zu gebrauchen, so steigt er stufenweise von den ersten Stufen, die in der Erfindung von Waffen, Werkzeugen und anderen Gegenständen und Sinn-tildern bestehen, empor zu der Stufe des zivilisierten Menschen der Gegenwart, dessen Herrschaft sich, dank der Technik, über die ganze Erde erstreckt, — eines Menschen, für den die geistigen Werte, wenn es solche überhaupt gibt, größ-tenteils nur da sind, um „die Natur zu erobern", und für den die materiellen Werte der Ausfluß der ersteren sind.

Frage den gebildeten und intelligenten Durchschnittsengländer, — den Mann, der heutzutage über die Entwickelung und die Verwendung der englischen materiellen Hilfsmittel entscheidet —, was Zweck von Erziehung und Bildung ist, und er wird dir prompt antworten, sie seien dazu da, um irgend einen materiellen Nutzen zu haben, „um in der Welt vorwärts zu kommen", oder Ähn-liches. Sagst du ihm, sie könnten doch noch einen weiteren Zweck haben, so wird er nicht verstehen, was du damit meinst; denn er und seinesgleichen sind noch nicht zu der Stufe von Selbstbewußtsein gelangt, die nach höheren Zielen als diese strebt. Er besucht Universitäten und Fachschulen, das ist sicher, aber doch nur, weil er glaubt, daß diese der Weg sind, um zu größeren materiellen Schätzen zu gelangen, und er ist dementsprechend bestürzt, wenn er zu entdecken glaubt, daß der Bildungsgang nicht erfolgreiche („ettieient") Männer schafft. Deutsch-land dagegen hat als Nation diese Stufe des Selbstbewußtseins erreicht, wo man die ewig bleibenden Werte klar erkannt, wo materieller Reichtum bewußt und unaufhörlich in geistige Werte umgewandelt wird.

Es mag wahr sein, daß Deutschland nach kommerzieller Erpansion trachtet, (und das ist sicherlich der Grund, daß England gegen Deutschland zu den Waffen gegriffen hat), aber das ist nur ein notwendiges volkswirtschaftliches Recht, aber kein Verbrechen. Dies tut es jedoch nicht, um lururiöser leben zu können, wie England es macht, sondern um eine höhere Stufe von Zivilisation und Kultur zu verbreiten; und es gibt keine andere Nation, deren Volk als Ganzes so voll-kommen von diesem Geiste durchdrungen wäre. Aus diesem Grunde, wenn aus keinem anderen, sollte jeder Freund wahrer Kultur, welcher Nation er auch ange-hören möge, jeder, der den deutschen Gedanken erfaßt hat, daß Geschichte eine Entwicklung ist, und zwar eine Entwicklung zum Selbstbewußtsein, die wärmste Anerkennung für dieses edle Volk in seiner Schicksalsstunde finden. Patriotis-mus ist eine gute Sache, und es mag manchmal nötig sein, daß der Mensch seinem inneren Triebe folgt, wenn er auch in Gegensatz steht zu etwas Höherem und Erhabenerem als die Zuneigung zu dem Lande, in welchem die höchsten Ideale der Menschheit am sichersten sind, — aber solange diese beiden Triebe nicht in Gegensatz zu einander stehen, verlangt die Würde, eher mit den höheren als mit den niedrigeren Zielen zu gehen. —

Der Psychologe lehrt, daß verborgene Fähigkeiten, die nicht im frühen Kindesalter entwickelt werden, für immer dem Kinde verloren sind, und ebenso

ist es zweifellos mit den Nationen. Bis man allgemein erkannt hat, daß, ebenso wie Einzelne in jeder Nation die höchste Stufe der Entwicklung, die die betreffende soziale Gruppe erreicht, nicht erreichen können, daß ebenso ganze Völker in ihrer geistigen Entwicklung wegen ihrer veralteten Sitten und Gewohnheiten zurückgeblieben sind, und zwar so zurückgeblieben, daß sie nur noch fähig sind, einem niedrigeren oder dem niedrigsten Lebensziele zuzustreben, — bis das erkannt wird, solange wird internationale „Gerechtigkeit" oder die erforderliche Regelung von Ansprüchen der Nationen der Traum einiger Weniger bleiben.
Bis man dahin kommt, daß die Mehrheit anerkennt, daß die wahre Zivilisation nicht in erster Linie in der Erreichung physischen Wohlergehens in irgend einer Form, sondern in der Entwicklung geistiger Werte liegt, solange werden sicherlich die Haager Konferenzen vergeblich zusammentreten, sollte es ihnen auch gelingen, selbst den Krieg aus der Welt zu schaffen; denn niemals wird eine der wichtigen Fragen, für die tapfere Völker wie tapfere Einzelpersonen freiwillig und gern den letzten Tropfen Blut vergießen, in der richtigen Weise geregelt werden.
Der Materialist, der eifrig den Weltfrieden predigt, weil er nichts kennt, was ihm wert wäre, daß er dafür kämpfte, wird stets erstaunt sein, auf seinem Wege Helden zu finden, die er nicht verstehen wird und nicht verstehen kann. Ihre Leitmotive können niemals dem zusagen, für den die Freuden des leiblichen Genusses der höchste Gipfel der Zivilisation sind.
Eine Haager Konferenz, die die Tatsache in Rechnung zieht, daß einige Völker, ebenso wie einige Einzelpersonen, höherer Lebens- und Arbeitsformen fähig sind als gewisse andere, eine Konferenz, die es für nötig findet, solchen Völkern die wirtschaftlichen und territorialen Rechte zu gewähren, die ihnen (wegen ihrer Bedeutung für die Zivilisation der Welt) gebühren, trotz der Versuche, sie in ihrer Entwicklung auf den zufälligen »tatu» yuo früherer Zeiten zu beschränken, eine solche Konferenz könnte vielleicht Erfolg haben. Denn das würde uns die uneigennützige christliche Gerechtigkeit bringen, die eines Tages in gewissem Umfange zur Wirklichkeit wird. Dann würden die höheren Lebenswerte ohne Gewaltanwendung geachtet werden. Auf einer höheren Stufe seiner Entwicklung wird das Christentum eines Tages den Krieg unnötig machen, aber das wird ein Christentum sein, das auf höheren geistigen Werten aufgebaut ist und sich seiner Verantwortung als Führer der Kultur stärker bewußt ist, als die kämpfenden Konfessionen der Gegenwart. Inzwischen werden auch weiterhin sowohl selbstsüchtige Kriege geführt werden, wie es alle auswärtigen Kriege Englands in der letzten Zeit waren, als auch heilige Kriege, wie der jetzige Krieg, den Deutschland für Güter führt, die teurer sind als das Leben. „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht", sagt Schiller und die führenden Männer in den Zentralmächten glauben fest daran. In der Tat glaubt der Durchschnittsdeutsche dies mit Leib und Seele, und niemand, der den Charakter des Volkes kennt, kann daran zweifeln, daß sie alle jetzt zu ihrem geliebten Kaiser stehen werden, wie Hermann und seine Gc-

treuen im Teutoburger Wald, oder wie Teja und seine Goten einst am Fuße des Vesuvs, auf allen Seiten umgeben von blutdürstigen Feinden, aber fest entschlossen, wie ein Mann zu sterben für Güter, deren Erhaltung sie für das Höchste jedes Volkes halten.

Solange Patriotismus zu dem pseudo-demokratischen Glauben führt, daß alle Nationen vor dem Parlament der Menschheit gleichwertig sind und mit Fug und Recht als gleichwertig angesehen werden müssen, solange werden einige Völker, im Vollbewußtsein ihrer Überlegenheit, wenn nötig, mit den Waffen in der Hand sich auflehnen gegen eine solche „gleichstellende Entscheidung der Viel-zu-Vielen", und sie werden vorziehen, wie Schiller sagt, „die Stimmen zu wägen, statt sie nur zu zählen." Kein gerechtes Urteil der Geschichte wird, wie England es tut, Deutschlands Recht zu wirtschaftlicher Erpansion ableugnen.

Der Krieg ist etwas Schreckliches. Für den Materialisten in seinen mannigfaltigen, schlauen Verkleidungen, oder für Nationen, die nur materielle Güter zu verteidigen haben, ist er fraglos das denkbar Fürchterlichste. Aber es gibt etwas, was auszudenken und zu ertragen noch schrecklicher ist, als der grausamste Krieg mit seinen marternden Leiden und seinem Tod, und hierzu gehört die arglistige Verwicklung, Unterwerfung, Begrenzung und Zerstörung einer Nation, die der Entwicklung der höchsten geistigen Güter geweiht ist, durch die höllischen Machinationen von Völkern, die auf ein tieferes Lebensniveau begrenzt sind, — für die die Kultur nur etwas Äußerliches ist; die unvermeidlichen, herzzerreißenden Kehrseiten der Geschichte, die einen allgemeinen Verlust bedeuten.

Ganz Europa mit Ausnahme Deutschlands ist immer mehr in einen krassen Materialismus verfallen. In England und Frankreich, die einstmals auf einer höheren Stufe lebten, ist die Entartung so vollständig und allgemein, daß einige ihrer Pseudo-Staatsmänner, unfähig, den himmelweiten Unterschied zwischen den Zielen des Ostens und des Westens zu erfassen, und getrieben von den niedrigen Leidenschaften des Neides und der Vergeltung, sich dazu haben hinreißen lassen, die Kultur des Westens an die Orientalen zu verraten, eine Freveltat, die spätere Historiker sicherlich als die kurzsichtigste Handlung westlicher Staatskunst bezeichnen werden. Deutschland wird vielleicht schließlich unterliegen, denn cs kämpft gegen eine heulende Meute, die seinen Untergang beschlossen hat; aber wenn es unterliegt, so wird uns die Geschichte die beißende Satnre auf menschliches Bestreben geben, daß eine Politik, die eine wollüstige orientalische Königin begonnen hat, und die zum Reifen gebracht wurde durch einen nichtswürdigen Wüstling und einen französischen Präsidenten, der seine Muttersprache um den Ausdruck „ü. Ia I'r^giöent I?»ure" bereicherte, — beides wahrhaftig keine großen Idealisten, — daß eine solche Politik imstande war, die teuersten Hoffnungen einer idealistischen Nation zu zerstören.

Manchem furchtsamen Materialisten mag es scheinen, daß Deutschland besser daran getan hätte, niemals für einen Kampf zu rüsten, sondern demütig und un-

tätig abzuwarten, indem es dem reichen Frankreich und England erlaubte, seine wachsende Bevölkerung auszuhungern, bis mit Schrecken, die viel ekelhafter sind als die des Krieges, eine immer größere Menge von Bettlern sich in den Straßen von Berlin und München drängt, wie sie die Straßen und Wege der italienischen Städte füllen. Aber das idealistische Deutschland, im Bewußtsein, daß es der Träger von Lebenswerten ist, die leicht für immer der Zivilisation verloren gehen könnten, konnte sich niemals demütig darein fügen, wie das materialistische, verweichlichte Italien, nur die Rolle einer Niobe der Kultur zu spielen.

Die Tatsache, daß die klassischen Epochen der Kultur, wie auch in Deutschland, früher in Zeiten politischer Zersetzung und geringer Betätigung des Nationalgefühls fielen, bietet keinen Beweis, daß ein wieder unterworfenes Deutschland der Zivilisation noch einmal große Dienste leisten wird. Denn die künftige Entwicklung der Gesellschaft zu einer immer bunteren Zusammengesetztheit und größeren Differenzierung der Funktionen läßt die Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß die Kultur in Zukunft mehr als jemals zuvor auf den allgemeinen Zustand der bestehenden sozialen Gruppen aufgebaut sein wird, welche die Grundbedingungen der Kultur beherrschen. Und wenn die sozialen Gruppen als Ganze unfähig sein werden, die höchsten Ziele zu erfassen, dann wird die Zivilisation so allgemein von den niedrigeren Idealen ins Schlepptau genommen werden, daß es für einzelne geniale und talentvolle Menschen weit schwieriger sein wird, ihren Widerstand bei einer solchen Umgebung beizubehalten, als es auf früheren Stufen der Menschheit der Fall gewesen ist.

Kein wahrer Freund der Kultur kann beifällig oder auch nur gleichgültig das beispiellose Verbrechen gegen die Zivilisation mitansehen, das in dem unbarmherzigen Vordringen der Slaven gegen die Germanen liegt; denn kein denkender Mensch kann daran zweifeln, daß dieses Vordringen, wenn es von Erfolg ist, das allmähliche, aber sichere Verschlingen Deutschlands bedeutet, ebenso wie Polen verschlungen wurde. Dann, wenn sie die Sache von einem vernünftigeren Standpunkt aus ansehen, wird vielleicht die Zeit kommen, wo Frankreich und England einsehen, daß sie in der gegenwärtigen Krise um augenblicklicher Ziele willen die falsche Partei ergriffen haben, und nicht (wie ein englischer Minister erkarte) die Partei wie im Krimkriege, wo sie selbst für das kämpften, wofür der Deutsche heute das Schwert gezogen hat. Der einzige Hoffnungsstrahl in dieser Lage liegt in der vollkommenen Vorbereitung der mächtigen deutschen Nation für diesen Kampf.

Seit 40 Iahren haben die Deutschen zahllose Opfer gebracht, die notwendig waren, um sie für einen Augenblick wie den jetzigen bereit zu machen. Kaiser und Edelmann, Kaufmann und Bauer haben freiwillig und gern ihr Geld und ihre Zeit hingegeben. Der Erfolg ist die tüchtigste Armee, die die Welt je gesehen hat, und eine Flotte, die — mag sie auch der englischen an Umfang unterlegen sein, vollkommen modern, ausgebildet und tüchtig ist. Die englische Flotte

mag in der kommenden Sündflut die wichtigste Rolle spielen, aber es ist keineswegs so sicher, daß die bloße Zahl der Schiffe und Mannschaften der entscheidende Faktor für das Endergebnis sein wird.

Als die Armada Philipps von Spanien nach Englands Küsten segelte, glaubte man allgemein, daß der Tag der Unterwerfung Englands angebrochen sei. Der Gott der Schlachten hatte es anders gewollt. Die Entsendung dieser Flotte war der Beginn einer Entwicklungsperiode, die England eine beispiellose günstige Gelegenheit zur Erreichung wahrer Größe gab, eine Gelegenheit, die es hat vorübergehen lassen, ohne sie auf das Vorteilhafteste auszunutzen; und es ist möglich, daß jetzt die Morgendämmerung einer größeren germanischen Ära beginnt. Möglich ist es auch, daß das Schicksal Irlands, Wales, Indiens, Südafrikas und des geknechteten Polens jetzt mit einem Schlage gerächt wird.

Nur unsichere Zeichen und Vermutungen eines großen Weltendramas sind sichtbar, aber wir können fühlen, daß die Deutschen nach allen Seiten in verzweifelter Berserkerwut die fürchterlichsten Schläge niederschmettern werden auf diejenigen, die sie in ihre jetzige Lage gedrängt haben, und daß sie alle von dem Geiste ihres unsterblichen Eisernen Kanzlers erfüllt sind und „Gott fürchten, sonst nichts in der Welt." ^lea e»t iaet». Vae violi» — et vi^taridu».

Max Gg. Zimmermann:

Wismar«").

Zum hundertsten Geburtstag. 1. April 1915,

Du Recke wie aus goldner Vorzeit Tagen,
Du Schmied, der neu geschweißt uns hat das Reich,
Du Vorbild uns im Wägen und im Wagen,
Gedankenheld und Tatenheld zugleich.
Einhundert Iahre sind's, seit du geboren,
Als Führer deines Volkes auserkoren.

Wohl waren stolze Taten schon geschehen,
Iedoch das Sehnen höher auch entfacht,
Du ließest einig deutsch das Volk erstehen

*) Nachstehende« Vismarckgedicht aus des Verfasser« demnächst bei Gerhardt Stalling, Oldenburg erscheinenden Kriegsliedern „Waffenklänge", die vom „Verband zur Versendung geistiger Liebesgaben an Dozenten und Studenten" in bOtX) Exemplaren in« Feld gesandt werden.

Und gründetest auf Felsen seine Macht.
O, sieh hernieder aus der hehren Wolke,
Nimm auf den heißen Dank von deinem Volke.
Dein Erbe haben treulich wir verwaltet,
Gerungen und geschaffen ohne Rast
Und immer reicher, blühender gestaltet,
Was du so groß uns hinterlassen hast.
Das weckte unsrer Feinde Neid und Tücke,
Sie schlügen gerne wieder es in Stücke.
Da haben eine Feier wir bereitet
Dir, hoher Geist, wie keine ward gesehn.
Dein tapfres Volk, der Väter würdig, streitet
Um deines neuen deutschen Reichs Bestehn.
Vom Schlachtfeld steigt der Blutgeruch empor,
Ein heilig Opfer, zu des Himmels Tor.
So fest geeint hast du der Deutschen Stämme,
Wie eine Seele flammten hell sie auf;
Geschwunden zwischen Nord und Süd die Dämme,
Mit uns die Völker auch am Donaulauf!
Du hast das Deutschtum so mit Kraft durchdrungen,
Daß es drei stärkste Feinde hat bezwungen.
Der Russen Sturmflut ist zurückgetrieben,
An die selbst du gedacht mit halber Scheu,
Der Franzmann blutet unter scharfen Hieben,
Und mit des Briten Ansehn ist's vorbei.
Er birgt sich zitternd hinter fremde Farben,
Da Ehrgefühl, doch List ihm nicht erstarben.
So können guten Muts dir zum Gedächtnis
Die Feuer wir entzünden auf den Höhn,
Geheiligt ist dein köstliches Vermächtnis
Durch neues, unvergeßliches Geschehn.
In so viel Herzen bist du tief beschlossen.
Als Deutsche unserm Vaterland entsprossen.

Hanna Gräfin von Pestalozza:
Die Krauen um Vismarck.
Zum hundertjährigen Geburtstag Bismarcks am 1. April 1915.
Wir leben seit dem Blitze schleudernden August, leben aus der Fülle. Iedes
Ereignis, jeder Mensch ist uns eine Aufgabe geworden. All unser Sehnen nach
Zielen, deren unser Denken und Fühlen froh werden könnte, ist über die Maßen
erfüllt. Denn es gibt nicht echtere Beglückung für Geist und Herz, als das
warme, wirkliche Leben tatstrebend zu erfassen, sich ans warme, wirkliche Leben
tatliebend zu betten.
Wie ein heilig schöpferisches Wort war dieser Krieg: Werdet! Und wir
richteten uns auf und streckten verlangenden Blickes unsere Arme nach den letzten
feinsten Möglichkeiten unseres Werdens.
In einem Maße innig-gegenwärtig lebend, wie nie zuvor, wird uns viel-
leicht zum ersten Male alle Vergangenheit, wird uns die Geschichte der Mensch-
heit wahrhaft lebendig. Denn nichts an Leid, an Not, an Freude, an nieder-
drückender und beschwingender Erkenntnis fehlt unseren Tagen, daß wir mit
unserer vollen Innerlichkeit nicht die Zeiten verblichener Geister und zum Sterben
sich hingerungener Seelen zu verstehen vermöchten. Unter allen Erscheinungs-
formen fängt das Wesentliche der Zeiten an, vor uns zu atmen; weil das
Wesen unserer Zeit uns erfüllt und von Anbeginn und ewig derselbe Geist
und dasselbe Herz ist. Deshalb auch kann sich unser hohes Heute an allem
Gestern als das „Wasser des Lebens" aus dem Märchen erweisen.
Das Wesen einer Zeit kann nur gefunden werden mittels Synthese von
Seele und Geist. Wir können nicht einen von ihnen allein ausschicken, unsere
Tage zu verstehen; wir brauchen uns ganz und ungeteilt, brauchen Intellekt und
naturnahes Empfinden, um sie wahrhaft zu leben.
In unserem gegenwärtigen Leben haben wir die Bedeutung unserer Seele,
dieser den Geist wohl ehrfürchtenden, aber doch auch ihrer selbst froh gewordenen,
natürlichen Innerlichkeit zutiefst erkannt. Sie macht jedes Heldentum. Sie
stützt am besten die Schwachheit; denn sie trägt innig, elementar die großen
Tröstungen: Gott, das Kind und unsere Brüder in der Natur. Deshalb suchen
wir sie gern auch in der Vergangenheit, in den glanzvollen Gestalten der Über-
lieferung, daß sie der Stern sei, der die eigene hinaufziehe, daß sie ihre wahre
Speise sei. So suchen wir sie auch heute im großen Sohn der deutschen Erde,
suchen sie, wie zu hohem Fest gestimmt beim Glockenklang hundertmaliger Wieder-
kehr des Tages, der ihn der Welt, unserem Leben gab, in Bismarck — um sie
wie einen Stern und wahre Speise zu finden.
Frauen vor allem erschloß sich Bismarcks Seele, von der gelten muß, daß

sie das von uns in unseren Tagen gewonnene Bild deutscher Wesenhaftigkeit
rein darstellt: Hingabe an das Allgemeine und in sie verschlungen der vor seinem
Schöpfer sich tief verantwortlich fühlende Individualismus. Frauen sind es,
an denen seine Seele naturgewollt hängt. Da sind die Mutter und die Schwester,
denen seine irdisch-ursprüngliche Anhänglichkeit, die des Blutes, gilt. Konnte
die Mutter, „eine schöne Frau, die äußere Pracht liebte, mit hellem, lebhaftem
Verstande, aber wenig von dem, was der Berliner Gemüt nennt," seinem kind-
lichen Bedürfen kaum volles Genüge tun, so krönte der reife Sohn sie doch später
mit dem wesenhaften Schimmer allen Mittlertums: „Was eine Mutter dem
Kind wert ist, lernt man erst, wenn es zu spät, wenn sie tot ist; die mittelmäßigste
Mutterliebe, mit allen Beimischungen mütterlicher Selbstsucht, ist doch ein Riese
gegen alle kindliche Liebe." „Die meisten Mütter machen mit inneren Tränen
die Zeit durch, wo sie wahrnehmen müssen, daß ihre Kinder allmählich, vielleicht
wider Willen und unter Kampf für das Gegenteil, sich von ihrem Herzen lösen,
kälter und verschlossener auch gegen sie werden, die sonst jede Regung des kind-
lichen Gemüts leiteten und kannten . . . ." „An jeder lebenden Seele haftet der
Schmerz und die Gefahr einer Mutter . . . ."
Auch wird Bismarcks Verhältnis zur Mutter seiner Gattin, zu Luitgarde
von Puttkammer, ein so schönes und inniges, als wollte das Schicksal alle
Gegenständlichkeit und Tatsächlichkeit kindlicher und mütterlicher Liebesfülle
nachholen. „Mutschchens" kleine Briefe sind dem großen Mann immer Trost
und Genugtuung inmitten aller heimwehkalten und heimwehharten Fremde.
Mutschchen, die alle Sorge und Not des Krankenlagers bei Gattin und Kindern
getreulich durchhält, darf nie fehlen, wenn man Feste begeht. Er fühlt jedes-
mal den Schmerz der Trennung von der Tochter, der Einsamkeit vom einzig ge-
bliebenen und einzig geliebten Kind. Er versichert sie, es liebe „der Mann
Gottes" in ihm sie innig, trotz mancher scheinbaren Kälte, die der Anteil des
Teufels in ihm sei; er sei voll Dankbarkeit für alle ihre Güte und voll Versöhn-
lichkeit. Oft spiegelt sich auch bei sehr geringen Anlässen seine rücksichtsvolle
Ritterlichkeit gegen sie. Sie und der Gatte und das ganze „rote Häuschen" in
Reinfeld gehören zu diesem heiligen Bund seiner Familie, diesem warmen,
quellenden, frühlingsguten Bund, der ihn feit gegen allen Winter der Welt.
Gegen seine einzige Schwester Malwine, spätere Gattin von Oscar von
Arnim-Kröchlendorf, hegt Bismarck zärtlichste Neigung. Ihre Vermählung macht
ihm das von der Mutter verwaiste Elternhaus einsam. Aber sie muß ihm weiter
teilnehmen an seinem Leben; an den Gutsherrntagen auf Kniephof und Schön-
hauser«; an den diplomatischen Sendungen und politischen Geschäften. Ihr läßt
er, weil sie zu kleinen Liebesdiensten gefällig und geschickt ist, von Paris, Frank-
furt die Aufträge für Besorgungen, für Geschenke an die Gattin zufliegen. Ihr
schüttet er, weil sie ein Herz hat, das mitleiden will und tapfer ist, sein um die
Gesundheit von Frau und Kindern bangendes Her; aus, und von Petersburg

gesteht er ihr zuerst seine ernste Erkrankung. Sie ist die Schwester, die der Bruder weniger schont, als die Gattin; der gegenüber sich sein Humor burschikoser gibt; die er zärtlich neckt, während er die liebste Frau sanft streichelt.

Bismarcks Seele war eine, die, wie sie stark an den trauten, süßen Schönheiten des Lebens hing, unverlierbar den Zusammenhang mit ihrem überirdischen Ursprung fühlte. Ihr Weg ging, bis sie für immer ruhevoll inmitten aller Weltstürme an diesem ihren Ursprung weilte, durch große Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit. Diesen Weg abzukürzen, das Gedrücktsein von dieser großen, aufrichtigen Seele zu nehmen, ihr an Stelle pantheistischer und deistischer Vorstellungen, die sie nicht warm werden ließen, den persönlichen Gott zu geben, dazu war eine Frau, war Marie von Thadden-Trieglaff ausersehen, die Braut und spätere Gattin von Bismarcks Iugendfreund Moritz von Blanckenburg. Was allen ihren werbenden Worten noch nicht ganz gelingen wollte, das vollbrachte ihre schwere Erkrankung, von der sie nicht wieder genas. Als den jungen Bismarck die Kunde hiervon traf, fand zum ersten Mal wieder seit Kindheitstagen sein von Schmerz und Angst um die Freundin überquellendes Herz den Weg zum hilfreichen Gott. Und dieses erste, ganz bewußte und gewollte Gespräch mit Gott entfernte ihn nie wieder von ihm. Er sah die fromme, edle Freundin scheiden, dieses Herz, das sich um ihn gesorgt hatte, aber vor ihr und damit vor sich selbst sah er sich weit auftun die die Erde erklärende Ewigkeit. Die ist es, die ihn nie wieder von sich gelassen hat. Sie wurde der Blickpunkt, unter dem allein er alles Irdische sah, hinnahm und erfüllte. Wer möchte den Gedanken ganz zurückweisen, daß sich mit diesem Wesenspunkt seiner Seele sein weltbedeutendes Lebenswerk, die Genialität seiner Politik berührt? Gehört doch diese Ewigkeitsanschauung der wahren Mitte seines Wesens an, und er war einer, der immer und in allem aus seiner Mitte herausleben mußte.

Die Frau nun, die um seine Seele, seine erdgebundene und doch auch so erdfreie, steht wie ein würziger Wald und düfteschwerer Garten, und so ihr alles zum irdischen und himmlischen Wachstum spendet, ist Iohanna von Puttkammer. In ihrer Liebe findet er seine Ruhe; in ihrem empfangenden, tragenden Wesen ist seine Entspannung von übergroßer Geistesarbeit und übergroßer Werkleidenschaft gesichert. In ihrem nie wankenden, in ihrem blühenden Glauben an ihn und seine Berufung, ja, an sein Auserwähltsein vor vielen, wurzelt ein großer Teil seiner unerhörten Ausdauer und Kraft. Iohanna von Bismarck hat das Sehnsucht weckende Idealbeispiel gegeben, wie die geistig hochstehende, die geistig in mehr als einer Beziehung überragend begabte Frau dem Manne Gefährtin ist. Weil sie alle Ansprüche ihres Geistes in ihre liebende Seele niedertauchen ließ, wurden sie ihr zu Flügeln, die nicht mehr einsam zur Sonne begehrten, nur um die Wege des großen Geliebten süß und lind rauschen mochten.

Hunderte von Briefstellen lassen in die Ehe dieser zwei Menschen hinein-

blicken wie in ein Heiligtum im Sinne einer Ehe, die transzendent ist, wie sie sein soll und muß. Und vor dem einem das Herz groß wird vor eigenen guten Wünschen, auch solch Heiligtum unter sich wohnen zu lassen: „Gute Nacht, mein geliebtes Herz, mögen Dich Gottes Engel schützen, und bete für mich, daß ich ihm treu bleibe; ich werde hier so weltlich und zornig, wenn Du nicht bei mir bist." „Nochmals leb wohl, mein Liebling, behüte Dich Gott, die Trennung ist bald vorüber, und ich habe in ihr recht gefühlt, wie fest wir ineinander gewachsen find. Dem Herrn sei Dank dafür, und möge er die ernste Trennung weit hinausrücken; denn ich weiß nicht mehr, wie die Welt ohne Dich aussieht." „Laß Dich durch nichts irremachen in dem Glauben, daß ich Dich liebe wie ein Teil von mir, ohne den ich nicht leben mag und kann, wenigstens was man leben nennen mag; ich fürchte, ich würde nichts werden, was Gott gefällt, wenn ich Dich nicht hätte. Du bist mein Anker an der guten Seite des Ufers; reißt der, so sei Gott meiner Seele gnädig." „Ich habe Dich geheiratet, um Dich in Gott und nach dem Bedürfnis meines Herzens zu lieben und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürren Winde nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert."

Iohanna ist die mütterliche Gattin, ist die, bei welcher immer ein Rest bleibt, der nicht aufgeht, nicht aufgehoben wird, ein Rest von Sorge, Not, Kränkung. Iohanna hat in ihres Gatten Seele mehr gelitten an der Widersacherschaft, die ihm widerfuhr, als er selbst je daran leiden konnte. Er stand schließlich immer über allen; sein scharfes Auge erspähte die Ewigkeit; und dieses Wissen ist es, das uns einen voll versöhnenden Schimmer über alle Tragik des Minister- und Kanzlerlebens breitet — mag andererseits sich unter ihm auch der Eindruck vertiefen von Bismarcks herzzerreißender Mühe ums Vaterland. Immer sah er über sich, über Partei und Stunde hinweg in die Sache, ins Vaterländische, in die Zeit: das will wahrhaft heißen, höchste Verantwortung fühlen.

Auch Iohannas Art ist Selbsterfüllung: was mütterlich ist, muß schwer an der Liebe tragen. Geliebten Kindern und geliebten Männern tut es not, eine Stelle zu haben, wo sie von Last gelöst werden. Weil Bismarck dieses nottat, wie kaum einem anderen — mußte er doch immer wieder seine Schultern frei haben für neue fast übermenschliche Bürde — konnte er sich ohne Iohanna seine Welt nicht mehr denken. Und wenn ihr Tod ihn auch nicht mehr inmitten seiner ungeheuren Amtslasten traf, so erlitt er ihn doch als unsägliche, unausfüllbare Lücke. Auch dem Weisen von Friedrichsruh tat eben die alles verstehende, alles glaubende Mütterlichkeit noch not. So ward ihm Iobannas Sterben zum sehnlichsten Wunsch: Balde, balde schläfst auch Du!

An Iohanna hat sich des Mannes ritterliches Empfinden zur Blüte entfaltet; es galt allen Frauen, auch der niedrigsten. Sie hat ihm jede Frau geheiligt; selbst in der gesunkenen vermochte er das gute, schamvolle Herz zu ahnen.

Nie wehrte ihm die Gattin, wehrte nie dem Künstler und Dichter in ihm,
sich der Frauenschönheit, des Frauenliebreizes, der Frauenkunft zu erfreuen. Sein
Genießen war ihr Genießen, es mochte nun die Freundschaft mit Königinnen und
Kaiserinnen sein, oder Hingabe an die über alles geliebte Natur, ihre Schönheit
und Stimmung. Nie war jene Unruhe in ihrer Liebe, die um den Besitz bangt.
Und wäre des Gatten Liebe nur ein Teil ihres tatsächlichen wunderweiten Um-
fanges und wundertiefen Inhaltes gewesen, Iohanna hätte wohl nie gebangt.
Denn sie ruhte zu sicher in sich selbst und am sichersten in ihrem persönlichen
Gott. Ihm dienend und sich selbst aus der Mitte herauslebend, war ihr Leben
Liebe, die nicht das Ihre sucht, zum Gatten, zu den Kindern, zu des Gatten
Lebenswerk.
Man darf bei Iohanna tiefes politisches Verständnis annehmen. Wohl
nennt sie Bismarck in einem Briefe an die Mutter „unpolitisch", entschuldigt
sich bei ihr auch ein andermal wegen eines „politischen Ergusses"; aber das
berührt nicht das Wesentliche dieser Beziehungen; auch das nicht, daß Iohanna
die Politik „gräßlich" findet, wie sie früher das Deichhauptmannsein gräßlich
gefunden hat, als Ursache von Trennung und Mühseligkeiten des Geliebten. Im
Gegenteil klingen in Bismarcks Briefen an die Gattin genug seiner kühnen,
genialen politischen Ideen, Kritiken, Voraussagungen an. Und das mußte so
sein, da er ihr in ihnen alles gab, was seine Seele bewegte. Er durfte und
konnte es tun, da sie ihm intuitiv zu folgen verstand. Wie hätte sie auch, die
geistig bedeutend war, mit solcher Bewunderung zu ihm aufblicken können, wenn
sein Glanz ihr Bewußtsein nicht voll getroffen hätte! Und dann: wie hätte
seine Liebe so ewig jung und immer reifer sein können, wenn die Gattin nicht
fähig gewesen wäre, an jenem mächtigen Faktor seines seelischen Lebensinhaltes
teilzunehmen!
Das unwiderlegbare Zeugnis von Iohannas Vermögen, politische An-
gelegenheiten zu verstehen, in sich zu bewegen, legt er mit den Worten ab, die
seine Erfahrung mit der eigenen Frau in einen Missionsruf an alle deutschen
Frauen umsetzen: „Was bei uns in die Häuslichkeit der Frauen durchgedrungen
ist, das sitzt fest, viel fester, als das aus Parteikämpfen im öffentlichen Leben
hervorgehende und mit der Kampfstellung wechselnde Urteil der Männer; es ist,
ich möchte sagen, der Reinertrag des ganzen politischen Geschäfts, was sich im
häuslichen Leben niederschlägt; es überträgt sich auf die Kinder, ist dauerhafter,
und auch im Fall der Gefährdung hält es fester. . . Ich sehe in der häuslichen
Tradition der deutschen Mutter und Frau eine festere Bürgschaft für unsere
politische Zukunft, als in einer Bastion unserer Festungen "
Ia, dieser Missionsruf steht heute wieder auf und klingt in unserer Zeit
voll an. Auch heute sind Frauen berufen, Hüterinnen einer häuslichen Tra-
dition zu sein, Verweserinnen nämlich der kriegsgeborenen Tradition: Deutsch-
land muß über seine Feinde siegen! Darin ist heute für sie beschlossen das

endgültige Aufgeben jedes privatwirtschaftlichen Standpunktes zugunsten des volkswirtschaftlichen; die Erziehung der Kinder zu dem, wonach sie von Natur aus selbst verlangen, zu Heldentum in jedem Sinne; der Glaube an die, welche des Vaterlandes gerechte Sache führen. Iedes Frauentun und jede Frauenseele eine Quelle der Kraft für einen Kämpfer draußen! Iedes Paar Kinderaugen den Männern draußen eine neue, geheiligte Begeisterung und eine gefestigte Überzeugung: unsere Sache ist Gottes!

Das ist Frauenpolitik der nachaugustlichen Epoche. Wie muß sie gelingen und fruchtfroh werden auch im Gedächtnis an den Großen, der an der Frauen politische Mission in diesem Sinne glaubte. Der Glaube eines ganz Großen an uns verleiht uns Schwingen.

Welche der Frauen wollte heute noch zögern, wo in dieser tragischen Zeit des Krieges alle kleine Angst vor dem Erhabenen weggenommen ist, Bismarck als Erzieher, als Zurufenden in den häuslichen Kreis zu nehmen?

Ein Bild, das vertrauensvoll stimmt im Blick auf unser aller drängendste Angelegenheit, aufs Vaterland: alle deutschen Frauen um Bismarck sich scharend, so den Kreis der Gestalten, die einst um ihn waren, ins Große erweiternd.

Aus seiner Seele alle Kraft der Güte, der Frömmigkeit, der Einfachheit, des Adels nehmend. Mit seinem Künstlerauge das schöne, traute, das furchtbar-feierliche Leben ehrfürchtig, liebend schauend. Aus seiner Persönlichkeit die Kraft gewinnend, selbst Persönlichkeit zu sein. Und seiner Iohanna lauschend, wie man liebt und da ist zum Heil des Mannes, des Kindes, des Vaterlandes.

So würde sich Vergangenheit an der Gegenwart als das Wasser des Lebens erweisen.

Prof. Dr. Adolf Marcuse:

Astronomie und Weltkrieg.

Es ist zwar ein altbewährter Grundsatz, daß die Wissenschaft um ihrer selbst willen gepflegt werden soll, ohne Rücksicht, ob dieser oder jener Wissenszweig einen unmittelbaren Nutzen für das praktische Leben hat. Dennoch gewährt der Nachweis eine nicht zu verkennende Befriedigung, daß ein bestimmtes Gebiet der Wissenschaft nicht nur hohe ideale Zwecke verfolgt, sondern zugleich derartig nützliche Seiten aufweist, daß ohne dasselbe manche, sehr wichtige Einrichtungen zur Wohlfahrt und Sicherheit des Lebens verschwinden oder doch verkümmern müßten. Das gilt für die Astronomie, bei der ältesten unter den Naturwissenschaften, die Bewegung und Beschaffenheit der Himmelskörper beschreibt und zugleich die wichtigsten Aufschlüsse über räumliche und zeitliche Verhältnisse im Bereiche unserer Erde gibt.

Astronomie und Weltkrieg Adolf Marcuse

„Zwei Dinge sind es, die das Gemüt immer mit neuer und zunehmender Bewunderung erfüllen, je öfter und je anhaltender sich der Geist mit ihnen beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir, und das ethische Gesetz in mir." Dieser inhaltlich allgemein bekannte Ausspruch Kants bedarf in seiner ganzen Tiefe noch einer näheren naturwissenschaftlichen Erschließung.

In der Tat, die Beschäftigung mit den Grundlehren und Ergebnissen der Himmelskunde hat einen erhebenden, vertiefenden und zugleich allgemein erzieherischen Wert. Da alle Bewegungen im Universum nach allgemeinen, unabänderlichen Gesetzen vor sich gehen, erhebt ein Erkennen dieser Gesetze den Menschen über das Vergängliche und über die Wechselfälle des Lebens hinfort. Die Astronomie erweitert zugleich den Blick, indem sie uns aus engen lokalen Ansichten zur Weltansicht im besten Sinne des Wortes emporhebt. Ihrer ganzen geschichtlichen Entwickelung nach eine stetig fortschreitende Naturwissenschaft, stellt die Himmelskunde den sich mit ihr Beschäftigenden unmittelbar in die Natur. So verhilft sie zu einer natürlichen, gesunden und richtigen Betrachtungsweise der Dinge, die ganz allgemein für menschliches Denken und Tun von großer Bedeutung ist; außerdem erzieht sie zur Genauigkeit und im besten Sinne zum „Wägen vor dem Wagen". Die Grundlehren und Ergebnisse der Astronomie haben daher nicht nur einen hohen wissenschaftlichen Wert, sondern sie sind zugleich von grundsätzlicher und erzieherischer Bedeutung für den menschlichen Geist. Hierzu kommt noch, daß die Methoden der astronomischen Forschung von gradezu mustergültiger Einfachheit, schlichter Durchsichtigkeit und eindrucksvoller Genauigkeit im Laufe der Iahrhunderte geworden sind, sodaß ihr Erfassen auch für die anderen Zweige der erakten Naturwissenschaften von vorbildlicher Bedeutung sein dürfte.

In dem oben erwähnten Ausspruche Kants hat der Königsberger Philosoph in weiser Vorausahnung naturwissenschaftlicher Fortschritte die Erhabenheit des gestirnten Himmels mit der Kraft des moralischen Gesetzes in eine gewisse Verbindung gesetzt. Es besteht tatsächlich ein merkwürdiger naturwissenschaftlicher Zusammenhang zwischen der mindestens fünfzig Iahrhunderte alten Wissenschaft des Himmels und dem erst seit etwas über fünfzig Iahren erschlossenen Wissenszweige, der es mit der tieferen Ergründung unserer Denk- und Empfindungsapparate zu tun hat. Die Grundlagen und ersten erperimentellen Ergebnisse der sogenannten „physiologischen Psychologie", die das Denken über unser Denken lehrt, sind in Verbindung mit astronomischen Präzisionsmessungen zeitlicher und räumlicher Intervalle geschaffen worden. Erst Zeitmessungen, Winkel- und Distanzauswertungen, nicht zum wenigsten durch die gewaltigen und eindrucksvollen Bewegungen im Weltenraume veranlaßt, haben gelehrt, daß unsere Sinne selten richtig und niemals schnell arbeiten. Das Sprichwort „schnell wie der Gedanke" ist hinfällig geworden; auch in qualitativer Hinsicht lieferte die Mi-

kroskopie des Raumes und der Zeit genaue Meßapparate, mit denen die Fehler
der menschlichen Sinneswahrnehmung erkannt und bestimmt werden konnten. So
schuf der Mensch in Anlehnung an den Makrokosmos und in voller Erkenntnis
eigener Unzulänglichkeit geniale Erweiterungen seiner Sinne, wie z. B. das
Fernrohr für das Auge, das Mikrophon für das Ohr und die Wage für den
Tastsinn. Erst durch diese Verschärfungen unserer relativ beschränkten Sinne
in Verbindung mit den als Erweiterungen der Gliedmaßen geltenden Werkzeugen
und mit den zur Erhöhung unserer Kräfte bestimmten Maschinen sind die ge-
samten Fortschritte moderner Wissenschaft und Technik, sowie ihre erfolgreiche
militärische Anwendung entstanden.

Die grundlegende Mitwirkung der Astronomie bei Auffindung der Fehler
unserer Sinneswahrnehmungen sei kurz betrachtet. Schon zu Beginn des
19. Iahrhunderts stellte der deutsche Astronom Bessel die ersten wichtigen Unter-
suchungen über die sogenannte „persönliche Gleichung" bei astronomischen
Messungen an, d. h. über den merkwürdigen Unterschied, der besonders zwischen
verschiedenen Beobachtern bei Wahrnehmung ein und derselben Erscheinung zu-
tage tritt. In der astronomischen Meßkunst war in der ersten Hälfte des
18. Iahrhunderts bei Durchgangsbeobachtungen von Gestirnen durch die Meß-
fäden eines Fernrohres die Methode eingeführt worden, die Antritte der Sterne
an die Fäden nach „Auge und Ohr" zu bestimmen. Der Beobachter vernimmt
mit dem Ohr den Pendelschlag der Uhr und sieht gleichzeitig den Stern im Ge-
sichtsfelde des Fernrohres gegen den Faden rücken. Er sucht sich nun zu merken,
welche Stelle der Stern beim Pendelschlag vor dem Faden und welche er beim
folgenden Pendelschlage hinter dem Faden inne hatte. Hieraus kann man bis
auf die zehntel Sekunde genau bei einiger Übung bestimmen, wann der Stern
am Faden selbst vorüber gegangen ist. Während für den einzelnen geübten Be-
obachter solche Messungsergebnisse untereinander wohl bis auf die zehntel Se-
kunden übereinstimmen können, weichen sie zwischen verschiedenen Beobachtern
häufig sehr erheblich, bis über eine ganze Zeitsekunde ab. Diese „persönlichen
Gleichungen" sind deshalb so erheblich, weil dabei gleichzeitig zwei verschiedene
Sinnesorgane, Auge und Ohr, zusammenarbeiten. Bei allen astronomischen
Operationen, die gleichzeitig von mehreren Personen ausgeführt werden müssen,
sind daher zur Sicherung des Ergebnisses mit möglichster Schärfe die „persön-
lichen Gleichungen" zu bestimmen. Durch geeignete Abänderung der Beobach-
tungsmethoden von Sterndurchgängen ist es der astronomisch-mechanischen Technik
gelungen, die Größe der persönlichen Auffassungsfehler beträchtlich herabzusetzen.
An Stelle der eben besprochenen „Auge und Ohr"-Methode wurde zunächst ein
elektrisches Registrierverfahren gesetzt, das heute allgemeine Verwendung bei Prä-
zisionsmessungen findet. Die Sekunden der astronomischen Pendeluhr zeichnen
sich auf dem Streifen eines Morseapparats auf, und der Beobachter gibt auf
demselben Streifen elektrische Signale für die Fadenantritte der Sterne. Da-

durch wird der Gehörfehler ganz ausgeschaltet, und der Beobachter braucht nicht mehr im Gehirn sich gleichsam eine räumlich-zeitliche Skala zur Erfassung der Sternbewegungen zurecht zu machen. Nur Auge und Tastsinn beeinflussen jetzt die am Papierstreifen mit einer sich verjüngenden Skala bis auf wenige hundertstel Sekunden genau ablesbaren Beobachtungen, die sich aus Raumdifferenzen zwischen den Sekundenpunkten der Uhr und den Signalen des Astronomen zusammen setzen. Auf diese Weise sinkt der durchschnittliche Betrag der persönlichen Gleichung zwischen zwei geübten Beobachtern auf wenige zehntel Zeitsekunden herab. Neuerdings ist aber die astronomische Technik noch einen erheblichen Schritt weiter gegangen und hat auch den Fehler der Raddrehungen des Auges auszuschalten verstanden, der dadurch entsteht, daß man im Gesichtsfelde des Fernrohres ein bewegtes Objekt (Stern) auf einen festen Faden einstellen muß. Man verwendet nämlich in neuester Zeit ein sogenanntes „unpersönliches Registriermikrometer", an dem ein mit dem Stern gleichzeitig und gleichmäßig bewegter Faden auf das Sternscheibchen eingestellt wird. Mit diesem neuesten und letzten Hilfsmittel ist es tatsächlich gelungen, den Betrag der persönlichen Gleichung zwischen geübten Beobachtern bis auf wenige hundertstel Sekunden herabzusetzen.

Auch der einzelne Beobachter für sich hat eine persönliche Korrektion, dle mit den Fehlern der Sinneswahrnehmung zusammenhängt und dadurch entsteht, daß zwischen der Erscheinung an sich und ihrer Wahrnehmung durch das menschliche Gehirn ein mehr oder weniger großer Unterschied besteht. Dieser Unterschied hängt mit der physiologischen Leitungszeit zusammen, die vom äußeren Reiz, sei es der Haut, des Auges oder des Ohres, bis zur vollen Wahrnehmung im Gehirn verfließt. Diese Leitungszeit, die auch durch ein Zusammenarbeiten von Astronomie und Physiologie zuerst bestimmt wurde, beträgt durchschnittlich etwa V« Sekunde, ist aber für ein und dasselbe Individuum, je nach dessen körperlicher und seelischer Verfassung, in ziemlich weiten Grenzen veränderlich.

Es würde zuweit führen, an dieser Stelle auf nähere Einzelheiten jener interessanten Frage nach der physiologischen Zeit einzugehen; aber einer ganz aktuellen Anwendung dieses durch astronomische Messungen begründeten und durch physiologische Untersuchungen weiter geförderten Problems sei hier gedacht. Im Flugzeug, dessen im Kriege dringend gebotene astronomische Navigation alsbald besprochen wird, ist dem eigentlichen Führer noch eine zweite Person als Beobachter beigegeben, da allein die Steuerung jenes noch immer wenig stabilen Luftfahrzeugs außerordentliche Anforderungen an die Nerventätigkeit des Führers stellt. So muß der Flieger bei Bedienung der Steuerorgane seines Flugzeugs z. B. zur Gegenwirkung gegen seitliche Windstöße und Böen schon in ganz kleinen Bruchteilen der Sekunde schnelle und richte Bewegungen ausführen. Hierbei handelt es sich tatsächlich um Wahrnehmungen, Einwirkungen auf das Nervensystem und dadurch ausgelöste Reflerbewegungen der Muskeln,

die sämtlich innerhalb der physiologischen Zeit unserer Sinneswahrnehmungen
(Tastsinn, Auge) von ein bis zwei zehntel Sekunden vor sich gehen. Um in so
kurzer Zeit und noch dazu unter sehr viel ungünstigeren Bedingungen als etwa
bei Ausführung astronomischer Präzisionsmessungen energische und zur Erhaltung
der Stabilität des Flugzeugs wichtige, oft sogar lebensrcttende Bewegungen
ausführen zu können, bedarf es der ganzen Nervenschulung des Fliegers. Außer-
dem muß der Flugzeugführer peinlich auf die dauernde Bewahrung seiner mög-
lichsten kleinen physiologischen Leistungszeit bedacht sein, z. B. durch Abstinenz von
Alkohol, der, wie durch Präzisionsmessungen festgestellt ist, sehr bald für alle Sinnes-
wahrnehmungen eine Verlängerung der Leitungszeit herbeiführt. Man könnte
sogar, ähnlich wie dies bei Auswahl geeigneter Astronomen geschieht, im Interesse
des Piloten selbst es für zweckmäßig halten, wenn vor Zulassung eines Flug-
zeugführers erst seine physiologische Leitungszeit usw. an besonderen Apparaten
genau untersucht würde.

Aber die Astronomie hat nicht nur die soeben kurz geschilderte ideale, allgemein
naturwissenschaftliche und speziell sogar physiologische Bedeutung, sondern- sie
besitzt sogar einen hervorragend pr akti sch en W ert für die äußere Wohlfahrt
der Menschheit. Hätte jemand noch vor dreihundert Iahren die Bedeutung der
Astronomie für das praktische Leben darzutun unternommen, wäre er sicherlich
in den Verdacht eines „Astrologen" gekommen. Beruht doch auch heute noch
bei vielen Menschen die Anziehungskraft der Himmelskunde vielleicht weniger auf
ihrer naturwissenschaftlichen Genauigkeit, als vielmehr auf dem scheinbar mysti-
schen Zauber ihrer Weltabgeschlossenheit. Sogar in unserer aufgeklärten Zelt,
wo die irrende Astrologie oder Sterndeuterei längst in Trümmer gesunken und
ihre siegreiche Schwester, die Astronomie oder Sternkunde zur Königin der Wissen-
schaften geworden ist, zittert durch die Gemüter mancher, besonders phantastisch
angelegter Menschen noch immer, wenn auch ganz verstohlen, ein unbestimmtes
astrologisches Gefühl, als ob jenen Millionen strahlender Lichter am Firmament
und ganz besonders etwa einem hellen, plötzlich auftauchenden Kometen, (Kriegs-
komet?), irgendein Einfluß auf Menschenwohl und irdisches Geschehen anhaften
könnte.

Bis in die graue Vorzeit, mindestens drei Iahrtausende vor Beginn unserer
Zeitrechnung läßt sich die Geschichte der Himmelskunde zurück verfolgen. So
ist es historisch überliefert, daß die Herrscher der alten Chinesen bereits 2000
Iahre v. Chr. sich zwei Hofastronomen hielten, deren Pflicht es war, die Be-
wegungen der Himmelskörper zu verfolgen und vor allem das Eintreten von
Sonnen- und Mondfinsternissen rechtzeitig vorher zu sagen, damit Herrscher und
Priester auf das Volk in ihrem Sinne einwirken konnten. Das waren zunächst
mehr oder weniger religiöse oder politische Gründe, die eine Betrachtung der
Gestirne und die Aufzeichnung ihrer Bewegungen in grauer Vergangenheit ver-
anlaßten. Aber auch schon in frühester Zeit kam ein überaus praktischer Beweg-

grund hinzu, um die Himmelskunde bei fast allen, selbst den auf niedriger Kultur-
stufe stehenden Völkern zu beleben.*) Es war dies die Möglichkeit, aus den
Stellungen der Sonne, des Mondes, der großen Planeten und der bekanntesten
Firsterne am Himmelsgewölbe sowohl Richtungsbestimmungen bei Fortbewegun-
gen zu Wasser und zu Lande, als auch Zeitschätzungen ausführen zu können.
Die polynesischen Völker der alten Zeit z. B. vollführten im Bereiche des
Stillen Ozeans ausgedehnte Seereisen, indem sie die Richtung der Fahrt am
Tage nach der Sonne, Nachts nach der Stellung heller Sternenbilder bestimmten.
Aus den damals nur mit den Fingern über dem Meereshorizont gemessenen Höhen
von Sonne und Mond wurden die Tages- und Nachtstunden geschätzt. So kamen
in alter Zeit polynesische Einwanderer auf langer Meeresfahrt von der samo-
anischen Hauptinsel Sawaii nach Norden zu den Hawaiischen Eilanden (Haupt-
insel Hawaii, mit Umlaut von S in H).
Als vor etwa neunhundert Iahren die Normannen weite Strecken des Atlan-
tischen Ozeans durchfuhren, navigierten sie nach den Sternen, auch noch ganz
ohne Instrumente. Aber sie ließen von ihren Wikingerschiffen, sobald die Fahrt-
richtung unsicher wurde, besondere pfadfindende Vögel, Raben und Tauben auf-
steigen, die schnell in große Höhen flogen und von oben ferne Küstenstriche oder
Inselumrisse erblicken konnten. Dem landwärts gerichteten Fluge dieser zoolo-
gischen Lootsen folgten die Wikingerschiffe und erreichten allmählich von Insel
zu Insel, auf dem Wege über Grönland und Labrador schon damals die nord-
amerikanische Küste. Als dann Kolumbus fast 500 Iahre später die neue Welt
von neuem entdeckte, kannte er und benutzte schon die Grundlehren der von den
Arabern entwickelten astronomischen Nautik. Seine Navigation erfolgte auf
Grund astronomischer Messungen an besonderen tragbaren Instrumenten, wie
Astrolabium und Iakobsstab, letzterer der Vorläufer des modernen Schiffs-
Sertanten.
Die Ära der gewaltigen Entdeckungen auf See, die damals von Spaniern
und Portugiesen eingeleitet wurde, stellte zu jener Zeit auch an die Astronomie
als Mutterwissenschaft der Schiffahrt erhöhte und immer dringendere Anfor-
derungen. Die Schiffsführung verlangte genaue Vorausberechnungen der
Stellungen von Sonne, Mond und Planeten, um aus astronomischen Beobach-
tungen derselben den Schiffsort auf der Meeresfläche zu finden. Ein deutscher
Astronom, Iohannes Müller, genannt Regiomontan, war es, Mitte des 15. Iahr-
hunderts in Nürnberg lebend, der vertraut mit griechischer und arabischer Astro-
nomie, für Iahre im voraus die Stellungen der Himmelskörper berechnete, aller-

*) Für nähe« Einzelheiten mit Bezug auf den Nutzen der Astronomie sei auf de«
Verfasser« Buch „Astronomie in ihrer Bedeutung für da« praktische Leben" verwiesen, das
°I« Band Nr. 378 in der Teubnerschen Sammlung „Au« Natur und Gciste«welt" er-
schienen ist.

dings immer noch auf der unrichtigen geozentrischen Theorie des Ptolemäus (Erde
im Mittelpunkte des Sonnensystems) fußend. So entstand das
erste und zwar ein deutsches nautisch-astronomisches Iahrbuch, das von spanischen
und portugiesischen Seefahrern dazu benutzt wurde, die Lage der Küstenpunkte
in der neuen Welt nach astronomischen Messungen zu bestimmen. Dieses erste
Iahrbuch galt für den Meridian von Nürnberg, und es ist von großem Interesse,
daß bei den Entdeckungsfahrten der Spanier und Portugiesen die Ortsbestim>
mungen in der neuen Welt sich auf den Meridian von Nürnberg bezogen. Aber
schon bald stellte es sich heraus, daß für etwas genauere nautische und geogra,
phische Ortsbestimmungen die auf der alten und falschen geozentrischen Welt-
anschauung beruhenden Tafeln Regiomontans unzulänglich waren und zu großen
Irrtümern führten. Gebieterisch trat das Verlangen nach einer neuen genaueren
astronomischen Theorie auf, die übrigens nicht nur von der Nautik, sondern auch
vom Kalenderwesen gefordert wurde.

Wiederum war es einem deutschen Forscher Nikolaus Kopernikus aus
Thorn (1473 bis 4543) vorbehalten, auch hierfür die rettende wissenschaftliche
Tat zu vollbringen. Mit echt mathematischem Scharfblick erkannte er nach
dreißigjähriger stiller Forscherarbeit und angeregt durch die Ahnungen altgriechi-
scher Philosophen, daß die Planetenbewegungen nicht um eine ruhende Erde,
sondern um die Sonne als Mittelpunkt des ganzen Systems stattfinden und daß
außerdem zur Erklärung der Gestirnsbewegungen noch die tägliche Achsendrehung
der Erde, sowie ihre jährliche Bewegung um die Sonne herangezogen werden
müsse. Auf Grund dieser richtigen, durch zahlreiche Beweise nunmehr streng
gefestigten heliozentrischen Weltanschauung, (Sonne im Mittelpunkt des Planeten-
systems), haben im Laufe der Zeit auch die astronomischen Iahrbücher diejenige
Schärfe erreicht, die zur genauen Ortsbestimmung auf der Erde aus astro-
nomischen Gestirnsmessungen notwendig ist. Zur Zeit des Kolumbus im
15. Iahrhundert mußte man sich bei einer astronomischen Bestimmung des
Schiffsortes auf See noch mit einer Genauigkeit von etwa 50 Km begnügen.
Im 18. Iahrhundert, als das Marinechronometer und der zur Messung von Ge-
stirnshöhen über dem Meereshorizont dienende Splegelsertant erfunden waren,
gelangen Ortsbestimmungen auf See schon mit einer Genauigkeit von rund
16 Km. Bei der modernen Navigation eines Schiffes läßt sich in der Ermittelung
des jeweiligen Schiffsortes auf See bereits eine durchschnittliche Genauigkeit
von etwa 2 Kiu erzielen. Schon aus diesen Zahlenverhältnissen kann man
erkennen, wie groß die Fortschritte in der Herstellung der nautischen Instrumente
und in der Verbesserung der astronomischen Navigationsmethoden im Laufe der
letzten hundert Iahre gewesen sind.

Ganz ähnlich lagen die Verhältnisse bei Landreisen oder für die Ent,
wickelung der geographischen Ortsbestimmung am Lande. Arabische Astronomen
begingen im 9. Iahrhundert bei ihren Orientierungen mit tragbaren Instrumenten

noch Fehler von etwa 30 Km. Im IS. Iahrhundert gelang es schon dem großen
dänischen Astronomen Tycho Brahe, der neue Bahnen der astronomischen Beob-
achtungskunst eröffnete, geographische Ortsbestimmungen aus Gestirnsmrssungen
bis auf rund 2 Kw genau auszuführen. Heute erreicht man bei der genäherten
Ortsbestimmung auf Reisen eine Genauigkeit von etwa 30 m, und, wenn es sich
z. B. um ganz besonders genau von einem Astronomen auszumessende Haupt-
punkte einer Landesmessung oder einer Grenzregulierung handelt, darf sogar
auf eine Sicherheit von fast 3 m in der astronomisch-geographischen Onentierung
gerechnet werden. Auch hier erkennt man die im Laufe weniger Iahrhunderte
vollzogenen großen Fortschritte in der Vervollkommnung der Instrumente und
in der Verfeinerung der Meßmethoden.

Doch wir kehren zu unserer eigentlichen Aufgabe zurück, die praktische Be-
deutung der Astronomie zu erweisen. Mit Recht sagt Goethe im west-östlichen
Diwan: „Er hat euch die Gestirne gesetzt als Leiter zu Land und zur See," eine
prophetische Mahnung, der heute noch hinzugefügt werden muß: „auch als Leiter
im Ozean der Luft". Schon seit den ältesten Zeiten war es den Menschen zum
Bewußtsein gekommen, daß, rein mechanisch betrachtet, jenes die Erde scheinbar
konzentrisch umgebende Himmelsgewölbe eine große Uhr sei, deren mehr oder
weniger festes Zifferblatt durch die Firsterne, deren bewegliche Zeiger durch
Sonne, Mond und Planeten gebildet werden. So leisteten für Iahrtausende
den beobachtenden Seefahrern der alten Zeit die Himmelskörper ähnliche Dienste
wie Kompaß und Chronometer bei der modernen, allerdings auch viel schwierigeren
Schiffahrt. Kompaß und Chronometer lassen sich aber auch heute noch, trotz
ihrer großen Vervollkommnung, nur dann richtig anwenden, wenn ihre Angaben
fortlaufend durch astronomische Messungen berichtigt werden. Denn z. B. die
sogenannte „Deviation" des Kompasses oder die Abweichung, die unter dem Ein,
fluß der störenden Eisenmassen des Schiffes die Richtung der Magnetnadel zeigt,
ferner die auf längeren Seereisen stets unvermeidlichen Unsicherheiten im Gange
der Marinechronometer machen eine dauernde Prüfung beider Instrumente durch
fortlaufende astronomische Beobachtungen notwendig.

Aber nicht nur von mittelbar helfender, sondern gradezu von unmittelbar
entscheidender Bedeutung wird die Astronomie für die Schiffahrt, wenn es sich
um die Ortsbestimmung des Schiffes auf der weiten Wasserfläche handelt. In
Sicht der Küste ist dies durch sogenannte Peilungen oder Einstellungen auf irdische,
in Karten festgelegte Marken ziemlich leicht. Auf hoher See jedoch, wenn vom
Schiff aus nur Himmel und Wasser sichtbar, müssen an den Gestirnen genaue
Höhenmessungen angestellt und astronomisch berechnet werden, um zu wissen, wo
das Schiff sich überhaupt befindet. Zwar läßt sich dies auf besonderen See,
karten auch genähert durch Zeichnung erreichen. Man trägt dazu den Schiffs-
kurs aus der Kompaßstellung ein und steckt außerdem die durchlaufene Strecke
nach der bekannten Geschwindigkeit des Schiffs (ausgeworfenes Logg oder Um-

drehungszahl der Schraube) auf der Karte ab. Ein so ermittelter Schiffsort, den man einen „gegißten" nennt, stimmt aber nur selten mit dem wirklichen Schiffsort überein, weil Wellen und Meeresströmungen die normale Schiffsgeschwindigkeit unregelmäßig zu ändern vermögen. Alsdann verhilft nur die unmittelbare astronomische Messung am Himmel zur genaueren Herleitung des Schiffsorts. Denken wir uns ein Schiff auf hoher See, das seinem Bestimmungsorte in möglichst kurzer Frist zueilen muß, um Kohlen und Menschenunterhalt zu sparen. Da ist es für die Schiffsleitung äußerst wichtig, das Fahrzeug auf der kürzesten Linie von Hafen zu Hafen zu bringen, wozu astronomische Beobachtungen über den jeweiligen genauen Schiffsort notwendig sind. Bei den großen schnellfahrenden Dampfern der Kriegs- und Handelsmarine müssen Tag und Nacht astronomische Ortsbestimmungen zur sicheren Festlegung der Fahrt häufiger wiederholt werden; im Kriege ist diejenige Marine überlegen, die nicht nur die schnellsten und am besten bewaffneten Fahrzeuge besitzt, sondern zugleich auch die am sichersten wirkende astronomische Navigation auszuüben versteht.

Für größere Schiffe kann ferner die Fahrt in die Hafenorte und aus denselben nur dann für gesichert gelten, wenn genaue Tabellen für die Gezeiten der Meere vorhanden sind, die an den Küsten zu den verschiedenen Zeiten die jeweilige Höhe des Wasserstandes richtig angeben. Diese durch Ebbe und Flut der Meere bedingten wechselnden Wasserstände werden durch die vereinigte Anziehungskraft von Mond und Sonne auf die Wassermassen der Erde verursacht. An allen ozeanischen Küsten tritt je zweimal im Verlaufe von 24 Stunden ein Steigen und Fallen des Meerwassers ein, die schönste und großartigste rhythmische Bewegung der flüssigen Hülle unseres Planeten. Die genaue Vorausberechnung dieser den allgemeinen Anziehungsgesetzen der Himmelskörper folgenden Erscheinung ist der astronomischen Wissenschaft gelungen; genaue Gezeitentafeln bezeichnen jetzt die Eintrittszeiten und Wasserstände von Ebbe und Flut. So beruhen Sicherheit und Schnelligkeit der modernen Schiffahrt, also eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Belebung von Handel und Kultur sowie zugleich zur Kriegsführung, wesentlich mit auf Erfahrungen und Ergebnissen der astronomischen Wissenschaft. Ohne Übertreibung kann man sogar sagen, daß die Astronomie als Mutterwissenschaft der Schiffahrt auch für den Welthandels-Verkehr große Bedeutung besitzt.

Was für Seereisen mit Bezug auf die Anwendung der Himmelskunde soeben kurz entwickelt wurde, gilt in entsprechender Weise auch für Landreisen und Luftfahrten. Auf Erpeditionen in gänzlich unbekannte oder nur ungenügend kartographisch festgelegte Erdgebiete erfolgt die Orientierung, sowie die Herstellung genauer Karten im wesentlichen nach astronomischen Ermittelungen der geographischen Breite und Länge bestimmter Erdorte. Forschungsreisende und Geographen müssen deshalb geeignete Messungen am Himmel anstellen, um zu wissen, wo sie sich überhaupt auf der Erde befinden. Auch bei genaueren Landes-

Vermessungen und den darauf beruhenden Generalstabskarten, also einer gleichfalls
sehr wichtigen Kultur- und Kriegsarbeit, werden die Hauptpunkte durch astronomi-
sche Messungen nach geographischer Breite und Länge bestimmt. Die Aufgaben der
geographisch-astronomischen Ortsbestimmung haben daher schon von alters her
ein ganz besonderes Interesse in Anspruch genommen; ihr Gebiet ist neuerdings
dadurch noch bedeutend erweitert worden, daß die hierauf bezüglichen Gestirns-
beobachtungen auch auf photographischem Wege mit Erfolg sich ausführen lassen.
Als ganz neues Feld der astronomischen Anwendung kommt in jüngster Zeit
nun auch die Ortsbestimmung im Luftfahrzeug hinzu, die verkehrstechnisch
und strategisch von größter Bedeutung ist. Bei der schnellen und erfolgreichen
Entwicklung der Luftschiffahrt ist die aeronautische Ortsbestimmung oder die Er-
mittelung des jeweiligen Luftfahrzeugortes über der Erdoberfläche sogar eine
der wichtigsten Aufgaben geworden, ähnlich wie für die moderne Seeschiffahrt
die Kunst der richtigen Navigierung. Im Interesse der Sicherheit und Weiter-
entwicklung der Luftschiffahrt wird jetzt verlangt, daß jeder Luftfahrzeugführer
außer mit der technischen Handhabung seines Fahrzeugs, sowie mit den Eigen-
schaften des Luftozeans auch mit der vollständigen astronomisch-
geographischen und magnetischen Orientierung vertraut ist.
Betrachten wir ganz allgemein die Dienste, dieAstronomie und Erdphysik
für die Orientierung in der Luft zu leisten vermögen.
Bei der Navigation von Luftschiffen sind im ganzen drei
Fälle zu unterscheiden. Luftfahrten mit Anblick der festen Erdoberfläche,
Fahrten bei unsichtiger Erdoberfläche oder über dem Meere, aber mit Sichtbarkeit
der Gestirne, und endlich Fahrten in ganz undurchsichtiger Atmosphäre, wo weder
nach unten noch nach oben Sicht ist. Im ersten Falle mit Anblick der festen
Erdoberfläche gleichen die Luftfahrten der Schiffahn in Sicht der Küste, wo
einfache Orientierungen nach guten Karten mit Benutzung des Kompasses und
mit Anvisierung von Landmarken ausreichen. Man bezeichnet diese Navigation
als terrestrische, darf dabei aber nicht vergessen, daß ein Luftfahrzeug
viel schwerer zu navigieren ist als ein Seeschiff. Es rührt dies von der in der
Luft zumeist viel größeren und wirksameren Versetzung des Schiffes durch
die Winde, oder die Stromlinien der Luft her. Durch seitlichen Wind, der
an Stärke sogar die Eigengeschwindigkeit des Luftfahrzeugs übertreffen kann,
wird das Schiff bedeutend vom gesteuerten Kurs abgetrieben, sodaß der Unter-
schied zwischen dem faktisch gefahrenen und dem am Kompaß gesteuerten Kurs
erhebliche Beträge erreichen kann. Man muß daher diese Versetzung durch die
Stromlinien der Luft, in denen das Luftschiff im Gegensatz zum Seeschiff ganz
und gar schwimmt, von Zeit zu Zeit durch Anpeilen der Erdoberfläche bestimmen
und kann erst danach den richtigen Kurs im Luftschiff steuern, um wirklich das
gesteckte Ziel zu erreichen.
Man erkennt sofort die große Schwierigkeit, die im Zusammenhange mit

dieser beträchtlichen seitlichen Versetzung entsteht, wenn dieselbe etwa bei
unsichtiger Erdoberfläche oder gar im dichten Nebel nicht mehr unmittel-
bar zu bestimmen ist. Gerade dann kann es vorkommen, daß ein Luftschiff sehr
erheblich von seinem richtigen Kurse abtreibt, ohne daß die verantwortliche Führung
dies sofort zu bemerken imstande ist. Betrachten wir zu diesem Zweck jetzt die
beiden anderen Fälle bei der Luftnavigation, nämlich, wenn bei mangelnder
Sicht nach unten die Gestirne zu sehen sind, und wenn endlich mitten in,
Nebel überhaupt weder Erde noch Himmel zu erkennen sind.

Ist für den Luftfahrer die Erdoberfläche verdeckt, aber der Himmel
sichtbar, so liegt für ihn der Fall genau so wie für den Seemann bei der Schiff-
fahrt auf hohem Meere; er muß sich astronomisch mit Hilfe von Gestirns-
messungen orientieren. Das ist die sogenannte astronomische Navi-
gation in der Luft, die gegenwärtig besonders in Deutschland, speziell bei
der deutschen Militärluftschiffahrt, einen hohen Grad der Vervollkommnung nicht
nur in Bezug auf die Instrumente zum Anmessen der Gestirne, sondern auch mit
Hinsicht auf die schnelle und einfache graphische Auswertung jener astronomischen
Beobachtungen erreicht hat. Ohne hier näher auf Einzelheiten der interessanten
Frage, wie orientiere ich das Luftfahrzeug nach den Gestirnen mit Bezug auf
meinen augenblicklichen geographischen Standort, einzugehen, sei nur auf den
wichtigsten Punkt in der Luftnavlgation, auf die vorher erwähnte Versetzung
des Luftschiffs auch in diesem Falle aufmerksam gemacht. Nur durch eine fort-
laufende, bei unsichtiger Erdoberfläche besonders dringend gebotene astronomische
Aeronavigation läßt sich selbst bei nach unten gänzlich fehlender Orientierung
jederzeit die faktische Versegelung feststellen und das Luftfahrzeug im
richtigen Kurse halten.

Wie steht es nun aber in dem dritten noch möglichen Falle, daß weder
nach unten noch nach oben Sicht vorhanden ist und das Luftfahrzeug daher in
dichtem Nebel oder zwischen zwei Wolken fährt? In diesem Falle tritt,
wenn nicht etwa ein überfliegen des Nebels oder der Wolken mit alsdann erreich-
ter Durchsicht zum Himmel möglich sein sollte, die magnetische Aero-
Navigation ein, die jedoch im Gegensatz zur terrestrischen und astronomischen
noch nicht als vollkommen gelöst zu bezeichnen ist, wenn auch besonders in
Deutschland vielversprechende Anfänge für die dringende Weiterentwicklung dieses
Gebietes der Orientierung erreicht werden konnten. Das wichtigste ist wiederum,
wie kann ich im Nebel meine durch Windströmungen verursachte Versetzung im
Luftschiff bestimmen, die mich weit vom Kurse abtreibt.

Zunächst hat das Luftschiff einen Steuerkompaß, nach dem gefahren werden
kann; aber dieses wichtige Hilfsmittel allein genügt nicht bei seitlichen Winden,
deren versetzende Wirkung man bei dichtem Nebel weder terrestrisch noch astrono-
misch bestimmen kann und die sich außerdem, selbst wenn man sie zu Beginn der
Fahrt meteorologisch in Rechnung stellt, mit der Zeit beträchtlich zu ändern ver-

mag. Was gibt es nun für magnetische Hilfsmittel, um auch im Nebel die
wirkliche Fahrrichtung zu ermitteln? Man kann jetzt wenigstens in der Nord -
süd-Richtung ein im Nebel fahrendes Luftschiff durch fortlaufende
Messungen z. B. der magnetischen Inklination oder der Neigung einer vertikal
schwingenden Magnetnadel an einem besonderen Instrument, dem sogenannten
Balloninklinatorium bestimmen. Die durch die vertikale Richtkraft
des Erdmagnetismus gegebenen Linien gleicher magnetischer Inklination,
(Neigung einer vertikal schwingenden Magnetnadel unter den Horizont), oder die
sogenannten „Isoklinen" verlaufen z. B. in Deutschland fast genau parallel einer
durch die Nord- und Ostseeküsten gelegten Küstenlinie. Ferner nehmen die
Inklinationswerte mit wachsender Breite zu und mit fallender Breite ab, da sie
vom magnetischen Äquator nach den magnetischen Polen hin wachsen, (Null Gr.
am magnetischen Äquator, 90 Gr. am magnetischen Pol). Endlich liegen z. D.
auf einer Übersichtskarte von Deutschland die von ^Vß^V nach 0X0 verlaufen-
den Isoklinen nahezu parallel, sowie ziemlich in gleichen Abständen zueinander.
Mißt man nun in der Gondel den jeweiligen Bettag der Inklination, (für Siid-
deutschland rund 63 Gr., für Schleswig etwa 89 Gr., entsprechend einer Breiten-
änderung von 48 Gr. bis über 55 Gr.), so läßt sich die Nordsüd-Ver-
schiebung des Luftfahrzeugs bis auf mindestens 20 Km genau
auch im Nebel ermitteln. Andern sich die Inklinationswerte nicht, so be-
wegt man sich nahezu in ostwestlicher Fahrt, nimmt die Inklination zu, so fährt
man nördlich, und nimmt sie ab, südlich um Beträge, die unmittelbar auf einer
Isoklinenkarte abzulesen sind. Derartige magnetische Richtungsmessungen können
bisher mit Sicherheit nur in der Mittelgondel starrer Luftschiffe ausgeführt wer-
den, wo fast völlige Eisenfreiheit und ausreichende Ruhe von den Motorschwingun-
gen herrschen. Dieses wichtige magnetische Hilfsmittel zur Orientierung im Nebel
gibt aber nur den Betrag der Versetzung in nordsüdlicher Richtung an,
dessen Kenntnis zur vollständigen Navigation im Nebel nicht ausreicht. Wie
könnte man nun noch die ostwestliche Verschiebung im Nebel messen? Diese
Aufgabe ist bisher noch nicht gelöst. Man könnte daran denken, im Luftschiff
außer einem magnetischen Kompaß, der bei richtiger Aufstellung
und Kompensation genau die magnetische Nordsüdrichtung zeigt, noch einen
Kreiselkompaß, (bisher nur auf Seeschiffen verwendet), anzubringen, der
durch die mechanische Richtkraft unseres Planeten Erde die astrono-
mische Nordsüdrichtung anzugeben imstande ist. Der Unterschied zwischen
magnetischer und astronomisch-geographischer Nordsüdrichtung, den man
mit Hilfe dieser beiden Kompasse ermitteln kann, ist die sogenannte magnetische
Deklination oder Mißw e i sun g, die z. B. in Deutschland sich nahezu parallel
mit den Längengraden, also gerade in ostwestlicher Richtung ändert, (an der Ost-
grenze etwa 3 Gr., an der Westgrenze etwa 13 Gr. betragend). Sobald man
den Wert dieser Mißweisung durch Vergleichung des Kreiselkompasses mit dem

magnetischen Kompaß bestimmt, hätte man ein brauchbares Mittel, um selbst i m
Nebel die ostwestlische Versetzung des Luftschiffs zu beurteilen.
Leider scheitert aber gegenwärtig noch die Verwendung des äußerst sinnreichen
und auf unseren Kriegsschiffen bereits verwendeten Kreiselkompasses im Luftschiff
an dem großen Gewicht und an dem bisher noch lange Zeit (mehrere Stunden)
vor dem Gebrauch notwendigen starken elektrischen Antrieb jenes Apparates.
Hier bietet sich der wissenschaftlichen Technik ein dankbares und lockendes Ziel
in der Vereinfachung des Kreiselkompasses.
Der Vollständigkeit halber seien noch zwei Hilfsmittel erwähnt, die auch die
Orientierung eines Luftfahrzeugs im Nebel, wenigstens zu Friedenszeiten und im
eigenen Lande, zu erleichtern vermöchten. Einmal hat man daran gedacht und
auch schon versucht, entsprechend den Unterseesignalen wellentelegra-
phische Signale von bestimmten, über das Land verteilten Stationen für
Luftfahrzeuge mit funkentelegraphischen Einrichtungen zu geben, aus denen man
z. B. die Annäherung an die Landesgrenze oder an die Küste schließen könnte.
Dann ist ein besonderer Telefunkenkompaß vorgeschlagen, der bei unsich-
tigem Wetter auf drahtlosem Wege durch funkentelegraphische Signale von be-
stimmten Stationen aus in Verbindung mit einem Kompaßzeiger im Luftschiff die
jeweilige Richtung angibt. Immerhin darf man nicht vergessen, daß im Kriege, wo
alle künstlichen Orientierungsmittel von unten versagen, jedes Luftfahrzeug von sich
aus imstande sein muß, die zur Bewältigung seiner strategischen Aufgaben nötige
Orientierung durchzuführen.
Noch ein Wort endlich über die Orientierung vom Flugzeug, dessen
erfolgreiche Benutzung gegenwärtig im Vordergrunde des öffentlichen Interesses
steht. Im Flugzeug sind naturgemäß bei versagender terrestrischer Navigation
astronomische Messungen an den Gestirnen oder komplizierte magnetische Orts-
bestimmungen ausgeschlossen. Dennoch vermag bei unsichtiger Erde die Orien-
tierung nach den Gestirnen mit bloßem Auge unter Kenntnis des
Sternenhimmels und mit Ausnutzung der jeweiligen Stellungen von Sonne,
Mond wie Planeten wesentlich zu helfen. Im Nebel leistet auch ein guter Fluid-
Kompaß oft entscheidende Dienste, da die Windversetzung eines mit über doppelt
so großer Eigengeschwindigkeit wie ein Luftschiff vorwärts treibenden Flugzeugs
im allgemeinen nicht so sehr ins Gewicht fällt. Also auch hier vermag die Kennt-
nis von Astronomie und Erdphysik dem Flugzeugführer wesentliche Dienste zu
leisten, sobald die terrestrische Navigation versagt.
Wir haben in den vorangehenden Betrachtungen zu zeigen versucht, daß
die Astronomie für die gesamte geographische Orientierung bei Land-, See- und
Luftfahrten von außerordentlich praktischer Bedeutung ist. Aber noch zwei
andere wichtige und für das menschliche Leben unentbehrliche Segnungen sind
unmittelbar mit der Himmelskunde verknüpft: der öffentliche Zeitdienst
und das Kalenderwesen.

Astronomie und Weltkrieg Adolf Marcuse

Unsere Zeit steht im Zeichen des Verkehrs. Die über alle Kulturländer ausgedehnten Netze von Eisenbahnlinien, (rund eine Million Km, also fast das dreifache der Entfernung Erde—Mond), müssen ebenso wie alle anderen Transportmittel im friedlichen und kriegerischen Interesse sicher und schnell arbeiten. Als wohltätiger Regulator über diesem ganzen riesenhaften Mechanismus tront die Zeit. Gäbe es keine zeitmessenden Instrumente oder Uhren, die die Tagesintervalle mindestens bis auf Sekunden genau einteilen, so konnte das moderne Verkehrsleben nicht mit Sicherheit bestehen. Aber unsere Uhren bedürfen unausgesetzt der Kontrolle; selbst die besten Pendeluhren sind nicht fehlerfrei. Durch den wechselnden und nie ganz auszugleichenden Einfluß von Temperatur, Luftdruck und Feuchtigkeit in Verbindung mit den unvermeidlichen Unvollkommenheiten des Mechanismus bleiben alle Uhren vielfachen Unsicherheiten im Gange ausgesetzt, die sich im Laufe der Zeit, bei etwa nicht stattfindender Kontrolle, erheblich steigern können. Diese Kontrolle der Uhren liegt ganz und gar in den Händen der astronomischen Wissenschaft. Die natürliche und gewaltige Normaluhr, deren Gang sich seit Iahrhunderten nicht um eine hundertstel Zeitsekunde geändert haben kann, ist die scheinbare Drehung des Himmelsgewölbes oder in Wirklichkeit die Umdrehung unserer Erde von West nach Ost um ihre Achse. Zwar sind theoretisch wohl einige Möglichkeiten für eine nicht ganz gleichmäßige Erdumdrehung vorhanden, die von Reibungen der Flutwelle, von Niederschlägen kosmischer Meteormassen auf unseren Planeten und von Zusammenziehungen der Erdrinde herrühren könnten. Aber bisher haben selbst die feinsten astronomischen Zeitmessungen noch keinen praktischen Nachweis für etwaige Verzögerungen der Erdumdrehung liefern tönnen.

Iede Sternwarte besitzt mindestens eine Normaluhr, deren Aufstellung besonders gesichert sein muß und deren Angaben fortlaufend nach Sternbeobachtungen durch besondere astronomische Zeitbestimmungen kontrolliert werden. Diese Normaluhr dient auch zur Austeilung von Zeitsignalen im näheren und weiteren Umkreise der zugehörigen Länder. Nach den Signalen jenes öffentlichen Zeitdienstes, der jetzt in allen Kulturländern der Erde eingeführt ist, werden sämtliche für den Eisenbahn- oder Postdienst und für den öffentlichen Verkehr bestimmten Uhren reguliert. Auch in den wichtigeren Hafenorten der Erde befinden sich sogenannte Zeitbälle, die von Sternwarten geregelt, der Schiffahrt dienen. Durch deutliches, weithin sichtbares Herabfallen eines großen Balles wird auf diese Weise den Seefahrern bis auf die Sekunde genau die Zeit angegeben, um den Gang der Schiffschronometer zu kontrollieren. In neuerer Zeit war sogar bis zum Ausbruch des Weltkrieges von den großen Funkenstationen der Erde (Eiffelturm, Norddeich, Nauen usw.) ein drahtloses Zeitsignal weit über die Weltmeere verteilt worden, um der Schiffahrt einen gleichmäßigen internationalen Zeitdienst zu geben.

An die Kenntnis von der Bewegung der Himmelskörper knüpft sich, abge,

sehen von den soeben erwähnten Orts- und Zeitbestimmungen, noch ein dritter
wesentlich praktischer Zweck, nämlich die Auffindung und Erhaltung eines be-
quemen und sicheren Maßes der Zeitrechnung, das im Kalenderwesen
zum Ausdruck kommt. Besonders Sonne und Mond sind in dieser Beziehung
von ausschlaggebender Bedeutung. Fast allen Bewohnern unseres Planeten,
abgesehen von den Polarvölkern, denen der Tag den ganzen Sommer, die Nacht
den ganzen Winter dauert, mußte schon in allerfrühester Zeit der durch Auf. und
Untergang der Sonne jeweilig bedingte Wechsel von Tag und Nacht ein will-
kommenes Maß für die Zeitrechnung bieten. So wurde der Tag zur natürlichen
und notwendigen Zeiteinheit. Aber fortgesetzte Zählungen nach Tagen hätten im
Laufe der Zeit zu allzu großen und unbequemen Zahlen geführt, und eine Ein-
teilung in längere Zeitabschnitte bot sich von selbst. Den auf mittleren Breiten-
zonen der Erde wohnenden Kulturvölkern gab sich in der regelmäßigen Wieder-
kehr der Iahreszeiten ein willkommener Zeitabschnitt, dessen astronomische Fest-
setzung als Iahreslänge schon den alten Ägyptern keine Schwierigkeit bereitete
und der selbst ganz entfernt liegende Zeitabschnitte zu bezeichnen erlaubte.
Zwischen Tag und Iahr mußte ferner, um nicht die einzelnen Tage fortlaufend
zu zählen, noch ein dazwischen liegendes Zeitmaß eingeschaltet werden, das durch
die Bewegung und den damit zusammenhängenden Lichtwechsel unseres Trabanten
als Monat in natürlicher Weise gegeben war. Für den ebenfalls schon in frü-
hester Zeit eingeführten Zeitabschnitt der Woche läßt sich keine astronomische,
sondern nur eine astrologische Erklärung finden. Aus einer dem falschen geozen-
trischen Weltsystem entsprechenden und auch dann noch willkürlichen Anordnung
der schon im grauen Altertum bekannten Himmelskörper unseres Planetensystems
erklärt sich die Reihenfolge der Wochentage: Sonne (Sonntag), Mond (Montag),
Mars (Dienstag, franz. Mardi oder Marstag), Merkur (Mittwoch, franz.
Mercredi oder Merkurstag), Iupiter (Donnerstag, franz. Ieudi oder Jupiter-
tag), Venus (Freitag, franz. Vendredi oder Venustag; im deutschen statt Venus
die Göttin Freia zu setzen) und Saturn (Sonnabend, engl. Saturday oder
Saturnstag, im Altertum Ruhetag der Woche, da Saturn der langsamste unter
den mit bloßem Auge sichtbaren Planeten ist).
Hauptsächlich durch die Schwierigkeiten, Mond- und Sonnenbewegung in
richtigen Einklang zu bringen, entstanden in alter Zeit die Unsicherheiten des
Kalenderwesens. Schließlich wurde die Unordnung in der Zeitrechnung so groß,
daß z. B. der altrömische Kalender, der noch einer der besten war, schon kurz
vor Beginn unserer Zeitrechnung über zwei Monate von dem wahren, in der
Natur gegebenen Sonnenjahr abwich. Aus diesem Grunde reformierte bekannt-
lich Iulius Cäsar 47 v. Chr. den Kalender mit Unterstützung einer Kom-
mission alerandrinischer Astronomen, die die Iahreslänge zu 365'/4 Tagen an-
nahm und nach je drei Iahren ein Schaltjahr einsetzte. Dieser sogenannte
julianische Kalender blieb sechszehn Iahrhunderte hindurch in Kraft

und gilt noch jetzt bei Russen und Serben, obwohl er gegenwärtig schon über
dreizehn Tage falsch ist. Im Iahre 1474 beauftragte Papst Sirtus IV. den
berühmten deutschen Astronomen Regiomontan, den damals um 11 Tage falschen
julianischen Kalender in Ordnung zu bringen. Aber Regiomontan starb vor
Abschluß seiner Kalenderarbeiten, und es dauerte nochmals hundert Iahre, bis
Papst Gregor XIII. 1582 eine Kommission deutscher, italienischer und spanischer
Astronomen zur Kalenderreform berief. Man ließ 10 Tage ausfallen und setzte
die Iahreslänge im gregorianischen Kalender auf 365 Tage,
5 Stunden, 49 Minuten und 12 Sekunden an (26 Sekunden zu lang nach jetziger
Kenntnis der Iahresdauer). Iedes durch 4 teilbare Iahr wurde ein Schaltjahr,
aber die Iahrhundertzahlen nur dann, wenn sie durch 400 teilbar sind (z. B.
2000). Dieser gregorianische Kalender genügt tatsächlich für alle praktischen
Bedürfnisse der Zeitrechnung, da er erst in drei Iahrtausenden um einen Tag
falsch wird.
Faßt man schließlich die vorangehenden Betrachtungen über die praktische
Bedeutung der Astronomie zusammen, so folgt daraus, daß die Himmelskunde
wohl mit zu den wichtigsten Gebieten im Schatze menschlichen Wissens und Könnens
gerechnet werden darf. —

Adolf Mayer:

Die Lüge.

„Wer moch!e dle!en VibenbaN „Dein W«l» I»U »bei leln: 3a, i»i
Noch feineihin »etreten, nein, »eIn.
Wen» wll Vewohner überall Denn NX» die menschliche Nlltur
Die WllhilM >llgen !«ten, auch V«!e« Kenn»,
Ml hießet un», »li hilhen euch. Verkehrte», Schlimme», Ab!cheu°
Spitzbuben und Halunke», wllldlae»,
Uli lugten un» fatale, geug, Da» Schlimmste iIt da» falsche Mort,
üloch eh' »ii un» betrunken, die Lüge,
Und llbeiall im weiten Land, N«i' nui bei Mensch eist wahr, ei
üll» »ltblwähite» Mittel, will' auch gut.
Entsproßte <m» der Menschenhand NNe Könnte Limbe iigend doch be>
Del treue KnotenKnittel. stehen,
D» I»l>' lch mll die tzdsllchkelt, Wenn ste nicht Iligen Kdnnte, Ulu-
Da, «lerliche Vetrll«en! scheu? eilten» sich,
Du weiß! Velcheld, ich weiß «escheid, Al»dann dl» Welt, dam> «ott, ,ln«
Und, ollen mach!'» Veranügen." e» nul an."
NllhelmVusch. «lillpalzei.

Wir haben unserer Plauderei statt des üblichen einen, zwei Geleltworte
und zwar solche, die einander widersprechen, vorangesetzt. Neben der patheti-
schen Anklage des ernsten Klassikers klingt die Schellenkappe des philosophischen
Humoristen. Dieser wird zum Verteidiger und scheint wohl geeignet, die Lacher
auf seine Seite zu bringen. Und doch klingen die Worte Grillparzers end-
gültig entscheidend. Wie kann man es da wagen, noch die Lüge zu verteidigen?
Aber zunächst: die Worte des österreichischen Klassikers sind verzweifelt

absolut, und für die Lüge kommt Zuzug aus dem Lager der Relativisten. Ein jedes Moralgesetz paßt nicht für eine jede Stufe der menschlichen Kultur, und die 40 Gebote des alten Israel setzten die Lüge noch nicht auf den Inder. Erst später hieß es: eure Rede sei: ja ja, nein nein.

Oder was würde auch heute noch ein Händler im fernen Orient dazu sagen, wenn man das Ansinnen unverbrüchlicher Wahrhaftigkeit seiner Angaben, mit denen er die Höhe seines phantastischen Preises zu begründen sucht, an ihn stellte? Auch noch in einem Lande, das sich jetzt anschickt, neuerworbenen Kolonien den Segen seiner Kultur zuteil werden zu lassen, ist es wenigstens beim Kleinhandel noch ziemlich allgemein üblich, vom erst geforderten Preis im Notfalle mehr als die Hälfte abzulassen, nachdem man gleichwohl schon versichert hatte, daß schon jener ungefähr der Selbstkostenpreis sei. Ia selbst bei uns und in den anderen Ländern des „Prix tix" würde es dem Handel als eine sonderbare Zumutung erscheinen, wollte man von ihm unter allen Umständen eine wahrheitsgetreue Angabe des Selbstkostenpreises verlangen.

Hier erscheint also die schlaue Lüge noch als eine berechtigte Waffe im Kampfe ums Dasein, nicht unähnlich wie Körpergewandtheit im physischen Kampfe, die ja auch endlich in der höheren Kultur auf den Aussterbe-Etat gelangt, und wer sich dieser Waffe mit Vorteil bedient, begreift den Ausschluß der wissentlichen Täuschung als eine berechtigte Mahnung ebenso wenig, wie eine wohlgerüstete Nation die Mahnung unserer Friedensapostel: die Waffen nieder! Der Orientale nennt diese Mahnung eine Prämie für den Dummkopf, genau wie uns die allgemeine Abrüstung als eine Prämie für den Schwächling erscheint.

Gräbt man nun ein wenig tiefer, so stößt man freilich bald auf die Folgerung, daß diese „Prämie für den Dummkopf" eine hohe volkswirtschaftliche Bedeutung hat. In dem Lichte dieser Wissenschaft erscheint die Ehrlichkeit schließlich als eine Frage der Arbeitsteilung, und wir erinnern uns dann, was dieses Prinzip für die Ökonomie der Gesellschaft bedeutet.

Auf dem orientalischen Markte der grenzenlosen Überlistung muß ein Ieder, Käufer oder Verkäufer, ein Psychologe der Lüge sein. Bei uns tritt der weltfremde Gelehrte aus seiner Studierstube mit blödem Auge hinaus auf den Markt und kauft sich sein Pfund Tabak oder seine Filzpantoffeln zum einheitlichen Marktpreise. Die übliche Ehrlichkeit überhebt ihn der Kenntnis der zahllosen Falschmeldungen und Schikanen, denen er im anderen Falle ausgesetzt wäre. Ia die Zeit ist noch nicht ferne, als er überhaupt das Geld nicht kannte und dennoch nicht betrogen wurde, (da wir in Europa in Hinsicht der Marktehrlichkeit eher einen Rückschritt als einen Fortschritt zu verzeichnen haben). Also kann sich der Gelehrte ganz auf seine Fachtätigkeit konzentrieren, was offenbar im Vorteil der Allgemeinheit ist.

Wenn man einstweilen die Sache lediglich ökonomisch beurteilt, so wäre demnach zu sagen: die Ehrlichkeit ist im Interesse der Allgemeinheit. — Aber, da aus der Arbeitsteilung sich ergebende Vorteile ihre Grenze haben in der Einseitigkeit der Ausbildung der auf ihre Arbeit spezialisierten Individuen, so hat auch diese Organisation ihre Grenzen. Man kann nicht die Fachmenschen ganz auf Hirntätigkeit und Handgeschicklichkeit, und wieder in jeder von diesen weiter und weiter spezialisiert züchten, weil die Harmonie der Organisation des Individuums zu stark darunter leiden würde und ein jeder schließlich — selbst gesundheitlich — zugrunde gehen würde.

Für unseren Fall angewendet würde das aber doch wohl heißen, daß eine eigentliche individuelle psychologische Schädigung durch weitgehende Handhabung der Ehrlichkeit nicht gerade zu erwarten wäre. Das wird bewiesen durch den Zustand der Völker, in welchen man sich einem solchen Stadium nähert. Also insoweit handelt es sich um eine Frage der höheren oder niederen Kultur. Auf dem wirtschaftlichen Gebiete ist die Kultur der Lüge feindlich.

Aber wir müssen die ganze Frage noch von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus beurteilen. Warum und inwiefern ist die Lüge eigentlich vomübel? Im Handel — das sahen wir — bedeutet sie eine Vergeudung wirtschaftlicher Kräfte, innere Reibung der Gesellschaftsmaschine, und es ist ohne weiteres einleuchtend, daß auf einer höheren Entwicklungsstufe diese Reibung nach Kräften vermieden werden muß. Die Ehrlichkeit ist hier das Ol, mit der die Maschine geschmiert wird. — Aber ganz allgemein? — Ist doch die Kenntnis irgend einer Tatsache mein Privateigentum. Darf da der erste beste kommen, sie mir abverlangen durch eine Frage, auf die ich, bei Strafe ein Lügner gescholten zu werden, wahrheitsgetreu antworten muß? Das wäre beinahe ein neues Faustrecht. — Man kann allerdings auch die Antwort verweigern; aber damit sagt man dem Fragenden nur schwach verblümt, daß er ein Unverschämter sei. Das zu tun, ist auch ein Übel und nicht jedermanns Sache. Und somit bleibt die Lüge bestehen mit einigem Schein auf Recht.

Zum Reden der Wahrheit liegt eine Verpflichtung eigentlich nur vor zwischen Personen, die in einem Vertrauensverhältnis zu einander stehen, und der Grund dieser Verpflichtung ist auch ganz handgreiflich, weil eben nur unter diesen Umständen das Vertrauen erhalten bleiben kann. Kinder müssen gegenüber den Eltern zur unbedingten Wahrhaftigkeit verpflichtet werden, und daher ist diese Wahrhaftigkeit neben dem Gehorsam die erste pädagogische Regel, die sich uns aus diesem Grunde so deutlich einprägt, daß wir sie leicht als die erste Tugend fürs ganze Leben anzusehen gewohnt sind.

Ebenso ist Wahrhaftigkeit nötig in einem guten Dienstverhältnis, namentlich von Seiten des Untergebenen dem Vorgesetzten gegenüber, da sich nur unter dieser Voraussetzung die Pflichterfüllung des ersteren kontrollieren läßt. Sodann

wird sich jeder Ehrenmann seinen Freunden gegenüber großer Wahrhaftigkeit befleißigen; außer, wo es an's Fabulieren geht, wobei aber durch einen, wenigstens für kluge Leute verständlichen Auftakt gezeigt wird, wann Freund Münchhausen zu reden beginnt; denn auch hier gilt es ein Vertrauensverhältnis, das durch unwahre Mitteilungen ganz und gar zerstört werden müßte.

Wahrheit ist schließlich ein erstes Erfordernis in der Wissenschaft, und ihren Iüngern ist sie die höchste Gewissenspflicht. Das liegt im Begriff der Sache, denn es ist ja der Zweck der Wissenschaft, Wahrheit zu sammeln. Hier ist die Lüge geradezu die Sünde gegen den heiligen Geist.

Aber darüber hinaus? Um sogleich das äußerste Ertrem zu setzen: Niemand wird es, wenn er unter Räuber gefallen ist, als ein Unrecht ansehen, die Frage, wo er sein Geld verborgen habe, mit einer falschen Angabe, wissenschaftlich genommen mit einer Lüge zu beantworten, und ebenso gilt es im Kriege, und ich meine mit Recht, geradezu als ein Verdienst, den Feind durch falsche Angaben zu täuschen. Edleren Naturen wird vielleicht ein solches Sagen der Unwahrheit auch unter diesen Umständen peinlich sein; aber nur Pedanten oder Klopffechter der Dialektik werden diese Unwahrheit geradezu tadeln, und wenn wir unseren Feinden im Kriege den Vorwurf machen, daß sie von der Gelegenheit zur Lüge diesmal einen sehr reichlichen Gebrauch gemacht haben, so ist dies nicht eigentlich ein moralischer Vorwurf, sondern geschieht in der Überzeugung, daß sie sich selbst mit dieser Methode schwer geschädigt haben. Die Franzosen, die lügen müssen, weil sie nicht anders können, weil sie von der Illusion leben statt von der Wirklichkeit, genießen schon jetzt die faulen Früchte ihres Systems. Das Publikum glaubt nicht mehr den Berichten des -ignen Generalstabs und schlägt um, vom Enthusiasmus zum Kleinmut. Die Engländer aber, die die Lüge organi, siert haben in u»nm der Neutralen; die sie selbst nicht glauben, aber sie anderen glauben machen wollen, deren Lügen haben freilich längere Beine. Aber schließlich, wenn sie von der Geschichte eingeholt sind, werden ihre Urheber den Haß der Welt doppelt verspüren, den sie jetzt ausschließlich auf das arme Deutschland zu lenken versuchen.

Es handelt sich also in der Frage nach der Immoralität der unwahren Rede nicht um ein einfaches ja oder nein, wie es Kindespflicht und Dienstpflicht mit sich bringt, sondern um graduelle Unterschiede. Die Unwahrheit kann erlaubt, sie kann geradezu geboten sein, und nur in der Tarierung dieser Grade bestehen bei verschieden besaiteten Personen Meinungsverschiedenheiten. Lüge sollte eigentlich nur die bewußte Unwahrheit heißen an einer Stelle, wo Wahrheit Pflicht gewesen wäre.

Ein bischen Vorsicht, höre ich hier rufen. Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse. Hüte dich vor der Iesuitenmoral!

Von Iesuitismus ist aber bei alledem gar keine Rede; denn der Begriff dieses Ausdrucks ist bekanntlich, daß selbst Verbrechen erlaubt seien zu irgend

einem großen Zweck, wobei ich ganz dahingestellt lassen will, ob dieser Grundsat
z
bei dem Iesuitenorden ausgesprochen oder nur praktisch in Anwendung gebracht
worden ist. Auch wenn der Graf von Hoensbroech schließlich seine famose
Wette verlieren sollte, so darf doch wohl als historisch erwiesen gelten, daß viel-
fach nach diesem Grundsatz verfahren worden ist. Und warum auch nicht? Man
lese nur das Gedicht: „Die spanischen Brüder" von Konrad Ferdinand Meyer,
worin einem der jesuitische Grundsatz geradezu menschlich nahe gebracht wird.
Wenn man seinem geliebten Bruder die ewige Seligkeit retten kann dadurch,
daß man ihn v o r dem gefürchteten Übertritt zum Ketzertum niedersticht, wer ist
so feige, daß er sagt: das darf man nicht? —
Dennoch ist der jesuitische (oder dann meinetwegen pseudojesuitische) Grund-
satz falsch, ja verbrecherisch, und zwar aus dem folgenden leicht zu durchschauenden
Grunde. Er beruht auf einem Glauben, den wir als kulturfeindlich
bezeichnen müssen. — Man sagt wohl: absolute Toleranz in religiösen
Dingen; aber das gilt nur für die einmal zugelassenen Bekenntnisse. — Immer
muß sich die menschliche Gesellschaft und deren Vertreter, der Staat, vorbehalten,
darüber zu entscheiden, ob ein neues Bekenntnis kulturfeindlich ist oder nicht.
Und auch aus einem alten zugelassenen Bekenntnis heraus kann eine Formulierung
erwachsen, die geradezu als unzulässig bezeichnet werden muß. —
Das kulturfeindliche im Iesuitismus (oder Pseudojesuitismus) beruht nun
dann, daß derselbe eine Gottheit voraussetzt, die ganz und gar teufliche Züge
trägt. Eine Gottheit, die einen Menschen verdammt, weil er, ehrlich nach Wahr-
heit suchend, dieselbe nicht findet, ist ein Unding. — Ein Gott, der, um bei
unserem, von dem Schweizer Dichter in dichterisches Gewand gekleideten Falle
zu bleiben, einen Menschen durch einen gewaltsamen Tod vor den Gefahren der
freien Forschung behütet und ihn dann wegen dieser äußerlichen Verhinderung
selig spricht, wäre ein kleinlicher Pedant oder ein Rabulist. — Mit anderen
Worten: es kann nicht zweierlei Moralitäten geben, eine natürliche und eine
religiöse, sondern die letztere darf nur ein verkürzter, leicht faßlicher Ausdruck sein
für die erstere, schwieriger zu erweisende oder zu begreifende.
Also aus dieser Bekämpfung der Iesuitenmoral folgt keineswegs und in
keiner Instanz, daß es niemals erlaubt sei, ein kleines Unrecht zu begehen, um
eine große Sache zu fördern. Wenn ein Mensch vor meinen Augen verbluten
will, reiße ich dem nächsten Umstehenden das Taschentuch aus der Hand und frage
nicht lange nach Mein und Dein, sondern lege den Verband an. — Ich tue dies
auch, wenn der Eigener sich sträuben sollte. — Oder ein Beispiel aus dem großen
Kriege, in dem wir stehen. Die vielbesprochene Neutralitätsverletzung Belgiens
ist eine solche kleine Sache im Verhältnis zu den großen Dingen, die in diesem
Kriege auf dem Spiele stehen, und daher noch zu verteidigen, auch wenn das
unglückliche Land sich nicht selbst vorausgehender Neutralitätsverletzungen schuldig

gemacht hätte. — Besser spricht man aber in solchen Fällen garnicht von Unrecht, sondern von einer einzigen Handlung, die ihre Abschnitte hat, von denen einige wie Unrecht aussehen, die aber in ihrer Gesamtheit ein gutes Werk der tätigen Menschenliebe oder der großen Politik ist. Der Zweck, der hier, wenn man will, das Mittel heiligt, ist in einem solchen Falle ein so unzweifelhaft guter und allgemein anerkannter, daß die kleine Rechtsverletzung dagegen gar nicht in Rechnung kommt.

Dies ist ganz und gar anders in der „Iesuitenmoral", die z. B. der Patriarch in Lessings Nathan vertritt. Hier ist der Zweck ein verzwickter, gar nicht von jedermann geteilter, ja im Grunde tief unmoralischer Glauben, der eine große handgreifliche Missetat entschuldigen soll. Aber schon der einfältige, mit dem richtigen moralischen Instinkte begabte Klosterbruder hat hier praktisch den richtigen Ausweg gefunden, indem er erklärt, wenn an etwas Gutes, das er tun solle, gar zu nahe etwas Böses grenze, er dann lieber das Gute ungetan lasse. — Damit ist freilich keine scharfe Definition gegeben; aber man kommt mit einer solchen Regel im wirklichen Leben in den meisten Fällen aus. Ia, dem natürlichen Menschen liegt das richtige Urteil meist schon im Gefühle.

Ganz ähnlich steht es auch in den bekannten, historisch mehr oder weniger verbürgten Fällen, die auch der jugendliche Schiller in seinem Don Carlos ausbeutete, wo die Kirche um der Herrschaft willen Verbrechen beging, z. B. Fürsten absichtlich moralisch verdarb, um sie zu gefügigen Werkzeugen zu machen, oder Frauen prostituierte und sie im Beichtstuhl von der Sünde entband, um eines solchen Zweckes willen. Die Logik ist zwar auch in solchem Falle diese, daß das kleinere Übel dem größereu moralischen Gewinne dienen müsse und daher zu rechtfertigen sei. Aber auch hier behält der einfache gesunde Verstand des Klosterbruders recht und zerreißt die ausgeklügelten Spitzfindigkeiten, wenn er sie auch logisch nicht völlig zu lösen vermag.

Logisch analysiert steht es aber so, daß eben das seelische Wohl und Wehe eines Menschen das endgültige Ziel aller Religion ist und deshalb nicht als Preis für ein Mittel, wie es kirchliche Einrichtungen sind, gesetzt werden darf, für Einrichtungen, die erst indirekt und daher nur — vielleicht die Moralität anderer Menschen verbessern sollen, gar häufig aber diesen Zweck verfehlen und zunächst nur der Macht des Klerus dienen. — Da mit dieser Macht Kitzel des Ehrgeizes, also etwas sehr Menschliches und wenig Moralisches verbunden ist, so entsteht aus solcher Moral die Gefahr, daß der Zweck dem Mittel geopfert werde, also gerade das Umgekehrte, was man angeblich erreichen will, und das ist denn doch ganz bestimmt unmoralisch, während das Opfer des Mittels für den Zweck wenigstens unter Umständen moralisch sein kann.

Wir haben etwas weit ausholen müssen, um zu unserem Schlusse zu kommen. Derselbe lautet, daß wir zwischen Wahrheit und Wahrheit unterscheiden müssen,

daß selbst die Verpflichtung, die Wahrheit zu sagen, keine absolute ist, und daß sich dieser Sat z verteidigen läßt, ohne mit der berüchtigten (wirklichen oder sogenannten) Iesuitenmoral in beschmutzende Berührung zu kommen.
Schließlich aber ist unser Resultat dies. Die Unwahrheit sagen zu dürfen, ist ein Reservatrecht für gewisse zurückgebliebene Provinzen in dem Staate unserer gesellschaftlichen Organisation, und wir scheiden diese Konzessionen von der Lüge, als welche eben nur die reine eigennützige, willkürliche Unwahrhaftigkeit zu bezeichnen wäre. Aber Niemand kann sagen, wann das Reich der Unwahrhaftigkeit in diesen reservierten Gebieten sein Ende erreichen wird. Wohl läßt sich eine Organisation des Handels denken als zwischenvölkische Institution mit Beamten und völliger Beseitigung alles privatwirtschaftlichen Interesses. Noch weiter ins Traumland der Zukunft Blickende meinen schon die Möglichkeit des Weltfriedens zu sehen, und mit ihm würde das Gebiet des Gebrauchs der Sprache im Sinne Talleyrans, um seine Gedanken zu verbergen, noch sehr viel mehr an Terrain verlieren. Aber auch damit ist das Reich der Unwahrheit noch nicht zu Ende. Bis es keine Handarbeit mehr gibt und bis die Menschen erwachsen zur Welt kommen, wird es immer Ungebildete und Kinder geben, denen man inihrem eigenenInteresse nicht gleich die ganze Wahrheit sagen kann, sondern diese wenigstens mit Mäntelchen umkleiden muß, und wobei man die Kurzsichtigen durch Markieren der Teilstrecken mit Scheinzielen, d. h. durch Illusionen, leiten muß. Ia auch die Kunst, der wir alle und mit der Kultur in steigendem Maße bedürfen, enthält notwendige Bestandteile nicht bloß des Wesens, sondern auch des Scheins. Und dies gilt noch weiter bis hinauf zu den Dingen, die Kolbenheyer in seinem ^.mol' vei dem verfolgten Da Costa in den Mund legt: „Die rostige Angstkette des alten Bundes war mit der Ienseitsbotschaft vergüldet worden. O, süßeste Menschenheitslüge!" Aber wer über diese Dinge allzu deutlich redet, verdient das Los Da Costas.
Hüten wir uns vor der Scylla der Lüge, deren schlimme Folgen wir auch wieder in dem großen Kriege, in dem wir stehen, mit Händen greifen können, aber fallen wir auch nicht in die Charybdis des Wahrheitsfanatismus.
„O weh der Lüge! sie befreit nicht", sagt die Goethesche Iphigenie. Aber alle können eben noch nicht in allen Dingen frei sein. — Lügen haben kurze Beine, sagt das Volk. Dasselbe kann man auch von jeder Unwahrhaftigkeit sagen.
Aber, solange wir sie nicht entbehren können, müssen wir eben ihre Beine so lang wie möglich machen. In der Kunst heißt das — Naturalismus, und im Leben — Weltklugheit. Einer dieser Klugen ist der Humorist Wilhelm Busch, dessen schalkhaften Lügenvers wir neben dem Wahrheitspostulat Grillparzers als Motto dieser Plauderei vorausgeschickt haben.

Professor Dr. Hans Crüger:
Wirtschaftliche Um- und Ausblicke.
Prophezeien ist stets ein gewagtes Unternehmen, zumal jedoch unter den heutigen Verhältnissen. Ganz vorsichtig aber wagen sich doch schon Einzelne hervor, die glauben, hinter den Vorhang sehen zu können. Tatsächlich hat Deutschland noch genug zu tun, um den Krieg durchzuhalten. Und die Ordnung wirtschaftlicher Verhältnisse für die nächsten Monate interessiert mehr als die Vermutungen über das, was nach dem Frieden werden wird. Gleichwohl sind ganze Denkschriften bereits darüber erschienen, freilich bewegen sie sich mehr auf dem politischen, als auf dem wirtschaftlichen Gebiet. Sie halten sich auch dabei meist an der Oberfläche, und ihre Verfasser wagen es nicht, in die Tiefe zu gehen. Nur gelegentlich werden Betrachtungen angestellt über das, was nach dem Frieden das wirtschaftliche Leben bringen wird. Der Eine sieht eine gewaltige Hochkonjunktur sich entwickeln, der Andere erwartet, daß der staatliche Einfluß auf die Gestaltung der Dinge von Dauer sein werde, der Dritte glaubt an eine Periode der Staatsmonopole usw. Ieder legt mehr oder weniger seine Wünsche in die Erwartungen hinein.
Dazu gehört keine Prophetengabe, um festzustellen, daß der Übergang vom Kriegszustand zum Friedenszustand für das wirtschaftliche Leben sich nicht so ganz einfach gestalten wird. Der Übergang wird wahrscheinlich nicht ohne Erschütterungen vor sich gehen, selbst wenn er noch so vorsichtig geleitet wird. Es wird nicht der Fehler aus der Zeit von 1870/71 wiederholt werden. Man wird nicht die Kriegsanleihe zurückkaufen und Milliardenströme dem Land zuführen.
Und doch wird schon allein der Umstand, daß das wirtschaftliche Leben heute zum großen Teil in der Zwangsjacke sich befindet, von bedeutungsvollen Folgen für die Zeit sein, wenn es wieder der Freiheit übergeben werden wird. Ie länger der Krieg andauert, desto größer die Möglichkeit, daß jener Übergang schwierige Begleiterscheinungen mit sich führen wird.
Wo wir hinblicken: gewaltige Schwierigkeiten des Überganges.
Da ist zunächst die Arbeiterfrage. Der Krieg hat nicht, wie so vielfach angenommen wurde, eine Zeit der Arbeitslosigkeit gebracht — eher eine Zeit des Arbeitermangels. Der Krieg absorbiert fast die gesamte Arbeiterschaft Deutschlands, wenigstens soweit sie im besten, kräftigsten Mannesalter steht. Iahrgang auf Iahrgang der Arbeiter folgt dem Ruf zur Fahne. Gleichzeitig steigern sich die Ansprüche der Kriegsindustrie und schaffen sogar neue Arbeitsgelegenheiten, während sich für die vorhandenen kaum das Angebot an Arbeitern findet. Die Folge ist ein riesiges Anwachsen der Arbeitslöhne. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die heutigen Löhne einen Maßstab sollen abgeben können für die Löhne nach dem

Kriege. Vielleicht, daß die Arbeiter die Zeit heute benutzen, um Ersparnisse zurückzulegen. Sparkassen und Kreditgenossenschaften sehen ihre Spareinlagen anwachsen. Aber es kommen auch andere Ursachen dabei in Frage. Wie wird es werden, wenn die Millionen aus dem Felde wieder zur Friedensarbeit zurückkehren? Die früheren Kriege bieten keinen Anhalt, um die Wirkung zu bemessen, denn noch nie hat ein Krieg wie dieser das ganze Volk ergriffen. Noch nie sind gleichzeitig Millionen zur Arbeit zurückgekehrt. Hier werden an die Ordnung der Verhältnisse außergewöhnliche Ansprüche gestellt werden. Gewiß: man weiß nicht, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Krieg sich gestalten werden. Aber es wäre im höchsten Maße bedenklich, wenn die zuständigen Stellen gar nicht den Versuch machen würden, in eine Untersuchung der damit verbundenen Probleme einzutreten. Ein wirtschaftliches Erperiment während des Krieges ist tatsächlich leichter als nach dem Krieg durchzuführen.

Eine Frage, die nicht nur gilt mit Bezug auf die Arbeiter im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern auch für die Geistesarbeiter, die in Wissenschaft, Industrie, Handel, Landwirtschaft wieder ihre Stellungen einnehmen sollen: welchen Einfluß werden die Strapazen dieses Krieges auf die physischen und geistigen Kräfte der Kämpfer ausgeübt haben?

Viele Offiziere der Arbeit werden nicht zurückkehren. Viele Lücken werden bleiben. Nicht immer wird es leicht sein, die Lücken auszufüllen. Eine unendliche Fülle an Intelligenz, an reichen Erfahrungen geht dem wirtschaftlichen Leben verloren.

Recht ernst erscheint die Zukunft des gewerblichen Mittelstandes.

Freilich die Gewerbetreibenden, die in der Lage sind, aus der Kriegsindustrie Vorteil zu ziehen, erzielen zum Teil Gewinne wie vielleicht noch nie zuvor. Es ist schwer festzustellen, wie groß die Zahl dieser Gewerbetreibenden sein mag, die unmittelbar oder mittelbar dabei beteiligt sind. Zu derartigen Erhebungen sollte die Zeit nicht fehlen. Auf der anderen Seite stehen alle die, welche die wirtschaftliche Depression an sich kennen lernen. Ihre Zahl ist sicher nicht klein. Und die Frage ist, ob die durch die Folgen des Krieges stillgelegten Kleingewerbe wieder zu lebendigen Gebilden werden erweckt werden können.

Viele „Wenns" und „Abers" werden dabei eine sehr große Rolle spielen.

Manches deutet darauf hin, daß der konkurrierende Großbetrieb noch weiter sein Tätigkeitsfeld ausbauen wird, denn er hat sich vielfach in der Kriegszeit eine feste Position geschaffen. Manche Umwälzung kann bevorstehen. Der gewerbliche Mittelstand macht zum großen Teil eine Belastungsprobe durch, die schwerer ist als irgend eine der früheren. Es rächt sich bitter an dem Handwerk, daß es sich nicht zur gegebenen Zeit wirtschaftlich organisiert — daß es sich nicht genügend kleinkapitalistisch entwickelt hat. Ietzt ist nicht die Zeit, den Ursachen dafür auf den Grund zu gehen. Das kann später geschehen. Dann

dürften vielleicht doch die Handwerker ihre Ansicht über „Handwerkerfreundlich-
keit" und „Handwerkerforderungen" einer Revision unterziehen. Noch ist es aber
möglicherweise nicht zu spät, das Versäumte nachzuholen, aber alle Bemühungen
um wirtschaftliche Organisation der Handwerker sind leider bisher vergeblich.
Es sind vielfach latente Widerstände, die unüberwindbar erscheinen.
Eine neue Zeit wird für das Handwerk beginnen mit zum Teil neuen Auf-
gaben.
Das Geschäftsleben wird freilich auch für die Großbetriebe ein ganz an-
deres sein. Monopolideen durchschwirren die Luft. Zunächst wird der ein-
heimische Markt so aufnahmefähig sein, daß die deutsche Industrie hier
auf Iahre hinaus ein bedeutendes Absatzgebiet finden wird. Aber Stimmen
werden laut, die aus den Erfahrungen der letzten Monate den Schluß
herleiten möchten, daß die Vorgänge in Feindesland, die als ein Hohn auf den
Schutz des Privateigentums erscheinen, Produktion und Handel dahin führen
werden, auf immer mit dem Ausland zu brechen — daß ihnen die Lust genommen
sein könnte, noch einmal ausländische Märkte aufzusuchen. Wäre dies richtig,
dann dürfte Deutschlands Industrie von Anbeginn der neuen Periode den Keim
zur Verknöcherung in die Entwicklung mit hineinlegen. Es darf wohl behauptet
werden, daß Deutschlands Industrie ihre Anpassungsfähigkeit, die dem Vaterland
so wertvoll geworden ist, in dem heißen Wettkampf auf dem Weltmarkt er-
worben hat.
Und was sollten auch all die Forderungen nach maßgebender, gesicherter
Stellung, die sich Deutschland in der Weltwirtschaft erringen muß, wenn man
nicht auch gleichzeitig das Ziel sich steckt, nicht nur den in den letzten Monaten
verlorenen Markt zurückzuerobern, sondern auch neue Absatzgebiete zu gewinnen?
Chinesische Mauern bieten ganz sicher keinen Schutz für Deutschlands Znkunft.
Freilich: heute kann man es sich nicht vorstellen, wie sich spater wieder ein inter-
nationaler Verkehr entwickeln soll. Und es wird lange dauern, bis alte Beziehun-
gen wieder werden angeknüpft werden. Das Wort „international" ist heute ge-
ächtet. Ganz ernsthaft wird die Behauptung aufgestellt, es könne keine inter-
nationalen Verkehrsfragcn mehr geben — die Erneuerung internationaler Verträge
wäre ausgeschlossen. Eine ganze Weile hindurch mag ein solcher Zustand erträglich
sein, aber dann kommt die Zeit und muß die Zeit kommen, in der das geistige und
wirtschaftliche Leben die Fesseln sprengt. Darüber braucht heute allerdings nicht
debattiert zu werden. Man kann die Entwicklung der Dinge rnhig der Zeit
überlassen.
Die Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zu unserm Verbündeten wird
von weitestgehendem Einfluß für die zukünftige Gestaltung von Industrie, Handel,
Landwirtschaft in Deutschland sein.
Neue Handelsverträge werden einen Teil der Friedensverträge bilden.

Wirtschaftliche Um und Ausblicke Hans Crüger
Deutschland wird hoffentlich bei dem Friedensschluß imstande sein, ihm günstige Forderungen für den Handel von Volk zu Volk zur Anerkennung zu bringen.
Die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu Österreich und Ungarn wird die Lösung möglicherweise nach mancher Richtung hin komplizieren.
Damit dürfte für lange Zeit der Kampf um die „bewährte Wirtschafts-
politik"aus den Debatten des deutschen Reichstages ausscheiden, und dies kann weitgehende politische Rückwirkungen haben. Doch der Konsument wird sich darein finden müssen, daß sich die Fürsorge wieder in erster Reihe dem Pro-
duzenten zuwendet.
Die Gesetzgebung dieser Monate kann tatsächlich keinen Anhalt bieten für die Behandlung der Lebensmittelversorgung zu Friedenszeiten. Die heutige Gesetz-
gebung hat ihre Erklärung und Rechtfertigung allein in dem Versuch unserer Feinde, Deutschland auszuhungern. Deutschland — eine belagerte Festung!
Die Landwirtschaft gehört heute zu den Kriegsindustrien. Und wenn ihr
Betrieb auch in Zukunft — im Kriege, wie auch noch in den ersten Iahren nach dem Kriege — bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden haben wird, so kann es ihr nicht an reichem Gewinn fehlen, wenn ihr die Witterung günstig ist. Eine große Gefahr für sie bleibt wesentlich in der Preissteigerung der Güter bestehen. Hoffen wir, daß kein ernstlicher Versuch gemacht wird, dem Getreidehandel eine staatliche Form zn geben.
Vor allem wird die Landwirtschaft im Zeichen der inneren Kolonisation stehen.
An Ansiedlern dürfte es nicht fehlen. Große, aber auch dankbare Aufgaben werden sich dabei für den Staat erschließen, wenn an ihn die Sorge herantreten wird für rie, denen der Krieg die Möglichkeit genommen, sich im alten Beruf wieder zu be-
tätigen.
Möge der Zeitpunkt nicht zu fern sein, in dem Deutschland sich allen diesen großen Friedensarbeiten unter dem Schutz des siegreichen Friedensschlusses zu-
wenden kann.

Geh. Sanitätsrat Dr. Richard Paasch:
Ein Zitat.
Faust: Ich hätte Lust nun abzufahren.
Mephistopheles: Gib nur erst acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren.
Diese Stelle aus Goethes Faust hat für mich eine gewisse schauerliche
Nebenbedeutung. Ich höre darin einen Weisen auf der Höhe seines Lebens.
Er glaubt, seiner Bestimmung genügt zu haben, und alles um ihn herum be-
ginnt, ihm wunderlich und fremd zu erscheinen. Er hat Lust „nun abzufahren".
Aber Mephistopheles, das böse Prinzip, antwortet ihm wie dem Doktor in
Anerbachs Keller, der sich durch die Roheit und Plattheit seiner Umgebung
angewidert fühlt, „gib nur erst acht, die Bestialität wird sich
gar herrlich offenbaren".
Eine grimmige, erbarmungslose Ironie! Die Bestialität, das heißt doch
Wohl das Tierische, das Animalische. Gewiß, gar herrlich pflegt sich das früher
oder später in Gebresten und Schwächen zu offenbaren. Auch im Verhalten
der Umwelt tritt die Bestialität als Verständnislosigkeit, Undankbarkeit, Lieb-
losigkeit und Gemütsroheit verletzend zutage. Und wenn dann das stolze
Menschlein nicht gelernt hat, sich gegen das Bestialische, das ihm in sich selbst
und von außen droht, philosophisch zu wappnen, spielt es im Satyrdrama, das
auf die hochtönende, oft so phrasenreiche Haupthandlung folgt, eine klägliche,
wenig beneidenswerte Rolle.
Was aber, welche Weltanschauung und welche Lebensauffassung, sichert
einem eine gute Rolle und — einen guten Abgang?
Ode.
,,«Nes Vergünglche
Ist m» lln «leichn<»,'
«oe<he.
Vater,
Wo weilst du?
Gilt dir anjetzo noch
Wo und Wann?
Wardst du der Zeit
Entrückt wie dem Raum?
Lüftetest du
Mit begnadetem Finger schon.
Was uns engend umschließt, das Spiel
Ihres flatternden Schleiers,
Göttin Majas
Lieblich täuschenden, aber doch
Täuschenden,

Blühenden, wirrenden Zauber?
Bist du der Erde,
Der hegenden, sprießenden, treuen Erde,
Der Sonnenfreundin,
Nicht mehr ein Gast —
(Etwan als Blümlein auf deinem
Grabhügel) —:
Wardst du sie selbst? ihres Fühlens,
Ihres Sinnens teilhaftig?
Ihrer Gedanken
Mitbewußt?
Siriuswärts
Zog es dich einst, da du
Mensch warst, träumend den Blick
Zu den Sternen erhobst.
Sterne! Welten —! Wo tönt
Endlich das Halt für den Flug,
Dem der Endlichkeit Grenze
Keine Schranke? Unendlichkeit
In den Himmeln, Unendlichkeit,
Wenn du teilst und teilst,
Wenn das Atom noch
Dich ein Riese bedünkt, und von Neuem
Immer du teilst und teilst.
Bis ans Nichts du gelangst, Unendlichkeit, wie
Endlos das All!
Ach und der Mensch —! So steht er
Wohl inmitten der Bahn, die sich,
Kommend, gehend,
In die Nebel der Ewigkeit
Trostlos verhüllt.
Ist sein Aug' ein Auge?
Kündet das Ohr ihm
Erlösenden Klang,
Wenn dionysische Kunst
Von der Urnacht
Mütterlichem Geheimnis raunt?
Gibt es, o, gibt es für ihn.
Den Tagesfrohen
Iu der Sinne Taumel und Rausch,
Den Sklaven des Scheins —
Gibt es, o, gibt es für ihn
Aus der Grundtiefe der Welt
Ihres Wehs,
Ihrer Lust
Deutung, Vater, und Offenbarung?

Friede H. Kraze
Geist des Vaters in mir.
Ienes Geistes ein Hauch,
Der da ist—:
Lehre mich weiter,
Mir selbst nur zu lauschen,
Mich selbst zu versteh'n.
Ich strebe —
Und harre.

Die Weltesche.

Weltenesche —, Myriaden Sterne
Deine Blätter —, wehen deine Wipfel
Im Unendlichen; und deine Seele,
Aller Sterne, aller deiner Welten
Sich in dir vereinendes Bewußtsein,
Deine Seele träumt, wie die Dryade
Eines Erdenbaums, von ihrer Knospen,
Ihrer Blüten Hoffen, Leid und Liebe!

Friede H. Kraze:

Kühle Nacht.

Kühle Nacht! Auf tausend heiße Wunden
Decke deine milde Gnadenhand.
Wir, die wir geschützt sind, wir Gesunden,
Neigen flehend um die Abendstunden
Für die Liebsten uns in Feindesland.
Ach, daß wir in Armeslasten vollen
Unsern heil'gen Frieden, eure Hut,
Zu euch tragen dürften, wo die Schollen
Fremder Acker tranken aus den vollen
Bechern euern Schweiß und euer Blut.
Unser Tun am Tag ist lauter Beten
Nur für euch — wenngleich des Tags Gebot
Uns nicht Raum läßt, in uns einzutreten.
Nun, da goldne Saat die Sterne säten,
Steigt die Seele in ihr leichtes Boot.
Hört ihr uns? Die Seelen, die euch lieben?
Ihr im Blachfcld? Die ihr alles wißt?

Friede H. Kraze
Nichts verborgen ist euch mehr geblieben.
Lest das Schicksalsbuch mit Blut geschrieben.
Hört ihr's, wie euch unsre Seele grüßt?
Tausend Seelen ziehn aus heim'schen Gauen
Hin in's abendliche Feindesland.
Eure Kinder, Mütter, eure Frauen
Stehn um euch gebückt, und sie betauen
Heiß mit Tränen eure müde Hand.
Und sie flüstern. Hört ihr's? — Eure Bäume
Tragen reiche Frucht, und euer Feld
Hat erfüllt die Bitten und die Träume.
Schwer vom Segen stehen alle Räume,
Eh der Winterleilach draußen fällt.
Hört ihr's? Ach, ihr lächelt, Lippen bleiche.
Durch gebrochne Augen zuckt ein Glanz.
Dafür türmte Leiche sich auf Leiche.
Dafür blutet ihr im fremden Reiche.
Um den Frieden geht der Schwertertanz.
Um den Frieden! Wohl, ihr Wunden heißen!
Jede einz'ge brennt uns wie ein Schmerz.
Jeder einz'gen blutigrotes Gleißen.
Alle eure Schmerzen, sie zerreißen
Denen in der Heimat fast das Herz.
Nur — wir dürfen nicht vom Schmerz zerbrechen,
Weil der Schmerz das höchste uns erwirbt.
Tun und Sein sei unser einzig Rächen,
Wenn das Blut verrinnt in dunkeln Bächen,
Wenn das Liebste für das Höchste stirbt.
Kühle Nacht! Dein heil'ges Schweigen trage
Auf den Schwingen unser Beten weit.
Nenn du unsre Liebsten findest, sage.
Daß wir lächelnd leiden, ohne Klage,
Hochgemut und stolz auf unser Leid.
M

Robert Misch:

Die gedeckte Tafel.

Eine Knegsnovelle aus Galizien.

Der österreichische Rittmeister Rudi von Samossy von den Zehner-Husaren ging an einem schönen Apriltag im Wiener Wald spazieren. Er war nach Wien kommandiert worden und bereitete sich hier durch eine größere Arbeit auf die Kriegsakademie vor.

Heute hatte er sich einen freien Tag gemacht, um sich vom Schreibtisch zu erholen. Aber die Gedanken kehrten unermüdlich zu seiner Arbeit zurück.

In Helenenthal bei Baden hatte er gefrühstückt. Nun schritt er rüstig aus — auf wundervollen Waldwegen nach Heiligenkreuz. Die Buchen und dazwischen versprengte Eichen und Rüstern hatten das erste junge Grün angesetzt, Tannen und Lärchen ihre ersten hellen Triebe.

Tiefe Stille ringsumher. Hie und da zwitscherte ein Vogel und flog eifrig, an seinem Neste bauend, von Ast zu Ast. Irgendwo hämmerte ein Specht. Samossy lauschte und schöpfte rastend Atem.

Da glaubte er, von weitem Stimmen zu vernehmen — eine lautere Männerstimme, die feinere einer Frau. Klang es nicht wie Flehen und Klagen und drohendes Befehlen? Schnell und leise schritt er darauf zu, wo der Weg sich gabelte.

Um einen Busch spähend, erblickte er ein junges, dunkel und einfach gekleidetes Mädchen — vor ihr ein zerlumpter Strolch, der drohend einen Stecken schwang und von ihrem Halse ein Schmuckstück zu zerren versuchte. Sie wich zurück, wollte abwehren, blickte hilfesuchend umher.

Seinen Spazierstock schwingend sprang Samossy hinzu:

„He, holla, du Lump — was tust du da?!"

Der Waldläufer blieb einen Augenblick verdutzt stehen, dann nahm er schnell Reißaus, mitten in den Wald hinein, dessen Unterholz man bei seiner wilden Flucht krachend brechen hörte.

Im braunen, weichen Auge eine funkelnde Träne, bleich und zitternd, stand das zarte Ding vor ihm da. Aber sie faßte sich schnell und lächelte schon wieder, während fliegende Röte in ihre Wangen trat und gleich wieder wich. Nnn streckte sie ihm dankend die Hand entgegen.

„Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen."

Ihre Stimme klang silbern, zart, schwingend, mit einem leichten Akzent, den er auf Polnisch tarierte.

„Bah, — nicht der Rede wert! — Haben Sie sich erschreckt?"

„Ein wenig! Dies Schmuckstück ist ein teures Andenken. Es wäre mir schmerz-
lich, es zu vermissen."
„Es ist aber sehr leichtsinnig, so allein in den Wäldern herumzuspazieren."
„Bei mir zu Haus, in Galizien, gehe ich oft stundenlang."
„Sie sind in der Umgegend einer Weltstadt, mein Fräulein. — Sie wollen
nach Baden? Ich werde Sie dorthin führen."
Unterwegs kamen sie ins Plaudern. Sie war zu Besuch in Wien. Ihre
Begleiterin hätte sie in Baden zurückgelassen. Ganz entzückt redete sie von der
schönen Wienerstadt, ihren Theatern, Museen, ihrem „feschen Leben". Er
lauschte entzückt. Die leichte Grazie ihres Wesens drückte sich auch in ihren
Worten aus und in ihrem schwebenden, federnden Gang.
Schließlich fragte sie ihn nach seinem Namen. Er nannte ihn — den
Freiherrn ließ er ohne jede Absicht fort.
„Ich bin Anna Cerminska."
Allzuschnell war der Weg zu Ende. An der Haltestelle der Tram eilte sie
auf eine ältere Dame zu und flüsterte schnell und leise auf sie ein. Nach
kurzem Zwiegespräch kamen beide auf ihn zu, der bescheiden im Hintergrund
wartete.
Auch die ältere Dame dankte ihm lebhaft; dann, nach einem kurzen Zögern,
fügte sie hinzu:
„Gern würden wir Sie noch einmal wiedersehen. Aber wir reisen schon
morgen von Wien fort."
Die Tram kam. Noch ein letzter Händedruck, fest und warm von seilen
des kleinen Fräuleins, ein aufleuchtender Blitz ihrer braunen Augen, in denen er
Dank, Sympathie, Bedauern las — dann waren sie fort.
Der Rittmeister von Samossy ertappte sich nach fünf Minuten dabei, daß
er noch immer auf derselben Stelle stand. Die braunen Augen wollten ihm nicht
aus dem Kopf.
„Schade — schade! — So ein lieber Fratz! Die werden wir halt nimmer
wieder schauen. Wann komm' ich nach Galizien?!" dachte er bedauernd, während
er zum „Sacher" einlenkte, um sich dort zu stärken.
Aber noch Tage, ja Wochen lang gaukelte das Bild ihres lieblichen Lächelns,
des weichen Vogelstimmchens, der sanften Braunaugen und der goldenen, schlich-
ten Haarkrone durch seine Arbeiten und Gedanken.
Das Regiment stand als vorgeschobenes Streif-Detachement in Galizien.
Die ausgeschickten Erkundigungsreiter der Zehner-Husaren kamen ungefährdet
zurück.
Sie meldeten dem Oberst, daß das Dorf und der große Gutshof hinter dem

Waldhügel von Kosaken belegt seien, die sich dort einquartiert hätten und eben beim Abkochen wären.
„Übrigens, Herr Oberst," fügte ihr Führer, der Rittmeister von Samossn, hinzu: „scheinen sie sich ganz sicher zu fühlen. Vor dem Gutshof steht nur ein Posten, ein anderer am Ende des Dorfes — mit je einem Maschinengewehr. Keinerlei Seitenwachen oder sonstige Sicherungen. Von der WaldliDre aus konnte ich es mit dem Glas genau erkennen."
„Offenbar eine vorgeschobene Rekognoszicrungs-Abteilung, wie wir selbst!"
„Ganz recht, Herr Oberst! Denn wir ritten noch eine Stunde weiter und haben keinen feindlichen Pferdeschwanz oder Fußtruppen weiter gesehen. Und der Bursch da bestätigt es auch. — Tariere sie auf einige Sotnien, höchstens ein Regiment."
Er schob einen Bauern im schmutzigen Schafpelz vor, den der Oberst auf Polnisch eingehend ausfragte.
„Also, meine Herren," wendete der sich dann zu den um ihn versammelten Offizieren, — „wir bleiben hier noch eine Stunde liegen, bis es dämmert. Wir werden in drei Abteilungen das Dorf umzingeln."
Mit leiser Stimme gab cr seine weiteren Befehle. — Als es dunkel wurde, zog sich das Regiment in drei Abteilungen auseinander. Ohne einen Laut, leis wie die Katzen, pirschten sich zwei abgesessene Schwadronen zu beiden Seiten unter dem Schutze der Nacht an das Dörfchen heran, aus dem Lachen, Lärm, Gesang und Schwatzen herübertönte. Man sah die Lichter blinken, Fackeln und Laternen sich bewegen, hörte das Wiehern der Pferde. So sicher wie daheim fühlten sich diese Russen hier.
Die dritte Abteilung wartete zu Pferde, der Oberst mit der Uhr in der Hand. Auf ein vereinbartes Zeichen trabten die Reiter vorsichtig an das Dörfchen heran, vor dessen Eingang sich Schloß und Park breit und massig lagerten.
Tiefe Nacht ringsum! Niemand bemerkte sie; kein vorgeschobener Posten schlug Alarm. Die Kosaken tanzten singend um ihre Feuer, wähnten die Feinde in meilenweiter Ferne.
Der Oberst hob den Säbel. Nun rasten sie ins Dorf hinein — von beiden Seiten stürmten die abgesessenen Abteilungen vor.
„Hurra — Hurra!" — Salvenschüsse der Husaren — Schreien und wildes Todesgebrüll — Dreinhauen mit dem Säbel — Flüchten und Rosse-stampfen! Ganze Gruppen hoben, jäh umzingelt, die waffenlosen Hände und flehten um Gnade.
Man führte sie in zwei große, leere Scheunen, während die Reiter, was nicht tot oder geflüchtet war, zwischen und in den Häusern niedermachten. Wenige

hatten überhaupt zu den Waffen greifen können, noch weniger entkamen auf den klugen, kleinen Pferden, die vor den Häusern angepflockt standen.
Aus den Kellern, den Strohmieten, von den Böden herab, wo sie sich im Heu verbargen, holte man die Letzten heraus.
Im Schlosse selbst hatten sich einige Soldaten und Offiziere verbarrikadiert und schossen aus den Fenstern heraus. Man richtete ein Maschinengewehr darauf, während Samossy mit einer Handvoll Husaren eine hintere Tür aufsprengte.
In den Korridoren und Stuben, auf den Treppen gab es einen wilden, letzten Nahkampf, bei dem Säbel und Karabiner wüteten. Hier wurde fast alles von den erbitterten Husaren niedergemacht, die so den Tod einiger Kameraden rächten.
Samossy selbst schoß mit dem Revolver einen riesigen, schwarzbärtigen Kosakenoffizier über den Haufen, dessen letzte Kugel dicht über seinen Kopf pfiff.
Nach einer guten halben Stunde war alles geschehen. Mehr als ein Drittel der Kosaken war niedergemacht, der Rest gefangen oder entwischt. Die Pferde hatte man fast alle erbeutet.
Der Rapport wurde abgenommen. Vier Tote, zwölf Verwundete, darunter ein Offizier, waren der Preis des gelungenen Überfalles. Der Oberst hielt eine kleine Ansprache, die mit einem Kaiserhoch endete. Vorgeschobene Außenposten und sonstige Wachen wurden ausgestellt. Dann machten es sich die Husaren gemütlich, wo kurz vorher noch die Kosaken ihr Wesen getrieben.
Am Nachmittag waren sie erst eingerückt, wie die Bauern erzählten. Sie hatten noch nichts demoliert und geplündert. Nur zu essen hatte man ihnen reichlich geben müssen. Hie und da hatten sie kleine Diebstähle und Roheiten verübt.
„Seid froh, daß wir kamen!" sagte der Oberst. „Brennen und plündern tun die Kerle immer erst beim Abzug."
Die Bauern küßten ihm und den Offizieren den Rock; dann traten die Herren ins Schloß, dessen Treppen und Flure die Husaren bereits gesäubert und abgewaschen hatten.
Eine Ordonnanz trat ihnen entgegen: „Meld' gehorsamst, daß die Tafel bereits gedeckt ist."
Dabei grinste er vergnügt über sein ganzes, schlaues Burschengesicht.
„Kind Gottes — Pfeifendeckel*) — wie habt Ihr denn das so schnell gemacht?" schmunzelte der Oberst.
Der Bursche grinste nur noch vergnügter, erwiderte kein Wort und schritt mit stolzer Miene den Herren voran, die Treppe hinauf. Er öffnete eine Türe,

*) Spitzname der östeneichischen Offiziersburschen.

die in ein kleines Vorzimmer führte — und dann blieben die Herren Offiziere erstaunt stehen.
Vor ihnen lag ein großer, quadratischer Raum, ein dunkelgetäfeltes Speisezimmer mit gelbseidenen Tapeten, kostbaren Bildern, einem riesigen, geschnitzten Büfett und gleicher Kredenz — in der Mitte eine weiß gedeckte Tafel zu zwanzig Gedecken, mit hohen Lederstühlen, blinkend und strahlend, wie bei einem Festmahl. Kristall, Porzellan, Blumen, Silber, brennende Kandelaber — darüber ein prachtvoller, ebenfalls entzündeter Kerzenlüster — auf kleinen Seitentischen einige hohe Spintuslampen aus Silber und Majolika, die ein mildes weißes Licht verbreiteten.
„Donnerwetter! — Na, i gratulier' uns. — Dös is ja a Hochzeit!" tönte es erstaunt durcheinander.
„Na, Kerl — rapportier' mal!" rief der Oberst.
„B'fehl, Herr Oberst! — So haben mirs g'funden — so haben mirs g'lassen. Nur a paar von dö Stühl' waren umgefall'n. Hab'n mir wieder aufg'stellt, melde gehorsamst."
„Na — und die Schloßbewohner, die Dienerschaft?"
„Nir haben mir g'funden, melde gehorsamst. — nur in der Kuchel ein verkrochenes Büb'l — hat geheult, spricht nur polnisch. Aber's Essen hat gekocht in zwei große Herd' — so groß a jeder wie an Haus. — Na, da hab'n wir Bursche uns drüber g'macht. — Der Pfandler und der Ri?ck, unsre zwei besten Köch', san aa dabei — melde g'horsamst. An Essen, Herr Oberst — wie für unsern allergnädigsten Kaiser und seine Prinzen, melde g'horsamst."
Nun lachten sie alle. Der Oberst machte es sich gemütlich und zog seinen Pfeifendeckel gut gelaunt am Ohrläppchen.
„Also dann her mit dem Kaiseressen! — Und bring mir den polnischen Küchenbuben!"
Der kam in seiner weißen, schmierigen Schürze, heulte noch immer und schien zu erwarten, daß er selber frikassiert und verspeist werden solle. Aber der Oberst schenkte ihm einen Gulden. Da hörte er zu heulen auf und machte ein verdutztes Gesicht.
Nach vielem Hin und Her brachte man endlich aus ihm heraus, daß der hochedle Herr Graf von Cerminski, die hochedle Frau Gräfin Cerminska und die hochedlen Fräulein Töchter Komtessen nebst Seiner Hochwürden dem Herrn Pfarrer, dem Herrn Sekretär, dem Herrn Inspektor, dem Fräulein Gouvernante und den dazugehörigen Kammerdienern, Lakaien, Zofen, Küchenleuten etcetera im Schlosse wohnten. Wo Herrschaften und Dienerschaft aber hingekommen seien, wüßte er nicht. „Alle fort — entflohen!"
„Und wer hat das Essen bestellt?"
Das hätte ein russischer Offizier beim Herrn Haushofmeister und dem Fräulein Köchin bestellt und genau angeordnet, woraus es zu bestehen hätte,
W

und was für Weine auf den Tisch kommen sollten. Und Schnaps hätten sie verlangt und bekommen; und für die Pferde und die Leute dies und das.
„Na, meine Herren, dann warten wir's eben ab, ob die edlen Wirte nebst hochedler Dienerschaft wieder erscheinen, lassen's uns aber vorläufig einmal gut-schmecken! — Bis die Patrouillen zurückkehren, werden wir ja auch erfahren, ob wir hier sicher sind und Nachtquartier nehmen können."
Das Essen erschien. Vier sauber frisierte und gewaschene Ordonnanzen trugen es in kostbaren Silberschüsseln auf, einen Gang nach dem andern. Der bereit-gestellte Wein wurde serviert. Und bald kamen die Herren, die es schon lange nicht so gut gehabt, die seit Wochen im Freien oder in elenden Hütten kampiert hatten, in eine frohe, festliche Stimmung.
Der Oberst ließ den Kaiser leben — der älteste Major den Oberst und den heutigen Sieg —der zweite Major das Regiment und ebenfalls den heutigen Sieg. Dazwischen tranken, aßen, schwatzten sie — und schließlich schlug der Oberst von neuem ans Glas:
„Meine Herren, wir haben Seine Majestät, wir haben Regiment und Offi-zierkorps leben lassen, Sie haben auch meiner freundlichst gedacht. Nur einer Person haben Sie vergessen."
Er blickte seine Herren an — allgemeine Spannung.
„Nun, des abwesenden Hausherrn und seiner hochedlen Familie. — Meine Herren, alles, was uns hier umgibt, zeugt von Reichtum, alter Tradition, edlem, erlesenem Geschmack. Meine Herren Offiziere — der Name der Cerminskis ist ja als der eines alten, polnischen Schlachzizengeschlechtes wohl bekannt, das auch schon auf Österreichs Schlachtfeldern geblutet hat. Vielleicht schwingt auch jetzt ein Cerminski den Säbel gegen Russen oder Serben. Wir genießen die gastfreien Gaben des edlen Hauses. Erzwungen hat man sie den Feinden vorgesetzt — und, da auch diese als Gäste kamen und sich benahmen, wie es scheint, in reicher Fülle, ohne jedes Knausern. Uns würde sie der hochedle Herr erst recht vergönnen. So genießen wir denn die Gastfreundschaft des erlauchten Hauses in dessen Abwesenheit! Vielleicht schon morgen, vielleicht schon diese Nacht entführt uns das Schicksal aus diesen herrlichen Räumen. Es geziemt daher uns, den Gästen, der unbekannten Gastgeber zu gedenken. Der erlauchte Graf Cerminski, seine Gemahlin, Töchter nebst allen sonstigen Seinen, sie leben hoch — hoch — hoch!"
(Fortsetzung folgt.)

Dr. ^ur. Kurt Ed. Imberg:
Kriegsliteratur.

Seit Ausbruch des Krieges wird der Büchermarkt mit Kriegsschriften gerade-
zu überschwemmt. Geschichten des Weltkrieges, teilweise sogar bereits illustriert,
erscheinen in gewissen Zwischenräumen. Bei weitem zahlreicher aber sind die
Broschüren über den Krieg, seine Vorgeschichte und seine voraussichtlichen Folgen,
deren Zahl sicherlich schon in die Hunderte geht. Es ist deshalb ganz unmöglich,
alle diese Veröffentlichungen an dieser Stelle zu besprechen; wir müssen uns
darauf beschranken, unsere Leser mit dem Inhalte der einen oder der anderen
bekannt zu machen. —

Von besonderem Interesse unter den vielen Schriften, die über die Ursachen
des Krieges und über die Frage handeln, wem die Schuld an diesem Weltbrande
zuzumessen ist, ist die im Verlage von Liebbert u. Thiessen in Berlin erschienene
Broschüre: „Englands Mitschuld am Weltkriege". Der nicht genannte Ver-
fasser dieser Schrift prüft die Frage, die er sich gestellt hat, an der Hand der
amtlichen Veröffentlichungen unter besonderer Berücksichtigung der von der eng-
lischen Regierung zu ihrer Entlastung veröffentlichten Dokumente. Es wird
darauf hingewiesen, daß die russische Mobilmachung bereits am 24. Iuli geplant
gewesen sein muß, und daß die englische Regierung, wie aus ihren eigenen ver-
öffentlichten Dokumenten hervorgeht, spätestens an diesem Tage über die russische
Mobilmachung „und damit über die vorauszusehende EntWickelung der russischen
und französischen Politik im klaren gewesen ist". Tatsächlich hat die russische
Mobilmachung schon lange vor dem 24. Iuli begonnen; denn durch Gefangene
ist festgestellt worden, daß bereits im Frühjahr 1914 mit dem Antransporte einiger
sibirischer Regimenter aus ihren Garnisonen nach dem Westen begonnen worden
war.

Weder Frankreich noch England haben in Petersburg dahin gewirkt, daß
Rußland seine Mobilisation einstelle, „die einzige Möglichkeit, durch die der Aus-
bruch des Krieges hätte vermieden werden können". Allerdings hat, wenn die
Aktenstücke der englischen Regierung nicht trügen, in London der Entschluß zur
Teilnahme an einem eventuellen Kriege zwischen den Kontinentalmächten nicht
von Anfang an festgestanden. Erst am 27. Iuli scheint der verhängnisvolle, Um-
schlag der bis dahin noch nicht zum Kriege entschlossenen englischen Regierung
eingetreten zu sein. An diesem Tage erfolgte der Befehl an die in Portland ver-
sammelte Flotte, nicht mit Sommerurlaub auseinanderzugehen, sondern zusammen-
zubleiben. Wenn auch Grey in seinem Telegramm an den englischen Botschafter
in Petersburg vom 27. Iuli erklärte, dieser Befehl an die Flotte dürfe nicht

dahin gedeutet werden, „daß irgend etwas mehr als diplomatische Aktion versprochen werde", so hat dies doch eine viel weitgehendere Wirkung in Petersburg hervorgerufen. Man merkte, daß der Wind in London günstiger wehte, und Sasanow wußte diesen Umschwung auszunutzen.

Im folgenden Kapitel der Schrift wird die zwischen London und Paris getroffene Verabredung besprochen, die in die Form eines anscheinenden Privatbriefes an den französischen Botschafter vom 22. November 1912 eingekleidet ist. In diesem außerordentlich wichtigen Dokumente erklärt Grey, „daß, wenn eine der beiden Regierungen schwerwiegende Gründe hat, einen unprovozierten Angriff seitens einer dritten Macht oder eine Bedrohung des allgemeinen Friedens zu erwarten, sie unverzüglich mit der anderen in Verhandlungen darüber eintreten soll, ob beide Regierungen zur Verhütung des Angriffs und zur Wahrung des Friedens zusammengehen wollen, und welche Maßregeln sie in diesem Falle gemeinschaftlich zu ergreifen bereit sind". Es ist dies zweifellos ein „verschleiertes Defensivbündnis", das — wie der Verfasser mit Recht hervorhebt — mit Leichtigkeit im geeigneten Augenblicke in ein Offensivbündnis umgewandelt werden konnte. >

Aus den zwischen der deutschen und englischen Regierung in den ersten Augusttagen geführten Verhandlungen ersieht man deutlich die Doppelzüngigkeit und Hinterlist der Greyschen Politik. Auch die von England als Kriegsgrund — wenigstens in der ersten Zeit — angegebene Verletzung der belgischen Neutralität war nur ein Vorwand, um die öffentliche Meinung in England für den Krieg günstig zu stimmen; denn zweifellos mußte der Gedanke, England sei der Beschützer der kleinen Nationen und dürfe ihre Zerschmetterung nicht dulden, einen tiefen Eindruck auf alle Engländer machen und ihnen sympathischer sein, als wenn man ihnen als Grund für die Teilnahme am Kriege die zwischen England und den Zweibundmächten getroffenen Vereinbarungen auftischte. Daß England selbst nicht daran gedacht hat, im Ernstfalle die Neutralität Belgiens zu achten, geht klar und deutlich aus den in Brüssel gefundenen offiziellen Dokumenten hervor, in denen die Landung und der Marsch der englischen Truppen durch Belgien schon 1906 bis ins einzelne genau festgesetzt sind. Mit der Zeit hat man anscheinend auch in London eingesehen, daß dieser Kriegsgrund allzu gekünstelt und schwach ist, und man hat verzweifelt nach einem neuen Grunde gesucht, der plausibler ist als die abgedroschene Phrase von der verletzten Neutralität Belgiens.

Im Anschluß an diese Broschüre wollen wir kurz auch eine andere, erst vor ganz kurzer Zeit erschienene erwähnen, nämlich die des neuen Staatssekretärs des Reichsschatzamtes, Dr. Karl Helfferich: „Die Entstehung des

Weltkrieges im Lichte der Veröffentlichungen der Dreiverbandmächte" (Verlag von Georg Stilke in Berlin), dessen 3. Auflage uns, bereits wenige Wochen nach Erscheinen der ersten, vorliegt. Die Broschüre behandelt im wesentlichen das gleiche Thema wie die zuerst besprochene, nur ist sie umfangreicher und zieht auch das russische Orangebuch und das französische Gelbbuch heran. An der Hand dieser Aktenstücke prüft der Verfasser in einer gründlichen Untersuchung der verschiedenen Dokumente die Frage, wem die Hauptschuld an diesem Kriege zufalle. Auch er kommt zu dem Ergebnisse, daß Rußland die Schuld an der Entstehung des Weltkrieges trifft, daß die russische Militärpartei mit Nicolai Nicolajewitsch an der Spitze auf jeden Fall den Stein ins Rollen bringen wollte, ungeachtet aller Versuche Deutschlands und Österreichs, noch in zwölfter Stunde die Welt vor dem unabsehbaren Unglücke zu bewahren. Selbstverständlich soll trotz alledem dem englischen Minister Grey nicht die geistige Vaterschaft an dieser Katastrophe abgesprochen werden. — Erzellenz Helfferich weist an verschiedenen Stellen nach, wie sich die amtlichen Veröffentlichungen der drei Verbündeten geradezu widersprechen. Hieraus kann man den Schluß ziehen, daß die verbündeten Regierungen absichtlich diejenigen Dokumente nicht veröffentlicht haben, die ihnen nicht in den Kram paßten. Der Wert dieser Bücher ist also ein recht geringer, sie verfolgen lediglich den Zweck, die eigenen Untertanen von der Unschuld ihrer Regierungen und von der Schuld des Gegners zu überzeugen; auf eine Vollständigkeit der Dokumente kommt es hierbei natürlich nicht an. —

Ein Thema von außerordentlich großer Wichtigkeit behandeln die beiden Broschüren von P. D. Fischer: „Der internationale Nachrichtenverkehr und der Krieg" (aus der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden", Heft 15, Verlag von S. Hirzel in Leipzig) und von Nilssen-Deiters: „Presse, Auslandsdeutschtum und der Krieg" (aus der Sammlung „Der Deutsche Krieg", Deutsche Verlagsanftalt, Stuttgart-Berlin).

Die Verfasser dieser beiden Hefte weisen auf die sogenannte „neunte Großmacht", die Presse, hin, deren Bedeutung man in Deutschland leider vor dem Kriege trotz der Mahnungen von den verschiedensten Seiten nicht richtig eingeschätzt hat. Der Krieg hat uns gelehrt, welche Macht dieser Institution innewohnt. Die Lügenberichte unserer Gegner, mit denen die neutralen Staaten überschwemmt und verseucht wurden, waren einer unserer gefährlichsten Feinde, den zu bezwingen uns trotz der vielen Bemühungen bisher noch nicht gelungen ist.

Der Krieg hat uns ferner gezeigt, wie wichtig es ist, eigene Kabellinien zu besitzen und nicht auf die gütige Vermittelung einer dritten Macht angewiesen zu sein. Bereits der Transvaalkrieg hatte die willkürliche Beherrschung des Kabelneßes durch England zur Genüge bewiesen, und die völlige Isolierung

Deutschlands von den überseeischen Ländern, insbesondere denen des amerikanischen Erdteils, im jetzigen Kriege ist ein Nachteil, dessen Größe man erst, als es bereits zu spät war, erkannt hat.

Auch in dieser Hinsicht wird der Krieg hoffentlich Wandel schaffen.

Einen recht wertvollen Beitrag zur Kriegsliteratur bildet das von Eberhard Buchner im Verlage von Albert Langen in München herausgegebene Werk: „Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse", dessen erster Band uns bisher vorliegt. Er behandelt die Vorgeschichte des Krieges sowie die Ereignisse des ersten Kriegsmonats bis zur großen Vogesenschlacht.

Der Verfasser geht von dem richtigen Gesichtspunkte aus, daß die zahlreichen bereits erschienenen und erscheinenden Kriegs geschichtet» doch nichts anderes sein können, als ganz unzuverlässige, einseitige Darstellungen, die so gut wie gar keinen Anspruch auf geschichtlichen Wert machen können. Bis der Historiker imstande sein wird, die Geschichte des großen Weltkrieges zu schreiben, werden Iahre, vielleicht Iahrzehnte vergehen; denn um die Geschichte des Krieges darstellen zu können, bedarf es des eingehenden Studiums der in den Archiven der beteiligten Staaten ruhenden Dokumente, will man nicht in eine einseitige, subjektive Behandlung des Stoffes verfallen.

In der richtigen Erkenntnis dieser Unmöglichkeit will der Verfasser mit seinem Werke nichts anderes als ein Quellen- und Dokumentenwerk geben. In geschickter Weise ist das unendliche, reiche Material über den Weltkrieg, das uns die Zeitung jeden Tag von neuem an die Hand gibt, von Eberhard Buchner gesammelt und geordnet worden. Es ist ein interessantes Werk, das für den Historiker, und insbesondere für den Kulturhistoriker bei seiner späteren Arbeit von außerordentlich großem Werte sein wird.

Wenn auch nicht gerade als „Kriegsliteratur" zu bezeichnen, so doch gerade in der jetzigen Zeit von allergrößtem Interesse ist das Buch von Karl Noetzel (erschienen im Verlage von Georg Müller, München und Leipzig, 1915): „Das heutigeRußland. Eine Einführung in das heutige Rußland an der Hand von Tolstois Leben und Werken", von dem bis jetzt nur der erste Band erschienen ist.

Der Verfasser gibt uns zunächst ein klares Bild von der russischen Volkspsyche. Er schildert uns, wie die orthodore Kirche, der politische Despotismus und vor allen anderen Dingen die jahrhundertlange Leibeigenschaft die Grundfaktoren sind für die Psychologie des heutigen Rußlands. Der Verfasser, der

fast zwei Iahrzehnte in Rußland gelebt hat, schildert den Mann aus dem Volke
als einen im Grunde guten, braven und ehrlichen Kerl, der erst durch die schmach-
volle Leibeigenschaft zu den schlechten Eigenschaften, die dem oberflächlichen Beob-
achter am Russen auffallen, gleichsam gezwungen worden ist. Die Bedrückung
durch einen verderbten, degenerierten, despotischen Adel trägt auch die Schuld
an dem sozialen Elend im heutigen Rußland. Niemand will arbeiten; denn er
weiß, daß ihm das, was er sich mühevoll mit seiner Hände Arbeit erworben,
bald von seinem Herrn oder von den Beamten abgenommen wird. Daran hat
auch die Aufhebung der Leibeigenschaft nicht viel geändert.
Erst spät kam das Selbstbewußtsein im russischen Volke zum Durchbruch,
erst in der neuesten Zeit finden wir in Rußland einige Gebildete, die den Mut
haben, gegen das menschenunwürdige Dahinleben des russischen Volkes aufzu-
treten. Das erste Anzeichen einer neuen Zeit war die Revolution in den Iahren
1904 und 1905, die jedoch nur zu einem teilweisen, äußerlich vielleicht großen,
in Wahrheit aber nur scheinbaren Erfolge geführt hat. Das Scheitern dieser
Erhebung gegen das despotische Ioch ist zum großen Teil dem Umstande zuzu-
schreiben, daß die freiheitlichen Ideen in der breiten Masse des Volkes noch nicht
genügend Wurzel geschlagen hatten und noch nicht verstanden wurden.
Im zweiten Teile des ersten Bandes schildert uns Noetzel das Leben Tolstois
bis zum Iahre 1862, seine Iugend, sein Studium an der Universität Kasan, seine
Teilnahme am Krimkriege als Artillerieoffizier, seine Reisen ins Ausland und
seine Rückkehr in die Heimat.
Wir wollen uns die genauere Besprechung dieses sehr lesenswerten Buches
für später aufsparen, wenn uns erst das Werk vollständig vorliegt.

Catharina von Pommer-Esche:
Almendro. Roman-Novelle.

(Fortsetzung.)
Er ging zum Hause Juan Mätos, aber es war keiner da. Nicht einmal
der wachsame Hund, auch er war mit zum Tanz gewandert. Alle sind dort,
dachte Don Adriano. Wie wär's, wenn ich auch einmal hinginge. Er überlegte
lange. Was könnte er dort tun? Diese Art von Vergnügungen widerstrebte
ihm; außerdem könnte seine Gegenwart als Fremder am Ende die Eingeborenen
stören. Diese Leute waren lieber unter sich. Sollte er bei seinen dreißig
Jahren mit einer Bäuerin tanzen ohne den Ernst, den ihm seine jetzige Lage
aufgedrückt? Er würde sich zu Juan Miito halten müssen und über Ernteaus-
sichten reden, seinem Gedankengange eine erzwungene Richtung gebend. Schließ-
lich entschloß er sich aber dennoch hinzugehen, er fürchtete die Einsamkeit. Bald
flackerte ihm die rotgelbe Fahne entgegen und die Töne des Tamburins, der
Flöte und das Klappern der Kastagnetten. Die jungen Leute bildeten Gruppen
in der Nähe der Musikanten, die auf niedrigen Sitzen saßen. Die Mädchen —
eine der anderen an die Schulter gelehnt, wie eine Kette — schauten mit geschickt
gespielter Unnahbarkeit die Jünglinge an, die sich stolz inmitten des Platzes
aufstellten, die Hände in den Gürtel gesteckt, den Hut weit zurückgesetzt, um die
lockengekrönte Stirn frei zu lassen. Der ganze Anzug war festtäglich. Auf einer
andern Seite saßen die verheirateten jüngeren und älteren Frauen. Don
Adriano betrachtete sich alle diese Gruppen und gesellte sich dann Juan Mäto
und den älteren Bauern zu. Sie gaben dem Herrn des Turms einen Platz,
und die langsame Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Die Musik ertönte fort
während, aber noch kein einziges Paar tanzte. Die Mädchen waren auch etwas
eingeschüchtert durch das unerwartete Erscheinen des fremden Herrn. Da nahte
sich Esteban Don Adriano und zeigte ihm den berühmten Hierro, einen kräftigen
Burschen von mittlerer Größe, der sehr selbstbewußt dreinsah. Die übrigen ver-
sammelten sich um ihn. Der Voz sprach unterwürfig, und er hörte ihn mit
Herablassung an. Plötzlich sprang Esteban mitten auf den Tanzplatz, seinen
Hut schwenkend. Würde denn niemand tanzen? Wollte man nur die Flöte
hören? Dann rannte er zu den Jungfrauen und faßte die größte bei der Hand.
«Du.«
Das genügte als Aufforderung. Je herzhafter der Händedruck war, desto
dankbarer wurde er aufgenommen. Es gibt hier auf der Jnsel zwei National-

tänze: die lar^a (lange) und die corw (kurze). Musik und Tanz schienen wie aus einem Guß. Das Mädchen mit einem in die Seite gestemmten Arm, den andern herabhängend und mit der Hand leicht einen Zipfel des Rockes fassend — begann auf ihren Sandalenschuhen zu gehen. Das war der ganze Tanz des weiblichen Teiles. Sie senkte die Augen, setzte eine kalte Miene auf, wie das so Sitte war, als ob sie gegen ihren Willen tanzte, und so schritt sie einher, in ihren Bewegungen eine Acht beschreibend. Tänzer war der Mann, der in diesem altherkömmlichen Tanz die alte menschliche Geschichte vorführte, die Jagd des Mannes nach dem ewig Weiblichen. Das Mädchen floh scheinbar kalt und unempfindlich vor den Sprüngen des Mannes, indem sie ihm den Rücken zukehrte, und des Tänzers mühsame Arbeit bestand darin, sich immer wieder ihr vorzustellen, ihr zu begegnen, sie zu bewundern. Der Tänzer sprang ohne bestimmte Regel, nur den Rhythmus der Musik innehaltend, und mit einer unermüdlichen Elastizität. Eigentlich waren es eher Akrobatenkünste, ähnlich den Waffentänzen der alten Zeit, wie sie noch in Afrika bei einigen wilden Stämmen vorkommen. Das Mädchen wurde nicht erhitzt, errötete nicht, sie setzte beharrlich ihre gleichmäßigen Schritte fort, ohne das Tempo zu beschleunigen. Jede Bäuerin konnte mit mehreren Männern tanzen.

Das erste Paar schien die Flamme der Lust entfacht zu haben. Jn einem Augenblick füllte sich der Tanzplatz. Die weiten Beinkleider der Männer flogen hin und her bei den schnellen Sprüngen, so daß Staubwolken emporwirbelten. Die männlichen Arme griffen mit bäurischer Galanterie in die Gruppen der Mädchen hinein. „Du." Einige junge Leute beobachteten nur den Tanz. Wenn der Tänzer stark erhitzt war, nahten sie ihm mit den Worten: „Laßt sie mir!" — und setzten die Sprünge des Vorgängers fort, ohne daß sich die Tänzerin über den Wechsel äußerte.

Don Adriano sah zum ersten Male Almendro, die bisher mit ihren Gefährtinnen geblieben war, beim Tanz: „Schöne Blume Almendro." Er fand sie reizender, denn je. Jhre zarte weiße Hautfarbe, ihre leuchtenden Augen, ihr schöner Wuchs, ihre zierlichen feinen Hände und Füße, alles trennte sie von den übrigen, als wäre sie von ganz anderer Herkunft. Jndem er sie betrachtete, kam ihm der Gedanke, daß sie, in anderen Boden verpflanzt, ein ganz hervorragendes Wesen werden müsse. Welcher Jammer, daß sie von dieser Jnsel doch nie wegkam. Und ihre Schönheit sollte einem jener Bauern gehören, die sie anstarrten — vielleicht dem Hierro, dem hier solch Ehrenposten eingeräumt wird. Uno als verheiratete Frau würde sie, wie ihre Mutter, auf dem Felde arbeiten, ihre zarte Hautfarbe würde gebräunt, ihre hübschen Hände die Spuren der Arbeit tragen — viele Kinder, und die Frische wäre dahin. Don Adriano fand das ungerecht. Wie war nur Juan Mäto zu solch schöner Tochter gekommen? Don Adriano fühlte sich unbehaglich. Die Flöte, das Tamburin ertönten, die Kastagnetten klapperten, die Tänzer sprangen, aber in den Augen aller war plötzlich der

Ausdruck eines Schreckens zu lesen. Die Alten hörten auf zu sprechen und blickten zu den Frauen hinüber.
Wer ist da? Was gibt es?
Esteban lief zu den Paaren und sprach zu den Tänzern, die auf Augenblicke die Hände in ihren Gürtel steckten, während die Mädchen unbeirrt weiter schritten. Juan Mäto lächelte. Er erriet, was vor sich ging. Nichts, als was sonst auf den Bällen vorkommt. Man vermutete Gefahr, und deswegen bereiteten sich die Leute vor. Dieses „Vorbereiten" bedeutete Messer und Pistolen, die als Zeichen der Wehrkraft stets da waren, selbst beim Tanz. Schreckliche Zeiten, jetzt, wo man es wagt, an uralten Sitten zu rütteln. Sie sollen nur kommen! wir lassen uns hier nicht fortbringen. Don Adriano sah in einem Gang etwas glänzen. Es waren zwei Diener der spanischen Regierung mit ihren Gewehren und Dreimasterhüten, die „(-uaräia civil". Don Adriano war der einzige, der sie ansah.
Die Musiker spielten tortiLLiino, aber die Tanzenden zogen sich zurück.
„Guten Abend, Herrschaften!" sprachen unisono die beiden Diener des Staates. Eine Pause trat ein, allgemeines Stillschweigen. Dies schien die beiden Bediensteten verlegen zu machen. „O, lassen Sie sich nicht stören, das ist nicht unsere Absicht." Sie gaben der Musik ein Zeichen, und diese begann eine teuflisch heitere Musik. Aber die Gesellschaft rührte sich nicht, und alle fragten sich, was dieser Besuch wohl zu bedeuten habe. „Du," sagte auf einmal ganz laut der ältere der Guardia, „heb' einmal die Arme hoch!" Und der andere, ein junger kräftiger Bursche gehorchte und reckte mit einer gewissen Freudigkeit seine sehnigen Arme. Er kannte seine Pflicht. Jeder Jnsulaner ist geboren, um zu arbeiten, zu leben und registriert zu werden als brauchbarer Sohn Adams. Gewisse vornehme Unbequemlichkeiten waren ihnen eigen, aber diese Prüfung auf das Mark, auf die Leistungsfähigkeit schmeichelte den gesamten anwesenden Jünglingen. Nun hielten sie bald alle die Arme in die Höhe, ein wunderliches Bild. „Arme hoch — Gürtel straff!" Dies Kommando brauchte nun nicht öfter ertönen, denn es wurde von selbst befolgt. Stolz blickte die männliche Jugend zu den Mädchen. Don Adriano bemerkte, daß die beiden Diener der spanischen Regierung den Hierro gar nicht beachteten. Sie gingen schweigend an ihm vorbei. Juan Mäto sprach zu Don Adriano leise. Jene Leute mit dem Dreimaster wußten mehr, denn der Teufel selbst. Jndem sie den Hierro nicht mit registrierten, seine Arme keiner Prüfung auf Muskulatur hin unterwarfen, fügten sie ihm fast eine Beleidigung zu, dadurch sonderten sie ihn aus von den übrigen.
Nun hielt sich die männliche Jugend fern von dem sonst so bewunderten Hierro. Das Registrieren nahm seinen Fortgang bei der Musik. Da tat Esteban sich hervor in mächtigen Sprüngen, indem er sich vor den alten Gardisten hinpflanzte, die Hände im Gürtel, halb scherzend, halb flehend unterwürfig. Der

Dreimaster schien ihn nicht zu bemerken. Er beschäftigte sich mit anderen, aber allmählich stieß er mit dem angehenden jungen Mann zusammen, der ihm vor den Füßen stand.
„Du," sagte er auf einmal zu dem Knaben, „hast gute Anlagen, ein Draufgänger zu werden!"
Esteban vergab diese etwas grobe Ausdrucksweise und reckte seine Arme empor, wie zwei junge Moste, so schlank und kräftig. Schon hatte sich der ältere Gardist entfernt und gesellte sich seinem jüngeren Genossen wieder zu. Dann wandten sie sich zur Gruppe der Weiblichkeit, doch ließen sie nur flüchtig ihre musternden Blicke darauf ruhen. Die Herzen dieser beiden Männer schlugen nur ihr gleichmäßiges Ticktack des Dienstes! — aber für Liebe ging das Uhrwerk nicht mehr.
Der ältere der beiden sah etwas höhnisch, wie ein spürender Jagdhund zu den älteren Frauen, bei denen Lenz und Liebe auch vorüber waren.
„Guten Abend, werte Herren," wisperten die älteren Frauen, was die Diener der Regierung mit kühlem Gruß, Hand an den Dreimaster, beantworteten, denn der Spanier ist immer höflich. Einige Jünglinge waren in die Posada gelaufen, um Wein zu holen, doch die Gardisten dankten, marschierten ab, sie hatten ihre Schuldigkeit getan und konnten gehen.
Die Musik hörte auf. Hierro gab dem Voz ein Zeichen, winkte ihn heran, dieser ergriff sein Tamburin und setzte sich in die Mitte des Tanzraums. Man gruppierte sich um ihn im Halbkreis. Die würdigen Matronen setzten ihre Sessel näher heran, damit ihnen nichts entginge. Er trug eine der Romanzen vor, die er komponiert hatte. Wer je die Araber ihre Gebete singen hörte, wie sie vom Muedin von den Türmen der Moscheen gesungen werden, der hat einen Begriff von dieser Art Gewimmer. Voz ließ mit einer Kehlfertigkeit ein gurgelndes Präludium ertönen, die weit mehr als etwa das echte Jodeln in der Schweiz und in Tirol zu bewundern war. Laute wie von einem sterbenden Vogel, und dazwischen hingestreutes Klagen über das betrübte Herz, das Liebesschmerzen zu erdulden habe. Alle sahen auf den Sänger, fühlten in ihm nun nicht mehr den schwachen und trägen Bauer, sondern einen für diesen Mangel reich Entschädigten, den Dichter und Sänger. Voz klagte über eine Frau, die taub sei für sein Flehen. Jhre weiße Hautfarbe verglich er mit Lilien, die ihrem lieblichen Namen alle Ehre machten. Da hefteten sich alle Blicke auf Almendro, die aber ungerührt blieb, kannte sie doch diese Huldigungen. Voz setzte seine Lamentationen fort und strengte seine schwache Brust dabei sehr an. Rote Flecken, die Kirchhofsrosen, erblühten auf seinen Wangen, und seine Augen erglänzten im Fieberleuchten. Don Adriano fühlte Mitleid. Eine Gruppe junger, kräftiger Leute löste sich los von den übrigen und suchte Juan Mto auf, um Wichtiges mit ihm zu bereden. Sie wandten Voz den Rücken, denn er taugte doch zu

nichts weiter, als dazu, den Bäuerinnen Ovationen zu bringen. Ein Dichter war
er, aber kein Freiersmann!
Juan Mäto betrachtete die Jünglinge. Wieviele waren es?
„O," nahm ein forscher Jnsulaner das Wort, „es sind unser mindestens
dreißig und aus allen Teilen Formenteras." Alle wollten um Almendro sich be-
werben! Juan Mäto setzte die würdevolle Miene des unnahbaren Vaters auf,
doch glitt über sein Antlitz ein beglücktes Schmunzeln, das er vergebens zu unter-
drücken bemüht war. Jnnerlich dachte er: Welche Ehre! So war ja noch
nie eine Maid umworben! Er heuchelte Entrüstung:
„Glaubt ihr denn, daß ich die Nacht opfern werde, um so vielen Zutritt zu
gewähren?"
Dann beruhigte er sich.
„Nun wohlan denn! Aber mehr als zwei Stunden kann ich dem Cortejo
nicht bewilligen. Als ich einst um meine Frau geworben, da waren es nicht so
viele Freier. Aber so ist es nun einmal. Unsere Sitten sind auch wie die Pflanzen
bei uns festgewurzelt."
Juan Mäto ließ einen großen Wortschwall los über das Thema des Au-
slandes, der seiner Tochter gegenüber zu bewahren sei, er würde schießen, wenn
einer die Grenzen überschritte. Die Jünglinge standen da, demütig zuhörend.
Der Vertrag war abgeschlossen.
Don Adriano hatte zugehört, sah Hierro an, der sich abgesondert hielt,
als ob seine Würde ihm nicht gestattete, zu so etwas herabzusteigen. Voz hörte
jetzt auf zu singen, er war völlig erschöpft, rot wie eine Tomate, doch sein Werk
für den Abend war vollbracht.
Die Schar der jungen Mädchen stürmte auf Almendro ein, sie möge nun doch
erwidern auf den Gesang des Voz, der über die Falschheit der Frauen hergezogen
sei. Nun möge sie ihre Rache nehmen, auf die Männer schelten. Sie wollte aber
nicht, heute nicht und erwehrte sich der Freundinnen, die sie geradezu zwingen
wollten. Es mußten sich schließlich die älteren Frauen ihrer annehmen. Sie
wäre doch hierhergekommen, um sich zu amüsieren, nicht aber, um andere zu
unterhalten. Ob sie es denn für so leicht hielten, gleich aus dem Kopf eine
Erwiderung in Versen hervorzuholen? Wieder setzte die Musik ein, der Tanz be-
gann aufs neue. Es war kühl geworden, die Meeresfrische belebte erquickend alle
Anwesenden. Es herrschte eine begeisterte Stimmung. Don Adriano verfolgte
den Hierro mit den Augen. Der Mensch war ihm antipathisch. Woher? Er
wußte es nicht. Die beiden konnten einander nicht leiden, das lag auf der
Hand. Hierro stand da wie eine Statue, schweigsam. Er schien nichts von seiner
Umgebung zu sehen, nur eine Richtung nahmen seine Augen, zu Almendro, als
wolle er sie hypnotisieren; es war ein Basiliskenblick, in dessen Bann er das
schöne Kind ziehen wollte. .
Als Esteban mit seinen Erstlingssprüngen Hierro nahte, lächelte dieses

steinerne Gesicht, da es den Bruder Almendros sah. Die jungen Leute schienen
durch die Gegenwart Hierros bedrückt.
Almendro blieb an der Seite ihrer Mutter, von allen betrachtet, aber
niemand wagte heranzutreten. „Aller Augen richteten sich begehrend auf sie."
Don Adriano fühlte etwas, wovon er sich selbst kein klares Bild machen
konnte. Warum flößte dieser unsympathische Mensch allen solchen Schrecken ein?
Da trat Voz zu Almendro, noch kaum erholt von seiner Anstrengung, aber
kostete es auch sein Leben, er mußte der schönen Blume bringen, was er konnte.
Er sprang und sprang, während das schöne Mädchen mit ihren hübschen Füßchen
langsam ging. Liebevoll schaute er Almendro, die Heldin seiner Lieder, an, und
sie gönnte ihm ein freundliches Lächeln, frei von jeglicher Koketterie, ein Lächeln
des Mitleids. Fast wäre er gefallen, doch der Wille überwand die Schwäche,
er tanzte weiter. Schon erfaßte ihn ein Schwindel, als ihn jemand an der
Schulter griff — es war Hierro. Er hatte sich doch entschlossen. Seine Sprünge
wurden mit Beifallsgemurmel aufgenommen. Da ihm gehuldigt wurde, wuchs
sein Selbstgefühl. Er zeigte geradezu virtuosenhafte Wendungen und umgab
die zierlich einherschreitende Almendro mit netzartigen Verschlingungen. Die
schöne Maid sah ihn nicht an, sie wollte seine Blicke meiden. Um seine Kraft zu
zeigen, sprang er zuweilen in beträchtliche Höhe und stampfte mit dem Fuße auf
den Boden, daß es dröhnte. Diese Sprünge flößten Don Adriano einen Wider-
willen ein. Sie waren der zarten Almendro gegenüber nicht angebracht. Die
Zeit verging., aber Hierro schien unermüdlich. Don Adriano erkannte mit einem
gewissen Neid die Riesenkraft dieses Mannes an, der sich gebürdete wie ein wildes
Tier. Er sah, daß Hierro etwas im Gürtel suchte und im Umsehen eine Hand
bis auf den Boden senkte, ohne indessen seine Akrobatenkünste zu unterbrechen.
Eine Rauchwolke stieg auf, und in dem weißen Dunst zuckten blaurötliche Blitze
von zwei schnell abgefeuerten Schüssen. Die Frauen erschraken, doch bald er-
tönte ein allgemeiner Beifallssturm. Vortrefflich! Hierro hatte die Pistole zu
Füßen seiner Tänzerin abgeschossen, die höchste Gunstbezeigung tapferer Männer
für eine Jungfrau. Almendro tanzte weiter, ohne daß der Pulverrauch sie viel
störte, und schenkte dem Hierro einen Dankesblick, die anderen Freundinnen
zitterten eifersüchtig ob dieser Huldigung. Selbst Juan Müto zeigte sich stolz über
die Salutschüsse zu den Füßen seiner Tochter. Don Adriano blieb der einzige,
der nicht entzückt war. Verwünscht! sagte er sich. Es lag etwas in der Luft —
mit diesem Hierro war nicht gut Kirschen essen!
Fortsetzung folgt.

R
u
n
s ck
a
u
Religiöse Rundschau.
Von Dr. D. Leimdörfer.
Der Krieg in der Bibel und dieBibel im Krieg.
Eine ernste Studie in ernster Stunde ist das Thema: „Der Krieg in der Bibel und die Bibel im Kriege". Wie weit entfernt ist die Distanz zwischen „Krieg" und „Bibel". Krieg ist Appell an die Kraft, Bibel Appell an die Kraft aller Kräfte. Der Krieg ist blutige Plage, Not, Hunger, Elend, Tod und Trauer in ihrem Gefolge; die Bibel ist die Postille des Friedens und der Beglückung und Beseligung des Einzelnen wie der Gesamtheit. Und doch gibt es kein Erziehungsbuch der menschlichen Seele, das voller wäre von Krieg als das Buch der Bücher. Warum? Wenn Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation und auch in> seinen philosophischen Arbeiten den Krieg als notwendig hinstellt, solange die Gründe für den Krieg nicht aus der Welt geschafft sind, die Bibel, die Schöpferin von „Du sollst nicht töten!" geht weiter: Die Gründe des Krieges liegen in der Leidenschaft, im bösen Triebe der menschlichen Natur. Leidenschaften aber zu bezwingen, an Stelle der Selbstsucht Selbstzucht zu setzen, ist die Aufgabe jenes Buches, das die gesittete Menschheit als Gottes Diäaetie» maß»», anerkennt. Zu diesem Zwecke wahrer Religion und Ethik mußte im Buche göttlichen Friedens dem weltlichen Krieg ein weiter Raum zugestanden werden in der Geschichte, der Gesetzgebung, der Prophetie und Poesie der heiligen Schrift.

1. Die Geschichte macht uns vertraut mit dem Ringkampf der Völker seit Hamurabi oder Amrafel der Genesis zur Zeit Abrahams bis zur Pforte der syrisch-griechischen und römischen Geschichte. Von den Lehmgruben beim Sodomtale, die an die „masurischen Seen" unserer Tage lebhaft erinnern, bei denen vier Könige gegen fünf infolge treulosen Abfalls Krieg führen, berichtet die Genesis ebenso ausführlich wie Erodus vom Druck Ägyptens und der Erlösung nach der Wasserschlacht am Roten Meer. Amalek kam und überfiel ge-

waltsam grundlos ein friedliches, der Freiheit zustrebendes Volk, genau wie im Weltkrieg heute gewisse Nationen unser geliebtes Deutschland überfielen. An den Durchzug durch Luremburg und Belgien erinnern die erbetenen Durchzüge im Emoritenlande; die Aufstände in Edom und dann in Moab und Midjan sind Züge der Unbrüderlichkeit, der Unmenschlichkeit und unsittlichen Hinterlist. Überall, wie auch in den Kriegen Iosuas, in der Richterperiode und in der geeinten und geteilten Königsepoche steht im Mittelpunkte die Theokratie, d. i. die Herrschaft Gottes und

die von ihm begründete Moral. Der Krieg, hervorgerufen durch Beleidigung der Gottheit und der Moral, ist ein heiliger Krieg.

2. Die Legislative der Bibel befaßt Zählung und Einstellung der 20-jährigen Krieger, die Lagerung nach Fahnen und Stämmen, die Manneszucht nach Vornahme der Kriegsdienste, den Ruf des Feldpredigers und Priesters über das Verhalten dem Feinde gegenüber im Pflichtkrieg und im Willkürkrieg. Sie weist die Regel an für das praktische Verhalten, sie stellt Mut und Begeisterung als Conditio »ine yu» uou, als das Notwendigste im Kampfe hin, daher „um nicht verzagt zu machen der Brüder Herzen", gehe der nicht in den Krieg, „der ein Haus gebaut und es nicht eingeweiht, einen Weinberg gepflanzt, ohne die Lese zu halten, ein Weib sich angelobt, ohne es heimzuführen".

Charakteristisch ist in der Deuteronomium-Gesetzgebung das Königsgebot, er mehre keine Rosse, keine Frauen, kein Silber und Gold. Tierische Grausamkeit, Sittenverfall, Gewinn und Habgier sind gegen das Bibelideal.

Ihm entspricht aber der König, der die Abschrift der Bibel bei sich führt und Gott ehrfürchtet und sich nicht überhebt über seine Brüder. Solches Ideal verkörpert unser Kaiser Wilhelm II.

3. Was die Prophetie betrifft, so bildet sie den sittlichen Willen durch die Vorbedingung des Strafgerichts für die, die Unrecht, Lüge und Bosheit gesäet, das bedeutet „Der Tag des Herrn", der sicherlich kommen muß. Der Heilige ist der Herr des Krieges gegen das Schlechte in der Welt bei Hoch und Niedrig, sowohl in Israel, wie außerhalb Israels. Aber derselbe Iesaias, der in die Sturmposaune dieses Gottesgerichts stößt, er ist der erste, der die messianische Zeit der allgemeinen Welterlösung und des Völkerfrledens in klassischerer Darstellung schildert, als es die Suttner getan oder die Schöpfer der Haager Welt-Friedenskongresse: „Sie sollen de» Krieg nicht lehren, sie sollen die Schwerter zur Pflugschar wandeln". Wohl, aber erst „grase der Wolf nebe» dem Lamme", erst muß „Gerechtigkeit und Liebe und edle Gotteserkenntnis die Erde erfüllen", kurz: die Herrschaft des ethischen Willens.

4. Und die Poesie des Krieges in

der Bibel — sie ist eine Erzieherin des edelsinnigen, warmen Gefühls in der Menschenwelt, ohne die ein sittlicher Wille nie zum Durchbruch gelangt. Man lese die zu Gebeten gewordenen biblischen Lieder eines Moses, eines David, einer Debora und Hanna. Man lese die zu Volksandachten gewordenen Psalmen, von denen, wie einst der sel. Graf Waltxrseej, als ich ihm mein „Psalterego" überreicht hatte, schrieb: „Ich lese alltäglich den Psalm, der meinem Gemüt entspricht, und für jede Gemütsstimmung gibt es einen Psalm." Wie die patriotischen Volkslieder Deutschlands, so sind gewisse kriegerischen Geist atmende Psalmen, wie Ps. 144 und 126 — letzterer der Lieblingspsalm des hochseligen Kaisers Wilhelm I. —, richtige Volksgesänge geworden.

Der Krieg in derBibel übt sonach einen pädagogisch bedeutsamen Einfluß aus auf Religion und Ethik und fördert sittliche Tat, sittlichen Willen und sittliches Empfinden. — Die Bibel im Kriege hinwieder halte ich für das modernste Literaturwerk. Unsere ernste, große Zeit bedarf des Trostes und der Aufrichtung in Gott. Der kämpfende Iosua hätte die Schlacht gegen Amalek ohne die bis zum Sonnenuntergang hochaufgerichtete, zum Gebet gefaltete Hand Moses' nicht gewonnen. Die Verzagtheit angesichts der an Zahl weit überlegenen Feinde wird gebannt im Hinblick auf die De-

vise der alten Makkabäerfahne: „Wer unter den Mächten ist, Ewiger, dir gleich." Die Bibel zur Hand, wenn es an Mut gebricht in Anbetracht der feindlichen Millionenheere, der Myriaden Lügen und hinterlistigen Tücken — David besiegt einen Goliath — und was Zacharias ausgesprochen, heute ist es wieder Wahrheit geworden: Nicht durch Machtfülle und nicht durch äußere Kraft, sondern durch meinen Geist, d. h. durch Begeisterung für die göttlichen Ideale, wie Vaterlandsliebe und Treue zu Kaiser und Reich, ist der Sieg zu erringen.

Die Bibel im Kriege weist hin auf die Solidarität, auf die Einheit des ganzen Volkes als Wurzel der Begeisterung und des Kraftgefühls. Zwietracht und Parteiung führten stets zum Verfall, wie sie Davids Thron wankend gemacht zu Ende der Regierung Salomos. Einer für Alle und Alle für Einen! Das lehrt die alte Estherrolle, aus der die Worte Esthers: Ich und mein Volk, mein Volk und ich sind eins, uns heute warm anmuten; sie klingen, wie das herrliche Deutsche Kaiserwort an das ganze, geeinte deutsche Volk. Noch auf' drei Punkte mochte ich hinweisen, die uns die Erhabenheit des Gedankens der Bibel im Kriege unserer Tage darlegen. In Psalm 144, der am Schluß jeder Sabbatfeier und zu Beginn jeder Woche bei uns gesungen wird, ist zu lesen: „Sende deine Hand von der Höhe, rette mich von großen Gewässern und von der Hand der Barbaren, deren Mund voll ist der Falschheit und deren Rechte die Lüge ist — der du gibst Sieg den Königen, der du David hast erlöst aus dem Sckwert des Bösen!" Wahrlich, wir bedürfen auch heute des göttlichen Beistands im Höhenkampf, den Luftkriegen unserer Flieger, in den Unterste- und Seeschlachten der großen Gewässer und auf dem Festlande gegen die Fäuste von rohen Gewalthabern, die außer Brutalität und Härte die unglaublichsten Lügen großsprecherisch als heilige Wahrheiten verbreiten. Aber der Gott der Wahrheit bringt den vereinigten Königen, geschmückt mit den Idealblüten eines David, den Sieg, den Monarchen Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Türkei — die Erlösung vom „Schwerte des Bösen".

Ferner rede ich vom 126. Psalm,

dem erwähnten nationalen Hymnus
desaltenZion. Zionistmir
heute Alldeutschland. „Wenn
Gott doch bald zurückführte unsere Gefangenen", die nach der Heimat
lechzen draußen in den entsetzlichen
Konzentrationslagern, weinen und
schmachten in Not und Hunger, Kälte
und Druck, die sich heimsehnen nach
Weib und Kind, nach Vater und Mutter und Braut und Schwester. Wie ist
es ihnen zumute? Wie Träumenden,
die der süßen Sehnsucht Traum träumen, lange, lange schon schmachtend im
Süden oder in den rauhen sibirischen
oder nordischen Steppen und Einöden.
Wir beten: „Kehret zurück, führe sie
Gott bald zurück!" Aber wir harren
auch der Gewißheit ihrer Rückkehr.
Denn mit jedem Frühling zieht der
Landmann weinend aus, um die Saat
aufs "Feld zu streuen, aber mit Iubel
kehrt er heim, wenn seiner Saaten
Ernte volle Garben eingebracht. „Die
mit Tränen säen, sollen mit Freuden
ernten." Das ist ein Volkslied geworden, und fast jedes Kind singt es bei
uns an jeder Festestafel „Vebir
baiuaülot".

Endlich — wer dazweifeltam
Siege der deutschen Waffen
in diesem nie erlebten Völkerringen —
er greife nach der Bibel und lese, was
einst Haman geplant hatte: Ausrottung
eines ganzen Volkes, der Männer,
Frauen und Kinder — aus Haß, aus
Rachsucht, aus unbeugsamer Hoffärtigkeit und in unbezwlnglichem Größenwahn — und was geschah? Es wandte

sich das Blatt, und man erlebte die nie schlummernde Wacht der Allgerechtigkeit über Unschuld und Sittenreinheit, erlebte den Fall der Unwahrheit, Bosheit und des Blutdurstes vor der Ma , jestät derWahrheit, des Rechts, der Liebe und Menschlichkeit — den Fall der Hamanität vor dem Siegesschimmer der Humanität. O, du meerumschlungene bibelgläubige Schwester Britannia, die du auf der Höhe der Kultur uns den Brotkrieg beschert hast und damit das liebe Kriegsbrot — greife nach der Bibel, bete und lerne: „Hungert den Feind, gib Brot ihm zu essen!" (Proverbia.) Und du teurer, treuer Bruderbund von Deutschland, Ssterreich-Ungarn und Türkei, geeint in allen Stämmen, in allen Ständen und Kirchen, geeint, ob Christ, ob Iude, ob Muselmane — greife nach der Bibel, lerne und lehre: „Der dreifach gezwirnte Faden, er reißt nimmermehr." (Ecclesiastes.) So lehrt das Studium der Bibel im Kriege messianisch arbeiten und sich emporringen durch Nacht zum Licht, durch Tränensaat zur Freudenernre — per »spera acl antrkl

Iuristische Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Die Patentrechtsverletzungen Englands.

Der Deutsche ist von einer wahrhaft unerschütterlichen Objektivität des Denkens und des Handelns. Noch ist der Schrei der Entrüstung und der Erbitterung, der sich in der Tagespreise über die Maßnahmen der englischen Regierung gegen die deutschen Patente und Schutzmarken erhob, kaum verhallt, und schon werden Stimmen laut, die den Rechtsbruch Englands, wenn nicht offen verteidigen, so doch als ein in sich berechtigtes Vorgehen anerkannt wissen wollen.

Um die Sachlage richtig würdigen zu können, ist es erforderlich, sich den Inhalt des englischen Patentgesetzes ins Gedächtnis zurückzurufen. Hiernach können in England Erfindungspatente und Zusatzpatente angemeldet werden. Nur der Erfinder darf sie anmelden, aber auch in Verbindung mit anderen Personen oder Firmen. Die Dauer der Patente erstreckt sich auf höchstens 14 Iahre vom Tage der Anmeldung bezw. der beanspruchten Priorität an gerechnet. Das Patent muß innerhalb dreier

Iahre nach der Anmeldung ausgeübt
werden.
England ist Mitglied der interna-
tionalen Union.
Nach Artikel 2 des internationalen
Vertrages zum Schutze des gewerblichen
Eigentums vom 20. März 1883 sollen
die Untertanen und Bürger der ver-
tragschließenden Staaten in betreff
der Erfindungspatente usw. alle die
Vorteile, Rechte und Rechtshilfen ge-
nießen, welche die betreffenden Staats-
gesetze den Staatsangehörigen gewäh-
ren und in Zukunft gewähren werden.
Dies war die Rechtslage vor dem
Kriege.
Diese hat mit dazu beigetragen,
daß es der deutschen Industrie gelungen
ist, sich einen großen Teil der Auslands-
märkte zu erobern, daß sie der gefähr-
lichste Konkurrent Englands wurde.
Schon lange suchte man dem von
englischer Seite entgegen zu treten. Zu
diesem Zwecke wurde die berühmte
„N»se in OerinHu? ^ct" erlassen,
die sich jedoch bekanntlich als ein völli-
ger Schlag ins Wasser erwies. Es
folgte das Patentgesetz von 1907, wel-
ches den Ausführungszwang vorsieht:
wird der patentierte Gegenstand oder
das patentierte Verfahren ausschließlich
oder hauptsächlich außerhalb Englands
hergestellt oder ausgeübt, so kann die
Zurücknahme des englischen Patentes

beantragt werden. Nunmehr kommen die englischen Ausnahmebestimmungen, die jedem Engländer das Recht geben, bei dem englischen „Handelsamt" die Aufhebung eines einem Deutschen gehörigen Patentes oder die Erteilung einer Lizenz zur Ausführung eines solchen zu beantragen. Bei Stellung des Antrages ist eine Gebühr von 2 ^ zu entrichten. Der Antragsteller hat ferner dem Handelsamt den Nachweis zu erbringen, daß die Herstellung des geschützten Gegenstandes oder die Ausführung des betreffenden Verfahrens im allgemeinen Interesse des Landes oder eines Teils der Allgemeinheit oder des betreffenden Gewerbes liegt. Das englische Handelsamt kann endlich jederzeit nach seinem freien Ermessen eine von ihm angeordnete Außerkraftsetzung oder Aufhebung des Patents oder eine erteilte Lizenz zurücknehmen. Hat das englische Handelsamt die Erlaubnis zur Ausführung des einem Deutschen gehörigen Patents einem Engländer erteilt, so muß die Entschädigung hierfür zunächst dem Handelsamte gezahlt werden und wird von diesem nach dem Friedensschluß dem Patentinhaber übermittelt.

Das ist im wesentlichen der Inhalt der Verordnung des Präsidenten des englischen Handelsamts vom 21. Angust 1914.

Dies ist ein schnöder Rechtsbruch und eine grobe Vergewaltigung deutscher Patentinhaber; an dieser Tatsache wird auch dadurch nichts geändert, daß ibm mit dem geforderten Nachweis des vorhandenen allgemeinen Interesses und den erwähnten Befugnissen des Handelsamtes ein schützendes Mäntelchen umgehangen ist. Im Frieden gilt ein in England genommenes Patent 14 Iahre, es braucht erst innerhalb dreier Iahre ausgeübt zu werden. Diese Schutzfrist soll jetzt ohne jeden ersichtlichen Grund wegfallen, sehr einfach deshalb, weil es eben tatsächlich auf eine Beraubung der Deutschen abgesehen ist. Daß dies nicht offen zum Ausdruck gebracht ist, ist selbstverständlich. Wenn England im Frieden durch Nichtausübung von Patenten keinen Schaden erleidet, warum ist denn diese Gefahr nun mit einem Male gerade bei den deutschen Patenten gegeben, warum finden dieselben Bestimmungen nicht auch auf Patente, die von Engländern oder

Neutralen in England genommen sind, Anwendung, warum ist jedem Engländer das Recht der Anfechtung gegeben, und warum endlich beschränkt sich die englische Regierung nicht darauf, nach dem Muster des deutschen Patentgesetzes nur solche Patente außer Wirkung zu setzen, deren Benutzung im Interesse des Heeres, der Flotte oder der öffentlichen Wohlfahrt geboten erscheint? Die ganze Verordnung ist eben nichts anderes als ein bösartiges Mittel zur Bekämpfung der deutschen Industrie, ein Mittel, dessen sich ein Kulturvolk schämen muß. Allerdings soll sich in der Anwendung und der Auslegung der Bestimmung das englische Handelsamt in einigen bekannt gewordenen Fällen einer ziemlichen Objektivität befleißigt haben.

Im Finanz- und Handelsblatt der Vossischen Zeitung vom 12. Oktober 1914 ist eine Äußerung des Kgl. Rats Wilhelm Pataky, den Haag, vereidigter Patentanwalt, wiedergegeben:

„Es muß konstatiert werden, daß das englische Patentamt den Bestrebungen eines Teils der englischen Industriellen, sich deutscher Patente und Warenzeichen zu bemächtigen, auf Grund der durch das Gesetz ihm eingeräumten Rechte entgegengetreten ist. Außerdem hat das Patentamt in London Angehörigen der kriegführenden Länder das Recht zugestanden, Taren für ihre englischen Patente zu bezahlen, und umgekehrt englischen Patentinhabern die Erlaubnis erteilt, für die Aufrechterhaltung ihrer Patente in den England feindlichen Ländern die Gebühren ent-

richten zu dürfen. Am 6. Oktober 1914
hat der Comptroller of Patents (Prä-
sident des englischen Patentamts) diese
Bewilligung allgemein erteilt. Außer-
dem hat er in zwölf Fällen, in denen
englische Fabrikanten die kostenfreie Be-
nutzung von solchen englischen Patenten
forderten, die in kriegführenden Län-
dern wohnhaften Patentinhabern ge-
hören, die folgende Entscheidung ge-
troffen: In vier Fällen ist die Fabri-
kationslizenz englischen Fabrikanten zu-
erteilt worden vorbehaltlich nach dem
Kriege noch zu treffender Vereinbarun-
gen, sofern die Lizenz auch nach dem
Kriege noch weiter geführt werden soll.
Zwei Anträge wurden ganz abgewiesen,
und in sechs Fällen wurden die Anträge
offenbar auf Grund der Einwendungen
des Comptroller of Patents zurück-
gezogen ... Es kann wohl erwartet
werden, daß, falls das englische Pa-
tentamt solche Lizenzen verleiht, den
Patentbesitzern nachträglich eine ent-
sprech<nde Entschädigung zuerkannt
werden wird. Aus allem ergibt sich,
daß nach Beendigung des Krieges Lizen-
zen unbedingt bezahlt werden müssen,
wenn englische Fabrikanten die Wei-
terfabrikation solcher Artikel beabsich-
tigen, die während des Krieges für die
Deckung des englischen Inlandsbedarfs
nötig sind."
Diese Darlegungen haben nur einen
bedingten Wert, zumal ihre Richtigkeit
unkontrollierbar ist. Es gibt ohne
jeden Zweifel auch in England noch
rechtlich denkende Männer, die sich
dessen bewußt sind, daß Handel und
Verkehr auf Treu und Glauben auf-
gebaut sein müssen, wenn ein Volk sein
Ansehen und schließlich gar seine Selbst-
achtung nicht verlieren will. Es ge-
hört aber sicherlich ein ziemlicher Opti-
mismus dazu, anzunehmen, daß irgend-
ein Deutscher, dessen Patentrechte jetzt
verletzt werden, auch nur einen Pfennig
Entschädigung erhalten wird, im Fall«
die Niederwerfung des Deutschen Rei-
ches gelänge, wozu ja heute glücklicher-
weise nicht die geringste Aussicht be-
steht. Und wenn jetzt auch das englische
Handelsamt das Prinzip der Wohlan-
ständigkeit noch nicht verleugnet haben
sollte, so ist damit noch keine Garantie
für die Zukunft dafür gegeben, daß es
auch weiterhin objektiv bleiben wird.
Wessen wir uns zu versehen haben, zei-
gen folgende Tatsachen: Zu Beginn des

Krieges erließ England ein Moratorium, das namentlich Deutschen gegenüber mit großer Härte durchgeführt wurde. Die britische Regierung hat die Filialen deutscher Großbanken in London zum Zwecke ihrer Liquidation unter eine besondere GeschäftskontroUe gestellt und andere deutsche Unternebmungen zur Schließung gezwungen. England hat durch Proklamation vom 9. September 1914 jeden Handelsverkehr von und nach Deutschland untcr strenge Strafe gestellt. Englische Zollbehörden haben nach Mitteilungen deutscher Firmen deutsche Waren, die auf englischem Boden noch nicht in den freien Verkehr übergegangen waren, eingezogen, um sie für den Staatsschatz zu verkaufen. Neben diesen gröblichen Verletzungen deutscher wirtschaftlicher Interessen laufen zahlreiche Fälle völkerrechtswidriger Behandlung Deutscher in England, die sogar von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung als „geradezu unwürdig" bezeichnet wurden. Alles dies von Rechts wegen, nämlich nach englischem Recht! Mit der englischen Rechtsprechung ist es aber ein eigen Ding. Das Berliner Tageblatt zitiert in seiner Nummer vom 7. Dezember 1914 die Verhandlung vor einem englischen Prisengericht und fügt wörtlich hinzu: „Nach solchen Proben kann das englische Prisenverfahren nicht mehr Anspruch erheben, ein Gerichtsverfahren genannt zu werden." Solche Beispiele englischer Rechtsprechung ließen sich viele erbringen. Wenn das allgemein in England beliebte

Vorgehen gegen Deutsche auch auf die deutschen Patente übergreift, so wird jeder zugeben müssen, daß die vielleicht von englischer Seite inspirierten Abschwächungsversuche nicht dazu angetan sind, eine endgültige Beruhigung der betroffenen Kreise zu bewirken. Nichts aber wäre in der gegenwärtigen Zeit verderblicher, als der deutschen Gutgläubigkeit und Gutmütigkeit die Zügel schießen zu lassen. Der Kampf in diesem Völkerringen geht um die Eristenz, und er geht bis aufs Messer. Wir Deutschen dürfen nicht vergessen, daß wir alle nur einen Feind haben — England!

Geschichtswissenschaftliche Rundschau.

Von August Friedrich Krause, Breslau.

Nachdem die ersten starken Erregungen vorübergebraust sind, die das gegenwärtig sich abspielende weltgeschichtliche Drama in jedem deutschen Kerzen ausgelöst hat, empfinden wir das Bedürfnis, die Fülle der Ereignisse, die in den sieben Monaten des Krieges und seiner Entstehung auf uns einstürmten, zu überblicken und zu ordnen, mit den bereits historisch gewordenen Geschehnissen der 43 Friedensjahre und mit der preußisch-deutschen Vergangenheit zu verknüpfen, sie zu vertiefen, ihnen gleichsam eine Seele zu geben. Mit anderen Worten: Neben dem leidenschaftlichen Fühlen will auch unser Denken der Ereignisse dieser großen Zeit sich bemächtigen, unser Sinn und Interesse für das Werden und Walten der in der Geschichte der Völker sich offenbarenden Kräfte wird lebendiger als je. Damit steigen wir auf eine höhere Warte als die Warte der Partei. Und erleben eine freudige Überraschung: Unsern Haß und unsere Liebe finden wir bestätigt und begründet in dem, was früher geschah; je mehr unser Horizont sich erweitert, je tiefer unser Auge eindringt in das Weltgeschehen vor dieser großen Zeit, um so höher wächst vor unsern Augen die Bedeutung des Kampfes, den wir führen, der nicht nur ein Ringen ist um Sein oder Nichtsein unseres Deutschen Reiches, sondern um die Durchdringung der Weltkultur mit deutschem Wesen und Geist. Wir lernen den Weltkrieg verstehen und begreifen, daß er nicht ein neues, überraschendes Drama, sondern nur ein

Akt, wenn auch ein gewaltiger ist in der Entwicklung des deutschen Volkes zum Weltvolke und ein Umschwung im Leben und in der Bedeutung unserer westlichen Feinde. —

Die Fülle der Tagesereignisse des gegenwärtigen Krieges wirkt verwirrend auf den Zeitungsleser; bald weiß er die Leitlinien nicht mehr zu finden, die ihn hindurchführen durch das Gestrüpp der Nachrichten zur Höhe klarer Überschau. Da bietet sich ihm als Hilfsmittel die von der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, München, herausgegebene „Chronik des deutschen Krieges" an. Der handliche, fast 500 Seiten starke Band bringt der Zeit nach geordnet die amtlichen Berichte, ergänzt durch zeitgenössische Kundgebungen im In- und Auslande, bei den Neutralen und unsern Feinden. So enthält er eigentlich nichts mehr, als wir im Depeschenteil unserer Zeitung zu finden gewöhnt sind; aber er bietet uns das Material, geklärt von allem Unwichtigen und Unrichtigen, in guter Form und Ausstattung als Nachschlagebuch, in dem wir alles zusammen finden, was des Rückerinnerns wert und für den historischen Verlauf der Ereignisse von Bedeutung ist. Der erste Band beginnt mit der österreichischen

8'

Note an Serbien und reicht bis Mitte November. Weitere Bände folgen.
Für die meisten Laien hört die Geschichte mit dem Frankfurter Frieden 1871 auf. Was danach folgt, ist in vielen Köpfen nur ein Chaos unklarer aus flüchtiger Zeitungslektüre hängen gebliebener Erinnerungen. Wer die Verknüpfung des gegenwärtigen Weltgeschehens mit der jüngsten Vergangenheit feit den letzten 40 Iahren sucht, wird sich die politischen Vorgänge dieser Zeit erst wieder in die Erinnerung zurückrufen müssen. An Hilfsmitteln hierzu ist leider keine große Auswahl. Eine« der geeignetsten Bücher dieser Art ist die „Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart" von Gottlob Eugelhaaf. (Stuttgart, Earl Krabbe's Verlag, Erich Gußmann.)
Daß es wirtlich einem Bedürfnis entgegenkam, beweist das Erscheinen der vierten Auflage, die bis zum Jahre 1912 und dem Frieden von Lausanne fortgeführt ist.
Das Wesen historischer Darstellung beruht vor allem in der Objektivierung des Weltgeschehens, im Herausheben der politischen Ereignisse aus dem Streit der Tagesmeinungen, in ihrer Läuterung von den Schlacken des Unwesentlichen und Zufälligen, des Kleinlichen und Peinlichen im Feuer starker Empfindungen. Darum wird die Geschichtsschreibung der jüngsten Vergangenheit, die in ihren Wirkungen noch Gegenwart ist, immer etwas Mißliches haben. Ursachen und Wirkungen der politischen Geschehnisse sind in ihren Zusammenhängen noch nicht zu übersehen, je näher dem gegenwärtigen Tage, um so weniger, und werden ersetzt durch Parteimeinungen. Persönlichkeiten, die von weithin wirkender Bedeutung sind, stehen dem Auge in überragender Größe noch zu nahe für ein unbefangenes Urteil. Die führenden Entwicklungsfäden lösen sich dem Auge des Darstellenden noch nicht klar aus dem vielverschlungenen Gewebe der Tagesereignisse.
Unter diesen Unvollkommenhciteu leidet naturgemäß auch das Egelhaafsche Buch. Wir haben es heute freilich besonders leicht, einen Mangel in seiner Darstellung herauszuheben, der begründet ist in der Gebundenheit des Verfassers durch die Nähe und Unübersichtlichkeit der Ereignisse. Der Krieg

und seine Vorgeschichte haben manche Entwicklungslinien der europäischen Politik aufgedeckt oder bestätigt, die wir vorher nur ahnen, kaum wissen konnten. Darum wird mancher Leser der Egelhaafschen Geschichte eine klare Herausarbeitung der Entwicklungen, die zu dem furchtbare»>, gegenwärtig sich austobenden Konflikt geführt haben, vermissen. Der Verfasser wird nach dem Kriege große Partien seines Buches umarbeiten müssen, wenn es zeitgemäß und auf der Höhe bleiben soll.

Schwerer wiegt eine andere Schwäche des Buches, die in der Persönlichkeit Egelhaafs begründet liegt. Wir beugen uus alle ehrfurchtsvoll vor der gewaltigen Persönlichkeit Dismarcks, in dieser großen Zeit mehr als je; wir ehren in ihm den Schmied unserer Einheit, den genialen Schöpfer des Reiches, bewundern und lieben seinen Charakter und Geist, wie wir erschauernd alles Große und Echte bewundern und lieben. Bismarcks weithin und über die Grenzen unsers Vaterlandes hinauv wirkende Persönlichkeit hat seiner Zeit das Gepräge gegeben, und es erscheint natürlich, daß Egelhaaf die Spanne von 40 Jahren, die sein Buch umfaßt, in zwei Abschnitte gliedert: die bismarckische und die nachbismarckische Zeit. Bismarck beherrscht aber nicht nur die Zeit, die es schildert, sondern auch das Buch selbst und seinen Verfasser. Die

„Gedanken und Erinnerungen" sind Egelhaafs politische Bibel, Bismarcks Meinungen und Urteile das Maß für seine Beurteilung von Tatsachen und Personen. S? wird diese „Geschichte der neuesten Zeit" mehr noch, als in den natürlichen Abhängigkeiten begründet ist, Zustimmung oder Widerspruch finden, je nachdem der Leser die Egelbaafschcn Partciansichten teilt oder verwirft.

Wer aber das Buch kritisch zu lesen vermag und sich ohne weiteres nicht jedem Urteil des Verfassers unterwirf«, wird viel Freude daran haben. Es klärt und befestigt dann die eigenen politischen Anschauungen, wenn man wohlgeordnet und übersichtlich gruppiert alles Wichtigste zusammengestellt findet, was die öffentliche Meinung Europas in den letzten vierzig Jahren bewegt hat; es hilft Abstand gewinnen von den Ereignissen, nnd man erstaunt, wie gering oft die Bedeutung von politischen Geschehnissen und Kämpfen erscheint, wenn man sie im großen Rahmen sieht. Dazu hilft das Egelhaafsche Buch in ausgezeichneter Weise. Es ist mit großem Geschick zusammengestellt und faßt die wichtigeren Vorgänge in der inneren wie der äußeren Politik der europäischen Staaten zusammen. Wünschenswert wäre, wenn den „Vereinigten Staaten von Nordamerika" ihrer Bedeutung und ihrem Einfluß auf die europäische Politik entsprechend ausführlichere Behandlung in einem besonderen Kapitel zuteil würde. Egelbaafs Darstellung, die immer bemüht ist, das Wesentliche in knapper, aber doch erschöpfender Form zu geben, liest sich angenehm und weiß immer zu interessieren. Wer nicht gezwungen ist, tiefer in die Einzelheiten der neuesten Geschichte einzudringen, wird in dem Egelhaafschen Buche, was er zum Verständnis der politischen Ereignisse der, Gegenwart braucht, finden, und so ist das Werk eine wertvolle Fortsetzung und Ergänzung einer jeden Weltgeschichte. —

Bismarcks Persönlichkeit wirkte und waltete durch das halbe 19. Iahrhundert und prägte dieser Zeit ihren Stempel auf; Bismarcks unsterblicher Geist lebt und wirkt heute noch im deutschen Volke, mehr als je in der gegenwärtigen Zeit, da sein Werk in den Gluten eines Weltbrandcs sich bewähren muß. Was

er in unsern Herzen schuf: ein historisch begründetes monarchisches Empfinden, stolzes nationales Selbstbewußtsein und heiße Liebe zum Vaterlande rauschte auf in diesen herrlichen Tagen wie Adlerflug und trug uns zu seinen Höhen. So iß der gegenwärtige Krieg, das gewaltigste Erlebnis des jungen Reiches, nicht nur eine Erprobung und Bestätigung seines Werkes, sondern auch eiu Neuwerden seines Geistes. Inniger und ergriffener als in friedlicher Zeit wird das deutsche Volk am 1. April die hundertste Wiederkehr des Tages feiern, an dem der Schöpfer seines Reiches geboren wurde, und wird den Hundertjährigen in sich lebendiger fühlen denn je.

Leben und Werk des großen Mannes ruft einer der Alten, der „innerlich mit Bismarck an die fünfzig Iahre gelebt hat", dem deutschen Volke in einer trefflichen Lebensschilderung in die Er- i! ueruug: Adolf Matthias, „Bismarck. Sein Leben und sein Werk." (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.) Seine Biographie soll, wie der Verfasser im Vorwort hervorhebt, eine Huldigung für den Genius Bismarcks sein und will nicht mit des Verfassers eigener Sprache prunken, sondern, soweit es irgend möglich sei, „die Sprache und den Stil des großen Mannes selber" sprechen lassen „als Träger seines Wesens, seines Denkens, Fühlens und Wirkens." Wie nur bei

wenigen unserer Großen aus dem Reiche der Tat ist dies bei Bismarck möglich, der uns in seinen Reden, Briefen und Erinnerungen eine umfangreiche Literatur hinterlassen hat, die durch Aufzeichnungen seiner Äußerungen in Gesprächen mit den Vertrauten seiner nächsten Umgebung noch vermehrt wurde. Wenn wir dieses von der ersten bis zur letzten Seite fesselnde Buch lesen, ist es fast, als borten wir Bismarck selbst von seinem Leben und Wirken erzäblen; binter seiner überwältiaenden Persönlichkeit tritt die Persönlichkeit des Verfassers ganz zurück. Diese charaktervolle, aus Liebe und Bewunderung geborene Bescheidenheit ist ein großer Vorzug des Buckes. Wir suchen in einer Bismarckbiographie nicht Herrn X oder I, der das Buch schrieb, so interessant auch sonst seine Persönlichkeit sein mag, sondern eben Bismarck. Wir sehen bei Matthias den Schöpfer des Reiches nicht durch das Medium eines fremden Geistes, sondern erleben ihn unmittelbar. Mit Herzenswärme und aufrichtiger Begeisterung für den Staatsmann wie für den Menschen Bismarck geschrieben, hält sich diese Lebensbeschreibung frei von aller Polemik gegen andere Parteistandpunkte und auch frei von jeder Kritik des großen Mannes; Matthias will nur erzählen, nur darstellen. So haben wir ein durchaus volkstümliches Buch gewonnen, wie wir es brauchen, um Bismarcks Geist und Wesen, sein Wollen und Wirken lebendig zu erhalten in unserem Volke. Für^eine wissenschaftliche historisch-kritische Würdigung dieses größten deutschen Staatsmannes, die ihn einstellt in seine Zeit, seine Bedeutung umschreibt und die Grenzen seines Wesens und Wirkens zieht, ist die Zeit noch nicht gekommen, sie muß einer späteren Zukunft überlassen bleiben. Für sie ist Bismarck noch zu wirksam in der Gegenwart. —

Man hat die herrliche Erhebung der Augusttage des vorigen Iahres verglichen mit dem wundersamen Frühling 1813, in dem es wie ein Sturm durch das ganze preußische Volk ging und es aufstehen ließ gegen Tyrannei und nationale Erdrosselung. Was das große Erinnerungsjahr nicht vermocht hat, das haben Neid, Gier und Rachsucht unserer Feinde zustande gebracht. Der Geist von 1813 ist wieder lebendig

geworden. Zahllos waren die Bücher, die im großen Festjahre die Zeit des erwachenden Nationalgefühls feierten und würdigten, und doch fehlte uns bisher noch immer eine wissenschaftliche, durchaus historisch-kritische Darstellung der großen Zeit, die den ungeheuren Stoff verarbeitet darbot, der in den letzten Iahrzehnten und nicht zum wenigsten in dem großen Erinnerungsjahr zutage gefördert vorden ist. Diese Lücke füllt die „Geschichte der Befreiungskriege 1813 und 1814" aus, von der Professor Heinrich Ulmann kürzlich den ersten Band im Verlage von R. Oldenbourg in München hat erscheinen lassen. Dieser Band behandelt vor allem, mit Vorks Tat und der Ermannung Ostpreußens beginnend, den Frübjahrsfeldzug und die Zeit des Waffenstillstandes und ermöglicht, die Absichten des Verfassers zu erkennen, uns ein Urteil über seine Berechtigung zu bilden. Es ist ein klares, nüchternes Buch. Viele werden die schwungvolle Begeisterung vermissen, die sonst die Werke auszuzeichnen pflegt, die des preußischen Volkes größte und erhebendste Tage schildern. Es stellt sich fest und sicher auf den Boden der durch mühevolle, ins einzelne und einzelnste »gehende Forschungen erwiesenen Tatsachen. Unerbittlich werden aus dem überreichen Material die notwendigsten Schlüsse gezogen und ein Bild geschaffen, das wahr und wirklich ist bis in seine letzten Ein-

zelheiten. Und doch fehlt es dem Buche nicht an Wärme, und doch löst es in uns starke Ergriffenheit, tiefe, echte Begeisterung für die große Zeit unserer Väter. Sie ist um so echter und tiefer, weil sie uns nicht aus den Worten des Darstellers, sondern aus den geschilderten Tatsachen quillt, weil sie geboren wird nicht aus dem Miterleben, zu dem der Verfasser, sondern aus dem unmittelbaren Erleben, zu dem die Zeit selbst uns zwingt. Mehr noch als in der wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit und Treue, erblicke ich hierin den größten Vorzug des Werkes, der ihm eine hervorragende Stellung sichert in der übergroßen Literatur der Befreiungskriege.

Wir wissen, daß in der gewaltigen Zeit, die Ulmann schildert, die nationale Einheit des deutschen Volkes geboren wurde, die Einheit, für die wir gegenwärtig Gut und Blut opfern, den schwersten Kampf bestehen müssen, in dem je ein Volk gestanden hat. Diese Einheit, die sich verkörpert in dem jungen Reich, hat unserm Volke die politische Mündigkeit gebracht, nach außen hin wie im Innern, eine Mündigkeit, die im gegenwärtigen Kriege sich bewähren muß. So gewiß wir zuversichtlich hoffen, daß wir Sieger bleiben werden in diesem Weltkampfe, so gewiß werden wir uns der neuen Weltftellung würdig erweisen müssen durch Vertiefung unserer politischen Volksbildung, die das deutsche Wesen zu höchster Entwicklung und Reife bringt. Dazu sollen vor allem uns helfen die großen deutschen Klassiker der Geschichtsschreibung, die uns deutsche Art und deutsches Wesen in ihrem Werden zeigen ohne Voreingenommenheit und Trübung des Urteils durch Parteileidenschaft treu, schlicht und wahr. Da ist es denn mit großer Freude zu begrüßen, daß die Verlagsanstalt von Duncker und Humblot in München eine Ausgabe von „Rankes Meisterwerken" in zehn Bänden, und zwar in einer wohlfeilen und in einer Vorzugsausgabe veranstaltet. Die ersten fünf Bände, die z. Zt. vorliegen, bringen das Hauptwerk dieses Begründers und Meisters der sogenannten objektiven Geschichtsschreibung, die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", das Werk, von dem Leopold von Ranke selbst gesagt hat: „Bei der

Arbeit war mir zumute wie der Mutter Natur, als sie den Elefanten machte." Unberührt von den Meinungen des Tages, unbekümmert um der Parteien Gunst und Haß und getragen von den universalen Tendenzen des Zeitalters der Spätromantik, hat Ranke sein System objektiver Geschichtsdarstellung, der die Unterwerfung unter den Geist der Wahrheit Notwendigkeit ist, zur Vollendung ausgebildet und in diesem Hauptwerke angewandt. Zahlreiche historische Quellen, die bis dahin verschüttet lagen, hat er für seine Arbeit aufgedeckt und sprudeln gemacht, die aus 96 Foliobänden bestehende Sammlung der Reichstagsakten von 1414 bis 1613 im Stadtarchiv zu Frankfurt a. M. ebenso wie die Aktenstücke des Preußischen Geheimen Staatsarchivs zu Berlin, wie des Sächsischen Hauptstaatsarchivs zu Dresden u. v. a. Die lebendige, anteilerweckende und plastische Darstellung macht das Werk zu einer genußreichen und bildenden Lektüre für jeden, der mit offenen Sinnen Umschau halten möchte in der Geschichte unseres Volkes und tiefer eindringen will in die Entwicklung seines Wesens. Die Ausgabe ist schlicht und vornehm, des großen Meisters würdig ausgestattet und bringt in den folgenden fünf Bänden außer der berühmten Geschichte der römischen Päpste in den letzten vier Iahrhunderten, im 9. Bande die Geschichte Wallensteins, im 10. einige kleinere Schriften.

Rundschau

Literarische Rundschau*).

Von Geh. Regierungsrat Prof 1>>'. Lud?wig Geiger.

Georg Engel: „Der Fahnenträger". Leipzig, Verlag Grethleitt u. Co. G. m. b. A

In diesen kriegerischen Zeiten möchte man aus der Überschrift des neuen Romans von Georg Engel und beim Anblick des Titelbildes, das eine mit einer Fahne bewaffnete Faust darstellt, auf ein Buch militärischen Inhalts schließen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Kriegerisch in gewissem Sinne ist das Buch allerdings; nur hat es mit dem gewaltigen Völkcrringen nichts zu tun. Vielmehr ist es ein Kampf um Geistesbefreiung, der hier geschildert wird. Der neue Roman ist die Lebens-, Leidens- und Siegesaeschichtc des Professors Iakobus Vogt in Greifswald. (Die Stadt wird zwar nicht genannt, aber so geschildert, daß kaum ein Zweifel an ihrer Identität bestehen kann.) Er hat als Lebensarbeit ein Werk vollendet: „Das tausendjährige Reich", von dem wir leider nicht genng vernehmen, um uns selbst ein Urteil darüber bilden zu können, ein Werk, in dem der Idealist seine philosophische, geschichtliche und theologische Ansicht äußert, die dem herrschenden Regiment widerstreiten. Der Professor selbst äußert sich über sein Werk, daß er darin den Schlußstein der Weltanschauung hinzugetragen habe. „Denn wer durch das Tor, das ich aufrichtete, gläubig und mit sehenden Augen hindurchschreitet, der wird finden, daß das Reich, das so lange ersehnt wurde, sich längst sach<

*> Wir aeben aern Herrn Gebeimrat stierer das Wort ,u dieser bedeutsamen Verdientlickxm.l l^eora sinaels, wennqleich unsere Referentin, l?rau Gräfin Nestalona, im Märzheft den Roman Engels schon aewürdiat bat. Die Redaktion.

und unvermerkt auf die Erde herabsenkte, der muß begreifen, wie die märchenhafte Hoffnung sich lange schon erfüllte, und daß die Zeit da ist, wo wir auf einem hellerleuchteten Pfad einer neuen noch fernen Hoffnung cntgegenzieben müssen." Er setzt ferner auseinander, daß Duldung und Mitleiden in der Menschheit herrsche, und daß viele Staaten sich schon gebildet haben nach den Grundsätzen, den Einzelnen gegen die Masse zu schützen nnd die Masse vor dem Einzelnen.

Das klingt ja im Ganzen wie die
Predigt eines harmlosen Idealisten,
aber schon den Zuhörern an der Tafelrunde erscheint es etwas befremdlich,
noch mehr dem Publikum, für welches
das Werk bestimmt ist. Denn die Studenten revoltieren gegen den Professor,
die Kollegen ziehen sich, bis auf einen
wirklich Getreuen, zurück, ein begeisterter Anhänger wird ernüchtert; Iakobus
Vogt wird nicht zum Rektor gewählt,
obgleich an ihm die Reihe war; die Berechtigung, Eramina abzuhalten, wird
ihm entzogen, so daß seine Zuhörerzahl
auf ein Minimum heruntergeht und daß
seine Nebcncinnahmen schwinden. Da
kommt eine Rettung durch einen Ministerialdirektor, der sich bisher in seinen Entscheidungen durch untergeordnete Beamte hatte bestimmen lassen,
und der nun das angefeindete Buch
selbst liest und den Gelehrten in alle
seine Ehren wieder einsetzt.

Neben dieser Haupthandlung geht
eine Nebenhandlung einher. Der Sohn
einer Gutsbesitzersfrau, Harry Heyden,
der einen starken Drang zum Studium
in sich gespürt hatte, war der treueste
Schüler des Meisters gewesen. Nach
dessen Erklärung über sein neues Buch
merkt er, daß er dem Meister nicht mehr
folgen könne, und verläßt ihn. Da seine
Mutter gerade stirbt, übernimmt er das
Gut und sucht seine Weltbeglückungspläne in eigenartiger Weise durchzuführen. Er hilft den Armen und Be-

drückten, unterstützt aber, da er wahllos zugreift, gerade die Unwürdigsten, nimmt Landstreicher auf, einen Vagabunden, der vielfach im Gefängnis gewesen, und ein der Fürsorgeerziehung entsprungenes, völlig verkommenes Mädchen, das mit dem Alten herumzieht, kommt infolge solcher ungesetzlicher Taten mit der Obrigkeit in Konflikt und erkennt etwas zu spät, daß dieses selbstherrliche Eingreifen in die Speichen des Rades menschlicher Gerechtigkeit sich ebenso an dem Beglücker wie an dem Beglückten rächen muß.

Und damit der Roman auch ein echter Roman sei, sind Liebesgeschichtcn eingestreut. Am Anfang des Buches die des schmächtigen Studentleins Iakobus Vogt mit Marie Düsterwald, der Tochter seiner Wirtsleute, und durch den ganzen Roman hindurch die Geschichte der Erika Vogt, der Tochter des ungleichen Paares, mit Harry Heyden. Beide Liebesgeschichtcn sind mit außerordentlichem Reiz, mit poesievoller Innigkeit dargestellt.

Mancherlei freilich in diesem weit ausgesponnenen Werke ist etwas seltsam. Daß Erika nach dem Bruche Harrys mit dem alten Vogt zu dem Gutsbesitzer als Wirtschafterin geht, die heimlich Geliebte zu dem heimlich Liebenden, ist immerhin ungewöhnlich; daß sie das Gut verläßt, nachdem sie Augenzeugin eines plötzlichen sinnlichen Ausbruchs des Gutsherrn zu der verführerischen Landstreicher,n Hanne geworden, ist wohl als Wirknng jungfräulicher Schüchternheit des auf seine Ebrc stolzen Mädchens zu erklären. Immerbin bleibt es ungewöhnlich, daß dieser Sturm der Entrüstung sich bald legt, denn wenn auch von einer Vereinigung des Paares nicht ausdrücklich aesprochen wird, so kann der Leser ziemlich sicher sein, daß sie sich demnächst beiraten werden.

Ebenso der nüchternen Wirklichkeit widersprechend ist das Schicksal des Professors. Daß an einer kleinen Universität das mannhafte Auftreten eines Lehrers die mutlosen Kollegen zum Abrücken veranlaßt, ist begreiflich; daß aber ein Lieblingsschüler, der schon im vertrauten Gespräche manches von den Anschauungen des Meisters erfahren haben müßte, ohne weiteres sich von diesem lossagt, kann man sich schwer denken. Noch schwerer, daß der Mi-

nisterialdirektor (man wird in der gan-
zen Schilderung an den rasch zugreifen-
den Althoff erinnert) erst durch die re-
solute Gattin des Professors, die ihn
höchst ungeniert zum Lesen des bereits
verdammten Buches zwingt, wirklich
das Buch liest und die gefällte, durch
ihn bestätigte Entscheidung zurücknimmt.
Muß man derartiges etwas abson-
derlich nennen, so kann man doch dem
Roman sowohl im Großen und Ganzen
als in vielen Einzelheiten Billigung,
ja Bewunderung nicht versagen. Die
Naturschilderungen, in denen Engel
immer erzellierte: die Darstellung des
Waldes und des Meeres, sind von gro-
ßer Kraft; die Menschen selbst sind mit
außerordentlicher Schärfe charakteri-
siert. Gerade die Kontraste gelingen
Engel in diesem Buche ganz ausgezeich-
net: der zaghafte und doch innerlich so
mutige Professor gegenüber seiner bü-
nenhaften Frau, die aber, ihrer gerin-
gen Bildung sich bewußt, im häuslichen
Kreise still wirkt und aus den Pro-
fessorkreisen sich zurückziebt. Einen eben-
so eigenartigen Gegensatz bilden Erika
und Harrn: Jene, die bei aller Weib-
lichkeit männliche Energie; dieser, der
trotz seines Mannesbewußtseins viel
weibliche Schwäche und Anschmiegunas-
bedürfm's besitzt. Ganz vortrefflich
sind auch die Professoren gezeichnet:
der salbungsvolle Theologe, der auf-
brausende, herzensaute Knnstbistoriker
und viele andere. Die vräcbtiasten Ge-
stalten aber sind die Schiffsleute: der
alte Düsterwald, der mit zwei Kum-
panen, einem Schiffer und einem bal-

ben Gelehrten, nach dem Tode seiner eigenen Gattin mit dem Berufsgenossen zusammenlebt, seine Urwüchsigkeit beibehält und durch seine Herzensgüte erfreut. Eine wirklich wundervolle Stelle des Romans ist die, da die beiden alten Seebären, die selber nicht viel besitzen, eine für ihre Verhältnisse sehr große Summe zu dem Professor tragen, der, wie sie meinen, in Geldnöten sich befindet, und ihm diese Summe als Hypothek aufzudrängen suchen. Derartige kleine Züge, ernste und humoristische, tragische und komische, sind massenhaft durch das Buch zerstreut. Sie allein und die zahlreichen plastischen Detailschilderungen würden genügen, um die Lektüre des Werkes zu einem wahrhaften Genuß zu gestalten.

Höher aber als diese Einzelheiten steht die Tendenz des ganzen Werkes. Ich scheue mich nicht, dies Wort hier zu gebrauchen, obgleich manche Kritiker uns versichern wollen, daß ein Roman eigentlich keine Tendenz haben sollte. Die Lehre, die das ganze Buch durchzieht, ist die Überzeugung von dem Siege der Freiheit. Sie kann, so scheint der Verfasser sagen zu wollen, wohl eine Zeitlang verkannt werden, kann üble Folgen für den haben, der sie verkündet. Aber sie schreitet sieghaft einher und muß endlich den Triumph erlangen, den man ihr eine Zeitlang verwehrt hat. Und auch hier wieder jene schöne Kontrastwirkung, von der oben andeutend gesprochen worden ist. Auch Harry Heyden bildet sich ein, ein Diener der Freiheit zu sein. Er kämpft gegen die Bevormundung, die seitens der staatlichen Behörde dem Tun des einzelnen gegenüber geübt wird. Aber er unterliegt in seinem Kampfe nicht bloß dadurch, daß er seitens der Behörde bestraft wird, sondern dadurch, daß er erkennt, daß die willkürliche Gesetzesauslegung, die er sich erlaubt hat, daß das Eingreifen in die gefestete Ordnung seitens eines einzelnen, obwohl es scheinbar durch Güte und Wohltätigkeit diktiert ist, ein Unrecht bleibt. Der Professor aber, der Lehren verkündet, die zwar dem Hergekommenen, dem Landläufigen widersprechen, dagegen innerlich berechtigt, von der Idee wahrer sittlicher Freiheit bestimmt sind, erlangt endlich, nachdem die Feigen ibn verlassen, die Halben sich von ihm ge-

trennt und die Behörde ihn zunächst auf-
gegeben hat, einen vollen und ganzen
Triumph. Er ist der Fahnenträger einer
neuen Zeit, einer Epoche wirklicher
Geistesbefreiung, der Herrschaft der
Vernunft und des Geistes. Schon wegen
dieses wundervollen Optimismus, der
dem ganzen Buche zugrunde liegt, kann
ich den Roman als eine erquickliche, er-
hebende und stärkende Leistung be-
zeichnen.

Lyrische Rundschau.

Von Edwin Krutina.

Deutsche Kriegs lyrik 1944/15.

Immer vergebens suche ich in der
Flut von Kriegsgedichten, die sich nickt
erschöpfen will, und frage mich ver-
wundert, wie es kommt, daß die große
Zeit keine ihr werten Dichtungen ge-
funden hat. Und doch ist die Lölung
dafür am Ende leicht. Wir sind beute
kein Volk, das — wie 1813 — der
Aufrüttelung bedarf, um sich seiner na,
tionalen Aufgaben bewußt zu werden.
Die Not seines Volkes, die Arndt er-
fühlt, und von der er gesungen, die
Kleist in ohnmächtigem Haß in seinen
Kriegsgedichten aus heißer Seele her-
ausgeschrien hat, die Not eines ge-
tretenen Volkes, das erstsiegen muß,
um deutsch zu werden, ist heute nicht
in uns. Herrlich, über jede Dichtung

und Phantasie, ist in diesem Krieg das Bewußtsein aufgewachsen vom ersten Tag an: Deutscher zu heißen, für ein größeres Deutschland zu kämpfen. Und hätten wir drum heute selbst einen unter uns, der die Macht des Wortes besäße wie Kleist, er müßte uns arm erscheinen gegen das, was uns eine starke Gegenwart beinahe ungläubig erleben ließ. Wohl ist die Sehnsucht des Dichters verständlich, mitzuschaffen, mitzuleben. Und doch hätte ich tief gewünscht — und ich habe es im stillen auch geglaubt —, daß alle die, deren Namen und Werk Zukunft bedeuten, ehrfürchtig geschwiegen hätten, bis auch für sie die Zeit zum Reden gekommen sei. Es ist ein unerfüllter Wunsch geblieben, und bis auf wenige Namen (Paquet) hat sich Mann für Mann mit dem Wort eingefunden. Wir haben uns damit abzufinden.

Dem einen unter ihnen — Ernst Lissauer — ist das Glück geworden, auch draußen, unter den Kämpfenden, gehört zu werden. Das gute Schicksal, das sein „Haßgesang an England" erlebte, ist bekannt. Der Erfolg Lissauers liegt in der Begabung dieses Dichters begründet. Schon in seinen früheren Gedichten — in „1813" besonders — hat uns seine beherrschte Künstlerschaft, mit der er sich Reim und Rhythmus in seine Form zwingt, Achtung abgenötigt. Seine sachliche, beinahe kühle Objektivität befähigt ihn auch jetzt — stärker, wie innerlich glühende, schöpferische Naturen — über seinen Stoffen zu stehen, und er ist einer der wenigen, der wirklich fertige Kunstwerke in dieser Zeit geben konnte („Haßgesang", „An Hodler"). Freilich können andere Gedichte, die er in seinen Flugblättern*) veröffentlichte, stutzig machen: hier wird die einmal festgehaltene Form durchaus Prosa, und sie gibt weiter nichts, wie aneinandergereihte, nicht viel sagende Worte:

Nun ward Zeit.
Wir stehn gedrängt,
dicht Mann an Mann
und Weib an Weib,
ein Volk,
siebzig Millionen als ein einziges Heer,
die mit der Wehr,
die ohne Wehr,
zu Land, zu Luft, zu See,
das Eiserne Kreuz,
das Rote Kreuz,

zu Ost und Nord und West,
wir stehn gedrängt,
Karree.

Der Verlag Diederichs in Iena setzt seine Tat-Bücherei für Feldpost fort. Die beiden Bände „Der Kampf" und „Die Heimat" bieten wieder eine bunte Übersicht über die Leistungen unserer Kriegslyrik. Leider auch hier neben wenigem Wertvollen viel, das kaum Berechtigung besitzt. Herrlich allein ist das Eingangsgedicht des Heft 4 „Benediktus". Verse — zwar ganz goethisch noch — aus denen aber eine künstlerisch beherrschte, doch ganz hingegebene Kraft der Persönlichkeit spricht. Hier allein ist einer, dessen Stimme auch später mitsprechen wird, wenn Stärkere als die heute Gekannten um die Gestaltung dieser Zeit in die ihr gehörende künstlerische Form ringen werden. Sein Name — Iulius Zerzer — soll Klang in uns behalten.

Erwähnen möchte ich die „Kriegslieder für das deutsche Volk mit Noten"*), alte und neue Lieder, die sicher draußen schon viel Freude gebracht haben.

Karl Rosners Gedichte „Wir tragen das Schwert" (Verlag Cotta, Stuttgart und Berlin) besitzen den Vorzug gefälliger Form und innerer Melodie.

Von allen Gedichten, die unmittelbar

*) .Worte in die Zeit". Flugblätter 1914. Blatt 1 und 2, ^Verlag Otto Hapte, Wttingen.

*)^ Verlag Eugen Dieoerich«, Jena, Preis f. d. Heft 25 Pfg.

an Erlebnisse dieses Krieges anschließen, sind die seinen die besten. Einige Gedichte, wie „Die Mutter" und „Herr Iesus auf dem Schlachtfeld", heben sich durch ihre Ergriffenheit über das Allgemeine heraus.

Die Sammlungen „Neue Kriegslieder" und „Kaserne und Schützengraben" (Neue Kriegslieder, zweiter Teil) *) stehen tiefer als die Diederichsschc Sammlung. Noch steht hier Dehmels schönstes Kricgslied, auf dem ein Schimmer von draußen liegt:

Es zieht eine Fahne vor uns her,
herrliche Fahne.
Es geht ein Glanz von Gewehr zu
Gewehr,
Glanz um die Fahne ....

Der zweite Teil, der auch humoristische Kriegslyrik enthält, bringt das wirklich witzige und rhythmische Landsturmlied von Hans Brennert, der als Einziger einen Ton des Soldatenlieds cingefanaen hat.

Klabunds Soldatenlieder**) zeigen die Eigenschaften dieses jungen Dichters in besonders krassem Licht. Neben wenigen, menschlich ergriffenen Strophen Töne, die nach jeder Weise und nach jedem Winde pfeifen. Das beste Lied ist, bezeichnenderweise, das Zarenlied von Mickiewicz, das von Klabund frei übertragen wurde. Das: „für den Zaren, für den Zaren", mit dem jede Strophe ausklingt, wirkt unheimlich und ergreifend.

Zuletzt sei noch eine Sammlung von Kurt Münzer „Taten und Kränze"*")
um eines Gedichtes willen erwähnt, denn was sonst drinnen steht, ist schlecht nnd banal und dieses feinen, wirklich menschlichen Dichters unwürdig. Dieses Gedickt aber, eines der reinsten der in

*) Neide im Verla«, Axel Juncker, Charlotte» bürg, jeder Band M. 1.—.

") Gelber Verlag, Dachau, Preis 89 M,

***) Verlan Arel Juncker, CharlotteiMra. 'Preis W. 1.-.

diesem Krieg entstandenen Lieder, mag zum Schluß hier seinen Platz finden:

Brüder, erst ein Gebet!
Wer kniet, fester dann steht!
Hebt die Gewehre! Die Sonne geht auf,
mustert unser Regiment,
segnet uns Scheitel und Flintenlauf.
Hoch die Herzen! Die Schlacht entbrennt!
Brüder, erst ein Gebet!
Danket, ehe ihr geht!

Schön war das Leben und herrlich die
Welt,
ein Wunder die Liebe, die Freundschaft
ein Glück.
Aber wir grüßen dick), dämmerndes
Feld,
wir schauen vorwärts und nicht zurück.
Brüder, erst ein Gebet!
Gott bleibt, der Mensch verweht!
Sieg und Tod schütteln das ewige Los.
Seht dort, es blitzt und donnert —
legt an!
Brüder, die Stunde ist heilig und groß!
Feuer! — Ietzt wird der Knabe em
Mann.
Feuer! So steigt das Gebet!

Kriegs-Frauen-Runds 6) au.

Von Ulla Wolff-Frank.

Die ureigenste Domäne de«' Frau
ist in diesem überwältigend großen
ssriege in den letzten Wochen zu unge-
ahnter, bedeutungsvollster Geltung ge-
kommen. Das Haus: die Ernährung,
die Küche, die Wirtschaft in ihrer ratio-
nellen Bedeutung, ihrer das Volkswohl
umfassenden Anwendung. Und wieder-
um bewähren sich die Frauen in Ernst
und Eifer, die manchen Kreisen ab-
banden gekommen waren im modernen
Lebensstil. Kluge Überlegung und
praktische Betätigung einen sich zu
segensreicher Arbeit. Selbstbetätigung

vor allem. Heute gilt es, die wirtschaftlichen Probleme zu ergründen und ihre Lösung zu ermöglichen, die diese merkwürdige, niemals dislang ins Auge gefaßte, weil nie zu erdenkende Volksernährung erfordert. Vor uns hingestellt als eine Notwendigkeit, eine Tatsache zugleich, mit der die Allgemeinheit, — alle, wie jeder einzelne—/ausnahmslos zu rechnen hat, rechnen muß, rechnen will. Rasch, einsichtig, entschlossen .... opfermutig und opferfreudig. Eine Tatsache, die das Volk, das deutsche Volk, fester, inniger, einmütiger zusammenschweißt zu jener wunderherrlichen Einheit, in der es in stets wachsender Größe und Kraft sich den Augen der erwachenden, aufschauenden, aufmerkenden, endlich bewundernden Welt offenbart, in der es sieghaft die Welt erobert. Nicht in töricht uns angedichteten, heuchlerisch erlogenen Herrschaftsgelüsten, sondern jener Herrschaft des geistigen Besitzes und der Moral über die Welt, deren Kulturgrenzen wir, unermüdlich schaffend, gebend, strebend, erweitern. Ausbauen zu jenen Tempeln menschlicher Gesittung, für die der Kaiser das erhabenerhebende Wort prägte: „Kultur ist tiefstes Wissen und höchste Moral." Iedes Bangen und jeden Zweifel ausschließende Wirkung zeigten Wissen und Moral durch ihren Einfluß auf die Bevölkerung in diesen Tagen, wo man für ihre Ernährung und Versorgung in weiter Zeitdauer ernste, schwer eingreifende Maßregeln für angemessen hielt nnd sie durchführte in verhältnismäßig kurzer Zeit. Maßregeln, die immerhin überraschend, fast plötzlich kamen für den Umfang der Vorkehrungen, die zu treffen waren. Wissen auf allen Gebieten, volkswirtschaftlicher, mathematischer, sanitärer und sonstiger einschlägiger Materien, mußte ineinandergreifen, um die notwendig gewordenen Organisationen sicher und durchgreifend zu bewerkstelligen. Tiefes Wissen, das in seinen alles umfassenden Zusammenhängen jenes einzigartige Ganze bildet, das wir ehrfürchtig deutschen Geist benennen, und jene Moral von Vaterlandsliebe, Hilfsbereitschaft, von ruhiger Einsicht und einem Sichbescheidcn und Einordnen, selbst dort, wo die Erkenntnis erst langsam reift, die man wohl als höchste Moral ansprechen darf.

Es bedurfte nur eines Weckrufes an die „Heimarmee", um jeden Haushalt in den „Kriegszustand" zu versetzen, den der Kampf für unser Wirtschaftsleben zu einem ebenso unerschütterlichen, heiligen macht, für die Daheimgebliebenen, wie für unsere Heldenscharen draußen, nach dem schönen Wort des preußischen Ministers des Innern von Löbell: „I n jedem Deutschen, dem nicht die höchste Ehre gegönnt ist, sein Leben draußen im Felde einzusetzen, muß das Bewußtsein lebendig sein, daß es eine heilige Pflicht ist, hierinderHeimatdurchEinschränkungen und Anpassungen seines täglichen Lebens an die neuen Notwendigkeiten zum siegreichen Durchhalten nach seinen schwachen Kräften beizutragen." Durchhalten! In diesem Zeichen wurden die Maßnahmen getroffen, die zum wirtschaftlichen Sieg geboten erscheinen, und an ihrer Durchführung arbeitet unsere deutsche Heimarmee allüberall, wo sie dazu berufen, das heißt, in der kleinsten Hütte und im prunkhaften Haus, dort, wo die Einschränkung Daseinsbedingung ist, und dort, wo der Lurus Berechtigung hat, alle folgen nur einem Gesetz, erfüllen nur ein Gebot: sein Leben einzurichten auf der Basis, die das Heil des Vaterlandes erfordert und sichert in schwerer Zeit. In jener strengen Disziplin, die uns sieghaft macht, wo deutsches Wollen nnd deutsches Wesen sich

kundzugeben berufen ist, hat dieser wirtschaftliche Kampf eingesetzt, so steht er unwiderstehlich, so macht er uns unbesiegbar. Wo nicht hysterische Ängstlichkeit vorliegt, gibt es wohl keinen Deutschen, der von Furcht oder Sorgen geplagt der Neuordnung der Ernährungsangelegenheiten gegenübersteht. Man weiß sich sicher der Nahrungsquellen des Landes und empfindet es dankbar, daß der Verbrauch geregelt ist. Und brachte das anfänglich auch einige Unbequemlichkeiten mit, die ängstliche Gemüter bänglich machten, so rückten unsere Elitetruppen des Wirtschaftskrieges, die Frauen an und zeigten, wie es gemacht wird, strategisch und taktisch, in Vorratskammer und Küche. Und diese Strategie im Raume des häuslichen Herdes, diese Taktik in der Verwertung der zu Gebote stehenden Kräfte, wird sich unbedingt zu jenem Durchhalten steigern, das auch einer längeren Kriegsdauer standhalten wird. An Intelligenz und Energie fehlt es den Frauen nicht, und daraus läßt sich schon ein Wall aufrichten, der sich jeder Gefahr als uneinnehmbare Festung entgegenstellt. „Wir werden nicht hungern," sagen die deutschen Frauen, „wir nicht, und niemand, der unter uns lebt." Aber nicht übermütig und hochmütig denken sie es und sprechen es aus, mutig und freudig erfüllt sie die Gewißheit, daß der wirtschaftliche Kampf siegreich durchgeführt werden wird.

Setzten die führenden Frauen, wie das nun einmal Frauenart, sich anfänglich auch wieder mit einer Vehemenz ein, die Stürme entfesselte, wo solche gar nicht nötig waren, hielten sie so ausgiebige Reden, erfanden sie so viele Küchenrezepte, daß einem der Appetit darüber vergehen konnte, so wollen wir sie deshalb nicht tadeln. Es war ja sicher gut gemeint und ganz gewiß von jenem Geiste der Hilfsbereitschaft erfüllt, der in diesen Kriegszeiten ihr Tun und Lassen in edelster Weise beseelt. Aber man war versucht, doch manchmal sich zu sagen, „weniger wäre mehr gewesen", und von recht klugen, tüchtigen Hausfrauen wurde es auch gesagt. Diese Belehrungen, Vorträge, Ausführungen über die „neue Ernährungsform" gelangten wohl selten an die Stellen, wo Neuordnungen der Ernährung nicht theoretisch zu behandeln waren, sondern praktisch auszuführen. Das ist in den

breitesten Schichten der Bevölkerung. Dort ist man gewohnt, durch die Erfahrung, den denkbar größten Nutzen aus kleinsten Mitteln zu ziehen. Dort genügte die Mahnung zur Sparsamkeit, — die sich ihnen jetzt in erhöhtere«!» Maße aufdrängt —, als die stets gewohnte und geübte. Alle Kräfte haben nur dahin zu wirken, daß ihnen dies möglich ist. Und das wird ja auch hoffentlich geschehen, nicht durch Anweisung, wie man kocht, wo Schmalhans ohnedies Küchenmeister ist, sondern, daß wie bisher die Wohlfahrt für Volksernährung nicht nur aufrecht erhalten wird, sondern womöglich noch erweitert. Die Einrichtungen unserer Volksküchen, Mittelstandsküchen, Bürgerküchen, Künstlerküchen, Küchen für Personen besserer Stände und andere, über die ich wiederholt berichtete, haben sich glänzend bewährt, und über jedes Lob erhaben sind die Abraham'schen Küchenhorte für Kinder, die alle kräftig und rotwangig geworden sind in diesen Monaten, wobei ich hauptsächlich die Verpflegungsstätten in den übervölkerten Stadtteilen der Peripherie und der großen Arbeiterviertel im Auge habe. Daß dort alles beim alten bleibe in dieser Zeit der Neuordnung der Ernährung, erscheint mir die wichtigste Aufgabe in der wirtschaftlichen Notlage, die der Krieg mit sich brachte. In dieser Tätigkeit nicht nachlassen, sie womöglich steigern, sie den Verbrauchsmöglichkeiten anpassen, ohne daß die Einschränkung sich diesen, zu allen Zeiten Einschränkungen Unterworfenen allzu fühlbar mache, scheint

ein Haupterfordernis der Hilfsaktion, die unsere Frauen jetzt zu leisten haben. Auch hier heißt es: Durchhalten! Weniger reden, mehr tun! Da nur allerhöchste Vorsicht und Fürsorge diese Maßregeln für notwendig erachtete, da keinerlei Mangel an wichtigen Ernährungsbestandteilen vorliegt, nur etwaiges Eintreten von Mangel durch rechtzeitiges Eingreifen zu verhindern ist, so wird sich dies auch sicher vollziehen. Es bedarf dazu nicht der endlosen Reden in völlig überflüssigen Versammlungen, zu denen Kreise herangezogen werden, die ihre Zeit wesentlich nützlicher verwenden könnten, als Aufklärungen in Empfang zu nehmen, die sie entweder nicht verstehen können oder nicht verstehen wollen, hauptsächlich weil sie im letzten Grunde aus eigenen erprobten Erfahrungen viel besser wissen, wie sie das ihnen zur Ernährung als ausreichend zugebilligte Mehl verwenden sollen, als die Damen der volkswirtschaftlichen „Gesellschaftskreise" ihnen dies akademisch klarmachen können. Es soll nicht verschwiegen werden, daß Frauen und Mädchen, die von wirtschaftlichen Dingen scheinbar sehr wenig oder gar nichts verstanden, sich rednerisch über Dinge ausließen, die zu beurteilen sie niemals in der Lage waren. Kochen lernt man vielleicht in der Kochschule, besonders wo es sich um Schlagsahntorten und Mayonnaisen handelt, aber kochen kann nur, wer den hauswirtschaftlichen Instinkt und Verstand für diese viel zu niedrig eingeschätzten Talente besitzt. Man lernt leichter Klavier spielen, als kochen, und nun kommen mit einem Male alle diese Klavierspielerinnen und Schriftstellerinnen, Kunstgewerblcrinnen und Klubdamen und halten Vorträge über die chemische Zusammensetzung von Roggen-, Kartoffel-, Weizenmehl und die richtige Anwendung von Kartoffeln mit oder ohne Schale, und was man von einem halben Pfund Mehl pro Tag und Kopf alles herstellen könne. Das alles schafft nur Beunruhigung und Zweifel und iß umso überflüssiger, als nicht der mindeste Grund zu diesen wirtschaftlichen Kannegießereien vorliegt. Die Behörden treffen ihre Maßnahmen und geben die zweckdienlichen Anordnungen, denen zu entsprechen das disziplinierte Deutschland gewohnt und gewillt ist, und sich sagen darf: „Lieb Vaterland, kannst

ruhig sein ..." Die Diskussionen und Debatten, die von übereifrigen, manchmal auch selbstgefälligen Damen angeregt werden, können die Ruhe nur stören, und Ruhe und Besonnenheit ist gerade das, was wir in dieser Zeit nötiger brauchen, als neue Kochrezepte. In einer Versammlung, der ich jüngst beiwohnte, saß ich zwischen einem ganz einfachen, schlichten Mütterchen und einer, wie es schien, sogenannten „Perfekten". Es wurde der Segen der Pflaumenmus-Marmelade und deren Zubereitung auseinandergesetzt und als besonders vorteilhaft empfohlen, die Pflaumen mit zwei Dritteln Mohrrüben zu verkochen. Mein Mütterchen zur Linken seufzte: „Da muß man aber doch erst die Pflaumen und die Mohrrüben haben"; die Perfekte aber behauptete kategorisch: „Das ist Unsinn, Mohrrüben haben eine viel kräftigere Substanz als Pflaumen und würden diese einfach auffressen." Dittieils e»t »»tirilm uon »oridere, die ernste Zeit erlaubt es nicht und verlangt ernste Fragen ernst zu behandeln. Dazu gehört, vor der Gefahr zu warnen, so wichtige, lebenerhaltende Fragen, wie die Volksernährung, zum Gegenstand superkluger, wichtigtuerischer, irreführender Ausführungen zu machen.
Ich fürchte nicht, mißverstanden zu werden. Niemand konnte und kann freudiger, stolzer, anerkennender der Frauenarbeit und herrlichen Hilfsbereitschaft, die in dieser namenlos schweren Zeit geleistet wurde, gedenken, aber es drängten sich in der letzten Zeit doch

Bedenken an über das „Zuviel", das Beängstigungen und Befürchtungen wecken konnte und Gefahren zeigen, die Gott sei Dank nicht vorhanden sind. Wir haben, was wir brauchen, und es wird uns in einem dem Ernst der Zeit angepaßten sparsamen, enthaltsamen und einsichtigen Leben auch fernerhin an nichts fehlen. Besonders nicht, wenn wir dem Mahnwort des preußischen Ministers von Lobell zur Einschränkung und Anpassung noch als Drittes hinzusetzen: Geben, geben, geben, allüberall und in jeder Form. Dann soll auch jede Kritik und jede Bedenklichkeit über das „Wie" verstummen im Sinne des klugen, prächtigen Anrufs Theodor Fontanes :

„Such' nicht, wie's eigentlich gewesen,
Wolle nicht in den Herzen lesen;
Sieht's freundlich ans, nimm's freundlich an.
Nimm den Biedertucr als Biedermann.
Alle Flügelmänner auf Sammellisten,
Nimm sie hin als Musterchristen,
Wenn sie nur geben beim Liebeverkünden,
Forsche nicht nach den letzten Gründen."

Berichtigung.

Der Name des Verfassers des Beitrages „Die franzosischen Abgeordnetenwahlen von 1914 nnd der Krieg" im Märzheft (Seite 296 ff.) lautet:

Professor vr. W. Kasback,

nicht, wie irrtümlich angegeben, Hasboch.

>c> ^ .

Unverlangte Manuskript« senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beilieg».

8««»«e»« «5 IhifKlXlU««l: V«I. l>r. L»d«lz S»ei» ln V«N» V w, Lllhmnlf« z». <3^el»« >in» >l»ll<lll»»l,«3«8>,-V«»«»«»«l!ch«11eda««l: Dr. syln!»» »ru» w ««»lou, — «lleln>«en«wn« «l Un^l»: »lllllche i. », yistuchhoxdl»»« <I. ««<l<»1, Vudopefl V, v«»tch»-«tez« 2. — Wll »e« ?«I«nUe»teU »l«««»»lMch: <zel»llch »ll»»m«n« l» V«»l«» M. — »ell»« !»» «ruck lxi echlefilchn> ««chl>l><<!eil! » « Sch»«ll«e»d»r. «-«. ««»l«« IN

ln8eraten >XnnaKme
6ureb uneere ÜWob2lt»tsIls, Lerlin W. IN, I^ütioiivuler 5»; 6ureb unzern Verlag Vrezlau III; lerner 6uron 6ie ?irma: Iiuäoll ^lo»36 unä äie deklwllteii ^nnoneeN'Nxpeäitionßn.
In8ert«»nzprel»: pro 46 mm breite 2ei!e <liuäoll Ilo»»«'» Normal-2eilenme83er I^o. b) 70 ?l.

-<'.!'

leu 8. ^,. Lmir ^bÃ¤-Nl-KaÃ¤sr.

KuOcMonMschchs
Vroftssor Dr. Ludlv^ Stein

^ Kunst« und Verlagsanstalt
. .. l'drr, A.G., Breslau.
'. "!'!,' , » >^ ' >-. . .' »Nelbolch.
. .,». ». <^«'»<»>»n->»un« «el«. P»ul, Jülich I.
««neial>)er»«!un« für K»llll!>»: W.Ä. vll»«»«<lu» «n» ««!>», H«««- Vuitenh«f3L.
39. Iahrgang. Band 153. Heft 488. Mai 1915

Â«38^Â»

< ^'-
"/
Â« >, >"'i- V!. Â»>.,_:;

EmeötuOcMmalWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche Buchdruckers!,«^^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
« 7- Lieinllck«. Verthold Lutlel. «lw'lcheK,z.hofbuchhandl. Er»leo <i tz<>NeU>»Ich,
Stockholm Christiania Konstantinopel
l. <k. Fritze, I^!br»Il!« lto7»!». Illcob l>yb«»d VuchMg, In«ein<lt, Vuchhandl. VN» Neil,
für d!e Provinzen in Tchnxden uno in Dilnlmlli»: «»e»r« <ll>l. Nlfin» N«chl»l«el, «»«e»<!»«e»».
fill Die Lchweiz: «««dem. «„«<,«. u. Vuch!,«n»lun« Hlrm. P«ul, g«llch l.
«enerl!lveit«wng!ür Holland: W. V. van«t«lu« «n» «»Im. b«««. VuilenholZK,
39. Iahrgang. Band 15z. Heft 488. Mai 1915

Professor Dr. Ludwig Stein:

Psychologie des Weltkrieges.

Was wir heute erleben, das ist das größte Erdbeben der Geschichte. Als vor einigen Wochen das alte Erdbebengebiet Europas, Italien, wieder einmal in den Abruzzen heimgesucht wurde, mochte ein Einwohner von Avezzano, der lebend aus den Trümmern seiner untergegangenen Stadt hervorgeholt wurde, die verzweifelte Frage gestellt haben: Geht eigentlich die Welt unter? Denn für ihn, für seine unmittelbare Umgebung und von seinem Standorte aus gesehen, schien sie wirklich untergehen zu wollen. Aber der Geodät in seinem Observatorium, dessen empfindlicher Apparat, der Seismograph, die Erschütterungen in den Abruzzen mit mathematischer Genauigkeit registrierte, wußte sehr wohl, daß die Welt auch beim stärksten Erdbeben nicht untergeht. Es handelt sich vielmehr um einen Ausgleich widerstrebender Kräfte im Erdinnern, die nach erfolgter Aue lösung durch tellurische Erschütterungen ihr Gleichgewicht gefunden haben. Der Geophysiker weiß aus der Geschichte der Erde, dieses Proletariers unter den Planeten, daß die Naturgesetze unvergänglich sind, daß daher das ganze Planetensystem nach ehernen Gesetzen einem ewigen Rhythmus gehorcht. Die Welt ist auch nach Herkulanum und Pompeji, nach Lissabon und San Francisco, nach Messina und Avezzano nicht untergegangen. Und die Menschen haben trotz aller Gefahren das Vertrauen wiedergewonnen und sich in Erdbebengebieten neu angesiedelt. Ia, Nietzsche gibt uns den Rat: Baut eure Häuser an den Vesuv! Iedenfalls haben es viele von uns freudig empfunden, wie rings um die Trümmerstätten Pompejis neues Leben aus den Ruinen erblüht ist.

Angesichts der Erwürgungs- und Erdrosselungspolitik, welche England, das klassische Land der großen Zivilisation und der kleinen Kultur, gegen die beiden auf Gedeih und Verderb verbündeten Zentralmächte inauguriert hat, um in eine Aushungerungstaktik auszumünden, welche auch Säuglinge, Greise, Invalide und mehr als 60 Millionen Nichtkombattanten, die Frauen nämlich, umfaßt, die nicht mit dem Schwert in der Hand, sondern mit ihrem Herzblut kämpfen, könnte sich die bange Frage unseren Lippen entwinden: geht eigentlich die moralische Welt unter? Haben unsere Vorfahren in mehrtausendjähriger unermüdlicher Kulturarbeit Religion, Recht, Moral, Kunst un6 Wissenschaft, kurz jenes System der westeuropäisch-amerikanischen Kultur der weißen Rasse, die offenkundig zur Weltherrschaft berufen war, auferbaut, damit ein weltpolitischer Orkan kommt, der alles mühsam Errungene wie ein Kartenhaus aus-

einanderwirbelt? Einzelne Verzagte, welche es im stillen Herzenskämmerlein
beklagen mögen, daß sie gerade in jene Geschichtskurve hineingeboren sind, in
welcher sich das größte Erdbeben der Weltgeschichte vor unseren Augen vollzieht,
mögen von ihrem egozentrischen Standort aus mit einem Schein von Recht
sich die schicksalsbange Frage vorgelegt haben: Geht denn die ganze
moralische Weltordnung aus den Fugen? Der Soziologe aber,
der sich mit Spinoza gewöhnt hat, nicht bloß die astrophysische, sondern auch
die moralische Weltordnung unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit zu betrachten,
gleicht jenem Geodäten, der mit Iahrzehntausenden rechnet, und mit der Zu-
versicht des unbeirrbaren Forschers felsenfest davon überzeugt ist, daß auch die
moralische Welt so wenig untergeht wie unsere Erde. Der Soziologe urteilt
nicht nach dem Hier und Ietzt, sondern nach dem Überall und Immer. Aus
seiner überschauenden, vergleichend-geschichtlichen Betrachtung aller welthistorischen
Begebenheiten schöpft er die Gewißheit, daß auch die geschichtliche Welt kein
wirrer Zufall, kein blindes Dhngefähr, kein toller Traum eines schlafenden Gottes
ist, daß vielmehr Sinn und Plan, Ordnung und Gesetzmäßigkeit im weltgeschicht-
lichen Erleben der Menschen ebenso herrscht, wie im erdgeschichtlichen Erleben
der Naturforscher. Den Gesetzen in der Natur entspricht eine Logik in der Ge-
schichte. Nur muß man nicht einen kleinen Raumabschnitt zur Beurteilung des
Weltgeschehens zum Ausgangspunkte nehmen, wie jener vom Erdbeben Heim-
gesuchte in Avezzano, sondern den ganzen astrophysischen Prozeß. Ebensowenig
darf der Soziologe jenen kleinen Zeitausschnitt zum Bewertungsmaßstab seiner
Geschichtsauffassung erheben, in den er persönlich hineingeraten ist, sondern er
muß Iahrzehntausende des geschichtlichen Erlebens überschauend zusammenfassen,
um die großen Tendenzen der Geschichte zu ermitteln. Die Nittur ist das Reich
der Gesetze, die Geschichte das Reich der Zwecke. Aber diese beiden Reiche
laufen parallel, wie die Attribute bei Spinoza, oder die liarmollie pr46tabliv
bei Leibniz, zumal die Gesetzmäßigkeit der Natur in der göttlichen Welt-
zweckmäßigkeit, wie Kant einmal andeutet, verankert ist. Wenn wir beispiels-
weise Reiche von 400 Millionen, wie China, die auf die älteste Kultur der ge-
schichtlich erforschten Menschheit zurückblicken, zermürben sehen, um die willen-
lose Beute der auch körperlich winzigen, aber behenderen und rührigeren Iapaner
zu werden, so wird sich der Soziologe sagen müssen: das ist kein purer Zufall,
sondern ein unausweichlicher psychologischer Prozeß. Das chinesische Reich
ist an seiner chinesischen Mauer jämmerlich zugrunde gegangen. Die Qualität
siegt über die Quantität. Seelische Gewalten sind wirksamer als rohe Fäuste.
Völker und Nationen können nicht durch brutale Gewalten allein zusammen-
gehalten werden, sondern nur durch beherrschende Ideen. Das gleiche Schau-
spiel bietet uns der tönerne Koloß Rußland dar, dessen Vorderpfoten schvn das
kleine Iapan vor einem Iahrzehnt abgesägt hat, und dessen Hinterfüße jetzt von
unseren verbündeten Armeen bedroht sind. Auch hier macht es nicht die Über-

zahl, die ja auf russischer Seite ist, sondern die geschulteren und disziplinierteren Armeen; auch hier entscheidet also nicht die Quantität, sondern die Qualität, nicht die Materie, sondern der Geist, nicht der tote Mechanismus der Ziffer, sondern der lebendige Organismus einer beherrschenden Idee. Und das nenne ich: die Psychologie des Weltkrieges. Vom Parkett des Welttheaters aus gesehen, stehen nicht mehr Mann gegen Mann, Heere gegen Heere, sondern Maschine gegen Maschine, Technik gegen Technik, angewandte Wissenschaft gegen angewandte Wissenschaft einander gegenüber; aber hinter den Kulissen sieht es anders aus. Da beobachtet der Soziologe die hintergründigen Motive, die zu diesem titanischen Weltenringen der führenden Kulturstaaten mit elementarer Wucht gedrängt haben. Im letzten und tiefsten Grunde kämpfen heute Weltanschauung gegen Weltanschauung, seelische Mächte gegen andere seelische Mächte, bestimmte Kulturtypen gegen andere Kulturtypen. Von diesem volkerpsychologischen Gesichtswinkel aus gesehen, schrumpft die scheinbare Katastrophe zu einer vorübergehenden Episode des Menschengeschlechts zusammen. Auf dem Zifferblatt der Weltenuhr sind, nach einem Worte Tuttle's, zehntausend Iahre eine einzige Pendelschwingung, soviel etwa, wie für uns Kurzsichtige eine Sekunde.

Wir sehen im heutigen Völkerringen wesentlich vier völkerpsychologische Typen, vier Staatsauffassungen am Werke, welche um die Vorherrschaft innerhalb unseres Killtursystems ringen. Die Psychologie der französischen Volksseele ist charakterisiert durch ein Vorwiegen der Phantasie (Einbildungskraft), die der russischen durch das Überströmen des Gefühlsmäßigen, die der Briten durch die Vorherrschaft des Willens, die der beiden verbündeten Kaiserreiche, deren östlicher Pionier und Bannerträger Ungarn ist, das Vorwalten der Idee, des Rationalen, des Logischen, kurz, des Verstandes. In die Schulsprache übersetzt, heißt der völkerpsychologische Staatstypus Frankreichs: Illusionismus, der Rußlands: Sentimentalismus, der Englands: Voluntarismus, der unsrige endlich: Intellektualismus oder Rationalismus. Diese vier Grundmächte kämpfen heute um Sein oder Nichtsein, um Geltung oder Untergang, um die endgültige Abrechnung, wer in Zukunft das Siegel seiner Volksseele der Welt entscheidend aufprägen soll. Was ich hier biete, ist naturgemäß Entwurf, Grundriß, Skizze, natürlich kein System. Denn über diesen Rahmen kann man wohl soziologische Nippessachen und philosophische Einfälle hinüberschmuggeln, nicht aber Quadersteine einer sollig ausgebauten völkerpsychologischen Theorie. Was ich hier zu bieten vermag, ist nur das Gerippe einer psychologischen Typisierung der um die Vorherrschaft ringenden Mächte.

I.

Die Psychologie der französischen Volksseele ist so durchsichtig, wie ihre Sprache. Die Franzosen hatten durch das hypnotische Hinstieren auf das vogesische Loch, das eine feile Presse suggestiv ausnutzte, wenn auch keinen zwingenden Grund, so doch zum mindesten einen menschlich begreiflichen Anlaß zu diesem

Weltkriege. Ich sage: Anlaß, und kein Grund. Denn entweder kann eine Nation nicht vergessen, dann darf sie auch Waterloo und Moskau nicht vergessen, oder sie will vergessen, dann muß sie auch Sedan zu vergessen verstehen, wie ihr Bester, Iaur^s, folgerichtig geurteilt hat, um seine Folgerichtigkeit mit seinem Kopfe zu bezahlen. Der Unterschied der Zeitdauer — dort ein ganzes, hier kaum ein halbes Iahrhundert — kann nicht entscheidend sein; denn die Engländer haben mit den Deutschen noch nie, mit den Franzosen Iahrhunderte hindurch im Kampfe auf Leben und Tod gelegen. Ebenso war Moskau, das unbegreiflicherweise vor drei Iahren, unter dem Iubel französischer Abgesandter, seine Iahrhundertfeier abgehalten hat, durch die säkulare Grausamkeit, die Ruß-, land je und je, auch gegen die eigenen Volksgenossen, anwandte, doch noch etwas einprägsamer als Sedan. Aber Frankreich, die Phantasienation, war nun einmal mit der bezwingenden Macht der nationalen Einbildungskraft auf die umflorte Straßburgstatue der ?Iae« se I» Ooucorä« eingestellt, und keine nationale Erwägung vermochte die angestachelte Leidenschaft zu ruhig-sachlicher Vernunfterwä'gung herabzustimmen. An ihrer überquellenden Phantasie scheitern die Franzosen. Seit mehr als einem Iahrhundert pendeln sie hemmungslos zwischen Monarchie und Republik, und sie taumeln besinnungslos zwischen demokratischem Sozialismus und autokratischem Absolutismus, dessen Armee sie sich für 20 Milliarden Franken gekauft haben, nur um die Sehnsucht ihrer politischen Einbildungskraft zu stillen.

Die Franzosen sind Sanguiniker, mit allen ästhetischen Vorzügen, aber auch mit allen moralischen Bedenklichkeiten dieses psychologischen Typus. Ihnen fehlen die Hemmungen. Ihre politische Nervosität ist ihr Schicksal. Sprunghaft und ruhelos steigert sich dieser völkerpsychologische Typus, durch eine zügellose Presse angestachelt, bis zur politischen Hysterie. Die Massensuggestion, wie sie der Franzose Gustave Le Bon und der Italiener Scipio Sighele wissenschaftlich formuliert haben, kann in Frankreich, wie in romanischen Ländern überhaupt, leicht durch das Kontagium der Presse zur politischen Epidemie gesteigert werden. Die Franzosen haben eine ungeheuer rasche Associationsgabe und Reaktionsfähigkeit auf begriffliche Verallgemeinerungen. Daher die Herrschaft des Schlagwortes. Paul Seippel schrieb ein Buch ‚1^» äeux I'rauye»', worin er das atheistische dem klerikalen, das anarcho-sozialistische dem legitimistischen, die rive Fauelie der rive 6r«ite von Paris scharf zugespitzt entgegenstellt. Dieses seelisch zerrissene Frankreich, in dessen augenblicklicher Regierung Sembat und Guesde neben Delcass6 die politische Obdachlosigkeit kraß herausstellen, kann nur durch ein zugkräftiges Stichwort mühselig und nur vorübergehend zusammengekleistert werden. Einst hatte das große Frankreich von ehedem die drei weltbefreienden Losungsworte: I^iberts, 6ßi»Iit6, trateruitö, und heute hat die soziale Republik eine andere politische Tricolore von Kennworten an deren Stelle gesetzt: 6Ioire, Drape»u, NevaucKe. Und daß gerade die soziale Republik

der Revancheidee erlegen ist, beweist klärlich, daß in Frankreich der Affekt, und nicht die Vernunft, die Illusion, und nicht der klare Begriff, die Einbildungskraft, und nicht der Intellekt letzten Endes das Wort führt. Das durch und durch feminine Frankreich bedarf daher im Interesse seiner nationalen Selbsterhaltung einer Anlehnung an den männlichen Verstandestypus. Weder das weichselige Gefühl der Russen, noch der brutale Wille zur Macht der Engländer sind die natürlichen Verbündeten Frankreichs, sondern der rationale seelische Typus bildet jene Ergänzung, die Frankreich braucht, wenn es nicht kulturlich verarmen soll. Frankreich muß sein seelisches Gleichgewicht wiederfinden, um das stolze Frankreich der I^iberts von ehedem gegen das betörte Frankreich der Nev»lleüe von heute wieder herzustellen.

II.

Die völkerpsychologische Typisierung der russischen Volksseele habe ich als Sentimentalismus gekennzeichnet. Ich verstehe darunter das Passive, Träumerische, Zerflossene, Weichselige, Gefühlsschwelgerische, Hingegossene, Unterwürfige, kurz den politischen Mystizismus. Der religiöse Ausdruck dieser unmännlichen Zerflossenheit ist die byzantinlsch-orthodore Kirche, deren Zentralstrang die Demut ist, und der politische Nenner dieser Weichseligkeit ist das Zarentum, dieser Cäsaropapismus, der die Fiktion aufrecht erhält, als ob das Väterchen Zar 170 Millionen Kinder in sein unendlich reiches und weiches Herz schlösse. Die politische Formel dieses Mystizismus ist der Patriarchalismus, die Fiktion nämlich, als ob wir noch nicht mündig wären, sondern der patri», puteLta», die auf der Unterstufe der Zivilisation unumschränkt herrschte, unterworfen bleiben müßten, um nicht zu straucheln.

Diese Gefühlstheorie des patriarchalisch-absolutistischen Staatswesens findet man im ganzen russischen Schrifttum, dem philosophischen ebensogut, wie im schöngeistigen und sozialphilosophischen. Tolstois Urchristentum und Gefühlskommunismus ist ebenso traumselig und wirklichkeitsfremd wie sein dichterischer Widerpart Dostojewski. Die urchristliche Demut bei Tolstoi verhält sich zur griechisch-orthodoren Demut Dostojewskis wie das Plus- zum Minuszeichen, wie ein persischer Teppich von der Vorderseite zu seiner Rückseite. Es ist dasselbe Gewebe, auch von Gogol bis zu Gorki, ja sogar bis zu Pobedonoszew, dem eigentlichen Kirchenvater des Panslawismus. Der Grundzug dieses national-politischen Mystizismus ist der von Rousseau gepredigte Sentimentalismus — eine Rückkehr von der Städtekultur zur Landeinsamkeit, von der Verdorbenheit unserer spezifischen Zivilisationslaster zur Schlichtheit der ungespaltenen Naivität der Analphabeten, kurz die zynisch-stoische Formel: öftoXosouftivu« iH «puaei, Hv: Abkehr von der Kultur zur Natur. Darin ist Pobedonoszew nur der umgestülpte, auf den Kopf gestellte Tolstoi. Der letztere predigt in hinreißend ehrlichen Tönen Rückkehr zur ungebrochenen Einheit des Urchristentums, der erste« Heim-

kehr der ganzen westlichen Kultur in den Schoß der byzantinischen Kirche, die alle Wunden heilt, alle Kulturlaster bändigt, allen Fehl und alle Sünde wettmacht. Das Väterchen Zar, das schon für die nichtorthodoren Christen ein Stiefvater, für die Andersgläubigen vollends ein Rabenvater ist, werde, so lehrt Pobedonoszew, die westliche Kultur von ihren Abirrungen befreien und sie in den Schoß des allein seligmachenden Patriarchalismus zurückführen.

Diesem politischen Sentimentalismus und Mystizismus, der die russische Volksseele in ihrem erschlaffenden Gefühlsüberschwang zum verkürzten Ausdruck bringt, möchten wir ein gehämmertes Wort Nietzsches entgegensetzen. Zum Menschen sagen: Ändere dich, heißt, daß alles sich ändert, sogar rückwärts nach .... keine kleine Tollheit das! Der europäische Mensch ist mündig, und er läßt sich nicht mehr zurückpferchen in die patriarchalische Bevormundung jener politischen Stickluft, deren Devise lautet: twc valo, 8ie judeo. Wir sind seit mehr als hundert Iahren im Westen freie Bürger, und nicht mehr Untertanen, geschweige denn Hörige oder Sklaven, die der russische Euphemismus in seiner sentimentalen Gefühlssprache als „Seelen" bezeichnete. In unseren Augen ist der Panslawismus nicht wie die Revanche der Franzosen ein Gegner, und nicht wie die Engländer e i n Feind, sondern der Feind. Der Panslawismus macht sich in Handel und Wandel, in Gesetzgebung und Verwaltung fortgesetzt des Kollektivverbrechens gegen alles keimende politische Leben schuldig, und wenn Napoleon mit seiner konditionalen Halbprophezeiung von einer Kosakisierung Europas recht behalten sollte, so werden wir einhellig ausrufen: Lieber tot, als kosakisch.

Rußland mit seinem Zwielicht der Seele, mit seinem Halbdunkel jener unkontrollierbar widersprechenden Gefühle, die in der Osternacht alles umarmt und mit dem Bruderkuß »Oliri»to8 ew^»" an sein Herz drückt, auch das ganze Zarenhaus, um am andern Morgen denselben Umarmten auf administrativem Wege nach Sibirien zu verbannen, so daß sich der Bruderkuß innerhalb vierundzwanzig Stunden in einen Iudaskuß verwandelt, hat seine Rolle in Europa ausgespielt. Gelingt es den Zentralmächten, den russischen Bären nach gediegener Stutzung seiner Krallen nach dem Osten zurückzudrängen, wohin er seiner ganzen staatlichen Struktur nach gehört, dann haben wir die Menschheit von einer Geißel befreit und vor einer politischen Verseuchung mit Miasmen des Mystizismus bewahrt!

III.

Empfindlicher noch wird unsere Abrechnung mit dem Willens- und Machtstaat England, der die Verkörperung jenes „Willens zur Macht" darstellt, für welchen Hobbes, Spinoza und Nietzsche die Formel geprägt haben. Die völkerpsychologische Typisierung Englands heißt der fleischgewordene Voluntarismus. Nicht Wille zum Leben, wie der Philosoph des Mitleids, Schopenhauer, lehrt, sondern schlank und blank: „Wille zur Macht", wie der Philosoph der Schaden-

freude, Nietzsche, fiebert. tti»te« le Itu88e, et vou» trauvere» l'^u^Iili».
Das britannische ,i'ule ttie ^vave8' kündet ebenso den Absolutismus zu Wasser,
wie die russische „Knutokratie" den Absolutismus zu Lande fordert. Hier terri-
toriale, dort maritime Autokratie. England ist nicht bloß das Land der N»ßu»,
<7l>»!ta und der Hade»» l^urpu» ^cte, sondern auch der Boden des insular-
trotzigen Individalismus des my iimi»e i» niv cli8tle und des Kollektiv-Egois-
mus: ,rißiit or wiouF, it i» mv coulltrv!' Das ist das Zerrbild des
Individualismus, nämlich der Egozentrismus. Nur im Englischen wird „I"
groß geschrieben. Als Soziologe führe ich diese bis zum Größenwahn ausgeartete
Selbstheit auf die insulare Lage Englands zurück, die es bei wachsender Be-
völkerung auf der einen Seite zwingt, den Schiffbau zu pflegen und seine
Nahrungsmittel aus anderen Ländern zu beziehen, aber auf der andern Hoch-
mut züchtet, weil der Engländer in seiner insularen Geborgenheit sich gegen jeden
Feind gefeit fühlte, bevor es Zeppeline und U-Boote gab. Nie illa« lacrvmae!
Die deutsche Flotte, insbesondere die Luftflotte, ging den selbstsicheren Englän-
dern bedenklich auf die Nerven, weil sie, wie sich zeigte, mit Recht fürchteten,
ihre jungfräuliche Unberührtheit einzubüßen.
Die englische Weltanschauung ist seit 600 Iahren individualistisch und utili-
taristisch. Schon im dreizehnten Iahrhundert lehrten die englischen Nominalisten:
wirklich ist nur das Einzelne, nicht das Allgemeine. Es gibt keine Menschheit,
sondern nur den einzelnen Menschen. Die Selbsterhaltung ist nicht bloß Aus-
gangs-, sondern auch Zielpunkt englischer Weisheit. Sogar die Wissenschaft,
sagt Bacon, wird nur betrieben, weil sie Macht verleiht: t»ntum eniia
Po88UIUU», Mgntum »eimu». Daraus leitet sein ehemaliger Sekretär, Hobbes,
der gewaltigste Denker, den England hervorgebracht hat, das „8eIti»K sv»tem" ab;
er war ein „Radikaler im Dienste der Reaktion". Nach Hobbes ist der Staat
ein Noterzeugnis, ein Willens-, Gewalt- und Machtzentrum: „Leviathan". Um
dem „Krieg aller gegen alle" zu entgehen, um die egozentrische Bestie Mensch
im Zaum zu halten, ist der „Staat" geschaffen. Selbst der englische Aufklärer
Shaftesbury meinte einmal: Ohne Rad und Galgen komme die menschliche Ge-
sellschaft nicht aus. Iohn Locke prägt das harte Wort: „Arbeit um der Arbeit
willen ist wider die Natur." Der „Freigeist" Mandeville setzt die Formel in
die Welt: ,private vice», public denetitß/ Der Begründer des Utilitarismus
als Weltanschauung, der Rechtsphilosoph Ieremy Bentham, lehrt: ,tl»6 ßi'eate»t
liaMii,<?8» ot tt>e ßreate8t uunider', und Malthus rückt diesen utilitaristischen
Egoismus, unter Berufung auf Hobbes, in seiner bekannten Lehre ins embryo-
nale Leben zurück, bis Darwin das endgültige Wort prägt: ,»tiu^^Ie tor lite',
und Spencer kommentierend hinzufügt: ,8urvival ot tbe littest/. Und deshalb
gibt der Pragmatismus von William Iames, der sich enger an Locke anlehnt,
dem englischen Utilitarismus und Egoismus die schärfste Zuspitzung: Auch die
Wahrheit ist nur um ihres Nutzens willen da; es gibt keine ewigen Wahr-

heilen, jene v6rits8 Meruelle», von denen die deutschen Philosophen seit
Leibniz träumen, sondern nur v4rits8 äe tait», in^tter ot tact. Der Wahr-
heitswert eines Begriffs muß auf seine Wirkung (po^ver to ^'ork) geprüft
werden. Iedes Urteil ist nur dann und nur soweit wahr, als es der Förderung
menschlicher Glückseligkeit nützlich ist, und daher sei der Gottesbegriff der wahrste,
weil die Menschheit förderndste.
Und so stellen die englischen Philosophen seit sechs Iahrhunderten ebenso
alle höchsten Werte auf den Nutzen ab, wie die deutschen Denker seit dem
Kardinal Nicolaus von Kues, Reuchlin und Melanchthon auf den urdeutschen
Begriff der Pflicht, die ein Engländer einmal folgendermaßen definierte: Pflicht
ist etwas Unangenehmes, was andere tun sollen! Und hier kreuzen die beiden
Weltanschauungen ihre Klingen. Die Engländer sind ein Nutzenvolk, das hinter
das Geheimnis gekommen ist, andere für sich arbeiten zu lassen, und wir sind
ein Pflichtenvolk, dem die Arbeit Selbstzweck ist, und dem der Staat höher
steht als das eigene Selbst, dem, im Gegensatz zu den Engländern, die Mensch-
heit Sinn der Welt ist und der einzelne Mensch nur ein Mittel zu diesem
Zweck, dem die Idee wertvoller ist als die einzelne Wirklichkeit, dem end-
lich der kategorische Imperativ, und nicht das krämerisch-händlerische ,enric!ii8»e2-
vou8< als Lebensmarime in der Wüste des Lebens sternhaft voranleuchtet. Den
staatlichen Egozentrismus Englands hat Kant, der Philosoph des kategorischen
Imperativ, mit folgenden Worten vor mehr als hundert Iahren öffentlich aus-
gepeitscht: „Die englische Nation ist das schätzbarste Ganze von Menschen, im
Verhältnis gegeneinander betrachtet. Aber als Staat gegen andere Staaten
das verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegerregendste unter
allen."
Und deshalb gilt es, mit vereinten Kräften das Weltwassermonopol Eng-
lands zu brechen, das jetzt zur Aushungerungspolitik sich herabgewürdigt hat,
nach der Moral des Fidschi-Insulaners, der auf die Frage, was gut und böse
sei, mit primitiver Instinktsmoral geantwortet hat: Gut ist, anderen die Frauen
zu rauben, böse, wenn sie einem geraubt werden, vorausgesetzt, daß sie jung
und schön sind. So erklärt jetzt der Willensstaat England: gut ist, die
Zentralmächte auszuhungern, böse, wenn die U-Boote uns aushungern. Gegen
diese Wilden-Moral müssen wir bis zum letzten Atemzug ankämpfen und dem
Willenstaat unseren Verstandesstaat entgegensetzen, wenn anders ganz Europa
nicht zur Satrapie Rußlands auf der einen, zur Kolonie Englands auf der
anderen Seite herabgewürdigt werden soll! Das letzte Wort der Geschichte
gehört weder dem französischen Illusionismus, noch dem russischen Sentimen-
talismus, noch endlich dem englischen Voluntarismus, sondern unserem
Intellektualismus!

Kommerzienrat Hermann Bamberg:
Konsektionsindustrie und Weltkrieg.
Wie fast in allen deutschen Industrie- und Handelszweigen traf auch die
Berliner Damenmäntel-Konfektion der Ausbruch des Weltkrieges wie ein lähmen-
der Schlag. Er wirkte auf unsere Branche nahezu niederschmetternd, da die Aus-
sichten für das Wintergeschäft zu den besten Hoffnungen berechtigt hatten.
Schon der Anfang des Iahres 1914 hatte sich recht gut angelassen, und zu ver-
hältnismäßig günstigen Preisen waren befriedigende Umsätze erzielt worden.
Auf Grund der neu eingehenden Aufträge durfte man aber dem Wintergeschäft
die beste Prognose stellen. Unter solchen Umständen mußte der Abbruch der
diplomatischen Beziehungen, insbesondere zu England, einen Pessimismus höchsten
Grades zur Folge haben. Auf der einen Seite versuchten auch die inländischen
Abnehmer in der ersten Aufregung, sich soweit als irgend möglich ihrer Ab-
nahmepflicht zu entziehen, vielfach in dem irrigen Glauben, daß der Krieg als
solcher ohne weiteres eine höhere Gewalt darstelle und die erteilten Aufträge
daher nichtig seien. Auf der andern Seite drängten dagegen die Stoffabrikanten
auf Einhaltung aller Verpflichtungen, die sie zum Teil noch, hauptsächlich hin-
sichtlich der vereinbarten ZahlungskonKitionen, zu verschärfen suchten, indem
sie die verabredeten Zahlungsfristen aufhoben und sofortige Regulierung ver-
langten. In manchen Fällen wurden die Forderungen sogar an Banken ab-
getreten, die diese ihrerseits ohne Rücksicht auf die bisher gewährten Zahlungs-
erleichterungen eintreiben sollten. Aber abgesehen von diesen gegenseitig zur
Anwendung gelangenden Angstmaßregeln mußten allgemein die für den Handels-
verkehr im Frieden geschaffenen Zahlungs- und Lieferungsbestimmungen ange-
sichts der durch den Krieg wesentlich geänderten Wirtschaftslage notwendiger-
weise zu Härten führen. Es zeigte sich sehr bald, daß manche Vorschriften der
auf normale Wirtschaftsverhältnisse zugeschnittenen Satzungen der Konventio-
nen, die in Friedenszeiten für den reellen Handelsverkehr eine Wohltat bedeuten,
in Zeiten kritischer Natur, wie wir sie nach Ausbruch des Krieges erlebten,
der Revision bedurften. Als besonders hart wurde die Bestimmung empfun-
den, daß es den Mitgliedern der Verbände unter Strafe verboten war, den Ab-
nehmern durch Zahlungsaufschub oder durch Gestattung von Änderungen der
bisher vereinbarten Lieferungen entgegenzukommen. Der für unsere Branche
bestehende Verband darf für sich in Anspruch nehmen, als einer der ersten aus
den damaligen außergewöhnlichen Verhältnissen die Konsequenzen gezogen und
durch weitgehende Erleichterungen seine Konventionsbedingungen den durch den
Krieg geschaffenen Verhältnissen angepaßt zu haben. Es wurde den Mitgliedern

gestattet, in eine Hinausschiebung der vor dem Kriege vereinbarten Zahlungsfristen einzuwilligen; außerdem wurde allgemein den Kunden zugestanden, bereits gegebene, aber noch nicht in Angriff genommene Aufträge aufzuheben. Die übrigen Verbände der Tertil- und Bekleidungsindustrie haben ebenfalls in mehr oder weniger hohem Grade Erleichterungen in ihren Verbandsbestimmungen vorgenommen, so daß die Regierung von dem Erlaß eines Konventionsgesetzes Abstand nehmen konnte; erfreulicherweise, denn ein gesetzliches Eingreifen hätte zweifellos bedenkliche Folgen gehabt. Die Regierung hat sich selbst in der dem Reichstag zugegangenen Denkschrift über wirtschaftliche Maßnahmen zu dieser Frage geäußert und auf die schwerwiegendste mit einer gesetzlichen Regelung verbundene Gefahr für unser Wirtschaftsleben hingewiesen: ein gesetzlicher Eingriff könne leicht ein Auseinanderfallen der Konventionen zur Folge haben, und es müsse immerhin fraglich erscheinen, ob es nach Friedensschluß gelingen werde, die in jahrelanger Friedensarbeit geschaffenen Verbände, deren Verdienste um das Wirtschaftsleben nicht zu bezweifeln seien, wieder neu zu organisieren. Diese Erwägungen veranlaßten seinerzeit die Regierung, zunächst den Weg der Verhandlung mit den Verbänden zu beschreiten, der, wie gesagt, zu einem für alle Teile befriedigenden Ergebnis führte.

Mit den einzig in der Kriegsgeschichte dastehenden Erfolgen unserer Armee und Marine kehrte auch in Wirtschaftskreisen wieder Vertrauen und Zuversicht zurück. Die glänzende Durchführung unserer finanziellen und wirtschaftlichen Mobilmachung, die eine Elastizität unserer Volkswirtschaft offenbarte, wie sie in solch hohem Grade nicht die größten Optimisten für möglich gehalten hätten, beseitigte vollends jenen wirtschaftlichen Fatalismus, der in den ersten Wochen des Krieges so viele befallen hatte. In der Konfektion setzte die Belebung bereits im September wieder ein, ein sehr früher Zeitpunkt, wenn man bedenkt, daß für die Damenmäntelbranche jener gewaltige Impuls, die Heeresaufträge, nur in geringem Maßstabe in Betracht kam. Allerdings pflegt in normalen Zeiten der Höhepunkt des Lagergeschäfts Anfang September erreicht zu sein, im verflossenen Iahre hatte jedoch niemand geglaubt, selbst mit einer bescheidenen Besserung des Geschäftsganges während der Herbstzeit rechnen zu dürfen. Um so überraschender war daher das Einsetzen der verhältnismäßig lebhaften Nachfrage im Oktober, auf die jedoch um so größere Stille im November folgte. Im großen und ganzen konnte man aber infolge der niedrigen Erwartungen, die man an das Iahr 1914 gestellt hatte, mit den erzielten Umsätzen sich in Anbetracht der außergewöhnlichen Zeitumstände zufrieden geben. Das neue Iahr hat uns mit seinem bisherigen Verlauf freudig überrascht. Ietzt, wo die Durchreise für das Frühjahrsgeschäft nahezu beendigt ist, kann man ruhig zugeben, daß das Ergebnis bei weitem besser ist, als man in dieser Kriegszeit hoffen durfte. Das Geschäft setzte ziemlich früh ein, so daß es vielen Betrieben nicht

möglich war, allen Anforderungen der Kundschaft zu genügen. Auch das neutrale Ausland hat erfreulicherweise große Bestellungen in Auftrag gegeben, und wenn auch naturgemäß keine Rede davon sein kann, daß der Ausfall, den unsere Konfektion durch die Unterbindung der Ausfuhr erlitten hat und erleidet, ausgeglichen werden konnte, so haben sich doch die Verluste in einem vorher nicht erhofften Maße vermindern lassen.

Eine weitere günstige Entwicklung des Geschäftsganges ist, soweit ich sehe, vor allem von drei Faktoren abhängig. Zunächst naturgemäß wie für die gesamte deutsche Wirtschaftsentwicklung von einem weiteren günstigen Verlauf der kriegerischen Ereignisse. In dieser Hinsicht dürfen wir wohl dank unseren genialen Führern unserer ruhmreichen Armee und Marine mit vollem Vertrauen, trotz der ungeheuren Aufgaben, auf ein glückliches Ende hoffen.

Sehr wichtig ist es aber ferner, daß es gelingt, der Knappheit der Rohstoffe Herr zu werden. Bekanntlich sind alle Vorräte in Wolle, besonders in Streichgarnen, mit Beschlag belegt und auch von den Kammgarnen in den Spinnereien dürfen nur 25 Prozent für Privatzwecke ausgeliefert werden. Die Folge davon ist naturgemäß eine große Unsicherheit, ob, wann und inwieweit es gelingt, die bestellten Stoffe hereinzubekommen. Gerade jetzt im Frühjahrsgeschäft machte sich infolge der Beschlagnahme der Materialien eine besonders starke Knappheit an Covercoat-Paletots fühlbar. Eine Besserung ist hier nur zu erwarten, wenn sich die Militärbehörde bereitfindet, von den beschlagnahmten Stoffen hinreichende Quantitäten an die Industrie abzugeben. Erschwert für die Branche wird die Lage noch durch die sprungweise Erhöhung der Preise für Woll- und Baumwollstoffe, die es uns nicht leicht macht, der gerade in jetziger Zeit stark hervortretenden Nachfrage nach Waren billigerer Qualität zu genügen.

Den dritten Faktor schließlich bildet das Problem der Arbeiterfrage. Es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte, daß in unserer Konfektion zurzeit eine Arbeiternot herrscht, die es auch dem bestgeleiteten Betrieb außerordentlich erschwert, größere Mengen von Waren pünktlich fertigzustellen. Einesteils ist dieser Arbeitermangel darauf zurückzuführen, daß ein großer Teil der Schneider, Bügler usw. zum Heeresdienst eingezogen ist. Andererseits aber sind diese schwierigen Verhältnisse darauf zurückzuführen, daß die zahlreichen Wohlfahrts, organisationen einen beträchtlichen Teil der Heimarbeiter an sich gezogen haben, von jener unstreitig wohlmeinenden Absicht ausgehend, dieser teilweise in ungünstigen Verhältnissen lebenden Bevölkerungsschicht über die schweren Zeiten hinwegzuhelfen. Es fragt sich aber, ob hier des Guten nicht bereits zuviel geschehen ist, und ob die augenblicklich sehr hohen Löhne im wahren Interesse der Hausgewerbetreibenden selbst, wie überhaupt des Wirtschaftslebens allgemein, liegen, da die derzeitigen Löhne künstlich heraufgeschraubte sind und

zweifellos einen scharfen Rückgang erfahren werden, der dann sich um so fühlbarer geltend machen wird.

Trotz alledem sieht man im allgemeinen in der Konfektion recht vertrauensvoll in die Zukunft und hofft, mit einem günstigen Ergebnis des Frühjahrs- und Sommergeschäfts rechnen zu dürfen, zumal, da von einem Überfluß an Lagervorräten diesmal nicht die Rede sein kann.

F. L. Graf von Voltolini:

Die Religion im Dienste der britischen Politik.

Die Politik Sir Edward Grey's verfolgt seit dem Ausbruch des Krieges ganz besonders drei Ziele: die Stärkung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen den Staaten des Dreiverbandes, die Suggestion der Neutralen und die politische Schwächung der Gegner. Zur Erreichung dieser Ziele ist ihm jedes Mittel, sei es auch noch so verwerflich, willkommen. Wie die Lüge und Verleumdung eine Hauptwaffe der englischen Politiker wurde, ist hundertfach nachgewiesen worden, wie Millionen ins neutrale Ausland wandern, um hier Stimmung für Albion zu machen, ist ebenfalls bekannt; weniger bekannt ist dagegen, daß Sir Edward Grey auch auf religiösem Gebiete tätig ist, um seine Ziele zur Durchsetzung zu bringen. Diese Herabziehung der Religion in den Dienst der Politik wirft ein charakteristisches Licht auf den englischen Begriff der Religion überhaupt. Als politisches Hilfsmittel verliert dieselbe ihre einzigartige Stellung über allen trennenden Schranken der Menschheit und wird von ihrer Höhe herabgezogen. Die Folge hiervon ist daher, daß die Protagonisten dieses Tuns selbst von dem Wesen der Religion im höheren Sinne nichts wissen, trotzdem sie sicherlich, wie jeder „fromme Brite", allsonntäglich stundenlang mit dem <üonliii<iu realer VooK in der Hand in geweihten Räumen zubringen. Die englische Frömmigkeit ist ja bekanntlich für die meisten modernen Briten zu reiner Äußerlichkeit herabgesunken.

Grey hat das religiöse Element bei der Verfolgung aller drei Hauptziele angewandt: zur Verstärkung des Bandes zwischen den Völkern des Dreiverbands ist die Elastizität des anglikanischen Kirchentums gegenüber der russischen Orthodorie erfolgreich ins Feld geführt worden; zur Gewinnung der Neutralen hat das „Ao pupsr? Nußlanä" sich nicht gescheut, mit seinen historischen Prinzipien zu brechen und dem Papsttum die offiziellste Huldigung durch die Errichtung einer ständigen britischen Gesandtschaft beim römischen Stuhl darzubringen; zur Schwächung der Feinde Englands aber hat Grey den dornenreichen

Pfad betreten, in die inneren Angelegenheiten des Islams einzugreifen, um hier ein Schisma zu entfesseln, das die Mohammedaner untereinander entfremden soll.
Betrachten wir diese Schachzüge dieser britischen Religionspolitik im Einzelnen, so liegt uns zunächst die Einführung des religiösen Moments als stärkender Faktor des Dreiverbands vor. Der Bund zwischen dem germanischen England, dem romanischen Frankreich und dem slawischen Rußland bietet keine ethnischen Berührungspunkte. Ebenso wenig bietet er religiöse, da England vorwiegend protestantisch, Frankreich vorwiegend katholisch, Rußland aber die Vormacht des orientalisch-schismatischen Glaubens ist. Wenn aber keine Berührungspunkte vorhanden sind, so muß man solche nach Ansicht der Politiker in der Downing Street schaffen! Und da letzteres auf ethnischem Gebiet schlechterdings unmöglich ist, so wandte man sich dem religiösen zu. Warum sollte es nicht möglich sein, eine Brücke zwischen dem Anglikanismus und der russischen Orthodorie zu finden? Freilich, unter normalen Verhältnissen würde man den Versuch einer Verständigung zwischen dem in geistloser Beobachtung veralteter Kultusformen erstarrten Kirchenwesen der russischen Staatskirche und dem in der kalvinischen Reformation wurzelnden Anglikanismus für die Utopie irgend eines religiös-überspannten Schwärmers erklärt haben, heute aber ist auf den Wunsch Grey's und Asquith's die große Mehrzahl der englischen Theologen zu der im Interesse der Entente liegenden Überzeugung gekommen, daß der englische Protestantismus und die russische Drthodorie in den „wesentlichen" Glaubenspunkten übereinstimmen! Diese jüngst von drei englischen Bischöfen in wenigen Unterredungen mit den Mitgliedern des heiligen Synods in Petersburg herausgefundene „Glaubenseinheit" zwischen den beiden, bisher so sehr fernstehenden Konfessionen muß nach Edward Grey's Ansicht dem politischen Bündnis der ungleichen Brüder eine neue, bisher ungekannte, innere Kraft geben!
Der entgegenkommende Teil in dieser Verständigung ist natürlich England. Die russische Orthodorie ist in ihren liturgischen Formeln seit Iahrhunderten so völlig erstarrt, daß sie in dogmatischer Beziehung jeder Evolution unfähig ist. Dagegen hat der in mehrere sich gegenseitig befehdende Parteien gegliederte Anglikanismus trotz seiner Bekenntnisschrift, den urprötestantischen 39 Artikeln, eine gewisse dogmatische Beweglichkeit gezeigt, wie dies die Tatsache beweist, daß aus ihm sowohl der auf völlige Verinnerlichung des Glaubenslebens hinzielende, von jeder Kultusform abstrahierende Methodismus eines Iohn Wesley, als auch der bis zur Wiedereinführung von Meßopfer und Rosenkranz, Mönchtum und Heiligenverehrnng gesteigerte Ritualismus Pusey's hervorgehen konnte! Warum sollte es also nicht möglich sein, ein derartig elastisches Glaubensbekenntnis in eine gewisse Übereinstimmung mit dem russisch-orientalischen Kirchentum zu bringen, besonders wenn man damit dem strenggläubigen Zarenhof und der Partei der „echt-russischen Leute" eine Freude machen und damit alte Vorurteile zwischen den jetzt verbündeten Völkern beseitigen konnte?

„Russisch" ist ohnehin in diesem Frühjahr in London und Paris der Modetrumpf; es würde sich also nur darum handeln, dieses allgemein herrschende Modeprinzip auf das religiöse Gebiet zu übertragen.

Die Sache ist viel einfacher, als sie dem Fernstehenden scheint. Wenn Pusey und seine Nachfolger in den berühmten Orforder Traktaten nachweisen, daß die 39 Artikel und die Liturgie des <^oniuwQ?raver Look sich ebenso im katholisch-vorreformatorischen Sinne, wie in dem genuin-protestantischen auslegen lassen, und die apostolische Succession der anglikanischen Bischöfe als den lebendigen Beweis des inneren Zusammenhanges des englischen Protestantismus mit der vorreformatorischen Katholizität aufstellen und mit diesen Interpretationskünsten zu einer Einnistung spezifisch-katholischer Tendenzen im Anglikanismus kamen, warum sollte nicht auch dieselbe Arbeit sich auf eine Annäherung an die russische Orthodorie vollziehen lassen?

Die anglikanische Bischofsdeputation hat dies fertig gebracht, und ihre Teilnahme an russischen Messen hat der angeblichen inneren Glaubenseinheit die äußere Bestätigung erteilt. In Rußland, wie in England aber wird das Resultat bejubelt und darin ein neues, wichtiges Bindeglied zwischen den verbündeten Nationen erblickt, ohne zu bedenken, daß diese auf Ordre Edward Grey's gefundene „Glaubenseinheit" nur ein neuer Riesenbluff der englischen Staatsmänner ist.

Nicht minder aber ist die Errichtung der britischen Gesandtschaft an der Kurie ein solcher. Als im Iahre 1888 und 1902 gelegentlich des Priester- und dann des Papstjubiläums Leo's XIII. England außerordentliche Botschaften nach Rom sandte, sah sich die Regierung veranlaßt, jedesmal im Parlament die Versicherung abzugeben, daß es sich lediglich um Zeremonialmissionen handle in Beantwortung der bei allen nationalen Feiern Englands in letzter Zeit erschienenen päpstlichen außerordentlichen Botschaften. Niemals werde England, das zur Wahrung der Interessen seiner Untertanen selbst während der Epoche der weltlichen Herrschaft der Päpste nur einen einfachen Konsul in Rom unterhielt, eine dauernde diplomatische Vertretung beim päpstlichen Hofe einrichten! So hieß es im Iahre 1902, und elf Iahre später sandte Edward Gren den Lord Howard als Chef der neuerrichteten englischen Gesandtschaft beim Vatikan nach Rom. Benedikt XV. — so kalkulierte man in der Foreign Office — ist ein politischer, aus der diplomatischen Karriere hervorgegangener Papst, der ohne Zweifel darauf aspiriert, seine hohe moralische Autorität während des Weltkriegs und der Friedensverhandlungen zur Geltung zu bringen. Deshalb mußte England Mittel und Wege haben, seinen Einfluß auch an seinem Hofe zu betätigen. Gleichzeitig aber machte man damit den französischen Klerikalen, den Belgiern und vielen Neutralen eine Freude, die Englands Prestige nur erheben kann, mag auch mancher Brite vom alten Schlag darüber Schmerz empfinden!

Wichtiger aber noch als diese bisher besprochenen religionspolitischen Maß-
nahmen der englischen Politik sind die Pläne derselben auf dem Gebiet des
Islams. Hier ist dieselbe vor allem von dem Gesichtspunkt geleitet, dem
«smanischen Reich zu schaden, dann aber auch von jenem, seinen eigenen inneren
Verhältnissen mit seinen Maßnahmen zu dienen. Das Ziel ist die Schaffung
eines neuen Kalifates und damit die Proklamierung eines Schismas in der
Welt des Islams. Die Erfahrungen des Weltkrieges begründeten ein solches
Projekt durchaus. Die Proklamation des „Heiligen Krieges" hatte in London,
trotz aller gegenteiliger Versicherungen, einen furchtbaren Eindruck gemacht. Man
zitterte bei dem Gedanken einer allgemeinen Erhebung aller Mohammedaner in
dem weiten britischen Weltreich auf das Geheiß des Souveräns eines mit Eng-
land im Krieg befindlichen Staates, weil eben dieser Souverän neben seiner
Würde als solcher in seiner Person auch die höchste geistliche Würde der Re-
ligion des Islams vereinigte, die des Kalifen! Wenn auch die Wirkungen des
Heiligen Krieges nicht die befürchteten waren und es insbesondere in Indien
und Ägypten gelang, durch eine strenge Zensur und die schärfsten Polizei-Maß-
nahmen die Mohammedaner im Zaume zu halten, so hat man in London die
Frage doch sofort vom prinzipiellen Gesichtspunkt betrachtet und kam dabei zu
dem Schluß, daß die Würde des Kalifen für alle Zukunft nur einem solchen isla-
mitischen Fürsten zukommen dürfe, der unter Englands Protektorat steht. Hierzu
gibt es zwei Wege: der eine besteht darin, daß England und seine Bundes-
genossen die türkische Macht derartig durch militärische Erfolge reduzieren, daß
dieselbe sich auf Gnade und Ungnade den Wünschen Englands fügt, oder aber
in der Provozierung eines Schismas im Islam, d. h. der Proklamierung einer
England blind ergebenen Persönlichkeit zum Kalifen.

Der letztere Weg ist, angesichts der Schwierigkeiten, die der erstere bietet,
ungleich bequemer. Die von Edward Grey erwählte Persönlichkeit, welche die
Würde des Kalifates übernehmen soll, ist, nach den im Gang befindlichen Ver-
suchen, hierfür Interesse in der Welt des Islams zu erwecken, kein anderer als
der neukreierte „Königlich großbritannische Sultan" von Ägypten, Hussein Kamel.
England spekuliert bei diesen seinen Bestrebungen anf den alten Gegensatz
zwischen Türken und Arabern, sowie auf die Tradition des Kalifates, das vor
dem Übergang an den Stamm Osman's in Kairo seinen Sitz hatte.

Natürlich weiß Sir Edward Grey sehr wohl, daß eine Initiative hierzu
von britischer, also ungläubiger Seite dem Projekt jede Aussicht a priori
abschneiden würde. Der Gegensatz zwischen Türken und Arabern ist verschwin-
dend gegenüber jenem zwischen Moslemin und Ungläubigen! Nichts ist den
erstercn so sehr verhaßt, als eine Einmischung der letzteren in die religiösen
Angelegenheiten des Islams.

Daher muß England vorläufig im Dunkeln bleiben und sich! darauf be-
schränken, durch einen Strom von Gold und Entsendung von Agenten im schlichten

Kleid des Wanderderwischs zu versuchen, die Idee in der Welt des Islams zu verbreiten, daß der Stamm Osman's sich des Kalifates.unwürdig erwiesen habe, und daß an die Stelle des türkischen Kalifen ein arabisch-ägyptischer Kalif treten müsse. Hierbei kommt alles darauf an, daß die Scheichs Arabiens für die Idee gewonnen werden. Würden diese und eventuell der mächtige Groß-Senussi für die Stiftung eines Kalifates in Kairo gewonnen sein, so wäre es England ein Leichtes, auch die Mohammedaner Indiens und seiner sonstigen asiatischen und afrikanischen Besitzungen dazu zu bringen, in diesem neuen Kalifen den Nachfolger des Propheten zu erblicken und den Türkensultan als unwürdig des Kalifates zu erklären.

Der Plan ist an sich nicht übel ausgedacht, zumal es in Südarabien, speziell in Mekka und Medina immer noch Anhänger der Theorie gibt, daß die Übernahme des Kalifates durch den Stamm Osman eine Gewalttat war. Und dennoch wird Grey mit diesem Projekt nicht zum Ziele kommen. Einerseits hat der Krieg die Gegensätze zwischen Türken und Arabern schon sehr zurücktreten lassen, andererseits scheitert in der Welt des Orients jedes Projekt, wenn die Zeit drängt. Und hier drängt die Zeit furchtbar im Interesse der Engländer.

Es ist aber bei diesem Projekt Grey's nicht nur die Frage der Realisierung von hohem Interesse, sondern die Tatsache, daß den englischen Politikern in diesem Augenblick kein Ziel zu verwegen erscheint, um es anzustreben. Ist es Tollkühnheit oder jene Verzweiflungsstimmung, die nichts mehr unversucht lassen will! Das eine aber steht einwandsfrei fest, daß dieses Projekt, im Gegensatz zu den vorgenannten Maßnahmen zur Gewinnung der Orthodorie wie des Katholizismus, von England große finanzielle Opfer verlangt und trotz derselben zu nichts führen wird.

Aus diesem ganzen Arbeiten der englischen Politik auf religiösem Gebiete geht aufs neue die Lehre hervor, daß Grey und Genossen jedes Mittel gelegen ist, politische Vorteile für England zu erreichen und die anderen Völker mit kaltem Raffinement zu überlisten.

Iustizmt Dr. Edwin Katz:

Macht und Gewissen.

Sh»lelp««, Iuliu» Llftr, «llt ll, V»ene I.
Viutu» : 1!>o Ui>!lltne8« l8 2du»es, vben !t HI.^uii>8
remll>8« swm puvei'.

Seit vielen Iahren haben sich in allen Ländern der Welt Vereinigungen gebildet, deren Veröffentlichungen stets und mit edelster Begründung die Vorteile und die Notwendigkeit der friedlichen Schlichtung aller Streitigkeiten der Völker verkünden. Das (^^rue^ie Dnilo^viueut ot lutei'uatioual ?eaee hat ein großes Vermögen der Verbreitung dieser Bestrebungen gewidmet. Der letzte Grund aller dieser Bestrebungen liegt in der Erkenntnis, daß die Menschen, so entfernt sie voneinander wohnen, Nachbarn sind, und daß trotz aller Verschiedenheit von Sprache, Rasse, religiösem Bekenntnis die Menschen durch den gemeinsamen Verkehr miteinander ihren Wohlstand und ihre Gesittung heben, wenn Ieder das Recht des Nachbarn achtet. Alle diese Hoffnungen sind für die Gegenwart durch den großen Krieg gehemmt, dessen Sturmwind über fast alle Stätten der bewohnten Erde Tod und Verderben bringend dahinsaust. Aber diese Hoffnungen sind nicht zerstört. Auch dieser Krieg wird sein Ende finden, und vernünftige Erwägung gebietet, mitten im Kampf zum wenigsten die grundsätzlichen Bedingungen zu suchen, unter denen nach der Beendigung des Kampfes ein Friede gesichert werden kann, der die Völker wieder zueinander führt und auf die Dauer von Geschlechtern hinaus eine Welterschütterung, wie sie dieser Krieg gezeitigt hat, verhindert. Mit Sicherheit lernen wir aus der Geschichte der letzten Iahre, daß die alte Lehre 8i vi» pacem para, delluin unwahr ist.
Die starken Rüstungen der einzelnen Staaten haben den Krieg nicht gehindert. Kein Staat aber, der seine Selbständigkeit erhalten will, wird auf eine starke Wehrmacht verzichten dürfen. Gerade die Erfahrungen dieses Krieges zeigen die Notwendigkeit einer starken Macht. Das Recht der freien Selbstbestimmung eines Staates ist nur gesichert durch die Stärke, mit der der Staat sich schützen kann. Aber trotz aller militärischen und maritimen Stärke würde ein Staatswesen bald seine wirtschaftliche Kraft und damit die Mittel zur Erhaltung der Kriegsstärke verlieren, wenn es nicht auf das äußerste bestrebt wäre, den friedlichen Verkehr seiner Angehörigen mit den Angehörigen anderer Nationen zu fördern, und durch den Absatz seiner Erzeugnisse in anderen Ländern den heimischen Wohlstand zu heben. Dieses Ziel kann ein Staat nur erreichen, wenn er gleichzeitig mit der Wahrung der eigenen Macht das Sittengesetz beachtet, das im Leben des Einzelnen gebietet, den Nachbar zu achten, und das im Leben eines grcßen Volkes fordert, die anderen Völker zu achten. Die Beachtung dieses Sitten-

gesetzes mag man die Beachtung des staatlichen Gewissens nennen dürfen. Diese Gewissenspflicht hat England, hat Rußland verletzt, und darin allein liegt die tiefere Ursache dieses großen Krieges.
England war die stärkste Seemacht der Welt; diese Stärke sicherte ihm den Schutz seiner Landesgrenzen und seiner Kolonien. Aber England wollte die Größe des deutschen Nachbarn nicht dulden. Die in den Archiven der belgischen Staatsverwaltung gefundenen Dokumente offenbaren, daß England bereits seit Iahren mit Rußland und mit Frankreich Vereinbarungen über einen gemeinsam gegen Deutschland zu führenden Krieg getroffen hat. Diese Dokumente beweisen, daß die englische Regierung die Unwahrheit gesagt hat, als sie durch den Mund des Ministers Grey dem deutschen Botschafter verkünden ließ, daß sie den Krieg gegen Deutschland führen müsse, weil Deutschland die Neutralität Belgiens verletzen wolle. Der in den belgischen Archiven aufgefundene Brief des belgischen Gesandten am Berliner Hofe, Baron Greindl, enthält eine mehrere Iahre zurückliegende Warnung an die belgische Regierung, daß die dem Gesandten bekanntgewordenen Verhandlungen der belgischen Regierung mit der französischen und englischen Regierung eine schwere Gefahr für Belgien seien, weil Belgien seine Neutralitätspflicht dadurch verletze. Der ebenda aufgefundene vorgedruckte Wortlaut der mit dem Wappen der englischen Gesandtschaft in Brüssel versehenen Formulare eines englischen Generalstabsoffiziers fordert für die Zwecke des englischen Generalstabs Einlieferung von Nachrichten. Die englische Regierung hat also gewußt, daß Belgien bei Ausbruch eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich Frankreich unterstützen werde. Wenn also nicht die angebliche Verletzung der Neutralität Belgiens der wahre Grund der englischen Regierung für die Teilnahme an dem Krieg gegen Deutschland war, so kann der Grund nur in der Absicht gelegen haben, durch die Teilnahme an dem Kriege die deutsche Seemacht zu schmälern und hierdurch mittelbar den deutschen Wohlstand und den erfolgreichen Wettbewerb, den Deutschland gegen den englischen Handel und gegen die englische Industrie geführt hat, zu schwächen oder gar auf längere Zeit lahmzulegen. Diese Absicht eVhellt deutlich aus den im Laufe des Krieges vor dem englischen Parlament abgegebenen Erklärungen der Vertreter der englischen Regierung. Weder Frankreich noch Rußland gebieten über eine der deutschen Marine gleichwertige Seemacht. England hat eine an der Zahl der Schiffseinheiten weit überlegene Flotte; diese starke Macht wollte England nur aus Mißachtung der Rechte des deutschen Nachbarn ausnutzen. Damit hat England seine Machtstellung mißbraucht; England hat seine Macht ausüben wollen, ohne die Gesetze des staatlichen Gewissens zu beachten.
Das gleiche gilt von Rußland. Die in dem Weißbuch der deutschen Regierung veröffentlichten Depeschen der Kaiser von Deutschland und Rußland und der Berichte des deutschen Botschafters am russischen Hofe beweisen, daß der Deutsche Kaiser sich bereit erklärt hat, seinen mächtigen Einfluß für die

Lokalisierung des zwischen Österreich und Serbien drohenden Krieges in die Wagschale zu werfen; während dieses Depeschenwechsels hat nach dem Bericht des deutschen Botschafters der Vertreter der russischen Regierung auf sein Ehrenwort dem Botschafter feierlich versichert, daß Rußland, solange die Verhandlungen geführt werden, nicht mobilisieren werde. In Wahrheit hatte die russische Regierung schon Tage vorher eine große zum Einbruch in die deutsche Grenze bestimmte Armee mobilisiert, die auch pünktlich diesen Einbruch in Ostpreußen vollzogen hat; die ruhmreichen Schlachten bei Tannenberg und an den Masurischen Seen haben diese Armee vernichtet. Rußland war in keiner Weise an dem durch die Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin hervorgerufenen Streit zwischen Osterreich und Serbien beteiligt; aber Rußland wollte den Krieg, weil es seine militärische Macht über die Zwecke des Schutzes seiner Grenzen hinaus dazu verwenden wollte, die Herrschaft des Slawentums nnter dem Bereich der russischen Zarenkrone zu verbreitern. Die Erklärung des Ministers Sasanow vor der russischen Duma zeigt unverhohlen die Richtung der russischen Machtgelüste nach der Unterwerfung des Balkan und der europäischen Türkei. Rußland hat wie England die Rechte des Nachbarn mißachtet und seine Macht ausüben wollen, ohne die Gesetze des staatlichen Gewissens zu beachten.
Von diesem Vorwurf ist Deutschland frei. Vierundvierzig Iahre hat Deutschland die Wahrung des Friedens ehrlich gehütet. Der Deutsche Kaiser hat bei seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum als höchsten Ruhmestitel den eines Friedensfürsten in Anspruch genommen; die Mehrung der Landmacht sollte die Stärke zum Schutz der eigenen Grenzen sichern; die Mehrung der Seemacht sollte den deutschen Überseehantel schützen; Deutschland hatte erkannt, daß die Größe seiner Machtstellung in der Hebung der wirtschaftlichen Wohlfahrt des Volkes und in der Ausdehnung des Handelsverkehrs beruht. Damit war für Deutschland die Pflicht gegeben, den Nachbar zu achten. Diese Pflicht des staatlichen Gewissens hat Deutschland mit zuverlässiger Treue gegenüber der ganzen Welt befolgt. Nur die Bündnispflicht gegen Osterreich und die Notwendigkeit der Abwehr des Angriffs gegen den eigenen Besitzstand hat den Deutschen Kaiser gezwungen, das Schwert zu ziehen. Gleich dem Deutschen Kaiser und der deutschen Regierung war das deutsche Volk in breitesten Schichten friedlich gesinnt. Zur Verdeckung des Mißbrauchs des staatlichen Gewissens, dessen sich England und Rußland schuldig gemacht haben, tragen jene Regierungen die Behauptung in die Welt hinaus, daß der deutsche Militarismus die Sicherheit der Welt gefährde. Der deutsche Militarismus besteht; aber er hat eine ganz andere Bedeutung, als sie ihm durch jene Behauptungen untergeschoben wird. Der deutsche Militarismus ist das Gefühl der engsten Verbindung des Volkes mit der Armee. Das deutsche Heer ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Volksheer. Die überwiegende Mehrzahl der Bürger des dentschen Volkes hat ihre

mehrjährige militärische Dienstpflicht erfüllt und ist dadurch mit dem Heere verwachsen. Der Bürger fühlt, daß in der Stärke des Heeres die Sicherheit der Heimat beruht; deshalb will er mit allen Mitteln des Vermögens und der eigenen persönlichen Leistung das Heer stärken. Niemals aber hat das im innersten Wesen friedliebende deutsche Volk das Heer als ein Mittel zum Ländererwerb angesehen. Das Bewußtsein aller, daß das Heer stark sein müsse, um Frau und Kind und Haus und Hof zu schützen, erfüllt jeden Deutschen, Männer und Frauen, mit solcher Begeisterung für das Heer, daß alle zu den Waffen Gerufenen beglückt in den Krieg zogen, und daß die für nicht wehrfähig Befundenen trauerten, weil sie vom Kampfplatz fernbleiben mußten. Das ist gesunder Militarismus, der die Waffe scharf hält zum Schutz der Heimat, aber den Degen nicht aus der Scheide zieht, um der Ländergier und des Machterwerbs willen. Während jener vierundvierzig Iahre hat Deutschland die überaus zahlreichen Anlässe zur Mehrung seiner Macht durch den Krieg unbenutzt gelassen. Geduldig hat Deutschland die wachsenden Rüstungen Frankreichs nnd Rußlands sich vollziehen lassen, ohne Einsprache zu erheben oder gar durch einen Krieg die Rüstungen zu hindern und den schwächer gerüsteten Gegner zu überfallen. Die übermütigen Hetzreden der Presse Frankreichs, Rußlands und Englands haben Deutschland nicht zum Einschreiten veranlaßt. Als vor zwei Iahren Rußland durch verstärkte Mobilisierung die Grenzen Österreichs bedrohte, erließ Deutschland eine deutliche Warnung an Rußland; da diese Warnung genügte, um der Mobilisierung Rußlands Einhalt zu tun, beließ Deutschland das Schwert in der Scheide. Erst nachdem die Warnung fruchtlos war und Rußland die deutschen Grenzen bedrohte, hat der Deutsche Kaiser das Volk zu den Waffen gerufen, das freudig folgte, um Ehre und Besitz des Vaterlandes zu schützen.

Diese Betrachtungen zeigen, daß Deutschland nur einen Frieden schließen kann, der dem Deutschen Reich die Macht sichert, zukünftigen Pflichtverletzungen des staatlichen Gewissens auf seiten Englands oder Rußlands mit sofortiger Abwehr zu begegnen. England hat auch während des Krieges sich des Vertrauens zu seiner Redlichkeit beraubt. Die Grundsätze des Kviegsvölkerrechts, die dem Kriege die Ehrlichkeit der Waffenführung sichern, hat England mißachtet; den neutralen Staaten hat England im Krieg den Handelsverkehr unterbunden. Der deutschen Zivilbevölkerung sucht England die notwendigen Nahrungsmittel zu entziehen. Ohne Achtung vor Menschenwürde hat England die wehrlosen Eingeborenen Indiens und Ägyptens geknechtet; wie noch vor einem Iahr die ganze gesittete Welt mit Abscheu davon erfuhr, daß englische Kaufleute in Südamerika die eingeborenen Indianer unmenschlich behandeln, so erfährt wiederum in diesem Iahr die Welt, wie England, um das kostbare Leben seiner Bürger zu schonen, Muselmanen und Hindus mit Gewalt nach Europa verschifft, um mit dem Blut fremder Mietsvölker die eigenen Grenzen zu verteidigen.

In gleicher Weise haben Rußlands Vertragsbruch gegen Finland, die un-

menschliche Knechtung und Gewalttaten gegen Polen und Iuden, die Bedrückung
Chinas und Persiens deutlich offenbart, daß die gegenwärtige russische Regierung
die Gebote der Menschlichkeit mit Füßen tritt, das staatliche Gewissen nicht
kennt. —
Ein Frieden, der für absehbare Zeiten nicht nur Deutschlands Sicherheit
und Wohlfahrt, sondern auch den ruhigen Verkehr und den Handel der Völker
sichern will, muß deshalb die Gewähr bieten, daß die Macht Englands und
Rußlands die bisherige Stärke verliert, mit der sie den Geboten der Sittlichkeit
trotzen und den Völkerfrieden beunruhigen konnten. Der Friede soll die durch
den Krieg bereiteten Schäden beseitigen; hierfür dienen die Zahlungen der Kriegs-
entschädigung. Der Friede soll aber auch die Gefahr eines zweiten Krieges auf
absehbare Zeit ausräumen; dazu müssen die Ursachen, welche den jetzigen Krieg
veranlaßt haben, möglichst getilgt werden. Als Senator Elihu Root am 11. Mai
1908 den Grundstein zu dem Gebäude der Pan-Amerikanischen Union legte,
sprach er aus: Ilie matter» in di»pute betveeu uatioun »re notliinß; tlie
»pirit vliieb üeal» ^vitb tliem i» ever^tbiuZ. Gegen zukünftig entstehende
Streitigkeiten kann kein Friede Sicherheit schaffen; wohl aber kann ein Friedens-
vertrag Einrichtungen treffen, durch welche die Schlichtung zukünftiger Streitig-
keiten nicht mehr in die Willkür gewissenloser, die Rücksicht auf die Nachbarn nicht
achtender Regierungen gestellt wird. Da Regierungen von solcher Gesinnung
ihre Willkür stets gebrauchen werden, sobald sie die Macht zu deren Ausübung
besitzen, ist zur Sicherung des Friedens erforderlich, daß die Macht Englands
und Rußlands geschwächt wird. Ein die Welt vor der Gefahr einer Wieder-
holung des Krieges sichernder Friede muß daher in weitem Umfang die Ab-
rüstung Englands und Rußlands bedingen. Nur wenn deren
bisherige Macht, die ohne Gewissen gebraucht und deshalb mißbraucht worden
ist, ihre die Welt bedrohende Stärke verliert, kann die Welt auf absehbare
Zeit den Frieden erhoffen. Dann kann die Zeit erblühen, in der entstehende
internationale Streitigkeiten mit dem Geist der Friedfertigkeit und der Gesittung
behandelt werden, die das Ziel der großen Bestrebungen aller Friedens-
freunde ist.

Amtsgerichtsrat a. D. Dr. Felix Freudenthal:

Neutrale Mächte und Personen.

Daß in dem gegenwärtigen beispiellosen Völkerringkampf die Lage der unbeteiligten Staaten, wenigstens in Europa, nicht als besonders günstig bezeichnet werden kann, wird wohl jeder Unbefangene ohne weiteres zugeben. Vielen von ihnen ist der See- und Transithandel, die Ein- und Ausfuhr wichtiger und einträglicher Rohstoffe, Lebensmittel und Austauschartikel so gut wie lahmgelegt; andere müssen bedeutende Kosten und kostbares Menschenmaterial aufwenden, um ihre Grenzen gegen unvermutete Angriffe und plötzliche Überfälle zu schützen, und manche Regierung hat alle Hände voll zu tun, um eine zügellose Presse und deren betörte, kurzsichtige, vielleicht sogar blutdürstige Leser vor allzu kompromittierenden Schritten zurückzuhalten.

Angesichts dieser überaus verwickelten, durch Kanonen und Pulverdampf charakterisierten internationalen Lage ist es nicht uninteressant, sich einiger Bestimmungen zu erinnern, die vor wenigen Iahren alle zivilisierten Nationen der Welt, zu denen sich damals mit lebhafter Emphase gerade unsere heutigen Gegner zählten, in der an sich recht löblichen Absicht unter sich vereinbart haben, für den Fall eines Feldzugs Rechte und Pflichten neutraler Staaten genauer festzustellen.

Neutral ist bekanntlich ein Staat, der sich an dem Kriege anderer Länder nicht beteiligt, also für keine der beiden oder mehreren Kriegsparteien seine Machtmittel einsetzt. Der Regel nach wird dieser viel beneidete Zustand, der sich zuweilen nützlicher und vorteilhafter erwiesen hat, als ein schwer erkämpfter Sieg, durch eine besondere, öffentlich bekannt gemachte Neutralitätserklärung den Beteiligten verkündet.

Das ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wenn es sich um Staaten handelt, die geographisch an die Kriegstheater grenzen, oder die wahrscheinlich' durch unvermeidliche Operationen der feindlichen Heere in direkte oder indirekte Mitleidenschaft geraten können, oder für die sonst ein unmittelbares Interesse in Frage kommt.

Dem allgemein anerkannten Grundsatze entsprechend, ist das Gebiet der neutralen Mächte unverletzlich. Auch ist es den Kriegführenden untersagt, Truppen-, oder Munitions- und Verpflegungs-Kolonnen durch das Gebiet einer neutralen Macht hindurchzuführen. Es würde aber geradezu Selbstmord bedeuten, wollten wir diese Vorschrift selbst da anwenden, wo die Neutralität bewiesenermaßen nur eine zum Scheine aufgestellte, lediglich im Interesse des Gegners

geltend gemachte „Unparteilichkeit" bedeutet, eine politische Heuchelei, die viel unheilvoller wirkt, als eine offene, ehrliche Kriegserklärung. In solcher Ausnahmestellung befanden wir uns bei Beginn des Weltkrieges Belgien gegenüber, das unter der Maske der Neutralität seit Iahren mit unseren Todfeinden auf Gedeih und Verderben sich verbunden hatte. —

Neutrales Gebiet ist ganz besonders auch insofern unberührt zu lassen, als auf ihm zugunsten der Kriegführenden weder Korps von Kombattanten gebildet, noch Werbestellen eröffnet werden dürfen. Ebenso wenig dürfen hier funkentelegraphische Stationen oder sonstige Anlagen eingerichtet werden, die bestimmt sind, einen Verkehr mit den kriegführenden Land- oder Seestreitkräften zu vermitteln. Nicht einmal Einrichtungen dürfen von jenen Mächten benutzt werden, die von ihnen vor dem Kriege hier zu einem ausschließlich militärischen Zwecke hergestellt und nicht für den öffentlichen Nachrichtendienst freigegeben sind.

Ein neutraler Staat darf also auf seinem Territorium keine der obenbezeichneten Handlungen dulden, und es darf nicht als ein feindliches Vorgehen angesehen werden, wenn er eine Verletzung der Neutralität selbst mit Gewalt zurückweist. Ihn trifft jedoch keine Verantwortung, wenn Leute einzeln die Grenze überschreiten, um in den Dienst einer Kriegspartei zu treten. Er ist sogar nicht einmal verpflichtet, die für Rechnung des einen oder anderen Gegners erfolgende Ausfuhr oder Durchfuhr von Waffen, Munition und überhaupt von allem, was für ein Heer oder eine Flotte nützlich sein kann, zu verhindern. Ebenso wenig liegt ihm etwa die Verbindlichkeit ob, für Kriegführende die Benutzung von Telegraphen- oder Fernsprechleitungen, sowie von Anlagen für drahtlose Telegraphie, gleichviel ob solche ihr selbst, oder ob sie Gesellschaften oder Privatpersonen gehören, zu untersagen oder zu beschränken. Macht der neutrale Staat aber von dem ihm zweifellos zustehenden Recht der Verhinderung, der Beschränkung oder des Verbotes Gebrauch, so sind seine Verordnungen auf alle Streitteile gleichmäßig anzuwenden. Er hat dann auch darüber zu wachen, daß die gleiche Verpflichtung von den Gesellschaften oder Privatpersonen eingehalten wird, die Eigentümer jener Verkehrsvorrichtungen sind.

Von Wichtigkeit ist auch, wie sich neutrale Staaten Angehörigen und Verwundeten einer Kriegsmacht gegenüber zu verhalten haben.

Truppen einer solchen Macht, die mit oder ohne Waffen anf neutrales Gebiet übertreten, sind, jedenfalls ohne Waffen, möglichst weit vom Kriegs>schauplatz unterzubringen. Sie können in Lagern festgehalten, aber auch in Festungen oder in anderen, zu diesem Zwecke geeigneten Orten eingeschlossen werden. Doch darf zugunsten von Offizieren, die sich ehrenwörtlich verpflichteten, das neutrale Land, bezw. den ihnen zugewiesenen Aufenthaltsort nicht ohne Erlaubnis zu verlassen, von derartigen Beschränkungen abgesehen werden.

Ist nichts anderes vereinbart, so hat die neutrale Macht den bei ihr untergebrachten Militärpersonen Nahrung, Kleidung und die durch die Menschlich-

keit gebotenen Hilfsmittel (Arzt, Arznei, chirurgische Instrumente, sanitäre Vorrichtungen, aber auch sonstige im täglichen Leben erforderliche Gegenstände) zu gewähren, vorbehaltlich seiner Befugnis, nach dem Friedensschluß die durch die Unterbringung verursachten Kosten ersetzt zu verlangen. Gar nicht selten kommt es vor, daß Kriegsgefangene in neutrales Land entfliehen. Beschließt dieses Land, sie bei sich aufzunehmen, so ist ihnen auch die persönliche Freiheit zu lassen, doch kann den Entwichenen ein bestimmter Aufenthaltsort angewiesen werden. Das gleiche findet Anwendung auf jene Kriegsgefangenen, die von den Truppen bei ihrer Flucht auf das Gebiet der neutralen Macht mitgeführt werden. Ein neutraler Staat kann, aber braucht nicht den Durchzug von Verwundeten oder Kranken der kriegführenden Heere durch sein Gebiet zu gestatten. Wird die Erlaubnis erteilt, so geschieht es nur unter dem Vorbehalte, daß die zur Beförderung benutzten Züge weder Kriegspersonal noch Kriegsmaterial mit sich führen, und mit der eigenen Verpflichtung, die erforderlichen Sicherheits- und Aufsichtsmaßregeln zu treffen.

Angenommen, Holland gewährt dem Deutschen Reich einen derartigen Durchzug, und es befinden sich bei den Deutschen auch belgische und französische Verwundete oder Kranke, die also unter solchen mißlichen Umständen zu unserem neutralen Nachbar gebracht werden, so hat Holland diese Leute derart zu bewachen, daß sie an den Kriegsunternehmungen nicht wieder teilnehmen können. Holland hat dann freilich die gleichen Verpflichtungen in Ansehung sämtlicher ihm anvertrauten Verwundeten oder Kranken, für alle die, gleichviel, ob Freund oder Feind, die Genfer Konvention vom 22. August 1864/6. Iuli 1906 zur Verbesserung des Schicksals verwundeter Soldaten der Armeen im Felde volle Geltung hat. —

Daß als neutrale Personen die männlichen und weiblichen Angehörigen (mögen sie auch erst durch Heirat, Adoption, Legitimation, Einbürgerung und dergleichen Rechtsakte „neutral" geworden sein) eines an dem Kriege nicht beteiligten Staates anzusehen sind, versteht sich eigentlich von selbst. Diese Personen können sich auf ihre Neutralität indessen nicht berufen, wenn sie feindlicher Handlungen, wozu schon Veröffentlichung unwahrer, giftiger und verleumderischer Artikel in der Tagespresse gehören können, gegen einen Kriegführenden sich schuldig machen oder umgekehrt Handlungen zugunsten einer Streitmacht ausführen, insbesondere wenn sie freiwillig Kriegsdienste in der bewaffneten Macht einer der Parteien nehmen (z. B. Garibaldianer). Trotzdem darf in einem solchen Falle der Neutrale von dem Kriegführenden, demgegenüber er die Neutralität außer acht gelassen, nicht strenger angefaßt werden, als ein Angehöriger des Feindes wegen der gleichen Tat behandelt werden kann.

Eine recht bedenkliche und gegenwärtig von den die „Konjunktur" ausnutzenden Amerikanern gegen uns angewandte Bestimmung der Haager Vereinbarung läßt es nicht als Handlung zugunsten einer Kriegspartei gelten,

wenn an sie von privater Seite Lieferungen (Waffen, Munition, Ausrüstungs-
gegenstände, Lebensmittel usw.) übernommen oder Darlehen bewilligt werden,
vorausgesetzt, daß der Lieferant oder Darleiher weder im Lande der anderen
Partei, noch in dem von ihr besetzten Territorium wohnt, und daß auch die
Lieferungen nicht aus diesen Gebieten herrühren.
Ebenso wenig wird die Leistung von polizeilichen oder Zivilverwaltungs-
diensten als eine einseitig begünstigende Tätigkeit beurteilt.
Staatsangehörige neutraler Mächte werden stets gut tun, wenn sie ins
Ausland reisen, namentlich wenn sie den Kriegsschauplatz betreten, sich vorher
mit den erforderlichen Ausweispapieren über ihre Persönlichkeit (Paß, Zu-
lassungsschein, Angabe des Reisezwecks usw.) zu versehen, um nicht etwa als
Spion, Angehöriger der Gegenpartei oder als unberufener Schlachtenbummler
böse Erfahrungen zu machen.
Auch das aus dem Gebiet einer neutralen Macht herrührende Eisenbahn-
material kann im Feldzuge eine bedeutsame Rolle spielen. Ist es deren Eigen-
tum oder gehört es Gesellschaften oder Privatpersonen, und ist es als solches er-
kennbar, so darf es von einem Kriegführenden nur in dem Falle und in dem
Maße, in dem eine gebieterische Notwendigkeit dies verlangt, angefordert und
benutzt werden.
Umgekehrt darf der neutrale Staat im Falle der Not das aus dem Gebiete
der Kriegspartei herrührende Material in entsprechendem Umfange festhalten
und benutzen.
Von der einen wie von der anderen Seite soll eine Entschädigung nach Ver-
hältnis der benutzten Gegenstände und der Dauer der Benutzung gezahlt werden.
Zur Erhaltung oder Wiederherstellung des Friedens können neutrale Staaten
sehr viel beitragen. So wurde es bei den Haager Beratungen allerseits für
nützlich und wünschenswert gehalten, daß eine Macht oder mehrere Mächte, die
am Streite nicht beteiligt sind, aus eigenem Antriebe den im Streit befind-
lichen Staaten ihre guten Dienste oder ihre Vermittlung anbieten, soweit sich
die Umstände hierfür eignen. Eine derartige menschenfreundliche Tätigkeit, die
auch während des Ganges der Feindseligkeiten zulässig ist, hat ausschließlich die
Bedeutung eines Rates, also niemals verbindliche Kraft, soll auch nicht etwa
von einem der streitenden Teile als unfreundliche Handlung angesehen werden.
Neutrale Seemächte sind an sich berechtigt, vor ihren Küsten unterseeische,
selbsttätige Kontaktminen zu legen, um gegen etwaige Überraschungen oder
Überfälle möglichst gesichert zu sein. Tun sie dies, so sollen sie, einem beson-
deren Haager Abkommen gemäß, dieselben Regeln beobachten und dieselben Vor-
sichtsmaßregeln zum Besten der friedlichen Schiffahrt treffen, wie sie den Krieg-
führenden selbst zur Pflicht gemacht sind. Diesen ist aber ausdrücklich untersagt,
verankerte selbsttätige Kontaktminen zu legen und Torpedos zu verwenden,
wenn erstere nicht unschädlich werden, sobald sie sich von der Verankerung losge-

rissen, letztere nachdem sie ihr Ziel verfehlt haben. Unverankerte Minen
sind so einzurichten, daß sie spätestens eine Stunde, nachdem der sie Legende die
Aufsicht über sie verloren, keinen Schaden weiter anrichten können.
Iedenfalls muß die neutrale Macht durch eine vor gängige Bekanntmachung
die Gegenden, wo selbsttätige Kontaktminen gelegt werden sollen, zur Kenntnis
der Schiffahrtskreise bringen, sie auch schleunigst auf diplomatischem Wege den
Regierungen mitteilen.
Was die auf See auf neutralen oder feindlichen Schiffen vorgefundenen
Briefpostsendungen der Neutralen anlangt, so ist deren Unverletzlichkeit aus-
drücklich anerkannt, ohne Unterschied, ob sie amtlicher oder privater Natur sind.
Selbst wenn die Beschlagnahme des Schiffes erfolgt, sind sie von dem Beschlag-
nehmenden möglichst unverzüglich weiterzubefördern. Diese Bestimmungen
finden jedoch im Falle des Blockadebruchs keine Anwendung auf die Brief-
sendungen, die nach dem blockierten Hafen bestimmt sind, oder von ihm kommen.
Die vereinbarte Unverletzlichkeit der Briefpost entzieht aber die neutralen Post-
dampfer nicht den Gesetzen und Gebräuchen des Seekriegs, welche die neutralen
Kauffahrteischiffe im allgemeinen betreffen. Doch darf ihre Durchsuchung nur
im Notfall unter möglichster Schonung und mit möglichster Beschleunigung vor-
genommen werden. Unter den zahlreichen sonstigen internationalen Vor-
schriften sind für die unbeteiligten Seemächte einige von besonderem Interesse.
So dürfen militärische Lazarettschiffe der Gegner bei einem Aufenthalt in
neutralen Häfen nicht als Kriegsschiffe behandelt werden. Hat aber ein
neutralcs Kriegsschiff Verwundete, Kranke oder Schiffbrüchige an Bord ge-
nommen, so muß soweit wie möglich dafür gesorgt werden, daß diese nicht wieder
an den Kriegsunternehmungen teilnehmen können.
Haben derartige Personen die Eigenschaft von Kriegsgefangenen, weil sie
in die Gewalt des anderen Kriegführenden gefallen sind, und werden sie, was
an sich nicht verboten, mit Genehmigung der Ortsbehörde in einem neutralen
Hafen ausgeschifft, so hat der neutrale Staat, — sofern nicht zwischen ihm
und den kriegführenden Staaten ein Anderes vereinbart —, sie derart zu be-
wachen, daß sie für den fraglichen Feldzug weder zu Wasser noch zu Lande
weiter verwendet werden können, es sei denn, daß der bisher unbeteiligte Staat
sich einem der Gegner anschließt.
Die Kosten der Pflege und Unterbringung hat regelmäßig jener Staat
zu tragen, dem die Aufgenommenen angehören.
Schließlich können die Kriegführenden selbst den Wohltätigkeitssinn der
Führer neutraler Kauffahrteischiffe, Iachten oder Boote anrufen, damit sie Ver-
wundete oder Kranke an Bord nehmen und versorgen.
Fahrzeuge, die diesem Ansuchen entsprechen, ebenso wie solche, die un-
aufgefordert jene bedauernswerten Personen oder das gleiche Mitleid ver-
dienende Schiffbrüchige aufgenommen haben (es kann sich hier nicht bloß um

Männer, sondern auch um Frauen und Kinder handeln), genießen einen besonderen Schutz und bestimmte Vergünstigungen.

In keinem Falle dürfen sie wegen einer solchen Beförderung weggenommen werden. Eine Ausnahme ist nur dann zulässig, wenn einem derartigen Schiffe Neutralitätsverletzungen nachgewiesen werden.

So human und milde auch die vorstehenden Bestimmungen durchweg gehalten sind, sie bleiben nur hohle Phrasen, papierene Paragraphen, wenn kriegführende Staaten, wie in erster Reihe England und Frankreich, sich nicht danach richten. Mit Lug und Trug suchen unsere Feinde ihre eigenen Sünden und Verfehlungen gegen diese menschenfreundlichen Vorschriften nach Art raffinierter Lügner den Gegnern aufzubürden, und leider werden sie in ihrer nichtswürdigen Methode von einer käuflichen, verhetzenden und skrupellosen Tagespresse unterstützt. —

Doch die Wahrheit ist auf dem Marsche; auch der Tag wird kommen, an dem die Welt sich überzeugen wird, mit welch niedrigen Ehrabschneidern wir uns herumschlagen mußten, wie streng aber gerade Deutschland allen Neutralitätsgesetzen sich gefügt hat, denen unsere lieben Vettern von jenseits des Kanals nur mit Willkür und Mißachtung begegnet sind.

Rechtsanwalt I. Kahn:

Der Weltkrieg einst und jetzt.

«» gibt «in lxsie«« NÜte!, sich eine richtige
und »en»ue Vorstellung oon den Dingen, d!e sich in dei
Welt begeben, zu machen, «I« sie durch Veraleichung
zu beur!ellen, aus der «eIchich»e «»Ilpiele zu Wohle,!, sie
In Parallele mit den «egebenhelten u»Ierer geit zu
letzen und ihn Veziehunge« und Ähnlich!>ei»e« zu be,
achte«.

Friedrich der «rohe: „Ooinlsinttwnz »ar I'iwt pri»e!!t
All o»rp» polMque s» I'Lurope".

Der Weltkrieg von heute hat seinen Vorgänger. — Auch vor hundert Iahren, zur Zeit der Napoleonischen Kriege, stand die Welt in Flammen. Gekämpft wurde in Deutschland und Frankreich, in Rußland, Spanien, Portugal, Italien, Österreich; gekämpft aber auch in Afrika und Amerika.

Nicht nur durch die räumliche Ausdehnung der kriegerischen Operationen fast über den ganzen Erdball zeigt der jetzige Weltkrieg mit dem früheren große Ähnlichkeit, sondern auch in den eigentlichen Ursachen, in den durch den Krieg hervorgerufenen Problemen und in seinen Zielen treten überraschende Vergleichspunkte an den Tag, die unsere Einsicht in Grund und Wesen der gegenwärtigen Ereignisse vertiefen und klären.

Noch immer ist bei uns die herkömmliche Geschichtsauffassung weit verbreitet, die die Ursache für die Kriege von 1793—1815 in der unbezähmbaren Eroberungssucht und Ruhmgier Frankreichs, insbesondere Napoleons I., zu finden glaubt. Tieferes Eindringen, namentlich in die diplomatischen und parlamentarischen Verhandlungen jener Zeit hat aber zu der Erkenntnis geführt, daß an den Kämpfen, zumal an ihrer Verschärfung und langen Dauer in der Hauptfache England mit seiner kalten, berechnenden Politik die Schuld trägt.

Zu diesem, nicht etwa von Gehässigkeit gegen England diktierten Urteile haben sich von jeher auch bedeutende englische Geister bekannt. Kein Geringerer als Cobden, der Begründer und Führer der Manchesterschule, hat in seiner Schrift „1793 anc! 1853" eingehend und mit Scharfsinn nachgewiesen, daß die ganze Schuld des Revolutionskrieges von 1793 mit seinen üblen Folgen weit mehr England, als dem Pariser Konvent zufiele. — Und bereits zur Zeit der kriegerischen Ereignisse selber, am 3. Februar 1800, äußerte Erskine im englischen Unterhause: „Wohl würde Frankreich bei dem Übergange zu einer neuen Ordnung seiner Verhältnisse, sich selbst überlassen, manche Unregelmäßigkeiten begangen haben; das wäre jedoch ohne größere Bedeutung gewesen, wenn England nicht eine mächtige Koalition aufgehetzt und den Krieg erklärt hätte, ohne auch nur einen bestimmten Grund dafür anzugeben.'

Und doch sind die bestimmten Gründe erkennbar, die England zum Kampfe gegen Frankreich auf den Plan rief. Benjamin Constant, der berühmte französische Publizist, hat sie damals in seiner Schrift von der Macht der gegenwärtigen Regierung Frankreichs (1794) vor aller Welt mit nicht zu übertreffender Deutlichkeit genannt: „England kämpft gegen Frankreich, weil es einen aufstrebenden Nebenbuhler niederhalten, weil es seine politische und industrielle Weltherrschaft behaupten will."

Doch wie England heute diese gleiche gegen Deutschland sich richtende Absicht mit dem heuchlerischen Vorwande, die verletzte Neutralität Belgiens wieder herstellen zu wollen, zu verdecken sucht, so hat es auch damals seinen wahren Bestrebungen ein scheinheiliges Mäntelchen umgehängt: „Amtlich versicherten sie zwar, die Beschimpfung der königlichen Majestät rächen zu wollen; aber das Ringen um neue Märkte für englische Waren gegen Frankreichs Handel und aufkommende Industrie war volkstümlicher, als der Kampf gegen die Revolutio n." — Das schreibt einer der angesehensten englischen Historiker der Gegenwart, Seeley, der wissenschaftliche Begründer des neubritischen Imperialismus.

Bestand daher der eigentliche Grund zum Eingreifen Englands in den Krieg gegen Frankreich, genau wie jetzt, in dem Verlangen, Frankreichs Handel und

aufkommende Industrie, die man in friedlichem Wettbewerbe nicht bezwingen
konnte, mit Gewaltmitteln niederzukämpfen, so war es auch England, das bald
nach dem Frieden von Amiens (März 1802) zur Erneuerung der Feindseligkeiten
gegen den nach Ruhe geradezu lechzenden Napoleon antrieb.
For, der Führer der Opposition und spätere Ministerpräsident, spottete
damals in einer Unterhausrede vom 25. Mai 1802 über die wahren Beweg-
gründe der britischen Regierung: „Ieder Fortschritt Frankreichs
nach außen und selbst im Innern, in Handel und Industrie,
soll also eine Ursache zum Kriege und eine Beleidigung
für uns sein!" Aber auch er war nur ein Prediger in der Wüste, genau,
wie heute die paar einsichtigen Staatsmänner Englands, die sich gegen den Krieg
erklärt haben. Denn die großen Reeder, Industriellen, der Mittelstand und die
Aristokratie standen gegen For. Man schürte und nährte den Haß gegen Frank-
reich, besonders durch die Presse, und suchte nach Verbündeten bis nach Peters-
burg und Konstantinopel.
Diese kühle, rein geschäftsmäßige Politik Englands erzeugte in Frank-
reich ein Haßgefühl, das an Stärke dem unsrigen nicht nachstand. — Die
damaligen leidenschaftlichen Äußerungen gegen England erinnern an die Sprache,
die auch heute von uns gegen das Inselreich geführt wird.
Im Iahre 1793 rief im Konvent Kersaint, ein Edelmann, mit der ganzen
Lebhaftigkeit seiner bretonischen Rasse aus: „Nur auf den Trümmern
des in Schutt zerbrochenen Towers darf der Vertrag
unterzeichnet werden, der das Schicksal der Nationen
und die Freiheit der Welt zum Ziele ha t." Und von einem an-
deren Abgeordneten hörte man die zornigen Worte: „Die stolze Krämer-
insel muß in das Meer gestürzt werden."
Und wie England sich durch dasselbe Motiv, wie heute, zum Kriege
gegen Frankreich leiten ließ, so hat es auch damals dieselben verwerflichen
Mittel angewendet, um seinen Gegner niederzuringen.
Auf die Absperrung und Aushungerung Frankreichs setzte man
alle Hoffnung. Die Äußerung Pitt's, des allmächtigen Leiters der englischen
Politik, ist dafür bezeichnend: „Frankreich muß von der Handels-
welt abgetrennt, wie eine Stadt oder wie ein Hafen be-
handelt und zu Lande wie zur See blockiert werden." —
Aus dem französischen Konvente antwortete ihm mit Hohn der spätere General-
Prokurator Barröre: „Frankreich blockiert! so sprachen vor
ihrer Vernichtung die Leute p unischer Herkunft, die
ehrgeizigen, handelshungrigen Karthager." Und derselbe
Barröre charakterisierte später noch schärfer die englische Politik: „Die Pitt-
sche Koalition will Frankreich blockieren, aushungern,
zerreißen, zugrunderichten und vernichten. Eines

Tages werden die europäischen Völker über die Handelstyrannei, den politischen Despotismus und die äußerste Verderbtheit der englischen Regierung sich im Interesse der allgemeinen Freiheit vereinigen und zur Abwehr der insularen Bedrückung und Seetyrannei die Worte Cato's verwirklichen und das moderne Karthago zerstöre n."

Bei dieser Sperre Frankreichs setzte sich England rücksichtslos über die Rechte der Neutralen hinweg.

In einem Erlaß des Prinzregenten von Groß-Britannicn vom 9. Ianuar 1813 verkündete man sogar offiziell der Welt als Grundsatz des englischen Seerechts : „Nie kann und wird der Prinzregent zugeben, daß Groß-Britannien des Rechts beraubt werde, gegen seine Feinde die erforderlichen, gerechten Verteidigun gsmaßregeln zu ergreifen, weil etwa eine neutrale Macht dadurch verletzt werden könnte."

Und ähnlich, wie heute, waren die Wirkungen des Handelskrieges am meisten fühlbar für die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ihre heutige Haltung erscheint vielen so befremdlich, doch eine Erklärung bietet auch hier wieder die Geschichte der Napoleonischen Zeit. Bignon, der zu Napoleons Kreis gehörte und, entsprechend dem testamentarischen Auftrage seines Kaisers, die Geschichte seiner Zeit schrieb, bemerkt hierzu: „Die Regierung der Vereinigten Staaten möchte wohl die Grundsätze triumphieren sehen, die Frankreich verteidigt: Denn welches Volk könnte die Unabhängigkeit seiner Flagge nicht wollen? Aber mächtige Hindernisse widerstreben ihrer Vernunft und fesseln ihren Willen: die übermäßige Furcht vor einem Kriege mit den Engländern und die Handelshabgier der amerikani, schenBevölkerung. In der ersten Aufregung des Unwillens sagte zwar der damalige Präsident von Nordamerika, Iefferson, zu dem französischen Gesandten: ‚Wenn England uns nicht Genugtuung gibt, so nehmen wir Kanada/ Aber er mußte den egoistischen Charakter der amerikanischen Handelswelt bekämpfen, die nur schwer einen augenblicklichen Vorteil dem künftigen Glücke, und noch weniger der Würde des Landes opfert. — Indem der Kaufmann Kosmopolit ist, bleibt er nur wenig Bürger, und ungeachtet der republikanischen Regierungsformen sind die Berechnungen des Privat-Vorteils in den Vereinigten Staaten vielleicht noch mächtiger, als in unserem monarchischen Europa." Und treffen nicht auch die weiteren Worte Bignons über die Schritte der amerikanischen Bundesregierung für heute zu: „Die Bundesregierung mußte ihre ganze Gewandtheit aufbieten, von England den Schein einer Genugtuung zu erlangen, aber auch dies hat sie nicht einmal erreicht."

Die Hauptgrundsätze, die damals England in seiner Seekriegsrechtspraris anwandte, hat ein scharfer Beobachter aus seiner Erfahrung heraus in den „Europäischen Annalen" von 1813 zusammengestellt. Da heißt es unter III: „Die feindlichen Untertanen auf genommenen Schiffen sind, mögen sie zum Kriegerstande gehören oder nicht, auf feindlichen oder neutralen Schiffen gefunden, Kriegsgefangene." Und weiter unter IV b: „Das Wort.Kontrebande' werden die Neutralen in dem Sinne nehmen, in dem es England jedesmal genommen haben will, und also darunter nach Umständen bald alle Lebensmittel überhaupt, bald Salpeter, bald auch Chinarinde und Pfeffer begreife n."

Gegen die Sperre des Meeres durch die Engländer wehrte sich Napoleon durch den Erlaß vom 21. November 1806, das berühmte Dekret der Kontinentalsperre. Napoleon verkündete damit die Blockade und Aussperrung Englands und verfügte die Beschlagnahme allen englischen Eigentums auf dem von ihm beherrschten Kontinent. — Dieselbe Lage, die heute Deutschland zu den schärfsten Gegenmaßregeln gegen den völkerrechtswidrig geführten Handelskrieg Englands zwingt, veranlaßte auch Napoleon zu seinen Abwehrmitteln.

Die Begründung, die Napoleon seinem Dekret gegeben hat, mag hier in den für uns besonders interessanten Punkten Plat z finden.

In Erwägung:

1. daß England die von allen gebildeten Völkern befolgten Grundsätze des Völkerrechts nicht anerkennt,
2. daß es jeden einzelnen als Feind betrachtet, der einem feindlichen Staate angehört, und daher nicht allein die Besatzung der Kriegsschiffe, sondern auch die Bemannung der Handelsschiffe und selbst Kaufleute und Handlungsgehilfen, die in Geschäften ihrer Häuser reisen, gefangen nimmt,

3., 4., 5., usw.,

8. und daß es im Naturrechte liegt, die Waffen zu gebrauchen, die der Feind gebraucht, und gegen ihn auf gleiche Weise, wie er, zu streiten, wenn sie auch alle Grundsätze und Gefühle der Gerechtigkeit und des gebildeten Zustandes der menschlichen Gesellschaft verleugnet,

wird verordnet

U. a. heißt es in dieser Verordnung, daß auch aller Verkehr und Briefwechsel mit den britischen Inseln verboten ist und jeder englische Staatsangehörige, welchen Standes oder

welcher Art, zum Kriegsgefangenen auf dem Kontinente
gemacht werden soll.
Napoleons Gedanke war, England in seiner Wurzel, d. h. seinem Reichtum
und Handel zu fassen. Es ist kein Zweifel, daß unsere Lage ungleich günstiger
im Handelskriege gegen England ist, und mit mehr Berechtigung könnten wir an
England die grandiosen Worte Napoleons richten: „Ihr wollt das Fest,
land zu einem Gefängnis für uns machen, ich aber werde
das Meer zu einem Gefängnis für euch machen!"
Die Blockierung der englischen Küste durch Napoleon war eben nichts als
eine leere Phrase, eine sogenannte papierne Blockade. Ihm fehlte eine Flotte,
ihm fehlten alle uns heute zur Verfügung stehenden Mittel der modernen Technik.
Aber das Problem, den Sperrmaßregeln Englands zu begegnen, beschäftigte ihn
genau so gut, wie uns. Er mußte deshalb, wollte er England treffen, danach
streben, es vom ganzen Kontinente abzusperren. — Darüber hinaus vermochte
er den Handel Englands nicht zu verwunden. Und doch hätte Napoleon mit
dieser an sich weniger wirkungsvollen Kontinentalsperre vielleicht England
niederzwingen können, wenn er nicht einen für seinen gewaltigen Geist so er-
staunlichen Fehler gemacht hätte. Denn unter dem Einflusse der Kontinental-
sperre geriet England infolge schlechter Ernten wiederholt in einen Notstand,
insbesondere wurde der Bedarf des Insellandes, das damals weit mehr als
heute Ackerbau trieb, im Iahre 181i/12 nur zu 40 Prozent durch die eigene
Ernte gedeckt. Aber Napoleon ließ die Getreideausfuhr nach
England zu. Mit einer gewissen Genugtuung bemerkt hierzu der neueste
englische Biograph Napoleons I., Iohn Holland Rose: „Wie würde es Eng-
land ergangen sein, wenn sich dem Arbeitsmangel und den niedrigen
Löhnen auch noch die Schrecknisse der Hungersnot zugesellt
hätten!"
Napoleons Ideengang war beeinflußt durch die damals bereits überlebte
merkantilistische Anschauung der Nationalökonomie, wonach man ein Land nur
dadurch am besten zugrunde richten könne, wenn man es in seinem Reich,
t u m treffe. — Daraus folgerte Napoleon, daß er die Ausfuhr Englands
verhindern und ferner England veranlassen müsse, möglichst viel Geld für Ein-
fuhrartikel zu zahlen. So wollte er den Reichtum Englands ausschöpfen
und das Land zum Bankerott treiben, während ihm der Gedanke nicht kam, Eng-
land durch Aushungerung zur Übergabe zu zwingen.
Es rächte sich an diesem großen Mann seine Verachtung für die neue Wissen-
schaft, insbesondere die von Adam Smith aufgestellten Grundsätze. Und der-
selbe Biograph Rose spricht es als Warnung und Lehre aus: „Wietöricht
wäre es, wollte man annehmen, daß das Beispiel dieses
Mannes, der sich auf einen einzigen staatsökonomischen

Gedanken versteift hatte, auf das Verhaltender Staats-
männer des Kontinents bei einem künftigen Seekriege
mit England bestimmenden Einfluß haben könnte! Für-
wahr, die Dringlichkeit der Aufgabe, unser Volk (das
englische) in der Zeit eines großen Krieges mit Nahrungs-
mitteln zu versorgen, kann nur von denjenigen, die das
Napoleonische Zeitalter studiert haben, völlig begrif-
fen werden."

Nun, die Staatsmänner Deutschlands haben aus der Geschichte gelernt;
«b das eigene Land, an das Rose seine Worte richtete, wird die nächste Zukunft
lehren.

Wie heute die Sperre durch England, so rief die umgekehrte Absperrung
des Kontinents gegen den englischen Handel gleichfalls innere, wirtschaftliche
Probleme hervor. Zwar beschäftigten sich damals die Geister nicht mit der
Frage der Lebensmittelversorgung im engeren Sinne; denn der Kontinent, ins-
besondere Deutschland, hatten Überfluß an Zerealien; vielmehr galt es, Ersatz zu
finden für die nicht mehr importierten Kolonialwaren.

Im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses stand die Frage, wie man sich
mit dem Mangel an kolonialem Rohrzucker und Kaffee abfinden sollte. — Genau
wie heute die Abschneidung der Zufuhr wichtiger Rohstoffe den erfinderischen Geist
anregt, so betrat man auch damals neue Wege, um aus der Verlegenheit heraus-
zukommen. — Die deutsche Chemie, die heute für so manchen fehlenden Rohstoff
den Ersatz aus der Retorte hervorzaubert, war auch derzeit, allerdings in be-
schränktem Maße, der Retter in der Not. So bildete die Entdeckung des hohen
Zuckergehaltes der Runkelrübe durch den Berliner Chemiker Marggraf die Basis
für die damals ins Leben gerufene Rüben-Zuckerindustrie.

Aus gebrannten Roggenkörnern, Eicheln, Erbsen und dergleichen wurden
kaffeeähnliche Getränke hergestellt, — die Zichorienindustrie datiert aus der Zeit
der Kontinentalsperre —, und die Presse faßte ihre Aufgabe in derselben Weise
auf, wie die heutige. Immer wieder ermahnte z. B. die „Schlesische Zeitung"
ihre Leser, sich im Ankauf von Kolonialwaren zu beschränken und „statt des Kaffees
doch Biersuppe zu genießen, bei der Friedrich der Große aufgewachsen und unsere
Vorfahren ohne Nervenschwäche mindestens ebenso geistreich wie wir geworden
seien".

Diesen wirtschaftlichen Fragen wandte Napoleon dasselbe Interesse zu, wie
seinen kriegerischen Unternehmungen. — Der Baumwollnot suchte er vergeblich
durch Anbau von Baumwolle in Süd-Frankreich zu steuern und spornte die
Wissenschaft durch Aussetzung hoher Preise an, einen endgültigen Ersatz für das
fremde Indigo auf chemischem Wege zu schaffen. — Bekanntlich ist es erst unserer

Generation gelungen, diesen Gedanken Napoleons zu verwirklichen, während man sich damals mit der Anpflanzung von Waid begnügen mußte. — So war auch für die Lösung der wirtschaftlichen Fragen die damalige Zeit im großen und ganzen noch nicht reif.

Außer der Sperre gegen England hatte Napoleon bereits in einem Bericht an das Direktorium vom Februar 1798 noch zwei Wege zur Niederwerfung Englands in Vorschlag gebracht, nämlich die Eroberung Ägyptens und die Landung in England. — Man greift Schritt für Schritt mit Händen, wie außerordentlich lehrreich und bedeutungsvoll der Kampf Frankreichs vor hundert Iahren für unser Vorgehen gegen England ist. —Die beiden Wege: Sperre gegen England und Angriff auf Ägypten sind auch diesmal eingeleitet. — Napoleon unternahm 1798 von Toulon ans die berühmte Erpedition nach Ägypten. Er wollte zwischen London und Kalkutta einen mächtigen französischen Keil treiben: „So, gleichzeitig in Europa, Afrika und Amerika angegriffen," schreibt er voll Illusion, „werden die Engländer, seit langem nicht gewohnt, durch den Krieg Schaden zu erleiden, bei dieser andauernden Störung ihres Handels bald zur Erkenntnis ihrer Schwäche kommen."

Nach anfänglichen Erfolgen mußte diese Erpedition scheitern, weil die Entfernung vom Mutterlande den Nachschub neuer Truppen nicht gestattete. Heute verspricht der Anmarsch der von deutschen Offizieren neu organisierten und geleiteten türkischen Armee, schon wegen der Nähe ihrer Operationsbasis, besseren Erfolg.

Was den dritten Weg, die Invasion in England, betrifft, so hatte schon 1796 der Konvent eine Landung versucht. Zwischen den unzufriedenen Irländern spannen sich Fäden nach Frankreich hinüber. Man verabredete einen allgemeinen Aufstand in Irland, den Frankreichdurch eine Landung unterstützen sollte.

1803 wagte sich Napoleon an das Invasionsunternehmen. Man dachte an eine Überschiffung des Ärmelmeeres durch riesige Fahrbrücken und Flöße, man schlug den Bau mächtiger Luftballons vor, von denen sich noch Entwürfe erhalten haben. In dem auch ins Deutsche übertragenen Buche von Paul Lacroir „Direktorium, Konsulat und Kaiserreich" findet sich die Reproduktion eines reizvollen Bildes aus der damaligen Zeit: Drei Ballons in Form riesenhafter Pilze steigen von der französischen Küste zur Fahrt nach England auf, beladen mit Soldaten, Pferden und dem gesamten Troß.

Napoleon unterschätzte die Schwierigkeit des Unternehmens keineswegs: „Wollen wir einen Einfall in England machen, ohne die Herren zur See zu sein, so ist dieses das kühnste und schwierigste Unternehmen, das je versucht wurde. Aber

laßt uns nur auf sechs Stunden Herren des Kanals sein,
und wir werden Herren der Welt sei n."
Wiederholt hat Napoleon das Invasionsunternehmen geplant, es aber nie-
mals zur Ausführung gebracht. Wie sollte er auch Herr des Kanals werden,
da ihm alle Hilfsmittel fehlten, sich im Kanale eine Sicherheitszone zu ver-
schaffen, die eine Überfahrt ermöglichte! Von Wind und Wetter waren die
wenigen Segelschiffe abhängig, die Nelson ihm nicht zerstört hatte, und Kanonen,
die den Raum zwischen Calais und Dover beherrschen konnten, gab es damals
noch nicht. Daß ein Landungsplan im jetzigen Weltkriege eristiert, darf man
wohl annehmen. Auch in diesem Punkte hat sich die Zeit erfüllt und die tech-
nischen Mittel bereitgestellt. Ob der Plan zur Ausführung gelangt, ist eine
Frage der Zukunft.
Aus allem sieht man, wie außerordentlich wertvoll das Studium der Napo-
leonischen Kriege gegen England für unsere Staatsmänner und Feldherren ist.
Die Fehler, die Napoleon gemacht hat, werden wir vermeiden. — Wer wird
heute daran denken, Rußland durch eine Einnahme von Moskau niederzwingen
zu wollen! Es war ein verhängnisvoller Irrtum Napoleons, in Moskau das
Herz Rußlands zu sehen, und erst allmählich begriff er, daß Rußland, der
damals und noch heute primitiv organisierte Staat, überhauptkeinHerz
hat, und daß sein Zug nach der alten Hauptstadt Nichts anderes war, als „ein
gegen einen Teich geführter Schwertschlag". Aus demselben Grunde ist auch
heute einem Marsche gegen die neue Hauptstadt Petersburg zu widerraten. Aber
die Bekämpfung Rußlands, das sich dem Kontinentalsystem nicht bequemte und
sich auf Hunderten von englischen Schiffen, die zur Täuschung Napo-
leons neutrale Flaggen trugen, Kolonialwaren zuführen ließ,
war für ihn nur ein Mittel, um den eigentlichen und wahren Feind, England,
zu treffen. — Auch der heutige Weltkrieg ist letzten Endes nichts anderes, als
ein heroisches Ringen zwischen Deutschland und England. Dieses, den Urheber
aller Wirren, gilt es unschädlich zu machen.
Das war auch die Erkenntnis Napoleons. — Einer seiner berühmten Armee-
befehle aus dem Iahre 1806 lautete: „Soldaten! Wir werden nicht
mehr das Spielzeug eines verräterischen Friedens sein.
Wir werden die Waffen nicht eher niederlegen, als bis
wir die Engländer, die so unversöhnlichen Feinde un-
sererNation, g ezw un g en h ab en , ihreAbsicht, dieDinge
auf dem Kontinent zu verwirren, aufzugeben und auf
die Herrschaft der Meere zu verzichten."
Könnte dieser Armeebefehl nicht wörtlich heute an unsere eigenen Soldaten
gerichtet werden?
Und was die Ziele der englischen Politik betrifft: Es sind damals

Frankreich gegenüber die gleichen, wie sie heute uns gegenüber ausgesprochen werden.

Bereits am 8. April 1793 äußerte Lord Auckland bei einer Besprechung mit den Vertretern der Koalition, es sei Englands Wille, Frankreich politisch zu vernichten.

Ausführlicher und mit schamloser Offenheit hat in Ausdrücken, wie sie auch heute von England zu uns herüber dringen, der englische Geistliche Hankin die „idealen Endziele" der englischen Politik in einer Flugschrift aus dem Iahre 1805 „Ein ewiger Krieg als das einzige Mittel zur Sicherheit und Wohlfahrt Großbritanniens" aufgestellt*): „Da die Zerstörung Frankreichs als Seemacht für die Sicherheit und Ruhe der gesitteten Völker unumgänglich notwendig ist, so darf man ihm unter keinen Umständen die Befahrung des Meeres gestatten. Auch muß man ihm seine Kolonien nehmen. Macht die französische Nation Friedensvorschläge, so ist ihr zu antworten: ‚Nein, wir wollen mit euch in keinem freundschaftlichen Verhältnisse stehen; denn wir betrachten euch wie grimmige Tiere, denen man sich nur dann ohne Gefahr nähern kann, wenn sie in Ketten liegen. Wir betrachten euch wie bösartige Bestien, die alle von ihnen berührten Gegenstände verpesten. Euer Name ruft in unserem Gedächtnis nichts als Bilder der Plünderung, der Zerstörung und des Blutvergießens zurück. Nichts wollen wir hören von euren Anerbietungen, von Bündnis und Freundschaft. Ziehet eure Truppen aus den benachbarten Ländern und von den Küsten zurück, die ihr besetzt habt, entwaffnet eure Flotten, stellt eure Seerüstungen ein. Dann sollen die englischen Kriegsschiffe aufhören, die französische Küste zu beunruhigen. Wir wollen euren Handel nicht mehr stören, aber die Bedingung schreiben wir euch vor, daß ihr dazu weder französische Schiffe, noch französische Seeleute gebrauchen dürft. Unter dieser Voraussetzung nur kann England Frieden mit euch schließen. Eure ganze Seemacht muß vernichtet werden!'"

Dieses Pamphlet könnte heute gegen Deutschland gedruckt sein und würde ganz und gar die Billigung der Herren Churchill, Grey und Genossen finden. Hundert Iahre sind seitdem verflossen! Wie sehr sich auch die Welt in

-) Nach AI. v. Peez: Vochenschaft England«, Bd. I.

der äußeren Zivilisation, insbesondere durch die Steigerung der technischen Leistungen geändert haben mag, der Charakter des englischen Volkes, namentlich seiner Staatsmänner, ist derselbe geblieben.

„Glaubt irgend ein Mensch im Ernste, daß der Chauffeur, der ein Automobil von Paris nach Berlin lenkt, ein höher entwickelter Mensch sei, als der Wagenlenker des Achilles, oder daß ein moderner Minister-Präsident, weil er seine Eilbriefe bei elektrischem Lichte schreibt und seine Staatsrentenmakler durch das Telephon instruiert, ein aufgeklärterer Herrscher ist, als Cäsar es war?" Diese nachdenklichen Worte hat der Ire Bernhard Shaw aus seinen Erfahrungen in England heraus niedergeschrieben.

Wohl glaubte und hoffte man bei uns, daß der Gedanke an die uralte Blut-, Glaubens- und Kulturverwandtschaft, daß die Bedeutung ethischer und religiöser Ideale und vollends die Berechnung des immensen wirtschaftlichen Schadens, den eine Störung der ungeheuren Handelsbeziehungen zu Deutschland im Gefolge hätte, England vom letzten Schritte zurückhalten würde. Aber zu deutlich war die Richtung, die seit 1904 die englische Politik nahm. Alles war auf den Gegensatz gegen Deutschland eingestellt. Das seit mehr als drei Iahrhunderten wirkende Grundgesetz englischer Politik, jeden aufstrebenden Kontinentalstaat, der Englands Handel und Stellung in der Welt bedrohen könnte, mit Hilfe von Koalitionen niederzuhalten und, wenn nicht anders, gewaltsam niederzuringen, dieses Grundgesetz sollte sich auch an Deutschland erfüllen.

Alle Freundschaftsbeteuerungen und Verständigungskonferenzen vermochten den Einsichtigen, der aus der Geschichte gelernt hatte, nicht wankend zu machen. Darum schulden wir Dank unseren Staatsmännern, die in Erkenntnis der von England drohenden Gefahr immer wieder neue Rüstungen durchgesetzt haben.

An uns ist es nun, jenes verderbliche Ariom englischer Politik ein für allemal zu brechen. Diese Aufgabe, an der Napoleon scheiterte, weil seine Zeit noch nicht reif war und hinter ihm kein einiges Volk, sondern ein nur mühsam beherrschter Kontinent stand, uns soll und muß sie gelingen. In ihren Grundfesten muß die Macht Englands, dieses ewigen Friedensstörers, erschüttert werden, ihr Despotismus im Handel und zur See muß endgültig verschwinden. —

Erreichen wir dieses Ziel, dann wird die Welt aufatmen, wie von einem Alpdruck befreit, und die Bahn frei werden zu der Entfaltung Deutschlands, die seiner Größe und seiner Kultur entspricht!

Otto Schulz-Mehrin:

Wie England sich selber schadigt.

In der denkwürdigen Sitzung des englischen Parlaments am 4. August 1914, in der über Krieg oder Frieden mit Deutschland entschieden wurde, erklärte Sir Edward Grey kühl rechnend: „Db England mit in den Krieg gegen Deutschland und Österreich zieht oder nicht, England wird wirtschaftlich keinen größeren Schaden davon haben, als wenn es neutral bleibt." In Wahrheit erwartete Grey, wie alle Engländer, von dem Kriege sogar einen großen wirtschaftlichen Vorteil für England. Wie so ganz anders ist es doch gekommen. Geradezu vernichtend hat der Krieg schon jetzt auf das englische Wirtschaftsleben gewirkt. Das erkennt man, wenn man einmal die bisher bekannt gewordenen Tatsachen zusammenstellt, wie das nachstehend getan wurde. Nicht bloß aus Schadenfreude, sondern auch, um das deutsche Volk in seiner Ausdauer im Kampfe gegen England und in seiner Hoffnung auf die schließliche Niederringung auch dieses Gegners zu bestärken.

Gleich mit dem Beginn des Krieges setzte ein außerordentlicher Rückgang des englischen Außenhandels, insbesondere der Ausfuhr, ein, der bisher mit unverminderter Stärke angehalten hat, ja im Ianuar und Februar 1915 noch größer geworden ist. Und zwar beträgt der Rückgang in der Einfuhr durchschnittlich etwa 20 Prozent, in der Ausfuhr gar mehr als 40 Prozent. Der Gesamtausfall bis Ende Dezember 1914 betrug in der Einfuhr rund 1,3 und in der Ausfuhr rund 1,8 Milliarden Mark, zusammen also in den ersten fünf Kriegsmonaten mehr als drei Milliarden Mark.

Noch ungünstiger, als es nach diesen Zahlen scheint, stellt sich das,Ergebnis, wenn man auf Einzelheiten eingeht. Z. B. ist der verhältnismäßig geringere Rückgang in der Einfuhr, besonders in letzter Zeit, darauf zurückzuführen, daß ein großer Teil der eingeführten Waren — dabei gerade die wichtigsten, nämlich Lebensmittel und Kriegsbedarf — immer teurer geworden ist. Auch ist es gerade kein Vorteil für die englische Volkswirtschaft, daß die Einfuhr solcher Waren, die zur Kriegführung, also einem unproduktiven Zwecke dienen, hauptsächlich Leder und Kupfer, gegen früher zugenommen hat, während die Einfuhr von Rohstoffen für die Friedensindustrie zurückgegangen ist. So war der Rückgang in der Einfuhr gerade am stärksten in dem Rohstoff für die wichtigste englische Industrie, in Rohbaumwolle für die Tertilindustrie; dieser Rückgang betrug im Dezember allein 5 305 845 Pfund Sterling, oder rund 106 Millionen Mark. Der Rückgang in der Ausfuhr war allgemein; am größten allerdings'

in den industriellen Fertigerzeugnissen, und davon wieder am größten, sowohl absolut wie relativ, in Baumwollenwaren, dem Haupt-Ausfuhrartikel Englands. Hierin betrug z. B. die Ausfuhr aus dem Hauptbezirk der englischen Baum-wollen-Industrie, Lancashire, im Dezember 1912: 18 315 000, im Dezember 1913: 17 207 000, und im Dezember 1914 nur 9 966 000 I^d»., also im Kriegsjahr nur halbsoviel wie sonst.

So überraschend diese Entwicklung des englischen Außenhandels auf den ersten Blick erscheint, so begreiflich wird sie, wenn man den Gründen nachgeht. Es ist nämlich nicht so, wie die Engländer in wirtschaftlicher Kurzsichtigkeit annahmen, daß durch den Krieg nur die kriegführenden Länder leiden würden — ihr eigenes Land haben sie wohl überhaupt ausgenommen —, sondern bei der vielfältigen wechselseitigen Verknüpfung fast aller Länder der Erde durch Handel und Verkehr und bei der Ausdehnung dieses Krieges über fast alle Erdteile werden auch alle an dem Weltverkehr beteiligten Länder mehr oder weniger durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogen. Zunächst treten Deutsch-land, Österreich-Ungarn, Belgien und auch Rußland und die Türkei wegen ihrer Absperrung vom Weltverkehr nur noch in geringem Maße als Käufer auf dem Weltmarkt auf. Dadurch erleiden zunächst alle diejenigen Länder, die bisher Waren an jene verkauften, einen entsprechenden Schaden, haben weniger Einnahmen und können ihrerseits weniger von anderen Ländern kaufen, als sie sonst getan haben. Aber auch in den nicht vom Weltverkehr abgesperrten kriegführenden Ländern, Frankreich, England, Serbien, Montenegro, Iapan, leiden infolge des Krieges Handel und Wandel und dadurch die Kaufkraft dieser Länder. Und diese Welle mangelnder Aufnahmefähigkeit und Kaufkraft pflanzt sich immer weiter fort nnd erfaßt schließlich alle Länder des Erdballes. Andere nachteilige Folgen des Krieges, die Mobilisierung und daraus folgende Schwächung der Arbeits- und Finanzkraft in verschiedenen neutralen Ländern, Italien, der Schweiz, Holland, Schweden, Rumänien, Bulgarien, der Wegfall der Einnahmen aus dem Fremdenverkehr in mehreren Ländern, z. B. Italien und der Schweiz, und schließlich eine allgemeine Geschäftsunlust und Zurückhaltung und Einschränkung im Bedarf treten hinzu; und so kommt es, daß Rußland kein Getreide, kein Ol und kein Holz, Iapan und China weniger Seide, Indien weniger Iute und Kautschuk, Ägypten weniger Baumwolle, Argentinien und Brasilien weniger Kaffee, Kakao, Getreide, Fleisch, Wolle, Chile weniger Sal-peter, die Vereinigten Staaten weniger Kupfer, Petroleum, Baumwolle usw. verkaufen. In allen diesen Ländern stauen sich die heimischen Produkte, fallen im Preise und müssen billiger verkauft werden und bleiben zum Teil überhaupt unverkauft; eine entsprechende Schädigung des betreffenden Landes, allgemeiner Geldmangel und geringe Kaufkraft für andere Waren, insbesondere europäische Industrieerzeugnisse, ist die Folge. Und England, als größter Erporteur von Industrieerzeugnissen, ist schließlich der Meistgeschädigte.

Bei dieser Entwicklung des Außenhandels befindet sich denn auch die englische Handelsschiffahrt keineswegs in glänzender Lage, wie man ebenfalls gehofft hatte; im Gegenteil, ihre Lage scheint sogar recht mißlich zu sein, wie aus den Geschäftsberichten der Reedereigesellschaften hervorgeht. In der Generalversammlung der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company, der größten rein englischen Gesellschaft, klagte deren Präsident Southerland, daß die halbe Flotte der Gesellschaft, nämlich über 200 000 t, vom Staate mit Beschlag belegt worden sei, daß dafür aber erst eine ganz geringe Entschädigung gewährt worden sei, daß nur noch schwer und gegen hohe Löhne Bemannung zu erhalten sei, und daß die Kohlen an fast allen auswärtigen Stationen infolge der hohen Frachten sehr teuer geworden seien; der Welthandel liege danieder, wie nie zuvor; es sei zwar keine deutsche Konkurrenz da, aber auch nichts, um das man konkurrieren könne. Ebenso Nagt die Royal Mail Steam Packet Company über sehr schlechten Geschäftsgang und erklärt, daß sie auf ihre Stamm-Aktien keine Dividende zahlen könne. Diese Gesellschaft betont ihre schwere Schädigung infolge Sperrung des Hafens Southampton durch die englischen Marinebehörden. Die Sperrung dieses, wie auch zahlreicher anderer englischer Häfen nötigt die englischen Reedereien zu beträchtlichen Umwegen und Mehrausgaben. Die International Mercantile and Marine Company, ein zum Teil englisches, zum Teil amerikanisches Unternehmen, hat die Zinsen ihrer Obligationen im Oktober 1914 ebenfalls nicht bezahlt, weil es unmöglich erscheine, die bisherigen Verluste infolge des Krieges in nächster Zeit auszugleichen.

Zu den hier genannten Nachteilen kommt noch, daß die Schiffahrt auch durch Mangel an Frachtschiffen und daraus folgenden hohen Frachtgebühren stark beeinträchtigt wird. Denn zunächst fehlen im internationalen Seeverkehr die große deutsche, die österreichische, die russische und die türkische Handelsflotte völlig, und die englische und französische sind zum großen Teil von ihren Regierungen für Kriegszwecke beschlagnahmt worden. Infolgedessen sind die Frachtgebühren außerordentlich gestiegen, teilweise auf das Fünffache, z. B. für Kriegskonterbande, durchschnittlich wohl auf das Dreifache. Auch die Versicherungsgebühren für Schiffe und Ladungen, sowie die Löhne für Schiffspersonal sind infolge der Verluste und Gefahren durch die deutschen Kreuzer und Unterseeboote beträchtlich gestiegen. Alles Umstände, die den Überseeverkehr von und nach England außerordentlich beeinträchtigen.

Alles in allem ist der Schiffsverkehr in englischen Häfen infolge des Krieges um nahezu die Hälfte zurückgegangen. Es betrug der Ein- und Ausgang an Schiffen britischer Flagge im Monat September 1914 nur 1,8 Millionen t gegenüber 3 Millionen im Vorjahre und der Verkehr von Schiffen fremder Flagge 0,9 Millionen t gegen 1,6 Millionen, wobei anscheinend noch der gewiß sehr starke Schiffsverkehr zwischen England und Frankreich lediglich für Kriegszwecke mitgerechnet ist, so daß der Rückgang des eigentlichen Handels- und

Passagierverkehrs zwischen England und dem Ausland infolge des Krieges mehr
als 50 Prozent betragen dürfte.
Auch der Ausfall in den Einnahmen der Suezkanal-Gesellschaft, die in
der ersten Woche des Iahres 1915 nur 1400 000 Franken eingenommen hat,
gegenüber 2 340 000 Franken in der gleichen Zeit des Vorjahres, beweist den
starken Rückgang des Schiffsverkehrs, wobei auch bei den Einnahmen der Suez-
kanal-Gesellschaft die zahlreichen Transporte englisch-indischer Truppen durch den
Suezkanal zu berücksichtigen sind.
Schlimmer noch als im Augenblick dürfte die englische Handelsschiffahrt
durch die künftigen Folgen des Handelskrieges getroffen werden. Die außer-
ordentlich hohen Frachtgebühren im Überseeverkehr bilden nämlich für alle see-
fahrenden Völker, vor allem für die Amerikaner und Iapaner, einen starken
Anreiz, jetzt neue Handelsschiffe zu bauen und ihre Handelsflotten nach Kräften
zu vermehren. Infolgedessen wird sich England nach dem Kriege in der Schiff-
fahrt nicht mehr bloß der gehaßten deutschen Konkurrenz, sondern auch einer stärkeren
Konkurrenz der anderen seefahrenden Völker gegenübersehen, und wird so durch
den Krieg gerade das Gegenteil von dem erreichen, was es erreichen wollte:
anstatt daß die Konkurrenz der englischen Handelsschiffahrt vermindert wurde,
ist sie vergrößert worden. Ein Ergebnis, das, wie wir sehen, hauptsächlich durch
die Inanspruchnahme englischer Handelsschiffe für Kriegszwecke und durch den
Kaperkrieg, gegen dessen Abschaffung sich allein England in seiner Verblendung
sträubte, erreicht worden ist.
Nicht minder als der englische Handel wird die englische Industrie
durch das Stocken der Ausfuhr betroffen, setzt sich doch die englische Ausfuhr
fast ganz aus Industrie-Erzeugnissen zusammen. Ganz besonders leidet die
Hauptindustrie, das „wirtschaftliche Rückgrat" Englands, die Baumwollen-
Industrie. Die Lage dieser Industrie soll geradezu trostlos 'sein; von den im
ganzen Lande vorhandenen etwa 50 Millionen Spindeln sollen 28 Millionen,
also mehr als die Hälfte, stillstehen; die Ausfuhr von Baumwollwaren ist eben-
falls, wie wir bereits an statistischen Zahlen zeigten, auf ungefähr die Hälfte
zurückgegangen, und die Preise für solche Waren haben einen so niedrigen Stand
erreicht, daß die Herstellung kaum noch lohnt.
Die Lage der englischen Tertilindustrie wird weiter noch dadurch ver-
schlechtert, daß ihr die Farbstoffe fehlen. Diese wurden bisher zum größten
Teil von der deutschen chemischen Industrie geliefert; übrigens nicht bloß für
England, sondern auch für das sonstige Ausland. Die englische chemische In-
dustrie aber ist nicht imstande die benötigten Farbstoffe zu liefern; denn die in
England bestehenden Farbenfabriken verwendeten bisher deutsche Rohstoffe, die
natürlich jetzt ebenfalls fehlen. Die mit Hilfe der Regierung unternommenen
Bemühungen, eine ausreichende Farbenindustrie mit den damit zusammenhängen-
den Nebenindustrien zu schaffen, scheinen bereits gescheitert zu sein, weil man

nicht das Risiko eingehen wollte, große Kapitalien in eine neue Industrie zu stecken, die wahrscheinlich nach dem Kriege sofort wieder der deutschen Konkurrenz erliegen würde. (Die gleiche Schwierigkeit erhebt sich übrigens bei fast allen so laut angekündigten Maßnahmen zur Ausschaltung der deutschen Konkurrenz.) So zwingt der Farbstoffmangel weitere Fabriken, den Betrieb einzustellen, weil die gewebten Stoffe nicht gefärbt werden konnen.
Ähnlich wie die Tertilindustrie durch den Farbstoffmangel gelähmt wird, wird die Produktion der Goldminenindustrie in den englischen Kolonien durch Mangel an Zyankali, das nur in Deutschland hergestellt wird, beeinträchtigt.
Die sehr bedeutende englische Schokoladen-, Marmeladen- und Zuckerwaren-industrie liegt danieder, weil der Zucker, der sonst hauptsächlich aus Deutschland und Österreich bezogen wurde, knapp und sehr teuer, ungefähr doppelt so teuer ist wie sonst. Die englische Industrie ist dadurch der ausländischen, insbesondere der schweizerischen, Industrie gegenüber nicht mehr konkurrenzfähig und läuft Gefahr, vielfach dauernd von dieser vom Markt verdrängt zu werden. Auch in Deutschland dürfte die Schokoladen-, Marmeladen- und Zuckerwarenindustrie infolge des Krieges einen großen Aufschwung nehmen, weil die große Zuckerproduktion Deutschlands, die sonst zum großen Teil ausgeführt wurde, und zwar, wie gesagt, hauptsächlich nach England, jetzt notgedrungen im Lande verarbeitet werden muß. Und es wäre nur natürlich und im Interesse der deutschen Volkswirtschaft, wenn das auch künftig geschehen würde. Somit dürfte sich auch hier ein bleibender Schaden für die englische Industrie und Wirtschaft ergeben.
Die englische Eisenindustrie, die, wie die Tertilindustrie, zum großen Teil auf die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse angewiesen ist, leidet ebenfalls durch die Stockung in der Ausfuhr.
Auch sind infolge Wegfall des deutschen Wettbewerbs die Eisen- und Stahlpreise beträchtlich gestiegen, was natürlich nicht gerade zur Belebung der verarbeitenden Industrie beiträgt. Hinzu kommt, daß durch Mangel an Grubenholz, das bisher hauptsächlich aus Rußland und Schweden nach England eingeführt, aber jetzt von Deutschland als Konterbande erklärt wurde, der Bergbau erschwert wird. Die verminderte Erzeugung wieder hat, besonders in Hütten- und Stahlwerken, eine Erhöhung der Produktionskosten zur Folge.
Die englische Weißblechindustrie, die schon vor dem Kriege nicht in glänzender Lage war, da sie in den letzten Iahren allmählich das amerikanische Absatzgebiet verloren hatte, ist Jetzt erst recht schlimm daran. Denn England hat, um Deutschland die Beschaffung von Weißblech zu erschweren, die Ausfuhr nach Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden verboten, also der eigenen Industrie das ausländische Absatzgebiet zum größten Teil gesperrt; wozu noch kommt, daß sich die englische Weißblechindustrie den Eisenrohstoff, Halbzeug, den sie bisher hauptsächlich aus Deutschland erhielt, jetzt zu ungünstigeren Bedingungen von anderer Seite beschaffen muß. Die Folge ist, daß bereits eine Anzahl eng-

lischer Weißblechwerke den Betrieb einstellen mußten. Andererseits benützt die deutsche Weißblechindustrie die Gelegenheit, ihre Betriebe zu erweitern, um jetzt und künftig den deutschen Bedarf an Weißblech allein decken zu können und die bisherige englische Einfuhr überflüssig zu machen. Auch die amerikanische Industrie dürfte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um ihren Absatz zu erweitern. Also auch hier wahrscheinlich wieder eine bleibende Schädigung der englischen Industrie und Wirtschaft.

Die allgemeine Stockung in Handel, Schiffahrt und Industrie hat natürlich auch eine große Arbeitslosigkeit zur Folge. Am größten ist das Übel wieder in der Hauptindustrie, der Baumwollenindustrie, wo viele Frauen beschäftigt sind, die nicht wie männliche Arbeitslose für das Heer gepreßt werden können. In dieser Industrie gab es Ende August 1913 nur 1,8 Prozent Arbeitslose, Ende Iuli 1914 erst 3,9 Prozent, Ende August 1914 aber 17,7 Prozent. Ende August 1914 wurden 400 000 Arbeitslose geschätzt.

Die Gewerkschaft der Baumwollspinner zahlt, wie ihr Sekretär mitteilt, wöchentlich 300 000 Mark Unterstützung an ihre Mitglieder. In der Metallindustrie betrug die Zahl der Arbeitslosen Ende Iuli 1914 nur 1,4 Prozent, Ende August dagegen 9 Prozent, im Baugewerbe Ende Iuli 1914 erst 3,2 Prozent, Ende August 7,4 Prozent. In den Hafenstädten sind Tausende arbeitslos, die sonst als Stewards u. dgl. in der Personenschiffahrt, die jetzt daniederliegt, angestellt waren. Zum Teil ist die Arbeitslosigkeit inzwischen zwar zurückgegangen durch Anwerbung der Arbeitslosen für das englische Heer, sowie durch die Beschäftigung einiger Industrien mit Kriegslieferungen. Aber ein großer Teil der Arbeitslosen, besonders in der Baumwollindustrie, sind Frauen, zu deren Anwerbung für das Heer England ja bisher trotz seiner Rekrutennot noch nicht geschritten ist. Andererseits fehlt es verschiedenen Industrien und Gewerben, deren Arbeiter sich in der ersten Zeit der allgemeinen Arbeitslosigkeit für das Heer anwerben ließen, jetzt an Arbeitskräften, so in der Metall- und in der Lederindustrie, im Transportgewerbe; in letzterem ist der Arbeitermangel so groß, daß in den Häfen und auf den Eisenbahnen eine allgemeine Verkehrsstockung herrscht, die den Handel empfindlich stört und Waren und Lebensmittel verteuert.

Die verringerte Tätigkeit verschiedener Industrien und mehr noch der fehlende Absatz nach den kriegführenden Ländern, insbesondere nach Deutschland und Österreich, hat wiederum ein Sinken der Preise verschiedener Rohstoffe, die in englischen Kolonien gewonnen werden, zur Folge. So sind die Preise seit Anfang des Krieges für Baumwolle, das Hauptprodukt Ägyptens, im Verhältnis von 7,35:4,4, also um etwa 40 Prozent gefallen, die Preise für Iute, einen der wichtigsten Ausfuhrartikel Indiens, gar im Verhältnis von 28: 15, also um etwa 47 Prozent, und die Verkaufspreise für Gummi, der ebenfalls in großen Mengen in Indien und afrikanischen Kolonien Englands

gewonnen wird, sollen nicht mehr die Gewinnungskosten decken (nach dem „Economist", einem englischen Fachblatt). Durch diese Preisstürze werden nicht bloß die betreffenden englischen Kolonien geschädigt, sondern auch die englischen Kapitalisten, mit deren Geld die Gewinnung der genannten Erzeugnisse betrieben wird, und der englische Handel in diesen Erzeugnissen.

Auch sonst erleidet England noch wirtschaftliche Verluste aller Art. England ist z. B. in großem Maßstabe als Geldgeber zahlreicher fremder Staaten, Provinzen, Städte und Unternehmungen aufgetreten. Manche dieser Staaten und Gemeinden, insbesondere in Südamerika, und sehr viele dieser privaten Unternehmungen befinden sich aber jetzt — hauptsächlich infolge des englischen Wirtschaftskrieges — in so schlechter wirtschaftlicher Lage, daß sie nicht imstande sind, die Zinsen für ihre Anleihen zu bezahlen. Der Einnahme-ausfall, den die englischen Kapitalisten dadurch mindestens vorübergehend er-leiden, ist beträchtlich. Die „Frankfurter Zeitung" gab kürzlich eine lange Liste solcher notleidenden Staaten, Gemeinden und privaten Unternehmungen, die ihre Zinsen nicht bezahlen. Bei vielen dieser Unternehmungen dürfte es aber auch bei der Einstellung der Zinszahlung nicht bleiben, sondern manche Unter-nehmung dürfte, besonders wenn der Krieg lange dauert, überhaupt zugrunde gehen und das darin angelegte Kapital verloren sein. Ie länger der Krieg dauert, desto größer wird auch die Zahl der notleidenden Unternehmungen, desto größer die auf diese Weise entstehenden wirtschaftlichen Verluste des englischen VoNes.

Eine große wirtschaftliche Einbuße bedeutet ferner die ständig größer werdende Lebensmittelteuerung. Die Preise für Brot sind bereits im Verhältnis von 7:5, also um etwa 40 Prozent gestiegen. Was das für die Ernährung des englischen Volkes bedeutet, erhellt vielleicht am besten daraus, daß vor nicht langer Zeit ein Einfuhrzoll von nur 1 Schilling für den Quarter Weizen, d. h. eine Verteuerung um etwa drei Prozent, vom Parlament abgelehnt wurde, weil man glaubte, der Masse des englischen Volkes die Hauptnahrung nicht um diesen kleinen Betrag verteuern zu dürfen. Auch die Preise für Zucker, der in England ebenfalls in großer Menge zur Nahrung dient, sind seit Ausbruch des Krieges auf etwa das Doppelte gestiegen und durften noch beträchtlich weiter steigen, wenn erst die von der Regierung bei Beginn des Krieges auf-gekauften Vorräte erschöpft sind, was nach fachmännischen Schätzungen im Mai 1915 der Fall sein wird. Der jährliche Zuckerverbrauch Englands betrug zuletzt fast 2 000 000 t. Die englische Regierung soll bei ihrem Aufkauf etwa 400 Mark pro t gezahlt haben. Schließlich sind auch ebenso die Preise für ein drittes Hauptnahrungsmittel Englands, Fische, infolge Hinderung der Fischerei durch den Seekrieg anf das Zwei- bis Vierfache gegen sonst gestiegen. Und ähnliche Preissteigerungen werden von verschiedenen anderen Nahrungs-mitteln, z. B. auch Käse, gemeldet.

Wie England sich selber schädigt Otto Schulz - Mehrin
Diese hohen Nahrungsmittelpreise bedeuten nicht bloß eine Schädigung
der großen Masse des englischen Volkes, sondern der englischen Volkswirtschaft
überhaupt, da England seine Nahrungsmittel, im Gegensatz zu Deutschland, zum
allergrößten Teil einführen muß. Die Mehrausgaben für Nahrungsmittel
kommen also hauptsächlich fremden Ländern zugute. Diese verwerten ihre land-
wirtschaftlichen Produkte mit erheblich größerem Gewinn als sonst, während das
englische Volkseinkommen und Volksvermögen nnd schließlich die englische Wirt-
schaftskraft entsprechend geschwächt werden. Was die Nahrungsteuerung in
dieser Hinsicht bedeutet, wird klar, wenn man erfährt, daß England jährlich für
etwa fünf Milliarden Mark Nahrungsmittel einführt. Nimmt man nun die
bisherige Steigerung des Preises der Nahrungsmittel durchschnittlich mit nur
25 Prozent an, so bedeutet das für England eine Mehrausgabe an das Ausland
von jährlich mindestens 1250 Millionen Mark. Auch diese enorme Schädigung
ist nicht zuletzt eine Folge des Kaperkrieges, der die Frachten, Versicherungs-
gebühren und Löhne für Schiffspersonal und damit die Preise der eingeführten
Lebensmittel in die Höhe treibt.
Sogar die unmittelbar durch den Kaperkrieg verursachten
wirtschaftlichen Verluste der Engländer sind recht beträchtlich. So
sind nach amtlichen englischen Berichten bis Ende 1914 nicht weniger als 153
englische Frachtschiffe, darunter 52 größere Dampfer durch deutsche Kriegsschiffe
und Minen vernichtet worden. Da nach deutschen Feststellungen 97 vernichtete
Schiffe einen Gesamt-Tonnengehalt von 256 000 t hatten, also jedes Schiff
durchschnittlich 2650 t faßte, so dürften mit 153 Schiffen etwa 400 000 t (von
12 Millionen Gesamttonnage der englischen Handelsflotte) in den ersten fünf
Monaten des Krieges vernichtet worden sein. Dazu sind anscheinend noch
35 Fischerfahrzeuge, die in dem gleichen Zeitraum vernichtet wurden, zu rechnen.
Zu dem Verlust an Schiffen kommt der Verlust der zum Teil sehr wertvollen
Ladungen.
Diese Verluste sind jedenfalls sehr viel größer, als die Engländer in ihrem
ilberlegenheitsdünkel je geglaubt haben, und dürften ihnen umso peinlicher sein,
als sie ihnen unmittelbar, ohne Umwege zeigen, daß der Kaperkrieg ihrerseits
nicht bloß eine Barbarei, sondern auch eine Dummheit ist. Die Verluste werden
auch keineswegs aufhören, sondern haben sich noch gehäuft, seit die deutschen
Unterseeboote mit der Vernichtung englischer Handelsschiffe wirksam begonnen
haben.
Die Wertverluste infolge Vernichtung von Kriegsschiffen, die auf englischer
Seite bisher ebenfalls erheblich größer sind als auf deutscher, sollen als eigent-
liche Kriegsverluste hier außer Ansatz bleiben.
Wohl aber mag noch auf die nicht unbedeutenden wirtschaftlichen Schädi-
gungen hingewiesen werden, die durch das Bombardement englischer Küsten-
städte durch deutsche See- und Luft-Kriegsschiffe verursacht worden sind und

noch weiter verursacht werden dürften. Der Schaden, der z. B. bei der Beschießung von Hartlepool im Dezember vorigen Iahres durch deutsche Kreuzer angerichtet worden ist, wird in dem englischen Fachblatt „The Engineer" als enorm bezeichnet.

Handelt es sich bei den bisher erörterten Schädigungen des englischen Wirtschaftslebens meist um vorübergehende, nur während des Krieges eintretende Verluste, so lassen sich mit Sicherheit auch schwere dauernde Verluste voraussehen. An einigen Stellen z. B., als wir die Vermehrung der Handelsflotten verschiedener Länder und die Lage der englischen Weißblech- und Schokoladenindustrie schilderten, haben wir auf solche dauernden Verluste schon hingewiesen. Weitere ergeben sich auf folgenden Gebieten.

In Deutschland und Österreich-Ungarn haben, wie auch sonst im Auslande, zahlreiche englische Unternehmungen bestanden, die ihrem Mutterlande viel Geld zugeführt haben, z. B. Seifen-, Zigaretten-, Pneumatik- und andere Fabriken, Gaswerke, Versicherungsgesellschaften usw. Diese Unternehmungen sind während des Krieges vielfach in deutsche, österreichische oder ungarische Unternehmungen umgewandelt worden. Die in Deutschland und Österreich recht zahlreichen englischen Versicherungsgesellschaften dürften, soweit sie nicht bereits in deutsche oder österreichische Hände übergegangen sind, in diesen und auch in anderen Ländern kaum noch große Geschäfte machen, nachdem diese Gesellschaften infolge des erpresserischen Zahlungsverbots der englischen Regierung ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen sind.

Bei den englischen Unternehmungen in Deutschland handelt es sich im Gegensatz zu deutschen Unternehmungen und deutscher Tätigkeit in England, die dort erst in den letzten Iahrzehnten als Ergänzung des englischen Wirtschaftslebens Fuß gefaßt haben, durchweg um Überreste aus jener Zeit, wo die Engländer in technischen und wirtschaftlichen Dingen tatsächlich den Deutschen überlegen und ihre Lehrmeister waren, während es jetzt vielfach umgekehrt ist, wie eben jene neuen deutschen Unternehmungen in England beweisen. Wir Deutschen können also die englischen Unternehmungen in unserem Lande ohne Schaden entbehren, während umgekehrt die Beseitigung deutscher Unternehmungen und deutscher Tätigkeit in England, die ja jetzt auch versucht wird, recht empfindliche Lücken im englischen Wirtschaftsleben verursachen wird.

Der Absatz englischer Waren nach Deutschland und Österreich-Ungarn, der bisher einen Wert von mehreren Milliarden Mark jährlich hatte und die verschiedensten Dinge umfaßte, z. B. Tertilmaschinen, Nähmaschinen, landwirtschaftliche Maschinen, Schiffe, Schiffsausrüstungen, Kleiderstoffe, Handschuhe, Marmeladen usw., wird zweifellos zurückgehen, nickt bloß jetzt und in den ersten Iahren nach dem Kriege, wo noch die Feindseligkeit nachwirkt, sondern dauernd. Denn diese Dinge können von der heimischen Industrie ebensogut geliefert werden, wie von der englischen; nur alte Gewohnheit aus

jener Zeit, wo die englische Industrie tatsächlich jeder anderen überlegen war,
und eine jetzt hoffentlich überwundene Vorliebe des Deutschen für alles Aus-
ländische haben den englischen Waren bisher noch Absatz in Deutschland ver-
schafft; jetzt aber dürfte heimische Ware die ausländische, und vor allem die
englische, verdrängen, und zwar dauernd.

Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß England auch durch den dauernden
Rückgang des Absatzes einiger Rohstoffe, die in seinen Kolonien gewonnen
werden, z. B. Iute und Kautschuk, empfindlich geschädigt werden wird. Denn
da England jetzt die Einfuhr dieser Erzeugnisse nach Deutschland und Öster-
reich-Ungarn gesperrt hat, ist man in diesen Ländern gezwungen, nach Ersatz-
stoffen zu suchen. So widmet die deutsche Industrie und Wissenschaft der
Herstellung des künstlichen Kautschuks jetzt ganz besonderen Eifer; ebenso ist
man bemüht, für Iute geeignete natürliche oder künstliche Ersatzstoffe zu finden,
oder die vorhandenen, wie Tertilose, zu verbessern. Es ist gar nicht zweifelhaft,
daß diese Anstrengungen, wenn keinen vollen, so doch einen teilweisen Erfolg
haben, und daß die englische koloniale Produktion und der englische Handel mit
jenen Erzeugnissen empfindlich geschädigt werden, ähnlich wie z. B. seinerzeit
die englisch-indische Indigo- und die englische Farbenindustrie durch Erfindung
des künstlichen Indigos und der Anilinfarben. Sind die Preise für Kautschuk
und Iute schon jetzt soweit gefallen, daß sie nicht mehr die Produktionskosten
decken, so werden sie noch mehr fallen, wenn die deutsche Industrie künstliche
Ersatzstoffe auf den Markt bringt.

England war ferner gewissermaßen der Schiffsbaumeister der
Welt, besonders für Kriegsschiffe. Auch diese Vorzugsstellung dürfte durch
den Krieg erschüttert werden, nachdem verschiedene Staaten, wie die Türkei, Nor-
wegen, Argentinien, Chile, haben sehen müssen, wie England die von ihnen zum
Bau gegebenen Kriegsschiffe ohne weiteres mit Beschlag belegt und für sich
benützt, unbekümmert um Proteste. Auch die offensichtliche Überlegenheit der
deutschen Unterseeboote, vielleicht auch, wie sich noch zeigen dürfte, der neueren
deutschen Kriegsschiffe über englische, wird dazu beitragen, daß Deutschland auch
im Kriegsschiffbau für fremde Staaten mehr und mehr an die Seite Englands
tritt.

Die Hälfte der deutschen Einfuhr an Seefischen, die im Iahre
1913 fast 118 Millionen Mark betrug, kam bisher aus England. Das braucht
künftig auch nicht mehr zu sein. Da die Fischgründe des Meeres allen Nationen
freistehen, also auch deutschen Fischern, so ist es nur notwendig, die deutsche
Fischerei, eventuell mit staatlicher Hilfe, zu entwickeln, so daß sie wenigstens den
eigenen Bedarf an Seefischen decken kann und dafür den Gewinn erhält, den
heute Engländer einstecken.

Großen dauernden Schaden wird endlich der englische Handel er-
leiden. England war bisher der größte Zwischenhändler und Bankier der

Nationen. In England war die Zentralstelle für die meisten internationalen Handelszweige, z. B. für den Kaffee-, Baumwoll-, Metall-, Getreide-, Salpeter-, Rauchwaren- und anderen Handel; englischer Einrichtungen bedienten sich diese Handelszweige, englischen Schiffen fiel der größte Teil der Frachten zu, englische Gesellschaften versicherten die Schiffe und Ladungen, englische Banken finanzierten fast den gesamten Überseehandel der Erde. Diese Vermittlertätigkeit brachte den englischen Geschäftsleuten alljährlich Milliarden ein und ist mit eine Hauptquelle des englischen Reichtums und des großen Iahreseinkommens d?s englischen Volkes. Aus fast zweihundertjähriger Gewohnheit ertrug das Ausland diese Vormundschaft im Welthandel; auch Deutschland, obgleich der Außenhandel Deutschlands in verschiedenen der genannten Handelszweige ebenso bedeutend oder gar bedeutender ist, z. B. in Metallen und Salpeter, als der Englands. In den letzten Iahren allerdings regten sich schon in Deutschland Bestrebungen, die darauf ausgingen, wenigstens den deutschen Außenhandel von England unabhängig zu machen; und die Besorgnis, seine maßgebende Vermittlerstellung und damit einen Hauptteil seines Einkommens allmählich zu verlieren, und zwar an Deutschland, dürfte für England ebensosehr ein Grund zu dem Überfall auf uns gewesen sein, als die Furcht, den Weltmarkt immer mehr mit Deutschland teilen zu müssen. Denn die Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes wird ständig größer, sodaß ein Mehrabsatz Deutschlands hier nicht einmal einen Minderabsat z Englands zu bedeuten braucht und bisher auch tatsächlich nicht bedeutet hat. Aber in dem Maße, wie Deutschlands Welthandel dem Englands ebenbürtig oder überlegen wird, entfällt ein sachlicher Grund für jene allein maßgebende Vermittlerstellung Englands, ist es vielmehr sachlich berechtigt, daß es auch diese Vermittlerstelle mit Deutschland mindestens teilt. Aber das eben wollte England nicht; es wollte allein herrschen und immer reicher werden. Und als das im friedlichen Wettbewerb nicht mehr möglich schien, griff es zum Schwert, vielmehr dingte sich eins, um den unbequemen Wettbewerber mit Gewalt zu unterdrücken. Aber was der Krieg verhindern sollte, wird er wiederum erst recht bringen: gerade der Krieg wird die Abschüttelung der englischen Vorherrschaft und Bevormundung im Welthandel beschleunigen. Denn zu der dazu drängenden politischen Feindschaft in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei kommt, daß die englische Regierung und Geschäftswelt in ihrem Handelskrieg Maßnahmen ergriffen haben, die in so unerhörter Weise gegen Treu und Glauben im Geschäftsverkehr und internationalen Gepflogenheiten verstoßen, daß nicht bloß deutsche und österreichische Geschäftsleute Bedenken tragen werden, sich künftig wieder des englischen Handels und englischer Handels- und Rechtseinrichtungen zu bedienen, sondern auch die Geschäftsleute vieler jetzt neutralen Staaten. Bei diesen hat auch die Tatsache Eindruck gemacht, daß England ein Moratorium erlassen mußte, Deutschland aber nicht, daß also das vielgerühmte englische Handels- und Bankwesen nicht so gut fundiert und organisiert

ist wie das deutsche. Schließlich, und nicht zum wenigsten, ist die neutrale Geschäftswelt aufgebracht worden durch die unaufhörlichen Schikanen Englands gegen den neutralen Handel. Diese Schikanen haben den Neutralen gezeigt, daß die englische See- und Handelsherrschaft gleichbedeutend ist mit rücksichtsloser Unterdrückung auch des neutralen Handels zugunsten englischer Interessen. Wenn die deutsche Geschäftswelt jetzt Einrichtungen schafft, die im Überseehandel an die Stelle der bisher benützten englischen treten können, so dürften diese künftig nicht bloß vom deutschen und österreich-ungarischen, sondern auch vom neutralen Handel benützt werden. Solche Einrichtungen aber sind in Deutschland bereits in der Bildung begriffen; so sind die schon vor dem Kriege in Deutschland begründeten Metallbörsen erweitert, ein Zentralverband des deutschen Getreide-Einfuhrhandels ist begründet worden, Einrichtungen zur Finanzierung des deutschen Außenhandels sollen geschaffen werden, und österreichische und ungarische Handelskammern haben bereits zur Ausschaltung des englischen Zwischenhandels zugunsten des deutschen aufgefordert.

Daß der jetzige Schiffsmangel und die hohen Frachten im Überseeverkehr viele neutrale Völker veranlassen, ihre Handelsflotte zu vergrößern, und daß dadurch der englischen Schiffahrt für die Zukunft neben der deutschen noch eine stärkere sonstige Konkurrenz erwächst, die ihren Gewinn dauernd schmälern wird, führten wir bereits aus.

So haben die Engländer durch ihren barbarischen Kaperkrieg und ihre rücksichtslosen Maßnahmen gegen den feindlichen und den neutralen Handel nur bewirkt, daß sich dieser Handel noch schneller, als in friedlicher Entwicklung geschehen sein würde, von der englischen Vormundschaft frei macht, und haben sich so nicht bloß während des Krieges, sondern dauernd auf das schwerste selbst geschädigt.

Zusammenfassend kann man wohl sagen, daß der wirtschaftliche Schaden, den England durch den Krieg erleidet, viele Milliarden beträgt, und daß diese Schädigung nicht vorübergehend, sondern zum großen Teil dauernd sein wird. Was der englische Finanzmann Beckett in der Handelskammer von Leeds erklärte, daß der finanzielle Weltstatus durch den Krieg um 100 Iahre zurückgeworfen werde, das dürfte für England und seine Verbündeten allerdings zutreffen, nicht aber auch für Deutschland. Und offenbar urteilt Beckett ja auch nur aus seiner Kenntnis der englischen und vielleicht französischen Verhältnisse, die also wohl seinem Urteil entsprechen.

Der Ingrimm der Engländer über ihre ganz unerwarteten Verluste auf allen möglichen Gebieten dürfte nicht v.erringert werden durch die Wahrnehmung, daß Deutschland, dem sie alle jene Schädigungen ja allein zugedacht hatten, davon nun viel weniger betroffen wird, als sie selbst. Das deutsche Volk entrichtet keinen so hohen Tribut für Nahrungsmittel an das Ausland, ebenso braucht Deutschland nicht Milliarden für Rüstungslieferungen an das Ausland zu

zahlen; denn Deutschland deckt seinen Nahrungsmittelbedarf fast ganz im Lande — daß dazu Sparsamkeit notwendig ist, bedeutet wirtschaftlich keinen Nachteil — und beschäftigt mit seiner Kriegsrüstung nur seine eigene Industrie, die dafür vollkommen ausreicht. Nicht einmal die deutsche Ausfuhr scheint in dem Maße zu leiden, wie die englische, betrug doch der Rückgang der deutschen Ausfuhr im August 1914 nur 44,8 Prozent gegenüber 45,1 Prozent bei der englischen. Inzwischen aber haben sich der deutschen Ausfuhr weitere Wege in und über die neutralen Länder erschlossen. Wenn die deutsche Schiffahrt jetzt vielleicht in stärkerem Maße leidet, als die englische, so dürfte das nach dem Kriege wieder wettgemacht werden durch den Übergang eines Teiles der englischen Handelseinrichtungen und des englischen Zwischenhandels an Deutschland, wovon auch die deutsche Schiffahrt Vorteil haben würde. Eine zeitweilige Schädigung aber dürfte die deutsche Schiffahrt weit besser ertragen, als die englische, weil sie im allgemeinen finanziell weit besser fundiert ist, wie bereits der erste Kriegsabschluß einer deutschen Reederei, der Rolandlinie in Bremen, erkennen läßt, die noch eine Dividende von vier Prozent zu verteilen vermag, wo englische Reedereien, wie wir gesehen haben, dividendenlos bleiben.

Der Schmerz über diese enormen gegenwärtigen und künftigen Verluste dürfte nicht geringer werden, wenn schließlich auch die Engländer einsehen werden, daß diese Verluste nur eine unmittelbare oder mittelbare Folge ihrer eigenen, eines Kulturvolkes unwürdigen Kriegführung sind, ihres räuberischen und erpresserischen Handelskrieges, und daß sie mit diesem ganzen opferreichen Kriege gerade das Gegenteil von dem erreicht haben, was sie erreichen wollten.

Es scheint, als ob nach dem bekannten Wort nicht bloß mit unglaublich weuig Verstand die Welt regiert wird, sondern von manchen Regierungen mit noch weniger Verstand Krieg erklärt und geführt wird. Vielleicht wird dieser Krieg im Hinblick auf ein gewisses Volk und seine Regierung einmal als die größte Dummheit der Weltgeschichte bezeichnet werden.

Dr. E. Hurwicz:

Die geistigen Beziehungen Rußlands zu Westeuropa.

Die Behandlung dieses Themas führt uns zugleich darüber hinaus: in den geistigen Beziehungen Rußlands zu Westeuropa enthüllt sich uns — durch den Vergleich — auch die Volksseele Rußlands.

Man kann in Rußland zwei Strömungen unterscheiden, von denen die eine auf die Absonderung vom Westen, die zweite auf die Assimilation mit ihm gerichtet ist. Diese beiden Strömungen haben von jeher eristiert. Sie offenbaren sich in ihrem vollen Gegensatz schon z. B. zur Zeit Peters des Großen, in dem Streite zwischen ihm und seinem Sohn Alerei, dem Anhänger der altrussischen Partei. Der — auch in Deutschland bekannte — russische Schriftsteller Mercschkowsky hat diesen historischen Gegensatz in künstlerischer Form in seinem Roman „Peter und Alerei" (von dem, wie ich glaube, auch eine deutsche Übersetzung vorhanden ist) dargestellt.

Die erstere Strömung hat verschiedene Ursachen. Sie ist zum Teil durch das natürliche, jedem Volke eignende Gefühl und Willen nicht nur zur politischen, sondern auch zur ideellen Selbständigkeit bedingt; zum andern Teil — durch den Panslawismus. Psychologisch interessanter sind jedoch die zwei anderen Wurzeln dieser Ideenrichtung. Zunächst kommt hier die Idee einer besonderen Mission des russischen Volkes in Betracht, die aber nicht etwa, wie man vielleicht glauben könnte, ausschließlich in reaktionären und chauvinistischen Kreisen lebt, sondern von der auch gerade die Besten und die Intellektuellen der Nation nicht ganz frei sind. Dieser Glaube steht wohl — diese Erklärung wird uns durch Analogien mit anderen Völkern bestätigt — einerseits mit den furchtbaren Leiden, denen das Volk, dank seinen historisch-politischen Schicksalen, ausgesetzt ist, in Verbindung; sie veranlassen es, durch eine erträumte goldene Zukunft die traurige Gegenwart sich zu erleichtern; dieser Zusammenhang wird um so klarer, als es sich hierbei fast immer um eine besondere sittliche Mission handelt; andererseits ist jener Glaube durch die politische Iugend des Volkes bedingt, die seine Zukunft als einen Kompler unbegrenzter Möglichkeiten erscheinen läßt.

Die letzte Wurzel der Selbständigkeits-Bewegung liegt endlich in einer Kritik des Westeuropäismus. Bezeichnend hierfür ist das Schlagwort vom „faulen Westen". Auch für diese Kritik waren und sind verschiedene Gründe maßgebend. Den russischen sensiblen Beobachtern erschien die westeuropäische Kultur vielfach als zu sehr veräußerlicht, verflacht, unwahr. Sodann hat hier jener psychologische Zug eine beträchtliche Rolle gespielt, den ich als *geistigen* Marimalismus bezeichnen möchte. Dieser Zug hat sich vornehmlich in

Tolstoi offenbart, und hier wird es besonders klar, was ich unter ihm verstehe. Als es sich um die Frage der Schädigung der Gesundheit der Drucker durch ihre gewerbliche Arbeit handelte, glaubte Tolstoi dem Übel auf den Leib zu rücken durch die Aufforderung zum Verzicht auf die Zeitungslektüre, da man durch letztere bewußt zur Schädigung menschlicher Gesundheit beitrage. Als im Iahre 1905 die Agrar- und die Arbeiterfrage akut wurden, veröffentlichte Tolstoi in einer der vornehmsten russischen Zeitschriften einen „Die Erbsünde' betitelten Aufsatz, in dem er alle politischen und sozial-politischen „dem Westeuropa entlehnten" „Programme" und Streitigkeiten über diese ironisch behandelte und für überflüssig erklärte, — da alle sich doch bewußt seien oder sein müssen, daß die Wurzel aller Mißstände die Armut des Bauers ist —, und die Grundbesitzer allen Ernstes aufforderte, die alte Sünde durch freiwillige Länderverteilung an die Bauern zu sühnen. Durch diese naive Stellungnahme ergab sich dann die — seinerzeit in Rußland vielbemerkte — eigentümliche politische Konstellation, wonach derselbe Tolstoi, der von der russischen Kirche ausgestoßen und von der Regierung schief angesehen war, durch seine kritische Position des realpolitischen Indifferentismus tatsächlich in unmittelbare Nähe der Reaktionäre geriet. Der geistige Marimalismus ist also die einseitige Betrachtung und Lösung politischer und sozialer Probleme als moralischer Fragen individueller Art.
Vermöge dieses Zuges erblickten die russischen Beobachter in der Kultur Westeuropas nur eine Halbheit, ja oft eine Entartung, eine Altersschwäche. Sie haben somit das, was tatsächlich eine — durch die reale Natur der Probleme selbst bedingte — historisch-politische Entwicklungserscheinung war, für eine dementia »enili» gehalten und es nicht bemerkt, daß es eher Rußland war, welches an einer dementia praecox litt. In der Tat, wenn Wundt eine „Völkerpsychologie" schrieb, so gibt es doch auch eine „Völkerpsychopathologie", zu der die Geschichte des russischen Volkes, aus historischen und psychologischen Gründen, einen nicht unbeträchtlichen Beitrag liefert. — Die durch Motive künstlerischer Natur bedingte psychologische Antipathie gegen den Westen findet in Andrejews Erzählung „Der Fluch des Tieres" einen künstlerischen und beredten Ausdruck. Er schildert hierin seine Eindrücke während eines Aufenthaltes in Berlin: die Einförmigkeit der Gesichter, der Kleidung, der Bewegungen, der Gespräche erschrickt ihn; er sucht vergeblich nach etwas Abweichendem, Individuellem; auf seinen Irrungen gerät er in den Zoologischen Garten und symbolisiert hier seine Stimmung durch die Szene eines gewaltigen Tieres, das sich erhebt und einen furchtbaren Fluch über diese alles Lebendige tötende, nivellierende, maschinelle Zivilisation ausstößt.
Neben der im bisherigen geschilderten Strömung gab es, wie bereits oben bemerkt, von jeher und gibt es auch jetzt eine andere, nicht minder starke, eher vielleicht stärkere zweite Strömung, die die Rettung Rußlands nicht in gefühls-

mäßigen Reflerionen findet, sondern von einer Assimilation der westeuropäischen Kultur erwartet. Die Anhänger dieser Ideenrichtung werden in Rußland als Westler (8apackniki) gekennzeichnet und den Vertretern des Altrußlands gegenübergestellt. Schon Tschaadajeff betrachtet die russischen politischen und sozialen Zustände als einen „Schandfleck auf dem europäischen Gewissen". — Die westeuropäische Kultur hat in Rußland auf verschiedenen Wegen Eingang gefunden. Peter der Große, der Gründer der russischen Flotte, hat bekanntlich den Schiffsbau in Holland studiert. Im Gesellschaftsleben bemühte er sich, die deutschen Sitten einzuführen. Italienische Künstler haben russische Kirchen gebaut und geschmückt. Katharina II. unterhielt sehr intensive literarische Beziehungen mit dem Westen. Auch Alerander I. war, als Zögling des Waadtländers Laharpe, der westeuropäischen Kultur ergeben. Unter seiner Herrschaft dringen die Ideen des Konstitutionalismus ein, und das Werk der Leibeigenen-Befreiung wird, unter der entschiedenen Mitwirkung Sveranskis, begonnen. Den zunächst von den Herrschern ausstrahlenden Einfluß des Westens vermittelt jedoch auch weiteren Kreisen in immer größerem Maße neben dem literarischen auch der Reiseverkehr. Mit Nikolaus I., einem entschiedenen Gegner des Westens und Anhänger der altrussischen Kultur, tritt ein Rückschlag ein. Es fängt eine gewaltsame Russifizierung der russischen Provinzen mit fremdsprachiger Bevölkerung an. Der Reiseverkehr mit dem Westen wird durch Erschwerung des Paßwesens möglichst unterbunden. Der Krimkrieg endet mit einem Sieg der verhaßten Occidentalen, und mit Alerander II. tritt eine politische Gegenreaktion ein, die sich besonders in der Wiederaufnahme und Vollendung der Bauernbefreiung dokumentiert. In der Folge und bis auf die Gegenwart behaupten ihren Einfluß in der Hauptsache die französische und die deutsche Kultur. Während jedoch die erstere vornehmlich die Form, den Geschmack, die Sprache, kurz den künstlerischen Inhalt des Kulturlebens beherrscht, beeinflußt die zweite dessen sachlichen Inhalt. Als ein lebendiges Symbol dieses doppelten Einflusses kann vielleicht der — (wegen seines dauernden Aufenthaltes im Ausland vielfach angegriffene) — Turgenieff gelten, der an Paris durch seine Beziehungen zu der berühmten Sängerin Viardo gebunden war, seine philosophischeBildung aber in Berlin bei Werder, einem Schüler Hegels, genoß. Wenn jedoch nicht Deutschland, sondern Frankreich auf politischem Gebiete so entscheidenden Einfluß auf Rußland gewonnen hat, so liegt das nicht nur an den bekannten rein politischen Gründen, sondern — was vielfach übersehen wird — auch an einer tiefer begründeten inneren Verwandtschaft, die das Russentum zum Franzosentum und die politisch maßgebende russische Aristokratie zu der französischen hinzieht, einer Verwandtschaft des slawischen und des romanischen Temperaments und Charakters, die sich in der beiden Völkern gemeinsamen psycho-physischen Impulsivität, Suggestibilität, besonderen Empfindsamkeit der äußeren Form gegenüber, vorwiegend deduktivem Denken usw. äußert. (Es zeigt sich eben hieran, daß die Politik zwar oft auch

die engsten Blutsbande zwischen den Völkern zerreißen kann, wie zwischen den Serben und den Bulgaren, daß sie aber andererseits auch von der inneren psychischen Verwandtschaft mitbeeinflußt werden kann, wie in dem hier untersuchten Fall, wie wohl auch in den Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich, wie in der Zuneigung eines Teils der Italiener zu den Franzosen usw., so daß man zwar keinerlei feststehende Gesetzmäßigkeiten zwischen Gefühl und Politik feststellen, jedoch auch nicht den mannigfachen Zusammenhang zwischen den beiden bestreiten kann.) Aber auch auf seiten der Demokratie spielt die Verwandtschaft des politischen Temperaments eine Rolle, die durch die historischen Traditionen Frankreichs, als eines Landes des für das heutige Rußland aktuellen politischen Radikalismus, verstärkt wird.

Auf wissenschaftlichem Gebiete jedoch behauptet Deutschland in Rußland zweifellos den Vorrang. Als eine offizielle Anerkennung dieser Tatsache kann wohl die Errichtung „kaiserlich russischer Seminare" an der Berliner Universität betrachtet werden, so seinerzeit eines römisch-rechtlichen Seminars unter Leitung von Dernburg und Eck, und neuerdings eines strafrechtlichen Seminars, wohin die Lieblinge Kassos entsandt wurden. — Iedoch dringen westeuropäische Ideen, auch abgesehen von der direkten Vermittlung durch ausländisches Studium, gewissermaßen spontan ein. Diese, insbesondere auf soziale und ästhetische Probleme gerichtete, Ideen erzielen in den anderen Verhältnissen, als die, wo sie entstanden sind, oft eine eigentümliche Wirkung. Vor einigen Iahren suchte ich z. B. den historisch-psychologischen Gründen der Verbreitung des Marrismus in Rußland nachzugehen, die in gar keinem Verhältnis zu der industriellen Entwicklung Rußlands steht*). Ich darf vielleicht hier wiederholen, was ich damals sagte: „Vom universalhistorischen Standpunkt betrachtet, tritt uns in der Aufnahme des Marrismus in Rußland nur der wiederkehrende geschichtliche Prozeß entgegen: der periodisch sich wiederholende Eindrang westeuropäischer Ideen in das russische Land. Dieser Prozeß ist aber auch eine ‚historische Notwendigkeit: eine Folge der immer vorwärtsstrebenden Intelligenz dieses Landes einerseits und der Rückschrittlichkeit seiner realen Zustände andererseits. Daher die ewige Antinomie, die allen solchen Ideen-Rezeptionen notwendig anhaftet. . . Was hier nottut, ist nur eine zielbewußte, den einheimischen und historischen Verhältnissen vollständig angepaßte organische Sozialpolitik." Eine Anpassung der westeuropäischen Kultur an diese Verhältnisse ist auch die Forderung aller Intellektuellen, besonders derer, die in Deutschland ihre Schulung erworben haben; eine Forderung, an deren Durchführung sie allerdings regelmäßig durch das herrschende politische Regime verhindert werden. Von einer Demokratisierung der inneren Politik Rußlands — insbesondere von der Heranziehung der Gebildeten

*) Der Marxismus in Rußland, Archiv für Rechts- und Wirrschaftsphilosophie, herausgegeben von I. Köhler, Berlin 1910.

aller Stände — kann daher nach dem Gesagten wohl auch eine Vertiefung und somit eine Besserung der Beziehungen zu Deutschland erwartet werden.
Wie stark aber die inneren Bande, die diese Intellektuellen mit Westeuropa verbinden, sind, sei zum Schluß an einem Vorkommnis gezeigt, das mir ein befreundeter Universitätsprofessor erzählte. Als sich in Westeuropa seinerzeit ein Protest gegen die gewaltsame Russifizierung Finnlands erhob, taten sich einige gelehrte Körperschaften in Rußland zu einem Gegenprotest zusammen. Auch der betreffende Professor erhielt eine Aufforderung zu einer dieser Versammlungen. Da er an dem Gegenprotest nicht teilnehmen wollte, drückte er sich, indem er auf einen ungesetzlichen Formfehler der Einberufung hinwies. Das hat aber nicht geholfen, und er erhielt zum zweiten Mal dieselbe Aufforderung. Er ließ sagen, daß er nicht zu Hause ist. Als aber auch daraufhin der Universitätsdiener zum dritten Mal in seiner Wohnung erschien und ihm den schriftlichen Kollektivprozeß überbrachte, den er mitunterzeichnen sollte, schrieb er wütend auf das Papier: „Dumme Aufrufe unterzeichne ich nicht." Diesetwegen war er vor den Kreiskurator zitiert, da er aber einer der tüchtigsten in seinem Fache ist, endete die Geschichte nur mit einem väterlichen Verweis. —
Zum Schlusse der Betrachtungen über die geistigen Beziehungen Rußlands zu Westeuropa verlangt aber die Gerechtigkeit, zu bemerken, daß die Verbreitung der russischen Sprache in Westeuropa ganz mangelhaft ist, und daß daher nickt nur eine mangelhafte Orientierung über Rußland betreffende politische und soziale Fragen, sondern oft anch überhaupt ganz falsche Vorstellungen über das dortige Gesamtleben rühren.

Dr. Paul Ostwald:

Rußland und wir!

So unzweifelhaft es feststeht, daß England es gewesen ist, durch dessen jahrelang betriebene Politik voll Ränke und Hinterlist sich im gegebenen Augenblick eine Welt von Feinden gegen Deutschland erheben konnte, so dürfen wir andererseits doch auch nicht übersehen, daß die Schuld der anderen Feinde uns gegenüber nicht gerade geringer wird. Alle Bemühungen dieses „perfiden Albions", einen Weltbrand gegen Deutschland und zur Vernichtung Deutschlands zu entfachen, wären doch ergebnislos verlaufen, wenn eben die anderen nicht ein Gleiches gewünscht und ersehnt hätten. Nur weil alle unsere Feinde

der einen Meinung sind, d«ß allein durch die völlige politische wie wirtschaftliche
Lahmlegung unseres deutschen Vaterlandes ein jeder von ihnen die notwendigen
Bedingungen und Grundlagen für eine günstige Weiterentwicklung in jeder Hin-
sicht gewinnen kann, nur weil sie alle diesen einen gemeinsamen Grundsatz über
die sonstigen und doch recht scharfen Interessengegensätze unter ihnen selbst ge-
stellt haben, sehen wir uns zu gleicher Zeit in Ost und West, zu Wasser und
zu Lande von Feinden umgeben. In dem berechtigten Zorn gegen den neuen
Erbfeind England wird gar zu leicht vergessen, daß auch der alte Erbfeind
Frankreich nicht nur nach „Revanche" für 1870/71 und nach „Gloire", sondern
auch nach deutschen Landen strebt; es wird zu leicht vergessen, daß Rußland
den Krieg so gern gewollt hat, daß es den Mord in Serajewo zum Anlaß machte.
So ist es denn auch wohl einmal notwendig, daß wir uns fragen: Was
will Rußland? Welche Hoffnungen und Ziele verfolgt es? Was soll ihm ein
vernichtetes Deutschland bringen?
An erster Stelle sind da zu nennen die seit den Zeiten Peters des Großen
zur Tradition gewordenen Absichten auf ausreichende Zugänge zum Meer.
Rußland will die Zertrümmerung der Türkei, um an die Dardanellen zu ge-
langen; Rußland will aber auch an die Ostsee. Kriege über Kriege hat das
Zarenreich seit 1700 geführt, um im Süden sich den Weg zum Meere zu ver-
schaffen. Aber nur 23 Iahre lang, von 1833 bis 1856, hat es die Durchfahrt
durch die Dardanellen in den Händen gehabt und hat die Türkei zwingen können,
nur russische Schiffe vom Schwarzen Meer in das Mittelmeer durchzulassen.
Durch das gemeinsame Eintreten von Frankreich und England im Krimkriege
1856 verlor Rußland wieder seine kaum gewonnene Stellung am Mittelmecr,
und noch ungünstiger wurden seine Aussichten durch den Berliner Kongreß 1878.
Bismarck erkannte die Notwendigkeit der kleinen Balkanstaaten, die sich dem
Vordringen Rußlands nach Konstantinopel hindernd in den Weg stellten, und
wohl oder übel mußte auch das Zarenreich sie anerkennen. Vornehmlich Deutsch-
land ist seit dieser Zeit ein Beschützer der Türkei geworden, und es hat sich bei
der immer größer werdenden Weltwirtschaft unseres Vaterlandes gezeigt, wie
notwendig für unsere ganzen orientalischen Interessen die Erhaltung der Türkei
ist. In demselben Augenblicke, in dem die Russen das Kreuz auf der Hagia
Sophia aufpflanzen, sind wir mit unseren bedeutenden wirtschaftlichen Interessen
in Kleinasien am Ende. So weiß denn Rußland wohl, daß wir um unserer
selbst willen die Türkei verteidigen, daß ein starkes Deutschland nie seine Ein-
willigung zu einer Einverleibung Konstantinopels in das Russische Reich geben
würde. Deutschland vernichten heißt also Konftantinopel gewinnen!
Nicht minder wichtig ist aber die Ostsee. Rußland hat zwar durch Peter
den Großen die baltischen Provinzen hier erworben, es hat seit 1809 auch Finn-
land mit dem wichtigen Hafen Helsingfors in den Hängen, aber genügen kann

das alles nicht. Die Häfen liegen zu weit nach Norden, sie frieren auf Monate zu, und nur Libau liegt günstiger. Doch ist dieser Hafen wieder zu klein. So sehen wir denn auch an diesem Meere sich die Russen immer wieder darum bemühen, ihre Macht an der Küste nach Süden weiter vorzuschieben. Eine solche Gelegenheit zur Erreichung ihrer Absichten glaubten sie im Siebenjährigen Kriege gefunden zu haben. Es waren nicht nur die beißenden Epigramme eines Friedrich des Großen auf die Zarin Elisabeth, die diese dann trieben, mit Österreich und Frankreich gegen Preußen vorzugehen. Rußland hoffte auf Ostpreußen. War es doch von vornherein klar, daß der Preußische König dieses von seinem eigentlichen Lande so entfernte und noch dazu durch das polnische Reich abgetrennte Land nicht würde beschützen können, wenn er zu gleicher Zeit gegen Österreich und Frankreich sich zu wehren hatte. Friedrich hatte ja dann auch nur geringe Truppenmassen dort oben, da er den Hauptstoß gegen Österreich führen mußte. Die wenigen preußischen Truppen unter dem General Lehwaldt (24 000 Mann) wurden von dem fast vierfach überlegenen Gegner unter dem General Aprarin bei Groß-Iägerndorf nach mannhaftem Widerstande geschlagen. Am 22. Ianuar 1758 zogen die Russen in Königsberg ein, und Aprarin zwang die Einwohner der Provinz, am Geburtstage des Königs, am 24. Ianuar, der Kaiserin Elisabeth den Eid der Treue zu leisten. Ostpreußen mußte Friedrich vorläufig für verloren erklären, so sehr es ihn auch schmerzte. Die Russen aber richteten sich weiter häuslich ein, in dem festen Glauben, daß Friedrich völlig unterliegen und damit das Land russisch bleiben würde. Sie rückten auch noch weiter an der Küste vor und besetzten bald den Hafen Kolberg. Zum Glück für Friedrich und zum Ärger Rußlands aber gingen die eroberten Gebiete an der Ostseeküste wieder verloren, weil Zar Peter, der Nachfolger Elisabeths, am 5. Mai 1762 Frieden schloß und hierin freiwillig alle Eroberungen herausgab, da er ein Bündnis mit Friedrich zu schließen beabsichtigte. „Dank dem Himmel, unser Rücken ist frei," konnte nun Friedrich aufatmend an seinen Bruder Heinrich schreiben.

Was durch des Zaren Peters Politik wieder verloren war, hoffte seine Gemahlin und Nachfolgerin Katharina auf andere Weise, und zwar noch in größerem Umfange zu erreichen. Polen sollte russisch werden, damit aber auch die Weichselmündung mit Danzig. Gelang dieser Plan, dann war auch Ostpreußen für immer verloren. Es wäre zu einer preußischen Enklave mitten in russischem Gebiete geworden, Memel, Königsberg, Elbing, Danzig wären dann russische Häfen geworden. Doch auch hier machten die Russen ihre Pläne ohne einen Friedrich den Großen. Statt daß Polen ganz in russische Hände fiel, mußte es infolge der von Friedrich geschickt geführten Politik sich zu einer Teilung bequemen. Westpreußen wurde 1772 preußisch, und damit gingen für Rußland nicht nur die Aussichten auf Danzig verloren, sondern durch die jetzt hergestellte Verbindung zwischen Brandenburg und Ostpreußen wurde auch dieses

bisher so isolierte Gebiet des Preußischen Staates gesicherter und russischen Übergriffen gegenüber geschützter.
Doch Rußland wurde nicht müde, immer wieder es zu versuchen, seine Absichten auf die südliche Ostseeküste durchzuführen, sobald sich nur die geringste Gelegenheit bot. So hätte der Zar Alerander im Frieden zu Tilsit sich nicht ungern noch mit ostpreußischem Gebiet, wenigstens mit Memel, bereichert, wenn Napoleon nicht dagegen gewesen wäre. Erst recht benutzte derselbe Zar die Verhandlungen auf dem Wiener Kongreß 1815, um dem erwünschten Ziele näherzukommen. Zwar blieb Thorn in preußischem Besitz, aber es entstand ein Königreich Polen mit der Hauptstadt Warschau, und der Zar wurde polnischer König. Durch eine höchst freisinnige Verfassung hoffte er die Polen in dem neuen Reiche sich günstig zu stimmen und die Polen unter preußischer und österreichischer Herrschaft mit dem Wunsche nach einer Befreiung von der fremden Oberhoheit und nach einer Vereinigung mit dem polnischen Reiche zu erfüllen. Damit wäre ein polnischer Staat von den Karpathen bis zur Ostsee wiedererstanden, und zwar unter russischer Oberhoheit. Rußland hatte dann Danzig, und Ostpreußen war wiederum ein losgetrenntes und völlig von russischem Besitz umgebenes Gebiet des Preußischen Staates. Aleranders Plan scheiterte am polnischen Fanatismus, den selbst die freiheitliche Verfassung des Landes nicht mit dem Fehlen eines nationalen Königtums aussöhnen konnte. Die Revolution im Iahre 1830 machte dem Königreich Polen ein Ende; es trat völlig unter russische Verwaltung.
Wir sehen, daß wir es bei Rußland mit einem Gegner zu tun haben, zu dessen politischer Tradition es gehört, große Teile der preußischen Ostseeküste zu erwerben. So will denn Rußland in diesem Kriege nicht mehr und nicht weniger, als die Küste bis mindestens Stettin. Königsberg und Danzig würden ihm bei der heute so wichtigen Stellung Stettins, als des größten preußischen Handelshafens an der Ostsee, nicht mehr genügen. Mit diesem wichtigen Küstengebiet, mit den großen Häfen von Königsberg, Danzig und Stettin hätte nun aber Rußland endlich nicht nur brauchbare Häfen gewonnen, sondern auch die völlige Herrschaft in der Ostsee. Mit einer Küstenbeherrschung vom Tornea Elf bis zur Oder würde es den größten Einfluß auf die zwei kleineren Ostseemächte: Schweden und Dänemark haben. Es würde vor allem durch ein politisches Übergewicht die Schließung und Öffnung von Sund und Belt durch Dänemark in den Händen haben. Rußland hätte den Zugang zum Meer im Norden, und der wäre für das Zarenreich insofern noch erwünschter als die Dardanellen, da England hier wohl kaum im Wege stehen würde.
Erst an zweiter Stelle stehen nun neben diesen Erpansionsplänen Rußlands im Süden und Norden auf Kosten Deutschlands die wirtschaftlichen Hoffnungen, die dieser Krieg erfüllen soll. Rußland hat sich bisher unfähig erwiesen, sich

trotz seiner Größe, trotz seiner Bodenschätze vom Ausland industriell unabhängig, zu machen. Es ist immer noch ein Einfuhrland, und gerade Deutschland ist sein Hauptlieferant gewesen. So haben wir z. B. geliefert

Motorwaz
>en
im Iahre:
1909
1910
1911
1912
für
2,4
4,6
7,7
10,7
Mill.
Mark.

elektrische
Gl
ühlampen:
1909
1910
1911
1912
für
4,5
5,5
6,8
9,5
Mill.
Mark.

Motoren:
1909
1910
1911
1912
für
2,6
3,5
8,9
9,0
Mill.
Mark.

Pflüge:
1909
1910
1911
1912
für
4,8
5,2
6,2
6,2
Mill.
Mark.

Doch das mag genügen, um ungefähr die Abhängigkeit der russischen Industrie von der deutschen zu zeigen. Nun hat Rußland gerade in dem letzten Jahrzehnt große Anstrengungen gemacht, auch die Industrie im eigenen Lande zu heben, doch hat sich deshalb die Einfuhr von Deutschland nicht verringert; sie

ist weiterhin im Steigen geblieben. Wir sind eben als Lieferanten von Qualitäts-
ware der russischen Industrie überlegen. Diesen unbequemen Konkurrenten hoffen
nur die interessierten Kreise in Rußland durch einen glücklichen Krieg zu ver-
nichten. Was Deutschland an Rußland verliert, soll der russischen Industrie
zugute kommen, sie soll der Erbe werden, das ist das Ziel der Großindustriellen
im Zarenreiche. Es gibt keinen anderen Weg, sich dieses unbequemen Gegners
auf wirtschaftlichem Gebiete zu entledigen, als ein mit Erfolg geführter Ver-
nichtungskrieg gegen Deutschland. Das gleiche gilt für den deutschen Kaufmann,
der durch seine größeren Kenntnisse, durch seinen Arbeitseifer, durch seine Kühn-
heit in allen Städten des Zarenreiches als unbequemer und schwer zu verdrän-
gender Konkurrent gilt. Darum schritt die Polizei nicht ein, als der Pöbel
von Petersburg und Moskau die Läden der Deutschen zerstörte, darum ließ man
dem Volke seinen Willen, als es in den Straßen die Asphaltplatten herausriß
und vernichtete, weil sie den deutschen Fabrikstempel trugen.

Ist nun nach alledem Rußland wirklich nur als ein Gegner zu beurteilen,
der von London aus geleitet wird? Werden wir wohl, wie man sooft es
hört, mit Rußland leichter zum Frieden kommen als mit England? Rußlands
Wünsche und Hoffnungen, die es auf diesen Krieg gesetzt hat, stehen durchaus

nicht denen Englands nach. Uns droht von Rußland genau so Schlimmes wie von England, vielleicht noch Schlimmeres. Denn England wird sich um eine Herrschaft auf dem Festland nicht bemühen, wohl aber strebt Rußland danach, das deutsche Land bis zur Oder an sich zu reißen. Umso mehr müssen wir dem Manne danken, der dort im Osten bisher in genialer Feldherrnweise die Wacht gehalten hat und der mit seiner Mauer von Blut und Eisen von der Ostsee bis zu den Karpathen die Absichten Rußlands bisher zunichte gemacht hat.

Dr. L. Vornemann:

Der Entscheidungskampfsür das Germanentum.

(Aus Essener akademischen Unterhaltungen.)

2. Die Ideen und die deutsche Zukunft.

Unter dem Donner der Kanonen und bei dem Entscheidungskampf für das Germanentum mit kantischer Philosophie unterhalten zu werden, mag manchem verwunderlich erscheinen. Aber das ist es ja gerade, was Zeller in jenem Mobilmachungsjahr 1859 weiter an Fichtes deutschen Reden bemängelt, Fichte sei gewohnt, die praktische Bedeutung und Wirkung der Philosophie, nämlich der kantischen, stark zu überschätzen. Von Kants Freiheitslehre und seinem kategorischen Imperativ, also seiner sog. praktischen Philosophie, hat L. Stein neulich in Essen gesagt, sie sei uns Deutschen gleich der Feuersäule geworden, welche die Israeliten in Nächten durch die Wüste geleitete. Kants theoretische Philosophie oder die Ideenlehre kommt vielen, die am hellen Tage zu wandern meinen, wie eitel Rauch vor, aber sie laufen irre auf ihrer Tageswüstenwanderung ohne diese deutsche Rauchsäule. Wir Deutschen sind das Volk der Ideen und wollen es bleiben. Kant, Goethe und Schiller, Humboldt, Fichte und Pestalozzi — was wollen wir mehr?

Das große deutsche Geisteserlebnis, wo sich Goethe und Schiller zum ersten Mal freundschaftlich nähertraten, bewegte sich um die Frage: Idee oder Erfahrung? Goethe, mit der Metamorphose der Pflanzen beschäftigt, wies dem Genossen seine Urpflanze vor, und als Schiller in die Worte ausbrach, das sei keine Erfahrung, sondern Idee, erwiderte Goethe ein wenig ärgerlich, aber in der Sache zutreffend: „So freut es mich, daß ich Ideen mit Augen sehe".

Es ist niemals Lotzes An gewesen, in wissenschaftlichen Erörterungen den Patrioten auszuspielen. Aber in seiner Logik sowie in der Geschichte der Ästhetik bezeichnet er die Grundanschauung Kants als einen wesentlichen Punkt

„deutscher" Philosophie, über den wir von allen Nationen angegriffen werden,
als eine Ansicht, von der die „deutsche" Philosophie nie hätte ablassen sollen,
als Gedanken, die Anfang und noch fortwirkender Trieb unserer „deutschen"
Philosophie geworden sind. Ich bin in der Lage, das volle Recht dieser Auffassung aus dem Munde eines dänischen Grundtvigianers zu bestätigen. Pfarrer
Kristensen, jetzt auf Fünen, schrieb mir vor zwei Iahren: „Wollen wir Dänen
wirklich vorwärts kommen in der Pädagogik, so bedarf es einer Psychologie, die
— ohne der Körperwelt ihre phänomenale Realität zu bestreiten sowie das
rezeptive Verhältnis des Geistes zu ihr zu verkennen — die Eigenentwicklung
des Geisteslebens, seine Selbständigkeit und Überlegenheit gegenüber der
Körperwelt zu ihrem Recht kommen läßt: es bedarf kurz gesagt der transzendentalen Psychologie, deren Mögliä)teit und Notwendigkeit festgehalten zu haben das
unwidersprechliche Verdienst der deutschen Philosophie ist. Noch steht die dänische
Pädagogik von 1864 und 1370 her so sehr unter englischem und französischem
Einfluß, daß selbst der Keim transzendentaler Psychologie verschrumpft ist und
daß sich im dänischen Schrifttum, wenigstens im wissensäM,ftlichen, kaum noch
eine Sehnsucht nach tieferem Verständnis des Geisteslebens bemerkbar macht, als
es der Empirismus bietet; Neubruchsarbeit ist deshalb ganz vor allem in Dänemark auf psychologischem und pädagogischem Gebiete nötig." Gegenstück dazu
und Erläuterung ist, was Humboldt als Gesandter in London seiner Li schreibt:
„Der kalte und sogar mehr als das, der rohe Realismus, der hier an der Tagesordnung ist, läßt gar nichts aufkommen, was man nicht mit Händen berühren und
mit dem Verstande erklären kann. (18. 12. 17). Die deutsche Nation hat doch
eine viel sicherere Richtung nach Ideen, und es ist durch Ideen mehr mit ihr
anzufangen, als mit irgend einer anderen . . . Gerade in England, unter
einem sehr nahe verwandten und doch total verschiedenen Volk, hat man die
erwünschteste Gelegenheit, dies sehr oft zu fühlen und (man kann wohl sagen)
sich dessen zu erfreuen. (23. 10. 18.)"

Idee ist ein Fremdwort, aber ein solches, das wir Deutschen ebensowenig
aufgeben werden, wie nach Fichte das Wort Charakter. Man übersetzt es
fälschlich „Gedanke", allein es geht zurück auf das Gesicht. Nicht, wie Fichte
schon bemerkt, ein Gesicht des Traumes, sondern das Gesicht des Auges. Was
dies bedeutet, kann man aus dem anderen Buche des trefflichen Chamberlain
„Immanuel Kant" verstehen lernen, der uns in das Auge Goethes, Lionardos,
Platons blicken lehrt. Von Platons Ideenlehre liest man noch immer Darstellungen, als wohnten seine Ideen in einem fernen Nirgendheim; sie wohnen
inwendig im Menschen selber, nicht zwar als ausgestaltete Formen, aber als die
gegebenen Ordnungen des inneren Gesichts. Platons Gleichnis von den Höhlenbewohnern kann man in Rückerts „Weisheit des Brahmanen" 8,11 nachlesen.
Da sitzen sie mit dem Rücken dem Eingang der Höhle zugewandt und sehen vor
sich an der inneren Wand der Höhle die Schatten vorüberhuschen. Wer aber

begreift, wozu er dvrt sitzt, der gestaltet, statt die Schatten unverstanden nach-
zubilden, nachzuäffen, kraft des Menschengeistes schöpferisch etwas Neues. Von
Klang und Glanz wissen wir allermeist, daß die nicht in den Atomen stecken,
sondern von der menschlichen Organisation erst geboren werden. So aber steht
es mit jeder Anschauung. In das Chaos der Eindrücke greift der Mensch schöp-
ferisch ein und gestaltet es durch Ideen. Wenige Beispiele werden genügen.
Wenn wir Subjekt und Objekt einander entgegensetzen, so geschieht das auf
Grund unseres menschlichen Gemeingefühls; zwischen den wechselwirkenden
Atomen selber sind Subjekt und Objekt nicht da. Ursache und Wirkung, alle
Folgerichtigkeit des Kosmos, die Gesetze, die wir als starre, äußere Notwendig-
keiten verehren, benutzen und fürchten, sind als Ideen Bestimmungen des
Menschengeistes. Es gibt also nicht bloß Analyse des Gegebenen, sondern, wie
Kant sich ausdrückt, eine Synthese 2 priori. Wir suchen die Wahrheit, die Wirk-
lichkeit; aber nicht automatische Nachbildung, Nachäffung des Eindrucks, son-
dern eine Neuschöpfung ist die von uns Menschen erwartete Leistung. Wahrheit
ist Dichtung. Auch Volk und Vaterland sind solche Ideen; Dichtung, und darum
unsterblich. Humboldt schreibt 1819: „Alles im Menschen kommt auf die
Mischung und das Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Ideen in ihm an. Darin
liegt das Geheimnis des Charakters, und das allein ist es, was dem Gemüte
Farbe und Ton gibt." Und noch weiter ausgreifend: „Alles in der Natur und
im Treiben der Welt selbst läßt sich als Hieroglyphe ansehen und ist es vielleicht,
und jede innere Gedankenzeugung schmiegt sich wieder einem Bilde an. Es ist
das das ewige Band, was die Welt und die Geister zusammenknüpft. Das gering
Scheinende wird dadurch bedeutend und manches, was man bloß als irdisch
ansieht, ehrwürdig und heilig. Eine leichte Pforte scheidet dann zwei ganz ver-
schiedene und doch verwandte Gebiete, und wer des Weges durch sie gewohnt
ist, geht vom Glanz heiterer Bilder zum besänftigenden Dunkel von Ideen über
und kehrt zurück und kommt wieder und wiederholt so in einem Sinnbild, das
immer zugleich tiefer ins Wesen führt, den letzten Weg vom Lichte zur Erde."
Damit sind wir längst bei Kunst und Religion angekommen, welche Brüche
heilen und Risse schließen, wo die Erkenntnis aufhört. Eben auch hier betätigt
sich die schöpferische Freiheit des Menschen, seine Persönlichkeit und seine Ge-
sinnung. Wir treten in die heilige Nacht, von welcher Fichte und Arndt sprechen.
Wissenschaft ohne Poesie ist eitel, und wäre es die erakteste Geschichtsschreibung.
Die Lehrgebäude großer Philosophen sind höchstpersönliche Kunstwerke, nicht
aufzusagende Lernstoffe. Auch die Religion erhebt sich zu geistiger Selbsttätigkeit
an Gott, wie Fichte sich ausdrückt, während man so oft das Dasein Gottes zu
einem historischen Faktum macht, dessen Wahrheit durch ein Zeugenverhör aus-
gemittelt wird. Iene Wissenden, Seher, Propheten und Künstler nennt Arndt
in den Briefen an Psychidion „erhabene Verklärer und Verwalter des Geistes
der Dinge, die ein geistiges Vermächtnis hinterlassen, immer ein neues Testament

der Bestätigung Gottes, ein von allem vorigen Leben verschiedenes Leben; denn nur wo Geist ist, da ist Leben."

Als dies Volk der Ideen stehen wir Deutschen in dem Gewirre der Gegenwart und sind zugleich Erben der geistigen Reichtümer vergangener Völker und Tage. Welchen Kurs nimmt die deutsche Zukunft?

Wir sind uns mit elementarer Wucht klar geworden unseres Gegensatzes gegen das britische Wesen als ungermanisches. Zur Zeit des Burenkrieges sprach jemand mit einem englischen Geschäftsfreund von den Verwüstungen und der Trübsal, die ein Krieg mit sich bringe. „Ob", sagte gelassen der Brite, „uever iuiu6, it take» a^vu,? a zooä üeal ot rudbinli". Schon der erste Laut „ob" wurde hervorgebracht mit jenem Breitziehen der Lippen und der bekannten unreinen Vokalisation. Ein bedeutender englischer Phonetiker, Sweet, macht selbst darauf aufmerksam, wie das höhnische Grinsen der Londoner Fischerbevölkerung zu solcher Mundstellung und Lautbildung führe. Die deutsche Rundung der Lippen, welche etwas Einschmeichelndes, zuweilen Klagendes hat, kennt der Brite fast garnicht. Aus dem deutschen „grön" ist auf dem Wege durch „green" in der britischen Aussprache „grien" geworden. Näheres lese man bei dem dänischen Phonetiker Iespersen nach; ich betone, daß es ein Däne ist, also gewiß ein einwandfreier Zeuge. Weiter jenes echt britische „uever miuä". Seltsame Verwendung des Wortes, das als Substantivum „Gemüt" bedeutet: „macht nichts". Und endlich dementsprechend der herzlose Sat z selber: „Krieg nimmt ein gut Teil Unrat weg." Gemeint ist natürlich vor allem der Soldatenpöbel, worunter ein Gentleman sich nie mischt.

Genau dieselbe Wendung, aber in Ton und Seele wie himmelweit verschieden, haben wir Deutschen gehört und bejubelt in der letzten herrlichen Rede unseres idealen Reichskanzlers. „Eine Befreiung, eine Beglückung ist es" — wie herzlich gegen jene Wendung des britischen Krämers „macht nichts"! —, „daß nun einmal der ganze Wust und Unrat weggefegt ist." Wir wissen, welchen Wust und Unrat unser Reichskanzler meinte, und die vorausgehenden Worte sagen es deutlich: „Wie vor einer Zaubergewalt sind die Schranken gefallen, die eine öde und dumpfe Zeitlang die Glieder des Volks trennten, die wir gegen einander aufgerichtet hatten in Mißverstand, in Mißtrauen und Mißgunst". Das ist keine schöne Floskel, sondern der herzliche Ausdruck der Gesinnung, die wir seit Iahren kennen. Mancher freilich hat gespottet über den Philosophen an der Wilhelmstraße; aber Gott gab uns zur rechten Zeit den rechten Mann, von dem wir uns auch willig führen lassen in die deutsche Zukunft, und es wird nur darauf ankommen, ob das Volk, besonders die Gebildeten reif sind, ihn zu verstehen und ihm zu folgen. Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir jenes Krämerwort als urwüchsige Äußerung des britischen Unchristentums bezeichnen, das Kanzlerwort aber als Parole für die Deutschen aufnehmen, die mehr wollen als leeres Sabbatchristentum.

Neben diesem christlichen Einschlag für das Gewebe unserer deutschen Zukunft erscheint ein zweiter nötig, den wir im besten Sinne als römisch bezeichnen. Wir wollen in unserer Zukunft festhalten an römischer Disziplin. Das Gemeinwesen bleibt uns etwas Heiliges, die geordnete Familie seine Grundlage. Wir wissen jetzt unumstößlich> wozu wir eine bewaffnete Macht uns schufen, wozu uns Führer herangebildet wurden, denen das Volk zujubelt, und wir haben auch erkannt, wozu Geldinstitute und große Industrien da sind. Andererseits sind auch unter uns jene anonymen Kräfte gewaltig herausgetreten, auf denen einst Roms Volksgröße ruhte: ein Volk zum Küssen, wie Bismarck nach der Schlacht von Königgrätz schrieb. Wer solchem Volke angehört, besitze künftig auch die Volksrechte, die ihn mit Freude sprechen machen: „Ich bin ein deutscher Bürger", und niemals wieder sollen Schriften wie jene von Fritz Wüst drei Auflagen erleben, in denen unter vielen anderen der Satz geschrieben steht: „Für unsere Kirche und für unsern Adel gibt es nach meiner tiefsten Überzeugung nur eine Rettung, Kampf bis aufs Messer mit der entarteten, ehr- und glaubenslosen Menge." Der Zarismus ist aus. Die Bevorzugten wollen Muster sein von ehrbaren Bürgern, wie es einst in den deutschen Städten hieß, oder von gediegenen Gegenwartsmenschen, dazu ritterliche Führer und Helfer den anderen. Helfer zu sein sollen die Begabten schon in der Iugend, zur Zeit der eigenen Erziehung, lernen im Sinne der zweiten Rede Fichtes, und gerade auch die großen Ereignisse deutscher Geschichte sollen für das Volk in jenem Sinne verwertet werden, den Caroline von Dachröden, Humboldts Gattin, unter dem Eindruck der sehr matten Leipzigfeier von 1815 mit folgenden Worten ausgesprochen hat: „Das Volk, des man bedarf, ohne das man in letzter Instanz nie das Große ausführt, in dessen Sinn sollte man auch das geschehene Große recht im Andenken erhalten und es daran für die Zukunft erziehen."

Endlich aber wollen wir zu freiheitlicher Menschwerdung den gut hellenischen Geist festhalten, der unserer deutschen Art innerlich verwandt ist. Eucken hat mit seinen Schriften bis hin zu der letzten „Zur Sammlung der Geister" vielerwärts erfreuliches Echo geweckt. Wir wollen uns als werdende, unfertige dünken, um iucht zu altern; wir wollen im kleinsten Punkt die höchste Kraft sammeln, aber nicht, um in gänzlicher Differenzierung, so nötig sie im einzelnen sein mag, einseitig zu werden, vielmehr uns besinnen, daß wir ganze Menschen werden müssen. Ich kenne einen Beruf, der, wenn man nur will, einem diese Lebensfreude am besten verschafft und erhält, den Beruf des Volksschullehrers.

Schöpferisch und bildend wollen wir uns betätigen. Nicht als "nmm Handfertigkeit allein uns dem Ziel näherbrächte, wir besiegen Amerika nur durch deutsche Qualitätsarbeit. Dazu aber gehört Selbsttätigkeit, die aus Erkenntnis entspringt; jede Erkenntnis werde zum Werk. Man weiß nur, was man wirklich ist. Erkenntnis aber ohne Liebe ist tot, Liebe ohne Erkenntnis ist blind. Echte deutsche Wissenschaftlichkeit wollen wir üben, nicht bloß jene Chemie, welche

uns im wirtschaftlichen Kampfe vorwärts gebracht hat, oder die höhere Mathe-
matik, welche in Kruppschen Kanonen zu Stahl gegossen ist, sondern, wie Hum-
boldt 1809 sagte, als man ihn zum Ehrenmitglied der Berliner Akademie er-
nannt hatte: „Wir wollen unverbrüchlich fest an Wissenschaft und Kunst halten
und das Heiligtum treu bewahren, aus dem für alle, auch die entferntesten
Glieder des Staates, Licht und Wärme ausströmt, welches die leitenden Ideen
zu jeder auch noch so sehr durch die Wirklichkeit bedingten Einrichtung enthält
und auf dem größtenteils die Ehre der Nation beruht."

Von den Franzosen, die wir einst Erbfeinde nannten, habe ich überhaupt
nicht gesprochen. Ich könnte allerlei beibringen über den Siegeszug deutschen
Geistes auf französischer Erde, den ich ahne. Von deutschen Märchen könnte ich
berichten, die unsere Feldgrauen in der Dorfschule bei Lille als Lesestoffe für
französische Kinder fanden, von homerischen Händedrücken, die zwischen den nahen
Schützengräben an der Aisne ausgetauscht sind, oder von jenem wunderbaren
deutschen Lied des französischen Gefangenen auf dem Hohenasperg, in welchem
Heimatliebe und Achtung deutschen Wesens, Anklänge an Schiller und Platensche
Formvollendung sich verbunden haben. Doch ich verweile nicht mehr bei diesen
Zukunftsgedanken einer westeuropäischen Verständigung, sondern schließe, wie
Fichte, wenn er seinen Deutschen sagt: „Es ist kein Ausweg; wenn ihr ver-
sinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen
Wiederherstellung." Oder froher und getroster ausgedrückt: wir ahnen jetzt,
ja wir wissen, daß an deutschem Wesen die Welt genesen wird.

Im Waldgebirge der Sierra Morena fuhr W. v. Humboldt mit seiner Li,
als sie ein Kind unter dem Herzen trug. Er hat dem Kinde im Sinne Schillers,
Kants und Goethes für seine Zukunft Vaterwünsche mitgegeben, dazu aber als
Deutscher jene Zukunftsverse:

Wenig wird noch erkannt das Volk, das still und bescheiden,
Aber tieferen Ernsts kühnere Bahnen sich bricht.
Doch sie kommt, die vergeltende Zeit, schon winkt sie von fern her,
Wo es dem Folgegeschlecht zeichnet den leuchtenden Pfad.

Friede H. Kraze:
Der Landwehrmann.
Die Astern blühen schon, die blauen.
Komm Frau, wir gehn ein Stück heraus.
Zuzweit woll'n wir noch einmal schauen.
Was blüht und reift um unser Haus.
Die Äpfel auf der Bleiche prunken,
Kartoffelrauch zieht blaß vom Feld.
Die Welt liegt ganz in Gold versunken.
Wie wunderschön ist Gottes Welt!
Komm Frau. Sieh, in der glas'gen Traube
Kocht purpurn schon und heiß der Wein.
Reif, reif, steht jede Frucht im Laube.
Reif sein heißt: still gewärtig sein.
Hier, gib die Hand, die liebe starke.
Sieh so, jetzt zittert sie nicht mehr.
Du weißt, am Baum, gesund im Marke,
An ihm zerschellt der Wetter Heer.
Die jungen Schossen, blühnden Zweige
Lodern schon hoch im Flammcnstoß.
Wir sind das Mark, wir an der Neige.
Willst du, wir wären minder groß?
Sieh, so. — Auch deine Augen blauen
Sind, die ich kenne, stark und stolz.
Der Männer Mark kommt, weil ihr Frauen,
Ihr liebsten, seid aus echtem Holz.
Hörst du die Jungens? — Auch vom Stamme.
Hörst du ihr jubelndes Hurra?
Die lodern auch einmal zur Flamme. —
Komm Frau. — Jetzt ist der Abschied' da.
Ein Kuß, ein letzter. — Hier mein Schaffen
Mit Sonne hütet's Gott und Tau.
Jetzt hütet er's mit unsern Waffen
Und dich und unsre Jungens, — Frau.

Dr. Günther Roth:

Grillparzer und der Krieg.

Wenn wir in dieser ernsten, für unser Vaterland so gewaltigen Zeit, „wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird, wo um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen", unserer deutschen Dichter in ihrer Stellung zum Kriege, zum Vaterlande und zu polilitschen Fragen gedenken, so ist es eine Ehrenpflicht, auch den größten Dramatiker im Reiche unserer Bundesgenossen nicht zu vergessen, mit dem Österreich nach langer Zeit der Ruhe wieder hervorragenden und originellen Anteil an der Literatur und am Geistesleben des deutschen Volkes genommen hat.

Ein Österreicher ist Franz Grillparzer gewesen, ein Österreicher hat er sein wollen als Mensch und als Dichter. „Die Vaterlandsliebe", so sagt er von sich selbst, „war geradezu mit meinem Innersten verwachsen. Außer dem, was davon jedem wohlgeschaffenen Menschen natürlich ist, bildete auch der unbefangene, heitere, wenig ausgebildete, aber für alles empfängliche Sinn des Österreichers ein mir gemäßes, wohltätig warmes Element." So weiß er aufs schönste sein Vaterland und dessen Bewohner zu rühmen in dem bekannten Lobpreis Ottokars von Horneck im dritten Aufzug von „König Ottokars Glück und Ende":

Es ist ein gutes Land,
Wohl wert, daß sich ein Fürst sein unterwlnde!
Wo habt Ihr seinesgleichen schon gesehn?
Schaut ringsumher, wohin der Blick sich wendet,
Lacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen.
Mit hellem Wiesengrün und Saatengold,
Von Lein und Safran gelb und blau gestickt,
Von Blumen süß durchwürzt und edlem Kraut,
Schweift es in breitgestreckten Tälern hin —
Ein voller Blumenstrauß, soweit es reicht,
Vom Silberband der Donau rings umwunden —
Hebt sich's empor zu Hügeln voller Wein,
Wo auf und auf die goldne Traube hängt
Und schwellend reift in Gottes Sonnenglanze.
Der dunkle Wald voll Iagdlust krönt das Ganze.
Und Gottes lauer Hauch schwebt drüber hin
Und wärmt und reift und macht die Pulse schlagen,
Wie nie ein Puls auf kalten Steppen schlägt.
Drum ist der Österreicher froh und frank,
Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,
Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden!
Und was er tut, ist frohen Muts getan,
's ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen;

Allein, was not tut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der offne, richt'ge Sinn,
Da tritt der Österreicher hin vor jeden,
Denkt sich sein Teil und läßt die andern reden!
O gutes Land! o Vaterland! Inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland
Liegst du, der wangenrote Iüngling, da;
Erhalte Gott dir deinen Iugendsinn
Und mache gut, was andere verdarben!
Mit tiefem Schmerze empfand er den Druck Napoleons, der seit 1809 auf Österreich lastete, und in seinen beiden Iugendfragmenten „Spartakus" (1810) und „Alfred der Große" (1812) klingt, ähnlich wie in Kleists „Hermannsschlacht", wenngleich nicht mit der gleichen tiefen Leidenschaft, der starke Mahnruf nach Abschüttelung der Sklavenketten und nach Zertrümmerung des auferlegten Ioches. Sie scheint ihm möglich, wenn der große Held ersteht, der allein sie vollbringen kann. Mit diesen beiden Bruchstücken nimmt Österreich einen wesentlichen Anteil an der Dichtung der Freiheitskriege. Besonders schön leuchtet Grillparzers Vaterlandsliebe in den Stücken, deren Stoff der österreichischen Geschichte entnommen ist. In „König Ottokars Glück und Ende" zeichnet er den Idealkaiser im Begründer der Habsburgischen Dynastie, im „treuen Diener seines Herrn" die in den härtesten Prüfungen siegreich bewährte Untertanentreue des Bancbanus, im „Bruderzwist" zeigt er eine intime Kenntnis und ein feinsinniges Verständnis für die Gestalten seines Herrscherhauses in der Zeit vor dem Ausbruch der großen Tragödie des dreißigjährigen Krieges, und er versteht es, unser Interesse und unsere Sympathie für die so liebevoll ausgearbeitete, aufs feinste ziselierte Gestalt des schwachen Kaisers Rudolfs II. zu erwecken. Einen hellen und starken Klang fand das patriotische Fühlen unseres Dichters im Iahre 1848, als der österreichische Kaiserstaat in den Stürmen der Revolution aus den Fugen zu gehen drohte. Da sieht er im Heere und in seinem Führer, dem Feldmarschall Radetzky, die Stütze des Staates. Sein Gedicht auf ihn, mit größtem Iubel aufgenommen und begeistert gesungen, verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit und ist damals beinahe zum Volksliede geworden. Und der sonst i. a. etwas spröde Lyriker hat hier auch den Volkston gut getroffen:
„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Österreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer."
Das „Gott erhalte unsern Kaiser" ist ihm wie ein Lebensgebet gewesen. Zweimal hat er es umgedichtet: im Iahre 1835 auf die Thronbesteigung Kaiser Ferdinands, im Iahre 1848 auf die Franz Iosephs I., und auch bei der Geburt des Kronprinzen (1858) ist es ihm der tiefste Ausdruck seiner Gefühle.
So ist Grillparzer während seines ganzen Lebens ein Neuer Österreicher

gewesen. Und das ist um so höher zu werten, da ihm dies nicht leicht gemacht worden ist. Er lebt im Österreich Metternichs. Man muß sich klar machen, was das bedeutet: ein dichterischer Genius von starkem Schaffensdrang, regster Phantasie, hineingestellt in eine Zeit der Geistesknechtung, einer kleinlichen, engherzigen, ja bornierten Anwendung der Zensur, die er gerade dann am meisten fühlen mußte, wenn er es am treuesten gemeint. Dazu das Publikum bei mehreren seiner Stücke verständnislos und die Kritik fast immer oberflächlich und töricht. So leidet der Dichter. Und mit ihm der Mensch. Doch diesem waren noch besondere Kümmernisse beschicken. Als Beamter muß er sich eine Reihe von Demütigungen und Zurücksetzungen gefallen lassen. Nur langsam kommt er vorwärts, wird öfter übergangen, von anderen überflügelt, seine berechtigten Wünsche nach einer ihn wirklich befriedigenden Stellung werden nicht berücksichtigt. All das bestärkt den in ihm vorhandenen Drang zu Hypochondrie und Satire, macht ihn verbittert und vergrämt, so daß er seine letzten Stücke im Pulte verschließt. Wiederholt hat er daran gedacht, das undankbare Vaterland zu verlassen; aber er tat es nicht, er konnte es auch nicht: viel zu sehr liebte er sein Wien, sein Osterreich, sein Kaiserhaus.

Mit diesem warmen vaterländischen Fühlen paart sich ein reges historisches Interesse, tiefer und umfassender noch als bei Schiller, weil es bei Grillparzer das ganze Leben erfüllt und ihm eine Menge von Stoffen zu Dramen gibt. Die Geschichte ist ihm „die herrlichste der Wissenschaften". Schon im Knaben ist das Interesse für sie lebendig, der eine in der Bibliothek des Vaters entdeckte fast hundertbändige Weltgeschichte geradezu verschlang, den Studenten befriedigten von allen Vorlesungen am meisten — und eigentlich nur — die historischen, der Mann, der bereits die ersten Dichterlorbeeren gepflückt, folgt der Anregung des Wiener Historikers Freiherrn von Hormayr, Stoffe aus der österreichischen Geschichte für seine Dramen zu wählen. Die Themen seiner dramatischen Fragmente aber erstrecken sich auf das gesamte Gebiet der Weltgeschichte. Und es sind fast sämtlich kriegerische Zeiten und große Helden, die er für seine Tragödienpläne wählt, so aus der jüdischen Geschichte Samson und die letzten Könige von Inda (besonders Herodes), aus der römischen, die ihn besonders fesselt, Brutus und Sertus Tarquinius (die Lucrezia-Episode), Hannibal und Scipio, ferner die letzten Römer, die er in 6 Stücken verherrlichen wollte: Marius und Sulla, Crassus und den Fechterkrieg (Spartakus), Pompejus und Cäsar, Brutus, die Triumvirn, Octavianus Augustus. Dazu kommen noch Stoffe aus der spanischen, französischen und englischen Geschichte, wo ihn die Gestalt Cromwells besonders anzieht. Auch seine historischen und politischen Studien, die sich meist mit den großen Gestalten der Geschichte beschäftigen, zeugen von einer gründlichen Belesenheit auf diesen Gebieten.

Die ausgeführten Dramen Grillparzers lassen sich, wenn wir einmal von der „Ahnfrau" und der „Iüdin" absehen, welche eine Sonderstellung einnehmen,

in drei Gruppen teilen: die hellenischen, die österreichischen und die Märchen-
stucke. Von ihnen kommt für uns vor allem die zweite Gruppe in Betracht.
Aber auch in den Dramen, die es nicht in erster Linie mit dem Kriege zu tun
haben, tönt es von Waffen und Kampf. In der „Ahnfrau" ist eine hinter der
Bühne sich abspielende Teilhandlung die Vernichtung einer Räuberbande durch
die Truppen des Königs. Schauerlich tönen die Schüsse herein und vermehren
das Grausen, das schon die Bühnenhandlung im Zuschauer erweckt. Und Iaromir,
der Räuberhauptmann, des Grafen von Borotin unglücklicher Sohn, ergreift in
höchster Not den Dolch, mit dem einst des Hauses sündige Ahnfrau von ihrem
Gatten getötet wurde, und ersticht damit im Kampfe, ohne es zu wissen, — den
eigenen Vater, den er nicht kennt. Neben diesem wilden Iugendstück steht die
Tragödie der Künstlerin, „Sappho", geschrieben im klassischen Stil nach dem
Vorbild von Goethes „Iphigenie". Aber auch hier spielt der Dolch eine Rolle.
In leidenschaftlicher Erregung zückt ihn die eifersüchtige Sappho gegen die kind-
lich-naive, keusche Melitta, als diese ihr die Rose, Phaons Liebespfand, nicht
geben will — der Höhepunkt der Tragödie, der uns den tiefsten Fall der Dich-
terin zeigt, — und mit demselben Dolche verteidigt Phaon die Geliebte im
Kampfe gegen die von Sappho ausgesandten Verfolger.
Mehr noch kommen die Stücke in Betracht, in denen große geschichtliche
Gegensätze den Hintergrund bilden, von dem sich die Handlung abhebt. Im
„Goldenen Vließ" ist es der Gegensatz zwischen Kultur und Barbarentum, aus
dem heraus notwendig die Tragik des Stückes sich ergibt. Zwei Welten stoßen
hier feindlich zusammen, sie berühren sich wohl, aber die Kluft ist zu groß, sie
klaffen wieder auseinander. Wie die Conquistadoren, die nach der neuen Welt
zogen, wie Abenteurer erscheinen die Hellenen, erst Phryrus, dann Iason im
finstern, wilden Kolcherlande. Der erste findet mit seinen Gefährten um des
Vließes willen meuchlings den Tod durch den heimtückischen, nach fremdem Besitz
gierenden Aietes, der zweite kommt, den Mord am ersten zu rächen und das Vließ
zurückzuerbeuten. Ihm soll das gleiche Schicksal bereitet werden, aber er kämpft
und siegt und raubt das Vließ und die Königstochter Mcdea, die ihm freiwillig
nach Griechenland folgt, während ihr Bruder Absyrtus, der wackere, tapfere,
gerade Iüngling sich selbst den Tod gibt, um nicht als Gefangener in den Hän-
den der Griechen zu bleiben. Aus diesem Gegensatz zwischen Hellenentum und
Barbarentum ergibt sich nun mit Notwendigkeit die innere Handlung der ge-
waltigen Trilogie. Es ist ein Problem, wie es immer wieder da auftaucht, wo
eine höhere Kultur mit einer niederen oder mit der Barbarei zusammenstößt:
gerade die Edleren unter den Barbaren, die, sich von ihrer wilden Umgebung
unterscheidend, eine Sehnsucht in sich tragen nach dem Höheren, weil sie diesem
verwandt sind, gehen in diesem Konflikte zugrunde, werden ausgestoßen von
beiden Seiten. Das Vaterland geben sie auf, und die fremde Welt, die sie
zunächst aufgenommen, stößt sie zurück. So ergeht es Medea. In Iason tritt

ihr die lichte Welt des Griechentums entgegen, nach der sie sich unbewußt sehnt. Aber was für sie der Inhalt ihres Lebens ist, das ist für den ehrgeizigen, ruhmsüchtigen Egoisten nur eine Laune, ein Abenteuer. Sie erkennt das bald, aber sie folgt ihm, weil sie ihn liebt und weil sie durch gemeinsame Schuld mit ihm verkettet ist. Aber die Griechenwelt stößt die Barbarin von sich, und Iason ist nicht der Mann, sie, die ihm alles geopfert, zu schützen oder gar ihretwegen Opfer zu bringen. Er erkennt nicht ihren Wert und ist der Größe ihres Charakters nicht gewachsen. Da erwacht, als auch der Gatte sie in höchster Not feige und kaltherzig, nur an seine Sicherheit und an sein Glück denkend, von sich stößt, in ihr die Barbarin wieder: sie tötet die eigenen Kinder, sie mordet Kreusa, des treulosen Gemahls zweite Gattin. Dann aber läutert sie sich und ist bereit, zu sühnen, was sie getan. Trage! Dnlde! Büße! Das muß von nun an für sie und auch für den verzweifelnden Iason der Lebensinhalt sein, falls die Priester zu Delphi ihr erlauben, daß sie weiter leben darf. Ohne den großen welthistorischen Gegensatz zwischen Hellenentum und Barbarentum wäre der ganze innere Konflikt des Stückes, der vom Dichter so wuchtig herausgearbeitet ist, nicht möglich. Im komischen Sinne ist derselbe Hintergrund von Grillparzer für das prächtige Lustspiel „Weh dem, der lügt" verwendet, eines der besten unter den wenigen, die zählen. Man erkennt leicht in der Handlung die Parallele zum „Vließ": wie Iason das Vließ, so will der wackere, muntere Bursch Leon auch ein Gut aus dem Barbarenlande holen — der historische Gegensatz ist hier der zwischen den Franken und einem germanischen Stamme jenseits des Rheines — nämlich den als Geisel dort festgehaltenen Atalus, den Neffen seines hochverehrten Bischofs. Und er entführt nicht nur diesen, sondern auch des Grafen Kattwald Töchterlein Edrita, dies frische Naturkind, das ihm freiwillig folgt. Auch Edrita steht der höheren Welt, in die sie eintritt, schon näher: sie hat vom Christentum gehört und möchte Christin werden. Aber ihr gelingt, woran Medea scheitert. Denn die Gegensätze sind hier nicht so schroff, die Barbaren nicht so finster, so tückisch wie die Kolcher, sie sind schon etwas von der Kultur beleckt. Freilich ist es ein gefährliches Wagnis, das Leon unternimmt, einen Gefangenen aus dem Barbarenlande zu befreien, durch Klugheit zwar und List, aber ohne zu lügen. Dies hat er dem frommen Bischof gelobt. Und das schier Unmögliche gelingt: Leon weiß den Barbarengrafen richtig zu nehmen, das kecke, muntere Wesen imponiert diesem so, daß Leon es wagen kann, ihm offen zu sagen, er werde davonlaufen, und nicht allein. Kattwald glaubt es ihm einfach nicht. Und es gibt eine Stelle, wo dieser sterblich ist: er ist ein Feinschmecker. Das hat Leon bald heraus, und so regiert der Küchenjunge, der sich selbst als Sklaven verkauft hat, seinen barbarischen Gebieter. So ist alles von vornherein auf den Ton des Lustspiels gestimmt, und die Lösung kann unmöglich eine tragische sein, obgleich der wütende Kattwald die Flüchtlinge verfolgen läßt. Freilich ist die Dummheit eines Galomir der Schlauheit Edritas und Leons nicht gewachsen.

Nicht die Lüge, sondern gerade die Wahrheit hilft über den Rhein, und was kecker Mut begonnen und die Liebe gefördert, das gelingt, weil Metz, ohne daß die Flüchtenden und die verfolgenden Barbaren es wissen, von den Franken besetzt und so in höchster Not die Hilfe möglich ist.
Ein anderer, aber verwandter Gegensatz, der zwischen Natur und Kultur, ist es, der in das tiefsinnige Drama „Libussa" hineinspielt. Libussa, mit ihren Schwestern in engstem Einklang mit der Natur stehend, übernimmt, dem Wunsche des Volkes folgend, des Vaters Krone, die von Böhmen. Sie schafft ein Reich des Friedens, der Ordnung, des Vertrauens, des stillen Glückes in Einstimmung der Menschen mit der Natur. Da tritt das Volk mit dem Wunsche an sie heran, sie möge sich vermählen, dem Lande einen Herrscher geben. Niderstrebend tut sie es. Und nun beginnt die zwar gerechte und besonnene, aber harte Herrschaft des Mannes. Den Fortschritt führt er herbei, die Stadt will er bauen lassen, rege Handelsbeziehungen bahnt er an. Aber mehr und mehr entfernt sich das Volk von der Natur. Darunter leidet Libussas zarte Seele. Zum letzten Male, bei der Weihefeier für die zu gründende Stadt ihr Seheramt verwaltend, sieht sie den großen Fortschritt, der nun kommen wird, aber auch die Schäden, die gewaltigen Kämpfe. Die Mauern der Stadt trennen den Menschen „vom lebend'gen Anhauch der Natur", das Zusammenwohnen raubt ihnen die geschlossene, eigenlebige Individualität, das Wissen zerstört den Glauben und das Vertrauen, Habgier und rücksichtslose Ausbeutung hetzen die Menschen gegeneinander. Der Nutzen regiert. Die Menschheit verliert an idealen Gütern, was sie an materiellen gewinnt. Und zu diesem Kampf der einzelnen kommt der der Nationen. Ein Volk nach dem andern tritt auf den Schauplatz der Weltenbühne, um die Erde zu beherrschen. Das Ende der Zeiten freilich wird wieder Einklang sein und Harmonie, ähnlich wie der Anfang. Wie Medea wollte auch Libussa eintreten in eine andere Welt, die ihr als die höhere erschien, wie Medea scheitert sie. Obwohl die Liebe des Gatten sie sorgsam schont, paßt sie ihrem ganzen Wesen nach nicht hinein in diese wohl weitere und hellere, aber auch härtere und kältere Welt des Strebens und Kämpfens, der Selbstsucht und des Nutzens — und daran geht diese zarte Seele zugrunde.
Ein bestimmter historischer Gegensatz, eine bestimmte historische Situation bildet den Hintergrund der „Iüdin von Toledo". Es ist der Kampf gegen die Mauren in Spanien unter Alfons dem Edlen, dem Könige von Kastilien, um das Iahr 1195. Der König — er ist die Hauptperson, und seine Läuterung der Inhalt des Dramas — vergißt die Pflichten gegen seine Gattin und gegen sein Land in den Armen einer Iüdin, bis der Ruf zum Kampfe ihn von ihr entfernt. Als sie auf Grund eines förmlichen Gerichtsspruches auf Veranlassung der Königin getötet ist, will er strafen, allein an ihrer Leiche erkennt er, daß er sie überschätzt hat und daß er selbst sühnen muß. So zieht er in den Kampf gegen den Feind — aber es ist die Schlacht von Alarcos, der er entgegengeht. Er

sühnt, denn sie endet mit einer Niederlage für ihn, und erst 17 Iahre später gelingt es ihm, zu siegen. Mit diesem Ausblick auf den Maurenkampf mit Niederlage und Sieg endet das Stück. Eine treffliche Beleuchtung empfängt der Charakter der Iüdin in der Szene, wo sie mit den Waffen des Königs, der in den ernsten Kampf ziehen will, tändelt, die Lanze als Stütze für ihr Schattendach, den Schild als Spiegel verwendend, und mit dem Helme ihre halb naiven, halb koketten Künste treibend. —

Daß den Dichter, den so die großen Stoffe, die großen Gegensätze und Fragen der Geschichte anzogen, auch die Gestalt Napoleons fesseln mußte, dessen Emporsteigen und Fall er selbst erlebt, ist klar. Schon den Knaben erfüllte sie mit bewunderndem Haß, der Iüngling malt in den beiden Fragmenten „Spartacus" und „Alfred der Große" den Druck des gewaltigen Eroberers — Rom in dem erstgenannten Stücke ist Paris, die Herrschaft Roms über die Sklaven und die der Dänen über England die Napoleons über Österreich — und er hätte auch die Mittel der Befreiung gezeigt, wenn er die Stücke weiter ausgeführt hätte. In zwei Gedichten bemüht sich der gereifte Dichter, der Gestalt des großen Korsen gerecht zu werden, seine Fehler und Schwächen, aber auch seine Bedeutung mit großem geschichtlichem Maßstabe zu messen. Die erste Seite der Beurteilung tritt mehr in dem Gedichte „Der Schiffer und sein Sohn auf der Höhe der Insel St. Helena im Iahre 2315" hervor (1815), die zweite in dem Gedichte „Napoleon", geschrieben unter dem Eindruck von seinem Tode (1821). >

„Von der Natur mit reicher Hand geschmückt,
Trug er, obschon aus niederm Stamm entsprossen,
Der Herrschaft Siegel auf die Stirn gedrückt,
War er der erste unter den Genossen" —

so schildert ihn uns der Dichter. Aber er hebt auch hervor, daß einen Mann wie Napoleon, „im Großen wie im Schlimmen unerreicht", ,seit ihrer Schöpfung Tagen, die Welt, zum Glück, ein einzigmal getragen^. Und im zweiten Gedicht nennt er ihn „das Fieber einer kranken Zeit". Denn er hörte auf die Stimme des Versuchers: „Auf, Starker, auf! . . Sei mutig; was du kannst, das darfst du auch! Für deinesgleichen gibt's keine Gesetze!" So folgt sein Aufstieg, aber auch sein Fall.

„Er lieh sein Ohr dem falschen Zeugenspiel,
Entzüngelte die strebenden Gedanken.
Weh ihm! — Der wählet sich kein festes Ziel,
Den Ruhm und Ehrfurcht führet in die Schranken.
Der Läufer rennt, allein sein Ziel rennt mit,
Und hält, so sehr er eilt, stets gleichen Schritt,
Und kommt er auf den Platz, wo er's zuerst gesehen,
So sieht er's gleichweit in der Ferne stehen.

Hier endete des Übenuiit'gen Lauf,
Hier fand den Allbesieger sein Bezwinger!
Der Fels, er zeigt zu Himmelshöhn hinauf,
Gleich einem ausgestreckten Riesenfinger,
Zum Urquell aller Größe, aller Macht,
Der über Hoch und Nieder waltend wacht.
Und dieser Welle Murmeln scheinet dumpf zu sprechen:
Es ist ein Gott! Er strafet das Verbrechen!"

Aber als der Gewaltige dahingeschieden, da erfaßt eine andere Stimmung den Dichter:

So stehst du still, du unruhvolles Herz,
Und bist gegangen zu der stillen Erde?
Was fünfzig Iahr voll Hoheit und Beschwerde,
Voll Heldenlust nicht gab und Heldenschmerz,
Ist dir geworden in der stillen Erde;
Ein Sohn des Schicksals stiegest du hinab,
Verhüllt, wie deine Mutter, sei dein Grab!

Ietzt ist die Zeit zu einer Würdigung gekommen, die auch der Größe Napoleons gerecht wird und nicht ihm die Schuld „der kranken Zeit" aufbürdet, eine Schuld, „die früher war, als er":

„Dich lieben kann ich nicht! Dein hartes Amt
War: eine Geißel Gottes sein hienieden;
Das Schwert hast du gebracht und nicht den Frieden;
Genug hat dich die Welt darob verdammt!
Doch jetzt sei Urteil von Gefühl geschieden;
Das Leben liebt und haßt, der Toten Ruhm
Ist der Geschichte heilig Eigentum.
Zum mind'sten wardst du strahlend hingestellt,
Zu kleiden unsrer Nacktheit ekle Blöße,
Zu zeigen, daß noch Ganzheit, Hoheit, Größe
Gedenkbar sei in unsrer Stückelwelt,
Die sonst wohl selbst im eignen Nichts zerflösse,
Daß noch die Gattung da, die, starker Hand,
Bei Cannä schlug, bei Thermopylä stand."

So stellt er ihn zu den Größten der Geschichte, zu Alerander, zu Cäsar, und findet ihm einen versöhnenden Grabspruch:

„Schlaf wohl, und Ruhe sei mit deinem Tod,
Ob du die Ruhe gleich der Welt gebrochen;
Hat doch ein Höherer bereits gesprochen:
‚Von andern> lebt der Mensch als nur vom Brot'. —
Das Große hast am Kleinen du gerochen.
Und sühnend steh' auf deinem Leichenstein:
Er war zu groß, weil seine Zeit zu klein."

Die beiden gedankenreichen Gedichte geben zusammen ein großzügiges
Charakterbild des gewaltigen Eroberers.
Grillparzer hat auch daran gedacht, die Gestalt Napoleons dramatisch zu
behandeln. „Mit beinahe ausschließlicher Begierde" hatte der Dichter „alles
gelesen, was über den außerordentlichen Mann von ihm selbst und von anderen
geschrieben war". Der Stoff erwies sich jedoch für eine Tragödie ungeeignet,
denn „das weite Auseinanderliegen der entscheidenden Momente macht nicht allein
für jetzt, sondern auch wohl für die Zukunft eine poetische Behandlung dieser
Ereignisse unmöglich". Aber Grillparzer hat Abbilder dieser Gestalt geschaffen.
Wir finden sie — ähnlich wie in Schillers Wallenstein und Körners Soliman —
in zweien seiner Dramen: im „Traum, ein Leben" und in „König Ottokars Glück
und Ende". In dem erstgenannten Stücke ist es Rustan, der — wie Napoleon
— aus bescheidenen Verhältnissen emporstrebt zu Größe, Ruhm und Macht.
Obwohl ihm im Hause seines Oheims Massud, eines reichen Landmanns, an der
Seite der lieblichen Mirza ein stilles Glück blüht, befriedigt ihn dies Idyll nicht:
es drängt ihn hinaus. Auch die Iagd genügt ihm nicht. Nur zu willig horcht
er auf die Einflüsterungen des Sklaven Zanga, der ihm von Schlachten —
eine wundervoll lebendige und plastische Schilderung einer solchen findet sich im
I. Akt — und Triumphen erzählt. In dem mit größter psychologischer Kunst
vom Dichter geschilderten Traume werden seine Wünsche Wirklichkeit: der von
einer Schlange verfolgte König von Samarkand glaubt in ihm seinen Retter zu
sehen, während ein anderer, der Mann vom Felsen, der bessere Schütze war.
Der König stellt Rustan an des Heeres Spitze; der Feind wird unter seiner
Führung geschlagen, freilich sinkt er im entscheidenden Moment vom Pferde, und
ein anderer führt die Truppen zum Siege. Aber, wie vorher, macht sich auch
hier Rustan fremdes Verdienst zunutze. Er hat Aussicht, Schwiegersohn und
Nachfolger des Königs zu werden. Da wird die Leiche des Mannes vom Felsen
gefunden mit dem Dolche, den der König Rustan geschenkt, in der Brust. Rustan
soll sich rechtfertigen; es bleibt ihm kein Mittel, als den König zu töten, wenn
er sich halten will. Er tut es, wird Herrscher und Gatte der Prinzessin Gülnare.
Aber er mißbraucht seine Macht, er wird zum Tyrannen, der überall seine Spione
hat und jede freie Regung gewaltsam unterdrückt. Das ist der Keim seines Sturzes.
Es gelingt den Verschwörern, ihn bei Gülnare anzuklagen, und es wird entdeckt,
daß er den König gemordet. Da muß er fliehen, wird verfolgt, umzingelt, und
es bleibt ihm keine Wahl, als sich von derselben Brücke, auf der er den Mann
vom Felsen getötet, in den Fluß zu stürzen. Da — erwacht er und erkennt mit
innigem Danke gegen die Götter, daß es nur ein Traum gewesen. Aber dieser
hat ihm ein Doppeltes gezeigt: einmal, daß der Weg zur Größe schwierig und
gefährlich und nicht immer mit reinem Gewissen zu gehen ist, und dann, daß
er nicht der Mann dazu ist, ihn zu gehen. Er ist kein Heros, sondern ein Ehr-
geiziger, der nach Hohem strebt, dem aber im entscheidenden Momente die Kraft

zu energischem Handeln und auch zum Bösen fehlt. So bescheidet er sich mit dem stillen Glück in Massuds Hütte, das er jetzt erst in seinem vollen Werte erkennt. Rustan ist nicht Napoleon, denn es fehlt ihm die Größe, aber er ist ein Abbild Napoleons in seinem Ehrgeiz, in seinem geträumten Schicksal und in der Art, wie er im Traume die Herrschaft führt.

Viel näher kommt und sollte dem großen Korsen kommen die Gestalt König Ottokars. Hier handelt es sich wirklich um „eines Gewaltigen Glück und Ende" — so lautete ursprünglich der Titel des Stückes — um einen Mann, der große Ziele mit rücksichtsloser Energie und ohne Bedenklichkeit durchführt. Wenn ihm der Dichter „etwas Zufahrendes und Wachtstubenmäßiges gegeben hat", so geschah es deshalb, weil ihm, wie er ausdrücklich sagt, „der Kaiser Napoleon vorschwebte". So ist er diesem ähnlich in Charakter und Schicksal, wenngleich es nicht Napoleons Schicksal war, das der Dichter in Ottokar schildern wollte. Grillparzer selbst hebt die Ähnlichkeit hervor: „Beide, wenn auch in ungeheurem Abstande, tatkräftige Männer, Eroberer, ohne eigentliche Bösartigkeit, durch die Umstände zur Härte, wohl gar Tyrannei fortgetrieben, nach vieljährigem Glück dasselbe traurige Ende, zuletzt der Umstand, daß den Wendepunkt von beider Schicksal die Trennung ihrer ersten Ehe und eine zweite Heirat gebildet hatte."

Mit diesem Drama haben wir uns bereits der Gruppe von Stücken zu, gewandt, die im engeren Sinne für uns in Betracht kommen: den österreichischen. Außer den drei obengenannten ausgeführten Tragödien gehören ihr noch zwei Fragmente an: „Friedrich der Streitbare" und „Albrechts Tod". Wir führen sie nnr an, um das Interesse des Dichters für dramatische, und zwar kriegerische Stoffe aus der Geschichte seiner Heimat des weiteren zu belegen, wenden uns aber gleich wieder dem Ottokar zu. Die geschichtlichen Tatsachen — sie umfassen die Zeit von 1246—1282 — hat Grillparzer mit Rücksicht auf die stärkere dramatische Wirkung auf 6 Iahre (1272—1278) zusammengedrängt, aber er hat all die großen Kämpfe Ottokars berücksichtigt: den Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen im Iahre 1254/55, den Streit mit dem Ungarnkönig Bela und die für Ottokar siegreiche Schlacht bei Kroyssenbrunn 1260 und schließlich die beiden Kriege des stolzen Vasallen gegen Kaiser Rudolf von Habsburg, den er als seinen Lehnsherren nicht anerkennen will. Dieser Kampf steht im Mittelpunkt der Handlung. Der erste Akt zeigt uns Ottokar auf der Höhe seiner Macht. Er klingt in den Huldigungsruf aus: Es lebe Ottokar! Von Böhmen König! Herzog von Österreich, Steierl Kärnten! Krain! der Deutschen Kaiser! Lebe Ottokar! Aber schon ist der Keim zu seinem Sturze gelegt, und zwar durch ihn selbst. Die Verstoßung seiner treuen Gattin Margareta hat unheilvolle Folgen: den Abfall des österreichischen und steirischen Adels, die Wahl Rudolf von Habsburgs zum deutschen Kaiser, den Groll Seyfrieds, der Bertha, Ottokars verschmähte Geliebte, und später den Vater zu rächen hat, den Verrat der Rosenberge, besonders des teuflischen Zawisch, den unheilvollen Einfluß seiner

zweiten Gemahlin Kunigunde, die Ottokar zur Empörung reizt und, als er ge-
fallen, treulos verläßt. Ottokar weigert Rudolf die Anerkennung, aber im
Kampfe gegen ihn von Österreichern und Steiermärkern verlassen, muß er sich
demütigen. Prunkvoll zieht er zur Unterredung und hofft, seinen früheren Va-
sallen durch Pracht und hochmütige Gebärde in Verwirrung zu setzen. Allein
es kommt anders. Rudolf, der schlichte, einfache Mann, der sich selbst die Beulen
aus dem Helme kopft und so leutselig mit dem Volke verkehrt, ist tief durch-
drungen vom Gefühl der Kaiserwürde und vom Bewußtsein seiner hohen Pflicht.
So tritt er als der Größere Ottokar gegenüber, der vor solcher Gesinnung sich
beugen muß und sich beugen kann. Und auch als der Rücksichtsvollere: Im
Zelte soll Ottokar die mit dem Empfang der Lehen verbundene Kniebeugung
vollziehen. Aber, was Rudolf gut gemacht, verdirbt Zawisch mit berechnender
Bosheit: Er durchhaut die Schnüre des Zeltes, so daß jeder den stolzen Ottokar
knien sieht. Das kann dieser nicht ertragen, aufs tiefste gedemütigt, eilt er fort,
verbirgt sich scheu und gelangt schließlich in verzweifelter Scelenstimmung nach
seiner Hauptstadt Prag. Der Hohn Kunigundens gibt ihm seine Mannhcit
wieder. Er zerreißt den Brief Rudolfs, der die Erfüllung der Bedingungen
fordert, und erklärt damit aufs neue den Krieg. Aber seine alte kühne Enr,
schlossenheit ist geschwunden; von den Seinen nur lau unterstützt, von den Rosen-
bergen verraten, fällt er von der Hand Seyfrieds von Merenberg, nachdem er
vorher am Sarge Margaretens gestanden, zur Erkenntnis seiner Schuld gelangt
ist und sich mit Gott versöhnt hat. So ist hier dem egoistischen Fürstentum,
das als Ziel nur die Stärkung seiner Macht kennt, gegenübergestellt das Ideal-
kaisertum, welches in ernster Pflichttreue sich dem Wohle des Ganzen unter-
ordnet, mild und doch stark die Ordnung und die Gerechtigkeit schirmend und
den Träger der Krone als den ersten Diener des Staates betrachtend.
Wenn Grillparzer in Rudolf die Pflichttreue des Herrschers zeichnet, so im
Palatin Bancbanus, dem „treuen Diener seines Herrn", die des Untertanen.
Das Stück behandelt in freiester Anlehnung an die Geschichte den Ungarnauf-
stand im Iahre 1213 unter Andreas II. und schien dem Dichter zum Krönungsfeste
der Kaiserin zur Königin von Ungarn geeignet, weil er Gelegenheit hatte, im
Haupthelden seine eigene Gesinnung gegenüber dem Staate und dem Herrscher,
so wie er sie besonders später im Iahre 1848 betätigte, zu zeichnen; aber trotzdem
mißfiel das Werk — ein Ausfluß loyalster Untertanentreue, dem man sogar den
Vorwurf des Servilismus gemacht hat — dem Hofe. Während die drei fürst-
lichen Personen des Stückes, Andreas, die Königin sowie deren Bruder Otto von
Meran, ihrer Neigung folgen und die Aufrührer über ihrer Rachsucht ihre Pflicht
vergessen, gehorcht Bancban, der Reichsverweser, allein der Stimme der Pflicht,
obwohl ihm dies am schwersten wird. Er ist aufs tiefste getroffen durch den
Tod seines Weibes, das nur so den Nachstellungen Ottos entgehen konnte, aber
er rettet die Königin, die doch die Absichten ihres Bruders begünstigt hatte und

diesen nicht ausliefern will, und das Königskind, ja auch den Mörder seiner Gattin, als nur so der kleine Kronprinz in Sicherheit gebracht werden kann. Dann schlägt er mit eigener Lebensgefahr den Aufstand nieder, an dessen Spitze sein Bruder und sein Schwager stehen, und führt beide gefangen dem rückkehrenden Könige zu. Die Pflichttreue, im Kampfe gegen die Neigung in den härtesten Prüfungen bewährt, zeichnet der Dichter in Bancban, und ein besonderer Triumph seiner Kunst ist, daß er sie, scharf realistisch schildernd, pedantisch, kleinlich, kraus und wunderlich macht und uns doch Bewunderung für diesen Bancban, über den wir zu lächeln geneigt sind, abnötigt. Er wächst im Laufe des Stückes zum sittlichen Heros, der an Charaktergröße alle anderen Personen überragt. Es ist, als ob der Kantische kategorische Imperativ in dieser Gestalt verkörpert und auf die Bühne gestellt wäre. Nicht Servilismus atmet dieses Stück, sondern den hohen Rigorismus der Sittenlehre des großen Königsbergers. Das dritte und letzte der österreichischen Dramen führt uns in die Zeit vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Es ist die Schwüle vor dem Ausbruch des Gewitters. Im Reiche der schroffe Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten — schon hat Ferdinand 20000 Evangelische in die Verbannung getrieben und in Steiermark die Ruhe eines Kirchhofs geschaffen — im Heere Zuchtlosigkeit, drohender Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung im Staate, von außen die Türkengefahr — ein Funke genügt, um den vorhandenen Zündstoff zur Erplosion zu bringen. Und in diese Zeit der schwersten Aufgaben für den Herrscher hineingestellt das Haus der Habsburger, das sich selbst untergräbt durch Zwistigkeiten und durch die Unkraft, die die große Aufgabe bewältigen muß und nicht bewältigen kann. Am meisten darunter leidet der Kaiser, Rudolf II. Von Natur eher zum Künstler oder Forscher bestimmt als zum Herrscher, still und menschenscheu, vergräbt er sich in seinem Palast, ganz seinen künstlerischen Neigungen und seinen alchimistischen und astrologischen Studien hingegeben, voll tiefer Schwermut über die wilde Zeit, die das Höchste frevelhaft antastet. In seinem natürlichen Sohne Don Cesar sieht er ihr Bild, und wie er sie selbst mit einem Schlage vertilgen möchte, so läßt er ihn im Kerker verbluten. Ordnung und Harmonie soll, wie in der Sternen-, so auch in der Menschenwelt walten, und sie kann nur gesichert werden durch die erbliche Monarchie. Darum muß Rudolf, so sehr er fühlt, daß er zum Herrscher nicht geeignet und den Aufgaben der Zeit nicht gewachsen ist, doch die Last der Krone weiterschleppen, weil die anderen Habsburger noch weniger befähigt sind, sie zu tragen, als er. Das Tragische ist, wie Grillparzer selbst sagt, daß er den Hereinbruch der neuen Weltepoche bemerkt, die andern aber nicht, und daß er fühlt, wie alles Handeln den Hereinbruch nur beschleunigt — ein „grandioses Motiv der Untätigkeit". Rudolf, Matthias und Ferdinand hat der Dichter selbst kurz und schlagend so charakterisiert: „Ahnungsvolle Unschlüssigkeit, eitle Zuversicht, Verhärtung und Entschluß". Einer löst den andern ab, aber unter keinem wird es besser, und

nur der Unterschied besteht, daß Rudolf sich und die andern kannte, während diese sich zutrauen, was sie nicht vermögen. Auch die andern Habsburger: der joviale Marimilian, ein behaglicher Lebemann, dem die Tafelfreuden über alles gehen, und der jugendliche, tapfere, Rudolf II. treu ergebene Leopold, der zwar ehrlich und redlich ist, aber vorschnell und unvorsichtig handelt und eben dadurch den Sturz des Kaisers beschleunigt, den er verhindern wollte, sind nicht geeignet, in diesen wirren Zeiten den Staat mit starker Hand zu lenken. So wirkt der hereinbrechende Krieg, den Rudolf so fürchtet, wahrhaft befreiend, wenn er auch dreißig Iahre währt. Es ist, als ob ein Gewittersturm die Stickluft über einem Sumpfe wegfegt. Und am Schluß erscheint der Mann der Tat, der Mann des Krieges, der jetzt schon selbständig handelt und damit größere Schwierigkeiten für später erwarten läßt: Wallenstein. So gibt uns Grillparzer in diesem Stücke gute Charakterbilder der Habsburger, die fein gegeneinander abgesetzt sind, und ein treffliches Bild der Zeit, das uns verstehen läßt, wie es zum Dreißigjährigen Kriege kommen mußte. Der Orden der Friedensritter aber, von dem Rudolf II. träumte, ist bis heute noch nicht zur Wirklichkeit geworden.

Eine bunte Fülle der Gestalten, eine reiche Welt ist mit diesen Kriegsbildern aus Grillparzers Werken vor uns vorübergezogen! Und doch lag ihm diese kriegerische Welt eigentlich nicht. In Rudolf II. hat er sich zum Teil selbst gezeichnet. Wie dieser, gehört auch Grillparzer dem Typus der dem Leben nicht gewachsenen Innerlichkeit an. Um so mehr ist die Kunst zu bewundern, mit der der Dichter diese ihm eigentlich fernstehende kriegerische Welt gestaltet hat. Lange hat man ihm die ihm gebührende Anerkennung versagt. Wie sehr die Mitwelt dies tat, ist bereits gezeigt. Für die offizielle zünftige Literaturgeschichte, die es liebt, einen jeden Dichter mit einer Etikette zu versehen, und unzufrieden ist, wenn dies bei einem nicht geht, war er lange Zeit mit der Bezeichnung „Schicksalstragiker" oder „Epigone" erledigt. Man hat sogar die Behauptung auszusprechen gewagt, er sei kein nationaler Dichter! Wie sehr mit Unrecht, dürften diese Zeilen erwiesen haben. Auch die Gegenwart wird ihm noch nicht in dem Maße gerecht, wie er es verdient. Wie selten werden doch seine Stücke auf unseren Bühnen gespielt! Und doch bieten sie eine solche Fülle neuer Probleme, eine Fundgrube eigenartiger tragischer Synthesen, Stellen von höchster dramatischer Wucht und solche der zartesten und feinsten Lyrik, spannende Handlungen und interessante, mit feinstem psychologischen Tiefblick ausgearbeitete Charaktere, in denen uns die realistische Zeichnung manchmal ganz modern anmutet, packende und plastische Bühnenbilder, originelle und dankbare schauspielerische Aufgaben! Gerade jetzt gehören die Stücke des österreichischen Dichters auf die deutschen Bühnen, gerade jetzt hat er uns viel zu sagen und viel zu geben. Eine der segensreichsten Folgen des jetzigen Krieges wird es sein, daß Deutschland und Ofterreich, die jetzt gemeinsam für die höchsten Kulturgüter der Menschheit

kämpfen, noch inniger in ihrem Geistesleben miteinander verwachsen als bisher. Das wird auch unserem Dichter zugute kommen. Möge das Wort, das Goethe in bezug auf Schiller sagt und das in seinem ersten und in seinem zweiten Teile bisher nur halb auf Grillparzer sich anwenden läßt, in seiner Mahnung endlich ganz in Erfüllung gehen:

Was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!

Paul Günther:

Ietzt gehst du träumend in die blaue Stunde.

Jetzt gehst du träumend in die blaue Stunde —
Halt an! So heilig sah ich dich noch nie.
So ganz verklärt aus tiefstem Seelengrunde,
So voller Glanz und Schmelz und Harmonie.
Jch stand vor dir: All', was mich zu dir zieht.
Jch schrie's hinaus, was mir das Herz betrübte
Von deinen Lippen sprang ein tonlos Lied,
Und ich verstand es, weil ich dich so liebte.

Gebet.

Schenk' nicht deine Gaben, Jch kann nicht genesen
Jch liebe dich nicht. Von Lust und von Schein,
Mich kann nicht erlaben Bin mein eigenstes Wesen,
Dein heilig Gesicht. Bin ganz allein.
Sei gnädig deinem Kinde,
Jch kniee vor Dir:
Daß ich keine Ruhe finde,
Verzeih es mir.

Roderich Ley
Roderich Ley:
Hossende Liebe.
Wir saßen schweigend Hand in Hand
Jm wellenschwanken Nachen.
Jn schatt'ger Ferne blaute der Strand;
Des Tages müde träumte das Land.
Wir saßen schweigend Hand in Hand
Jm wellenschwanken Nachen.
Kein Ruder zog den stillen Kiel,
Die schlaffen Segel ruhten.
Wir trieben ohne End' und Ziel
Hinaus in die schimmernden Fluten.
Und zagen Fußes kam die Nacht.
Die Wasser rauschten leise.
Aus düstern Wolken freundlich und sacht
Erglomm des Mondes silberne Pracht.
Und zagen Fußes kam die Nacht.
Die Wasser rauschten leise.
Nun brachte lang' ersehnte Ruh'
Erquickend süßer Schlummer.
Und güt'ges Dunkel deckte zu
Der Menschen erbärmlichen Kummer.
Und keiner sprach ein störend Wort,
Dieweil die Herzen sprachen.
Ein banges Sehnen lockte uns fort
Nach traumbegehrtem, göttlichen Ort.
Und keiner sprach ein störend Wort,
Dieweil die Herzen sprachen.
Die eit'le Welt lag tief und fern
Mit ihren erd'nen Sorgen.
Und neuer Hoffnung lichten Stern
Verhieß uns der dämmernde Morgen!
Letzter Trinkspruch.
Fülle dich, kristall'ne Schale, Was ich glücklich einst besessen.
Schäumend bis zum Rand, Lösch' aus meinem Sinn!
Habe dich zum letzten Male Laß' im Rausch mich ganz vergessen,
Heut' in meiner Hand! Wie genarrt ich bin!
Güt'ger Lethetropfen, kühle Und wie dann in tausend Scherben
Meines Herzens Glut! Dein Gefäß zerschellt
Meinen Grimm hinunterspüle, Also mag auch mich verderben
Gold'ne Rebenflut! Die verhaßte Welt!

Robert Misch:
Die gedeckte Tafel.
Eine Kriegsnovelle aus Galizien.
Schluß.
Iubelnd stießen die Offiziere an; aber sie setzten plötzlich die Gläser erstaunt nieder. In der geöffneten Tür, durch die die Burschen mit dem Essen traten, stand jetzt ein alter, graubärtiger Herr in der nationalen Magnatentracht, den Säbel an der Seite. Er verbeugte sich mit ritterlicher Eleganz und sagte mit stark polnischem Tonfall:
„Ich danke dem Herrn Oberst für seine freundlichen Worte und Ihnen allen, meine Herren Offiziere, auch im Namen meiner Gattin und Töchter. — Gestatten Sie mir, auf Ihr Wohl und das unserer ganzen glorreichen Armee anzustoßen, der Gott den Sieg verleihen möge!"
Er nahm das Glas, das ihm eine Ordonnanz schnell hinreichte, stieß mit dem Obersten und allen anderen an, der Reihe nach vom ersten bis zum letzten Offizier, wobei jeder seinen Namen nannte.
Auf einen Wink des Obersten hatte Pfeifendeckel ein freies Gedeck nebst einem Stuhl an dessen rechte Seite gestellt.
Samossy grübelte — er grübelte schon seit dem drolligen Bericht des kleinen Küchenbuben. Cerminski — Cerminski? .... Wo, um Gottes willen, hatte er den Namen schon einmal gehört? Er ging, bis auf Iahre zurück, die Reihe seiner Bekannten oder deren Bekannten durch: es wollte ihm absolut nicht einfallen.
„Du, Herr Rittmeister," fragte der Offiziersstellvertreter, ein freches, oberösterreichisches Bürschel, „was is denn mit dir g'schehn? I Hab dich was g'fragt — garnet gehört hast du's."
„Verzeih, mein Lieber! Mir geht's, wie dem Mann in der alten Posse: .Das Schwert des Damokles'."
Der Iüngling starrte ihn verwundert an: „Damokles — dös war doch ein alter Grieche?!"
Samossy lachte:
„Ganz recht — auf dessen Namen der Betreffende nicht kommen konnte. Cerminski — kennst d u den Namen?"
„Freilich — ein Cerminski hat unter Iohann Sobieski Wien befreien helfen," erwiderte er, stolz auf seine Kenntnisse.
„Na, da hab' i ch noch nicht gelebt."
Plötzlich wurde es ganz still an der Tafel. Der alte Graf erzählte von den Russen.
„Zuerst waren sie recht liebenswürdig. Der russische Oberst teilte mir mit,

seine Leute dürften weder plündern noch stehlen — zumal wir ja doch von jetzt ab russische Untertanen seien. Galizien, die Bukowina, West- und Ostpreußen würden ganz sicher unter das glorreiche Zepter des Zaren kommen. Dann fragte er mich nach meiner Familie.
,Ich habe nur eine Frau — sie ist in Wien/ — ,Warum in Wien?' —
,Zum Besuch bei Verwandten — Familienverhältnisse halber!' — Da blickte er mich böse an: ,Hält man uns vielleicht für Räuber?'
Eine halbe Stunde später — die Herren hatten es sich unterdes bequem gemacht und ein Diner verlangt — polterte ein großer, schwarzbärtiger Offizier zu mir ins Zimmer.
,Sie haben nicht nur eine Frau, sondern auch drei Töchter. Der Herr Oberst ist sehr ungehalten, daß Sie es ihm verschwiegen haben/
,Ich wußte nicht/ erwiderte ich, ,daß meine Familienverhältnisse den Herrn Obersten interessieren könnten/
,Wir wissen aber auch, daß die Damen hier oder ganz in der Nähe sind. Wir haben es von einem der Diener erfahren. Sind wir denn Räuber und Mörder? Meine Kameraden fühlen sich sehr gekränkt durch Ihr Mißtrauen. Im Auftrag des Obersten ersuche ich Sie, mit Ihren Damen zur Tafel zu erscheinen/
Damit polterte er ab. — Sie können sich, meine Herren, meinen Seelen, zustand vorstellen. Durfte ich die Damen Zudringlichkeiten und Beleidigungen aussetzen, wenn erst der Wein die Köpfe erhitzt hätte?! Man kennt ja diese russischen Offiziere. Und was würde geschehen, wenn man das Schloß durchsuchte?"
„Darf ich mir die Frage erlauben, wo sich Ihre Damen befanden?" warf der Oberst dazwischen.
„In einem engen Kellergelaß, dessen schmale, eiserne Türe bis zur Decke hinauf mit Fässern verstellt war. Aber würde der Spürsinn dieser Räuber sie nicht entdecken? — Verzweifelt grübelte ich darüber nach, als der schwarzbärtige Rittmeister, ohne anzuklopfen, wiederum in mein Zimmer polterte.
,Wo sind die Damen — wo sind die Zofen? Du wirst sie herbeischaffen!' rief er brutal. — Er duzte mich, dieser Elende! —
,Sie sind entflohen — auf einem Wagen. Ich kann sie nicht zurückholen/
,Du lügst!' rief er drohend. — In diesem Augenblicke ersparten mir Ihre Hurrarufe, Ihre Salven eine weitere Antwort. — Der Offizier erblaßte; dann riß er ein Pistol aus dem Gurt und drückte es auf mich ab.
,Du bist ein Verräter!' rief er; dann eilte er schnell aus dem Zimmer. —
Wie Sie sehen, hat die Kugel ihr Ziel verfehlt — sie steckt noch in der Wand meines Zimmers."
Samossy erhob sich:
„Mein Herr Graf — ich habe Sie gerächt. Diesen schwarzbärtigen Räuber, der auch auf mich schoß, habe i ch niedergeknallt."

Der Graf erhob sich und umarmte in slawischem Überschwang ungestüm den Offizier, den er „seinen edlen Freund" nannte.
Ehe sich aber Samossy noch von seiner Überraschung erholen konnte, öffnete sich eine schmale Seitentür neben dem Kamin. Ein schwarzgekleideter Kammer-diener mit Seidenstrümpfen und Kniehosen erschien und verkündete feierlich, als seien nicht Krieg und Gefahr in dies Haus gedrungen:
„Die Frau Gräfin Cerminska, die Komtessen Anna, Gora, Iadwiga Cerminska."
Wie drei liebliche Monde um eine Sonne — nur daß hier die Sonne silbern, die Monde in goldenen Haarkronen glänzten — erschienen die Damen in der Tür, in dunklen, offensichtlich soeben erst angelegten Seidenroben.
Alles sprang auf. Aber diesmal war die Überraschung der Herren noch größer. Eine feingedeckte Tafel hatten sie oft — drei so lieblich-schöne Schwestern noch nie gesehen. Wie die Orgelpfeifen, etwa achtzehn, siebzehn, sechzehn Iahre alt, die jüngste noch im kurzen Kleid.
Ganz leise stießen sich die Offiziere an: „Da schaugst!" — „Sapristi!" — „Kruzitürken, die sind amal lieb, dö Madeln!"
Und die Herren drängten sich förmlich, sich vorstellen zu lassen. Als Herr von Samossy an die Reihe kam, blühte die Älteste wie eine Rose auf; dann streckte sie ihm mit einem lieblichen Lächeln die Hand hin:
„Sie sind'sl"
Und Herr von Samossy ergriff die Hand, küßte sie und sagte auch:
„Sie sind's!"
Der Alte blickte erstaunt von einem zum anderen:
„Ia, kennen Sie denn meine Tochter?"
Diese flüsterte aufgeregt etwas auf Polnisch, und dann rief der Alte pathetisch:
„Mein vieledler Freund! Sie haben den Vater gerächt und die Tochter gerettet. Nie wird das Haus Cerminski Ihrer vergessen!"
Nun wollte der Oberst die Geschichte auch hören, und der Graf erzählte sie mit vielen Ausschmückungen — etwa so, als wenn es sich schon damals um den Überfall eines ganzen Kosakenregimentes gehandelt hätte.
Der Rittmeister wehrte ab. Aber der freche Offiziersstellvertreter sagte leise:
„Aha — der Damokles! D u hast ein Glück, Herr Rittmeister!"
Natürlich mußten die Damen dem Siegesmahl beiwohnen. Aber nun brach ein Streit aus, an wessen Seite sie sitzen sollten. Die Älteren machten das Recht ihrer höheren Charge, die Iüngeren ihr Iugendrecht geltend.
„Also Damenwahl!" entschied der Oberst. „Nur ich darf wohl um den Arm der Hausfrau bitten," den er als kühner Husar denn auch gleich an sich nahm.
Die anderen Herren mußten sich in eine Reihe stellen. Zuerst trat Komtesse

Anna vor und ergriff natürlich Samossys Arm, was mit allgemeinem Hände-
klatschen begrüßt wurde.
Komtesse Gora, die Zweite, wählte keck den schönen Rittmeister von Alföldi.
Nur die Iüngste, das Baby, stand schüchtern und verlegen da.
Da schlug der Oberst vor, sie zu verlosen. Das geschah unter großem Hallo
mittels Taschentüchern, deren eines einen Knoten enthielt. Wer ihn zog, durfte
Komtesse Iadwiga zu Tisch führen. Der älteste Major gewann die tief Er-
rötende, zog sich aber gut aus der Affäre.
„Mein Töchterchen ist gerade so alt wie Sie, Komtesserl. Ich werde Sie
Töchterchen nennen."
Dem Rittmeister von Samossy war es zumute, als ob er noch immer im
Wiener Wald umherspazierte, als ob die zartgrünen Blätter noch immer im
Winde wehten, statt daß jetzt Novemberstürme sie längst zu Boden gestreut hatten.
Die Russen, der Keller, Kriegsnot und Gefahr: das alles war für beide ver-
sunken und vergessen. Und strahlenden Auges sprach sie von ihrer schönen,
wälderreichen Heimat und den nahen Karpathen.
„Und haben Sie gar nicht ein bißchen an m i ch gedacht?"
„Oh —oft!"
„Warum sind Sie denn damals in Baden gar so schnell — ?"
Sie lächelte ihn schelmisch an:
„Haben Sie das nicht bemerkt? Meine Aja hat es nicht erlaubt, daß ich
blieb oder Sie zu einem Besuch aufforderte."
„Aja?"
„Nun, unsere Gouvernante, Gesellschafterin, Freundin, Madame Kannska.
O, sie ist eine wahre Hofdame. Straßenbekanntschaften dürfe man
nicht fortsetzen."
„So wenig vertrauenerweckend sah ich Ihnen aus?"
„Mir schon! Warum sind S i e denn nicht mit uns in die Tram gestiegen?"
„Haben S i e das nicht bemerkt? — Weil ich mich nicht traute. — Es mußte
ein großer Krieg kommen, damit ich Sie wiedersähe."
„Ach, Sie haben mich ja längst vergessen."
„Ehrenwort, nein! — Ich wollte schon eine Annonce in die großen polnischen
Blätter setzen: ‚Die junge Dame, welche ich am soundsovielten — es war der
zwölfte AprIl unvergeßlichen Datums — aus Räuberhand errettete —"'
Da war es wieder, das silberhelle Lachen.
„Haben Sie mich wirklich nicht vergessen, Komtesse?"
„Nein — Sie stehen in meinem Tagebuch."
„Das müssen Sie mir vorlesen."
Bis an die Haarwurzeln errötete sie:
„Das — nein — das nicht!"

Spät in der Nacht kamen die ausgesendeten Streifpatrouillen mit einigen versprengten Kosaken zurück. Sie waren auf keinen Feind gestoßen. Auch die Bauern der Umgegend hatten keine Truppen bemerkt.
Das stimmte mit den Aussagen der im Dorfe Gefangenen überein. Es handelte sich um ein einzelnes Streifdetachement. Das Regiment blieb also in Alarmquartier.
Am andern Tage beriet der Oberst mit seinen Stabsoffizieren. Dann ließ er den Grafen in sein Zimmer bitten.
„Wir müssen unter allen Umständen Fühlung mit einem weiter vorn vermuteten feindlichen Armeekorps gewinnen, Herr Graf. So lautet unser Auftrag. Als Stützpunkt und rückwärtige Verbindung bleibt eine Schwadron hier, die auf seinen besonderen Wunsch der Rittmeister von Samossy übernimmt. Diese Russen stecken, wie die Polypen, ihre Fühlhörner bald da, bald dorthin aus. Niemand kann wissen, ob sich der Krieg nicht auch in diesen abgelegenen Waldwinkel zieht. Wenn Sie es wünschen, werde ich Sie und Ihre Damen nach rückwärts zu den Unseren bringen lassen. In W. können Sie vorläufig unterkommen."
„Herr Oberst," erwiderte der Graf einfach — „schon einmal ist diese Frage an mich herangetreten. Ich bleibe auf dem Schlosse meiner Väter; und meine Damen wollen mich nicht verlassen. Wer von der Dienerschaft gehen will, ich hindere ihn nicht, werde ihn mit allem Nötigen unterstützen."
Was auch der Oberst sagen mochte, der alte Herr, dessen altmodische Ritterlichkeit und Pathetik mitsamt seinem polnischen Deutsch die jüngeren Herren etwas komisch dünkte, erwies sich als unerschrockener Edelmann, der lieber auf seiner Scholle sterben, als sie verlassen wollte.
übrigens hätten es die meisten seiner Standesgenossen ebenso gemacht, meinte er. — Die Russen würden auch eher demolieren, wenn das Schloß leer stünde. Es würden ja auch nicht nur Kosaken kommen. Er würde ihnen geben, was ihnen zukäme. Seine Damen würde er das nächstemal, wenn wirklich die Russen noch einmal hierherfinden sollten — was unsere glorreiche Armee hoffentlich verhindern wird — besser zu schützen verstehen.
Unter dem Tücherwinken der gesamten Dorf- und Schloßbewohnerschaft ritt der größte Teil der Zehner-Husaren gegen Mittag ab.
Die anderen hatten gute Zeit. Der Rittmeister ließ sie mit Dienst ungeschoren. Er und seine drei Leutnants, nebst dem frechen Stellvertreter, ließen es sich wohl sein im Schlosse, nachdem Samossy durch ausgesendete Spähpatrouillen und vorgeschobene Außenwachen für die nötige Sicherheit gesorgt hatte.
Die drei Leutnants teilten sich in die Gesellschaft der beiden jüngsten Kom, tesserln in kameradschaftlicher Abwechslung, gingen aber instinktiv der ältesten aus dem Wege. Nur der kecke „Stellvertreter" — nebenbei absolvierter Iurist aus Linz an der Donau — hatte sich dessen unterstanden und sich mit liebenswürdiger Frechheit den beiden an die Fersen gehängt.

Samossy schickte ihn aber fort, die Außenposten zu inspizieren, dann die
Ställe etcetera. Seitdem kam er nicht mehr.
Am nächsten Tage ging alles im Schlosse aufs neue seiner friedlichen
Beschäftigung nach. Der alte Graf vertiefte sich wieder in seine historischen und
genealogischen Studien, wobei ihm eine riesige Bibliothek zu Hilfe kam. Die
alte Gräfin sorgte für die Haus- und Dorfbewohner. Die vier Offiziere spielten
Tennis mit den jüngsten Komtesserln und der Gouvernante — und Samossy
ging mit Anna im Park spazieren. Auch zeigte sie ihm die herrlichen Vieh- und
Pferdeställe und ihre kleine weiße Iuckerstute, die sie für gewöhnlich ritt.
Dabei erzählten sie sich ihr ganzes junges Leben. Samossy war auch auf
einem Gute, nahe der ungarisch-niederösterreichischen Grenze geboren. Und beide
liebten sie die Pferde.
Es war Samossy zumute, als ob er hier schon seit vielen Iahren gelebt
hätte, und als ob ringsum tiefster Frieden herrschte. Und der Gedanke, sie nun
bald nicht mehr zu sehen, nicht mehr ihr liebes Geplauder zu hören, verursachte
ihm einen beinahe körperlichen Schmerz.
Nach Tisch — er lag in seinem Zimmer auf dem Ruhebett und paffte
eine Zigarette nach der anderen — verfiel Samossy in tiefes Grübeln.
Er hatte mit seinen siebenundzwanzig Iahren noch niemals ans Heiraten
gedacht, trotzdem ihm da oder dort ein Mädel besonders gut gefiel.
Auch in eine Schauspielerin war er einmal brennheiß verliebt. Hie und
da hatte man ihn unter der Hand gefragt, ob er nicht heiraten möchte — man
wüßte eine „passende Partie". Das alles war aber nicht ernsthaft, glitt von
ihm ab.
Wenn erjetzt fortginge, würde ein Stück Herz zurückbleiben — das fühlte
er. Und wahrhaftig: es kam ihm das alles wie eine Bestimmung des Himmels
vor. Sollte er nicht als kecker Husar das süße, blonde Ding einfach fragen:
„Willst du mich?" und dann ebenso keck vor den Vater treten.
Aber war er denn des Mädels so sicher? Sie war ihm dankbar, das kleine
Komtesserl, und er schien ihr zu gefallen. Aber sie war noch ein halbes Kind.
Würde sie ihn nicht mit diesem süßen Kinderlächeln und ihren braunen, weichen
Kinderaugen erstaunt ansehen?! Oder, was er mehr fürchtete, hell auflachen?!
Oder ihm sagen: „Mein lieber Herr von Samossy — warum soll ich
Sie denn heiraten? Ich heirate überhaupt noch nicht oder nicht S i e."
Oder vielleicht war sie versprochen. In diesen Magnatenfamilien wurden
die Ehen ja wie an den Höfen geschlossen.
Überhaupt, es war Vermessenheit, an so etwas zu denken. Der alte Graf
würde ihm in seiner ritterlichen Art, mit seinem gütigen Lächeln sicherlich
erwidern:
„Mein lieber Herr von Samossy — alle Hochachtung! Aber Sie sind doch

nur eine ganz kleiner, armer Offizier und Edelmann. Meine Tochter ist unermeßlich reich und soll in ihrer Sphäre bleiben."
Etwas höflicher würde es wohl klingen — der Korb wäre der gleiche.
Überhaupt heirateten diese Polen meist unter sich.
Und jetzt, mitten im Krieg, wo ihn jeden Tag eine Kugel treffen könnte: wie durfte er da überhaupt ein anderes Leben an das seine ketten!
Er mußte sie vergessen, er würde sie vergessen, wie man so vieles im Leben vergißt, auf so vieles Unerreichbare verzichten muß. Ietzt verlangte das Vaterland seine volle Kraft, den Einsatz des Lebens — an nichts weiter durfte er denken.
Vielleicht noch heute oder morgen kam der Befehl, vorzurücken oder zur Division, der man sie zugeteilt, zurückzukehren — und dann war ja alles auo.
Er warf seine Zigarette fort. Die Stunde, die Minute auskosten: das war rechte Reiterart!
Am Nachmittag kam ein Meldereiter. Von vorn ließ ihm der Oberst aus dem Dorfe C. mitteilen, daß er bisher noch auf keine feindliche Abteilung gestoßen sei. Er würde noch einige Streifpatrouillen vorsenden. Im Falle Samossy von einer Übermacht bedroht würde, solle er sich auf Schleichwegen zurückziehen, aber ihm Nachricht zu geben suchen. Gegen eine kleinere Abteilung solle er sich halten.
Auf einem besonderen Zettel stand:
„Lieber Samossy! Wenn's ernsthaft wird, nimmst Du unsere liebenswürdigen Wirte mit, die Damen im Notfall mit Gewalt! Die Mädeln sind denn doch zu schade, um sie solchen Gefahren auszusetzen."
Gegen Abend kamen zwei Meldereiter des rückwärtigen Divisionsstabes: man solle auf jeden Fall Fühlung mit dem Feinde zu bekommen suchen.
Nach vorn und rückwärts zum Stabe gab Samossy die nötigen Mitteilungen.
Seine Leute hatte er jetzt alle ins Schloß einquartiert, wo sie vor Überraschungen geschützt waren. Auch die meisten Pferde standen in den Ställen des Grafen.
An den beiden Dorfeingängen waren Verhaue und Schützengräben hergestellt worden; auch sonst wurden Sicherheitsmaßregeln für alle Fälle getroffen.
Am dritten Tage, als eben der Morgen grau und zögernd aufdämmerte, fuhr Samossy aus dem Schlafe auf. Er glaubte, Schüsse vernommen zu haben.
Gleich darauf hämmerte es an seiner Tür; und nun lärmte auch schon das Alarmsignal seines Trompeters durchs Schloß.
Sein Bursche meldete ihm, daß sich vom Waldrande her feindliche Infanterie-Kolonnen zeigten. Die vorgeschobenen Posten hätten Schüsse ausgetauscht; die Dorfhäuser und Schützengräben würden soeben besetzt, laut Befehl des wachthabenden Offiziers.

Wenige Minuten später traf Samossy bereits die nötigen Anordnungen.
Im Schlosse lief alles aufgeregt durcheinander.
Die Vorposten wurden eingezogen, trotzdem die Russen, offenbar überrascht und ungewiß über die Stärke des Gegners, keinen weiteren Vorstoß unternommen hatten und sich vorsichtig im Walde verborgen hielten.
Eine Stunde später stürmten ihre ersten Schützenketten von drei Seiten das Dorf. Man ließ sie auf etwa hundert Schritt herankommen. Aus den Schützengräben zu beiden Seiten empfing sie wohlgezieltes Maschinengewehr-, von der Breitseite, aus den Dorfhäusern heftiges Salvenfeuer.
Doch stets von neuem trieben sie ihre Reihen vorwärts, die immer wieder im Feuer zusammenbrachen. Nach einer Weile gaben sie ihre Bemühungen auf, zahlreiche Tote zurücklassend. Ihre Verwundeten schleppten sie zurück. An diesem Tage unternahmen sie keinen weiteren Angriff. Offenbar warteten sie die Nacht oder Verstärkungen ab.
Als es dunkel wurde, sendete Samossy zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen nach vorne und zum Divisionsstab unberittene Boten ab, die sich freiwillig zu diesem gefährlichen Dienste meldeten. Die Russen hatten sich zur Waldlisi^re zurückgezogen. In Nacht und Nebel verschwanden die tapferen Boten.
Samossy ließ auch die Dorfhäuser von den Bewohnern räumen. Sie übersiedelten ins Schloß, dessen große Halle und Korridore bald einem Lager glichen. An langen Tafeln, die die Gräfin aufschlagen ließ, wurden die Leute abgespeist. Zum Glück fehlte es nicht an Lebensmitteln.
„Vieh und Vorräte reichen auf einige Wochen," sagte die Gräfin ruhig.
Samossy lachte:
„So lange wird es wohl nicht dauern, gnädigste Gräfin. Immerhin könnten wir uns einige Tage halten, wenn sie nicht große Verstärkungen bekommen. Zum Glück haben sie keine Kanonen. Und diese alten, dicken Mauern können schon etwas aushalten."
„Unsere Vorfahren haben das Schloß im sechzehnten Iahrhundert erbaut. Dreimal ist es vergeblich belagert worden." —
„Haben Sie Angst?" fragte er Anna.
Sie lachte; ihre Augen blitzten. Sie schien gewachsen in der Gefahr. Dann zog sie ein Pistol aus der Tasche, einen kleinen, zierlichen Damenrevolver.
„Im Notfall weiß Anna Cerminska auch zu sterben."
Er drückte ihr die Hand:
„Dann finden wir uns im Ienseits wieder. Dann bin auch i ch tot."
Wie es Samossy vorausgeahnt, erneuerten die Russen um Mitternacht ihre Angriffe. Zum Glück war das Wetter gut und sichtig. Einige kleine Lämmer-

wölkchen konnten den halben Mond nicht verschleiern, der mit seinem weißen, sanften Licht das Vorterrain genügend erhellte.
Diesmal kamen sie auch von der Parkseite. Eine Terrasse und die davorliegende große Rasenfläche mit Blumenbosketts trennte ihn vom Schloß. Auch hier wurden sie mit dem dritten Maschinengewehr und einigen Salven empfangen. Wiederum zogen sie sich nach einiger Zeit mit starken Verlusten zurück.
Samossy hatte bisher keinen Toten, nur einige Leichtverwundete. Das Schloß selbst hatte er zu einer Festung umwandeln lassen, die es ja dank seiner dicken Mauern eigentlich auch war. Die Fenster der Vorderseite waren im Hochparterre mit eisernen Rolljalousien geschützt. Man bohrte Guck- und Schießlöcher darein und stellte Sandsäcke hinter die Läden. Die Kellerfenster der Rückseite, der obere Stock und die Bodenluken wurden mit Holz verschlagen und ebenfalls mit Sandsäcken befestigt, die Türen in ähnlicher Weise verrammelt.
Am anderen Tage zogen die Russen Verstärkungen heran. Samossy sah sie vom Boden aus kommen, ein Regiment oder mehr. Man räumte die Dorfhäuser und Schützengräben; er zog seine Leute ins Schloß zurück.
Ein wütender Sturm begann gegen Mittag. Die Russen hatten die Dorfhäuser besetzt und gruben sich vor diesen in Schützengräben ein. Immer wieder trieben sie neue Massen vor, die immer wieder im Feuer zusammenbrachen. Einige Kühne, die bis zur Pforte drangen und sie einzuschlagen versuchten, mußten es mit ihrem Leben büßen. Noch einmal zogen sich die Russen zurück.
Auch Samossy hatte jetzt einige Tote und viele Verwundete zu beklagen. Aber das Schlimmste war, daß ihre Munition immer mehr zusammenschmolz. Schon jetzt mußten die Leute sparsam damit umgehen. In einer kleinen Gefechtspause — offenbar berieten die Russen über ein neues Vorgehen — ließ er den Grafen zu sich bitten.
„Wir können uns nur noch bis heute abend halten — unsere Munition geht zu Ende. Lebend will ich nicht in die Hände der Russen fallen. Auch werden sie uns alle, erbittert durch ihre riesigen Verluste, niedermachen. — Sie aber müssen gerettet werden. Ich werde dem Befehlshaber einen Parlamentär herüberschicken und ihm vorschlagen, die Schloß- und Dorfbewohner entfernen zu dürfen, die ja ganz unschuldig in diese Affäre verwickelt sind."
Der Graf lächelte in seiner feinen, halb spöttischen Art:
„Ich kenne die Antwort im voraus. Schloß Cerminski ist für den Feind eine feindliche Festung. Mindestens droht uns russische Gefangenschaft — ein nicht sehr beneidenswertes Los. Vielleicht kommt uns noch rechtzeitig die Hilfe. Ich werde meine Frau und meine älteste Tochter fragen, was sie dazu sagen. Meine Bauern möchte ich freilich nicht gern der Gefahr aussetzen."
Der Parlamentär, ein Leutnant mit einer weißen Flagge, wurde in Be-

gleitung eines Trompeters abgesendet. Nach einer Stunde kamen beide unver-
sehrt wieder mit einem Briefe des russischen Kommandanten.
Der Vorschlag Samossys wurde abgelehnt, da das Schloß wie eine ver-
teidigte Festung nach Kriegsrecht behandelt werden müßte. Der »ussische Oberst
forderte zur ehrenvollen Übergabe auf und versicherte Soldaten und Zivilinsassen
für diesen Fall ihres Lebens. Falls sie stürmen müßten, könne er seine er-
bitterten Leute nicht abhalten, Vergeltung zu üben. Iedenfalls würde man
schonen, was nicht Uniform trüge, soweit es möglich sei.
Samossy las den Brief dem Grafen vor, der dem Offizier dankend die Hand
drückte. Dann ging er schweigend davon — keine Miene in seinem Antlitz
zuckte. —
Bald darauf kamen einige Iäger und andere Bedienstete des Grafen mit
Jagdflinten und ziemlich vielen Patronen. Samossy verteilte sie zwischen seinen
Leuten.
Dann inspizierte er noch einmal alle getroffenen Verteidigungsmaßregeln.
Die Maschinengewehre hatte man in den Dachluken aufgestellt, von wo sie das
Vorterrain zu beiden Seiten wirksamer bestreichen konnten. Nur die eine Schmal-
seite des Schlosses hatte zwei Fenster, die er mit seinen besten Schützen besetzte.
In seinem Zimmer stand, als er zurückkehrte, Anna Cerminska hochaufge-
richtet da, eine Doppelbüchse in der Hand. Sie lächelte ihn an.
„Auch ich kann schießen, habe manchen Hirschen erlegt. Ich kann nicht nur
so dastehen und zuschauen."
Er bat sie, ihr Leben zu schonen.
„Mein Leben?! Wenn es nur das wäre! Ich weiß wohl, was uns
bevorsteht. Lebend sollen sie mich nicht haben."
Sie sprach es ganz ruhig, ganz heiter, als ob es sich um etwas Selbstver-
ständliches handelte.
„Man wird Ihnen nichts Böses tun. Im schlimmsten Fall, wenn alles
zu Ende geht, ziehen Sie sich mit den Ihren in den Keller zurück. Die russischen
Offiziere —"
„Bah, ich kenne diese Tiere, wenn ihre Instinkte entfesselt sind, kenne sie
besser als Sie. Und Sie selbst — wollen Sie sich dem Sieger übergeben?"
„Ich bin Offizier — das ist etwas anderes. Ich werde bis zur letzten
Patrone kämpfen."
Ihre Züge verklärten sich. Sie blickte ihm fest und schweigend ins Auge:
„Und Sie glauben, daß ich dann weiterleben möchte?"
„Anna?! — Wie soll ich das —?"
Da geschah etwas Seltsames. Sie griff nach seiner Hand und preßte einen
heißen Kuß darauf: *
„Wenn Sie tot sind, will auch i ch nicht mehr leben."

Er zog sie ganz sacht an sich; dann küßte er sie auf die Augen, den
Mund
„Du wirst an meiner Seite stehen, bis alles aus ist. Und dann —" ....
Beim Dunkelwerden erneuerten die Russen ihren Angriff. Und diesmal
schienen sie dem Feinde Vernichtung geschworen zu haben. Über die Reihen ihrer
gefallenen Brüder fort stürmten neue, immer neue Massen vor. Auch Maschinen-
gewehre hatten sie jetzt, die die Fenster bestrichen. Sie kamen mit Leitern und
Ärten; sie warfen Handgranaten an die verrammelten Pforten.
Von den Verteidigern waren viele verwundet, viele tot. Aus einem der
Fenster im ersten Stock schossen Anna Cerminska und Samossy, dem eine Kugel
die Schulter durchbohrte. Er schoß weiter.
Unten krachte die Pforte; an den Fenstern des unteren Stockes legten sie
eben die Leitern an.
Anna Cerminska zog ihr Pistol aus der Tasche und drückte es ihm in
die Hand.
„Erst ich — dann du!"
Samossy lauschte hinaus:
„Hörst du nichts? — Von dort hinten —?"
Wie mit einem Schlage verstummte das Gebrüll der Russen — sie schossen
nicht mehr; und auch vom Schloß stellte man das Feuern ein. Vom Walde
her zogen sausend Schrapnells ihre feurige Bahn; Granaten donnerten dumpf
und zerplatzten dann mit hellem Klang. Das Tak-tak der Maschinengewehre,
Salvenfeuer, Hurrarufen, das Geschmetter der Hvrner tönten von ferne herüber.
Die Russen stoben in wilder Flucht davon — auseinander. Ein tobendes.
Iubelgeschrei dröhnte durch das Schloß:
„Hurra — die Unseren, die Unseren!"
Anna Cerminska lag lachend und weinend an seiner zerschossenen Schulter:
„Mein Held — mein Sieger!"
Eine Stunde später hielt das vorgestoßene K. K. Infanterieregiment Nr. X
seinen Einzug ins Dorf.

Almendro Catharina von Pommer-Esche
Catharina von Pommer-Esche:
Almendro. Roman-Novelle.

(Fortsetzung.)

IV.

Der Winter kam, die Regenzeit, wo es zuweilen bewölkten Himmel gibt und das Meer in anderen Tönen singt. Zu Zeiten ist es sogar wütend. Die Jnsulaner erzählen dann, unten auf dem Meeresgrund hielte sich das gefürchtete Ungeheuer auf, der Löwe des Golfs von Lion, wovon dieser Teil des Mittelmeeres seinen Namen trüge: Des Löwen Bucht. Die Wintermonate sind die Zeit, wo er wild wird. Die Jnselgruppe der Pityusen erscheint wie ein steinernes Bukett, ein äußerst gefährliches Fahrwasser.

Die Stellen, wo Don Adriano sonst mit dem alten Calamaro fischte, waren nun selten befahrbar, Gischt spritzt an den Felsen empor. Zwischen der Jnsel Espalmador und Ahorcados, der Fahrstraße für größere Schiffe, singt der Sturm sein gewaltiges Lied, wie die Wogen schlagen und es im vielfachen Echo widerhallt. Aber es ist wunderbar. Während an einem Ende der Jnsel das mächtige Fortissimo der Wogen ertönt, so ist es in anderen Teilen ganz ruhig, als wäre die Wasserfläche mit vielen tausend Eimern Ol begossen. Naturerscheinungen, die der alte Fischer Calamaro kannte, der genau wußte, daß man plötzlich aus dem aufgeregten Gewässer durch zerstreute Felsenriffe hindurch in ruhiges Wasser von paradiesischer Klarheit kam, wo man tief auf den Grund sehen konnte. Freilich durfte nur ein Eingeborener, der Wind und Laune des Wetters kennt, es wagen einen Kahn zu lenken. Die blaue Unterlage des Himmels trug einige graue Säcke, so sah es aus, die wurden von Jupiter Pluvius ausgeschüttet. Jndessen gibt es dazwischen einige schöne warme Sonnendurchblicke, und diese Zeit der Feuchtigkeit ist meist schon mit dem Dezember vorbei. Der „Aufstieg zum Himmel", der König der Berge, erschien fast noch majestätischer, wie er seine stolze Gestalt emporreckte. Die wilden Ziegen waren einen Stock tiefer gezogen, in die Region der Waldungen. Don Adriano ging mit dem alten Calamaro an stürmischen Tagen auf Fischfang. An manchem Morgen hörte der Herr im Turm des Fischers Serenade mit den Lockrufen: „Guter Fischfang heute!" An anderen Tagen, wo das Meer schön glitzernd erschien, zeigte sich der Alte nicht, er traute dem Schein nicht, dann lauerte Gefahr — das wußte Calamaro.

Beim Offnen des Fensters ein herrliches Bild! Blauer Himmel, wolkenlos, mit dem etwas bleichen Schein der winterlichen Sonne, das Meer tief-

blau, nur mit kleinen Schaumkrönchen. Die Bäume trugen ein ernsteres Gesicht, freilich nie trübselig wie im Norden. Der Lebenssaft in den Bäumen ist nur für einige Wochen ein wenig schlafen gegangen. Bäume und Sträucher stehen im alten Laub da, und wenn sie dieses ablegen, kommt wie mit einem Zauberschlag das neue Blättergewand. Die Jnsel erlabt sich nach des Sommers Glühen, trinkt den befruchtenden Regen — wie ein Kranker ein ersehntes Heilmittel aufnimmt.
An einigen Tagen verweilte der Herr des Turms in vollkommener Stille und be- gllnn den kleinen Proviant von Büchern zu lesen, den er aus dem Archiv des Palastes seiner Ahnen mitgenommen. Er war melancholisch, und es regte sich in ihm das Sehnen nach etwas; wonach, das war ihm selbst noch nicht klar. Bläuliche Dunstfäden stiegen aus den Schornsteinen der Häuser der Nachbarschaft, und Bilder der Vergangenheit zogen in ihm auf.

„Wer sich der Einsamkeit ergibt.
Ach, der ist bald allein!"

Aber

Selig wer sich von der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt.
Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht.
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht. —

Ja, hatte er denn einen Freund? Einen echten, wirklichen, von dem er sagen konnte:

„Bei dem Freunde halte still,
Der nur dich, nicht das Deine will."

Ach, vielleicht hatte er doch einen! Dort in der verlassenen Heimat! Er hatte gerade an ihm unrecht gehandelt, als er ohne Abschied ging.
War er denn wirklich noch derselbe Adriano de Mosca, der durch die gebildete Welt gereist war? Der hier wie verbannt lebte und ein Dasein führte, das auch rundweg zwecklos war? Da fiel ihm eine Episode ein, die er einst in England in einem Klub erlebt hatte, bei einem längeren Aufenthalt in London. Da war nur die Cröme der vornehmen Lords und ihre Söhne. — Es hatte ihn überrascht, daß auf die Fragen neu eintretender Mitglieder: Sir, welches ist Jhr Beruf? meist die Antwort ertönte: „O I'm UvmF twm. tde 30063 ot m^ katker," d. h. ich lebe vom Gelde meines Vaters, ich reise viel, und in der Heimat gehe ich auf die Fuchsjagden; wenn das Vermögen einmal verbraucht ist — der Vater nichts mehr geben will oder kann — denn auch ein tiefer Brunnen schöpft sich leer — nun, dann geht's nach Monte Carlo — tor ßgTudliuß — zum Spielen, oder auch nach dem schönen Madeira — Funchal — wo auch

tüchtig gespielt wird und das nicht so ostentativ klingt. Monte Carlo ist die Welt-Spielhölle, während Madeira viel milder klingt. Dorthin gehen Brustschwache und solche, die an „Schwindsucht des Portemonnaies" leiden. Manchmal wird beides noch geheilt, sonst eine Kugel durch den Kopf. Don Adriano hatte damals mit Staunen in dem Lande, wo es doch scheinbar so streng zugeht, sich über solche Moral gewundert.

Vor Wochen hatte er wieder einen Hieroglyphenbrief des Noce erhalten. Er vergaß ihn also doch nicht, schien auch nicht darüber beleidigt, daß sein erster Brief noch nicht beantwortet war. Der Kapitän war freilich noch erzürnt, dennoch arbeitete er unermüdlich daran, die traurigen Verhältnisse des letzten Mosca zu bessern. Noce hatte Vertrauen zu dem Kapitän, der ein großmütiger Mensch und ein ungewöhnlich kluger Kopf sei. Don Adriano zuckte die Achseln, wie er das las. Bah! Es ist doch allesaus! Wo alles dahinwar, konnte doch nichts mehr gerettet werden! Aber in Stunden, wo ihn das Gefühl der großen Einsamkeit schmerzlich ergriff, fragte er sich, ob er denn ewig hier bleiben könne, wie ein freiwillig Gefangener, eine Art Robinson. War es nicht doch eine Verirrung? Freilich, entzückend schön war die Natur, dieser romantische Wohnort während der ersten Monate, besonders im Frühling. Die Sitten und Gebräuche hatten in der ersten Zeit den Reiz der Neuheit, des Ungewohnten, mit der Zeit erschien ihm aber das Leben der Landleute doch höheren geistigen Gewürzes vollständig bar. Von fern gesehn, für kurze Zeit, lag etwas Verführerisches in dieser Unverdorbenheit.

Sollte er von hier weggehen? Aber wohin? Er war ja arm. Sein Vermögen bestand in einigen hundert Duros, die er damals von Don Noce erhalten hatte. So mußte er wohl bleiben, wie gebannt, ohne etwas zu hoffen, ohne Wunsch, in der Ziellosigkeit und Nichtigkeit seiner Gedanken. Jnzwischen ließ ihm die Hoffnung, das wunderbare Kind, das uns doch nie verläßt, die Möglichkeit erscheinen, daß vielleicht etwas Außergewöhnliches sich ereignen könne, um ihn aus dieser Lage zu reißen. Aber wenn das nicht käme!

Juan Mito und die Seinen waren sein einziger Umgang, aber sie zogen sich, ohne sich genau darüber klar zu werden, nur einem düsteren Jnstinkt folgend, etwas von ihm zurück. Es war schon eine Weile her, seit Almendro sich im Turm gezeigt hatte. Sie schien jeden Anlaß zu meiden, um dorthin zu kommen, auch sonst schien sie bemüht, ein Zusammentreffen zu umgehen. Sie war augenscheinlich verändert, ihr harmloses Lächeln verschwunden, sie war reservierter. Seit sie Gegenstand der Brautschau geworden, schien sie große, vorher nicht vermutete Gefahren zu ahnen und blieb an der Seite der Mutter. Don Adriano war verdrießlich, daß diese Gewohnheit der Brautschau sich nun fest eingenistet hatte in Juan Mätos Haus. Es war ihm wie eine Lästerung. Wo nun diese ganze Bande von Brautwerbern empfangen wurde, da hielt er sich zurück. Zudem kränkte es seinen Stolz, seine Eigenliebe, nicht mehr, wie in den ersten

Tagen, die einzige Sorge der Familie zu sein. Juan Mäto und seine Frau fuhren fort, ihn als den Herrn anzusehen, Almendro und ihr Bruder verehrten ihn als ein höheres Wesen, von fernen Landen gekommen, um hier zu leben, aber daneben schienen andere Dinge sie zu beschäftigen. Die Brautschau nahm sie in Anspruch. Sie waren allesamt bange um die Zukunft. Wer würde Almendros Erwählter sein? Oft sah Don Adriano vom Turm hinab auf das Licht aus Juan Mätos Haus.

Es war keine Brautschau heut, aber er würde doch nicht hinuntergehen, es war eine Art Entfremdung entstanden. O, er hatte so schöne stille Abende dort verlebt, da saßen alle beisammen, auch der alte Calamaro, man unterhielt sich und schaute den Sternenhimmel an. Almendro sang mit kindlicher, aber frischer Stimme Romanzen, die Don Adriano lieblicher und frischer schienen als die Meeresbrise selbst. Juan Müto erzählte mit gewichtigen Mienen von seinen Abenteuern auf dem Festlande während der Jahre, wo er dem König als Soldat in Catalonien diente. Der Hund zu seinen Füßen schien auf ihn zu horchen, auf den Herrn seine Augen in treuer Unterwürfigkeit richtend. Dann sprang er plötzlich auf und verschwand im Dunkel. Ein umherirrendes Wild, ein Kaninchen, einen Hasen, hatte die feine Spürnase des Hundes entdeckt. Ein andermal schlich er wachsam herum, irgend ein Schatten hatte sich gezeigt, jemand, der es eilig hatte. Auf der Jnsel bestand die sonderbare Sitte, daß man einander nicht grüßte bei hereinbrechender Dunkelheit. Jeder zog seines Weges, die Braut zu besuchen, den Arzt zu holen, oder auch um Rache auszuüben in einer Liebessache. Jeder hatte Gründe, unbemerkt vorbeizugehen. Manchmal kam aber auch niemand spät abends vorüber, und der treue Hauswächter bellte dann ins leere Dunkel hinaus. Aus der Ferne ertönte zuweilen ein menschlicher Ruf: „A uahhh", ein A zuerst und dann ein nicht endenwollender Uhuruf, wie die Nachteule, die am Tage blind und stumm ist. Der Bauer gebot seinem Hunde Stille, denn diese Rufe pflegten nichts Besonderes auf sich zu haben, manchmal aber bedeuteten sie etwas. Dann konnte dieser Uhuruf wie ein Wittern auf Feindes Spur sein, wo die Nacht in ihrem schwarzen Mantel umhüllen mußte, was das Tageslicht scheut. Juan Mkto fuhr in der Erzählung seiner Erlebnisse fort, während seine Frau gesenkten Blickes da saß, da sie diese Wunder, die immer wieder frisch aufgetischt wurden, zum tausendsten Male hörte. Der alte Calamaro war darin ein würdiger Genosse M^tos. Da war nur eine Geschichte, die man gerne 62, capo hörte, nämlich von der Höhle auf Formentera, wo die Normannen ihre Schätze aus Spanien und Jtalien und sonst woher versteckt hatten, Heilige aus Gold, Kelche, Ketten, Schmucksachen, Edelsteine. Ein furchtbarer Drache hielt Wache. Jeder Unvorsichtige, der sich dorthin wagte, wurde von den> Ungeheuer verschlungen. Die Seeräuber waren gestorben, der Drache zur Hölle gefahren, der Schatz aber mußte noch da sein. O, wer ihn doch fände! Ja, das waren friedliche Abende für Don Adriano gewesen. An den Brautschau-Abenden war es ihm ungemüt-

lich. Er vergegenwärtigte sich Almendros Bild, sah den armen Voz, den anti-
pathischen Hierro.
Am folgenden Tage, als Esteban Don Adriano das Essen brachte, ftagte
er den Knaben aus. Almendro sehe reizend aus, berichtete der Bruder stolz. Sie
sitze da auf ihrem Stuhl wie eine holde Königin:
„Das ist ein ewiges Kommen, eine ganze Versammlung. Keine Ent-
fernung ist den Bewerbern zu groß um solchen Preis! Der Vater ruft stets
im gleichen Ton: „Herein", sobald es klopft. Es ist eigentlich wie in einer Schule,
so sitzen die Bewerber herum. Es sind jedem nur kurze Minuten gegeben, mit
Almendro zu reden. Es ist etwas ganz Besonderes. Mein Vater meinte, diese
Bewerber sind wie Jäger, die eine mühevolle Jagd unternehmen. Visher hat noch
leiner irgend einen Vorrang. Seit zwei Monaten dieser Brautschau hat Almendro
nichts weiter getan, als freundlich gelächelt und höflich Fragen beantwortet.
O, wie klug ist doch die Schwester! Alle sind verliebt in sie, und sie hat für
alle nur dieselbe kühle Freundlichkeit, einen Takt, so daß gar keine Eifersucht ent-
stehen kann unter den heißblütigen jungen Jnsulanern."
„Und der Hierro?" ftagte Don Adriano.
„Ach der!"
Esteban schüttelte den Kopf.
„Der macht auch kaum einen Fortschritt, und mir tut es nicht mehr
leid. Jch habe mich abgekühlt gegen ihn bei häufigerem Sehen und beim Ver-
gleich mit den vielen anderen Bewerbern. Hierro hat es durchaus auf Almendro
abgesehn, mit allen Künsten sucht er das schöne Kind zu gewinnen. Eines
Abends brachte er eine Guitarre mit. Statt in Worten wollte er in Tönen zu ihr
reden. Er hat aber nicht die dichterisch-musikalische Ader eines Voz, er hat sich's
mühsam einstudiert und trug mit rauher unmelodischer Stimme einige Lieder
Dor. Vorher hatte er neben sich eine geladene Pistole hingelegt, als Warnung
für jeden, der es wagen würde, ihn zu unterbrechen. Stillschweigen und stumme
Blicke. Die Pistole wurde aber erst draußen im Dunkeln abgefeuert, und die
Schüsse verflogen, ohne jemand zu treffen. Hierro hatte für einige Tage den
Kopf verbunden, wußte aber nicht, durch wen er verwundet war. Es waren
ja so viele Bewerber, und wo einmal die Liebesglut lodert, da ist es wie in
einem Pulverfaß, ein kleines Fünkchen kann den Brand entfachen. Jch denke,
daß der Hierro garnicht so tapfer ist, wie sein Ruf. Als die Nacht hereinbrach
und Almendro schon mit allen ihren Bewerbern gesprochen hatte, erwachte der
Vater in seiner Ecke, wo er geschlafen hatte. Er hat ein merkwürdiges Zeit-
gefühl. Halb zehn! Gute Nacht! Und er ging schlafen. Diese geflügelten Worte
genügen, um zum allgemeinen Aufbruch zu blasen! — Und so zogen alle ihres
Weges und verschwanden in der Dunkelheit."
Nun siel Esteban wieder sein heißer Wunsch nach Großvaters Messer ein.

Ob Don Adnano denn nicht bald den Vater darum bitten oder sein Wort halten wolle, ihm ein anderes Messer zu schenken.
„Ein wenig Geduld", sagte Don Adriano. „Einen dieser Tage gehe ich zur Stadt."
Und eines Morgens wanderte er wirklich hin. Jhm, der durch Europa gereist war, imponierte die Hauptstadt der Jnsel. Er war ja selbst ein halber Bauer geworden. Er besichtigte hier die kleinen Schaufenster mit ihren Auslagen mit demselben Jnteresse, wie einst in Paris die glänzenden Boulevards und in der Hauptstadt an der Themse die Orfordstreet. Da war ein Goldschmied, dessen Sachen ihn fesselten, goldene Ketten mit durchbrochenen Kugeln, Filigranknöpfe mit einem Stein in der Mitte. Wenn er hineinginge und für Almendro ein Dutzend solcher Knöpfe kaufte! Welche Überraschung, wenn er sie ihr anbieten würde, um ihre Ärmel damit zu schmücken! Sicher würde sie sie annehmen von ihm, einem ernsten Herrn, den sie mit Ehrfurcht betrachtete!
Aber ach, der Nachkomme der Moscas, der Sprößling des reichsten, vornehmsten Geschlechtes, mußte verzichten. Denn sicherlich hatte er nicht genug Geld für diesen Kauf. Jn einem anderen Geschäft erstand er ein Messer, das den Empfänger wohl beglücken würde. Uni die Mittagsstunde begab sich Don Adriano in einen kleinen Gasthof am Hafen. Dort traf er die Stammgäste. Im Hausflur einige junge Leute, eine Art von Kellnern in der Bauerntracht der Jnsel, dann im Speisezimmer Soldaten der Garnison, junge Offiziere, die rauchten und aufs Meer blickten, das sie vom Festlande trennte. Beim Speisen beklagten sie sich über ihr Geschick, weil sie ihre Jugend hier so gar nicht genießen können. Sie sprachen von der großen Nachbarinsel, wie von einem Paradies. Und die Frauenfrage! Es war zum Verzweifeln mit der Tugendhaftigkeit dieser Jnsulanerinnen. Hier wird nicht getändelt, geflirtet, entweder völlige Gleichgültigkeit oder ernstes Verlöbnis mit Hochzeit: Worte und Schöntun, Lächeln müssen zur Heirat führen! Der Verkehr mit den'Jungfrauen sei nur möglich mit jener sicheren Aussicht. Und diese kräftige, heitere Jugend mußte hier Tantalusqualen leiden, die schönsten Mädchen der Stadt sehen, sie bewundern, aber — kein einziges Schäferstündchen! O, wie man sich da sehnte, wenigstens nach — einem Urlaub —. Jene Jünger des Mars sprachen von nichts anderem, und Don Adriano, der am großen Tische saß, billigte im Jnnern, was jene aussprachen.
Don Adriano fühlte mit den jungen Leuten. Da erschien ihm auch diese Stadt als recht mönchisch streng — mit all sihren schönen Frauen und Mädchen. Da war das Landleben doch noch freier, wenngleich dasselbe Gesetz auf der ganzen Jnsel herrschte. Am Abend verließ er wieder die Stadt. Nichts verblieb in Don Adrianos Jnnerem von dem ersten optimistischen Eindruck. Gern trat er den Heimweg an, zurück zu seinem malerischen Turm, umgeben vom Duft vieler Blumen und Kräuter — in der schönen romantischen Wildnis. Ein Ochsenkarren nahm ihn mit nach Sankt Joseph, und von da ab wanderte er

über den Berg und seine Pinienwaldungen. Der Himmel war blau, einzelne
Silberwölkchen schwebten daran, wie weiße Lämmer.
Im Dickicht des Waldes sah Don Adriano zwei Frauengestalten auftauchen.
Es war Almendro mit ihrer Mutter. Sie kamen von Santa Maria del Pino,
einem Wallfahrtskirchlein, das hier bei einem frisch sprudelnden Quell lag, wo in
einer Lichtung des Waldes Orangenbäume und einzelne schlanke Palmen stehen.
Juan Mäto kam aus einem dichten Gestrüpp heraus; er hatte dort würzige
Kräuter gesammelt, worin er große Kenntnis besaß. So kam es wie ein Zu-
fall, daß Don Adriano neben Almendro einherschritt, während die Mutter sich leicht
auf ihren Gatten stützte. Sie litt an einer Krankheit, von der der Arzt nicht
wußte, was es war. So hatten sie der heiligen Jungfrau del Pino zwei Wachs-
kerzen gebracht und um Hilfe und Heilung für die Mutter gefleht. Während
Almendro betrübt von dem Leiden der Mutter sprach, färbten sich ihre Wangen
im beschleunigten Gang. Heut abend wäre wieder Cortejo, und sie müßte noch
vorher das Abendbrot bereiten. Don Adriano bewunderte sie mit seinen ernsten
Augen. Er staunte nun selbst über die frühere Gleichgültigkeit und Befangenheit,
in der er monatelang Almendro wie ein liebliches Kind betrachtet hatte.
Welch eine Frau! Nun dachte er an die Cortejos mit deutlichem Verdruß
und aufkeimender Eifersucht.
„Almendro!" murmelte er vor sich hin, als ob er etwas Wichtiges sagen
wolle.
Weiter nichts. Der alte Sünder von früher fühlte seine leichtfertigen Ge-
fühle aber hinschmelzen mit dem reinen Duft, den diese Menschenblüte aus-
strömte. Gleichzeitig fühlte er eine Scheu, eine Schüchternheit, die ihm das
Sprechen verbot, ähnlich wie es ihm in seiner ersten Jugend Frauen angesehener
Familien gegenüber erging.
„Almendro", sagte er nur. Und zwischen diesem lauten Denken, das
schließlich die Aufmerksamkeit der schönen Namensträgerin veranlaßte, fand er
plötzlich die Worte, als Almendro ihn ansah. Wie es denn nun mit der Brautschau
stünde? Ob sie sich für jemand entschlossen habe? Wer der Bevorzugte sein
würde? Ob der Hierro? Der Voz? Sie senkte die Augen, indem sie in großer
Verlegenheit einen Zipfel ihrer Schürze erfaßte und damit spielte.
Sie wüßte nicht. Jhre Stimme klang kindlich und verschämt. Weder
den Hierro, noch Voz, niemand überhaupt. Sie hatte den Cortejo angenommen,
weil es Sitte sei und es alle Mädchen in ihrem Alter täten. Und dann, da errötete
sie lebhaft, machte es ihr Spaß, ihre Freundinnen etwas zu demütigen, die sich
ärgerten, die große Zahl ihrer Bewerber zu sehn. Sie wäre den Jünglingen
dafür dankbar, daß sie ihretwillen weit her kämen. Aber sie lieben? Sich mit
ihnen verheiraten? Nein! Sie war langsamer gegangen beim Sprechen, während
Juan Möto mit der Frau vorausschritt. So blieben die beiden immer weiter
zurück: „Almendro, schöne Blume! Dich muß ich pflücken."

Zum Teufel die Schüchternheit. Don Adriano fühlte plötzlich den alten Stolz des Siegers wieder aufleben. Dieses reizende Mädchen! Er sprach mit festem Ton, legte in seine Augen die beredteste Feuersprache, näherte seine Lippen ihren Wangen, wie um durch den Flüsterton ihr zu schmeicheln. Und er? Was dachte sie von ihm? Und wenn er eines Tages ihrem Vater sagte, daß er seine Tochter heiraten möchte? „Sie?" rief das Mädchen.
„Don Adriano?"
Sie hob die Augen empor ohne die geringste Scheu mit hellem Lachen. Der Herr beliebe zu scherzen. Jhr Vater hätte ihr auch schon erzählt, daß die de Mosca ernste Herren im Beruf seien, aber mit einem ausgelassenen Witz. Er würde mit ihr scherzen wie damals im Turm über die tausendjährige steinerne Jungfrau.
Als sie aber Don Adriano wieder ansah, sein bleiches Gesicht, dem eine tiefe Ergriffenheit eingeprägt war, da erbleichte auch sie. Er war verändert; sie sah einen Don Adriano, den sie noch nicht gekannt hatte. Sie war erschrocken und trat instinktiv einen Schritt zurück. Doch gelang ihr ein gezwungenes Lächeln, und sie verharrte bei dem Scherzton.
„Nein", erwiderte Don Adriano mit Nachdruck, „ich spreche in vollem Ernst. Sag', Almendro, wie wäre es, wenn ich einer deiner Bewerber wäre? Und wenn ich mich dort vorstellte? Was würdest du sagen?" Sie stand still, stützte sich auf einen niedrigen Strauch, der mit gelben Blüten übersät war, auf den sie halb niedersank vor Schrecken. Schließlich raffte sie sich aber doch auf. Sie flüsterte leise, wie er, der große de Mosca, ein Edelmann, eine Bäuerin heiraten könne, das wäre ja Wahnsinn! —Dabei hatten ihre Augen einen feuchten Glanz, und sie erbleichte noch mehr.
„Ich bin kein großer Herr mehr, ich bin ein vom Geschick schwer Getroffener. Du bist reicher als ich, der ich von eurer Freundlichkeit lebe. Dein Vater wünscht für dich einen Mann, der das Land bebaut. Willigst du ein, daß ich derjenige werde? Almendro? Hast du mich lieb? Schöne Blume?"
Mit gesenktem Haupt floh sie den Blicken, die sie zu versengen schienen, und fuhr fort zu sprechen, ohne zu wissen, was sie sagte.
„Unsinn, so etwas ist unmöglich."
Da fühlte sie einen herzhaften Händedruck. Sie schaute hinauf zu Don Adriano und erblickte ein Antlitz, das sie erbeben machte.
„Ach, findet Jhr mich zu alt für Euch?" drang eine flehende Stimme an ihr Ohr. „Könntet Jhr mich nicht lieben?" Die Stimme war sanft einschmeichelnd, aber die Augen, das bleiche Gesicht! Sie wollte etwas sagen, antworten. Jhr Blick schien eS zu bekunden. Don Adriano habe gar kein Alter in ihren Augen, er wäre etwas Höheres. Sie zog ihre Hand zurück aus der warmen Berührung, und als ob eine Gefahr im Anzug sei, lief sie plötzlich

davon. Don Adriano setzte ihr nicht nach, er blieb zurück, unempfänglich für seine Umgebung, wie ein Sagenheld im Zauberland. Halb bereute er, dann aber wieder nicht, auf keinen Fall. Es war ihm von hoher Wichtigkeit, daß Almendro wußte, was er so oft im Traum in der Einsamkeit gedacht hatte, ohne seinen Wünschen eine bestimmte Richtung geben zu können. Ganz langsam wanderte er weiter, um nicht mit den anderen zusammenzutreffen. Er steuerte seinem Turm zu, an der felsigen Küste entlang. Des Meeres Wogen sprangen wütend wie Stiere der Arena an die Felsenküste heran! Das paßte zum Sturm in seinem Jnnern. Er setzte sich auf einen Felsblock und versank in Sinnen.
Was würde ihn wohl erwarten, wenn er sich hier hinabstürzte, wenn sein Körper — ach ja — einen Schritt nur weiter — hinunterglitte — als Sarkophag diese Felsenschlucht — großartig — und dagegen sein Los im Leben. Was harrte dort seiner? Die Sonne hatte sich beim Untergehen zwischen Wolken halb versteckt, es war eine wundersame Bildung am Horizont. Lange betrachtete er das Kommen und Entweichen der Wellen. Jn Opalflimmer lag das weite Meer vor ihm. Er kam sich sehr klein vor in dieser Einsamkeit. Allgewaltig ist das Meer! Majestätisch, dem Menschen seine Kleinheit predigend! — Hier muß der nüchternste Mensch sich erhoben fühlen. Don Adriano stiegen die Bilder seines verflossenen Lebens auf; er gedachte seiner leichtsinnigen Zeiten, der Abende in Pariser Restaurants, wo er mit eleganten Damen Austern gespeist hatte: mit das Delikateste, welches das Meer verschenkte.
Fortsetzung folgt.

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Dr. Otto Arendt, M. d. R.

Die Bedeutung der 9 Milliarden-Anleihe für die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands.

Die Folgen des Weltkrieges lassen sich noch nach keiner Richtung hin voll überblicken, aber eine Gefahr wirtschaftlicher Art liegt offen zutage. Es ist die Steigerung des Zinsfußes, die vor dem Kriege schon seit lange hervorgetreten war und durch den Krieg eine natürliche und erhebliche Verschärfung erfuhr.

Vor zwanzig Iahren ging der Zinsfuß in Deutschland auf drei Prozent herab, und in Frankreich und England war er noch erheblich tiefer gesunken. Ietzt dagegen besitzen wir mehr als 13 Milliarden fünfprozentiger Reichsanleihe!

Ist damit eine dauernde Rückkehr des fünfprozentigen Zinsfußes in Aussicht zu nehmen? Es wirre das ein Ereignis von der furchtbarsten volkswirtschaftlichen Wirkung. Es bedeutete einen Milliardenverlust an allen bisherigen Werten. Nicht nur Reichs- und Staatspapiere, Pfandbriefe und Schuldverschreibungen müßten durch Einbuße an ihrem Kursstande der höheren Verzinsung entsprechen, auch alle Aktien und Anteile wären demgemäß niedriger zu bewerten; eine völlige Umwälzung aber stünde dem Grundbesitz bevor. Alle Hypotheken müßten höhere Verzinsung aufbnngen, und der Wert der Häuser und des Grund und Bodens müßte entsprechend sinken.

Das deutsche Nationalvermögen würde durch eine dauernde Steigerung des Zinsfußes auf fünf Prozent eine Einbuße von vielen Milliarden erleiden und das zu einer Zeit, wo die Folgen des Weltkrieges unter allen Umständen die schwersten Anforderungen an die Steuerkraft des deutschen Volkes stellen müssen.

Es wird deshalb eine der wichtigsten wirtschaftlichen Aufgaben der Zukunft auf wirtschaftlichem Gebiete sein, einer Steigerung des Zinsfußes entgegenzuwirken. Hieran ist das ganze Volk,

nicht nur das Kapital beteiligt. Denn die Steigerung des Zinsfußes hemmt und beeinträchtigt die Unternehmungen und wirkt deshalb vermindernd auf die Arbeitsnachfrage, und damit auf den Arbeitslohn.

Die Notlage des Grundbesitzes erschwert und verteuert das Bauen und führt zur Wohnungsnot. Die Verbilligung des Zinsfußes wirkt wirtschaftlich fördernd und Werte schaffend, die Steigerung wirtschaftlich schädigend und Werte zerstörend. Der große, alle Erwartungen so weit überragende Erfolg

unserer Kriegsanleihen, namentlich der zweiten Kriegsanleihe, läßt mich aber mit weit größerem Vertrauen in unsere wirtschaftliche Zukunft blicken als bisher. Die ungeheure Stärke der deutschen Volkswirtschaft ist in dem Anleiheergebnis so überraschend zutage getreten, daß wir demgegenüber jeden Pessimismus abweisen können. Was namentlich das neun Milliardenergebnis so überaus wichtig erscheinen läßt, das ist der Nachweis von der Sparkraft des deutschen Volkes, die auch durch den schwersten aller Kriege nicht erschüttert werden konnte.

Diese Sparkraft aber bietet die Gewähr, daß der fünfprozentige Zinsfuß nicht eine dauernde Erscheinung, sondern eine vorübergehende Kriegsepisode darstellt. Gerade der Krieg wird dahin wirken, daß wir, sobald der dauernde Friede von uns errungen ist, wieder mit einer Ermäßigung der Zinssätze zu rechnen haben werden.

Vor dem Kriege war in Deutschland der Staatskredit geradezu ungebührlich vernachlässigt. Die durch die allmähliche Zinssteigerung — die übrigens international war — bedingten ständigen Kursrückgänge der Staatspapiere machten diese unbeliebt. Weite Kreise des Publikums suchten, verlockt durch die Hoffnung auf höheren Zins und Kursgewinn, ihre Ersparnisse in ausländischen Werten anzulegen. Die deutschen Ersparnisse gingen zu Milliarden in das Ausland. Hier ist nun eine gründliche Änderung zu erwarten. Der Krieg hat schwere Verluste an ausländischen Werten gebracht und die Vorzüge der heimischen Kapitalsanlage augenfällig hervortreten lassen. Die deutschen Ersparnisse werden künftig sich viel ausschließlicher dem heimischen Geldmarkt zuwenden.

Auch die jetzt ganz unbeliebte Anlage der Gelder in Hypotheken wird wieder größere Anziehungskraft ausüben. Denn die sichere Hypothek hat nicht nur während des Krieges ihre Zinsen getragen, sie bürgt auch ihrem Besitzer für das unverkürzte Kapital, während jedes Wertpapier Kursverluste bringt. Wenn die Gemeinde oder die Hausbesitzer auf genossenschaftlichem Wege die volle Sicherheit der Hypotheken gewährleisten würden, so könnte ohne eigentliche finanzielle Anforderungen die drohende Krisis des Grund-

besitzes wohl vermieden werden, — was im Interesse der Gesamtbevölkerung liegen würde.

Wenn die Sparkraft des deutschen Volkes in einer Höhe, wie sie die neun Milliardenanleihe kennzeichnet, nach dem Kriege so gut wie ausschließlich dem heimischen Geldmarkt vorbehalten bleibt, so muß bald nicht nur das Gleichgewicht zwischen der Nachfrage und dem Angebot an Kapital eintreten, sondern auch das Angebot schnell überwiegen und den Zinsfuß herabdrücken. Sobald dies geschieht, ist die Gefahr einer dauernden Festlegung des fünfprozentigen Zinsfußes überwunden und die Rückkehr normaler Verhältnisse gesichert.

Für die Kriegszeit mag fünf Prozent als außerordentliches Anreizmittel seine Schuldigkeit tun. Daß aber die zweite Kriegsanleihe nicht zu schlechteren, sondern zu besseren Bedingungen ausgegeben werden konnte als die erste, — der Unterschied von ein Prozent bedeutet für das Reich eine Mehreinnahme von 90 Millionen Mark! — das ist an sich ein Beweis von der deutschen Kapitalkraft, die aus sich heraus zur Überwindung der Kriegsfolgen führen wird.

Auch für den internationalen Verkehr ist die Zinsfraqe von großer Bedeutung, denn der Zins ist ein Teil der Produktionskosten. Wir waren vor dem Kriege vielfach im Wettbewerb mit dem Auslande schwer dadurch benachteiligt, daß der Zinsfuß bei uns zu hoch und höher als im Auslande war. Um so

wichtiger wäre es, wenn wir nach dem Weltkriege uns am schnellsten und kräftigsten erholten und in dem dann sicher beginnenden großen, friedlichen Wettkampf im Welthandel durch billigere Zinssätze im Vorteile wären. Das würde uns auch befähigen, am wirksamsten gegen die Stellung Londons als Mittelpunkt des Weltverkehrs anzukämpfen.

Wir werden danach guttun, den Bewegungen des Zinsfußes die größte Aufmerksamkeit zu widmen. Ein Volk, das im Kriege eine 9 Milliardenanleihe aufbringt, darf hoffen und erwarten, daß es alle wirtschaftlichen Schwierigkeiten überwindet, die der Krieg noch bringen kann. Der finanzielle Zusammenbruch Deutschlands schien unseren Feinden die sicherste Folge des Krieges zu sein. Ietzt wird man wohl diese wie so manche andere Hoffnung zu Grabe tragen müssen. Deutschland hält durch!

Finanz-Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Kriegskosten und Kriegsanleihen.

Graf Montecuccoli muß sich eine Berichtigung seines berühmten Ausspruchs gefallen lassen. Es trifft, wie der Weltkrieg lehrt, nicht mehr zu, daß zum Kriegführen erstens Geld, zweitens Geld und zum dritten Geld gehört, nicht mehr in dem Sinne, in welchem der Ausspruch derzeit getan wurde, und in welchem er den damals wie heute gleichen Begriff „Geld" versteht. Dies erhellt schon die Tatsache, daß der ungeheuerliche Weltbrand bereits fast acht Monate lodert und doch nirgends eine Geldknappheit zu spüren ist, obwohl uns täglich vorgerechnet wird, daß jeder Kriegstag allein an Kosten, die dem Deutschen Reich erwachsen, 30 Millionen Mark verschlinge, während die Ausgaben unserer verbündeten Gegner noch wesentlich höher seien.

Diese Zahlenangaben sind auch zweifellos richtig, sie mögen sogar eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Wenn wir dann weiter vernehmen, daß die Gesamtkosten aller am Kriege beteiligten Staaten bei einjähriger Kriegsdauer die märchenhafte Höhe von 70 bis 80 Milliarden erreichen werden, so fragen wir uns entsetzt nach der Herkunft solcher Unsummen. Alle Goldvorräte der Welt, die im Iahre 1900

auf 20,3 Milliarden Mark geschätzt wurden, würden nicht hinreichen, um diese Kosten zu decken. Weiter müssen wir fragen, wie es denn möglich ist, daß in einem Iahre dreimal soviel Geld ausgegeben werden kann, als auf der Erde überhaupt vorhanden ist. Die Frage erscheint begreiflich; zugleich läßt sie den Irrtum erkennen, in dem viele, wenn nicht die meisten Menschen hinsichtlich der Kriegskosten befangen sind, die zu decken nach Montecuccoli Geld nötig ist, eine Vorstellung, die auch im Gehirn der englischen Staatsmänner herrscht, welche, indem sie mit protziger Gebärde auf die gefüllten Geldsacke wiesen, der gläubig aufhorchenden Welt verkündeten, daß der Staat den Sieg davontragen werde, der die letzte Million zu verausgaben hätte. Der Irrtum beruht auf einer Verwechselung der Begriffe. Man muß zwischen den tatsächlich vorhandenen Kapitalwerten und dem Gelde, das, in welcher Form es auch auftritt, nur ein Wertmesser, ein Tanschmittel ist, unterscheiden.
Zweifellos verschlingt der Krieg Unsummen an Werten. Zunächst entzieht er alle Kriegsteilnehmer, viele Millionen arbeitsamer Hände der produktiv schaffenden Tätigkeit. Der ?and-

wirt, der den Boden bestellte und Werte schuf, ist ins Feld gezogen, der Industriearbeiter, der im geräumigen Fabriksaal friedlicher Tätigkeit oblag, damit deutsche Erzeugnisse sich im heißen Konkurrenzkampf allem Neid und jeder Mißgunst zum Trotz nur durch ihre Güte die Welt erobern konnten, gießt vielleicht Geschütze, dreht Geschosse, die im Kriege selbst, also nutzlos für das Volksvermögen verbraucht werden, deren Wert, kaum entstanden, vernichtet wird. Diese Verluste an verbrauchten und zerstörten Werten, an Friedensarbeit, kurz an Kapitalvermögen, sind allerdings mit Geld zu schätzen. Dazu kommt indessen noch der uneinbringliche Schaden durch die Zerstörung ethischer Werte, durch die furchtbare Verwahrlosung an Seele, Geist und Körper, also an der Arbeitsfähigkeit der Bevölkerung, die der Krieg anrichtet. Könnte deren Wert überhaupt ökonomisch geschätzt werden, man müßte ihn auf Hunderte von Milliarden veranschlagen.

Solchergestalt vernichtet der Krieg allerdings Riesensummen; einem ungeheuren Moloch gleichend, verschlingt er in seinem feurigen Rachen Menschen und Werte. Das vorhandene bare Geld aber bleibt und rollt nach wie vor. Der Staat benötigt es zur Kriegführung durchaus nicht unbedingt, solange er für seine Bürger und Soldaten Lebensmittel genug besitzt, um sie zu ernähren, solange er die erforderlichen Rohstoffe zur Herstellung von Waffen, von Ausrüstungsgegenständen, zum Betriebe seiner technischen Einrichtungen, seiner Fabriken, seiner Eisenbahnen, vor allem also Kohle besitzt, und solange er über die erforderliche Bevölkerungszahl verfügt, um seine Grenzen nicht nur zu verteidigen, sondern auch seinen Bedarf an Nahrungs- und Betriebsmitteln hervorzubringen. Zum Kriegführen gehört also nicht Geld, Geld und nochmals Geld, sondern dazu gehören Nahrungsmittel, Rohstoffe und eine arbeitsame Bevölkerung.

Ein Beispiel mag die Sachlage am besten veranschaulichen. Man denke sich ein kleines in sich geschlossenes Gemeinwesen, das in seinen Mauern alles Nötige hervorzubringen in der Lage ist, das also von der Außenwelt unabhängig ist. Es wird ohne Geld so lange Krieg führen können, als es Menschen

zur Verteidigung und zur Schaffung neuer Werte besitzt. Es wird die Produktion der Nahrungsmittel, Ackerbau, Bergbau, Viehzucht in eigene Verwaltung nehmen und jedem Bürger als Entgelt für die zu leistenden Kriegsdienste zuteilen, wessen er bedarf. Und doch entstehen natürlich auch solchem Staatswesen Kriegskosten, die in ihrer Höhe dem Werte dessen entsprechen, was die einzelnen Bürger in friedlicher Arbeit zu erwerben verhindert werden. Solcher Staat könnte auch im Inneren des Geldes entraten, da er an Stelle des Wertmessers die eigentlichen Werte zu setzen in der Lage ist.

Unter den heutigen Verhältnissen ist solches Vorgehen natürlich undenkbar. Die vorhandenen Werte, Grundbesitz, Kohlengruben, Viehbestand usw. sind nicht im Besitz des Staates, sondern der einzelnen Staatsbürger. Von diesen muß sie der Staat kaufen, ebenso wie er die Arbeitskraft des einzelnen kaufen muß, und dazu bedarf er innerhalb seiner eigenen Grenzen wie jeder Privatmann des Geldes als Wertmesser. Um es zu erhalten, nimmt er Anleihen, Kriegsanleihen, auf. Dadurch aber wird der vorhandene Geldbestand keineswegs vermehrt. Die Anleihe bewirkt nur, daß das im Umlauf befindliche Zahlungsmittel, das Geld, an den Staat zurückfließt, der es nun wieder erneut ausgeben, zur Bestreitung seiner Bedürfnisse verwenden kann, ohne daß er selbst neues Geld, sei es in Goldmünzen oder in Noten, auszugeben braucht. Der Staat, der eine Anleihe

aufnimmt, macht Schulden bei der Nation, die ihm gegen Schuldurkunden die vorhandenen Zahlungsmittel zur Verfügung stellt. Solange der Staat das Vertrauen der Nation besitzt, also Kredit genießt, kann er das Verfahren beliebig oft wiederholen, er wird alsdann immer Geld haben, solange dieses nämlich im Lande bleibt, und nicht etwa für Anschaffung von Nahrungsmitteln oder Kriegsbedarf ins Ausland abfließt.

Der Staatsbürger, der z. B. tausend Mark Kriegsanleihe zeichnet und mit zehn Hundertmarkscheinen oder einem Tausendmarkschein zahlt, tauscht nur eine Schuldverschreibung des Staates, — denn auch Papiergeld ist nur eine solche, — gegen die andere aus. Mit einem Unterschiede allerdings. Iedes Papiergeld ist ein unverzinsliches Darlehen an den Staat, für die Kriegsanleihe dagegen muß der Staat Zinsen entrichten, die er in künftigen Friedenszeiten durch Steuern aufbringen muß. Demnach ist die Kriegsanleihe nichts anderes als die kapitalisierte künftige Steuerlast. Eine größere Sicherheit und demnach eine bessere Kapitalsanlage kann es im Deutschen Reich schlechterdings nicht geben. Diese Erkenntnis hat denn auch zur Folge gehabt, daß sich für den ersten Kriegskredit von fünf Milliarden, den der Reichstag am 4. August 1914 bewilligte, nicht weniger als 1150 000 Zeichner einstellten. Davon entnahmen 900 000 Beträge von 2000 Mark und darunter, und von diesen wiederum 200 000 Zeichner Beträge von 100 bis 200 Mark. Fürwahr, ein glänzender Beweis von Vertrauen, das die ganze große breite Masse der Minderbemittelten dem Staat entgegenbrachte.

Weshalb aber, so wird man fragen, beschreitet der Staat den Weg der verzinslichen Anleihe, weshalb bürdet er seinen Angehörigen eine neue beträchtliche Steuerlast auf, während er doch einfach mehr Papiergeld, also unverzinsliche Anerkennwisse ausgeben, und dadurch die erforderlichen Tauschmittel, das Geld, unbegrenzt hervorzaubern könnte? Die Antwort ist leicht gegeben. Der eigentliche Wertmesser, das in der ganzen Welt anerkannte Tauschmittel ist das Gold. Mit der Ausgabe von Papiergeld übernimmt der Staat die Verpflichtung, auf Verlangen jeden Schein unverzüglich in

Gold einzulösen. In der absoluten Gewißheit, daß der Staat jederzeit dazu in der Lage ist, beruht der Wen des Papiergeldes, das sonst weiter nichts wäre, als eben ein wertloser bedruckter Fetzen Papier. Für jedes Zwanzigmarkstück, das sich in den feuersicheren Gewölben der Reichsbank befindet, darf der Staat für 60 Mark Papiergeld ausgeben. Deshalb ist es die unabweisliche Pflicht eines jeden, seine Goldmünzen an die nächste Staatskasse abzuführen. Anfang Oktober 1914 waren im Reich für fast 5,2 Milliarden ausgeprägte Goldmünzen im Umlauf. Der Goldvorrat der Reichsbank betrug am 15. Februar 1915 erst 2228,6 Millionen Mark. Demnach sind noch etwa drei Milliarden Gold im Privatbesitz. Wären sie im Besitz der Reichsbank, so könnten dafür für neun Milliarden Banknoten ausgegeben werden, es wäre also, hätte jeder Deutsche seine Pflicht getan, noch kaum die Aufnahme einer Anleihe notwendig gewesen.

Alle Kriege, die die Geschichte kennt, haben damit geendet, daß der Besiegte die Kriegskosten zu tragen hat. Wir haben also begründete Aussicht, von unseren Gegnern Ersatz für alle vernichteten Werte, Entschädigung für jeden Verlust zu erhalten. Was geschieht nun, wenn die ungezählten Milliarden ins Land fließen? Wird etwa die Kriegsanleihe zurückgezahlt? Damit würde den Zeichnern kaum gedient sein, denn sicherlich wird das Papier im Wert gewaltig steigen. Wird die Summe vielleicht auf den Kopf der Be-

völkerung verteilt? Nichts dergleichen. An der Kriegsanleihe ändert die Kriegskostenentschädigung nichts. Der Staat wird seine Schuldenlast nach Möglichkeit vermindern, er wird das Geld zu neuen Anlagen, zu Eisenbahnbauten, zur Nutzbarmachung von Grund und Boden und Ähnlichem gebrauchen und dadurch Einkünfte schaffen, die es ihm ermöglichen, die Steuersätze auf ein niedriges Maß herabzusetzen. Auf solche Weise kommt die Kriegskostenentschädigung jedem Staatsbürger zugute, sie wächst somit dem für das Deutsche Reich auf etwa 350 Milliarden geschätzten Nationalvermögen zu.

Natürlich ist kein Staat der Welt in der Lage, auch nur annähernd die Wertverluste zu ersetzen, die durch den Krieg entstehen; denn mit den tatsächlichen Ausgaben für Heer und Flotte, für verbrauchte Munition, den Ersatz für den Abgang von Material, Geschützen und Schiffen, die von sachverständiger Seite auf etwa zehn Mark für den Tag und den Kopf des Soldaten geschätzt wurden, ist es, wie ersichtlich, keineswegs getan. Wie überhaupt die Riesensummen gedeckt, bzw. von den unterliegenden Parteien getragen werden sollen, ist vorläufig gar nicht auszudenken. Um die Kriegsschuld von fünf Milliarden nach dem Feldzuge 1870 abzutragen, brauchte Frankreich reichlich drei Iahre. Und damals war es noch das Kapital erportierende Land, dessen Mittel unerschöpflich schienen, und das seither zwecks Verwirklichung des Revanchegedankens 18 Milliarden nach Rußland geben konnte, die für so gut wie verloren anzusprechen sind. Aber das soll uns wenig kümmern, wer letzten Endes die Zeche für den freventlich angefachten Weltbrand zu zahlen hat; soviel ist gewiß, das Deutsche Reich wird es nicht sein, denn auch die verruchte Aushungerungstaktik verschlägt nichts, dank dem „Kartoffelbrotgeist", den die verbrecherischen Lenker des englischen Staatsschiffs nicht zum letzten als den gefährlichsten, nicht zu bezwingenden Gegner erkannt haben. Mit dem Augenblicke, wo dieser Geist bei uns einzog, wo hoch und niedrig, reich und arm von ihm ergriffen wurden, hat das Deutsche Reich seine Sache auf sich selbst gestellt. Es braucht seine Barmittel an Gold nicht ins Ausland abzu-

führen, es braucht nicht, wie England, wie Frankreich und Rußland Waffen, Munition und Lebensmittel von fremden Staaten zu kaufen und dadurch die eigene Volkswirtschaft zu schwächen. Das Reich bringt, kraft seiner mustergültigen Organisation, dank der unvergleichlichen Opferwilligkeit aller Deutsehen, dank seiner inneren wirtschaftlichen Stärke, alle Werte, die es zum Kriegführen braucht, täglich und stündlich neu hervor, und aus diesem letzten und einzigen Grunde ist es in Wahrheit nnbesieglich.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin von Pestalozza.

Als etwas vom Schönsten des Schönen soll heute genannt werden: „Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin*)." Sie reißen den Menschen hin, der sich nach edlem Menschentum sehnt; den deutschen Menschen, der hier wie im reinsten Spiegel sein Wesensideal froh bewegt erblickt; den Künstler aber auch, dem ein Stück köstlichster Kunst an die Seele greift. Diese Kunst besteht in einer reichen, eigenartigen, treffenden Bildhaftigkeit des Ausdrucks; in der geradezu vorbildlichen Art, wie alte Formen mit ganz persön-

*) I. G. Cottasche Buchhandlung, Stutt» gart und Berlin.

lichem Lebensinhalt gefüllt und dadurch
neu werden; besteht in dieser flutenden,
dichterischen Weltempfindung, die sich
nichts von der einzig schönen Erde,
nichts vom einzig wunderbaren wirk-
lichen Leben entgehen läßt, die aber auch
die Berge und die Wolken nicht zu be-
grenzen vermögen, besteht im Humor
der erdüberwindenden und im tiefen
Ernst der leidgeneigten edlen Seele.
Es darf wirklich dieses schöne Buch,
das Horst Kohl durch die Beigabe
von Erläuterungen zu einer Gabe ge-
macht hat, die weit über den flüchtigen
Genuß einer Stunde geht, in keinem
deutschen Haus mehr fehlen. Denn wo
es ist, da ist ein Plätzchen der Erquickung
und Lebensstärkung; da ist eine Gold-
insel und zugleich herrliche Hingabe an
des Landes Notwendigkeiten.
Ein Lebensbild der Frau, die be-
gnadet war, den Dichter, Künstler, Er-
zieher Bismarck, wie er in seinen Brie-
fen an sie sich uns, den für immer
Dankbaren, darstellt, anzuregen, ja zu
schaffen, muß aufs höchste interessieren.
Sophie Charlotte von Sell
gibt es uns in ihrem Buch „Fürst Bis-
marcks Frau*)". Kann Besseres von
diesem Buch gesagt werden, als das:
daß es ihm gelingt, uns verstehen zu
lassen, wie dieser Mann an dieser Frau
werden konnte; daß sich uns feine Fä-
den spinnen von diesen Blättern zu
jenen anderen! Die Perlen, die auf
diesen Blättern schimmern, sind Io-
hannas Briefe und Aussprüche. Auch
hier Bildhaftigkeit, Plastik, Originali-
tät, Temperament. Pietät für zwei
große Menschen führt der Verfasserin
die Feder; das ist von dieser Seite der
Reiz des Buches, das weniger eine
künstlerische Tat bedeuten will, als in
einfacher Erzählung Iohannas Kindheit
und Weibtum historisch geben möchte.
Und weil die mit Fleiß zusammengestell-
ten Daten, erweitert durch kluge Worte
der Charakteristik, der Interpretation,
durch anziehende Schilderungen, sich zu
einem anschaulichen Lebensbild runden,
das seine rechte Tiefe und sein bestes
Licht mit den eigenen Worten dieser
beiden guten und außerordentlichen
Menschen erhält, sei die pietätvolle
Gabe dankbar begrüßt. Die Illustra-
tionen des Buches werden willkommen
sein.
Wenn es Lena Chr ist's Buch

*) Trowihsch und Sohn, Berlin 1915.

aushält, daß wir von zwei Bildern schönster Menschennatur zu ihm kommen, so spricht das dafür, daß es ein gutes und feines Buch ist. Lena Christ nennt es „Mathias Bichler*)". Es ist der Lebensroman eines bayrischen Herrgottschnitzers. Er beginnt und breitet sich unter den Zeichen äußerlicher Niedrigkeit, Armut, äußerlicher Fehlschläge; aber ein innerlicher Reichtum, ein künstlerischer und sittlicher, verrät sich schon. Am Ende bringen dann äußere Glücksumstände, die aber auch nicht ohne innerliche Bedingung sind, die Vollendung des Künstlers und des Menschen. Die Dichterin legt ihrem Künstler-Helden die Worte in den Mund: „Die lebendige Wiedergabe des wirklichen Lebens wollte ich ... lernen." Sie sprechen zugleich das Ideal aus, das der Dichterin selbst bei ihrem Werk vorgeschwebt hat. Daß sie es erreicht, ist der hohe künstlerische Wert des Buches. Es ist wirkliches Leben; wirkliches bayrischer Bauern gegen Ende des achtzehnten, Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; wirkliches wandernder Handwerksburschen, die durch Tirol und Bayern ziehen, in Alt-München landen. Wirkliches des Mathias Bichler, den ein Mägdlein früh zum Manne macht, der seine Liebe eine Weile verschmäht oder nicht erkannt sieht, der sie dann mannigfach verrät, um doch zu ihr, die auch vom Kathreinl endlich erkannt und erwidert wird, zurückzukehren

*) Albert Langen, München.

wie zur wahren Erdenheimat. Eine Reihe anziehender Gemälde von Volkssitten und Volksgebräuchen, von Hochzeiten, Taufen, von Wallfahrten, von Frömmigkeit und Aberglaube, von der Hütte im Wald und auf der Alm, vom Weihnachtsmarkt und der Dult, von Leidenschaften der Sinne und der Seele, von historischen Ereignissen hat eine starkbegabte Künstlerhand zu einem Einzellebensbild gefügt, dessen Wirklichkeit sich noch äußerlich-organisch gibt in Stil und Sprache der damaligen Zeit und des damaligen Menschen Mathias Bichler, das sich in seinem Abstrakt aber doch erhebt zu typischer und symbolischer Bedeutung. Und welches volle, große Menschenleben täte das in Wirklichkeit nicht? So gibt uns Lena Christ eine erlesene Gabe.

Ein kleiner Band aus den Nachlaßschriften des Schweizer Dichters Iosef Viktor Widmann, drei Novellen, deren erste ihm den Namen gibt „Ein Doppelleben*)", mag als guter, heiterer Genuß, vielleicht in unseren Lazaretten, auch im Feld gern empfohlen werden. Bei der ersten Erzählung überwiegt zwar das tragische Moment; aber es ist so hingebend das Versöhnliche gesucht, daß das Gemüt heiter dabei wird. In der zweiten Novelle sind schon mehr die Lichter des heiteren Ergötzens aufgesetzt, um in der dritten am heimlichsten zu funkeln. Hinwiederum bergen auch diese letzten, „Als Mädchen" und „Rektor Müslins erste Liebe", die tiefernsten Züge, die eben auch im Antlitz der wahren Heiterkeit schlummern. Diese Heiterkeit zu geben und hervorzulocken, dazu bedarf es immer eines wirklichen Dichters. Widmanns Wert liegt auf dem Boden, aus dem Gottfried Keller, sein Meister und Zeitgenosse, die schönste, unvergleichlichste Perle hob. Während in den ersten Geschichten die Phantasie kühn sich auf. schwingt, während hier Abenteuer, aber auch feinste Naturempfindung fesseln, gemahnt die letzte schon mehr an die äußerlich so geruhsamen und doch so tief verschütteten Alltagswege eines Seldwyla.

Nun sind noch Gaben, die im besonderen Beziehung nehmen zu unseren Tagen. Die Tat-Flugschrift „Deutsche Gesinnung" von Diedrich Bischoff*) behandelt als Hauptproblem: Wie kann und muß die heutige deutsche Sinnesart

gehütet und gepflegt werden? Nach
der Wesenserklärung der deutschen Ge-
sinnung, die als Persönlichkeits- und
Gemeinschaftsidealismus eine wirkliche
gnadenvolle Gabe zu nennen ist, kommt
der Verfasser zu dem aus dieser Gabe
erwachsenden Gebot: Pflege vor allem
der Empfindungskultur und des Wil-
lens zur sozialen Vollendung! Wenn es
uns erhebend sein muß, uns in das
Bild unserer eigenen Art zu versenken,
ihr Werden zu verfolgen, ihre Bedeu-
tung zu erkennen, ihre weiteste Bedeu-
tung vorauszuahnen, so ist es unendlich
wichtig, den Anregungen des Verfassers
nachzugehen für Erhaltung, ja Weiter-
bildung dieser Art nach diesen Tagen.
Es ist eine Angelegenheit für uns
Daheimgebliebene zumal, solche Ge-
danken zu pflegen. Sie bereiten zu-
künftige Friedenstaten vor. Keiner von
uns, die wir von den großen Taten
draußen ausgeschlossen sind, schließe sich
von ihnen aus!
Dem unerschütterlichen Glauben an
unser Vaterland, an unsere Art verleiht
poetisch getragene Form Karl Eme-
rich Hirt in seinem schmalen Bänd-
chen „Der Heereszug Gottes**)". Stro-
phen, schwer und voll von Farben, tiefsten
Sinnes rauschen daher; Zeiten und Ge-
schlechter, ihre schönsten Sterne und
ihre schimpflichsten Flecken, ziehen vor.

") Verlag von U. Francke, Bern 1915. Innsbruck.
') Eugen Diederich« Verlag, Jena.
") Deutsche Vuchdruckerei Gesellschaft,

über; ihre hehrste Lust und ihre niedrigsten Lüste werden lebendig. Nicht lange noch ist's her, da war schrecklichste Zeit. Doch jetzt:

„Es wird zur Wirklichkeit, zur Wirklichkeit,
Die lang vergess'ne, kaum besess'ne, einzig eine, heilandsreine Menschenminne."

„Er führt die Kreaturen väterlich durch alle Zeiten, alle Fernen
Zum lichtverdämmernden Gelände,
Und schließt zum heil'gen Bund
Um's Weltenrund
Der Auserwählten starke Hände!" —

„Der Mensch ist Gottes liebstes Kind und vieler Schätze auserwählter Erbe.
Die Kraft ist ihm verheißen, daß er sie erwerbe!
Der Innenlebende,
Gewinnlos Strebende
Erstürmt die stolzen Sterne!
Die Himmel warten leuchtend in der Ferne,
Und krönen seine Siege, Geist und Form versöhnend, mit Erlösungswonnen!
In ihm siegt Gott! Und Gott bleibt Sieger! So geschah es einst am Anfang, so erfüllt sich's bis zum Ende!"

Kirchliche Rundschau.

Von F. L. Graf von Voltolini.

Kardinal Agliardi f.

Kardinal Agliardi ist nicht mehr!

Im Registrieren des Todes dieses Kirchenfürsten ist nicht so sehr auf die vielen, hohen Ämter, die der Verstorbene während seines langen Lebens bekleidete, hinzuweisen, als vielmehr auf die einzigartige Bedeutung, die er während des letzten Iahrzehnts als unbeugsamer Führer der Opposition errungen hat. Vatikanische Opposition! Wenn man die strenge Disziplin der katholischen Kirche in Betracht zieht, sollte man meinen, daß in diesem mit absolutistischen Prinzipien regierten Organismus überhaupt kein Platz für eine Opposition sein könne. Doch gilt dieses nur für den unter den Bischöfen stehenden Klerus. Im höchsten Klerus, in der römischen Kurie und besonders in deren Senat, dem Kardinalskollegium hat es stets Opponenten gegeben und wird, auf Grund der Verfassung und der Wahlmonarchie, die das Papsttum darstellt, stets solche geben. Selten aber wird hier eine Opposition so energisch, so

prinzipiell und so unversöhnlich betrieben werden, wie die Fronde, die Kardinal Agliardi gegen das Regime Plus' X. organisiert hatte. Agliardi war infolge seines einerseits geraden und offenen, anderseits selbständigen und energischen Charakters zum Führer der Opposition prädisponiert. Schon während seiner langen diplomatischen Laufbahn hatte Agliardi wegen der Impulsivität seines Wesens manchen Strauß auszufechten, den schärfsten mit der ungarischen Regierung, als er persönlich, trotz des diplomatischen Charakters seiner Stellung als Wiener Nuntius in die kirchenpolitischen Angelegenheiten Ungarns eingriff. Auch in Wien selbst schuf er sich nicht wenig Feinde, als er der Protektor der damals, im Beginn der neunziger Iahre, mächtig werdenden Lußgerpartei wurde. Nicht nur in der österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern allenthalben hielt man Agliardi damals für einen klerikalen Eiferer, der päpstlicher als der Papst sein wollte. Wer hätte ahnen können, daß derselbe Agliardi ein Dutzend Iahre

später der Hort des kirchlichen Liberalismus in Rom und der schärfste Opponent gegen die religiöse Intransigenz des Vatikans sein werde? Wie es dazu kam?
Das Konklave von 1903 war für Agliardi, wie für so viele Kardinäle, eine bittere Enttäuschung! Anstatt Rampolla als „Leo XIV." den Stuhl Petri besteigen zu sehen, erhielt die Kirche in Iosef Sarto ein Oberhaupt, in welchem ein so scharfer Geist wie Agliardi sofort den Mangel an Befähigung erkannte und mit einer energischen Opposition begann, als sich zeigte, daß Papst Pius nicht einmal in der Wahl seiner Ratgeber vorsichtig war, sondern völlig ein Spielball in den Händen teils unerfahrener Prälaten, teils ertrem-bigotter Ordensleute wurde.
Begann die Kamarilla Pius' X. den Kampf gegen den Modernismus, so protegierte Agliardi alle liberalisierenden Tendenzen und ernannte den Modernistenführer Don Romolo Murri zu seinem Sekretär aü Kouorem. Nahm Merry del Val, je länger je mehr, gegen Italien einen intransigenten Standpunkt ein, so stand Agliardi nicht an, diesen als einen groben Anachronismus zu geißeln und seinerseits italienische Minister und Deputierte aller Parteien zu empfangen. Wollte Pius X. die katholische Parlamentspartei im Montecitorio nicht anerkennen, so bildete der Palast der Cancelleria, wo Agliardi als „Kanzler der Kirche" residierte, das Zentrum dieser Partei, wo ihren Mitgliedern die Richtlinien ihrer Haltung vorgezeichnet wurden. Als gegen Schluß des Pontifikates Pius' X. mehrere der alten leonianischen Kardinäle und endlich der von Agliardi immer noch als sein Papstkandidat proklamierte Rampolla starb, glaubten manche, die Fronde Agliardi's werde schließlich aus Mangel an gleichgesinntem Nachwuchs im Kardinalskollegium eingehen. Aber das Gegenteil war der Fall; Agliardi sollte noch den vollen Triumph seiner Opposition erleben.
Nach Rampolla's Tod designierten ihn seine Gesinnungsgenossen zum Nachfolger in dessen Kandidatur, aber Agliardi lehnte diese Zumutung energisch ab. Er wollte nicht Papst sein, aber helfen, den nächsten Papst richtig auszuwählen !
Als Pius X. starb, stand bei Agliardi

sein Programm fest. Keinen andern Kandidaten wollte er unterstützen, als denjenigen, der in seiner Person die schärfste Antithese zu den Tendenzen Pius' X., und der sogar ein Opfer der Verfolgungssucht der Kamarilla desselben war — della Chiesa.

Mit seiner ganzen Autorität als „Vizedekan" des Kardinalskollegiums und — infolge des leidenden Zustandes des Dekans Serafino Vannutelli — Leiter des Konklave unterstützte er die Kandidatur seines Papabile mit aller Energie. Das Resultat ist bekannt.

Als Benedikt XV. von der Loggia der Peterskirche urdi et «rdi den ersten Segen erteilte, spiegelten die Züge des neben dem Neugewählten stehenden Agliardi die Freude eines unbeschreiblichen Triumphes. In diesem hat er die letzten Monate gelebt, und der Dank des Papstes, der ihn als Ratgeber hoch ehrte, bildete für ihn das schönste Äquivalent seines elfjährigen rastlosen Kampfes.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. I. v. Bülow.

Pflichten gegen die Kunst.

Die großen Erfolge unserer Truppen, die vortreffliche finanzielle Vor-

bereitung des Deutschen Reiches und des deutschen Volkes auf diesen Krieg haben eine durchgreifende Beruhigung der wirtschaftlichen Lage herbeigeführt. Mit einem nicht zu unterschätzenden Geschick hatten sich der Handel und die Industrie, soweit sie durch den Krieg von ihren eigentlichen Gebieten abgedrängt wurden, auf Erwerbszweige umzustellen gewußt, die mit den Forderungen des Tages in Einklang sind.

Für den Wohlhabenden fallen eine große Menge erheblicher und früher scheinbar für notwendig erachteter Ausgaben fort. Der Ernst der Ereignisse zwingt zu einer stilleren Lebensführung. Die kostspielige Geselligkeit anderer Iahre liegt nicht auf ihrem Geldbeutel. In schöner Opferfreudigkeit haben diese Kreise ihre überschießenden Mittel und vielleicht auch mehr in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Eine Wohltätigkeit in breitestem Umfange, eine Versorgung des Heeres mit Liebesgaben hat eingesetzt.

Niemand wird behaupten, daß hier zuviel geschehen sei oder genug getan werden könnte, dennoch darf die Wohltätigkeit nicht ausschließlich da eingreifen, wo die Notwendigkeit in die Augen springt. Es gibt auch eine verschämte Armut, und sie ist vielleicht die unterstützungswerteste. Es gibt aber vor allem Berufe, die durch den Fortfall der Lurusbefriedigung in ihrem Sein vollkommen untergraben wurden. An diese Berufe zu denken ist nicht eine Frage der Wohltätigkeit, sondern eine Pflichterfüllung gegen die, denen das Volk die Pflege des Schönen und die Erhaltung der Ideale verdankt.

Wenn wir hier dennoch den Begriff Wohltun und die Förderung der Kunst in einen Zusammenhang bringen, so geschieht das mit Vorbedacht. Tatsächlich hat man sich in den letzten Iahrzehnten daran gewöhnt, die Förderung der Kunst als eine Art Almosengeben zu betrachten, obgleich es keine höhere und schönere Pflicht für den denkenden, Schönheit verstehenden Menschen geben kann, als gerade die Kunst zu fördern, deren Wesen es ist, den Genießenden von der Erdenschwere des Alltags loszulösen. Allerdings ist durch die immer mehr überhandnehmende Verkrämerung aller unserer Verhältnisse auch die Kunst in den Handelsbetrieb mit hinabgc-

zogen, durch den Kunsthandel zum Spekulationsgegenstand gemacht worden. Hierdurch entstand eine eigentümliche Spaltung im Vertriebe der Kunst. Die eine Hälfte mußte es sich solange gefallen lassen, den Ankauf als einen Gnadenakt zu erleben, bis sie durch den Erwerbssinn eines Händlers oder Sammlers auf einmal in die zweite Klasse, der zum Kunsthandel Zugelassenen, übertreten durfte. Es braucht nicht noch einmal hervorgehoben zu werden, wie ungesund und schädlich der» artiges für unseren Kunstbetrieb ist.
Zu einer wirklich freien künstlerischen Betätigung kommt nur der finanziell unabhängige Künstler; die andern — und das ist die Mehrzahl — müssen sich in ihrer Produktion nach der Liebenswürdigkeit des Kunstfreundes richten oder auf willkürliche und mit Kunst nur sehr äußerlich zusammenhängende Gedankenverbindungen und Geschmacksrichtungen einstellen. Selbst da, wo sich das Freiheitsgefühl des Künstlers hiergegen sträubt, wird er doch unwillkürlich durch derartige Erwägungen beeinflußt.
Dieser Krieg hat mit dem Kunstumsatz zeitweise ganz aufgeräumt. Zum mindesten aber hat er — und das werden wir ihm danken — die Haltlosigkeit der Spekulation in Kunstwerken erwiesen. Plötzlich mischen sich in die Frage des Wertes der Kunst Umstände hinein, die sicher nichts damit zu tun haben. Ob ein Bild deutschen, französischen oder sonst welchen Ursprungs

ist, ändert an seinem ästhetischen Werte bestimmt nichts. Dennoch hat bis zum Kriegsausbruch alles, was französische Kunst war oder schien, eine höhere Quote erzielt. Das ist mit einem Mal zu Ende, und in absehbarer Zeit wird französische Kunst, selbst wenn sie noch so schön ist, oder von ihren Verfechtern mit noch so gesuchten Gründen verteidigt wird, in Deutschland keinen ehrlichen Käufer finden. Das ist einerseits gut, andererseits schlimm. Gut ist es insofern, als dadurch Summen frei werden, die für die Werke deutscher Künstler aufgewandt werden können; schlimm, weil alle die, die bisher Kunstwerke zu Spekulationszwecken kauften, sich auf andere Wertgegenstände werfen und, statt in Bildern, in Industriepapieren, Staatsanleihen oder dergleichen ihre Gelder anlegen werden. Auch ist das in fremden Kunstwerken untergebrachte Kapital verloren oder zum mindesten auf lange Zeit lahmgelegt und kann somit weder der einen noch der anderen Kunstrichtung zugute kommen.

Die Klasse Künstler, die im Handel notiert ist, hat es in jetziger Zeit fraglos schlecht; die andere Schicht, die auf die „Almosen" angewiesen ist, hat es nicht besser, denn das Geld, das für sie bisher da war, wird zu Liebesgaben und dergleichen verwendet.

Wollten wir heute den Kauffähigen dazu veranlassen, statt Liebesgaben oder neben Liebesgaben für die Krieger im Felde auch die Streiter für unsere Ideale zu bedenken, so würden wir wahrscheinlich einen glatten Mißerfolg erleben und nur dazu beitragen, die Kunst weiter in den Bereich des Almosens hinabzudrücken. Darum muß der Ruf an das deutsche Volk, seine Kunst und seine Künstler nicht zu vergessen, einen etwas praktischeren Hintergrund haben. Wir haben es allmählich verlernt, daran zu glauben, daß man die Kunst aus reinem Idealismus fördert. Wir sehen gerade jetzt ein Überhandnehmen des Materialismus. Sogar dai einzig noch gebliebene und schönste Ideal, das Vaterland, beginnt man zu verkrämern. Wie dürfen wir da auf Verständnis für die unfaßbaren Seiten der Kunst hoffen?

Deshalb müssen wir den Leuten sagen: heut ist der Augenblick gekommen, um Kunst billigzu erwerben. Keiner, auch der größte Künstler, ist heut mit

Aufträgen überlastet; keinem, auch dem Erfolgreichsten, geht es heute geschäftlich gut. Denn selbst von denen, die große Einnahmen hatten, werden die wenigsten sich ein Vermögen erspart haben, um jetzt von seinen Erträgnissen zu leben. Sparen ist nicht Künstlers Art. Vielleicht geht es gerade deshalb denen am schlechtesten, die an eine groß>zügige Lebensführung gewöhnt waren, die auf ziemlich regelmäßige Einnahmen aus ihrer Kunst rechnen durften und darum Verpflichtungen eingegangen sind, die sie jetzt nicht erfüllen können. (Ich nenne nur die Miete für teure Wohnung und teures Atelier.) Wer bisher zweitausend Mark im Monat verzehrte, dem wird es schwerer, sich mit zweihundert Mark einzurichten, als dem, der zweihundert verbrauchte und jetzt nur die Hälfte hat.

Es ist also zweifellos die Möglichkeit gegeben, daß ein jeder, der noch Geld für Kunst erübrigen kann, heute gute und sonst teure Kunst erwirbt. Die Kunst als solche kann nicht zu einem Inventur-Ausverkauf schreiten, sonst würde sie dieses immer wieder vortrefflich wirkende Lockmittel, Gegenstände scheinbar billiger als sonst zu erwerben, nicht verachten dürfen. Tatsächlich liegen aber die Verhältnisse so, daß, wenn heute sich der Käufer entschließen würde, beim Künstler anzufragen, ob er nicht das eine oder andere Werk von ihm zu Kriegspreisen billiger erstehen kann, ob er ihn nicht zu einem in An,

betracht der Verhältnisse berechtigten niederen Preise abkonterfeien wolle, er auf eine Absage kaum zu rechnen hat. Früher hat wohl der Künstler ängstlich darauf gehalten, sein Werk nicht unter einem bestimmten Preise fortzugeben. Es entsprang das der Befürchtung, seine Arbeit in den Augen der Welt herabzusetzen. Solche Erwägungen können heute fortfallen. Die Ausrede des Krieges ist eine so glückliche, daß niemand des Künstlers Schaffen deshalb geringer achten wird, als bisher, wenn er es billiger abgibt. Wer es überhaupt nach dem Geldwerte einschätzt, weiß auch einen Kriegsrabatt richtig zu bewerten.

Wer Bilder nicht um ihrer selbst willen kauft, der möge daran denken, daß es für den Dritten, der ihn besucht, ein Beweis des nicht fehlenden Kunstverständnisses oder auch des vorhandenen Geldbeutels ist, wenn er Bilder an der Wand hängen hat. Wie billig er sie erstanden hat, braucht er ja niemandem zu erzählen. Ein wenig mag er sich auch dabei von der Hoffnung leiten lassen, daß später doch bessere Zeiten kommen und des Künstlers Werk wieder im Preise steigen wird.

Schließlich, wenn er es will und es ihm Befriedigung gewährt, mag er auch den Kauf eines Kunstwerkes als Almosen auffassen oder, wenn ihm das nicht genügt, als Erfüllung einer Pflicht gegen die Allgemeinheit. Iedenfalls bietet der Ankauf von Kunstwerken in dieser Zeit wie nichts anderes die Möglichkeit, das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinen. Darum soll ein jeder, der für die Kunst ein Herz hat, darauf hinwirken, daß er und andere die Kunst unterstützen. Wo das schöne Wort von der Erhaltung unserer Ideale nicht mehr zieht, da mögen die eben auseinandergesetzten Hilfsmomente eingreifen. Wenn nur letzten Endes der Erfolg eintritt, dann heiligt er jedes Mittel. Denn das ist sicher: wir brauchen in dieser Zeit des krassen Materialismus die Kunst als stärkstes Gegengewicht. Es ist die Pflicht eines jeden Volkspsychologen, sie zu fördern, damit unser deutsches Volk nicht dem Feinde erliegt, der schlimmer ist, als Frankreich, Rußland, England und alle ihre farbigen Hilfstruppen: dem Amerikanismus, dem Krämergeist!

Volkswirtschaftliche

Die Kriegsgetreide-Gesellschaft als volkswirtschaftliche Organisation.

Man hat schon jetzt vielfach dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß in kommenden Zeiten das Deutsche Reich einen umfassenden Mobilmachungsplan für die Volkswirtschaft im Kriege aufstellen müsse, um nicht, wie in diesem Kriege, mehr oder minder unvorbereitet, die grundlegenden Entscheidungen und- Maßnahmen auf einzelnen Gebieten der Kriegswirrschaft treffen zu müssen. Welche ungeheuren Schwierigkeiten aber der Aufmachung einer solchen wirtschaftlichen Mobilmachung sich entgegenstellen, kann man schon jetzt ermessen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie einzelne als „Kinder der Not" ins Leben gerufene staatliche Maßnahmen von den verschiedensten Seiten als die Zielscheibe einer maßlosen, wenn in einzelnen Fällen vielleicht inhaltlich diskutablen, so doch in ihrer gehässigen Formulierung stets unberechtigten Kritik unterzogen werden. Ganz besonders erstaunlich aber ist es, daß diejenige Organisation, welche vielleicht den größten Anspruch auf eine, den Verhältnissen des Krieges zuge-

schnittene Beurteilung erheben könnte, die Kriegsgetreide-Gesellschaft, von einzelnen Seiten mit Anfeindungen der angedeuteten Art bedacht wird. Diese können nur als ein Zeichen dafür angesehen werden, daß die Aufgaben und die Maßnahmen, mit welchen es die Kriegsgetreide-Gesellschaft zu tun hat, wohl in ihren großen Umrissen den Außenstehenden bekannt geworden sind, nicht aber in dem komplizierten Gefüge der Einzelvorgänge und Einzelschwierigkeiten, welche zu bewältigen waren und noch zu bewältigen sind. Alle jene sonderlichen Begleiterscheinungen, welche den Ratschlägen und Entwürfen der sogenannten „Zivilstrategen" auf dem Gebiete der Beurteilung derKriegsführung eigen sind, kehren bei denjenigen wieder, welche als Außenstehende mit einem gewissermaßen verblüffend einfachen Rezepte den soviel „besseren" Weg zum Ziele vorschreiben zu können meinen. Und doch sollte gerade bei der Beurteilung der Kriegsgetreide-Gesellschaft schon allein die Erinnerung an die einstigen Debatten über das Getreidemonopol nach dem Vorschlage des Grafen Kanitz genügen, um zu zeigen, daß es sich bei dieser Organisation wahrlich nicht um eine solche handelt, deren Maßnahmen man ohne Kenntnis aller Einzelheiten des Geschäftsverfahrens kritisieren darf. Denn eines der Hauptargumente gegen die Verwirklichung des Antrages Kanitz war immer das: daß dieser Antrag, wenn man ihn von der bloßen Schaffung eines Getreide-Importmonopols auf das Monopol des gesamten inländischen Getreideverkehrs ausdehne, einen derartig komplizierten und schwer zu bedienenden geschäftlich bureaukratischen Apparat erfordere, daß seine Durchführung schon allein hierdurch auf die schwersten Bedenken stoßen müsse. Dieser Gesichtspunkt ist seinerzeit von dem verstorbenen badischen Finanzminister, dem bekannten Agrarpolitiker Dr. Buchenberger und ebenso von Professor Gustav von Schmoller auf das nachdrücklichste vertreten worden. Buchenberger schreibt wörtlich in seiner „Agrarpolitik", 2. Auflage, Berlin 1899, Seite 245:

„Die Technik des Getreidehandels, der zu den schwierigsten Zweigen der Handelstätigkeit von jeher gezählt hat, wird von einer staatlichen Bureaukratie nur schwer zu handhaben sein, und die

Summe von kaufmännischer Intelligenz, technischem Wissen und Geschick, langjährigen Erfahrungen, über welche ein aus Tausenden selbständiger Firmen sich zusammensetzender Apparat der freien Handelstätigkeit verfugt, wird sich nicht ohne weiteres auf einen staatlichen Apparat übertragen lassen. Auch kann man sich schwerlich eine Aufgabe vorstellen, die dem Staat eine gleich schwere finanzielle und allgemeinpolitische Verantwortlichkeit aufbürdet, als diese delikateste aller Aufgaben, die in der Getreideversorgung eines großen Reichs besteht. Die Angriffspunkte würden bald der Unzufriedenheit eines Teils der Inlandsproduzenten über eine schlechte Ernte und erzielte geringe Erlöse, bald den Klagen der Mühlenbesitzer oder der Bauern oder Brenner über die Qualität der ihnen gelieferten Ware, bald den abfälligen Urteilen der Konsumenten entnommen werden und würden mit der Zeit ins Unermeßliche wachsen. Auch wo gar kein Verschulden der Monopolverwaltung vorläge, für alle Folgen schlechter Witterung, für alle Sünden von Müllern, Bauern, Bäckern müßte die Monopolverwaltung herhalten müssen; die parlamentarischen Erörterungen, Klagen und Angriffe würden kein Ende nehmen."

Heute, wo wir eine Periode intensiver Kartellierung in der Groß-Industrie hinter uns haben, wissen wir erst recht, wie schwierig es ist, die Interessen irgendeines großen Berufszweiges „unter einen Hut zu bringen", wenn

die Zahl der Beteiligten groß und ihre Einzelinteressen verschieden sind. Es ist durchaus kein Zufall, daß wir gerade in der Landwirtschaft Kartelle und Syndikate nicht kennen, und aus den Schwierigkeiten, welche das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen durchgemacht hat, wissen wir ebenfalls, welche unerfreuliche Rolle die Vielheit von Interessenten und die Verschiedenheit ihrer Interessen beim Zusammenschluß spielen. Wenn daher heute in der Kriegsgetreide-Gesellschaft eine Organisation besteht, in deren Aufgabe es mitbegründet liegt, den wirtschaftlichen Ansprüchen von Landwirten einerseits, Müllern und Getreideverbrauchern andererseits, den verschiedenen landwirtschaftlichen Verhältnissen von Ost und West und auch den verschiedenen verwaltungsmäßigen Eigentümlichkeiten innerhalb unseres Landes gleichzeitig gerecht zu werden, so ergibt sich ohne weiteres, daß die Gründung eines solchen zentralen Unternehmens zur Getreideversorgung Deutschlands nur unter den harten und unabweislichen Forderungen des Weltkrieges ins Auge gefaßt und durchgeführt werden konnte. In der Tat ist sowohl die Idee wie die Entwicklung der Kriegsgetreide-Gesellschaft ganz aus dem Zwang der Verhältnisse herausgewachsen, sie hat sich fortwährend dem Wechsel der Verhältnisse anpassen müssen. War doch zunächst die Kriegsgetreide-Gesellschaft nur als eine Unternehmung gedacht und gegründet worden, welche verhüten sollte, daß unsere Getreidevorräte allzu rasch aufgebraucht würden, welche dementsprechend Vorräte ansammeln und diese nach dem 15. Mai wieder veräußern sollte. Als dann die Bewegung einsetzte, nach dem Muster einer belagerten Festung die gesamten verfügbaren Getreidemengen in Deutschland bis in die Zeit der neuen Ernte hinein zu beschlagnahmen und auf den Kopf der Bevölkerung zu verteilen, und zu diesem Zweck die Bundesratsverordnung vom 25. Ianuar 1915 geschaffen wurde, ergab sich die Notwendigkeit, die Aufgaben der Kriegsgetreide-Gesellschaft zu erweitern und sie zum Mittelpunkt in der Durchführung dieses Gesetzes zu machen.

Es ist bemerkenswert, daß Prof. Schumacher in einem lehrreichen Aufsatz in der „Kölnischen Zeitung" vom 26. März 1915 ausdrücklich erklärt, die Be-

schlagnahme und Monopolisierung der
Kartoffeln wäre deshalb nicht möglich,
weil hier Organisationen, wie sie in der
Bezugs-Vereinigung, der Zentralstelle
und der Kriegsgetreide-Ge-
fellschaft sich bereits vor-
gefunden hätten, nicht zur Ver-
fügung ständen.
Indem so die Kriegsgetreide-Gesell-
schaft zu dem eigentlichen Getreidever-
sorger des überwiegenden Teils des
Deutschen Reiches wurde, wurde sie
gleichzeitig der Brennpunkt für alle
Interessengegensätze, die oben angedeu-
tet wurden, und der Fall, den Buchen-
berger so klar vorher gesehen hatte,
scheint in eine bedrohliche Nähe gerückt
zu sein.
Hierzu kommt aber eine weitere
Komplikation. Wenn schon die Gegner
des Antrages Kanitz die verwaltungs-
technischen Schwierigkeiten eines Ge-
treidemonopols im Frieden nicht
stark genug unterstreichen zu müssen
meinten, so lassen sich diese Schwierig-
keiten im Kriege überhaupt nur dann
überwinden, wenn es gelingt, der anor-
malen Verhältnisse, die zu den norma-
len Schwierigkeiten eines Getreidemo-
nopols noch hinzutreten, Herr zu wer-
den. Es gibt kein Gebiet, mit dem sich
die Kriegsgetreide-Gesellschaft zu be-
fassen gehabt hat, welches nicht jenem
kriegswirtschaftlichen „Ausnahmezu-
stand" unterstellt wäre. Während bei
der Schaffung eines zentralistischen Ge-
treidemonopols im Frieden naturgemäß
so verfahren werden würde, daß die

Maßnahme zu einer Zeit einsetzen würde, in welcher eine annähernd normale Verteilung der Getreidevorräte durch den freien Verkehr stattgefunden hätte, kam die ganze kriegswirtschaftliche Regelung der Getreideversorgung plötzlich und unvorbereitet, und die Beschlagnahme erfolgte zu einem Zeitpunkt, an welchem einzelne Distrikte in Deutschland außerordentlich große Mengen Brotgetreide oder Mehl in ihren Besitz gebracht hatten, während andere, die minder vorsorglich gewesen waren, einen akuten Mangel an Vorräten empfanden. So entstanden unmittelbar nach dem Inkrafttreten der neuen Bundesratsverordnung die sogenannten „Notschreie" einzelner Kommunalverbände, denen die Kriegsgetreide-Gesellschaft ohne Rücksicht auf die Ökonomie der Transportwege abhelfen mußte. Es ist selbstverständlich, daß sich hierdurch einzelne Distrikte ebenso benachteiligt fühlten, wie andere die Kriegsgetreide-Gesellschaft als Helferin in der Not betrachteten. Ein ähnlicher Konflikt zeigte sich in dem Augenblick, wo die Kriegsgetreide-Gesellschaft an den Verkauf ihres Mehls und damit an die Feststellung von Mehlpreisen herantreten mußte. Entsprechend ihrer statutarischen Aufgabe, für die Versorgung des deutschen Volkes mit Getreide bis in die neue Ernte hinein zu wirken, konnte die Kriegsgetreide-Gesellschaft zunächst nicht einen Mehlpreis festsetzen, wie er etwa unter Zugrundelegung der Getreide-Höchstpreise und der normalen, friedensmäßigen Marge zwischen Getreidepreis und Mehlpreis zustande gekommen wäre. Denn die Kriegsgetreide-Gesellschaft sollte ja nicht heute kaufen und morgen verkaufen, sondern sie sollte eine bestimmte Menge von Brotgetreide ankaufen und deren Verkauf über einen langen Zeitraum verteilen. Ein derartiges Geschäft schloß ohne weiteres eine Reihe von Faktoren in sich, die im voraus nicht zu übersehen oder abzuschätzen waren, die aber doch in die Kostenberechnung einzustellen waren und damit auch die Preisfestsetzung beeinflussen mußten. Wieder zeigte es sich, daß die Kriegsgetreide-Gesellschaft in zahlreichen Fällen notgedrungen „unwirtschaftlich" verfahren, daß sie ohne Rücksicht auf Transportkosten, Zinsverluste oder Spesen das Getreide im Deutschen

Reiche bewegen und dem lokalen Bedarfe überweisen mußte; es war ferner der höhere Mahllohn in Rechnung zu stellen, welchen die Mühlen gerechterweise zu empfangen hatten, weil sie ihren Betrieb nicht in vollem Umfange aufrechterhalten konnten und außerdem die Lagerung zu übernehmen hatten; schließlich aber hatte die Kriegsgetreide-Gesellschaft auch eine schon frühzeitig einsetzende Vorsorge für unvorhergesehene Kosten in Rechnung zu stellen, wie die Einstellung eines kostspieligen technischen Verfahrens, um etwaige Mengen feuchten Getreides, das in normalen Zeiten gar nicht vermahlen wird, für den menschlichen Verbrauch zu erhalten. All' diese Momente bewirkten in ihrer Zusammenfassung, daß man es in der Kriegsgetreide-Gesellschaft zunächst für notwendig befand, wohl mit den Mehlpreisen unter dasjenige Niveau herabzugehen, welches zuvor im freien Verkehr geherrscht hatte, daß man aber doch der Differenz zwischen Getreide-Höchstpreis und Mehlpreis noch einen weitgehenden Spielraum ließ. Da nun einzelne Kommunalverbände, auf deren Preisstellung alle jene Verteuerungsmomente nicht zutrafen, den Preis des Mehles erheblich niedriger festsetzen konnten, so geriet die Kriegsgetreide-Gesellschaft in Kreisen, welche die ganze Frage in erster Linie vom Standpunkt der Konsumenten behandelten, in den merkwürdigen Verdacht, die Mehlpreise ungebührlich hoch zu halten. In Wirklichkeit war der Anfang jener Preispolitik der Krieasgetreide-Gesell-

schaft, der nunmehr eine weitere Herabsetzung der Mehlpreise folgt, nichts weiter als eine Maßnahme der Vorsorge. Diese wiederum ergab sich aus einer Beherzigung der leider bei uns zu spät gemachten Erfahrung, daß es bei unserer Getreideversorgung im Kriege weit weniger auf die Frage desPreises als auf die Frage desVorrats ankommt, so wichtig vom sozialen Standpunkt auch die Frage der Verteilung sein mag und so bedauerlich es der Kriegsgetreide-Gesellschaft erschien, zunächst die Konsumenten enttäuschen zu müssen. Darum ist es auch überaus erfreulich, daß nach einer Darlegung der Gründe, welche die Kriegsgetreide-Gesellschaft zu ihrer Preispolitik in den ersten Wochen veranlaßten, auch so bedeutende Blätter wie die „Frankfurter Zeitung", denen natürlich eine Vernachlässigung des Konsumenten-Interesses fern liegt, sich auf den einsichtigen Standpunkt der Vorratspolitik stellten. Schrieb doch die „Frankfurter Zeitung" vom 20. März 1913: „Die hohen Preise dienten zur Verteidigung gegen vorzeitige Inanspruchnahme ihrer Vorräte." Mit Recht verwies auch dasselbe Blatt darauf, daß ja die Kriegsgetreide-Gesellschaft als gemeinnützige Gesellschaft gar kein Interesse an hohen Überschüssen habe, und fügte daher den obigen Worten hinzu: „Sollte dabei die Kriegsgetreide-Gesellschaft zu der Möglichkeit kommen, etwas zurückzulegen, so würde damit für die Allgemeinheit auch nichts verloren sein."

Aber nicht nur von seiten der Verbraucher und ihrer Interessen sind Konflikte entstanden, welche zunächst zu Ungunsten der Kriegsgetreide-Gesellschaft gedeutet wurden. In der eigentümlichen Verteilung unserer Getreideproduktion im Deutschen Reich lag von vornherein die Möglichkeit weiterer Schwierigkeiten. Diejenigen, welche stets die Schaffung einer zentralen staatlichen Regelung des Getreidevcrkchrs als eine leicht zu lösende Aufgabe hinstellten und meinten, was in der kleinen Schweiz möglich gewesen wäre, könne in Deutschland erst recht möglich sein, übersehen völlig, daß, während die Schweiz, gerade weil sie ein kleines und wenig differenziertes Land ist, eine verhältnismäßig einfache Schablone für die Regelung der Getreideversorgung

aufstellen konnte, das Deutsche Reich
agrarwirtschaftlich in zwei große Ge-
biete zerfällt, von denen das eine mehr
Getreide produziert, als es selbst be-
nötigt, das andere mehr Getreide be-
nötigt, als es selbst produziert. Es ist
durchaus verständlich, wenn die eigent-
lichen getreidebauenden Distrikte
Deutschlands nach Möglichkeit die
Sicherstellung ihres Bedarfes an Brot
aus dem eigenen Bestande erwirken
wollen, und der 8 26 der Bundesrats-
verordnung vom 25. Ianuar 1915 trägt
diesem Wunsche in weitestem Sinne
Rechnung. Allerdings aber bildet
dieser Paragraph unter Umständen eine
nicht unbeträchtliche Schwierigkeit für
die rasche und rationelle Versorgung der
Zuschußgebiete, insbesondere der groß-
industriellen Konsumzentren. Die
Kriegsgetreide-Gesellschaft steht also ge-
wissermaßen zwischen zwei Feuern, den
großen Bedarfsinteressen, welche sie
versorgen muß, zu denen ja auch der ge-
samte Heeresbedarf gehört, und auf der
anderen Seite den sicherlich nicht zu ver-
kennenden Interessen der landwirt-
schaftlichen Produktionsgebiete. Es ist
daher durchaus begreiflich, wenn bis
zur statistischen Feststellung des Be-
darfsanteils der einzelnen Kommunal-
verbände der 8 26 nicht in Wirksamkeit
gesetzt werden konnte, und auch über
diesen Termin hinaus die Berücksichti-
gung desselben zuweilen durch die Rück-
sichtnahme auf einzelne, zeitlich oder
örtlich besonders dringlich erscheinende
Ansprüche nicht durchführbar ist.

Wer sich diese Zusammenhänge vor-

urteilslos, d. h. ohne Rücksicht auf irgendwelche Sonderinteressen klar gemacht hat, der wird sich sagen müssen, daß es eine Vermessenheit wäre, einen Weg finden zu wollen, der ohne Widerspruch und ohne Kränkung einzelner Kreise zu dem erwünschten hohen End-, ziele führen könnte. Gerade diejenigen, welche in Friedenszeiten mit Recht die Idee vom sozialistischen Zukunftsstaate nicht nur parteipolitisch, sondern auch als eine vom rein wirtschaftlich-technischen Standpunkte aus undurchführbare Theorie bekämpft haben, sollten sich sagen, daß ihre eigenen Behauptungen widerlegt werden würden, wenn im Kriege mit Hilfe des Staates und einiger halbamtlicher Organisationen das ganze freie volkswirtschaftliche Getriebe in einen sicher, pünktlich und sogar noch dazu billig funktionierenden Automaten verwandelt werden könnte.

Nach wie vor ist die ganze Verbrauchsregelung unseres Getreides im Kriege überhaupt nur dadurch denkbar, daß sich deutscher Geschäftssinn, der sich in diesen schweren Zeiten vaterländischen Aufgaben zur Verfügung gestellt hat, mit der Leistungsfähigkeit des deutschen Beamtentums verbunden hat. Dieses Ergebnis wird vielleicht diesen Krieg zum Ausgangspunkt einer neuen Ära volkswirtschaftlicher Organisation machen. Denn während sich in England angesichts der sehr erheblichen Teuerung, an welcher unsere U-Boote einen erheblichen Anteil haben, bisher kein Weg zur Abhilfe gefunden hat, weil sich die Ertreme des alten Manchester-Liberalismus und eines radikalen Arbeiter-Sozialismus ohne Vermittlung gegenüberstehen, ist das Deutsche Reich in der Lage, den ungewöhnlichen Verhältnissen der Getreideversorgung durch den Versuch einer einzigartigen, halb-staatlichen Organisation gegenüberzutreten. Um so bedauerlicher wäre es, wenn durch Nörgelei an Einzelheiten, deren Schwächen erst die Zeit erweisen muß, der große Gesicht s p u n k t in der Beurteilung der Bundesratsverordnung vom 25. Ianuar 1915 und der zu ihrer Durchführung tätigen Organe verkannt würde. Gerade gegenüber dem einseitigen englischen Standpunkt, daß „Organisation" die Unterdrückung des Einzelnen bedeute, gilt es bei den großen gemeinnützigen Unternehmungen kriegs-

wirtschaftlicher Art zu zeigen, daß sie
ihre Begründung in dem Vorhandensein
jener vaterländischen Gesinnung finden,
welche sich zugunsten des Ganzen über
die eigenen Beschwerden hinwegzusetzen
weiß.

Kriegs-Rundschau.

Der Aufruf des „Bund" au die Kulturwelt.

Der blutige Zusammenprall der
europäischen Völker, der sich jetzt vor
unseren Augen abspielt, ist reich an
Grausamkeiten aller Art. Das sind
aber Grausamkeiten, die aus dem Cha-
rakter des Krieges herrühren, der alle
Leidenschaften bis aufs äußerste ent-
facht hat. Es gibt jedoch ein Land, wv
systematische Verfolgungen der eigenen
friedlichen Bevölkerung eine ständige
Begleiterscheinung des politischen Re-
gimes bilden. Dieses Land ist Rußland.
Während in allen kriegführenden Staa-
ten die Regierungen im Interesse der
Landesverteidigung alles vermeiden,
was den inneren Frieden stören und
Zwietracht hervorrufen könnte zwischen
der Staatsgewalt und der Bevölkerung,
setzt der russische Zarismus, indem er
zu gleicher Zeit die Bevölkerung zur
Einigung mit der Regierung ruft, seine
traditionelle Politik der Unterdrückung

und Verfolgung alles dessen fort, was im Lande lebt und denkt, und benützt die außerordentlichen Umstände, die der Krieg geschaffen hat, um mit den ihm besonders verhaßten demokratischen und oppositionellen Elementen der Bevölkerung fertig zu werden.

Diese Gewaltpolitik des Zarismus wird jetzt systematisch verschwiegen. Mehr noch: es werden ihm freiheitliche Bestrebungen zugeschrieben und die Bereitwilligkeit, den Weg der Reformen zu betreten. Irgendwelche Hoffnungen auf eine liberale Politik des Zarismus sind aber völlig aus der Luft gegriffen. In seiner inneren Politik bleibt er bis in die kleinsten Details seinem alten System treu, das in Westeuropa unter der vielsagenden Bezeichnung echtrussischer Verwaltungsmethoden genug bekannt ist'

Der allgemeine reaktionäre Kurs fühlt sich heute noch fester denn je. Die völlige Unterdrückung der Arbeiterpresse und die Auflösung der Arbeiterorganisationen, Massenverhaftungen, politische Prozesse und, als Krönung des Ganzen, das durch die Verhaftung von fünf sozialdemokratischen Deputierten verübte Attentat auf die politische Vertretung der Arbeiterklasse in der Reichsduma — so gibt sich der gegenwärtige Kurs der Welt kund.

Der Grundzug der nationalen Politik bleibt nach wie vor die rücksichtsloseste Unterdrückung der nicht-russischen Nationen.

In bezug auf Finnland wurde jetzt, als der Krieg bereits entbrannt war, ein vom Zaren bestätigtes Programm reaktionärster Maßnahmen veröffentlicht, das darauf hinauszielt, die letzten Spuren der Autonomie Finnlands zu verwischen und es einfach in ein russisches Gouvernement zu verwandeln. Die Agenten der russischen Regierung in Finnland benützen die außerordentlichen Befugnisse, die der Kriegszustand ihnen verleiht, um neue Waffen zur Drangsalierung der Bevölkerung zu schmieden. So wurde aus brutaler Rachsüchtigkeit vor kurzem der bedeutendste finnische Staatsmann, der ehemalige Präsident des finnischen Landtages, Svinhuvud, auf dem Verwaltungswege nach Sibirien verbannt.

Selbst die P o l e n, mit denen die Regierung aus strategischen Gründen

liebäugeln, haben nichts bekommen außer unklarer Versprechen, die das bekannte Manifest enthält, das zudem nicht vom Zaren selbst, sondern vom Truppenbefehlshaber erlassen worden ist. Auch ist in diesem Manifest nicht von einer Autonomie die Rede, sondern von einer „Selbstverwaltung", die nach den russischen Rechtsbegriffen eine eng beschränkte lokale Kompetenz hat und von einer politischen Autonomie sehr weit entfernt ist.

Nichts offenbart aber den hoffnungslos-reaktionären Charakter des Zarismus deutliche« als die Verfolgung der Iuden. Die Lage der Iuden in Rußland war stets und bleibt auch jetzt das genaueste Barometer des allgemeinen politischen Kurses. Der Antisemitismus ist die Achse, um die sich das Rad der inneren Politik der russischen Regierung dreht; er ist für den Zarismus das bewährteste Mittel, das Bewußtsein der russischen Volksmassen zu vergiften; auch ist er eine grausame Rache an den Iuden, die so viele Kämpfer gegen den Despotismus gestellt haben. Diese Rache verschont selbst diejenigen nicht, deren Vorfahren schon sich vom Iudentum losgelöst haben: Zu den Offizierskursen, die für die Dauer des Krieges eingerichtet worden sind, werden keine Studierenden zugelassen, deren „Väter oder Großväter sich noch zur mosaischen Konfession bekannt haben". So weit geht die gehässige Kleinlichkeit des Zarismus!

Vei der allgemeinen Rechtlosigkeit der Iuden wollen wir uns hier nicht aufhalten; sie ist nicht um ein Iota gemildert worden. Selbst die schwachvollsten Rechtsbeschränkungen, wie das Verbot des Aufenthalts außerhalb des „Ansiedlungsgebiets" und der Beschäftigung mit einer Reihe von Gewerben, die Nichtzulassung zu öffentlichen und Staatsämtern, die Beschränkungen bei Aufnahme in Lehranstalten usw. usw. — blieben in voller Kraft. Auch die Verwaltungspraris mit den nächtlichen Haussuchungen nach „nicht aufenthaltsberechtigten" Iuden, Konfiskationen deren Eigentums und dergleichen mehr dauert ungeschwächt weiter fort. Dies alles sind die beständigen Elemente der jüdischen Rechtlosigkeit in Rußland.

Worauf wir aber hier die Aufmerksamkeit der Kulturwelt lenken wollen, das sind die selbst in der blutigen Geschichte des Zarismus beispiellos dastehenden Greueltaten, die unter dem Deckmantel des Krieges jetzt vollbracht werden. Die Regierung hat einen wahren Vernichtungsfeldzug gegen die Juden unternommen, der im Rayon der Kriegsoperationen an eine Straferpedition großen Maßstabes erinnert.

Der Krieg spielt sich in Rußland im Ansiedlungsgebiet der Iuden ab, in der Hauptsache in Polen und in einigen litauischen Grenzgouvernements. Die jüdische Bevölkerung dieser Gegenden ist infolge des Krieges vollständig ruiniert und hungert — buchstäblich! — massenweise. Das grenzenlose Elend und die Invasion feindlicher Truppen zwingen die Iuden, ihre Wohnsitze zu verlassen. Und da tritt die vorsorgliche Regierung auf und gibt darauf acht, daß kein Iude etwa die Grenzen des Ansiedlungsrayons überschreite. Sorgfältig werden die Häuser der Iuden in den Städten außerhalb des Ansiedlungsrayons nach Flüchtlingen durchstöbert; wird jemand dort erwischt, so wird er verhaftet, für „unrechtmäßigen Aufenthalt" bestraft und zurück nach seinem verödeten Zuständigkeitsort per Schub abtransportiert. Selbst die im Felde verwundeten Iuden, die sich zur Heilung außerhalb des Ansiedlungsrayons befinden, werden sofort nach Entlassung aus den Spitälern in ihre Heimatsorte zwangsweise abgeschoben, insofern sie für den weiteren Felddienst

untauglich sind. Sämtliche Gesuche einzelner Iuden um zeitweilige Aufenthaltsbewilligung außerhalb des Ansiedlungsrayons, wodurch allein sie dem Hungertode entgehen könnten, werden entschieden abgelehnt mit einer zynischen Begründung, die jedem menschlichen Empfinden hohnspricht: „In Ermanglung gesetzlicher Veranlassung."

Die westeuropäische Öffentlichkeit wird darüber staunen, daß, während die Schweiz, Holland, Frankreich und England die belgischen Flüchtlinge hilfsbereit aufgenommen haben — die russische Regierung den eigenen Bürgern das elementare Recht der Freizügigkeit verweigert und sie unsäglichen Entbehrungen aussetzt.

Mehr noch: Unter den Auspizien der Zivil- und Militärbehörden hat in Polen eine lange Reihe von Pogromen begonnen, an denen die Soldaten teilnehmen, die durch die antisemitische Propaganda der Regierung und des Abschaums der polnischen Bevölkerung gegen die Iuden aufgehetzt werden. Die Iuden werden grausam mißhandelt, ihr Hab und Gut wird geplündert. Selbst in Lodz, dem „russischen Manchester", einer Stadt mit 500 000 Einwohnern, wütete vor Einzug der deutschen Truppen während einiger Tage ein heftiger Iudenpogrom. So sind die Iuden in Polen jetzt buchstäblich außerhalb des Gesetzes gestellt worden.

Pogrome gegen die eigene Bevölkerung, während der äußere Feind die

Grenzen des Landes überschreitet, — eine derartige Ungeheuerlichkeit kann selbst in der Politik des russischen Zarismus stutzig machen, eines politischen Systems, das mit vollem Recht als die grausamste Form der Despotie gilt. Die russischen Militärbehörden begnügen sich jetzt aber mit den traditionellen, durch die russische Verwaltungspraris geweihten Formen der Pogrome nicht mehr und haben ihrerseits dazu beigetragen, die russische moderne Folterkammer um eine wirksame Waffe zu bereichern. Sie brachten zur Anwendung ein ruchloses Mittel, das sie der Geschichte der mittelalterlichen Iudenverfolgungen entnommen haben: Die Ausweisung der gesamten jüdischen Bevölkerung aus einer ganzen Reihe von Ortschaften.

Die Prozedur der Ausweisung führt uns in längst verflossene Zeiten zurück und läßt vor uns grauenerregende Bilder mittelalterlicher Barbarei neu erstehen: Durch Trommelschlag wird die gesamte jüdische Bevölkerung des gegebenen Ortes auf einen Platz gesammelt. Es wird ihr der Befehl der Militärbehörde verkündet — die Stadt zu verlassen. Der Befehl ist inappellabel. Frist — 24 Stunden, mancherorts nicht mehr als drei Etunde». Wer nach dieser Frist am Ort verbleibt, wird vor ein Feldgericht gestellt.

Ganz wie im Mittelalter geschieht auch der „Auszug" der Iuden: Männer und Frauen, Gesunde und Kranke, gebrechliche Greise und kleine Kinder ziehen zu Fuß tagelang, obgleich das Ziel ihrer Wanderung, die einzige Stadt, die sie beherbergen kann, Warschau, mit der Eisenbahn in einigen Stunden zu erreichen wäre. Unsägliches Elend, unmenschliche Qualen und Entbehrungen begleiten sie auf ihrer Wanderung. Nicht selten sind unterwegs Todesfälle von Kindern und vorzeitige Entbindungen. Man schreitet in Nacht und Sturm, und die Panik, die sich der Ausgewiesenen bemächtigt, ist so groß, daß Mütter ihre Säuglinge verlieren. Wenn sie zu ihrem Schrecken dessen gewahr werden, finden sie das Kissen, worauf sie das Kind trugen, leer: das Kind ist in der Dunkelheit unbemerkt entglitten.

In einem Petersburger Blatt („Nowy Woskhod", Nrn. 43—50) wird nach

den Worten eines Flüchtlings die Ausweisung der Iuden aus Grodzisk wie folgt geschildert:

Gegen 2 Uhr nachmittags war die ganze Landstraße, die nach Warschau führt, von der jüdischen Bevölkerung Grodzisk's dicht besetzt. Es waren ungefähr 4500 Familien, darunter etwa 300 der im Felde stehenden Soldaten. Alt und jung, Frauen und Kinder, Schwangere und Wöchnerinnen, Krauke und Krüppel, alle schleppten sich angstvoll und mühsam dahin. Gegen 5 bis 6 Uhr abends erreichten sie die Ansiedlung Blone, 12 Werst von Grodzisk; man ließ sie aber in Blone nicht hinein; auch ließ man sie nicht die Landstraße passieren, die durch Blone führt, man zwang sie vielmehr, die Ansiedlung vorbei über eine überschwemmte Wiese weiter zu gehen. Auf den naheliegenden Feldern pflückten sie Sonnenblumenhalme, die Männer zogen ihre Kaftane aus, belegten damit die überschwemmten Stellen und trugen dann auf den Häuden die Kinder und Frauen nach der Landstraße hinüber. Dort stießen sie auf Militärpatrouillen, die von ihnen Passierscheine forderten. . . Inzwischen wurde es finster. Es war eine feuchte, stürmische und kalte Nacht. Der schlammige Weg erschwerte jeden Schritt vorwärts. Und fortwährend tauchten Soldatenpatrouillen auf, die die Unglücklichen grausam mißhandelten, ihre Kleider durchsuchten und sie ausplünderten. Eine Frau wurde unter-

Wegs von einem Kinde entbunden, eine andere erlitt eine Fehlgeburt, eine dritte starb auf der Landstraße.
Dieses Bild darf als typisch gelten.
Die Ausweisungen der Iuden aus anderen Ortschaften fügen ihm nur noch einige grauenvolle Einzelheiten hinzu.
So wird über die Ausweisung der Iude« aus Mnschinetz, Gouvernement Lomscha, dem erwähnten Blatte folgendes mitgeteilt: Etwa 300 jüdische Familien mit Frauen und Kindern — die gesamte jüdische Bevölkerung von Mnschinetz — zogen zu Fuß nach dem Dorfe Zinrit; aus ihren Synagogen nahmen sie auf den Weg die Thorarollen mit.
Sie ließen sich auf dem feuchten Erdboden nieder und entsandten Fürsprecher zum Militärkommandanten ins Dorf Kojasidlo. Sie baten um die Erlaubnis, nach ihrem Wohnsitz zurückkehren zu dürfen, es wurde ihnen aber kein Gehör geschenkt. Diese grauenvolle Nacht unter freiem Himmel werden sie wohl alle nie vergessen. Unter Absingen von Psalmen lagen sie im Felde und erwarteten ungeduldig den Anbruch des Tages, um weiter zu wandern.
Die von den Ausgewiesenen zurückgelassenen Habseligkeiten werden sofort von den Soldaten und Hooligans fortgeschleppt; Läden, sowie Privatwohnungen werden vollständig ausgeplündert.
Das ist ein ungefähres Bild von den Schrecken, die die Ausgewiesenen auszustehen haben.
Nach den sehr unvollkommenen Angaben, die die russische Militärzensur durchsickern läßt, wurden die Iuden bisher aus folgenden Ortschaften ausgewiesen: aus Grodzisk, Skernewice, Sochaczew, Lowicz, Gorakalwarya, Nowoalerandria, Kozenic, Iwangorod.
Über 100 000 jüdischer unfreiwilliger Flüchtlinge sammelten sich in Warschau an. —
Damit nicht genug, werden die Iuden unter den nichtigsten Vorwänden vor Feldgerichte gestellt, die sie zum Tode durch den Strang oder zu Zwangsarbeit und Verbannung verurteilen.
Und wenn selbst die russische „Feldjustiz" irgendwelche Beweise für ihre Schuld nicht auftreiben kann, werden die Iuden dennoch einer entehrenden Körperstrafe unterworfen und für die Dauer des Krieges aus ihrem Wohnsitz verjagt.

Von dem wilden Toben der Kosaken wollen wir schon gar nicht reden. Einen Iuden niederzumachen oder mindestens zu berauben, ist ein gewöhnlicher Sport der Kosaken geworden, die selbstredend dafür unbestraft bleiben.
Um all diese Scheußlichkeiten zu rechtfertigen, verbreitet die Regierung die Verleumdung, daß die Iuden den deutschen Truppen Dienste leisten, eine Verleumdung, ersonnen von denselben Dunkelmännern, die den Belis-Ritual-mordprozeß inszeniert haben und bis-her noch das Regierungsruder führen. Wahrlich, maßlos ist die Unver-frorenheit der russischen Regierung! Über eine Viertelmillion Iuden sind unter die Soldaten gesteckt, vielen von ihnen sind Tapferkeitsmedaillen, Orden und Auszeichnungen im Felde verliehen worden. Mit einer Überschwänglich-keit sondergleichen lobte die Regie-rungspresse den Patriotismus der Iu-den, ihre zahlreichen patriotischen Kund-gebungen, ihre Sammlungen für ver-wundete Krieger und deren Hinterblie-benen, den freiwilligen Dienst vieler junger Iuden usw. usw. Der Zar selbst hat in einer Reihe von Städten jüdische Deputationen empfangen und bat jedesmal, den Iuden seinen Dank für ihre „Liebe und Treue" zu übermitteln. Und dies alles hindert dieselbe Regie-rung aber keineswegs, zur gleichen Zeit durch ihre Zeitungsreptilien und durch die oben geschilderte Handlungsweise der Militärbehörden die russische Be-

völkerung glauben zu machen, daß die
Iuden gemeine Landesverräter seien.
Ist noch irgendwo in der Welt ein der-
artiges ruchloses Spiel mit der Ehre,
dem Leben und dem Hab und Gut von
Millionen friedlicher Bürger denkbar?
Der Zweck dieser Politik ist klar:
Die Fabel vom Landesverrat der Iu-
den, in Umlauf gesetzt während des
Krieges, in einem Moment äußerster
Erregung, soll das vollbringen, was die
Legende vom jüdischen Ritualmord nicht
in genügendem Maße vermocht hat,
nämlich einen Haß zu den Iuden er-
wecken, eine Rachsucht in den breitesten
Schichten der russischen Bevölkerung
aufstacheln. Auch soll diese Fabel der
Regierung im Notfalle dazu dienen, den
Groll der Bevölkerung gegen den Zaris-
mus auf die Iuden abzuleiten.

Bürger aller Kulturlän-
der! Möge die lebhafte Entrüstung,
die diese Tragödie eines Millionenvolkes
das von der verwerflichsten polizeilichen
Autokratie des eigenen Landes so grau-
sam verfolgt wird, überall hervorrufen
muß, den Zarismus drohend daran er-
innern, daß auch jetzt, wenn der unge-
heuerliche Krieg die Stimme des Rech-
tes so oft verstummen läßt, — seine
Greueltaten vom öffentlichen Gewissen
der zivilisierten Welt an den Schand-
pfahl festgenagelt werden.

',"»0»<—

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Nuckporto beiliegt.
Herausgeber und ThelredaNeur: Prof. Dr. Ludwig Ltel» l» «erlln ^V IN, LuHowufer 5». lTelelon «ort «urfülst Nr, 8308.) — V»<mtn»lU!chei ÜledoKieur: Dr.« yl»lu » Vl » ck in Vrellau.—Mleln>'izer!«»u»g fllrUnaaln:
OrilNche K. K. tzoflmchhandlung <I, Venil), Vudllpe!» V, D»r»lty»»ücz» 2. — Für de» 2»lenuenleil «rantn«>r»l!ch: Heinrich Mlitmon» in Viellau III. — Verlag und Druck der Schleichen Vuchdruckerei ». T. sch«tllae»der, «.>«., Vre^au III.

Inseraten-^nnanme
Verlag Vrs»lllu III; lsrnsr 6ureK 6i« ?irm2: liuäoll lilo«L6 uu<i 6i«
bslllmllt«» ^nlloncen-üxpe^itiousn.
luzertiunsprei«: pro 46 nm» brsit« 2«il« <Nuäoll lloW«'» Korm^I-

Geheimer Iustizrat Professor vr. RieÃŸer, PrÃ¤sident des â€žHansa-Bundes".

e ömOeMmmMH
Begründet »«» Daul iind6?
.^»^M««»»
^eber: Pwscsstr Dr. Ludwig Stein

.- .li'^:? Buchdruckerei,«^» Verlagsanstalt
v. S. Sckettlaender, A. G., Breslau.
Mlmcl.'n Berlin'V. 10 Budapest Kopenhagen
> '<"' ''m (idrünania Ko>!stantinopel
. >-«.!,,.,, Iocob DH>»rü VuchNIg Dntln>2! Vuchhanül. 0«» NeN.
io'^ m -<'«»«> und m Din»«<»»: «-»,« Vl>l. Urssn« »<chf»l«el, «,>»nl>««en>
'.^>"»,5: »lade«. lt«tt<!!». u. Vuch!»i»»K-u»i> Hll». Vnu', Jülich I.
39. Iahrgang. Band 153. Heft 489. Iuni 1915

Geheimer I
< !.,!l>" sÂ»f, NieÃŸ?', Pl.Isid,'nt d,^, '"- -

One ömOeMmmMch

Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche und Verlagsanstalt
v. S. Schottland er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin V^.io Budapest Kopenhagen
« 7. «telnllckel. «erth»ll> Luttei. «lM1cheK.».8ofb»chhandl. <l«leo H basselbalch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
I. e. 3ilhe, UbrolrI» ll»7»I«. Iacob Dybwlld Vuchhdlg, Internat, »uchhondl, 0»«» «eil.
für dle Pnwlnzen ln Schnxden und m 2>«nem»iK: »l«l, <ll>e. Urlln» «a«»«l«el, «<>venh««en.
für die Lchi«!,: «l»»n». «ntt<l». ». Vuchh««»l»n« Hl«>. Pa«l, Jülich l.
«ener»Ioert«lunll für Holland: W.V. vlln«t«lu« un» «»lm. b«»«- Vuitenhof3S.
39. Iahrgang. Band 153. Heft 489. Iuni 1915

Professor Dr. Ludwig Stein:

Die Umwertung des Begriffs „Militarismus".

Wir erleben eine völlige Umwertung wie aller übrigen, so besonders der Begriffswerte. Der Begriff „Militarismus" war vor dem Kriege ein Unname, den unsere Widersacher uns angeheftet haben, um als Popanz und Schreckgespenst gegen angebliche germanische Welteroberungsgelüste ausgeschlachtet zu werden. Nach dem Kriege wird der Begriff „Militarismus" eine ähnliche Wandlung durchmachen, wie einst die Hohn- und Scheltworte „Geusen" oder „Sansculotten". Was früher geächtet, wenn nicht verfehmt war, hat sich im Schmelztiegel der Geschichte von den anhaftenden Schlacken zu reinigen vermocht, um aus dieser Weißglut fleckenfrei hervorzugehen. Die ehemaligen Hohnworte bekamen allgemach statt eines negativen ein positives Vorzeichen, und das einst beleidigende Unwort erhielt plötzlich einen Gegensinn, der es in eine hohe Auszeichnung verwandelt. „Geusen" wurden solchergestalt zum Ehrentitel, weil die einst spottweise so benannte Partei sieghaft geworden ist und ihren Zielen Durchbruch und Geltung verschafft hat. Und so wird der von unseren Feinden ausgeheckte und in den erdenklichsten Mißtönen in alle Richtungen der Windrose hinausgekreischte, verunglimpfende Hohnname „Militarismus" dereinst den Stolz des deutschen Volkes ausmachen, weil es unter diesem Zeichen gegen eine Welt von Feinden sich siegreich behaupten wird.

Unter „Militarismus" fassen unsere Feinde die Zerrbilder und Auswüchse deutscher Art und Sitte zusammen. Weil sie uns weder den Leutnant noch den Assessor, weder den Gelehrten noch den Beamten, weder den Feldwebel noch den Volksschullehrer, weder den Techniker noch den Geschäftsreisenden nachzumachen verstehen, belegen sie gerade jene Eigenschaften, die ihnen fehlen, mit dem odiös gefärbten Schlagwort „Militansmus", das die Gutwilligen mit Forschheit und Schneid, mit peinlicher Pflichttreue und Pünktlichkeit, die Bösartigen dagegen mit Rauheit und Plumpheit, mit Borstigkeit und Widerhaarigkeit übersetzen. Das Befehlerlesspielen, in welches zuweilen der Unteroffizierston ausartet, und das hochnäsige Überdieachselansehen, das mancher übereifrige Beamte als Zubehör seiner Behördlichkeit da und dort fühlen läßt, wird von

den Wohlmeinenden als unangenehme Ausnahme empfunden, von den Übel-
wollenden dagegen als typisches Verhalten gedeutet. Die Gutartigen halten sich
an die Regel, die Mißgünstigen klammern sich an die Karikaturen. Haben doch
die edelsten Eigenschaften ihre Zerrbilder: Gutartigkeit kann zu weichseliger
Zerflossenheit ausarten, Ordnungsliebe in Pedanterie umschlagen, Rechtlichkeit
zu Rechthaberei erstarren, Forschheit zu herausfordernder Rauflust sich steigern.
Schneid kann in bravourösen Husarenstreich, Kühnheit in Keckheit, Mut in
Übermut, Unternehmungslust in Waghalsigkeit ausmünden. Macht man nun
die Ausnahme zur Regel, die Ausartung zum Typus, das Zerrbild zur Norm,
so erhält dasselbe Wortbild eine entgegengesetzte Bedeutung, wie Sinn und
Gegensinn. Die Tugend wird zum Laster. Unsere Gegner, die durchweg den
Denkfehler begingen, Ausschreitungen, die auch gute Deutsche bitter empfanden,
als Durchschnittseigenschaften „des" Deutschen auszugeben, haben das Wort
„Militarismus" zum Schimpfnamen gestempelt, während die harte Schule des
Weltkrieges unwiderleglich bewiesen hat, daß wir alle dem „Militarismus"
Abbitte leisten müssen, soweit wir uns vor dem Kriege gegen ihn aufgelehnt
haben. Denn hätten wir ihn nicht, so wären wir eine willenlose Beute der los-
gelassenen Raubtiere aus den Käfigen aller Zonen geworden, und hätten wir
den Militarismus nicht, so müßten wir ihn im Interesse der nationalen Selbst-
erhaltung erfinden.

Was nämlich unsere Feinde als „Militarismus" verschreien, das ist im
tiefsten Wesensgrunde nichts anderes als „Disziplin", die wieder ihrerseits die
eigentliche Seele aller jener deutschen Erfolge darstellt, welche die Mißgunst der
verbündeten „Undisziplinierten" geweckt und zu wilder Angriffslust angestachelt
haben. Ich verstehe darunter nicht jenen mechanischen Drill, der als Ein,
übungs- und Hußerungsform, gleichsam als Lehrkursus der Willensbildung wohl
unabtrennbar dazu gehört, sondern den organischen Ausbau wie des Einzel-, so
des nationalen Willens. Zur Disziplin gehört die Unterordnung des Einzelnen
unter das Allgemeine, des Bürgers unter den Staat, des Eigenwohls unter das
Allgemeinwohl, anders und deutlicher ausgedrückt: des persönlichen Nutzens
unter die staatliche Pflicht, weiterhin unter das nationale Ideal.

Für dieses nationale Ideal der Pflicht haben unsere Feinde, obenan die
Engländer, nicht nur kein einfühlendes Verständnis, sondern im Gegenteil Hohn
und Verachtung. Sie suchen den „Militarismus" durch die Weltpresse bloßzu-
stellen, wie ich dies anderwärts mit folgenden Worten gekennzeichnet habe:
Der Preßfeldzug der englischen Regierung gegen Deutschland war seit d?r
Periode der Einkreisungspolitik genau so planmäßig vorbereitet, wie unser mili-
tärischer und finanzieller Generalstab beizeiten Für- und Vorsorge gegen einen
uns aufgenötigten Weltkrieg getroffen hatte. Nur stützt sich die deutsche Krieg-
führung auf den roten Saft der Besten des Volkstums, während die englische

Regierung vermittelst ihrer Presse zunächst den schwarzen Saft sorgfältig und umsichtig gegen uns verspritzt hat.
Den Auftakt zu einer neuen Orientierung der englischen Politik bildete die Ablehnung jenes Bündnisvertrages, den Chamberlain dem Deutschen Reiche inmitten der „glänzenden Vereinsamung" Englands zu unannehmbaren Bedingungen angeboten hat. Seit der Beendigung des Burenkrieges vollends, wagte Albion mit sportlicher Zielsicherheit den halsbrecherischen Sprung von der „8pleiicliä ,»olation" zur Einkreisungspolitik — vermittelst der „Entente". Unter Vorantritt des Königs Eduard hat der fügsame Nachtänzer Delcasss den Tert zu jenem „Terzett" verfaßt, dessen Melodie Iswolsky vertonte. Die große Presse Englands, vorab die konservative, erhielt nunmehr aus der Downing Street folgendes Losungswort: Die öffentliche Meinung ist gegen Preußen-Deutschland, mit dem man bisher nie in Fehde lag, durchgreifend umzustimmen, und für Rußland, das man seit Menschengedenken als den verruchten Erbfeind verpönte, allgemach zu gewinnen. Frankreich soll — nach Faschoda — sanftmütig gehätschelt und gestreichelt, Deutschland aber hartnäckig angeschwärzt werden. Mit Rußland soll man auf dem Umwege über Paris heimlich zu liebäugeln beginnen. Da aber die liberale Presse damals für eine russenfreundliche Politik nicht um die Welt zu haben war, so mußte sich die konservative Presse den Feldzugsplan der liberalen Regierung zu eigen machen.
In der Behandlung dieser Presse aber lag die Stärke der englischen Regierung. Nach dem Rufsisch^Iapanischen Feldzug, da man in England die „<l»rlie8t üu»»ia" herausgab und Kennan sein erschütterndes Buch über „Sibirien" in die Welt schleuderte, so daß man in ganz England gegen den „verruchten Tyrannen" Nikolaus wütete, konnte man das widernatürliche Bündnis des stolzen Freiheitsvolkes mit seinem absolutistischen Widerpart nicht öffentlich predigen, ohne gesteinigt zu werden. Damals hätte jeder aufrechte Engländer eine Verkuppelung mit Rußland als politische Unzucht empfunden. Als nun aber die Einkreisungspolitik einsetzte, mußte die Regierung die öffentliche Meinung, welche in England nicht eine, sondern d i e Macht ist, in doppelter Richtung zielsicher beeinflussen: negativ durch einen populären Kreuzzug gegen die deutsche Konkurrenz im Welthandel und die deutsche Marine, weil beide Lebensmächte gleicherweise die zweite Stelle hinter England sich erobert hatten, positiv durch allmähliches Vorbereiten auf eine Verständigung mit jenem Rußland, das man in Indien, Persien und in den Dardanellen seit Iahrhunderten als den Feind zu hassen sich gewöhnt hatte.
Es galt vor allem die große Presse für den Einkreisungsplan zu gewinnen. Den Umgang mit den führenden Männern der Feder verstand die englische Regierung mit vorbildlicher Meisterschaft zu kultivieren. Die englische Presse hat keinen „Preiskourant" für politische Stimmungsmache, wie einige französische

Organe; aber sie fordert von jeder Regierung gesellschaftliche
Gleichbehandlung auf dem Fuße der Ebenbürtigkeit
eines jeden Gentleman. Die Behandlung einer gnädigen Herab-
lassung oder eines hochmütigen Überdieschulteransehens läßt sich kein englischer
Publizist von eigenem Zuschnitt gefallen.
Während unser Generalstab nach dem bewährten Grundsatz handelt: „5i
vi» paeem, zmr«, belluiu", gilt im diplomatischen Generalstab Englands die
Forderung: „81 vi» bellum, pars, opilliouem publieaiu" (Willst du den
Krieg, so bereite die öffentliche Meinung vor). In unterirdischer Minierarbeit
hat daher England durch Zuhilfenahme der konservativen Presse fünf Iahre hin-
durch Schritt für Schritt den Boden für eine antideutsche Politik zu gewinnen
gesucht. Das Gift des angestachelten Konkurrenzneides wurde langsam, in
homöopathischen Dosen, der öffentlichen Meinung durch die konservative Presse
Englands eingeträufelt, zumal die liberale dafür nicht zu haben war.
Das Verhältnis von Regierung und Presse ist in England nämlich von einer
wunderlichen Umkehrung aller Verhältnisse, wie man sie von der Ferne kaum
versteht. Das Kabinett nennt sich nämlich liberal; aber die große Presse, die
ihr in Fragen der auswärtigen Politik vorbehaltlos folgt, ist konservativ
bis in die Fingerspitzen. Times, Daily Mail, Morning Post, Pall Mall
Gazette, Observer, Graphic, Standard, Daily Telegraph usw., sind samt und
sonders konservative Blätter. Von liberaler Seite stehen nur gegenüber: West-
minster Gazette, Daily News mit ihrer Provinzablagerung Manchester Guardian,
und Daily Chronicle, die allesamt eine vergleichsweise geringe Verbreitung haben.
Der Umfang der liberalen Presse verhält sich umgekehrt proportional zu ihrem
Wirkungsradius. Es ist bezeichnend genug, daß dem liberalen Kabinett in Fragen
der auswärtigen Politik ernstliche Opposition nur von liberalen, nicht von
konservativen Blättern gemacht wird. Noch jetzt macht „Manchester
Guardian" gegen die eigene Parteiregierung Front. In Tat und Wahrheit wird
nämlich das vermeintlich erzdemokratische England von einem grundaristc-
kratischen Klüngel beherrscht.
Asquith und Grey geben nur die liberale Firma her, deren „stille Teilhaber"
die konservativen Parteiführer Bonar Law und Balfour sind. Aber auch die
Konservativen haben ihre unbedingten Vertrauensmänner in der großen Presse.
Balfour verbringt jeden Nachmittag — in seinem „Club" — mit seinem Busen-
freunde I. L. Garvin von der „Pall Mall Gazette" und dem „Observer". Garvin
gilt als das politische Orakel der Konservativen. Sein Sonntags-Artikel im
„Observer" ist immer die Sensation der Stunde, so daß Garvin gar häufig die
Unsterblichkeit eines Tages zu genießen pflegt. Aber auch Grey berät sich täglich
mit seinem Freunde I. A. Spender, Chefredakteur der „Westminster Gazette",
während Lloyd Georges nichts unternimmt, ohne sich mit Harald Spender, dem

Bruder des Genannten, beraten zu haben. Endlich stehen die beiden Sekretäre Greys: Nicolson, ein eingefleischter Deutschenfeind, und W. Tyrell, der infolge verwandtschaftlicher Beziehungen ein tadelloses Deutsch spricht, in innigster Fühlung mit der Tagespresse, insbesondere mit der konservativen.

Die liberale Presse widersetzte sich noch vor einem Iahre mit ingrimmiger Leidenschaft jeder Annäherung an Rußland, bis es Grey durch unterirdische Minenlegung gelang, auch diesen Widerstand allmählich zu brechen. Im Iahre 1912 gab man in Gemeinschaft mit der russischen Regierung eine Vierteljahrsschrift „The Russian Review" heraus, deren Seele der Liverpooler Professor Bernard Pares war, der ein „russisches Seminar", ausgerechnet in Liverpool, leitete. Im gleichen Iahre wurden an allen Universitäten Englands Lehrstühle für russische Sprache und Literatur errichtet. Mit dieser literarischen ging eine wirtschaftliche „Durchdringung" Hand in Hand. Es entstand die Anglo-Russian-Bank mit einem Kapital von 30 Millionen Mark, ferner The Anglo-Russian-Trust mit einem Kapital von 20 Millionen Mark. Der rollende Rubel schloß mit dem schwimmenden Sovereign ein Schutz- und Trutz-Bündnis.

Das sind die Mittel, deren sich die liberale Regierung Englands bediente, um den Weltkrieg gegen die beiden Zentralmächte Europas im stillen vorzubereiten. Man soll den Gegner nicht unterschätzen. Die Stärke der liberalen Regierung lag in der abgründig^zielbewußten Behandlung der großen englischen Presse, besonders der konservativen. Sie funktionierte am Tage der Kriegserklärung mit ebenso automatischer Sicherheit, wie der vom Generalstab mit unerreichter Präzision bewerkstelligte Aufmarsch unserer Truppen. Dieser Aufmarsch glich einem gelösten Rechenerempel, einer in Truppen gegossenen höheren Mathematik. Aber auch der Aufmarsch der englischen Presse klappte am Tage der Kriegserklärung mit unheimlicher Treffsicherheit. Am gleichen Tage, da uns England die Kabel durchschnitt, hat die gesamte englische Presse, auch die liberale, wie auf stille Verabredung, begonnen, uns die Ehre abzuschneiden, Dweite luouitl! Wir können von diesem rücksichtslosesten aller Feinde nicht bloß lernen, wie wir es nicht machen sollen, sondern mancherlei abgucken, was wir in Hinkunft besser machen können.

Der Begriff „Militarismus" wird aus dem Schmelztiegel dieses Weltkrieges schlackenrein und von jedem verunglimpfenden Nebensinn geläutert hervorgehen. Denn nicht ein Söldnerheer, eine besondere Kaste, ein Mietlingssystem siegt, sondern die ganze Nation ist der einheitliche Träger, der unüberwindliche Siegfried, der sich gegen eine Welt von Feinden trotzig behauptet und glorreich durchsetzt. Denn mögen auch Heldenführer wie von Hindenburg und von Mackensen die Einbildungskraft der Völker ausfüllen, so wird doch jedem Eingeweihten klar, daß gesteigerte Technik und angewandte Wissenschaft ihren redlichen Anteil an dem Siege des deutschen „Militarismus" haben werden. Vor

hundert Iahren hat der deutsche Schulmeister die Schlachten geschlagen, und heute ist es der deutsche Ingenieur!

Das deutsche Heer ist in seiner einzigartigen Organisation lebende Geometrie, fleischgewordene Wissenschaft. Die Seele aller Wissenschaft aber ist Eraktheit. Diese Genauigkeit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit nennt man in der Philologie Akribie, in der Mechanik Präzision, in der Chemie Eraktheit, in Handel und Wandel Korrektheit, in der Verwaltung Pünktlichkeit, in jeder Art von Dienst Gewissenhaftigkeit, kurz zusammengefaßt: Pflicht. Goethe hat für diese Zuverlässigkeit und unbedingte Rechtschaffcnheit in der Beobachtung, Beschreibung und Erklärung auch des Allerkleinsten das wunderbare Wort geprägt: „Andacht zum Kleinen." Von dieser Andacht ist das ganze deutsche Volk erfüllt, und daher das Geheimnis seines Erfolges. Man fahre auf einer französischen Eisenbahn, man begebe sich in ein russisches Bureau, man halte eine Nachfrage bei einer englischen Behörde oder man verhandele mit einem italienischen Krämer — und man wird wissen, was wir meinen. Nur der kennt und schätzt die Heimat recht, wer in der Fremde gewesen ist. Den Segen des deutschen Militarismus weiß nur derjenige seinem vollen Gehalte nach zu würdigen, der unter dem Unsegen fremder Nachlässigkeit, Bummelei, Schlaffheit und Undiszipliniertheit gelitten hat. Gewiß neigt unser, wie übrigens jeder Bureaukratismus seiner ganzen Natur nach zur Pedanterie. Aber im Ernstfall preisen wir auch die Pedanterie hundertmal höher, als Lässigkeit und Schlaffheit, als Bestechlichkeit und Zuchtlosigkeit, als läßliche, fahrige Behandlung ernster Lebensfragen in der spielenden Form des Sports.

Wenn ein deutscher Philologe einen klassischen Tert herausgibt, dann verlassen sich alle Gelehrten der Welt unbedingt und vorbehaltlos auf die Zuverlässigkeit des Tertes, weil jedermann weiß, daß strengste Methode und Gewissenhaftigkeit bei der Herstellung des Tertes obgewaltet haben. Das gleiche gilt von einem chemischen Erperiment oder einer wissenschaftlichen Entdeckung irgend^ eines angesehenen deutschen Forschers. Weder „dla^ue" noch „dlutt" sind Worte, die im deutschen Sprachschatz, im wissenschaftlichen Verfahren zumal, Heimatsrecht haben. Was vielmehr im militärischen Sprachgebrauch Disziplin heißt, nennen wir Gründlichkeit im Forschen, Zuverlässigkeit im Veröffentlichen, Gewissenhaftigkeit im Verwalten, Unbestechlichkeit im Urteilen, Redlichkeit im Handeln, Strammheit im Auftreten, Pünktlichkeit im öffentlichen Verkehr, Ordnungsliebe im persönlichen Haushalt. Und fassen wir alle diese Eigenschaften in einen Ausdruck zusammen, so heißt dieser: Pflichtgebot!

Von diesem „Pflichtgebot" ist auch der Nestor der deutschen Philosophie erfüllt, der, seiner 82 Iahre ungeachtet, eine dritte Iugend erlebt und mit der Frische eines Zwanzigjährigen seine Feder mit Echwertesschärfe und Dolchesspitze führt. In seiner jüngsten Veröffentlichung kennzeichnet Wilhelm Wundt die Umwertung des Begriffs „Militarismus" wie folgt:

Die Umwertung des Begriffs „Militarismus" Ludwig Stein
„Welch merkwürdige Vertauschung der Begriffe! Die Engländer, die neben irischen und schottischen Söldnern — sie selbst ziehen es im allgemeinen vor, zu Hause zu bleiben — Hindus und indische Bevölkerung in den Krieg schicken, können mit Fug und Recht des Militarismus bezichtigt werden. Denn wenn dieses Wort irgendeinen Sinn haben soll, so kann es doch nur sein, daß, wie dereinst im Rom der Kaiserzeit, der Staat mit einem Söldnerheer fremder Rassen seine Kriege führt. Wo sind aber die deutschen Soldaten im Frieden? Abgesehen von einem kleinen Stamme, der die Kontinuität des militärischen Unterrichts aufrecht erhält, sind sie das Volk selbst. Sogar die große Mehrzahl der Offiziere im Krieg besteht aus Lehrern und Anwälten, Kaufleuten und Angehörigen sonstiger friedlicher Berufe. Wie widersinnig darum, wenn man uns um unseres angeblichen Militarismus willen Barbaren schilt und gleichzeitig von Worten des Lobes über unsere Verdienste um Wissenschaft, Kunst und Technik überströmt! . . . Werden etwa die deutschen Gelehrten, Künstler usw. zum Barbaren, sobald sie den Zivilrock mit dem Waffenrock vertauschen? Nein, wir werden den guten Rat unserer Feinde, unseren Militarismus abzuschaffen, nicht befolgen. Wir bedürfen seiner auch fernerhin, nicht bloß weil wir der Rüstung zu Wasser und zu Land bedürfen, um uns den Frieden zu bewahren, sondern weil die allgemeine Dienstpflicht für uns das Erziehungsmittel geworden ist, das unserer Iugend körperliche Tüchtigkeit und strenge Pflichttreue auch im friedlichen Beruf verleiht."

Unser „Militarismus" ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck.

Wir führen keinen Eroberungs-, sondern einen Verteidigungskampf, keinen Konkurrenz-, sondern einen Eristenzkrieg. Und deswegen wird unser „Militarismus" dereinst vor dem Forum der Geschichte den höchsten Ehrentitel eines wahrhaft heiligen Krieges empfangen. An diesem hier aufgezeigten tiefsten Wesen des deutschen Militarismus soll die Welt noch einmal genesen!

F. L. Gras von Voltolini:

Der Einfluß des Krieges aus Geistesleben, Kultur und Recht.

Der Weltkrieg, das gewaltigste Völkerringen, das je die Geschichte gesehen, spielt sich vor unsern Augen ab. Der Donner der Geschütze hallt von der Seine bis an den Pruth, auf allen Meeren, im fernen Osten, unter Afrikas Palmen-Wäldern und auf den Jnseln der Südsee! Wie ist es möglich angesichts dieses Kampfes um die Eristenz ganzer Nationen noch von einem Geistesleben, von Kultur und Völkerrecht sprechen zu wollen? Und doch zeigt sich dem genauen Beobachter so manche überraschende Tatsache, wenn er im Einzelnen verfolgt, welchen Einfluß der Krieg unter diesen Gesichtspunkten gezeitigt hat, und zwar in wie sehr verschiedener Weise sich dieses hüben und drüben, das heißt bei den Völkern und bei den Feinden der beiden großen verbündeten Zentralmächte Europas zeigte! Bei einer solchen Beobachtung darf uns nicht einseitige Vorein-genommenheit leiten, sondern vielmehr müssen wir hierbei für einen Augenblick von allen patriotischen Gefühlen abstrahieren, vorurteilslos beobachten, abwägen und beurteilen. Gerade dann aber werden wir zu einem Schluß kommen, der unser Herz um so höher schlagen läßt, zu der unendlich erfreuenden und beruhigenden Tatsache, daß die Kultur, das Geistesleben und das Rechtsgefühl die Völker Deutschlands und Österreich-Ungarns so sehr durchdrungen hat, daß auch der harte Weltkrieg hier keine wesentlichen Änderungen schuf, während im Ausland eine niemals vorher zu ahnende Dekadenz sich geltend gemacht hat. Diese These überrascht, läßt sich aber in ihren Einzelheiten genau verfolgen.

Was unsere Völker betrifft, so haben wir alle mit freudigem Stolz gesehen, welch' hoher Jdealismus und heiliger Opfermut Jung und Alt beseelte, als eine „Welt von Feinden" gegen Deutschland und seinen einzigen, getreuen Verbündeten aufstand. Die edeln und hohen Herzenseigenschaften unserer Völker zeigten sich in einem erhabenen Glanze, als die Not hereinbrach und es galt, Gut und Blut in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Ein Jdealismus, wie er großartiger sich niemals in der Weltgeschichte gezeigt hat, durchflutete Arm und Reich, Jung und Alt von der Nordsee bis zur Adria, vom Rhein bis zu Ungarns Pußten; edle und hohe Herzenseigenschaften zeigten sich in der Brust auch des einfachsten Mannes. Trotz des heiligen Zornes, der unsere Völker ergriffen hatte, wie dieser Krieg ihnen aufgedrängt wurde, sieht man doch allenthalben eine Erhabenheit in der Auf-fassung, die ihren Höhepunkt in der Ritterlichkeit gegenüber dem Feind erreicht und zwar Ritterlichkeit in der Behandlung auf dem Schlachtfeld, wie Ritterlichkeit in Wort und Schrift daheim! Nirgends hat man hier eine Spur jenes glühenden

blinden, grausamen Hasses, jener Alles entstellenden Verkehrung der Tatsachen gesehen, die man seit Kriegesanfang bei den Gegnern findet. Schon hat sich eine von edelster Vaterlandsliebe getragene und von derselben durchwehte Kriegspoesie gebildet, in welcher neben manchen recht drastischen Soldatenreimereien sich Lieder von tiefster Empfindung, Gedichte erhabener Epik finden. Eine solche Kriegspoesie ist bei keinem der Gegner vorhanden. Wie sollten auch die Russen ein poetisches Empfinden haben, wenn die Massen, wie uns die Gefangenen erzählen, nur unter der drohenden Knute zu den Waffen eilten, wie soll der Franzose vom heiligen Feuer dichterischer Begeisterung erfüllt sein, wenn nur geifernder Haß und blinde Rachsucht das Leitmotiv seines Feldzuges ist? Dem Briten endlich ist der Mangel einer Kriegspoesie entschuldbar, da ihm auch in friedlichen Zeiten eine poetische Ader fehlt. Jn allen Bildern vom Kriegsschauplatz versichern uns die Augenzeugen, daß Deutsche, Österreicher, Ungarn singend in den Kampf und Tod zogen, während die Feinde in stummem finstern Haß die Straße zum Schlachtfeld gingen und mit einem Fluch auf den Lippen sich auf unsere Tupfern stürzten. Wie läßt dieser kleine Umstand uns tief in das Leben der Volksseele hüben und drüben blicken! Aber nicht nur Dichtkunst und Sangesfreudigkeit sind unsern Völkern in schwerer Stunde geblieben, sondern auch auf die darstellende Kunst hat der Krieg anregend gewirkt. Welch' hoher Zug liegt in dem Gedanken des deutschen Kaisers, der trotz aller ihn Tag und Nacht in Anspruch nehmenden Regierungssorgen nicht vergißt, daß auch ein Jünger der Malkunst seinem Hauptquartier folge, um die großartigsten Szenen dieses gewaltigen Feldzuges auf die Leinwand zu bannen, damit sie den kommenden Geschlechtern übermittelt werden.

So hat der Krieg trotz seiner Schrecken und der damit verbundenen Nerven-anspannung bei Kämpfern und Nichtkämpfern das Geistesleben der Völker der Zentralmächte in keiner Weise alteriert, während die feindlichen Völker in diesem einen erschreckenden Niedergang zeigen. Man vergleiche nur die geistvollen Auf-sätze der erstklassigen französischen Blätter, wie des Temps, des Journal des dsbats, des Figaro aus der Zeit vor dem Kriege und die wutschnaubenden, jedes ruhige Urteil vermissen lassenden Artikel dieser Tage. Gelehrte von Weltruf, Mitglieder der französischen Akademie, die früher die Würde Frankreichs in ihren Schriften darstellten, wie Maurice Donnay, Alfred Capus und Andere, sind in den Gassen-schlamm hinabgestiegen, um Deutschlands Volk und Heer mit Schmutz zu bespritzen. Ein Romain Rolland wagt es angesichts solcher Umstände die Deutschen als Bar-baren und Söhne Attilas zu brandmarken!

Selbst Maurice Maeterlinck, der Sänger so mancher tiefempfundener Lieder, der Schöpfer so manchen Werkes prächtiger Lyrik, hat sich seinen Blick von blinder Wut und kochendem Haß verdunkeln lassen, sodaß er in einen Ton verfällt, der an einen von grausamem Verfolgungswahn Besessenen erinnert. „Fluch den Deutschen" ist das Leitmotiv, das Belgiens größter Dichter der Gegenwart in allen Tonarten seit Monaten behandelt. Bleibt aber der Lorbeer eines Dichters derselbe,

wenn er edeln, erhabenen Werken Worte giftigen Hasses und lügnerischer Verleumdung beifügt? Wie muß das Geistesleben jener Völker, deren Heere uns befehden, gelitten haben, wenn selbst ein Maeterlinck alles Maß und Ziel vergißt und aller Herzensbildung bar zu toben und zu schmähen beginnt? Wenn ein Kirchen« fürst, der stets nur das Evangelium der Nächstenliebe und die Tugend der Selbstbeherrschung predigte, wie Kardinal Mercier, sich öffentlich in niedrigen Verwllnschungen gegen den edeln und hochherzigen Waffengegner seines Volkes ergeht?

In gewissem Sinne gehört auch die Art der Kriegsberichterstattung hierher, da auch sie in ihrer Weise sehr bezeichnende Lichter auf das Geistesleben der Völker wirft. Wie ehrlich, ohne jede Beschönigung lauten die Kriegsberichte aus deutschen und österreichisch-ungarischen Quellen. Man berichtet von Selbsterlebtem, schildert Siege und Erfolge in schlichter Weise und überläßt den Gegner ohne Schmäh» Worte seinem Schicksal. Dagegen zeigen die Berichte aus den Ländern unserer Feinde, daß sie sich viel mehr mit unserer Lage als mit der eigenen beschäftigen, daß sie scheinbar bei uns besser Bescheid wissen als auf ihrer eigenen Seite. Alles natürlich auf Grund der Phantasie, die durch die Brille blinden Hasses sieht! Und diese haßerfüllte Phantasie kann nichts mehr zu Tage fördern als Schauermären und Zerrbilder. Jst doch allein über das Kapitel „deutscher Grausamkeiten" so viel erfunden und auf geduldiges Papier gedruckt worden, daß dasselbe einen besonderen Literaturzweig der feindlichen Tagespresse ausmacht. Schwer ist es festzustellen, in welcher der feindlichen Hauptstädte die Atmosphäre am intensivsten von Lügenberichten verseucht ist, aber wenn man die den Franzosen angeborene Renommier- und Ubertreibungssucht in allen Lebenslagen berücksichtigt, so ist die durch den Krieg speziell geschaffene Lügenatmosphäre in London noch dichter als in Paris. Daß Petersburg und Nisch auf diese Beispiele hin und aus angeborener Neigung zur Unwahrheit nicht zurückbleiben wollen, ist selbstverständlich und psychologisch gar nicht anders möglich. Das eben erwähnte Kapitel der unfern Truppen in niedrigster Weise angedichteten Grausamkeiten führt uns zu dem Einfluß des Krieges auf die kulturellen Verhältnisse während desselben und in seiner Durchführung.

Gewiß bleibt die alte Regel 2 1a ßnerre comrue 2, 1a ßuerie auch heute noch bestehen, und somit werden die Kulturerrungenschaften im Feuer des Krieges immer einigermaßen beeinträchtigt. Und doch ist die Art der Kriegführung in sich selbst ein Zeichen des kulturellen Standes eines Volkes. Gerade deshalb schleudert man von Ost und West gegen die deutschen Heere die unsinnigsten Vorwürfe, um dadurch die eigene Kriegführung zu beschönigen. Einer späteren Zeit wird es vorbehalten sein, die französische zielbewußte Provokation in ihrem ganzen Umfang aufzudecken, die zu der Zerstörung von Reims' ehrwürdiger Domkirche führte. Alle übrigen antikulturellen Untaten, die man unsern Truppen andichtete, haben sich als Erfindungen englisch-französischer Verleumdungssucht erwiesen. Wenn

sie aber wirklich scharf vorgegangen, so handelte es sich stets um die Bestrafungen belgischer und französischer Franktireurs. Diese Bestrafungen werden, da sie die Taten Einzelner an der Kollektivität vornehmen, von mancher gegnerischen Seite als unberechtigt hingestellt, während man die Untaten der Franktireurs selbst als Heldenmut bezeichnete. Dies hat derartige verwirrte Vorstellungen hervorgerufen, daß in Frankreich, Belgien und England der Begriff des deutschen Soldaten mit dem eines Mordbrenners als identisch angesehen wurde. Nur diese Begriffsverwirrung erklärt die panikartige Flucht der Bevölkerung ganzer Städte und Dörfer beim Herannahen deutscher Truppen.

Wie ansteckend diese Vorstellungen wirken, beweist der Fall eines italienischen Kriegskorrespondenten, der im Anfang Oktober nach Nordfrankreich reiste, dort in der Umgegend von Lille von einem Vorstoß deutscher Truppen überrascht wurde und so einen Einblick in die Zustände innerhalb der deutschen Linie tun konnte. Derselbe kann sich nicht genug wundern über die Haltung der deutschen Offiziere und Mannschaften gegenüber der Bevölkerung, die der Gegensatz dessen sei, was man ihm in Paris von sonst glaubwürdiger Seite erzählt hatte.

Wenn daher, wie man sieht, der kulturelle Zustand in der deutschen Armee nicht gelitten hat, so noch viel weniger im Lande selbst wie auch in Österreich-Ungarn. Tausende Briefe von Gefangenen und Verwundeten der verschiedensten feindlichen Armeen können nicht genug die Aufnahme, die Verpflegung und die Rücksicht rühmen, die sie hier genossen haben. Ganz anders stellt sich die kulturelle Dekadenz auf der Seite des Dreiverbandes dar.

Blicken wir zunächst auf die Kampfesweise und die Haltung der Truppen.

Was Ostpreußen und Galizien von den russischen Horden gelitten haben, ist so bekannt, daß es nur eines erinnernden Hinweises bedarf! Ebenso entsprach die Haltung der Serben und Montenegriner dem Rufe, der ihnen voranging! Aber diese Völker konnten auch niemals mit gutem Gewissen den Anspruch erheben, als Kulturnationen zu gelten. Leider aber ist auch die Haltung jener unserer Gegner, die wir bislang als solche anzuerkennen gewohnt waren, der Briten und Franzosen, weit von dem Bilde entfernt, wie solche es in der schweren Zeit des Krieges bieten sollen! Welch' ein trauriges Bild von kultureller Dekadenz bieten die Mörder armer deutscher Verwundeter, Mörder in französischer Uniform, ferner jene traurigen Vorkommnisse in Lazaretten, wo Franzosen ihre deutschen Lagernachbarn erdolchen.

Jn diesem Falle handelt es sich, kann man einwerfen, um brutale Auswüchse jenes Fanatismus, den der Kriegsbeginn in erregbaren Naturen zeitigt. Wenn man hier diesen Entschuldigungsgrund auch noch gelten lassen will, so fällt gegenüber der Tatsache, daß das französische Oberkommando deutsche Parlamentäre trotz der weißen Fahne gefangen nahm und dieselben über zwei Wochen in Orlsans in Gewahrsam hielt, jeder Beschönigungsversuch in sich zusammen, vielmehr liegt hier bereits eine Beugung des Völkerrechts vor. Dies führt uns zu den

vielen Fällen, in welchen unsere Feinde das internationale Recht mit Füßen getreten haben. Wer hätte im Vorjahre, als der Friedenspalast im Haag eingeweiht wurde, an die Möglichkeit gedacht, daß eine Reihe europäischer Staaten das Völkerrecht nicht nur beugen, sondern zertrümmern würden! Kaum war der Krieg erklärt, so begann der gesetzwidrige Zustand sich in den Staaten des Dreiverbands, voran in Belgien, England und Frankreich in der Behandlung der deutschen und österreichischen wie ungarischen Staatsangehörigen fühlbar zu machen. Das Festnehmen derselben, das Verbringen in Zwangsaufenthaltsorte ist bereits ein Vergehen gegen unsere modernen Begriffe, ein trauriger Gegensatz gegenüber der Ruhe und Sicherheit, die Engländer und Russen, Franzosen und Serben bei uns genossen und noch genießen. Was Belgien in dieser Beziehung in den ersten Augusttagen verbrochen hat, ist ein so schwerer Bruch des Völkerrechts, daß es hiermit schon seine so viel gefeierte „Unabhängigkeit" verwirkt hat. Ein Volk, das sich so weit vergißt wie Belgien, zeigt, daß seine Kultur nur ein Firnis war und daß es für die Zukunft die Rute des Zuchtmeisters bedarf, um tatsächlich kulturell auf die bisher nur erträumte Höhe zu gelangen.

Der zweite Schritt auf der verhängnisvollen Bahn der Zertrümmerung des internationalen Rechts von Seiten des Dreiverbands bestand in der gewaltsamen Entfernung der Gesandten des Deutschen Reichs und Osterreich-Ungarns aus Tanger und Kairo, hier durch einen brutalen Eingriff Frankreichs auf das internationale Gebiet von Tanger, dort durch eine Vergewaltigung der souveränen Rechte Ägyptens und der Pforte durch England. Jn beiden Fällen wurde nicht etwa ein Punkt des modernen Koder des internationalen Rechts, der Haager Konvention verletzt, sondern das Gewohnheitsrecht von Jahrtausenden! Uralte Naturvölker, die Stämme der Jlias, die „Wilden" überseeischer Gebiete haben jenes Gesandtschaftsrecht hoch und heilig gehalten, das heute die ßranäe Nation und sein skrupelloser Bundesgenosse verletzten!

Jn beiden Fällen handelt es sich um willkürliche Gewaltakte: im ersten tritt Frankreich alle Vereinbarungen seit den Tagen von Algeciras mit Füßen, im zweiten wirft England endgiltig die Maske ab, daß es in Ägypten nicht mehr länger Lust hat, den Administrator zu spielen, sondern das Land der Pharaonen als sein unumschränktes Eigentum betrachtet. Die, allerdings stolz abgewehrten Jnsinuationen des britischen Botschafters an der Pforte gegenüber dem Khedive, die jeder Sitte und Anstand hohnsprechende Behandlung der khedivialen Prinzessinnen, die Amtsentsetzung der ägyptischen Behörden seit Kriegsbeginn und das Schalten undWalten der englischen Machthaber zeigendeutlichAlbionsAbsicht. Dasägyptische Volk wendet sich hilfesuchend zu uns: auch ihm gilt die Versicherung, daß sein Schicksal wie jenes so manchen Volkes auf den Schlachtfeldern in Frankreich und Polen ausgekämpft wird; möge es sich bis dahin gedulden.

Völkerrechtlich ist das Vorgehen Englands in Ägypten nicht nur eine Brutalität, sondern ein Neutralitätsbruch schlimmster Art. Die Engländer wenden

natürlich hier die bis zum Überdruß aufgewärmte Fabel der durch Deutschland begangenen Verletzung der Neutralität Belgiens ein, eine Fabel, die heute durch die in Brüssel aufgefundenen Dokumente von der fast seit einem Jahrzehnt bestehenden belgisch-englisch-sranzösischen Verschwörung gegen Deutschland nunmehr für Jedermann abgetan ist, der überhaupt noch sich das freie Urteilen bewahrt hat.

Japan, Englands getreuer gelber Bundesgenosse, hat seinem Herrn und Meister die Beugung des Völkerrechts abgelernt und marschierte unbekümmert um Chinas Neutralität quer durch die Provinz Shantung, um sein Henkerwerk an der von der Heimat völlig abgeschnittenen Garnison von Kiautschou möglichst bequem verrichten zu können.

Die Neutralitätsbrüche bleiben aber nicht nur auf solche zu Lande beschränkt, sondern England begeht deren auch zur See. Mit der Beschießung des Hilfskreuzers „Kaiser Wilhelm der Große" in einem spanischen Hafen der kanarischen Jnseln hat England bewiesen, daß es für seine Begriffe keine neutralen und territorialen Gewässer gibt.

Doch bleibt der Bruch des Seerechts durch die englische und französische Marine hier nicht stehen: Handelsschiffe der neutralen Staaten werden von englischen und französischen Kreuzern angehalten und auf Konterbande untersucht. Was diese ist, wußte man allgemein, bis zum 1. August 1914: heute bestimmen diesen Begriff die englischen und französischen Marineoffiziere dieser Kreuzer und belegen Alles, was sie als solche erklären, nämlich Alles, was ihnen paßt und begehrenswert scheint, mit Beschlag! Welch' ein Unterschied besteht aber zwischen dem offenen Seeräubertum der Sarazenen und Normannen im Mittelalter und diesem verschleierten Seeräubertum der Schiffe Seiner britischen Majestät und der Republik Frankreich?

Dem Eeerccht folgt das Handelsrecht. Britische und französische Schuldner werden bestraft, wenn sie den Gläubiger in Feindesland befriedigen wollen.

Die Patente deutscher und österreichisch-ungarischer Erfinder sind in Frankreich und England vogelfrei erklärt worden! Wie weit ist man doch von Rousseaus Prinzip in dessen Vaterland abgekommen, daß die Armeen und nicht die Völker den Krieg auszukämpfen haben! Durch die Rechtsbrüche unserer Gegner ist der Krieg zu einem Völkerkrieg im wahrsten Sinn des Wortes, dann aber auch zu einem Kampf um die höchsten Güter der modernen Kultur geworden, um deren Bestand die Heere der Zentralmächte kämpfen. Wie aber, so fragen wir mit Recht, kommt es, daß im deutschen, österreichischen und ungarischen Volke die kulturellen Errungenschaften so viel tiefer Wurzel gefaßt haben als in den gegnerischen Nationen, wie es uns dieser Krieg so klar beweist? Wir wollen und dürfen uns nicht eitel rühmen und schlechtweg glauben, daß wir innerhalb unserer Grenzpfähle aus besserem Stoff geschaffen sind als die draußen, vielmehr haben unsere Völker das erhabene Bild, das sie in ihrem Geistesleben während dieses furchtbaren, uns in

unedelster Weise aufgedrängten Krieges gaben, einzig und allein ihren Erziehungsprinzipien zu verdanken. Man sagt oft, daß im Jahre 187ll und 1871 der „deutsche Schulmeister" der ideelle Sieger geblieben sei. Jn diesem Kriege zeigt sich Ähnliches in Bezug auf das Geistesleben während desselben; aber an die Stelle des „deutschen Schulmeisters" ist der Kollektivbegriff der Erziehung unserer Völker getreten, die sich geistig unendlich hoch über die Gegner erhaben zeigen. Diese geistige Überlegenheit sichert den vollen Triumph unserer guten Sache, nicht minder als die Kraft der Waffen und die eiserne Disziplin unserer Heere! Sie stärkt und erhebt uns nicht nur in den Tagen des vollen Sieges, sondern auch in jenen der mühe- und opferreichen strategischen Operationen, ja sie würde uns auch in trüben Stunden, welche die Vorsehung uns fernhalten möge, die Kraft geben. Schweres zu tragen! Der geistige Zustand in den Völkern, die uns feindlich gegenüber stehen, ist ein solcher, daß er, jeden inneren Haltes bar, ihren Zusammenbruch nur fördert.

Helene Vulle:

Der Krieg.

Ein apokalyptischer Reiter sprang der Krieg uns an, umrasselt von uralten Zauberwaffen, umklungen von fast vergessenen Liedern aus ferner Völkerkindheit, Ritterlichkeit, Mannentreue und abenteuerliches Streiten.

Europa zitterte, durch alle Welt ging ein Grauen, und doch auch ein Aufatmen. Völker wachten auf und schleuderten alte Tafeln in den Kehricht, Männer reckten sich, als wäre endlich etwas frei geworden, was in den Tiefen ihrer Seelen eingefroren schlief, etwas, was eigentlich sie selber waren.

Eine Lohe zerstörte der Krieg abgezirkelte Ordnungen, riß jeden einzelnen los von seiner Scholle, machte ihn heimatlos beweglich, einsam und schweißte doch wiederum alle zusammen in einem Gefühl: Siegen oder Sterben.

Da gab es kein Überlegen, ob etwa der moderne Staat eines solchen Opfers wert sei, da wurden alle unterschiedlos mitgerissen, auch die vielleicht bis dahin gar kein besonderes Verhältnis zur Staatsgemeinschaft, zum Vaterland hatten, einfach vergewaltigt.

Logik war nicht mehr am Platz, hatte völlig abgewirtschaftet; jetzt ging es um Gefühle.

Ein tiefes Bedürfen schien plötzlich gestillt, denn die Massen hungern nach Gefühlen, wollen sich genug tun im Rausch der Empfindung.

Die Schematisierung des bürgerlichen Lebens, der gleichmäßige Trott der

Arbeit ließ für Gefühle wenig Platz. Da gedieh nur eine blasse, matte Liebe,
ein geduckter, verknöcherter Haß, der dem Andern den Platz an der Sonne nicht
gönnt, aber doch die Faust in der Tasche behält.
Selbst die Liebe zum Leben, die Lust, alle seine Triebe verlangend in die
Welt zu schicken, seine Kräfte zu fühlen und sich an Luft und Licht zu freuen,
selbst dieser elementarste Lebenstrieb war so stark sozialisiert, so umgebogen zum
Kulturträger, daß er seine Schwungkraft, seinen freudebringenden Elan fast ver-
loren hatte, den einzelnen nicht mehr steigerte, in dem, was sein eigenstes war,
sondern ihn zu einem Teil des sozialen Gefüges sorgfältig abschliff.
Ietzt, wo das Ganze, die Nation, das Volk und zugleich jedes Einzeldasein
in seinem Lebenszentrum sich bedroht sieht, da wachen alte Heimatgefühle auf, durch
das Wort „.Krieg" wie durch eine Zauberformel geweckt. Längst beiseite ge-
worfene Werte gewinnen wieder Kurs.
Derselbe Instinkt, der den Nomaden, den Etammesangehörigen eines alten
Hirtenvolkes, zur Art greifen ließ, um seinen Fleck Erde zu verteidigen, der
gleiche Haß, der ihn damals trieb, den Bedränger seines Eigentums, seiner
„Ehre" — das Wort hat jetzt neuen Silberklang — zu Boden zu schmettern,
derselbe Haß lodert auch heute wieder auf, verknüpft mit allem Bestialischen
der menschlichen Natur.
Die Bestie Mensch, die in das Unterbewußtsein gedrängt, ein dumpfes Dasein
führte, unter einem dünnen Kulturfirnis als Hemmung lauernd, beängstigend,
peinigend, als Krankheit im Organismus wirkend, nun sprengt sie mit Natur-
gewalt ihre Fesseln, tut sich genug in den Greueln der Schlachten. Und bei
denen, die daheim bleiben, lebt sich diese Freude am Haß aus in der Zuchtlosigkeit
ihrer Wünsche, in der Gier nach sensationellen Blutberichten, in dem Iubel über
Qualen und Not der Feinde.
Und neben dem Haß die Liebe in ihrer einfachsten Form. Sensible Rücksicht-
nahme auf feinste, seelische Bedürfnisse eines andern erscheint nun einfach lächer-
lich und unberechtigt, jetzt wo Wunden, Hunger und Pein zu uns aufschreien wie
noch nie, wo alle die gleiche Sorge tragen, wo jeder Einzelne sein Leben, seinen
Besitz verunsichert sieht, wo das Leid des Nächsten das eigene Leid ist, das Ich
Du wird, der Andere Bruder.
Durch Haß und Liebe erfährt das Lebensgefühl seine höchste Steigerung, so
daß es in seiner Inbrunst hinausgreift über das Leben selber und auch den Tod
in seinen Rausch hineinbezieht, um noch im Erlöschen eine Süßigkeit zu kosten,
einen Glanz sich zu erringen, der über das Zeitliche hinausweist.
Stärker als die Liebe zum Dasein selber ist der dunkle Drang, sich an ein
Höchstes zu verlieren, das innerste Herzblut, das Symbol des Lebens hinströmen
zu lassen, es zu opfern für etwas Allerheiligstes.
Der Begriff des Opfers scheint verwurzelt mit allem Abgründigsten der

Seele, es scheint ein Gesetz zu sein, daß alle geistigen Erneuerungen, alle großen die Menschheit in ihren Tiefen packenden Bewegungen auch diesem anderen Bedürfen der menschlichen Psyche Genüge tun müssen, wenn sie festen Wurzelgrund fassen wollen, und wie jede natürliche Geburt aus dem blutigen Schoß der Mutter sich losringt, so scheint alles, was Ewigkeitsdauer haben soll, in dieser Welt aus Blut geboren werden zu müssen.

Der Glaube an die Kraft des Blutopfers ist fast in alle Religionen eingegangen, seine wollüstige Mystik wurde eine Kraftquelle religiösen Aufschwungs. Von den Menschenopfern in Ephesus bis zu der Wollust, mit der die ersten Christen zum Martyrium drängten, vom Schwert des Islam bis zur Guillotine der Revolution.

Man braucht sich nur in die Bilder eines Grünwald, eines Crivelli etc. zu vertiefen, um die Seligkeit eines mystischen Opfcrdranges auch im Christentum zu fühlen.

Dieser Sehnsucht, sich aufzugeben, und sei es auch durch Zubrechen der zeitlichen Form, dem Leben noch eine höchste Steigerung zu verleihen, gibt der Kvieg Erfüllung. Durch ihn erhält die Inbrunst des Blutopfers neuen Sinn. Diirck den Opfertod Tausender scheint die Idee eines freien Vaterlandes in die Sphäre des Absoluten, in die Sphäre eines Ewigkeitswertes gerückt.

Die Massen wissen kaum, warum der Krieg geht, aber sie fühlen, daß es sich um das Höchste handeln muß, weil das Höchste gefordert wird. Es ist der alte Zauber des Blutopfers, der die Völker berauscht und die Iugend noch heute blumengeschmückt auf die Schlachtfelder treibt, als ginge es zu Liebcsfesten, der das Leben an der Front in Not und Gefahr als eine Daseinsstcigerung, die Schlachten mit ihrem freien Spiel um Leben und Tod als festliche Höhepunkte empfinden läßt.

Es ist der Rausch der Selbstaufgabe, der durch den Krieg ausgelöst wird, derselbe Rausch der Selbstaufgabe, der auch die höchste Ekstase der Liebe dem Tode so naherückt.

Unsere Zeit in ihrer Erstarrung wußte nichts mehr von jenem großen Stirb und Werde. Der Krieg aber hat an das Tiefste gerührt und frei und jung gemacht, was gekettet war und zu greisen begann.

Nicht die blutigen Opfer, die dieser Krieg fordert, dürfen uns erschrecken, das begeisterte Sterben blühender Jugend ist ein Zeichen von Kraft und Lebensstärke. Das Erschreckende vielmehr ist der Wahn Tausender, die dem Kriegsruf wahllos, begeistert folgen, ohne zu wissen, daß es sich hier um nichts Neues, nichts Ewiges handelt, daß, nachdem die blutigen Schlachten ausgekämpft wurden, nachdem Tausende von jungen Leben sich verbluteten, alles im besten Fall bleiben wird, wie es bisher gewesen.

Die Sehnsucht nach einer Lebenssteigerung über den Tod hinaus, das ist das Primäre, das Ewig-Menschliche, dem der Krieg für eine Spanne Zeit seinen Sinn gab. Das Problem aber liegt gerade darin, diesen lebendigen Dpfer-willen der Massen an neuen, großen Kulturidealen aufflammen zu lassen, so wie das Christentum es verstanden hat.

Es gilt humanitäre Forderungen mit so viel Geschick, mit so viel siegerischer Kraft in die Massen zu werfen, daß auch an ihnen Gefühle aufflammen, Lebens- und Todesrausch von Millionen sich entzünden könne.

Ein Versuchen, ein Weisen neuer Wege hat es genug gegeben in den letzten Iahrzehnten. Von den Freiheits- und Gleichheitsträumen des sozialdemo-kratischen Zukunftsstaates bis zur Bewegung für ethische Kultur, von der Friedensgesellschaft zu der ästhetischen Mystik neuer Kunst. Aber alle diese Strömungen verliefen kraftlos, weil sie aus der geistigen Schicht des Volkes her-stammten, weil sie „gedacht" waren, nicht verankert im Urgrund der Volksseele, weil ihnen die Sinnlichkeit des Martyriums, die Handgreiflichkeit des Blut-opfers fehlte.

Solange der Krieg an sich es noch vermag, Tausende jubelnd in seine Todes^ «igen zu ziehen, solange beweist er seine Daseinsberechtigung.

Die Idee des ewigen Friedens, wie sie von einer stillen Gemeinde aus-gedacht wurde, ist heute nur ein schöner Traum. Erst dann wird der ewige Frieden sich jugendstark die Welt erobern, wenn auch er die Krone des Martyriums trägt, wenn einmal soviel Blut um ihn geflossen ist, wie um die Werte, denen dieser Krieg gilt. Ia, man kann ruhig sagen, wie um den Krieg selber.

Richard Braunfels:

Ein Brief ins Feld.

Dank, Freund, für Deinen Brief. Dank auch für die Versuche, mich zu trösten. Du weißt ja, wie schwer es ist, neue Ziele zu suchen, nachdem man monatelang auf ein bestimmtes eingestellt war — noch bis zur letzten, end-gültigen Absage hatte ich gehofft, ins Feld zu kommen. — Du bist nicht der erste, der mir versichert, auch im Lande könne man mithelfen, sehr oft vielleicht wirksamer als im Felde. — Gewiß, der preußische Schulmeister soll nicht uner-heblich an gewinnreichen Feldzügen beteiligt sein, aber kannst Du Dir nicht vorstellen, wie ich meinen Iungens erzähle von dem sittlichen Heldentum derer in den Schützengräben, von all der stummen Entsagung, von dem wundervollen

Pflichtbewußtsein jedes einzelnen mit oder ohne Kreuz, das so viel größer ist
als der Kampfesrausch und wie dann einer mit seinen blanken, ehr-
lichen Bubenaugen aufschaut und stumm fragt: „Warum bist Du hier und
preist die Treue, der Du selbst doch treulos bist?" Dann mußt Du ver-
stummen und die Zähne zusammenbeißen. — Wenn Du auch erklärst, daß cs
Dein sehnlichster Wunsch wäre, mitzukämpfen, und daß man Dich nicht brauchen
kann — — — er versteht's doch nicht und fühlt nur, daß Du nicht an
Deinem Platz bist; mag er Dir auch hundertmal glauben, sein unbestechliches
Gefühl verweigert Dir das Recht mitzureden, Dich zu erheben in dem Bewußt-
sein Deiner Zugehörigkeit zu einer menschlichen Gemeinschaft, wo das Individuum
fähig ist, im Interesse des Ganzen seine Individualeristenz freudig aufzugeben —
mehr noch, klaglos auf all das zu verzichten, worin cs bisher den Sinn des Lebens
für sich als Mikrokosmos gesucht hat.
Und doch ich beneide Euch, daß Ihr „draußen" seid, daß Ihr
losgelöst seid von aller Zufälligkeit der Persönlichkeit, daß Ihr eingeordnet seid
in eine große Aktion, die ein klares, erreichbares Ziel sucht, das wie die künst-
lerische Verwirklichung des Ideellen den höchsten, unendlichen Sinn allen
Daseins momentan endlich macht. Und um all das Zufällige beneid' ich Euch,
um das „Abenteuer", das als kurzes, prägnantes und intensives Erleben deutlich
begrenzt ist in dem Fluß unseres Lebens. Iede schlaflose Nacht möchr' ich mit
Euch wachen, in der Winterkältc mit Euch frieren, im Regen schaudern und
den kurzen Schlummer im Schützengraben mit Euch teilen. Ia, um jede Wunde
könnte ich Euch beneiden und fast noch um den Tod, der Euch mitten in höchster
Daseinsfülle trifft, der als das Ende eines höchst zweckvollen Lebens nicht un-
erwartet und doch ungesehen zu Euch kommt. Vielleicht ist es süßer für das
Vaterland zu leben, aber hieß uns „leben" nicht immer „vertiefen", Schicht
um Schicht aufgraben in uns und außer uns? O ich weiß, wie viel
Wertvolles zerstört worden ist durch Vernichtung von Einzeleristenzen, die noch
viel Saat in die aufgewühlten Felder der Nation und der Menschheit hätten
senken können aber bist Du nicht meiner Ansicht, daß Familie mebr
als Individuum, Staat mehr als Familie bedeutet, Volk mehr als Staat und
— mag es auch noch in der Ferne verblassen — Menschheit mehr als Volk?
Fürs Volk fielen sie — noch gibt es keine weiteren Grenzen — mag ihre Lebens-
arbeit jählings abgeschnitten worden sein ihr Tod ist als schönstes
Symbol höchster Pflichterfüllung, als stolzester, ethischer Wille wirksamer und
Menschheit und Menschlichkeit fördernder als alle künstlerische oder wissenschaft-
liche Geistestat. Denn vornehmste Geistestat ist dieser Tod, Triumph des Geistes
über das Körperliche; mag auch die Vernichtung des einen das Aufhören des
andern bedingen: — so sicher die m ein Buch, in ein Kunstwerk eingeschlossene
Geistesmacht selbst dann noch potentiell aktiv ist, wenn sie unter dem Schutt
und den Trümmern der Materie versteckt ist, so sicher bleibt der Geist dieser

Handlung noch wirksam, wenn der Träger längst vermodert ist; Leonidas ist
tot, sein Geist lebt und wird leben! Wer wie Du und ich überzeugt ist, daß
die Entwicklung mehr und mehr nach der geistigen Seite gravitiert, wenn Du
willst, nach Vermehrung der potentiellen Energie der Nerven- und Gehirn-
zellen gegenüber denen der Muskeln, der muß auch zugeben und trauernd-
freudig bewundern, welch einen Fortschritt — es ist tragische Ironie! — dieser
Krieg allen je gewesenen gegenüber aufweist. Mag er doch noch so wider-
sinnig scheinen mit seinem nächsten, brutalen Ziel der Menschenvernichtung,
rohester, leiblicher Schädigung und seiner Verwendung vollkommenster technischer
Mittel — höchster Intelligenz als Totschläger — er wird doch harmonisch durch
den gewaltigen Sturm vornehmster, selbstaufgebender Liebe zu einer überpersön-
lichen Idee — zum „Volk", zur Nation und — laß es mich heute sagen —
zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts.

Nun lächelst Du wohl über mich, den Blinden, der dem Schauenden die
Gebilde erklärt, die er höchstens tasten kann! Doch was können wir anders, als
„philosophieren", da uns das Handeln verwehrt ist? Wir müssen hier bleiben,
um die Räder der Maschine zu ölen, damit Ihr in wunderherrliches, gefahrvolles
Land fahren könnt. Laßt uns wenigstens von ihm träumen!

Wie es uns sonst hier geht, fragst Du? Wir essen Kriegsbrot und freuen
uns, daß wir hier und da eine kleine Entbehrung leiden dürfen, wir schämen
uns zwischen den weißen Laken unseres warmen Betts, und wenn wir nicht
gar zu vernünftig wären, so möchten wir uns am liebsten auf nackter Erde
schlafen legen und uns kasteien, um Euch nicht allzusehr nachzustehen, um
mit etwas ruhigerem Gewissen Platz nehmen zu dürfen in der Tafelrunde, die
Ihr für alle bereitet.

Denn an einen Sieg glauben wir, fühlen ihn schon erreicht; nie kann der
gewaltige Strom> der jetzt schäumt und brandet, im Sande versickern, zu reich
und tief sind die Quellen, die ihn speisen.

Freilich, die klaren Quellen, die dort springen, wo Ihr weilt, kommen nicht
ganz ungetrübt zu uns. Noch macht sich viel kleinlicher Egoismus breit, noch
geifert hie und da ein niedriger „Patriot", noch werden zuviel pathetische Ge-
dichte hinterm Ofen „gemacht", noch sind wir fern von dem verhaltenen Pathos
Eures Lebens, das den Geist unserer Zeit, der stillen, handelnden Einordnung,
so herrlich spiegelt, aber die Besten — auch unter uns — fühlen doch
die Verpflichtung, zu erhabenerer Gestaltung des eigenen Lebens, zur Frei-
machung des Feinsten und Innerlichsten in uns und andern. Suchten wir schon
früher den gemeinen Schritt des täglichen Lebens zu adeln durch ein „liebevolles
Muß", noch freudiger — nicht immer gelingt es — wollen wir jetzt unser
„Müssen", jetzt, wo der Zwiespalt des „Sollen" größer ist als sonst, da mehr
als je Pflicht gegen Pflicht steht.

Doch immer und immer wieder kommt mir seit Wochen Conrad Ferdinand
in den Sinn — wann werden wir ihn wieder zusammen genießen? — und ich
empfinde tiefer als je „Liebe hat die Welt gegründet"!
Wann hätten wir mehr der Liebe gehabt als jetzt? Der gewaltige Haß,
der alle anfangs erschütterte, was ist er anders als die Asymptote der Liebe,
der großen Liebe aller zu einem Einzigen? Und an unsere Einigung durch den
Geist dieser Liebe glaub' ich und an ihre weltumfassende Weite, die einen eng-
herzigen Nationalismus unmöglich machen wird.
Und im Geist dieser Liebe, die auch uns hoffentlich bald vereinigen wird,
um derentwillen Ihr auch uns unbeschämt als Brüder aufnehmen werdet in die
Heimat, die Ihr gebaut, grüße ich Dich, mein Freund, und alle Kameraden
Dein Ernst.

Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg:

Von den Ausgaben der Völkenechtswissenschast in unserer Zeit.

Kürzlich wurde in einer Reihe großer internationaler Zeitschriften, u. a.
auch in der Dezembernummcr 1914 der iu Lausanne erscheinenden ,,Itevuk
rolitiyue InteruÄtiuuille", eine Rede veröffentlicht, die der hervorragende
französische Völkerrechtsgelehrte Louis Renault am 26. Oktober 1914 im
In»titut äe rrauee über den „Krieg und das Völkerrecht im 20. Iahrhundert"
gehalten hat. Diese Rede ist äußerst bemerkenswert durch den Ton, in dem sie
abgefaßt ist. Sie ist ein Musterbeispiel dafür, wie man auch in den erregten Zeiten
eines Krieges Ruhe und Objektivität bewahren und in seinen Anklagen vor-
sichtig sein soll. Renault erörtert alle Fragen, auch die der belgischen Neutrali-
tät, so sachlich, daß er seine Worte ebenso gut lange vor Ausbruch des Krieges
hätte sprechen können, ohne Änderungen zu treffen. Gleich zu Anfang seiner
Rede stellt er fest, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, um ein wohl-
begründetes Urteil über alle von den Kriegführenden begangenen Handlungen
zu fällen. Nicht alle Völkerrechtslehrer haben nach Renaults Beispiel gehandelt.
Wohl in sämtlichen kriegführenden Staaten hat man sich auch in wissenschaft-
lichen Kreisen zu Anfang des Krieges nicht genug bemüht, den Gegner gereckt
zu beurteilen. In keinem der früheren Kriege sind die Anklagen der öffentlichen
Meinung durch die Ausführungen von Völkerrechtsgelehrten in solchem Maße
unterstützt worden, wie in demjenigen, in dem wir uns jetzt noch befinden. Ia,
sogar in neutralen Ländern hat sich ein eifriger Kampf für und wider manche

Taten der Kriegführenden erhoben. Das ist bei der gewaltigen Erbitterung aller gegeneinander leicht verständlich. Aber nachdem sich die erste Erregung längst gelegt hat, müssen wir einmal fragen, wie sich denn in Wahrheit die Wissenschaft des Völkerrechts zu den gegenwärtigen Ereignissen stellen soll.
Eine Aufgabe haben wohl alle Vertreter der Wissenschaft sogleich erkannt, als sie dem allgemeinen Irrtume entgegentraten, das Völkerrecht sei in diesem Kriege zusammengebrochen. Männer wie Lammasch, Niemeyer, Strupp, Zitelmann usw. haben in Deutschland immer wieder betont, daß die nicht seltenen Völkerrechtsbrüche doch nur eine Ausnahme bilden, wenn man sie den zahlreichen Befolgungen eben derselben Rechtsnormen gegenüberstellt. Sie haben dargetan, wie das Völkerrecht nicht ein Erzeugnis der Willkür, sondern eine Notwendigkeit ist, ohne daß man sich ein dauerndes Zusammenleben der Staaten nicht denken kann. Wohl sind jetzt gerade die wichtigsten Beziehungen zwischen den kriegführenden Parteien unterbrochen; aber die gemeinschaftlichen Interessen, die früher zu zahllosen internationalen Vereinbarungen zwangen, werden nach dem Kriege ihren Einfluß erneut geltend machen. Sehr bedauernswert würde es sein, wenn die öffentliche Meinung und die Regierungen diese Bedeutung völkerrechtlicher Verträge nach dem Kriege nicht sogleich erkennen und sich eine Zeitlang von neuen völkerrechtlichen Verträgen mit den jetzigen Gegnern fernhalten würden. Den größten Schaden würden davon nur diejenigen haben, die sich auf diese Weise isolieren. Wir können uns überhaupt nicht vorstellen, daß die wichtigsten der bisherigen internationalen Unionen, z. B. der Weltpostverein oder die internationalen Verträge über Urheberrecht, aufgelöst würden. Vielmehr werden sich bald eine Fülle neuer Vereinbarungen als unumgänglich nötig erweisen.
Indem nun die Völkerrechtler den Glauben an die Zukunft des internationalen Rechts predigen, treten sie, wenn auch zunächst noch unbewußt, dafür ein, daß die Organisation der Staaten, wie sie vor dem Kriege im Werden begriffen war und in den Haager Friedenskonferenzen ihren machwollen Ausdruck gefunden hat, auch nach dem Kriege weiter entwickelt werden wird. Das Völkerrecht geht letzten Endes darauf hinaus, alle Buchungen zwischenstaatlicher Art mehr und mehr rechtlich zu regeln. Wer also von seiner Kcaft durchdrungen ist, wird der Überzeugung sein, daß trotz des Krieges die zurzeit unter den Staaten noch bestehende Anarchie langsam in eine geordnete Gemeinschaft verwandelt werden kann. Es läßt sich kein von dem Geiste des Völkerrechts wahrhaft ergriffener Gelehrter denken, der den Krieg um seiner selbst willen preist. So edle Wirkungen auch die Begeisterung Deutschlands in vielfacher Hinsicht gehabt hat, so darf es doch keinem unserer Gelehrten einfallen, den Krieg an sich als einen Idealzustand hinzustellen. Vielmehr betrachten wir ihn mit Prof. Zorn als ein großes Unglück. Alle sind davon durchdrungen, daß die Zukunft des deutschen Volkes am glücklichsten wäre, wenn es gelänge, einen Zustand zu schaffen, der nach menschlichem Ermessen eine gewisse Garantie dafür bietet, daß unsere Kinder und

Kindeskinder nicht wieder nach vierzig Iahren für die Ehre Deutschlands kämpfen müssen. Die Völkerrechtler haben die heilige Aufgabe, die Möglichkeit eines solchen Zustandes zu prüfen und die Welt darauf hinzuweisen, daß in dem möglichst guten Ausbau des Völkerrechts und der internationalen Organisation die sicherste Gewähr einer langsamen internationalen Verständigung zu finden ist. Wie freilich im einzelnen nach dem Kriege diese Organisation gefördert werden soll, darüber herrscht keine Einstimmigkeit. Wir haben äußerst weitgehende Pläne zu verzeichnen, die wohl — leider — zunächst noch keine Erfüllung finden können. Zum Beispiel hat Reichsgerichtsrat Neukamp kürzlich die Schaffung eines Welt^ staatenbundes mit einem Bundesgerichte und einer Zwangserckution befürwortet, und auch Professor Leonhard (Breslau) sieht — wenn auch in einer entfernteren Zukunft — das Heilmittel in einer ähnlichen Lösung. Andere, z. B. der bekannte Gelehrte und Abgeordnete v. Liszt, befürworten einen mitteleuropäischen Staatenverband, der wohl ebenfalls nicht durchführbar erscheint. Die überwiegende Meinung, die von Lammasch, Schücking*) usw. vertreten wird, geht dahin, daß die Institution der Haager Friedenskonferenzen zu vervollkommnen ist. Auch mir erscheint diese Idee ausgezeichnet. Sie knüpft an bereits Vorhandenes an. Sicherlich sind namentlich von der Schiedsgerichtsbarkeit größere — wenn auch nicht jeden Krieg ausschließende — Dienste zu erwarten, wenn wir erst einmal einen wirklich ständigen Gerichtshof haben, der nicht nur von Fall zu Fall zusammentritt. Auch wird eine Verpflichtung der Staaten, wenigstens alle Streitigkeiten zweiten Grades beim Versagen diplomatischer Verhandlungen schiedsrichterlich erledigen zu lassen, nützlich sein und den Staaten die schiedsrichterliche Lösung immer näherbringen. Die schwersten politischen Probleme lassen sich freilich in absehbarer Zeit nicht durch Schiedsgerichtsbarkeit entscheiden. Zu ihrer friedlichen Erledigung wird man andere Mittel, insbesondere die Untersuchungskommissionen, zu Rate ziehen müssen. Interessant ist, daß gerade von zwei Männern, die sich als internationale Schiedsrichter wohl den größten Ruf erworben haben, kürzlich ganz übereinstimmend ein Vorschlag geäußert worden ist, der eine Zukunft zu haben scheint. Der holländische Staatsminister de Savornin Lohman und der gefeierte österreichische Professor Lammasch haben nämlich angeregt, man solle künftig zwischen der Androhung des Krieges und seiner Eröffnung eine Überlegungsfrist einschalten, die zur „Abkühlung der Erregung auf beiden Seiten, zur Einkehr der Besinnung, zur Abwägung aller Vorteile und Nachteile einer kriegerischen Lösung"

*) Schückings Werk „Der Staatenverband der Haag« Konferenzen" (Duncker se: Humblot, 1912) ist ein bahnbrechendes Buch, das nach dem Frieden eine große Rolle spielen dürfte. Vgl. auch das von einem internationalen Ausschuß aufgestellte Mindestprogramm, das von dem Sekretär des holländischen ^utl-ooi'Io^r»a^ Herrn Ministerialrat Ihr. 6s Fonß vlm L««Il «u vunlc (Haag, Therefiasir. 51) jedem Interessenten zugesandt wird.

benutzt werden sollte, de Savornin Lohman hat eine Frist von einem Iahre für nützlich erachtet. Lammasch, der den Widerstand der Staaten gegen eine solche Vorschrift fürchtet, meint, schon eine Frist von vier bis sechs Wochen würde wohl gute Dienste tun.

Ie mehr man die Schwierigkeiten erkennt, die einer solchen Fortbildung des Völkerrechts infolge der Erbitterung der Parteien gegenüberstehen, umso höher wird man die Pflicht der Gelehrten einschätzen müssen, die öffentliche Meinung nicht noch skeptischer gegenüber solchen Ideen zu machen, sondern ihr vielmehr die Möglichkeit solcher Entwicklung nachzuweisen. Wer ist denn anders berufen, dieses hohe Amt zu übernehmen, wenn nicht die Völkerrechtslehrer?! Gerade in Deutschland haben sich die namhaftesten Vertreter der Wissenschaft hohe Verdienste in dieser Richtung erworben.

Bedauernswert ist es, daß einige Gelehrte der kriegführenden Staaten bei Beginn des Krieges erklärt haben, fortan keinerlei Verbindung mehr mit den Kollegen außerhalb ihres Heimatstaatcs haben zu wollen, die an einer feindlichen Universität wirken. Als äußeres Zeichen dieses Bruches haben manche ihre Beziehungen zu ausländischen gelehrten Gesellschaften gelöst oder Ehrentitel abgelegt. Große Körperschaften haben sogar vereinzelt Angehörige feindlicher Nationen von der Mitgliedschaft ausgeschlossen. In neuerer Zeit ist man viel zu nüchtern geworden, um solchen Kleinkrieg in der Wissenschaft weiterzuführen. Es wird Aufgabe derjenigen Männer sein, die von Anfang an Besonnenheit bewahrt haben, eine erneute spätere Zusammenarbeit der Gelehrten aller Völker vorzubereiten und dafür zu sorgen, daß nach dem trefflichen Vorschlage von Lammasch nach dem Kriege über alle solchen Handlungen der Schleier der Vergessenheit gebreitet wird. Das gleiche wird bezüglich solcher Äußerungen geschehen müssen, durch die man — wie das merkwürdigerweise vorgekommen ist — die Gelehrten einer anderen Nation als wissenschaftlich minderwertig hat hinstellen wollen. Es entbehrt nicht des Humors, daß gerade eine Persönlichkeit, die früher mit besonderem Stolze auf die Mitgliedschaft gelehrter Vereinigungen eines bestimmten Landes sah, nach Ausbruch des Krieges plötzlich die Entdeckung machte, daß es gerade den Gelehrten des Landes, deren Vereinigungen er angehört, an juristischem Scharfsinn und der Fähigkeit juristischer Konstruktion mangle. Man wird solche Bemerkungen nicht zu tragisch nehmen dürfen.

Ebenso muß aber die Völkerrechtswissenschaft mehr und mehr dafür wirken, daß nach dem Kriege die Fortbildung des internationalen Rechts nicht infolge des zu großen Mißtrauens der Völker zueinander gehindert wird. Die Gefahr ist da, daß sich in den Köpfen die Meinung festsetzt, die Mehrzahl der uns jetzt feindlich gegenüberstehenden Regierungen seien Rechtsbrecher und mit solchen ließen sich keine Verträge schließen, v. Liszt hat kürzlich darauf hingewiesen, daß lediglich England sich schwere Verstöße gegen das Völkerrecht habe zuschulden kommen lassen, die anderen Völker dagegen in viel geringerem Maße. Gewiß

ist zuzugeben, daß England bezüglich des Minen- und Konterbanderechts das internationale Recht nicht achtet. Aber es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß nicht in Zeiten des Friedens wieder normale Verhältnisse eintreten werden. Die Befolgung solcher internationalen Verträge, die in beiderseitigem Interesse geschlossen sind, liegt schließlich im allgemeinen Nutzen aller Vertragsstaaten. Auf die Dauer werden alle erkennen müssen, daß ein Zusammenleben ohne Vertragstreue ausgeschlossen ist. Darauf hinzuweisen ist die Pflicht der Gelehrten, und man wird sich wohl hüten müssen, einen Gegner aus der Kulturgemeinschaft ausschließen zu wollen, weil er während des Krieges schwere Verstöße gegen das Völkerrecht begangen hat. Vor dem Kriege trugen die Staaten doch kein Bedenken, miteinander Verträge abzuschließen. Warum soll das nack» der Beendigung des großen Ringens anders sein? Man vergesse auch nicht, daß vor dem Ausbruche des Weltkrieges von zahlreichen deutschen Gelehrten die These vertreten wurde, ein Staat brauche nur insofern Verträge zu halten, als seine Lebensinteressen das gestatteten. Ietzt scheint übrigens diese Theorie unter dem Einflusse eines Mannes wie Lammasch wohl endgültig widerlegt zu sein. Bedeutsam ist auch, daß die Gelehrten dort, wo die Tat- oder Rechtsfrage zweifelhaft ist, dem Gegner keinen Rechtsbruch vorwerfen und ihn nickt in den Augen der Menge als vertragsbrüchig hinstellen. Gewiß kommen viele Fälle vor, wo ein Rechtsbruch nicht geleugnet werden kann. Hier wird niemand dem Rechtslehrer die Befugnis bestreiten können, den Rechtsbruch als solchen zu bezeichnen. Nur sollte man sich von allen Beleidigungen und unnötigen Schärfen fernhalten. Die ruhige Klarlegung der Rechtsverletzung von seilen des Feindes wird regelmäßig stärker wirken, als eine den Gegner aus der Liste der zivilisierten Völker streichende Anklage. In letzterem Falle hat der Leser das Gefühl, daß es dem Verfasser weniger um die Feststellung der Wahrheit, als die Brandmarkung des Gegners zu tun ist. In zahllosen Fällen liegt jedoch die Sachlage nicht klar. Da wird man nicht ohne weiteres dem Berichte eines Korrespondenten Glauben schenken, sondern weitere Aufklärungen abwarten müssen, bevor man ein Urteil fällt. Auch folgt z. B. daraus, daß Verwundete ohne Augen gefunden worden sind, noch nicht, daß sie von den Feinden geblendet ivurden. Recht oft stellte sich bei solchen Verletzungen nachträglich heraus, daß ein Granatsplitter die Ursache war, wie sehr auch der erste Befund gegen dic>e Annahme sprach. Hat man gar kein Bedenken wegen des Sachverhaltes, so wird man erwägen dürfen, daß die Iuristen stets verschiedener Ansicht sind, wo eine solche Divergenz überhaupt möglich erscheint. Ist also die Rechtslage zweifelhaft, dann sage man das frei heraus. Man beschuldige nicht den Gegner des Rechtsbruches, wenn es sich nur um eine verschiedenartige Auffassung bestimmter internationaler Vorschriften handelt. In vorbildlicher Weise bat der große deutsche Iurist Bluntschli in seiner Heidelberger Rektoratsrede während des deutsch-französischen Krieges der Rechtsidee einen edlen Dienst dadurch ge-

leistet, daß er auch Fehler des deutschen Heeres nicht unerwähnt ließ. Er betont in seinen Memoiren („Aus meinem Leben", III S. 264), daß sich mancher darüber gewundert habe. Aber er war offenbar der Meinung des berühmten deutsche amerikanischen Staatsmannes Karl Schurz, der den Satz «rißlit or vvrou^ m? eouutr^' dahin auslegte, daß er sagte: „Man müsse das Vaterland im Recht erhalten, wenn es im Rechte sei; wenn es sich aber im Unrecht befinde, es zum Rechte führen."

So erwachsen der Völkerrechtswissenschaft durch den Krieg neue und besondere Aufgaben. Ie schwieriger sich diese gestalten, umso begeisterter wird man sie erfüllen können.

Prof. Dr. Richard v. Schubert-Soldern:

Pftichtbegriff und Eudaimonismus.

Meine dien ich den Freunlxn, doch tue Ich e» leldei <m» Neigung
Und l» wurmt e» mich of», dllß Ich nicht tugtndhofi bin.

Gerade jene Menschen, und ich möchte sagen, soweit sich Derartiges überhaupt behaupten läßt, auch jene Zeitalter, die am meisten nach dem Glücke jagen, erscheinen als die unzufriedensten. Darin liegt scheinbar eine Verurteilung des Eudaimonismus, der Ansicht, daß die Grundlage des menschlichen Handelns das Streben nach möglichster Glückseligkeit sei. Ich sage eine Verurteilung, nicht Widerlegung, denn das Streben nach Glückseligkeit konnte die Grundlage aller menschlichen Beweggründe bilden und trotzdem zum Unglück führen müssen. Es scheint das die Ansicht gerade eines Schülers des Begründers des Eudaimonismus zu sein, des Hegesias. Ich glaube jedoch, daß in jenen Beobachtungen über das Glück und das Streben nach Glückseligkeit nicht ihre Verurteilung liegt, sondern vielmehr eine falsche Auffassung über das Wesen des Glückes selbst. Wer stets danach strebt, die Umstände und Verhältnisse, in denen er lebt, seinem Glückseligkeitsideal anzupassen, sie mit diesem Glückseligkeitsideal zu vergleichen, muß unzufrieden und unglücklich werden, denn er kann es nie erreichen. Man muß sein Glück den Umständen anpassen, den Verhältnissen, in denen man lebt und leben muß, das Glück abzugewinnen suchen. Man muß das Glück dem tatsächlichen Leben und nicht das Leben einem vermeintlichen Glück anpassen wollen. Das letzte dürfte man nur dann tun, wenn man vollkommener Herr über seine eigenen Lebensverhältnisse wäre. Trotzdem darf man das Leben dem Glückseligkeitsideal anpassen, soweit dieses eben als verwirklichbar erscheint. Daß aber gerade in diesem Glauben an die Verwirklichbarkeit des Ideals die größten

Lebenstäuschungen liegen können, die namenloses Unglück hervorzubringen vermögen, wer wollte das leugnen? Doch der Fehler liegt nicht im Streben nach Glückseligkeit überhaupt, sondern in einem falschen Streben.

Wichtiger ist aber noch, daß der Eudaimonismus nicht gleichbedeutend ist mit dem Egoismus im gewöhnlichen Sinn. Nicht meine eigensten Freuden sind es allein, die mein Glück ausmachen, sondern auch die Freuden meiner Mitmenschen, die ich selbst fühle, indem ich sie erschließe. So wie die äußere Natur nicht nur aus meinen eigenen unmittelbaren Erlebnissen aufgebaut ist, sondern das gemeinsame Ergebnis der Erlebnisse vieler und aller ist, so ist auch mein Glück nicht nur mein unmittelbares Erlebnis eigener Freuden, sondern das Ergebnis eigener und erschlossener fremder Freuden. Man hat dieses Insichschließen des fremden Glücks im eigenen mit dem häßlichen Namen des „Altruismus" bezeichnet, anstatt ihm seinen wahren und so einfachen Namen zu geben: Liebe. Was ist die Liebe anderes als das Fühlen des eigenen Glücks im fremden und des fremden Glücks im eigenen? Diese Vereinigung des eigenen und fremden Glücks zu einem untrennbaren, ja fast ununterscheidbaren Ganzen ist die Liebe in allen ihren Gestalten, im sinnlichen, veredelten Geschlechtsgenuß, wie in der höchsten Selbstaufopferung. Eben diese Liebe muß nicht, aber kann sich im Leben des Einzelnen immer mehr steigern. Das Kind hat natürlichen Egoismus, es muß erst eigene Freuden kennen lernen, ehe es fremde erschließen kann, das Alter verliert immer mehr seine eigenen Freuden und ist darauf angewiesen, sich an die fremden anzuklammern und in diesen sein Glück zu suchen. Leer und einsam ist das Alter, das nur die eigenen Freuden kennt. Der Mensch ist als Glied einer Gemeinschaft geboren, und will er sein Glück den Verhältnissen anpassen, so muß er sein Glück auch im fremden Glück zu finden suchen.

Dennoch muß man sich fragen, genügt die Liebe im Leben, genügt sie in allen Verhältnissen des Lebens, eigenen wie fremden? Gewiß nicht! Man muß vieles tun, wo die Liebe nicht mitspricht, vielleicht mitsprechen könnte, aber tatsächlich schweigt. Hier spricht die Pflicht, das Sollen und Müssen, auch wo die Liebe fehlt, denn die Freude, die in der Liebe steckt, kennt keine Pflicht, niemand ist zur Freude verpflichtet und fühlt sich überhaupt zu dem verpflichtet, was er aus Freude von selbst tut. Wo aber keine Freude und kein Schmerz ist, da ist auch keine Liebe, auch sie kennt keine Pflicht im eigentlichen Sinn des Wortes.

Woher stammt nun der Pflichtbegriff, und weswegen bildet er eine notwendige Ergänzung der Liebe? Das möchte ich jetzt von meinem Standpunkt aus etwas näher erörtern.

Der Mensch ist kein selbständiges, selbstgenügsames Einzelwesen, nicht einmal in dem Sinn wie das Tier. Er ist das Ergebnis der Gemeinschaft, in der er lebt, die Gemeinschaft aber der Gegenwart ist wieder das jahrtausendelange Ergebnis aller Gemeinschaften der Vergangenheit, aus denen sie sich entwickelt hat oder noch genauer: das Ergebnis der Gemeinschaftsentwicklung ihrer ganzen

Vergangenheit. Zieht man alles ab, was der Mensch in diesem Sinn seiner Gemeinschaft verdankt, so bleibt nichts Menschliches an ihm mehr übrig; denn auch das, was man die menschliche Vernunft nennt, ist nur ein Ergebnis dieser Gcmeinschaftsentwicklung. Hätte das Menschentier der Vergangenheit auch nur verhältnismäßig so gemeinschaftslos wie der Löwe immer weiter gelebt, so hätte es sich niemals zum Menschen entwickelt und wäre auch in seinen Anlagen immer Tier geblieben. Verstand, Gefühl und Wille des Menschen, seine ganze Vorstellungswelt und ein Teil seiner Wahrnehmungswelt sind das Erzeugnis der Gemeinschaft und Gemeinschaften in denen er lebt und aus denen er sich entwickelt hat. Dennoch ist der einzelne Mensch nicht die Gemeinschaft selbst, er geht nicht in ihr auf, er fühlt sich ihr gegenüber als Einzelpersönlichkeit. Die Gemeinschaft, das Volk, der Staat haben eben weder ein gemeinsames Gehirn, noch einen gemeinsamen Leib, keinen gemeinsamen Verstand, kein gemeinsames Gefühl, keinen gemeinsamen Willen. Die Gemeinschaft ist gänzlich angewiesen an die Erzeugnisse, die sie selbst hervorgebracht hat, die sich aber ihr gegenüber oft wie die Geister des Zauberlehrlings verhalten. Iede Art menschlicher Gemeinschaft kann das, was sie tut, nur durch ihre Einzelpersönlichkeiten tun, sie selbst hat weder Kopf noch Hände. Diese Einzelpersönlichkeiten aber, obgleich sie das reine Ergebnis ihrer Gemeinschaft sind, sind doch durch die Mannigfaltigkeit der Wechselwirkungen innerhalb der Gemeinschaft alle voneinander verschieden, keine gleicht ganz der andern. Soweit sie verschieden sind und verschiedene Ziele haben, streben sie auseinander, soweit sie ähnlich sind und dieselben gemeinschaftlichen Ziele haben, sind sie eben die Gemeinschaft in ihren verschiedenen Beziehungen selbst. So hat also die Wechselwirkung der Menschen untereinander (und diese Wechselwirkung ist Gemeinschaft im weitesten Sinn) das doppelte Ergebnis einerseits von gemeinsamen Bestrebungen und Zielen, und andererseits von auseinandergehenden Zielen der Einzelpersönlichkeiten. Die Gemeinschaft kann aber nicht bestehen, wo nicht eine stete Ausgleichung zwischen diesen beiden Bestrebungen stattfindet, und diese Ausgleichung kann nur in einer Unterordnung der Einzelbestrebungen unter die Gemeinschaftsbestrebungen be^stehen, weil der Einzelne als Mensch ohne jede Gemeinschaft undenkbar ist. Die Gemeinschaft tritt also an den Einzelnen mit notwendigen Forderungen heran, denen er sich fügen muß, wenn er Mensch bleiben will, und er muß es wollen. Diese Ausgleichung kann aber nur in jedem einzelnen Menschen stattfinden, denn die Gemeinschaft als solche hat kein eigenes Leben, keinen von den Einzelnen abgesonderten Bestand, sie ist nur in äußeren Ergebnissen ihrer Wechselwirkung sichtbar, die Gemeinsamkeit der Ziele und Beweggründe lebt nur in den Einzelnen und besteht außer ihnen nirgendwo. So tritt im Innern des Menschen seine unvertilgbare Gemeinschaftsnarur mit einem kategorischen Imperativ seinen Einzelbestrebungen entgegen. Dadurch entsteht das Sollen, die Pflicht, die nichts anderes ist, als eine Forderung der Gemeinschaft dem Einzelnen gegenüber,

der er sich fügen muß, will er sich als Mensch nicht selbst vernichten. Diese Gemeinschaften, denen der Mensch angehört, sind von mannigfaltigem Umfang nnd von mannigfaltiger Art. Sie alle zu betrachten, würde das Ziel, das sich diese Arbeit gesetzt hat, weit überschreiten, nur der steigende Umfang dieser Gemeinschaften muß kurz erörtert werden. Der Umfang der menschlichen Gemeinschaften, wie man aus der Geschichte erschließen muß, war anfangs klein und entwickelte sich erst allmählich zu größeren und großen Gemeinschaften. Die Vermittlerin innigerer Gemeinschaften konnte aber immer nur die Sprache sein, denn nur sie allein kann eine tiefer gehende Gemeinsamkeit des Lebens, der Ziele und Beweggründe ermöglichen. Die Gemeinsamkeit der Abstammung, die wohl ursprünglich jeder Sprachentwicklung zugrunde lag, mußte ein tiefergehendes Zusammenleben und Zusammenwirken nur fördern. Später konnte eine in der Sprache aufbewahrte Kulturentwicklung auch auf Mischlinge und Fremdlinge übertragen werden, und so wenigstens abstammungsverwandte Völker zu einem Kulturvolk ohne Schädigung seiner Kultur vereinigen. Ob auf stark abstammungsfremde Völker eine hohe Kultur ohne Schaden übertragen werden kann, bleibt fraglich und möchte ich leugnen. Eine solche auf Gemeinsamkeit der Sprache beruhende Gemeinschaft ist aber eine Voraussetzung jeder Kultur und die Voraussetzung jedes Menschentums. Wie der einzelne Mensch nur so weit in Wechselwirkung mit andern treten kann, als er selbst besteht, und nur so weit zur Verwirklichung gemeinsamer Ziele beitragen kann, soweit er selbst geistige und leibliche Kraft und Macht hat, so kann auch eine kulturelle Gemeinschaft aller Völker sich nur auf Grund engerer, durch die Sprache vermittelter Kulturgemeinschaften entwickeln. Eine auf gleicher Sprache beruhende Kulturgemeinschaft der ganzen Menschheit mag ein fragliches Ideal der Zukunft sein, vorläufig ist die notwendige Unterlage jeder Kultur und des Menschentums selbst die Volksgemeinschaft gleicher Sprache. Sie ist der feste und notwendige Standpunkt, von dem aus der Einzelne allein Mensch sein und als Mensch wirken kann. Daß solche Volksgemeinschaft zur wirksamen Ausgestaltung ihrer Kultur nach innen und außen des Staates bedarf, darauf will ich hier nur hingewiesen haben, denn eine Gemeinsamkeit der Ziele und Beweggründe kann ohne staatliche Organisation weder wirksam sein, noch sich entwickeln.

So muß also der einzelne Mensch irgendeiner staatlichen Volksgemeinschaft einverleibt sein, um Mensch bleiben und sein zu können, und muß alle jene Pflichten erfüllen, die jene Volksgemeinschaft und insbesondere ihr Staat oder ihre Staaten ihm auflegen als zur Aufrechthaltung der Gemeinschaft nach innen und außen erforderlich. In der Erkenntnis der Notwendigkeit der Unterordnung des Einzelnen unter die Gemeinschaft, in der er lebt, und vor allem unter die allgemeinen Bedingungen jeder Gemeinschaft, darin besteht sein Pflichtbegriff und Pflichtgefühl. In unentwickelten Gemeinschaften erfolgt die Unterordnung bewußtlos, in entwickelteren tritt das Bewußtsein hinzu und führt zum Streit um

Pflichten, wo der Nachdenkende nur das tun will, was er klar als seine Pflicht erkennt. Im allgemeinen kommt dabei die Pflicht nicht in Frage, daß eine Unterordnung des Einzelnen unter die Gemeinschaft stattfinden muß, sieht schließlich jeder Mensch ein, aber wie weit diese Unterordnung gehen und welcher Art sie sein soll, darin gehen dann die Meinungen oft weit auseinander und können sogar den Zusammenhalt der ganzen Gemeinschaft in Frage stellen.
Diese Pflicht an sich ist keine Freude, sie geht nicht aus dem Bestreben nach Glückseligkeit hervor, sie ist vielmehr eine Schranke für die Glückseligkeit des Einzelnen, ein Opfer, das er der Gemeinschaft bringen muß, um Mensch zu sein und Mensch zu bleiben, um als Mensch glücklich sein zu können. Ist nun wirklich die Pflicht, die nüchterne, nackte Pflicht die höchste und einzige Sittlichkeit? Kann nicht an ihre Stelle die „Neigung", die Liebe treten? Die Pflichterfüllung kann zur Gewohnheit werden, man tut dann, was man soll aus Gewohnheit, und Gewohnheiten sind immer angenehm, so könnte man Pflicht und Neigung verknüpfen wollen. Die Pflicht wäre dann überwunden durch die Lust. Doch kann man einen Menschen, der seine Pflicht nur aus Gewohnheit tut, einen sittlichen Menschen nennen? Die Erfüllung der Pflicht muß aus der Gesinnung hervorgehen, Gewohnheit ist keine Gesinnung, im eigentlichen Sinn auch kein Charakter. Welche Gesinnung gewährleistet nun die Pflichterfüllung? Die vollendete Einsicht, könnte man sagen, daß Pflichterfüllung eine soziale, menschliche Notwendigkeit ist, ohne die sich jede Gemeinschaft auflösen müßte. Diese Einsicht schafft den nüchternen Pflichtmenschen, der keine Barmherzigkeit, keine Liebe kennt, nur die nüchterne Pflicht. Ist ein solcher Mensch das sittliche Ideal? Ist jede Freude, jede Liebe höchstens erlaubt, doch nie sittlich? Und wie dann, wenn ich die Pflicht tue, weil ich mich eins weiß mit der Gemeinschaft, weil ihr Wohl mein Wohl, ihr Schmerz mein Schmerz, und ihre Freude meine Freude ist, weil ich die Gemeinschaft, in der ich lebe, mehr liebe als mich selbst. Mit anderen Worten: wenn ich aus Liebe das tue, was die Pflicht fordert. Wenn ich aus Liebe zu meinen Mitmenschen und der sie mit mir verbindenden Gemeinschaft das tue, was ich tun soll, bin ich dann unsittlich? Süß ist es, für das Vaterland zu sterben; heißt das, ich soll in kalter Pflichterfüllung der Kugel entgegengehen, nicht weil ich mein Vaterland, mein Volk liebe, sondern weil es einfach meine Pflicht ist? Und wenn ich in begeisterter Liebe für mein Volk und für das Wohl meiner Mitmenschen sterbe, wenn ich in freudiger Liebe mein Wohl dem ihrigen opfere und an Pflicht und Pflichterfüllung gar nicht denke, bin ich dann unsittlich? Bin ich dann pflichtvergessen? Hier hat die Liebe die Pflicht über^ wunden, und die Handlung ist doch dadurch nicht unsittlich geworden, sie hat nach meiner Ansicht vielmehr die höchste denkbare Sittlichkeit erreicht. Nicht die Pflicht ist sittlich das Höchste, sondern die Liebe, aber die vollendete, einsichtige Liebe, die aus Liebe das tut, was die Pflicht befiehlt. Liebe ist aber ohne Freude und Schmerz, die andere und man selbst empfinden, nicht denkbar; ein Handeln,

das von jeder Freude und jedem Schmerz absieht, kann nicht aus Liebe erfolgen. Die höchste Sittlichkeit ist also meiner Überzeugung nach die Sittlichkeit der Liebe; die Pflicht ist nur ein Ersatz der Liebe, aber freilich einer, der immer notwendig sein wird, vor allem aus zwei Gründen: Zur Sittlichkeit der Liebe gehört nicht nur eine vollendete liebevolle Gesinnung, sondern auch eine vollendete Einsicht. Beides ist unter Menschen wenigstens unmöglich. Die Liebe zur Menschheit und zum Menschen beherrscht niemanden völlig und wird es nie tun, und die vollendete Einsicht in dem Zusammenhang jeder Handlung mit der Liebe zur Gemeinschaft und ihrem Wohle wird gleichfalls niemals in jedem Einzelnen und in allen unbedingt herrschen. Es wird viele Pflichten geben, die sich deswegen nicht unmittelbar in Liebe auflösen lassen, weil nicht nachzuweisen ist, daß nur ein solches bestimmtes Verhalten sich mit dem Wohle des Ganzen verträgt. Vielleicht wäre auch ein anderes Verhalten statthaft, aber e i n Verhalten muß Pflicht sein und allgemeine, der allgemeinen Ordnung wegen. Solche Pflichten können nur sehr mittelbar durch die Liebe überwunden werden, nur durch die Erwägung, daß überhaupt ein bestimmtes, allgemeines Verhalten zur Aufrechthaltung der Gemeinschaft notwendig ist. Ie mittelbarer aber eine Tat mit der Menschenliebe zusammenhängt, desto seltener wird die Menschenliebe als ihr Beweggrund auftreten können, die Pflicht wird hier meistens an ihre Stelle treten oder ihr wenigstens vorhergehen müssen. Endlich ist es auch nicht möglich und zu umständlich, bei jeder Unterordnung unter gemeinsame Ziele der ihnen zugrundeliegenden Menschenliebe nachzugehen, die, wie gesagt, oft nur sehr mittelbar mit ihnen zusammenhängt. Deswegen ist der Pflichtbegriff notwendig zur sittlichen Gewohnheit, man muß gewohnheitsmäßig pflichtgemäß und sittlich handeln im Räderwerk menschlicher Gemeinschaft*). Doch auch hier besteht ein großer Unterschied, ob ich mich den allgemeinen Zwecken freiwillig und aus Liebe zu meiner Gemeinschaft unterordne, oder nur deswegen, weil ich dabei noch am besten fortkomme. Weil aber eben nicht überall diese Liebe vorausgesetzt werd.'n kann, so muß die Pflicht und die sittliche Gewohnheit an ihre Stelle treten. Nichtsdestoweniger bleibt das wenn auch unerreichbare Ideal die Überwindung der Pflicht durch die Liebe. Paulus' Worte: „Wenn ich mit Menschenkind Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Er; oder eine klingende Schelle", werden eine unvergängliche sittliche Wahrheit bleiben. Sie sind das Ideal christlicher Sittlichkeit, das auch von dem anerkannt werden kann, der nicht auf dem Boden des Christentums steht. Daß es christliche Völker gibt, die nichts weniger als nach diesem Ideal handeln, stürzt es nicht um und macht es nicht weniger zum sittlichen Ziel für ein edles Volk geeignet. Doch sittlich kann nur handeln, wer besteht, die Selbsterhaltung ist eine Voraus-

*) Ich möchte ohne einen Beigeschmack des Tadels sagen: jede« muß sittlich gedrillt werden.

setzung der Sittlichkeit, wenigstens darf Selbstaufopferung nur für sittliche Zwecke stattfinden und nicht für die Selbstsucht anderer, sei es Einzelner oder ganzer Völker. Sehr oft verlangt aber der Selbstsüchtige, der andere soll aus sittlicher Liebe nachgeben und sich fügen, während er selbst gar nicht daran denkt.

Ich möchte jetzt nur noch in wenigen Worten mich mit der Sittenlehre Kants auseinandersetzen. Die Sittlichkeit der Menschenliebe, so gemütvoll Kant persönlich war, war seiner nüchternen und strengen Denkungsweise fremd. Andererseits war er erfüllt von dem Gedanken der Menschenwürde: Der Mensch darf nur als Selbstzweck, nie als Mittel für andere behandelt werden. Die Regel seines sittlichen Verhaltens darf ihm daher nie von andern gegeben werden, er muß sie in sich selbst finden. Kants Sittlichkeit in ihrer vollen Strenge ist antisozial und individualistisch, das sittliche Gesetz gibt sich der Mensch selbst, er hat es in sich als kategorischen Imperativ mit unbedingter Geltung. Doch dieser kategorische Imperativ ist rein formal, er fordert eine Handlungsweise nach einem allgemeinen und unbedingten Gesetz ohne irgendeine inhaltliche Begründung. Seine praktische Anwendbarkeit scheitert daher immer an seiner Inhaltlosigkeit. Will man seine Anwendung ermöglichen, so muß man ihm die allgemeinen Bedingungen der menschlichen Gemeinschaft unterlegen, was Kant, ohne es zu wollen, auch selbst getan hat. Kant fehlt eben das, was Hegel in so reichem Maß besessen hat, die historische Ader und mit ihr die Idee der Entwicklung: Kant kennt nur das starre, entwicklungslose Gesetz. Praktische Bedeutung kann Kants Sittenlehre daher nur gewinnen, wenn man sie gleichsam ins Historische übersetzt. Sein kategorischer Imperativ wird dann zur Notwendigkeit unbedingter Unterordnung des Einzelnen unter die Ziele der Gemeinschaft. Diese Unterordnung muß aber aus der eigenen Gesinnung hervorgehen (Autonomie) und nicht bloß eine äußerliche Unterordnung (Legalität) sein. Besteht aber, wie ich glaube, diese ureigenste Gesinnung aus der Liebe zur Gemeinschaft und zur ganzen Menschheit, dann wird zum idealen, freilich nie ganz erreichbaren Endziel der Sittlichkeit die Überwindung der Pflicht durch die Liebe.

Diese kurze Auseinandersetzung mit Kants Sittenlehre hat gewiß keine Schmälerung der Bedeutung und Größe Kants zur Absicht. Nur bin ich der Ansicht, daß sich mit der Bedeutung Kants ganz gut eine Weiterentwicklung sowohl wie Umbildung seiner Lehren verträgt. Kants unsterbliches Verdienst ist es, daß er die Welt als einen Aufbau des menschlichen Geistes erkannt hat, und sooft man von diesem Weg abirrt, wird man immer wieder zu Kant zurückkehren müssen. Mehr oder weniger wird aber jeder von seiner Ansicht abweichen, wie sich dieser Aufbau vollzieht. Meine Meinung ist, daß Kant bei diesem Aufbau der menschlichen Innen- und Außenwelt die menschliche Gemeinschaft, die den Menschen erst zum Menschen macht, zu sehr, fast gänzlich vernachlässigt hat.

Paul Günther:

Wiederfinden im All.

So sah ich dich zuletzt: Der Jugend Rot
War von den starren Zügen ganz gewichen.
Die vollen Lippen, die sonst Rosen glichen,
Sie waren welk, wie selber nur der Tod.
Und wie ich stand in meiner Herzensnot,
Kam heimlich Grausen schmerzvoll hergeschlichen.
Jndes die Stunden lang und bang verstrichen.
Bis müde Ruhe dumpfen Trost mir bot.
Da plötzlich, — Wolken schienen mich zu heben.
Durch meine Adern pulste junges Leben,
Wie wenn ich jäh nach langem Schlaf erwacht,
Vom blauen Himmel hingen Sterne nieder,
Und durch die Sphären klangen dunkle Lieder,
Nie du und ich sie kosend einst erdacht. —
Ein Engel hatte sich von Gott verirrt
Und flog ihn suchend durch der Sterne Scharen,
Bis daß er müde, alt und angstverwirrt
Zur Erde kam nach vielen tausend Jahren.
Er war im wilden Sturm ein dunkles Lied,
Ein milder Glanz am sternenleeren Himmel,
Ein weiches Wehen, duftend, lustdurchglüht.
Ein heller Klang im brausenden Gewimmel.
Jetzt ist er tot. Es gibt zwei Menschen bloß
Auf Erden, die von ihm noch Kunde haben:
Der, der sich schauernd ihm zuerst erschloß,
Und der in seinem Herzen ihn begraben.

Käte Friedemann

Bin ich in der Nacht erwacht.

Bin ich in der Nacht erwacht.
Hält's mich nicht im Bett vor Weinen,
Hin zum Fenster schleich' ich sacht.
Wo die goldnen Sterne scheinen.
Und ich fühl's, daß ich nicht bin
Wie die andern, die da schlafen.
Jrrend mein verstörter Sinn
Findet nie den stillen Hafen.
Wo der Mond die Nacht erhellt.
Laß ich weit die Blicke schweifen, —
Und was mich so endlos quält.
Kann ich selber nie begreifen. —

Dr. Kate Friedemann:

Der Staat in der romantischen Weltanschauung.

Wenn wir es unternehmen, heute, in dem Moment, in dem die Staaten Europas leidenschaftlich um ihre Eristenz ringen, von den Staatsideen der Romantik zu sprechen, so sind wir uns bewußt, damit eigentlich etwas Unzeitgemäßes zu begehen. Wie viele mag es geben, deren Interesse am Staate zurzeit weiter reicht als bis zu der Frage, welcher der Staaten Europas morgen einen kriegerischen Erfolg zu melden hat, und welcher von ihnen nach Beendigung des Weltkrieges die Landkarte beherrschen wird! — „Staat und Romantik?" — Kann es denn wirklich von Belang sein, was diese weltfernen Träumer am Beginn des neunzehnten Iahrhunderts vom Staate dachten? —

Und dennoch — das Unzeitgemäße ist nicht immer auch das Unwirkliche.
In diesem Augenblick der atemlosen Spannung, in dem Augenblick, da das Heute bereits das Gestern verschlingt, sei es gesagt, daß die zeitlosen Wahrheiten die ewigen sind. Was jene Träumer von vor hundert Iahren verkündeten, das verkündeten nicht einzelne Menschen, sondern durch sie verkündete es jener Geist, der so alt ist wie die Menschheit, und der nur um jene Zeit, von der wir sprechen, am meisten sich seiner selbst bewußt wurde — der Geist der Romantik.
Man hat sich heute vielfach bemüht, innerhalb der romantischen Gruppen wesenhafte Unterschiede festzulegen, so daß zwischen jener Richtung, die wir als Frühromantik bezeichnen, und den späteren Vertretern des romantischen Geistes kaum noch etwas Verwandtes zu bestehen scheint. Demgegenüber behaupten wir, daß dieser Unterschied lediglich an der Oberfläche haftet, und daß die wechselnden Ideen der Romantiker nur ebensoviele Einzelinhalte bedeuten, die sich in die stets gleiche Form des romantischen Geistes ergießen. —
Was aber ist diese Form? Keineswegs, wie so oft behauptet wurde, diejenige des Individualismus, sondern die des „Realismus", allerdings nicht im landläufigen Sinne, sondern im Sinne der Scholastik. Es ist jene Geistesart, für die das Ganze früher war, als seine Teile, und für die es mehr bedeutet, als nur eine Summe ihrer.
Selbst die Frühromantiker waren keine Individualisten nach dem Herzen der Aufklärung. Das Individuum ist ihnen niemals Ausgangspunkt und Endziel, sondern stets nur Mittler der einen, unwandelbaren Realität, die hinter allem Geschehen ruht, und die sie abwechselnd Gott oder Universum nennen. Daher häufig die Feindschaft der Frühromantiker gegen Institutionen, die das freie Individuum in seinem Mittlertume hemmen möchten, daher ihr vielfach geringes Verständnis für staatliche Bindung und Zusammengehörigkeit. —
Aber schon bei den Häuptern der „Romantischen Schule" finden sich Äußerungen, die auf ein tieferes Erfassen auch dieser überindividuellen Wesenheiten deuten. Später gehen sie dann zum Teil Hand in Hand mit den Schöpfern der eigentlich romantischen Staatstheorie, einem Karl Ludwig v. Haller und einem Adam Müller. Und sie können das getrost, ohne ihrem eigensten Wesen untreu zu werden. Sehen sie doch im Staate nicht jenes maschinenartige Gespenst der Aufklärung, das das lebendige Leben im Keime erdrückt. Die überindividuellen Institutionen von Staat und Kirche vertreten nun die Stelle, die das Individuum im Anfange vertreten — sie sind ihnen Mittler zwischen dem Absoluten und dem Endlichen.
Es ist das Wesentliche an der Staatsauffassung aller Romantiker, daß der Staat ihnen nicht als etwas Mathematisch-mechanisches, nicht als eine „Gesetzesmaschine" erscheint, sondern als ein organisches Lebewesen, ja als eine Person.

Dieses organisch lebendige Gebilde aber ist ihnen nichts Geringeres als die
Offenbarung einer Idee (Solger); es ist, wie alles Lebendige, durchaus symbolisch
(Fr. Schlegel), und muß seinem Wesen nach auf das Weltall bezogen, und
deshalb auch, wie Religion, Liebe und Natur, mystisch behandelt werden. Der
Staat ist demnach nicht die Schranke, die sich dem genialen Menschen hemmend
entgegenstellt, sondern er selbst ist poetisch und genialisch (Novalis). Sowohl
Fr. Schlegel wie Novalis fassen den Staat als eine Ehe zwischen der gebildeten
und der ungebildeten Masse auf.
Zweck des Staates ist daher auch nicht, wie in der Aufklärung, die Sicherung
des Lebens und Eigentums der einzelnen Bürger, sondern in durchaus platonischem
Sinne die Verwirklichung hoher sittlicher Ziele, in deren Dienst sich die einzelnen
Menschen zu stellen haben. Der Staat verwirklicht nach Solger das Reich des
vernünftigen Willens auf Erden.
Deshalb wird ihm nun aber auch die allerweiteste Wirkungssphäre zu-
erkannt. So ist der Staat für Adam Müller „der Inbegriff des
physischen und geistigen Lebens einer Menschenmasse". Er umfaßt die ge-
samte Wissenschaft, die ohne ihn verdorrt, die nur für ihn da ist, und die
der Staat infolgedessen zu bändigen berufen ist. Im gleichen Sinne betont
Solger, daß der Staat nicht eine „leere Form" sei, „in welche die bestehenden
Verhältnisse der Menschen als etwas Fremdes und seiner Natur nach Wider-
strebendes hineingezwängt werden sollen". Gerade das, was dem Menschen
eigentlich am Herzen liege, sei für den Staat da. — Ia selbst bei Novalis finden
sich schon Äußerungen, wie die: „Der vollkommene Bürger lebt ganz im Staate;
er hat kein Eigentum außer dem Staate." —
Ist nun aber das Ganze durchaus Wesen und das Einzelne Erscheinung,
so ist es dennoch von Bedeutung, daß das Ganze eben imEinzelnen erscheint;
und damit wird dem Einzelnen seine hohe, unersetzliche Bedeutung gesichert.
„Ie geistvoller und lebendiger die Glieder sind," heißt es bei Novalis, „desto
lebendiger, persönlicher ist der Staat. Aus jedem echten Staatsbürger leuchtet
der Genius des Staats hervor, so wie in einer religiösen Gemeinschaft ein
persönlicher Gott gleichsam in tausend Gestalten sich offenbart. Der Staat und
Gott, sowie jedes geistige Wesen erscheint nicht einzeln, sondern in tausend mannig-
faltigen Gestalten; nur pantheistisch erscheint Gott ganz, und nur im Pan-
theismus ist Gott ganz, überall, in jedem einzelnen."
Ein solches Gemeinwesen aber, das berufen ist, Repräsentant der höchsten
Idee zu sein, kann weder durch den absolutistischen Willen eines Tyrannen, noch
durch den Gesellschaftsvertrog entstanden sein. Es beruht seinem Wesen nach
zeitlos auf göttlicher Grundlage (Fr. Schlegel), und da ja die Obngkett nach
christlicher Auffassung von Gott stammt, so entsteht auch der Staat zettllch nM
von unten herauf, sondern von oben herab, und dennoch durchaus recht-
mäßig (Haller).

In ihm möchte nun Adam Müller schlechthin nichts dem Zufall überlassen, sondern alle menschlichen Verhältnisse (und außerhalb des Staates eristieren keine solchen für ihn) vom menschlichen Willen durchdringen lassen. Auf diese Weise kommt er zu der äußerst originellen Ansicht, daß auch Feindseligkeiten nichts sein dürften, was sich von außen und zufällig zu melden hätte, sondern daß sie bewußt in das Wesen des Staates selbst hinein zu konstruieren seien, und zwar durch die Ständeverfassung. Denn die Ständeverfassung sei die in den Staat hineingeimpfte Ungleichheit, die nun zur gesetzmäßigen Verschiedenheit der Stände werde. So wird für ihn die Feindseligkeit zur legalen Opposition. Auch für Fr. Schlegel bedeuten die Korporationen und Stände nichts Geringeres, als die Lebensorgane des Staates. In ihnen lebt der Staat und die Nation historisch fort, entwickelt sich und hält sich lebendig. Nur in diesem Sinne bilde eine Nation ein lebendiges Ganzes und großes Individuum. Sie sind die Repräsentanten des Volkes, in denen sich der Geist und die Gesinnung einer Nation für eine bestimmte Epoche am entschiedensten ausspreche.

Für Menschen, denen der Staat einen lebendigen Organismus bedeutet, ist nun selbstverständlich die Monarchie die entsprechende Staatsform; denn in welchem Organismus gäbe es kein zentrales Prinzip, das sich alle Teile unterwirft und auf sich bezieht, und das wir mit dem Worte „Geist" zu bezeichnen pflegen! In diesem Sinne sucht Haller die Souveränität als die natürliche Tatsache, daß der Mächtigste herrsche, zu erklären. Und der König eristiert für ihn ebenso vor dem Volke, wie der Vater vor der Familie. Der Monarch ist — da ja überhaupt dem Staate symbolische Bedeutung zugesprochen wird — Stellvertreter der höheren göttlichen Macht. In ihm sind alle Elemente und Kräfte des Staates zur Oberherrschaft verbunden, und er vermag deshalb auch am besten dem ewigen Kriege aller gegen alle zu steuern und einen dauernden Frieden zu begründen (Fr. Schlegel). Novalis endlich wendet die Lehre vom Mittlertum auf die Monarchie an. Der Monarch ist ihm Staatsrepräsentant, Staatsmittler.

Diese, den Romantikern so vertraute Mittleridee verbietet ihnen aber auch, den Monarchen als einziges Staatsprinzip anzuerkennen. Wie sie auf religiösem Gebiete einerseits zur pantheistischen, andererseits zur katholisch-hierarchischen Auffassung neigen, d. h. dahin streben, das Unendliche in einer Stufenfolge des Endlichen zu verehren, so macht auch auf staatlichem Gebiet der Mittlergedanke nicht beim Monarchen halt, sondern setzt sich in einem hierarchisch abgestuften aristokratischen Systeme fort. Deshalb erklärt Adam Müller die Angehörigen des Adels nicht für Privatpersonen, sondern für Stellvertreter und geborene Beamten der bürgerlichen Gesellschaft, und auch für Haller ist der Adel keine menschliche, durch Gesetze willkürlich gestiftete Institution, sondern ein Naturprodukt. „Er beruht auf der Überlegenheit in allen guten Dingen und ist nichts anderes als diese Überlegenheit selbst."

Aber neben den Verteidigern einer bestimmten Staatsform — der mo-
narchisch-aristokratischen —, die am besten dazu geeignet sein soll, den Staats-
organismus zu repräsentieren, erheben sich auch einige Stimmen, die gerade dieser
Drganismusgedanke zu der Auffassung bringt, daß eine bestimmte Regierungs-
form überhaupt nicht die allein seligmachende für alle Zeiten sein könne. Bei
Novalis heißt es darüber nur kurz: „Notwendigkeit aller Staatsformen. Mög-
lichkeit der Ausbildung jedes politischen Individui." Görres dagegen begründet
seine Ansicht folgendermaßen: „Wie unser Körper unseren wachsenden Geistes-
kräften, allmählich still und ohne plötzliche, abgerissene Stöße, sich nachbildet, so
soll immer dem wachsenden Menschen die wachsende Staatsform sich an-
schmiegen."
Das Endziel aller Einzelstaatenbildung aber ist — echt romantisch — ein
großer Bund unter allen Staaten der Erde. Trotz feinster Ausbildung der
nationalen Eonderart einzelner Staatswesen erhofft Adam Müller doch „eine
rechtliche Gemeinschaft wahrer Staaten, ein Zusammenwirken der ganzen Mensch-
heit auf dem Grunde ihrer individuellen Verschiedenheit." — Vielleicht ist an dieser
Stelle die Brücke zu schlagen zwischen dem begeisterten Verfechter staatlicher
Machtvollkommenheit und dem hingebenden Sohne der Kirche, die die Staaten
der Erde umfassen soll. Wenigstens deutet darauf eine Stelle, in der er es aus-
spricht, daß „das Höhere, den ewigen Staat, die vollständige Menschheit" So-
krates nur geahnt, Christus aber erst erkannt habe. Und wiederum ist es der
Mittlergedanke des Romantikers, der im eigenen Lande nicht etwas zu sehen
vermag, das um seiner selbst willen da ist, sondern das eine hohe, stellvertretende
Mission zu erfüllen hat. — Es mutet uns, die wir hente inmitten eines mörderischen
Völkerringens stehen, eines Ringens, in dem jede Nation nur an die Sicherung
ihrer eigenen Eristenz denkt und denken kann, seltsam und doch wie ein Hauch
aus einux besseren, froheren Zukunft an, wenn wir die Worte Adam Müllers
lesen: -
„Es gibt also keinen Ausweg für uns, als beides, nicht nur das Daseyn beson-
derer Staaten, sondern zugleich auch das Daseyn eines ewigen Bundes unter
denselben, als nothwendig zu setzen; demnach das Vaterland für den Dolmetscher,
d. h. den Vermittler unserer individuellen Natur mit der ewigen Natur der
Menschheit, die sich im Staatenbunde ausdrücken soll, anzunehmen."

Dr. Mr. Kurt Ed. Imberg:
Die amerikanische Politik und die Vorgänge
im fernen Osten.

Während in Europa der Weltkrieg tobt und alle Großmächte vollauf in Anspruch genommen sind, scheint sich auch im fernen Osten eine Umgestaltung der Landkarte vorzubereiten, eine Umgestaltung, die nur unter den gegenwärtigen günstigen Verhältnissen möglich sein dürfte; denn alle an der Erhaltung der Integrität Chinas interessierten Mächte mit einer einzigen Ausnahme sind zurzeit so gut wie außerstande, wirkungsvoll den anmaßenden Forderungen entgegenzutreten, die die Regierung des Mikados an die chinesische Republik gerichtet hat, und deren Annahme zweifellos der erste Schritt zum Zerfalle des asiatischen Riesenreiches und zur Gründung einer japanischen Vorherrschaft auf dem ostasiatischen Kontinente sein wird.

Wie von vornherein vorauszusehen war, begnügte sich Iapan nicht mit der Einnahme des deutschen Pachtgebietes Kiautschou; die Gründe, die es zur Teilnahme am Weltkriege bestimmt haben, waren ganz andere als die, seinen Bundespflichten England gegenüber nachzukommen oder gar Deutschland zu vernichten. Die Mehrheit des japanischen Volkes und das Heer waren vielmehr gegen einen Krieg mit Deutschland, was jetzt mehr und mehr in der japanischen Presse zum Ausdruck gelangt. Die Einmischung Iapans und sein Raubzug gegen unsere asiatische Kolonie hatte lediglich den Zweck, die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, um dem Ziele seiner seit Iahren verfolgten Fcstlandspolitik einen Schritt näherzukommen.

Wie bereits gesagt, sind alle europäischen Mächte, die wesentliche Interessen in Ostasien besitzen und eine Iapanisierung des fernen Ostens nicht ohne weiteres ruhig hinnehmen würden, noch könnten, augenblicklich nicht in der Vage, sich um das Wohl und Wehe des „Reiches der Mitte" zu kümmern. Nur die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Interessen im fernen Osten von Iahr zu Iahr wachsen, könnten dem allzu starken Umsichgreifen des japanischen Imperialismus Einhalt gebieten und verhindern, daß die wirtschaftlichen und politischen Interessen der Länder weißer Rasse vernichtet werden. Ia, vielleicht mehr als irgendeiner anderen Macht müßte den Vereinigten Staaten daran gelegen sein, einem starken Anwachsen der japanischen Weltmacht möglichst schnell einen Riegel vorzuschieben, bevor es zu spät ist; denn man darf sich in Washington nicht darauf verlassen, daß durch die Beschäftigung Iapans auf dem asiatischen Festlande seine, auf die Vormacht im Stillen Ozean gerichtete Politik, sowie seine Auswanderungspolitik, irgendeine Änderung erfahren wird. Möglich, daß für

einige wenige Iahre eine Stagnation auf diesen Gebieten der auswärtigen Politik Iapans eintritt. Von langer Dauer wird diese jedoch kaum sein, und ein größeres und mächtigeres Iapan wird, auf stärkere Machtmittel pochend, die Forderungen von neuem stellen, die man jetzt noch ablehnen kann.

Wir wollen im folgenden kurz die Stellung betrachten, die die Vereinigten Staaten China gegenüber eingenommen haben, seine Politik kurz zu skizzieren versuchen, um zu zeigen, wie die Union bisher stets zwei Grundsätze in ihrer oftasiatischen Politik vertreten hat: die Integrität Chinas und die sogenannte „Offene Tür" in diesem Lande, eine Politik, die der jetzige amerikanische Gesandte in Peking, Professor Reinsch, mit den Worten gekennzeichnet hat: „ein geeinigtes China, sich stark entwickelnd, Herr in seinem eigenen Lande, welches es dem Handel aller Nationen der Welt in gleichem Maße offen hält*)".

Die Anfänge der ostasiatischen Politik der Vereinigten Staaten reichen zurück bis in die vierziger Iahre des 19. Iahrhunderts. Ein Ereignis von besonderer Bedeutung war die Abtretung von Kalifornien durch Meriko im Frieden von Guadeloupe-Hidalgo im Iahre 1848; denn von diesem Iahre ab kann man eine wahre Pazific-Politik der Vereinigten Staaten in größerem Maßstabe verfolgen.

Bereits im Iahre 1844 war zwischen der Union und China ein Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen worden, der durch die Einfügung der sogenannten Meistbegünstigungsklausel den Amerikanern die Vorteile gab, die England und Frankreich zwei Iahre zuvor durch den Opiumkrieg errungen hatten. Seit diesem Vertrage nahm der amerikanisch-chinesische Handel einen raschen Aufschwung, und zahlreiche amerikanische Handelshäuser wurden in den Vertragshäfen im „Reiche der Mitte" gegründet. Allerdings war der Handel zwischen den beiden Ländern zeitweise nicht unbedeutenden Schwankungen unterworfen, die durch die politischen Zustände in den beiden Staaten herbeigeführt wurden; im ganzen betrachtet aber zeigte die Skala des Warenaustausches zwischen Amerika und China eine aufsteigende Tendenz. Dann brachte plötzlich das Iahr 1906 einen sehr starken Rückgang des aufblühenden Handels, als die Chinesen den Boykott gegen alle amerikanischen Waren erklärten, als Antwort auf die Ausschließung der gelben Arbeiter von der Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Seitdem ist die Handelsbilanz noch nicht wieder auf die frühere Höhe gekommen, doch war bei ruhiger Weiterentwicklung des chinesischen Handels ein rasches Steigen der Warenaustauschziffer mit Bestimmtheit zu erwarten; denn

'> Vgl. Reinsch: „Die Vereinigten Staaten und der ferne Osten" (in dee „Zeitschrift ftir Politik", 1913) S. 200.

bereits im Iahre 1913 betrug der Handel wieder ca. 37 Millionen Dollars, und zwar ist in den letzten Iahren eine steigende Einfuhr nach den Vereinigten Staaten zu beobachten, die im Iahre 1913 die Ausfuhr nach China um etwa eine Million Taels überstieg. Das jetzige Vorgehen Iapans gegen China wird natürlich von außerordentlich starkem Einfluß auf den amerikanischen Handel sein; schon aus diesem Grunde haben die Vereinigten Staaten das größte Interesse an der weiteren Entwicklung der von Iapan ins Rollen gebrachten ostasiatischen Frage; denn trotz aller Beteuerungen und schönen Worte der japanischen Minister wird eine allmähliche Monopolisierung des chinesischen Marktes durch die fleißigen und geschickten Iapaner eintreten, wenn es Iapan gelingt, seine Forderungen bei dem schwachen China durchzusetzen.

Aus der immer wachsenden Bedeutung der Chinesen als Kunden und Lieferanten des amerikanischen Marktes ergab sich für die Vereinigten Staaten die Verpflichtung, ein wachsames Auge auf die Entwicklung der Dinge im fernen Osten zu haben. Die Amerikaner mußten sich besonders darüber klar werden, daß eine etwaige Zerstückelung des chinesischen Riesenreiches nicht ohne Einfluß bleiben konnte auf die amerikanisch-chinesischen Handelsbeziehungen, ja möglicherweise deren völlige Vernichtung zur Folge haben mußte.

Um dies zu verhindern, haben die Vereinigten Staaten bisher stets die beiden oben genannten Grundsätze: der Aufrechterhaltung der Integrität Chinas und der „Offenen Tür" in ihrer ostasiatischen Politik durchgeführt. Sie haben davon abgesehen, wie die anderen in China interessierten Mächte, irgendeinen chinesischen Hafen zu „pachten", und haben sich damit begnügt, ihre „Interessen" in Ostasien durch regen Handelsverkehr zu mehren und zu stärken. In der Erkenntnis, daß die „Offene Tür", d. h. die Gleichberechtigung aller Interessenten auf dem chinesischen Markte, nur dann wirklich bestehen könne, wenn die territoriale Integrität der Republik gewahrt bleibe, und daß die „Offene Tür" zur leeren Phrase herabsinkt, wenn irgendeine Macht die politische Oberaufsicht ausübt, aus dieser Erkenntnis heraus erklärt es sich, daß die Vereinigten Staaten stets bemüht gewesen sind, jegliche Verletzung des territorialen Besitzstandes Chinas zu verhindern. Dies ist bisher — wenn man von den kleinen Absplitterungen im Norden absieht — auch gelungen.

Dies geht klar und deutlich aus der Geschichte der amerikanischen Politik in den letzten beiden Iahrzehnten hervor, aus der wir hier nur einige wichtige Beispiele erwähnen wollen, die natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen können, noch sollen. Wir wollen uns auf die letzten sechzehn Iahre beschränken, also auf die Zeit seit 1898, die infolge des erwachenden japanischen Imperialismus als eine neue Phase in der ostasiatischen Politik aller Staaten bezeichnet werden kann.

Bereits im Iahre 1899, d. h. kurz nach dem Erwerbe der Philippinen, womit

die Union in den asiatischen Gewässern Fuß gefaßt hatte, erkannte man in den Vereinigten Staaten, daß eine Einigung mit den übrigen Mächten über die chinesische Frage nötig sei. Auf Veranlassung der Regierung in Washington schlössen die in China interessierten Mächte 1899 eine internationale Vereinbarung, das sog. Han-Agreement, das die Aufrechterhaltung der Integrität des chinesischen Gebietes und die Durchführung des Grundsatzes der „Offenen Tür" bezweckte. Als im folgenden Iahre der Boreraufstand ausbrach, beteiligte sich die amerikanische Regierung zwar mit einem Truppendetachement an dem Zuge nach Peking, erklärte jedoch gleichzeitig in der Note vom 3. Iuli 1900, die beteiligten Mächte möchten darauf hinarbeiten, für die chinesischen Wirren eine Lösung zu finden, „die die territoriale und administrative Einheit Chinas beachtet", und die „den Grundsatz eines gleichen und unparteiischen Handels mit allen Teilen des chinesischen Reiches schützt". Aus diesem Grunde traten die Vereinigten Staaten im Iahre 1901 auch dafür ein, daß dem Reiche der Mitte keine allzu hohe Kriegsentschädigung auferlegt wurde, da man mit Recht in Washington fürchtete, eine hohe Kriegsentschädigung werde die finanzielle Abhängigkeit Chinas zur Folge haben, was bei der militärischen Schwäche des Millionenreiches leicht für seine territoriale Integrität verhängnisvoll werden konnte.

Als kurz darauf Verhandlungen zwischen China und Rußland bezüglich eines eventuellen Kaufs der Mandschurei durch letztere Macht eingeleitet wurden, .richtete die Union an beide Staaten am 1. Februar 1902 eine Protestnote, in der sie erklärte, daß „jegliche Vereinbarung, durch die China einer Korporation oder Gesellschaft das ausschließliche Recht oder ein Privileg zur Ausbeutung von Minen, zum Bau von Eisenbahnen oder zu irgendeiner sonstigen industriellen Unternehmung in der Mandschurei verleiht, von der Regierung der Vereinigten Staaten höchst ungern gesehen werden würde". Die Note führte weiter aus, daß andere Mächte durch Rußlands Vorgehen sich veranlaßt sehen könnten, gleiche Schritte zu unternehmen, was den vollständigen Zusammenbruch „der Politik einer absolut gleichen Behandlung aller Nationen bezüglich des Handels und der Schiffahrt" zur Folge haben würde.

Während des russisch-japanischen Krieges bemühte sich die Regierung von Washington im Interesse Chinas, daß der Kriegsschauplatz, der bekanntlich auf chinesischem Boden lag, nach Möglichkeit begrenzt wurde. Als dann Iapan nach diesem Kriege auf dem ostasiatischen Festlande festen Fuß faßte und Korea, zu dessen Schutze es zu den Waffen gegriffen hatte, unter seine Verwaltung nahm (1907), schien man in Washington doch etwas unruhig zu werden über das Vorgehen des kleinen gelben Mannes. Am 30. November 1908 wurde vom Staatssekretär Elihu Root und dem japanischen Botschafter Takahira ein Abkommen unterzeichnet, in dem die beiden Regierungen erklärten, sie würden „die gemeinsamen Interessen aller Mächte in China wahren, indem sie mit allen friedlichen Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit von

China, sowie das Prinzip der wirtschaftlichen Gleichberechtigung aller Nationen in diesem Reiche zu erhalten suchen". Es sind dies übrigens die gleichen Verpflichtungen, die Iapan bereits sechs Iahre zuvor in seinem Bündnisvertrage mit England vom 30. Ianuar 1902 übernommen hatte.

Im Sinne dieser Vertragsbestimmungen glaubten die Amerikaner zu handeln, als sie in den folgenden Iahren bei der Frage der mandschurischen Eisenbahnen eine Neutralisierung derselben vorschlugen, wodurch die zwischen China, Rußland und Iapan bestehenden Reibungsflächen bedeutend vermindert worden wären. Allerdings waren alle diese amerikanischen Versuche hinsichtlich der mandschurischen Bahnen am Ende ergebnislos; ja man kann sogar sagen, von negativem Erfolge begleitet, da sie nur bewirkten, daß sich die bisherigen Rivalen im fernen Osten, Rußland und Iapan, 1910 zusammenschlossen. Dennoch läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß auch bei dieser Gelegenheit die Vereinigten Staaten zu Gunsten Chinas eingetreten sind, mögen auch egoistische Interessen seitens Amerika — wie ja stets in der Politik — nicht ganz gefehlt haben. —

Wir haben bereits kurz auf den Gegner hingewiesen, der den Vereinigten Staaten in erster Linie bei ihren Bemühungen um die Erhaltung des territorialen Besitzstandes Chinas entgegenzutreten drohte: Iapan. Nach der Einverleibung Koreas im Iahre 1910 wurde es immer klarer, welchen Weg der seit Anfang des Iahrhunderts immer stärker werdende japanische Imperialismus auf dem Festlande verfolgte. Systematisch haben die Iapaner in den letzten Iahren an der Ausarbeitung ihrer Festlandsstellung gearbeitet, indem sie zielbewußt jeglicher Erstarkung des neuen Chinas Steine in den Weg warfen und die erst kürzlich begonnene Reformarbeit durch Unterstützung, wenn nicht gar Anzettelung von Unruhen und Aufständen zu stören suchten, da sie wußten, daß ein starkes, einiges China ihre Festlandsträume für immer vernichten würde.

Deshalb haben die Iapaner die günstige Gelegenheit benutzt, wo sich die Großmächte Europas in den Haaren lagen, um sich zunächst — unter dem Vor. wande ihren Bundespflichten England gegenüber nachzukommen — in den Besitz des deutschen Pachtgebietes in China zu setzen. An die „eventuelle" Rückgabe Kiautschaus an China, von der der japanische Ministerpräsident Okuma am 24. August 1914 sprach, glaubt wohl heute niemand mehr. Die Forderungen, die die japanische Regierung am 18. Ianuar 1915 in Peking überreicht hat, beweisen leider zu deutlich, welche Zwecke Iapan mit der Eroberung Tsingtaus verfolgte.

Diese einundzwanzig Forderungen der japanischen Regierung sind von ein. schneidender Bedeutung und sehr wohl geeignet, eine ganz neue Ära in Ostasien einzuleiten. Sie lassen sich in fünf Gruppen einteilen, die wir hier nur in aller Kürze wiedergeben wollen, um die für China und die dort interessierten Mächte

drohende Gefahr zu zeigen*). Zunächst finden wir vier Forderungen bezüglich
des Eintritts Iapans an die Stelle Deutschlands in der Provinz Schantung; dann
folgen als zweite Gruppe sieben Forderungen, die sich auf die Südmandschurei
und die Ostmongolei beziehen und neben der Kontrolle über die dortigen Eisen-
bahnen insbesondere das Recht des Landerwerbs und das Wohnrecht für Iapaner
in jenen Gegenden enthalten, sowie die Verpflichtung Chinas, vor Erteilung
von Eisenbahnkonzessionen und Anleihen die Zustimmung Iapans einzuholen und
als Instrukteure und Berater in erster Linie Iapaner heranzuziehen. Als dritte
Gruppe schließen sich die Forderungen an, durch die den Iapanern ein maßgeben-
der Einfluß auf die Hangjang-Gesellschaft, eine der bedeutendsten Minengesell-
schaften gesichert werden soll. Die nächste Gruppe enthält die Verpflichtung
Chinas, keine Häfen oder Inseln an der Küste an eine dritte Macht abzutreten,
und die letzte Gruppe umfaßt schließlich wiederum sieben Forderungen, deren
wichtigsten sind: die Verpflichtung, den größeren Teil seines Munitionsbedarfs
in Iapan zu kaufen, das Recht Iapans zu Eisenbahnbau, Hafenanlagen und
Minenbetrieb in der Provinz Fukien, die Verwaltung, bezw. Mitverwaltung der
Polizei in bestimmten Plätzen durch Iapan, sowie das Recht auf Bau bestimmter
Eisenbahnen, insbesondere einer Bahn zwischen Nantschau und Tschaotschaufu
und Hangtschau, durch die das wichtige Iangtsetal unter japanischen Einfluß
kommen würde, auf das England seit Iahren einen besonderen Anspruch zu haben
glaubte.

Schon diese kurze Aufzählung dürfte genügen, um zu zeigen, worauf Iapan
hinaus will. Es ist nichts Geringeres, als eine Art Oberaufsicht über China
und seine reichen Bodenschätze, was der erste Schritt zur Zertrümmerung des asia-
tischen Riesenreiches, die Festsetzung Iapans an den Küsten des chinesischen
Meeres, kurz die „Koreanisierung" Ostasiens durch das Land der aufgehenden
Sonne bedeuten würde.

Allmählich sah man jedoch auch in Tokio ein, daß diese Forderungen ein
wenig zu hoch geschraubt seien. Man richtete deshalb in den ersten Tagen des
Mai eine neue Note nach Peking, die gegenüber derjenigen vom 18. Ianuar 1915
nicht mehr die Verpflichtung Chinas enthielt, mindestens die Hälfte seines
Kriegsmaterials von Iapan zu beziehen, und in der — wahrscheinlich auf einen
zarten Wink von London hin — die Forderung der Anstellung von Beratern bei
den Eisenbahnen im Iangtsetale fehlt. Nach einer Londoner Meldung soll
China — uoleu» volen» — die Forderungen in dieser Note angenommen haben,
ja, eine Petersburger Meldung weiß sogar zu berichten, daß der japanische Ge-
sandte in Peking beauftragt worden ist, eine Entente mit China vorzubereiten.
Was Wahres an diesen Meldungen ist, läßt sich heute noch nicht mit Bestimmt-

») Vergl. Näheres hierüber in dem Aufsatze von Hoetzsch: „Der Krieg und die große
^Politil" (in der „Neuen Preuß. (Kreuz-) Zeitung" No. 165 vom 31. III. 1915).

heit sagen. Es ist aber anzunehmen, daß das von seinen „Beschützern" in der Stunde der Not verlassene China klein beigeben wird, in der richtigen Erkenntnis, daß es allein militärisch noch zu schwach ist, um Iapan mit den Waffen in der Hand erfolgreich Widerstand leisten zu können.

Über die in Peking gepflogenen Verhandlungen kann man zurzeit noch kein abgeschlossenes Bild gewinnen, die Nachrichten, die hierüber zu uns nach Europa gelangen, sind unvollständig und meist den Wünschen des Schreibers entsprechend gefärbt. Man geht jedoch kaum fehl, wenn man annimmt, daß in letzter Zeit von dritter Seite auf die Regierung von Tokio eingewirkt worden ist. So soll auch nach einer Meldung des „Daily Telegraph" von seiten der Vereinigten Staaten „ein energisches Memorandum" überreicht worden sein, in dem sich die Regierung in Washington auf das oben erwähnte Abkommen vom 30. November 1908 beruft und Iapan an seine hierin übernommenen Verpflichtungen mahnt. Ob aber eine solche Protestnote in Tokio wirklich die Wirkung hervorrufen wird, die man im Weißen Hause wünscht, dürfte doch noch sehr zu bezweifeln sein. Denn papierene Proteste der Union dürften im Reiche der aufgehenden Sonne den gleichen Erfolg haben, den sie in London gehabt haben, und den jeder Protest stets haben wird, wenn nicht die bewußte „eiserne Faust" den Worten eventuell den nötigen Nachdruck zu verleihen vermag. Ietzt ist die Zeit für die Vereinigten Staaten gekommen zu beweisen, daß sie wirklich der Freund Chinas sind, der bereit ist, auch ernstlich für das Reich der Mitte einzutreten. Mit Recht sagt von Kuczinskn*): „Amerika hat bis zu einem gewissen Grade die Rolle eines Beschützers Chinas im letzten Iahrzehnt gespielt, doch vielleicht mehr gespielt als durchgeführt." An einer entschiedenen tatkräftigen Durchführung ihrer Beschützerrolle haben es die Vereinigten Staaten allerdings oft fehlen lassen. Denn mag der gute Wille auch vorhanden gewesen sein, man wußte in Washington nur zu gut, daß es ratsamer sei, ernsteren Verwickelungen aus dein Wege zu gehen, wenn man nicht über die nötige militärische Macht verfügt. Wollen die Vereinigten Staaten, daß ihren Wünschen und Protestnoten die nötige Achtung gezollt wird, so müssen sie sich zunächst die Mittel verschaffen, die sie in die Lage setzen, das, was sie wollen oder nicht wollen, auch bis zu Ende durchzuführen, selbst wenn der kleine gelbe Mann von Nippon dem „großen Onkel Sam" mit dem Finger droht.

Mit der Durchsetzung der japanischen Forderungen in China ist die „japanische Gefahr" für die Vereinigten Staaten um ein bedeutendes Stück näher gerückt. Das sollte man in Washington beherzigen und sein Augenmerk mehr auf Ostasien richten, als sich künstlich über die von Reuter fabrizierten „Grausamkeiten" der Deutschen zu entrüsten. Der japanische Imperialismus wird neue

*) Vgl. v. Kuczinsly: „Ame«lanil,ch-chinesische Veziehungen und ihn Rückwirkung«, auf Japan" (in der „Deutschen Revue", 1915) S. 71 ff.

Kräfte erhalten und seine Arme auch nach Osten, auf die Inseln und Inselchen des Stillen Ozeans ausstrecken, um die heißersehnte, sooft ins Reich der Fabel ver. wiesene Oberherrschaft über dieses Weltmeer an sich zu reißen*).

Dies sollten die Amerikaner beherzigen; sie sollten sich für diesen Kampf mit Iapan, der früher oder später kommen muß, vorbereiten und ihre eigenen Streitkräfte mit den Waffen und mit der Munition ausrüsten, die sie jetzt nach Europa liefern, damit sie imstande sind, ihren künftigen Protestnoten an Iapan — falls diese, wie anscheinend jetzt diejenige bezüglich Chinas, keine Beachtung finden — das nötige „eiserne Siegel" aufzudrücken.

Dr. Paul Rieger:

Deutscher Frühling. Ein Vortrag.

Wie ein Sämann geht der Krieg überernst mit dröhnendem Schritt über die zitternde Erde und streut seine Aussaat. Nicht der Tau des Himmels und nicht die segnende Wolke weckt seine Saaten zum Leben. Rotes, lebenswarmes Herzblut muß sie berieseln, damit sie keimen und reifen. Millionen schauen schaudernd auf den Sämann Krieg bei seinem Werke. Der Boden knirscht, und von blassen Lippen tönt der Erntesegen: Gott schütze die Aussaat, daß sie keime im Frühling, daß sie reife im Sommer den Segen des Herbstes! Nicht jedes Saatkorn wird zum Frühling erwachen und den Sommer erleben. Manches wird modern, ohne den lichten Tag zu erblicken; manches wird dorren, kaum daß es zum Frührot erwachte. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, und es starb. Manches wird auf steinigem Grunde elend verkümmern; manches, das sich sein Lebensrecht tapfer erkämpft, wird von rohem Fuße zertreten. Aber noch kam kein Frühling, der nicht seine Aussaat gereift hat. Und droht der Winter noch so sehr, es muß doch Frühling werden.

Noch stehen wir fröstelnd im Sturmwind harter Vorfrühlingstage. Wie hat er den Lebensbaum unseres Volkstums grausam gepackt, daß die Blätter zu Boden gewirbelt, daß die Zweige vom Stamm gerissen wurden. Nun aber gärt die Kraft in dem Stamme, steigt der Saft in die Zweige, um einen neuen Frühling zu wirken. Der Sturmwind singt das Lied vom kommenden Lenze, und durch die Seelen klingt es wie ein Frühlingsbeten: Komm, heiliger Frühlingswind, töte das Alte, wecke das Neue, schaff' uns den Frühling.

Denn noch kam kein Frühling ohne das herbstliche Sterben, ohne den Winter-

») Vgl. hierzu meinen Aufsatz: „Die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan, (in den „Grenzboten", 1915 Heft 1b).

tod. Wir haben den Wintertod des alten Deutschlands in diesen Monden des Krieges erlebt, wir jauchzen dem Frühling des neuen Deutschlands entgegen. Und wie wir in Vorfrühlingstagen jedes keimende Hälmchen als einen Sendboten kommender Frühlingsherrlichkeit andächtig grüßen, und wie wir in Keim und Knospe die kommende Reife vorahnend schauen, so haben wir das Wintergrauen innerlich überwunden; wir spüren den werdenden Frühling, wir atmen den Erdgeruch wachsender Zukunft, wir hören die deutsche Trutznachtigall ihr Lied von größeren, besseren Tagen singen. Ein Nachhall des Liedes singe und klinge durch diese Stunde. Sie soll uns sagen von dem, was neu geworden in dieser großen Zeit, von dem, was wird in deutschen Landen, daß wir es innerlich werten und für unsere Zukunft gewinnen.

Nichts hörten wir in den Tagen des Friedens lieber, als wenn man uns das Volk der Idealisten nannte. Aber was war denn dieser vergötterte Idealismus? Im Grunde nicht viel mehr als gedankenlose Schwarmgeisterei, kindische Traumseligkeit, weltfremdes Weltbürgertum, das das Eigene mißachtet und das Fremde anbetet. Gewiß, wir besaßen vor dem Kriege unendlich viele ideale Werte. Zweierlei aber fehlte unserem Idealismus: wahrhafte Begeisterung und begeisterte Wahrhaftigkeit. Unser Herzblut kreiste träge durch die Adern, unser Empfinden war im Gleichklang des Lebens nüchtern, alltäglich geworden; wir rechneten zu viel, und wir empfanden zu wenig; wir grübelten und klügelten, aber uns fehlte die Begeisterung, die an die Göttlichkeit des Ideales glaubt, die Sterbliches opfert, um Ewiges zu retten, die sich selbst, das Herzblut und das Leben hingibt für das, was groß und was göttlich ist. Wir berauschten uns allerdings leicht, vielleicht allzu leicht am Gewesenen. Aber wir selbst hatten nichts Großes erlebt, und unserer Begeisterung fehlte das Erleben, die blutfrischc Wahrhaftigkeit. Da kam der Krieg mit seinem jähen Zusammenbruch des Alten, mit seinen atembeklemmenden Erregungen und Erweckungen. Eine Blutwelle neuer Begeisterung, diesmal zum erstenmal seit langem, einer selbsterlebten, strömte zu unseren Herzen. Wir spürten den alles entwurzelnden Sturmhauch einer neuen Zeit; wir hörten die Gottesstimme im Weltgeschehen. Das Leben war nicht mehr der alte Singsang und Gleichklang, es war ein wuchtiges Trutzlied mit starken Rhythmen in machtvollem Tonfall geworden, das wie die Sturmbraut dahinbrauste. Der Alltag hatte sein müdes Antlitz plötzlich gewandelt und blickte aus flammenden Augen. Durch das Herzblut sang der Psalm vom neuen Leben. Eine Sturmflut der Begeisterung brandete durch die Seelen, und aus der zagenden Lebensangst ward eine lachende Welt der Lcbensbejahung. Das war der Geburtstag des neuen deutschen Idealismus, des Erwachens der deutschen Wahrhaftigkeit und der opferfrohen Begeisterung für diese Wahrheit. Was sind denn bis dahin unsere Ideale gewesen, die Liebe, das Vaterland, das Heldentum? Leere Worte, an deren vollem Klange wir nns selber entzückten!

Deutscher Frühling Paul Rieger
Ietzt sind sie ebensoviele Wahrheiten geworden, endliche Wirklichkeiten. Wir haben die Unnatur und Treibhauskultur von uns abgestreift wie den Schlangen-balg der Lüge, der unser wahres Sein schillernd verhüllte. Der Wintersturm des Krieges hat vom deutschen Lebensbaum das fremde romantische Gerank ge. rissen, das ihn überwucherte und ihm das beste Lebensmark aussaugte. Wie erlöst von aller Fremdländerei atmeten wir auf und erlebten die erste Offen-barung des neuen deutschen Idealismus: wir haben wieder den Sinn für den Adel des Einfachen, des Natürlichen, des Ursprünglichen, das natürliche Empfin-den in der Tonkunst, in der Dichtung und in der Malerei gewonnen. Der erste Rausch des übermächtigen Erlebens hat sich zu einer tiefen, feinen Begeisterung abgeklärt; das erste Aufwallen ist nachzitternde Erregung geworden, und unser Leben schwingt seither in neuen Rhythmen. Wie die Verheißungen eines neuen Frühlings sind aus diesem neuen deutschen Idealismus neue Vaterlandsliebe, neues Menschentum, neue Frömmigkeit erblüht.

Wir liebten unser Vaterland auch vor dem Kriege. Wir wären entrüstet gewesen, wenn einer es gewagt, unsere vaterländische Gesinnung zu bezweifeln. Trotzdem war diese Liebe lau und lässig, mehr herkömmlich als selbstempfunden, mehr ererbt und erlernt als selbsterworben, selbsterrungen. Was wir von der Hingabe der Männer und Frauen der Freiheitskriege gehört, erschien uns wie Sang und Sage. Nun haben wir das gleiche, nein, wir haben Größeres erlebt. Es ist wie ein Traum, wie ein Wunder vor unseren Augen: siebzig Millionen Menschen von einem Gedanken gepackt, von einem Empfinden durch-glüht, durch einen Willen geeinigt und gereinigt! In dem Wettersturm dieser Er-weckung ist die neue Vaterlandsliebe geboren worden, deren Bekenntnis der Dichter unserer Tage in das schwerblütige Wort gefaßt hat: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!" Wir kannten unser Vaterland und unser Volk nicht mehr. Der tausendfache Tod um uns hat es uns sehen gelehrt. „Ich hatte zwanzig Iahre neben meiner Schwester gelebt," sagt Iean Paul, „aber ich habe sie erst in dem Augenblicke gesehen, in dem unsere Mutter starb." Der Tod öffnete geschlossene Augen, damit sich zwei Seelen in einem Strahle des Urlichtes sehen konnten. Haben wir nicht das gleiche in diesen Monaten des Krieges in uns erlebt?

Wie der Vorfrühlingssturm den Dunst aus den Tälern fegt, so hat das Kriegswetter die kleinlichen Gedanken aus den Seelen hinausgeweht. Die jahr-zehntelang geübte maßlose Verhetzung, die schadenfroh gepflegte Verärgerung an deutscher Art ist doch nicht stark genug gewesen, uns die Freude am Vaterlande zu rauben, das Gemeingefühl in uns zu ertöten. Das Wort Gneisenaus hat seine Auferstehung erlebt: Man muß Vertrauen haben im Volk. Ia, wir haben wieder Vertrauen zu unserem Kaiser, zu unserem Volkstum, zu

deutscher Art, auf den Sieg unserer Sache. Wir haben uns nach langen Irr-
fahrten heimgefunden und wurzeln wieder bodenständig in deutscher Erde. Dieses
neue Deutschland ist unbesiegbar. Es kann wohl Niederlagen erleiden, besiegt
werden kann es nimmermehr. Ein Volk mit so starkem vaterländischen Wollen,
mit so todverachtender Begeisterung ist unverwüstlich. Man mag uns Land
rauben, man mag uns wirtschaftlich schädigen — und wenn die Welt voll
Teufel wär', wir stehen und überstehen diesen und jeden kommenden Kampf.
Die erwachte Erkenntnis von der unüberwindlichen Kraft unseres Volkstums ist
der Sieg über unsere Selbstunterwertung von gestern. Ietzt aber klingt es
von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen: „Deutschland, Deutschland über
alles!" Ietzt tönt es von Herz zu Hirn und von Hirn zu Herz wie ein Eidschwur:
Denkt deutsch, sprecht deutsch, lebt deutsch.
Wir sind wahrhaftig nicht kriegslustig und noch weniger kriegslüstern; wir
kämpfen für die Sicherung unserer Arbeit, für den Schutz unserer Grenzen, für
unser Lebensrecht. Wir kämpfen nicht wie die anderen um Soll und Haben,
sondern um Sein oder Nichtsein. Wir sind nicht ausgezogen, uns auf fremde
Kosten zu bereichern. Aber Herren im eigenen Hause wollen wir sein. Eins
muß uns dieser Krieg bringen: ehernen Grenzschutz, Achtung vor deutscher Art
und Arbeit.
Sittlich aber bedeutet dieser Krieg mehr. Dem deutschen Schwerte ist die
Obhut der Freiheit Europas, die Zukunft der Menschheit anvertraut. Das
deutsche Schwert kämpft gegen die britischen Sklavenhalter, gegen die fran-
zösischen Hetzer, gegen die russischen Entrechter der Menschheit. Wir schwingen
das selbstgeschmiedete Siegfriedsschwert gegen die Drachen ringsum: Der Frci^
heit eine Gaste!
Daher die einmütige Begeisterung in allen Teilen unseres Volkes. Wo sind
heute die noch vor wenigen Monaten so streng gewahrten Grenzscheiden der
Geburt und des Berufes, alle die ausgeklügelten staatlichen, völkischen und
religiösen Gegensätze, die vor dem Kriege mit so boshafter Beharrlichkeit gepflegt
worden sind? Der Krieg, der große Entzweier der Völker, ist für unser Volk
der große Versöhner geworden. Rang, Rasse, Reichtum, Religion und was sonst
die Menschen so streng trennte, ist fast vergessen. Polen und Dänen, Elsässer
und Lothringer, Christen und Iuden, Protestanten und Katholiken vergießen
nebeneinander füreinander ihr Herzblut für dasselbe heilige Land. Bürger und
Bauer, Adel und Volk, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Meister und Geselle,
arm und reich — heute lebt in allen ein Gedanke, eine Hoffnung, eine Sehn-
sucht. Die gemeinsame Not, die gemeinsame Sorge hat sie zusammengeschmiedet
— ein einig Volk von Brüdern. Sonst sucht die Not einzelne heim; heute ist sie
Gemeingut aller: die Not des Vaterlandes ist unseres Herzens Not geworden.
Der eine leidet unter ihr im Schützengraben, der andere in Sehnsucht und Sorge

um die Lieben im Felde, der dritte in der Lebensnot, in die ihn der Krieg
hineingerissen hat, der vierte im stillen Kämmerlein in unnennbarem Herzweh
um die draußen Verlorenen, um den Gatten, den Sohn, den Vater, den Geliebten.
So ward der Krieg nicht nur das lodernde Feuer, sondern die läuternde Flamme,
nicht nur der Zerstörer des Alten, sondern der Sämann des Neuen, nicht nur
der mordende Herbst, sondern der neuzeugende Frühling.

In dieser Gemeinschaft der Empfindungen für das Vaterland ward auch
die neue Liebe geboren. Diese Liebe ist keine romantische Redensart, keine
flüchtig verflatternde Wallung der Sinne. Sie stammt aus dem deutschesten
aller Gedanken, sie quillt aus dem heiligen Brunnen der Pflicht. Denn diese
neue Liebe ist nichts anderes und will nicht mehr sein als ehrliche Pflicht-
treue, als ehrenhafte Pflichterfüllung. Der oberste Kriegsherr wetteifert in
Pflichttreue mit dem schlichtesten seiner Krieger. Dasselbe Pflichtgewissen, das
sich heute in allen Schichten des deutschen Volkes in den tausendmal tausend
Werken wetteifernder Liebe äußert, das sich „in dem alle Erwartungen über-
treffenden, in der Finanzgeschichtc aller Zeiten beispiellosen Ergebnis der
Zeichnungen auf die zweite Kriegsanleihe" geoffenbart hat, lebt in unseren
blauen Iungen, die auf dem brennenden Schiffe bis zuletzt aushalten und mit
einem brausenden Hurra in das Wellengrab sinken, loht wie ein heiliges
Feuer in unseren Feldgrauen in den Schützengräben und auf den Schlacht-
feldern, die wie die Märtyrer der Vorzeit jauchzend und singend dem Feinde
rntgegenschreitcn. Einst hieß es: er starb für die Seinen, und, wenn es
hoch kam, so sagten wir: er hatte auch ein wenig Liebe für seine Stadt und
sein Land; heute heißt es: er starb für das Vaterland, für uns, für uns alle
im heiligen Dienste der Pflicht. Wir sind ein Volk von Priestern der Pflicht
geworden, und unserer neuen Liebe einziges Gebot heißt Pflichttreue bis zum
äußersten.

Diese neue Liebe — das ist eine Frühlingshoffnung in diesen Tagen
des Werdens — keimt bereits in den Seelen unserer Kinder. Sie hörten von
der Überzahl unserer Feinde und ihrem hämischen Haß, von dem teuflischen
Plan, ein ganzes Volk durch den Hungertod zu vernichten. Sie hörten es und
begriffen es nicht. Sie sahen voll ahnungsloser Freude den Vater, den Bruder,
den Anverwandten mit der schimmernden Wehr unter klingender Musik in den
lustigen, fröhlichen Krieg hinausziehen. Dann aber drang auch zu unseren
Kindern die Kunde von harten Wunden und bitterem Sterben, und ein tiefer
Ernst breitete graue Schatten über die bunte Kinderfreude. Sie sahen weinende
Mütter mit dichten, dunkeln Schleiern, um heilige Tränen vor fremden Augen
zu verbergen, und dann den langen, langen Zug der Verwundeten, und das
Kindersingen verstummte und das Kinderlachen erstarb. Der Krieg hatte in

seiner erschütternden Sprache zu ihnen geredet, und unsere Kinder waren andere geworden, reifer, stiller, tiefer. Wie ein mütterlich mahnender Engel sprach das Pflichtgewissen zu ihnen: „Auch du bist ein Deutscher, auch für dich sterben sie draußen, auch du hast Pflichten gegen die anderen", und eine neue Liebe heiligte die Seelen unserer Kinder.

Der neue Idealismus der Wahrhaftigkeit läuterte die Liebe durch die Pflicht und schuf so die Voraussetzung für die neue Frömmigkeit, für ein vertieftes Gottbegreifen und ein erhöhtes Menschentum. Seit Kriegsbeginn ist die Frage erörtert worden, ob der Krieg fromm macht; ich halte wenig von der Kriegsfrömmigkeit, welche die Leute in die Gotteshäuser lockt. Sie stammt mehr aus dem Aberglauben als aus der Gläubigkeit, eher aus der Angst vor dem Rätselhaften als aus dem Erkennen des Ewigen. Die Volksweisheit lehrt zwar: N?t lehrt beten; aber sie fügt cmch hinzu: Not kennt kein Gebot. Eins aber ist sicherlich wahr: Flitter und Tand haben ihre Überschätzung eingebüßt, und Vertiefung, Abklärung, Läuterung sind überall am Werke. Sie sind die Quellkräfte ehrlicher Frömmigkeit, die keinen größeren Feind hat als die heuchlerische Oberflächlichkeit und die verlogene Schcinheiligkeit. Der Krieg hat uns nicht frömmer gemacht; aber er hat die gedankenlos Hinlebenden, die gleichgültig schläfrig Hinträumenden zur Selbstbesinnung geweckt und zur Selbsterkenntnis gemahnt. Das Pathos ist geschwunden, der Rausch verweht, aber die Heiligung ist geblieben.

Ist es uns nicht so, als ob wir seit Monden durch ein großes Gotteshaus gehen, als ob die Glocken über unseren Häuptern unablässig ihr feines, ernstes Lied erklingen lassen? Ein Psalmensingen umtönt uns, bald wie ein jauchzendes Siegeslied, bald wie der dumpfe Trauerchor weinender Mütter. Das Lied tönt — und Gläubige und Ungläubige falten die Hände; Christen und Iuden weckt es zur selben Andacht; Mensch und Mensch fühlt sich in ihm verschwistert. Das Lied tönt — und alles Zweifeln ist geschwunden, und ein neues Vertrauen reicht uns die stützenden Hände, und neuer Mut leuchtet aus anigstscheuen Augen. Das Lied tönt — und der Tod hat sein Grauen verloren, und die letzte Weisheit ist uns offenbar: Geburt und Tod sind Erscheinungsformen des Lebens, denn der Kreislauf des Seins ist unendlich; der Tod ist keine Grenze, er ist nur ein Horizont, über den die diesseits Stehenden nicht zu blicken vermögen; der Tod ist, wie der Dichter des 68. Psalmes sagt, nur neues Werden, ein neuer Frühling.

Im Tauerngebirge haben die Bauern auf den höchsten Spitzen ihrer bergigen Heimat Glockenhalden gebaut. Keiue Menschenhand läutet sie; still, stumm, tot hängen die Glocken im Sonnenschein. Wenn aber der Föhn über die Firnen der Berge braust, beginnen die Glocken zu schwingen und zu singen, und die Menschen im Tale falten die Hände: Gott läutet die Glocken.

In den Sonnentagen des Lebens hören wir Gottes Glocken nicht. Da hängen sie still, stumm, tot. Wettert aber der Sturm des Erlebens durch unsere Seelen, dann schwingen und klingen sie: Gott läutet die Glocken. Wir haben ihn in den Sonnentagen unseres Glückes nicht gehört. Ietzt aber tönt sein Wort, mächtig wie dröhnendes Glockenerz. Gott spricht, und wir hören ihn. Gottes Glocken läuten den Frühling ein, den Frühling unseres Volkes. Aus Nebelschleiern steigt er zur Erde. Sehnsüchtige Seelen grüßen den Nahenden. Uns durchzittert, um im biblischen Gleichnis zu reden, die bange Erwartung, die einst das Gottesvolk der Bibel am Vorabend seiner Erlösung aus Ägypten durchlebt hat. Winterfrost und Seelenstarre, dumpfe Verängstigung und müde Hoffnungslosigkeit lasteten damals auf dem Volke, das einen furchtbaren Winter durchlitten hatte. Mose sprach zu ihnen, „sie aber hörten ihn nicht, weil ihr Geist zu enge, und weil die Arbeit zu drückend war". Dann aber brauste der Frühlingswind über Ägypten, eine mildere Sonne löste die Winterstarre, und in der Nacht der Erlösung zog das Volk mit erhobenem Haupte in seinen Frühling hinaus. Noch drohte ihm mancher Sturm. Aber im Sturme reifte das Volk seinem Sommer entgegen.

Des Bibelvolkes Schicksal ist heute für unser Vaterland Gleichnis und Verheißung zugleich. Gott hat eine neue Sprache gewählt, um zu den Herzen Deutschlands zu reden. Neue Begeisterung füllt die Herzen, daseinsfroher Idealismus steigert die Kraft, weit offen sind Seelen und Sinne, die neue Herrlichkeit in sich aufzunehmen. Im Winter reifte der Frühling. Ein Lerchensingen trillert in den Lüften. Lichtblau leuchtet der Himmel. Von den Türmen rufen die Glocken: Komm zu uns, wir harren dein, deutscher Frühling. Millionen beten in brünstiger Andacht zu Gott: Schaffe, schenke unserem Volke, Herrgott, den Frühling!

Dr. E. Haendcke:

Alexander I. von Rußland.

Das alle überragende Genie Napoleons I. zeigt sich in blendendstem Lichte in seiner Wirkung auf seine Zeitgenossen. Sie alle, mochten sie ihm Freund oder Feind sein, die Fürsten, die Feldherren, die Diplomaten und Staatsmänner jener Zeit, ja auch eine nicht geringe Zahl von Herrschern im Reiche des Geistes, kamen erst zum Bewußtsein, zur Entfaltung ihrer Kräfte, wenn sie die Bahn dieses Gewaltigen kreuzten. Kein Geringerer als der, der zu seinem Sturze das meiste beigetragen hat, Alerander I. von Rußland, hat unter seiner Wucht seine

eigene Persönlichkeit entwickelt zu ungeahnter Höhe, so daß sein Name der unzertrennliche Gefährte jenes geworden ist für alle Zeiten. Aber es ist, als wenn der russische Kaiser in diesem Kampfe sich vollständig erschöpfte: langsam siecht er dahin, um in willenloser Mystik zu verlöschen in der Vollkraft des Körpers und der Iahre. Ohne seinen Kampf gegen Napoleon wäre sicher sein Bild der Nachwelt überliefert worden als das eines Träumers und Phantasten, dessen Regierung eine Kette von Fehlschlägen und ein unrühmliches Blatt in der Geschichte Rußlands bildete.

Alerander I. bestieg am 24. März 1801 im Alter von 23 Iahren 3 Monaten den „blutbesudelten Thron", wie sein Bruder, der Großfürst Constantin sich ausdrückte. Paul I. hatte ein Regiment brutaler Willkür geführt, das zu einer Gefahr für alle, sogar für seine eigene Familie geworden war. Die Unzufriedenheit wuchs und mußte zu einer Katastrophe werden. Der Thronerbe, obwohl davon unterrichtet, tat keinen Schritt, um dem Vater die Augen zu öffnen. Vielmehr ließ er sich mit den Verschwörern ein, die unter allen Umständen den unhaltbaren Zuständen ein Ende machen wollten. Wohl verlangte er von deren Haupt, dem Grafen Pahlen, das Wort, daß „man nicht ein Attentat auf das Leben seines Vaters" mache. Tiefe Verschlagenheit und Furcht vor unerbittlicher Wahrheit und Klarheit, zwei für Alerander charakteristische Eigenschaften, zeigen sich in dem Augenblick, da er sich rüstet, den Vater vom Thron zu stoßen. Er machte sich keine Gedanken darüber, ob etwa die Umstände den Verschwörern gestatteten, das gegebene Wort zu halten, oder ob sie es auch nur wollten.*) Pauls Leben fiel dem Attentat zum Opfer. Zu spät erfaßte den jungen Kaiser tiefe Reue, der beim ersten Empfang „langsam einherging, die Knie wie brechend unter ihm, mit ungeordnetem Haar, Tränen in den Augen, starr vor sich hinblickend, den Kopf manchmal wie zum Gruß neigend." Er hat den Verschworenen nie verziehen: Panin und Pahlen mußten noch im Iahre 1801 auf ihre Güter in die Verbannung gehen, von der sie nie ein Wort des Kaisers befreite. Nur Bennigsen kam nach einer kurzen Frist insoweit wieder zu Gnaden, daß er seine Stellung in der Armee wieder einnehmen durfte: er wurde nie Feldmarschall und kam nie an den Hof.

Aleranders Erziehung war von der Kaiserin Katharina II. und Laharpe geleitet worden. Allgemeine Begriffe von fürstlicher Macht und Weltbeglückungsideen hatten für immer als ein Ergebnis dieser von ihm Besitz ergriffen. Als Erbteil der väterlichen Einwirkung blieb ihm die Freude am Gamaschendienst, zu dem ihn dieser angehalten hatte während seiner Regierung. Und doch, so wenig dies einem Herrscher angemessen sein mag, war es die Veranlassung für ihn, nicht nur seiner Armee lebhaftes Interesse entgegenzubringen, sondern auch sich

*) Ur»nä 6u<: Niool»« öliKliÄlowiteli: I/«mper«ur ^lexanclre I". l2»52i 6'stu6« bi»toriqu«. 8t. pstsr»bonrß' ^llmulaotur« <le» papier» cl« I'Ntat 1912.

in seinen hohen Offizieren ein Gegengewicht zu den etwas einseitigen Ansichten seiner Freunde zu schaffen. Zu diesen gehörten seine Altersgenossen Viktor Kotschubey, Paul Stroganoff, Nikolaus Novolssitzoff und der Pole Adam Czartoryski. Aus ihnen, die untereinander befreundet waren, schuf er das berühmte <ü«mit6 8ecret, in dessen Schoß die Reformfragen unter seinem Vorsitz beraten wurden. In parlamentarischer Form verliefen sie und wurden bis 1803 abgehalten. Deren Akten hatte Großfürst Nikolaus Mikhailowitsch veröffentlicht*): sie gaben ein sehr lebendiges Bild von ihrem Verlauf, den behandelten Fragen und der durchaus ungezwungenen, freimütigen Art, mit der die Mitglieder sich äußerten. Die Klugheit und die graziöse Liebenswürdigkeit Aleranders wußten diese lebendig zu erhalten. Als Graf Stroganoff glaubte, in der Diskussion zu weit gegangen zu sein und sich beim Kaiser schriftlich entschuldigte, antwortete ihm dieser: „Mein lieber Freund, ich glaube, Sie sind ganz und gar toll geworden. Wie sollte es möglich sein, Ihnen etwas zu verargen, was das beste Zeugnis ablegt, für Ihre Zuneigung zu meiner Person und für das allgemeine Wohl. Glauben Sie mir, daß ich Sie nie verkannt habe und in dem Disput mit ihnen, den Regungen, die sie beseelen, habe Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Bitte nur mehr solche Meinungsäußerungen, die so wenig die Freundschaft verletzen, die uns eint. Was sich in der Öffentlichkeit nicht schicken würde, darf sehr wohl unter uns Platz greifen, wenn wir unter uns sind, und der beste Freundschaftsbeweis, den Sie mir geben können, mir ordentlich böse zu sein, wenn ich es verdiene. Adieu, mein Lieber.

Der Eure fürs Leben

Alerander."

Die Wirksamkeit des Komitees zeigte sich in der Schaffung von Ministerien, der Neuordnung des Unterrichtswesens und in dem Versuch, die gesamte Verwaltung zu reorganisieren. Indessen fehlte diesen Bestrebungen Überlegung und Stetigkeit. Am meisten wurde vielleicht unter dem Einflusse Laharpes, der auf Einladung Aleranders nach Petersburg gekommen war, im Schulwesen geleistet. Das Reich wurde in 6 Schul-Arrondissements geteilt und erhielt Gemeindeschulen und Gymnasien. An Hochschulen wurden gegründet die Universitäten Dorpat, Kasan, Charkow und das Pädagogische Institut in Petersburg. Von Interesse ist, daß Klinger, Goethes Jugendfreund, bei dieser Reform mirtätig war. Der Senat wurde aus seiner Bedeutungslosigkeit herausgehoben und zum höchsten Gerichtshof umgewandelt und mit dem Recht ausgestattet, Vorstellungen beim Kaiser erheben zu dürfen. In letzterem glaubten Optimisten einen ersten Schritt

*> <3rans-Hua I^ioola« Nilcnailoiviton: I^s oomt» p»ul 8trc»^ano^. I'rasuotion lr»ny»i5« 6« ?. Villsoooß. prsosäs ä'un »v»nt propo» p»r ?r666rio >l»83on, 6« I'^c»ä6lm« ?rlm?»i3«. pari«, U. 16. >lan«, 5o?ant st Qe.

zu einer Verfassung sehen zu dürfen. Sie wurden sehr bald enttäuscht: der
Senat, der das verliehene Recht in Anspruch nahm, wurde in einer Weise von
Alerander zurechtgewiesen, die ihn deutlich belehrte, daß dieses Recht nichts
weiter als eine schöne Dekoration war. Das Manifest vom 8. September 1802
rief den Ministerrat ins Leben, an dessen Sitzungen Alerander bis 1805 regel-
mäßig teilnahm. Die Freunde des Oonüts »ecret, erhielten in den Ministerien
ein Feld zur praktischen Betätigung. Kotschub ey wurde Minister des Innern,
sein Gehilfe Stroganoff. Das Kanzleramt wurde dem Grafen Woronzoff anver-
traut und ihm Fürst Czartoryski zum großen Mißfallen der altrussischen Partei
als Gehilfe beigegeben. Da der Kanzler alt und kränklich war, lag die Leitung
tatsächlich bald in des Gehilfen, also des Landfremden, Hand. Novolssitzow
wurde Gehilfe im Iustizministerium.

In den Sitzungen des Geheimen Komitees wurden die sämtlichen Fragen der
inneren und äußeren Politik verhandelt. Es wäre aber ein großer Irrtum, anzu-
nehmen, daß Alerander sich abhängig machte von dessen Beratungen. Vor allem in
der äußeren Politik, der er entgegen dem Rate des Komitees antifranzösische
Wendung gab. Durch seine Adjutanten, besonders Wolkonskn, und Peter Dol-
gorucki, lernte Alerander die Äußerungen der Armee, aber auch anderer Kreise
kennen, besonders da er es liebte, sie zur Berichterstattung durch das ganze Reich
zu schicken. Oft forderte er auch ihm geeignet scheinende Persönlichkeiten zu Gut-
achten in bestimmten Fragen auf. Eine stets zahlreiche Tischgesellschaft, die er
zwanglos an seinem prunklosen Hof zu versammeln pflegte, gab ihm weiterhin
reiche Gelegenheit, sich in jeder Weise zu informieren und zu unterrichten.

Innerhalb seiner Familie pflegte er mit seiner Mutter, der Kaiserin Marie,
wichtige Angelegenheiten zu besprechen. Besonders nahe stand ihm seine Schwester
Katharina*), die 1809 den Herzog Georg von Oldenburg und nach dessen 1812
erfolgtem Ableben 1816 den Kronprinzen, späteren König! Wilhelm I. von Württem-
berg heiratete. Mit ihr besprach er überhaupt alle ihn betreffenden Angelegen-
heiten, wenigstens solange sie in Rußland weilte.

Die Organisation der unter Paul I. stark vernachlässigten Armee übergab
Alerander 1803 seinem einstigen militärischen Lehrmeister Araktscheyew, der all-
gemein den Spottnamen capor»! äe 6»tnenin» führte. Der Einfluß dieses
Mannes war von Anbeginn ein großer und wuchs sich mit den Iahren zu dem
alleinherrschenden aus. Übersieht man den weiten Umkreis der Personen, deren
Wissen und Können sich Alerander dienstbar zu machen wußte, so wird man den

*> Ni'»n6-6uo Nicola« WKnailowitzcn: t!c>ri's3pan6»n<:s 6s l'smpsrsur
.^lsx»n6i's I. »vse 8» 8asur I» 8^n6s-6uons88s (^tdsrins, prin<:s88s 6'0!6snbc>ui'ß,
pui» rsins 6s ^Vui'ttsmbsi'ß 1805—1818. Orns 6s Kult pl«m<:ns8 st 6s 2 I»o3imiIe«
6'auto8<'»PNs8. Nn 66püt 5 pgl'j8 snsi >l«mli, ^o^ant st <üi«. pstsi^boui'ß, Klanu-
lactur« 6s« p»pisr8 6« l'Ntat. 1910.

Ernst seines Strebens nicht verkennen dürfen. Ia, seine Methode erinnert an die seines großen Gegners, Napoleons, der hauptsächlich als Erster Konsul Minister und Staatsratberatungen unermüdlich benützte, um zu lernen, und der seine Adjutanten und hohen Zivilbeamten in seinen Staaten und im Ausland herumschickte, um ungeschminkte Berichterstattungen zu erhalten. Wie Napoleon aber dem Kaiser Alerander überhaupt gewaltig überlegen war, so auch in der Handhabung dieser Mittel. Mit dem Iahre 1805 erklärte sich Alerander gewissermaßen für selbständig. Das <üuniits »ecret hatte seit 1803 nicht mehr getagt, und die Ereignisse von Austerlitz ließen seine Mitglieder mit Ausnahme von Kotschuben von der politischen Bühne verschwinden. Den Ministerrat besuchte der Kaiser auch nicht mehr. So konnte es kommen, daß er Männer zu Kanzlern berief, deren Fähigkeiten er ni'ch< besonders einschätzte, wie Rumantzow. Ausschlaggebend war allein seine Meinung oder diejenige der Männer, die unmittelbar mit ihm zusammenarbeiteten, wie Speranski. Er selbst korrespondierte direkt mit seinen Gesandten, mit fremden Souveränen, sandte letzteren Vertrauensmänner, ohne seinen Kanzler oder seinen akkreditierten Vertreter davon in Kenntnis zu setzen. Ia, er wies unter Umständen seine, auch fremde Gesandte an, mit seinem besonderen Vertrauensmann Koscheleff, sei es mündlich, sei es schriftlich, in Verbindung zu treten. In seiner Hand liefen dann alle Fäden zusammen.

Einflüssen blieb er nach wie vor zugänglich, aber er hatte sich in seinen Ansichten gefestigt und hielt an ihnen mit Zähigkeit fest. Er wechselte in seiner Methode, aber nicht in dem Zielpunkt seiner Meinung. Und da er leicht geneigt war, sich für eine Sache zu erwärmen, so rief er oft genug den Eindruck der Unentschlossenheit hervor, oder den der Verlogenheit. Sicher war er unter seinen Zeitgenossen ein von Niemandem erreichter Virtuose in der Verstellung. Aber es war nicht immer Absicht, es war oft ein Spiel, das er selbst in dem Momente erst nahm, da er sich gerne selbst die unerbittliche Wahrheit verhehlte und in dieser Täuschung sich ernst nehmend seine Rolle mit voller Natürlichkeit spielte.

Fürst Czartornski gibt in seinen Memoiren der Meinung Ausdruck, Alerander habe Rußland im Innern ausbauen wollen, sei aber von dem Eroberungscharakter dieses Landes bezwungen worden. Das dürfte ein durchaus falsches Urteil sein. Gegen den Rat seiner Freunde, gegen die Meinung ganz Rußlands, ganz besonders der allrussischen Partei hat er sich in die westeuropäischen Angelegenheiten eingelassen, aus eigenem, innerem Antrieb, aus personlichem brennendem Ehrgeiz, eine ausschlaggebende Rolle in der Welt zu spielen. Dieses Ziel hat er von Anbeginn und mit Zähigkeit verfolgt, jeden Weg benützend, der ihn zu diesem zu führen versprach.

In der äußeren Politik fand Alerander bei seiner Thronbesteigung Rußland in recht schwieriger Lage vor. Die von Paul I. ins Leben gerufene bewaffnete Meeresneutralität und die damit verbundene Annäherung an Frankreich hatten es in absoluten Gegensatz zu England gebracht. Man weiß, welche Hoffnungen der

Erste Konsul an die Unterstützung seiner antienglischen Pläne durch Paul I.
knüpfte und daß ihn die Nachricht von seiner Ermordung wie ein Donnerschlag
traf. Er gab sich die erdenklichste Mühe, auch den jungen Kaiser zu gewinnen,
ohne den gewünschten Erfolg zu haben. In Rußland wollte man von den west-
europäischen Händeln nichts wissen und Alerander hielt es für nötig, durch ein
Manifest feierlich zu erklären, daß er die Waffen nur „zum Schutze meines Volkes"
ergreifen werde. Die Ansicht teilte auch der Nachfolger Panins Kotschuben.
Man verständigte sich mit England unter Preisgabe des bisher verfochtenen Stand-
punktes im Seerecht, daß die neutrale Flagge die Waren decke, und räumte damit
das von diesem begehrte, von den Mächten der Meeresncutralität heftig be-
strittene Untersuchungsrccht ein. Mit Frankreich suchte man in gutem Einver-
nehmen zu bleiben. In dem Oomits »eeret standen sich zwei Meinungen
gegenüber: die eine, die der meisten Mitglieder, ging parallel zu dem allge-
meinen Wunsche der Nichteinmischung, die andere, von Czartoryski*) verfochten«!,
predigte direkte Gegnerschaft zu Preußen, weil dieser polnische Magnat seinen Plan
der Wiederherstellung Polens nur auf diesem Weg« erreichen zu können glaubte.
Sein heftigster Gegner erstand ihm in bem Adjutanten des Kaisers, dem Fürsten
Peter Dolgorucki. Alerander selbst sah England als den „natürlichen Freund" an.
In dem Streit Czartoryskis und Dolgoruckis schlug er sich auf des letzteren Seite.
Nach Frankreich wurde Morkoff geschickt, der allerdings nicht die geeignete Per-
sönlichkeit war, um gute Beziehungen mit dem Ersten Konsul zu unterhalten, und
schließlich auch wegen seines übermütigen und verletzenden Benehmens abberufen
werden mußte. Mit Friedrich Wilhelm III. von Preußen**) hatte Alerander
schriftlich persönliche Beziehungen angeknüpft, sehr zum Mißvergnügen Czar-
toryskis und Kotschubens. Diese führten zu der berühmten und folgenschweren
Zusammenkunft des russischen Kaisers mit dem preußischen Königspaar in Memel
am 10. Iuni 1802. Hier wurde der Grund zu einer unerschütterlichen, alle
Wechselfälle des Geschickes überdauernden Freundschaft gelegt, die nach langen
Jahren zu inniger Familienverbindung durch die Heirat des Großfürsten, späteren
Kaisers Nikolaus mit der Prinzessin Charlotte von Preußen führte und so ihre
Wirkungen bis an die Schwelle der jüngsten Vergangenheit ausübte. Czartornski
sah sie als verhängnisvoll besonders für seine polnischen Pläne an, russische Historiker
ganz allgemein für die Entwicklung Rußlands. Ihr schob man zu, daß Alerandcr
seines Landes Geschick eng mit dem des übrigen Europas verquickte und sein
Gut und Blut für Interessen verwendete, die Rußland nichts angingen, in keiner
Weise berührten. Stroganoff hatte in der Sitzung des Geheimen Komitees vom

*> princ« ^<I»m <^i»rtorv»!ii, ^lömoirs« st coi'i'e8pc>n<i»nc« »vec, I'smvsi'sui' ^Isxanärs I. pr6l»e« 6s <^K. 6« Klaras 2 t. I^ri» 1887.

") P. Vailleu, Briefwechsel Friedlich Wilhelm« III, und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. Leipzig, S. Hirzel 190«. (Publik, a. d. K. Preuß. Staatsarchiv Vd. 75.)

24. März 1802 gelegentlich der Diskussion über eine Allianz zwischen Rußland, Preußen und Frankreich erklärt, er sähe eine Allianz Rußlands mit Frankreich für zweckwidrig an, denn keine der beiden Mächte könnte die andere zur Erfüllung eingegangener Verpflichtungen zwingen. Er wollte damit zum Ausdruck bringen, daß gar keine realen Interessen für ein Bündnis vorhanden wären. Und so dachte man in ganz Rußland, besonders in den altrussischen Kreisen. Diesen war Alerander mit seiner europäischen Bildung, seinen europäischen Ansichten nicht sympathisch, er war für sie ein Fremdling, sein Tun und Treiben und seine Politik unpatriotisch. Die Abneigung sah scharf und richtig. Denn was ihn fern hielt, war seine europäische Erziehung, sie hinderte ihn, wie seine Großmutter, Katharina IL, ganz zum Russen zu werden. Und sein brennender Ehrgeiz suchte nach Betätigung, nach einer ganz hervorragenden Stellung in der Welt. Diese konnte er nur im Westen finden. Da war die polnische Frage zu lösen und Gelegenheit genug geboten zu einer großen Rolle. Alerander wurde von fast allen ihn genauer beobachtenden Zeitgenossen für sehr eitel gehalten und, was Hand in Hand mit dieser Eigenschaft zu gehen pflegt, für sehr leicht verletzlich. Eitelkeit ist nicht das richtige Wort, es ist zu eng umgrenzend und zu niedrig. Aber man darf wohl sagen, Alerander I. war ruhmsüchtig. Friedrich Wilhelm III. tat in seiner Bewunderung und Hingabe dieser Ruhmsucht genüge: das war der Kitt dieser Freundschaft, die schweren Anstoß erregte, nicht allein bei Czartoryski, sondern ganz allgemein*). Man fürchtete die Folgen. Preußens Politik galt für hinterhältig und beutegierig, aber zugleich für zu schwächlich, einen offenen Kampf zu wagen für seine Ambitionen. Inzwischen hatten sich die politischen Verhältnisse verschlechtert. Alerander mußte seinen Gesandten in Paris, Morkoff, seines provozierenden Verhaltens wegen abberufen, tat es aber unter Verleihung eines hohen Ordens, gleichsam als äußeren Ausdruck seines Einverständnisses mit seinem Gesandten. Trotzdem versuchte der Erste Konsul den russischen Kaiser auf seine Seite zu ziehen, indem er ihm in dem Streite mit England das Schiedsrichteramt antrug. Geschmeichelt nahm Alerander das Anerbieten an, stellte aber Bedingungen, die beide beteiligten Mächte nicht annehmen konnten. Die Spannung mit Frankreich wurde zum Bruch, als Alerander dem Ersten Konsul seine Entrüstung über die Erschießung des Herzogs von Enghien durch seinen Geschäftsträger in Paris Oubril aussprechen und dem französischen Gesandten in Petersburg Hedouville die Pässe zustellen ließ. Die Koalition gegen Napoleon, der sich zum Kaiser hatte inzwischen krönen lassen, war unter Führung Aleranders auf dem Marsche. Verträge mit Österreich, Schweden und England wurden abgeschlossen. Nur Preußen ließ sich aus seiner beschaulichen Ruhe nicht herausbringen. Da brachten die Franzosen durch ihren eigenmächtigen Durchmarsch

*) Zeitschrift' f. osteuropäische Geschichte. I. Großfürst Nicola» Michajlovio: I^«ttr«3 <l« l'imve5»trio« >l»ri« ?eo<lorovu» 5 I'«mp«rsur ^!«x»närs I".

durch preußisches Gebiet den König in Wallung und der nach Berlin gesandte Generaladjutant Peter Dolgorucki konnte diesen bestimmen, nunmehr den russischen Truppen den Durchmarsch durch Preußen nach dem Kriegsschauplatz zu erlauben. Wenige Tage später war Alerander in Potsdam und erneuerte die in Memel geschlossene Freundschaft nicht ohne theatralische Szenen. Damit waren die Wünsche Czartoryskis, der gehofft hatte, Preußen unter den Gegnern der Koalition sehen zu können, vernichtet und die persönliche Politik Aleranders der Einmischung in die westeuropäische Politik endgültig inauguriert. Diese Freundschaft mit Friedrich Wilhelm III., die Czartoryski ganz offen als den russischen Interessen zuwiderhandelnd und als schädlichen Einfluß einer rein persönlichen Angelegenheit auf die Politik bekämpft hatte, bedeutete auch das Ende seiner polnischen Hoffnungen und seiner Stellung wie auch seiner Freundschaft mit dem Kaiser. Allerdings erst im folgenden Iahre 1806 erhielt er in Budberg seinen Nachfolger. Für die Kenntnis der Entwicklung der Persönlichkeit Aleranders ist diese Angelegenheit von großer Bedeutung. Auf dem Wege zum Kriegsschauplatz weilte er zwei Wochen bei Czartoryski auf dem Gute Pulawy, diesen in dem Glauben lassend, er werde nach Warschau eilen, um sich von den begeisterten Polen zum König ausrufen zu lassen. Statt dessen fuhr er nach Berlin. Die Verstellungskunst, verbunden mit Beherrschung der Situation, die ihn später befähigte, mit den verschiedenartigsten Menschen zusammenzuarbeiten, sich entgegenstehenden Einflüssen zugänglich zu zeigen und doch den selbstgewächlten Weg zu gehen, bewies er zum ersten Male in voller Ausbildung. Napoleon vernichtete alle hochfliegenden Pläne bei Austerlitz. Der russische Kaiser ging ganz entmutigt nach Petersburg zurück, ohne mit Frankreich Frieden zu machen. Und Preußen schloß seinen berühmten Vertrag mit Napoleon, der diese Macht, die eben noch bereit gewesen war, gegen ihn zu Felde zu ziehen, zu seinem Bundesgenossen machte. Das war die Situation, aus der heraus Czartoryski an Stroganoff, der als Spezialgesandter nach London geschickt war, schrieb: „Im übrigen ist der Kaiser immer derselbe; Furcht und Schwäche sind auf den höchsten Grad gestiegen. Wir haben Furcht vor allem, wir sind unfähig zu irgend einer energischen Stellungnahme, man könnte ihm nicht einmal einen Rat geben, aus Furcht, daß er nicht befolgt wird.
Der Kaiser will uns behalten (d. h. Czartoryski und die anderen Freunde), um sich die Unannehmlichkeiten eines Wechsels zu ersparen, aber er will alles nur nach seinem Geschmack erledigen. Das Unglück hat ihm keine bessere Logik eingegeben, im Gegenteil, er ist herrischer denn je geworden. Er ist ein Gemengsel von Schwäche, Hin- und Herschwanken, von Nonsens, der vereinsamt und verzweifelt." Indessen Stroganoff hatte vollen Erfolg in London. Der Kaiser wurde zuversichtlicher und fand den Mut, den Vertrag, den Oubril eigenmächtig mit Napoleon abgeschlossen hatte, nicht gutzuheißen. Die Gründe für die Ablehnung, wie sie Budberg in seinem Schreiben vom 6. August 1806 Talleyrand

angab, anzuführen, ist mit Rücksicht auf die Folgezeit nicht ohne Interesse. Es heißt in dem genannten Schreiben: „Seine Kaiserliche Majestät kann einen Frieden zwischen Rußland und Frankreich nicht als dauerhaft ansehen, solange letztere Macht im Besitze von Albanien und Dalmatien bleibt, ein Friede, der nicht dem König beider Sizilien den ruhigen Besitz dieser Insel gewährleistete, die bis jetzt keine Eroberung der Franzosen bildet, ein Friede, der nicht dem Könige von Sardinien eine Entschädigung für den Verlust seiner Staaten ans dem. Festlande gibt, könnte für Rußland nicht als vorteilhaft gelten. Der Kaiser müßte die Ratifikation eines Friedensvertrages, der dem Ende des Krieges zwischen Frankreich und Groß-Britannien vorausgeht, als eine Verletzung eingegangener und allgemeiner Verpflichtungen ansehen." Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen brach aus. Iena und Auerstädt vernichteten die preußische Monarchie. Die russisch-preußische Freundschuft bewährte sich. Man machte wieder große Pläne und verteilte in dem seltsamen Vertrag von Bartenstein Länder, die man noch gar nicht besaß. Dieser Vertrag zeigt eine geistige Verfassung und Urteilskraft der beiden Herrscher und ihrer Ratgeber, die wohl einzig dasteht in der neueren Geschichte und deswegen für immer ein denkwürdiges Dokument bleiben wird. Friedland bereitete diesen politischen Halluzinationen der preußischen Staatsmänner ein furchtbares Ende (14. Iuni 1807). Auch für Rußland schien die Stunde des Verhängnisses heraufzuziehen. Das Heer durch die Niederlage völlig entmutigt, die Führer offen gegen eine Fortsetzung des Krieges sprechend, schien der Kaiser selbst in Gefahr, zumal die mächtige altrussische Partei mit seiner Politik niemals einverstanden gewesen war. Alles hing von dem Sieger ab. Ein Unerwartetes geschah, er bot die Hand zum Frieden. Alles war gerettet. Die Zusammenkunft in Tilsit brachte Frieden und Bündnis. „Gott hat uns gerettet, schrieb der Kaiser Alerander an seine Schwester, die Großfürstin Katharina, statt mit Opfern, gehen wir mit einer Art Glanz aus diesem Kampf hervor." Napoleon verlangte nur den Anschluß an sein System, an den Kampf mit allen Mitteln gegen England. Meisterhaft wußte Alerander die Situation auszunützen. Die angebotene Krone Polens schlug er aus, erhielt dafür Preußen seine zwar sehr verkleinerte Selbständigkeit. Kaum aus Ritterlichkeit. Die Vernichtung Preußens als Preis für die Krone Polens hätte ihn mit nie zu verlöschender Schmach bedeckt und den Polen wäre er ein König von Napoleons Gnaden gewesen und geblieben. Und was in Rußland seiner gewartet hätte, wer will es sagen. Alerander verzichtete auf dieses Danaergeschenk und konnte nun seinerseits Bedingungen stellen: das war die für Rußland auch aus rein politischen Gründen notwendige Erhaltung eines selbständigen Preußens. Es ist ein Wort des Grolles und der Warnung an Alerander, wenn Napoleon in dem Friedenstraktat mit Preußen die Worte einsetzte: „?lir 6Flirü pour kW U^e»t6 I'Ninpertüir äe tonte» !e» Nu»»w»" bewilligte er den Friedensabschluß. Statt eines Königreiches Polen wurde ein

Großherzogtum Warschau geschaffen und dem König von Sachsen gegeben, um die Interessensphären Rußlands und Frankreichs räumlich zu trennen. Napoleon täuschte niemand. Iedermann wußte, daß das neue Großherzogtum Warschau tatsächlich völlig in seinen Händen bleiben und Frankreichs Glacis gegen Rußland zu bilden bestimmt sein werde. Am 9. Iuli trennten sich die neuen Freunde, nicht ohne sich in große politische Projekte für die Zukunft eingelassen und so gewissermaßen als neue Duumvirn die Welt unter sich verteilt zu haben. Napoleon eilte heimwärts voll großer Hoffnungen für die Folgezeit und in der festen Überzeugung, an Alerander eine persönliche Eroberung gemacht zu haben. Er wußte nicht, daß dieser in dem schon erwähnten Briefe an die Großfürstin Katharina auch die Worte geschrieben hatte: „Ich meine Tage zubringen mit Bonaparte, stundenlang mit ihm im tüteütüt«?" Um diese seine wahre Gesinnung, die hierin zutage tritt, wußten nur ganz wenige Vertraute: seine Schwester Katharina, der König von Preußen und dessen Bevollmächtigter in Petersburg, Major von Schöler. Zunächst mochte sich Alerander mit der Situation aussöhnen, da sie ihn tatsächlich vom Untergang gerettet hatte, und weiterhin, da sie ihm weitreichende Aussichten der Vermehrung seiner Macht eröffnete, durch die zu Tilsit besprochenen Pläne. Das Genie Napoleons hat er tief empfunden und einen ungeheuren Eindruck für sein Leben behalten. Dieser zeigte sich in einer gewaltigen Furcht vor ihm und nach seinem Sturz in der immer wiederkehrenden Betonung, daß Gott ihn damals einer furchtbaren Gefahr entrissen habe.

(Schluß folgt.)

Gcheimrat Professor Paul Cremer:

Chinesische Kriegslieder.

Zu den ältesten Kriegsliedern, die uns überliefert sind, gehören die Schlachtgesänge der Chinesen, die uns in dem „Schiking", dem „Buch der Lieder", erhalten worden sind, und deren Alter man wohl auf etwa 3000 Iahre schätzen darf. Sie sind, etwa 300 an Zahl, gegen Ende des fünften Iahrhunderts von dem großen chinesischen Waisen Kung Fu Tse, den die Missionare auf lateinisch Konfucius nannten, gesammelt und abgeschlossen worden. Ähnliche Sammlungen fast gleichen Alters und Ansehens haben wir nur noch in den Psalmen der Hebräer und dem Rigv^da der Inder.

Wenn die Chinesen der Gegenwart alles andere, nur nicht kriegerisch gesinnt sind, so war das in alten Zeiten ganz anders. Fast immer kam es zu Kämpfen; — entweder mit den Nachbarstaaten oder mit wilden Stämmen und Horden, die

das Land von Norden und Süden her belästigten. Da ist es dann auch nur natürlich, daß diese Anlaß zu Liedern gaben, die namentlich am Hofe bei festlichen Gelegenheiten gesungen wurden.

Wenn dann in jenen alten Zeiten die Kriegsmacht aufgestellt wurde, so wurden die Führer aller Grade, sowie die Wagenkämpfer — geritten wurde überhaupt nicht — aus dem Stande der Gebildeten genommen. Denn ein Unterschied zwischen Zivil- und Militärbeamten, wie er heute besteht, war damals in China nicht vorhanden. Das zahlreiche Fußvolk wurde durch das Aufgebot der kriegsfähigen ansässigen Bevölkerung aufgebracht. Da sie dann aus ihrem geordneten Leben, ihren Erwerbs- und Familienverhältnissen plötzlich herausgerissen wurde, erklärt es sich, daß man in den „Kriegsliedern" so häufig Klagen über Beschwerden und Entbehrungen in den Feldzügen, gestörte häusliche Verhältnisse und vergebliches Sehnen nach der Heimat begegnet.

Ungern also zogen die Männer in den Krieg, und sie gestanden es auch offen ein. Die Schlachten selbst und glänzende Siege riefen aber auch wieder kriegerische Begeisterung hervor, wie es mehrere der folgenden Lieder bezeugen. Die feste Zuversicht auf das Fortleben nach dem Tode und auf die auch dann noch bestehende Verbindung mit den heimgelassenen Hinterbliebenen konnten nur unerschrockene und todesmutige Kämpfer erzeugen. Iedenfalls war das Heerwesen für Kriegsfälle sehr gut geordnet. Waffen aller Art, Streitwagen, Feldzeichen und sonstiges Kriegsgerät mußte in den Zeughäusern vorrätig und in gutem Zustande sein. Viermal im Iahre, und zwar in der Mitte jeder Iahreszeit, fanden Waffen- und größere Feldübungen statt.

Des Kriegers Los.

Welch' Kraut ist hier nicht gelb gebrannt')?
Und welchen Tag wird nicht gerannt?
Und welcher Mann ist nicht gesandt
Zu Dienst und Müh'n in allem Land?

Welch' Kraut ist hier, das nicht geschwärzt?
Und welcher Mann, den nicht was schmerzt?
O weh' uns ausgesandten Leuten!
Sind wir vom Volk nur ausgemerzt?

Nicht zahmes und nicht wildes Tier,
Durchzieh'n wir wüste Steppen hier.
O weh' uns ausgesandten Leuten,
Von früh bis spät nicht rasten wir!

') Infolge dee Verwüstung durch den Krieg.

Siegeslied.
Dreitausend waren seiner Wagen,
Sein Heer bewährt im Widerstand.
Die Truppen führte Fangschu's Hand;
Und dort auf frischen Ackerlagen
Fuhr er mit seinem Schimmelspann'),
Des Wagens Rot den Rang zeigt an.
Samt Schirmwand, Fischhautköcher blank
Und Brustgehäng' und Zaumbehang.
Dreitausend waren seiner Wagen,
Kriegsbanner flatterten darein^),
Iochschmuck und Nebenband ließ fein^)
Dort auf den neuen Ackerlagen
Hell klingen acht Zaumglöckelein. —
Fangschu trug hohes Amtsgewand, —
Der Scharlachschurz gab Glanz und Schein,
So fand er nirgends Widerstands.
Dreitausend waren seiner Wagen;
Mit Cymbelschlägen, Trommelklängen
Stellt er die Scharen, lenkt er Mengen
Aus frischgebrochnen Ackerlagen.
So hoch Fangschu auch war an Iahren,
So kühn doch sein' Entwürfe waren.
Der Trommelschlag klang dumpf und bang, —
Heim zog das Heer mit muntrem Klang').
Dreitausend waren seiner Wagen;
Lang währte die Entscheidungsschlacht,
Doch wich der Feind der Übermacht
Auf blutgetränkten Ackerlagen.
Er züchtigte die wilden Scharen,
Frech war der Frevler feind' Gebaren').
Wie Wolkenkrach und Donnerklang
Erklinge drum der Siegessang!

') Die viel Rosse, mit denen man zumeist fuhr, wurden nebeneinander gespannt — die beiden mneren an die Deichsel, während die beiden äußeren, mit etwa« kürzeren Stränden freier liefen. Ihre Zügel gingen durch Gleitringe, die an den «rustspangen der Deickselrosse befestigt waren. - Kot war die Farbe der Tscheu-Dynastie, zeigt also den Rang an: ein tonigliche« Gespann. ,

') Im Original heißt e«: Die Drachenbonner und die Schlangen- sowie Schildkröten-banner flatterten. ^

') Da« Band an den Radnaben war eine Verzierung von rotem Leder.

<) Fangschu, der Anführer gegen die Barbarenstämme im Süden des Reichs, zog im ^abre 82» vor Christo gegen diese au«. Das Gedicht ist demnach über 270« Jahre alt

°) Dumpf und tief war der Trommelllang bei der Schlacht; munter und hellklingend bei der siegreichen Heimkehr. , »

e) Die Frevler sind die Häuptlinge der Besiegten; sie wurden der Folter unterworfen.

Loblied der Krieger nach dem Feldzuge.

Unsre Arte sind zerbrochen,
Unsre Beile sind zerfetzt;
Königs Mitleid für uns Leute
Zeigt sich über allem jetzt.
Unsre Ärte sind zerbrochen,
Unsre Meißeln sind zerkracht');
Königs Mitleid für uns Leute
Zeigt sich jetzt in voller Pracht.
Unsre Arte sind zerbrochen,
Unsre Keulen sind zerschellt;
Königs Mitleid für uns Leute
Ist das Herrlichste der Welt!

') Die „Meißel" w« eine sehl alte und einfache Waffe. Da« Lied füllt in die Iah«
1132—1114 v. Christo.

Feldzugslied.

O ging's erst heim, o ging's erst heim!
Doch wohl ein Iahr ist dann verflossen.
Und Ruh und Rast sind ausgeschlossen,
Dieweil die Hunnen') sich ergossen.
Wann geht es heim, wann geht es heim?
O ging's erst heim, o ging's erst heim!
Leidvolle Herzen brennen hier,
Bald hungern und bald dürsten wir;
Das Heimweh, es verzehrt uns schier.
Wann geht es heim, wann geht es heim?
O ging's erst heim, o ging's erst heim!
Doch Königsdienst will keine Trägen;
Wir dürfen nicht der Ruhe pflegen:
Fort geht's auf unwegsamen Wegen.
Wann geht es heim, wann geht es hein^)?
Doch was fährt auf der Straße da?
Das ist des Heeresfürsten Wagen!
Nun heißt es, ruhmreich sich zu schlagen.
Und sieh! den Sieg davonzutragen!
Und stolz auf uns der König sah.
Und dreimal siegreich war die Schlacht.
Wen gab's da, der nicht kampferhitzt?
Auf uns der Heeresfürst sich stützt.
Der Krieger ist's, der's Land beschützt;
Wir sind des Reiches starke Wacht.

Ietzt, da wir wieder heimwärts geh'n,
Sind Durst und Hunger nicht zu meiden;
Der Marsch ist weit und nicht zu neiden.
Und keiner weiß von unsern Leiden.
Was macht's? Das Heim wir wieder seh'n')!

i) Die Hunnen, damals unter dem Namen „Hiungnu" bekannt, beunruhigten »m Ende des zehnten Jahrhunderts vor Christo den Norden des Reichs. In diese Zeit fällt auch die Entstehung diese« Liedes.

2) Bis zu Ende dieser Strophe ist der oberste Feldherr uoch nicht bei den Kriegern. Dah.'r die gedrückte Stimmung, die sich bei seinem Erscheinen (in der vierten Strophe) in Siegesgewißheit verwandelt.

2) Während eines Feldzuges im fremden Lande durfte der Soldat keine Verbindung mit seiner in der Heimat zurückgelassenen Familie unterhalten, selbst sich nicht einmal nach ihrem Ergehen erkundigen.

Der Empfang des Kriegers im eigenen Heim').

Des Königs Dienst will kein Versäumen.
Im zehnten Mond sind Mond und Sonnend),
Und unsre Tage geh'n und geh'n.
Der Frauen Herz hält Gram umsponnen.
O wär' des Krieges Zeit verronnen!

Des Königs Dienst will kein Versäumen.
Ob Kraut und Baum sich grün verbrämen,
Es bricht das Herz vor Weh und Leid;
Die Frauenherzen sind voll Grämen.
D daß die Krieger wiederkämen!

Des Königs Dienst will kein Versäumen.
Noch sind die Krieger fern geblieben,
Und unsre Eltern leiden Pein.
Ist's, weil die Hengste abgetrieben?
Die Sandelwagen sind zerrieben')?

Des Königs Dienst will kein Versäumen.
Doch heimgekehrt sind nicht die Krieger,
Und größer werden unsre Schmerzen,
Und doch — sieh da! Es nah'n die Sieger!
An unsern Herzen ruh'n die Krieger.

') Es wird angenommen, die Frauen hätten die heimlehrenden Krieger mit diesem Lied begrüßt, da« die Sehnsucht nach ihrer Heimkehr schildert.

') Die Frauen fürchten, der zehnte Mond würde die Männer noch im Felde finden.

°) Die Frauen meinen, die Männer seien sicherlich im Anzüge und nur deshalb noch nickt eingetroffen, weil die Pferde und Wagen (aus Sandelholz) durch den Feldzug so viel gelitten haben.

Siegreicher Feldzug.
Zum Kriege ging's mit heißem Drang.
Streitwagen waren all im Stande,
Manch Spann von Hengsten stampft' und sprang;
Gepackt von Rüstung samt Gewande.
Die Feinde waren wild entbrannt.
Und wir drum in der Eile Brande.
Ins Feld der König schickt das Heer,
Um zu befreien seine Lande').
Die Rappen waren all' gleich starkt,
Mit stolz erhobnem Haupt sie gingen.
Das Kriegsgerät der Wagen barg,
Um große Taten zu vollbringen.
Die weißen Bänder wallten lang');
Man tat den Dienst mit tapf'rer Hand.
Die Wagen öffneten den Gang,
Um zu befrei'n des Königs Land.
War unser Marsch auch lang und weit,
Geschlagen ist des Nordens Feind.
Die Krieger sind voll Fröhlichkeit,
Es hatte Kifu sie vereint.
Ob Krieg, ob Frieden in dem Land:
Ein Vorbild ist für jedermann
Kifus gewandte Kriegershand —
Drum ehrt ihn auch ein rot Gespanns.
') Dieses Lied fiillt in die erste Regierungszeit Sin An's; sein Feldherr wal Kifu.
') E« wurden immer vier Pferde von glncher Tüchtigkeit angespannt.
') Gemeint sind die weißen Biinder, die an den Bannern herabflattern.
') Ein Kriegswagen, dessen Rosse rote« Geschirr trugen und dessen Räder auch rot ange-
strichen waren, galt al« eine sehl hohe königliche Auszeichnung.
Waffenbrüderschaft.
Wer sagt, du hättest kein Gewand?
Die Kleider mein, sie sind auch dein.
Der König setzt das Heer instand,
Ich sorg' für Spieß' und Lanzen fein,
Du sollst mein Waffenbruder sein!
Wer sagt, du hättest kein Gewand?
Die Kleider mein, die teilen wir.
Der König setzt das Heer instand,
Ich sorg' für Spieß' und Speere hier,
Und breche auf, vereint mit dir.

Wer sagt, du hättest kein Gewand?
Mit dir teil' ich mein Waffenkleid.
Der König setzt das Heer instand;
Mach' Wehr und Waffen schon bereit,
Und zieh' mit dir hinaus zum Streit!

Die Frau des Kriegers.

Ich denk' an meinen hohen Herrn.
Sein Kriegeswagen, welch' Gepränge!
Am Deichselbaume Schmuckgehänge,
Am Vorbrett goldberingte Stränge,
Das Tigerfell, der Glöckchen Klänge.
Ins tiefste Herz greift mir's hinein,
Daß jetzt ein Bretterhaus nur sein').
Ich denk' an meinen hohen Herrn.

Vier Hengste geh'n in stolzer Pracht,
Sechs Zügel sind zur Hand gebracht.
Sahst je du Apfelschimmel wilder?
Am Wagen vorn die Drachenbilder.
D, wie gedenk' ich sein so sehr!
Wann kommt die Zeit der Wiederkehr?
Ich denk' an meinen hohen Herrn.

Die Ross' im Panzer, gleich an Kraft,
Des Dreizackspeeres gold'ner Schaft,
Der stolze Tigerschrein am Bug,
Der seine beiden Bogen trug.
Sein Tugendruhm wird stets besteh'n.
Beim Aufsteh'n und beim Schlafengeh'n
Denk' ich an meinen hohen Herrn.

') Die Verse zwei bis fünf jeder Strophe diese« Liede« schildern die fliegerische Ausrüstung de« Gatten bei seinem An«zuge, wie er der Gattin stets vor Augen schwebt; in den letzten beiden geht s>e dann mit raschem Sprunge auf ihre gegenwärtigen Empfindungen über.

Marie von Bunsen
Marie von Bunsen:
Die Chronik der alten Könige von Kaschmir.

Anscheinend ist nur Fachgelehrten diese Chronik bekannt, und doch gewähren wenige Schöpfungen der Sanskritliteratur so reizvolle Erläuterungen der uns stammverwandten altindischen Kultur.

Kalh ana hat das langatmige Werk 1149 beendet. Wie dies bei den Indiern nicht anders zu erwarten, wird fast nichts über ihn berichtet; doch steht, wahrscheinlich ungewollt, viel Persönliches zwischen den Zeilen. Der Dichter Kalhana wird einem vertraut.

Sohn eines mächtigen Ministers am Hof von Srinagar, der bereits damals uralten Hauptstadt von Kaschmir, war er in der vornehmen Hofbeamtenwelt aufgewachsen. Bei jeder Gelegenheit schmäht er mit den hochgezogenen Brauen eines enttäuschten Weisen die Hohlheit dieser Gesellschaft, doch wird sie ihm vermutlich das Lebenselement bedeutet haben. Er gehörte zur Brahmanenkaste, gelegentlich klagt er zwar über sie, über ihr Versagen in Augenblicken der Not. über ihre habgierig-frommen Schliche, aber noch öfter betont er die ihr zukommende Ausnahmestellung. „Geht das Glück der Könige verloren, weil sie den Brahmanen die schuldige Ehrfurcht versagten, kehrt es nimmermehr zurück." Und wiederum: „Bis zu diesem Tage erstrahlte die unüberwindliche Macht der Brahmanen, jener Götter auf Erden." Gleich den meisten seiner Landsleute war rhm Shiva besonders heilig, doch erwähnt er oft den schon seit über einem Iahrtausend dort bestehenden Buddhadienst, und anscheinend waren einige seiner Verwandten mit diesem verquickt. Damals wie heute war Kaschmir sowohl das Land des frommen Aberglaubens, als auch der friedlichen Toleranz.

Obwohl ein Beamtensohn, stand er vermutlich dem Staatsdienst fern; ihm ist schwerlich der Blumenkranz, Symbol einer Amtsernennung, umgelegt worden. Vermutlich war er unabhängig und reich, denn ohne Unterstützung der Könige scheint er sein Riesenwerk geschrieben zu haben. So seufzt er über Beamte: „Sie sind die gegebenen Lästerer der Könige, sie und ihre Familien leben von Verleumdung. . . . Hierin ähneln sich Könige und die Fische des Meeres. Diese letzteren halten eine Wolke für großmütig, wenn sie ihnen wenige ihrer Flut entzogene Tropfen vergönnt. Und leider halten die ersteren den sündhaften Beamtenpöbel für treue Diener, wenn diese aus ihrem Massenraub ihnen Geringfügiges zurückerstatten." Der um 1100, also in Kalhanas Iugend lebende König Uccala hatte die Gewohnheit, folgenden Spruch laut herzusagen: „Beamte sind zum

Totschlag, zu allem Schlechten, zu jedem Diebstahl bereit, vor ihnen soll der König
seine Untertanen bewahren."
Anscheinend beschäftigte den Kalhana die damals wie heute eigenartige
Psyche der Hofluft. „Nicht kann ein Mensch im Königsschloß dienen, ohne, selbst
wenn er mit dem Auge der Vorsicht seine Aufgabe betrachtet und behutsam
wandelt, Beleidigungen zu erdulden." . . . „Die gegenseitigen Schmähungen der
Minister, der Haremsdamen" hat ein von ihm hochbewunderter Prinz nicht wieder-
holt, „er vergaß sie, wie man einen schlimmen Traum vergißt." Aristokratisch
in seiner Gesinnung (für alles Plebejische hegt er verachtungsvolle Abneigung)
war er ein königstreuer Mann. Ihm ist es ein wahrer Greuel, daß eine Gattin
des Königs Kalasa nach dessen Tod einen Dorfschulzen heiratete, daß sie „ihren
Leib, den ein König genossen, den verfeinerte Pflege verschönt hatte, einem Bauern
preisgeben konnte". Iedoch kannte er die Schwächen der Herrscher; in jener
unruhigen Epoche hatte er viele, sowohl gute als schlechte, erlebt. „Die Wasser-
tropfen auf den Lotosblättern hält man für Perlen, die stumpfe Torheit der
Könige für Erkenntnis; so zeigt sich jenes merkwürdige Blendungsvermögen, das
von Königen und Lotusblumen ausgeht." Dann wiederum: „König Ananta
bevorzugte, wie alle jene, die auf dem Thron geboren sind, einen Fremden, weil
er geschickte Späße zu machen verstand"; wogegen er von einem andern König
lobend hervorhebt, daß, als er den Thron bestieg, „er sein Gedächtnis nicht ver-
lor". In folgendem lehrhaften Satz möchte ich eine kleine persönliche Er-
bitterung durchfühlen. Kalhana befand sich in reiferen Iahren, als er sein
Lebenswerk beendete, stand jedoch anscheinend bei den l«Hten Königen in keiner
besonderen Gunst. Er schreibt: „Gefahren, die von Gespenstern, Planeten oder
dergleichen drohen, werden durch Kräuter, die von Feinden drohen, werden durch
Truppen, die von Waffen, durch Rüstungen vertrieben. Wo in der Welt
Königen Bedrängnis naht, kann sie rasch durch in Weisheit ergraute Männer
beschworen werden." Vermutlich wäre er ein feinfühliger, vornehmer Fürsten-
berater gewesen. Mit subtilem Geschmack bespricht er Fragen des Taktes, des
gewählten Anstande. Um die Torheit eines jungen Königs zu kennzeichnen, er-
wähnt er: „Wenn ein vermessener Beamter ihm Worte herablassenden Mit-
gefühls aussprach, erzürnte er sich nicht," . . . „da der jugendliche Herrscher die
Angewohnheit hatte, laut zu sprechen, hielten Narren ihn für bedeutend". Einen
anderen König lobt er, sagt: „Dieser prahlt nicht und zeigt niemals eine Ge-
mütsbewegung." Der Umgangston des Herrschers war anscheinend oft ent-
scheidend für die Beliebtheit oder Unbeliebtheit. „Nie gebraucht er ein unfeines
Wort", wird von einem König lobend hervorgehoben. In der fernen Ver-
gangenheit schickte ein gewaltiger Herrscher von Ujjain den Dichter Matrgupta
als Fürsten nach „dem lieblichen Kaschmirland". Dort angekommen, meldete er
dieses dem König von Ujjain und übersandte ihm kostbare Geschenke. Kaum
waren diese abgegangen, „gedachte er, daß dieses seinem Herrn so vorkommen

könne, als wolle er mit dem Reichtum des neuen Landes prahlen, er fühlte sich
schuldbewußt und beschämt. So schickte er andere Boten mit Obst und ähnlichen
geringwertigen Gaben."
Kalhana hat strenge Grundsätze, tadelt in scharfen Worten Schlechtigkeiten,
lobt gern das Gute. Frauen müssen ihn anscheinend auch psychologisch inter-
essiert haben, er beobachtet sie genau. So schildert er die Anzeichen ehe-
brecherischer Liebe. „Die Gattin, welche sich unerlaubter Neigung hingibt, wird
den Umschwung, den der Unsittlichkeitsdämon in ihr hervorruft, verraten. In-
mitten ihrer Gefährtinnen lächelt sie vor sich hin, ihre Farben fliegen, wenn sie
den Gatten erblickt, plötzlich sich erhebend, sieht sie lächelnd nach der Landstraße
hinaus. Ist der Gatte zornig, so hebt sie geringschätzig ihre Brauen, gebraucht
er harte Worte, senkt sie gleichgültig den Blick. Ihr liegt nichts an seinem An^
sehen und Ruf, ihr gefällt es, wenn man seinen Widersacher lobt. Will er
sich mit ihr zerstreuen, beginnt sie eine Unterhaltung mit ihren Gefährten, küßt
er sie, wendet sie ihren Nacken hinweg, sie schmiegt sich nicht an ihn, seine Um-
armungen scheinen ihr keine Freude zu gewähren, auf seinem Lager heuchelt sie
Schlaf." Mit warmer Anerkennung schildert er zwei Königinnen, die er gewiß
selber kannte. Die eine war „von aller Eifersucht frei, niemals zeigte sie
Unschlüssigkeit, weder in verwickelten noch friedlichen Zeiten. Aus edlem Krieger-
geschlecht, in ihrem Glanz ohne Uberhebung und mit fleckenloser Tugend, war
ihr die Sinnesart des Gatten von Iugend an bekannt." Von der andern sagt
er: „Ist der König zornerglüht, ist sie die Zuflucht seiner Diener." So streng
er erotische Verfehlungen geißelt, hat er vermutlich gern auch diese Freuden
genossen. „Bemitleidenswürdig," sagt er, „ist der Mann, der, eine verlegene
junge Frau in der Einsamkeit vorfindend, obwohl von ihr berauscht, doch aus
Zaghaftigkeit sie nicht zu genießen wagt, sondern am nächsten Tag ihre Gunst
durch einen Vermittler erfleht." Er unterscheidet die Wonnen rechtmäßiger und
unrechtmäßiger Liebe. „Erfreut man sich leidenschaftlich der Gattin des andern,
wird Gi (eine geheiligte Fettmasse) auf das Feuer gegossen." Aber er weiß es,
„die Unstetigkeit der Liebesglut gleicht dem Blitzstrahl", und als Ergebnis seiner
Lebenserfahrungen mag folgende Stelle gelten: „Niemand vermag diese uner-
gründlichen Frauen zu verstehen, denn ihre Herzen ähneln den Wellen ihrer
schweren Locken, der Unruhe ihrer Augen, der Glattheit ihrer runden Brüste.
Obwohl sie ihren Gatten die Treue brechen, ja sie umbringen, betreten sie als
Witwen wohlgemut den brennenden Scheiterhaufen. Bei Frauen ist eben nichts
mit Sicherheit vorauszusagen."
Seine Weltanschauung ist die bekannte der Indier. Glück und Unglück
ergibt sich aus den Verdiensten oder den Verschuldungen vergangener Eristenzen.
Hierdurch wird auf recht einfache Art alles und jegliches erklärt. Einem
Minister wird, „da die Verdienste der ehemaligen Geburten erschöpft waren",

der Verstand getrübt .Wer hat jemals Gelüste, die aus früheren Lebensläufen entsprangen, zu unterdrücken vermocht?" Dies war die überkommene Auffassung, er mag mit Zweifeln und bangen Fragen gekämpft haben. „Wohin der Mensch geht, wenn er hinter dem Vorhang des weltlichen Daseins verschwindet, wissen wir nicht," und ein um das andere Mal spricht er über des Schicksals grausames Zufallsspiel. „Das Schicksal läßt Aufsteigende fallen, wirft Niedersinkende in die Höhe, scheint wie mit Bällen zu spielen." . . . „Das Geschick unterhält sich damit, die Starken durch die Schwachen betrügen zu lassen, die, welche alle Gewalt in den Händen tragen, werden durch die Belanglosen gehindert." . . . „Ist seine Zeit nicht gekommen, vermag selbst der Blitzstrabl einen Menschen nicht zu erschlagen. Ist jedoch die Frist um, bringt selbst eine Blume ihm den Tod!" . . . „Die Klauen des Löwen, der den Wald beschützte, finden ihre Verwendung als Halskette eines Kindes; die Hauer der Elefanten, welche in der Schlacht als Waffen dienten, selbst sie müssen es erdulden, von Gauklern spielend in die Luft geworfen zu werden." Immer neue Vergleiche fallen ihm auf: „Ist das Schicksal wohlgeneigt, läßt es einen aussichtslos Ver. armten über einen Abgrund auf einen verborgenen Schatzhaufen fallen." Als Ergebnis seiner geschichtlichen Studien meinte er bitter: „Das Schicksal haßt Heldengestalten."

Ihm, wie noch den heutigen Indiern lag es nahe, dereinst als Lebensabschlnß in der Bergeinsamkeit über Lebensrätsel ,n grübeln. Wir Deutschen werden verwandte Anschauungen gewabr, hören wir von den Heldenmädchen, den Apsaras, die gefallene Krieger im Jenseits beglücken Im Kampf errang er die Umarmungen der himmlischen Inngfranen," ist eine übliche Umschreibung des Todes in der Schlacht. Germanisch muten uns auch die Quellgöttinnen an, die Heilighaltung der hier auf das engste mit diesen Nagas sWassergottheiten) verquickten Schlangen. Von einem Wassermann wird beim Baden eine Köniqin verqewaltigt, sie gebiert ihm einen Sohn. Männerherzen betören der Nagakönige liebliche Töchter. Die einstige Götterdämmerung wird bei Gelegenheit eines Brandes mit großartigem Schwung beschrieben Brennende Tempel glichen den Gipfeln des Himalaya, welche Wolken iener Dämmerung des Weltuntergannes bekleiden." Schlangen (die chinesischen Reisenden nennen sie „Drachen") hüten einen Schatz: und von Heren und Herenmeistern erzählt eine grausige Geschichte. Der Minister Sandhimati wurde so berühmt und angesehen, daß ein König ihn aus Eifersucht umbringen ließ. Verzweifelt suchte der Guri> (Seelsorger) den Leichnam, um ihn würdig zu bestatten, und fand am Hinrlchtungspfahl befestigt des Unglücklichen Skelett. Als er dieses näher besah, entdeckte er Worte auf dem Schädel, welche aussagten, daß Sandhimati nack seiner Hinrichtung den Thron besteigen würde. Nun zog sich der Guru zurück und beobachtete, was sich am Richtplatz begeben möchte. Nicht lange darauf sah er dort auch Heren im strahlenden Lichtglanz, welche dem Skelett menschliche

Glieder anfügten. „Die berauschten Heren sehnten sich nach Liebesspiel ....
durch ihre Zauberkunste bannten sie die Seele des Sandhimati, die noch heimatlos
umherirrte, wieder in den ehemaligen Körper. Darauf bedeckten sie ihn, der
einem vom Schlaf erwachenden Menschen ähnelte, mit überirdischen Salben und
genossen ihn, ihren Herenmeister, dann mit grauser Lust." Der Guru befreit den
herrlich bekleideten, bekränzten und schmuckbehangenrn Sandhimati, „da kam
diesem die Erinnerung an die Vergangenheit wieder und ehrerbietig begrüßte
er seinen Seelsorger". Später wurde er zum König erkoren.
Kalhana betrachtete seine Chronik als Dichtung, aber auch als Geschichte.
Vermutlich war der Stil dieser Kunstart schon seit langem von indischen Hof-
sängern ausgebildet worden; da diese Werke sich jedoch nicht erhalten haben,
hat die Naja Tarangini des Kalhana ihren einzigen Wert"). Natürlich werden
die ersten Königsgeschlechter mythenhaft, legendarisch geschildert; Beziehungen
zu den Heroen der Mahabharata werden hergestellt. Vom König Avantinarman
(855—883) an darf seine Chronik als geschichtliche Quelle aufgefaßt werden.
Dieser große Herrscher und sein Minister Sura werden eingehend und lebendig
geschildert. Ihre hochwichtigen Bewässerungsarbeitcn lassen sich noch heute
verfolgen. Die Königin Didda (um 1000) tritt als Persönlichkeit hervor, grau-
sam, lasterhaft und bedeutend; und die verschiedenen Herrscher, die sein Vater
und er erlebte, werden scharf, ja oft meisterhaft gezeichnet. So etwa der König
Harsa, den Kalhana zweifellos in seiner Iugend gut gekannt hat. Ein hoch-
begabter Mensch, „er kannte alle Sprachen, war ein Sänger, ein Dichter",
empörte er sich gegen seinen Vater, den König Kalasa. Dieser floh und wünschte
im heiligen Gebet des Martandtempels zu sterben, hoffte jedoch noch immer auf
eine Versöhnung. Durch die geöffnete Tür hörte er Gesang, es waren im
Tempelhof stehende Sänger, und mit tiefem Seufzen erkannte er eine Weise
seines Sohnes Harsa. („Selbst heute," sagt Kalhana, „fallen Tränen von
den Augenwimpern seiner Feinde, wird ein Lied von ihm gesungen.") Er starb;
„daß beim Nahen des Todes ihre Macht sich verflüchtigt, wie im Traum die
Fähigkeit rascher Bewegung vergeht, fürwahr, das schneidet Königen in die
Seele und verbittert ihren Todeskampf". Mit den besten Absichten, die erfreu-
lichsten Hoffnungen erweckend, bestieg der junge Harsa den Thron, umgab sich
mit einem glänzenden Hof. „Nächte verbrachte er in der Festhalle, welche
tausend Lampen erhellten; dort wurden Versammlungen gelehrter Männer ab-
gehalten, man erfreute sich an Gesang und Tanz. Die Baldachine glichen
Wolken, die Lichter einem feurigen Ball. Schöne Frauen nahmen die Stelle
der Apsaras ein, die Minister jene der Sterne. . . . Mit wehenden Palmblättcru,

") X»IIlan35 cKronic!« ol tns Xin^» ol K^ninir. M. Aurel Stein. Westminster,
A. Constable K Co. 1900.

mit Sandelölzeichen auf der Stirn erschienen die Männer, an ihrer Seite hingen lange, kostbare Schwerter. . . . Seine Frauen trugen Haarkränze mit goldenen Blättern, die Enden ihrer unverschleierten Locken waren mit Goldfäden durchwunden. (Diese Haartracht klingt noch immer in der heute in Kaschmir gebräuchlichen weiter.) Ihre schleppenden Untergewänder küßten den Boden; der König führte neue prunkvolle Trachten ein, so wie der Frühling die Waldblumen hervorruft. . . . Gelehrte Männer schmückte er mit Iuwelen, verlieh ihnen das Recht, sich mit Sänften, Pferden und Sonnenschirmen zu zeigen."
Harsa war ritterlichen Übungen ergeben; wie das von den meisten der Kaschmirkönige ausgesagt wird, ein leidenschaftlicher Reiter. Anfänglich war er mild und gerecht, aber bald veränderte sich sein Sinn; was wir Cäsarenwahnsinn nennen würden, trat ein. Mit rücksichtsloser Grausamkeit verfolgte er unbotmäßige Raubritter, die Damaras; an den Toren des Palastes von Srinagar, an denen er zu Anfang seiner Regierung Glocken anbrachte, um von den Wünschen bittstellender Untertanen benachrichtigt zu werden, ließ er als Kranzschmuck aufgereihte Damaraköpfe hängen. Seine Verschwendung wurde grenzenlos, seine Launen wurden unerträglich. Es kam zu einem Aufstand, Srinagar wurde belagert. Die Kronprätendenten und die Damaras kämpften mit Erbitterung auf der Brücke, gewannen Boden, da ritt König Harsa, verzweifelt, aus dem Palast, während siebzehn der Königinnen und Prinzessinnen, auf der Dachterrasse versammelt, ihre bereitgehaltenen Fackeln in die Gebäude schleuderten und in den Flammen verkamen. Von weitem erblickte der König den Brand und wiederholte in seiner Qual einen alten Vers: „Das Feuer, welches aus den brennenden Schmerzen der Untertanen hervorlodert, wird nicht gelöscht, ehe es Nachkommenschaft, Glück und Leben des Königs verzehrt." (Böhtlingk, Indische Sprüche 4206.) Er wollte im Kampf seinen Tod finden, war jedoch unschlüssig, hörte auf die entgegengesetzten Ratschläge seiner Umgebung. Seinen Minister Canpaka (den Vater des Dichters) schickte er zu dem gefürchteren Sohn, die anderen verließen ihn unter verschiedenen Ausflüchten. Verlassen irrte er umher, mit ihm nur ein Gefährte und der Koch vom Begleiter eines Untergebenen des Eanpaka. (Dieser wird als Augenzeuge dem Dichter die letzten Stunden des Königs geschildert haben.) Harsa wollte das gebrachte Boot nicht besteigen — „naht sich Menschen das Ende, verlöscht rasch die Lampe ihres Verstandes, als würden sie der Schlange in der Hand des nahenden Todes gewahr". Es erhob sich ein furchtbarer Sturm, sie flüchteten sich in die elende Hütte eines Zuhälters und einer Dirne; anschaulich werden die Seelenqualen, die Erniedrigungen geschildert. Endlich kamen Soldaten, Harsa schlug den ersten zn Boden, wollte stolz jedoch den unter ihm Liegenden nicht töten. „Man sah ihn in herausfordernder Haltung, gerade wie ein Stab, der Göttin Camunda gleich, auf dem Rücken des Kriegers stehen." Dann wurde er umringt, erdolcht, „fiel hin, wie ein an der Wurzel gefällter Baum". . . „Kein anderer König

war so mächtig als er, kein anderer König wurde so schimpflich bestattet" . . .
„von allen verlassen, wurde er, einem Bettler gleich, nackend verbrannt."
Es sind mehr oder minder geschichtliche Berichte, doch ist es ein Gedicht,
und Kalhana verstreute Perlen auf seinen Saiten. So die Schilderung eines in
die Berge flüchtenden Königs. „Seine Gattinnen, deren Gestalten zart wie
junge Lotusblumentriebe waren, gelangten in das von Blumen und Kräutern
durchduftete Waldgebiet, sollten Bergströme mit schlüpfrigen, von Wellen ge-
peitschten Felsblöcken überschreiten ... Da neigten sie sich über und vergingen
vor Erschöpfung. Von der Berggrenze aus warfen sie einen langen Blick auf
das fern zurückbleibende Land und streuten Blumen als Abschiedsopfer. Darauf
schrieen die in den Klüften nistenden Vogelschwärme in ihrer Erregung und
verbargen die Schnäbel in ihr ausgebreitetes Gefieder." Während des Inter-
regnums „mästeten die ehemaligen Höflinge sich in gegenseitiger Eifersucht von
dem herrenlosen Reich, wie Wölfe in der Wüste einen toten Büffel benagen". . .
„Reichtum besitzt merkwürdige Gewalt. Gleich sorgfältig gesammelten köstlichen
Kräutern vertreibt er Unheil." Über Kriegerlos schreibt er: „Die, welche im
Kampf ihr Leben verlieren, sind nur anfänglich niedergeschlagen, dann aber ge-
nießen sie jene höchste Genugtuung, indem sie jenes Glück, das wir vollkommene
Seligkeit nennen, erringen." Oft finden sich ansprechende Naturvergleiche. So
in einer Kriegsszene: „Wie am Abend es nm einen Baum, der vom Gezwitscher
zahlloser in ihm nistender Vögel erklang, plötzlich still wird, wenn ein Stein-
wurf den Schwarm verscheucht, so verstummte das Schlachtgewühl, als König
Sussala zu Pferde erschien." Von diesem sagt er: „Sufsala ähnelte der Sommer-
sonne, seine Königin und sein Sohn jedoch dem Waldwehen und dem Schatten
der Bäume."
Das Verhältnis von König und Untertanen beleuchten verschiedentlich zwei
kleine Episoden. Ein Gerber (noch heute bilden die Gerber eine verachtete Kaste)
weigerte sich, sein Häuschen, das zu einem vom Fürsten beschlossenen Tempelbau
gebraucht wurde, herzugeben. Als man dieses dem hohen Herrn meldete, verbot
er, Gewalt anzuwenden, und sprach im Außenhof des Palastes selber mit dem
Gerber. Dieser sagte ihm: „Selbstbewußtsein, wie das dir in deiner Pracht der
Armbänder und Perlenketten zukommt, lebt ebenfalls in mir, bin ich auch nur
arm. Was dein schimmernder Palast dir, o König, bedeutet, ist auch mir diese
Hütte, deren Fenster nur aus der Öffnung eines irdenen Topfes besteht. Denn
seit meiner Geburt war mir die Hütte, gleich einer Mutter, Zeuge guter uud
böser Tage. So ertrage ich nicht, daß sie niedergerissen werde. Trotz alledem
hätte ich jedoch eingewilligt, wäre Euere Majestät zu mir gekommen, um in ge-
ziemender Form meine Einwilligung zu erbitten." Hierauf begab sich der König
zur Hütte des Gerbers und zahlte diesem den verlangten Preis; „denn wer
glücklich sein will, kennt keinen falschen Hochmut". Darauf sprach der Gerber
mit gefalteten Händen (der höflichen Haltung): „Heil dir, o König, deine

Gefälligkeit ist reckst und schicklich. Wie in alter Zeit Dharma in der Gestalt
eines Hundes die Gerechtigkeit des Pandu-Sohnes prüfte (in einer bekannten Stelle
der Mahabharata), so habe ich, der Paria, heute die deinige geprüft." Anders
handelte ein reicher Kaufmann, der in seinem herrlichen Haus — die Lampen
waren aus Iuwelen geformt — den Besuch des Herrschers empfing. Bei dieser
Gelegenheit erblickte der König die schöne Gattin, „und war es infolge eines
Liebesbundes in einer früheren Menschwerdung oder durch das Geheiß des Kama
(des Liebesgottes), mit diesem Blick erfüllte sie seine Seele mit innigster Neigung".
Er konnte jene Frau nicht vergessen, verzehrte sich. „Wehe mir, im Garten meines
Denkens wächst der Böses verbreitende Giftbaum, den man Liebesleidenschaft
nennt. . . Als König muß ich rechtlich wandeln und Verleumdung scheuen. Denn
wenn der Herrscher sich an den Gattinnen seiner Untertanen vergreift, wer soll
dann Gesetzesübertretungen rügen?" Der Kaufmann vernahm, daß der König
vor Gram erkrankt sei und dem Tode zu verfallen drohte, so ging er zu ihm
und sagte: „Handelt es sich um das Leben, ist alles erlaubt. Weit verbreiteter
Ruhm weckt die Ohren eines Toten nicht auf." (Die Kaschmiri waren und sind
bis zum heutigen Tage als Feiglinge bekannt. Eine solche weise Betrachtung
mußte ihnen überaus gefallen.) „Achte nicht meiner und mache nicht so viel
Aufhebens um ein bloßes Spielzeug der Sinne. ... Ich werde sie als Tänzerin
einem Tempel übergeben, von dort aus kannst du wegen ihrer Tanzkünste sie dir
zuführen lassen." So, teils vom Kaufmann bewogen, teils seiner Liebe folgend,
überwand er seine Scham und nahm zögernd die schöne Königin zu sich. Durch
edle Stiftungen überwand Narandra die Leichtfertigkeit ihrer Handlung und
erbaute den berühmten Tempel Narandresvara. Und vermöge der Tugenden der
Untertanen in ihren einstmaligen Geburten gebar sie einen Sohn, so wie die
Erde Schätze hervorbringt."

Tempeltänzerinnen, die noch immer vielen Europäern (besonders wenn diese
noch nie in Asien waren) das romantische Indien verkörpern, werden oftmals
erwähnt. König Lalataditna (700—736 n. Chr.), der Erbauer des noch heute
teilweise stehenden Tempels von Martand, „war ein vorzüglicher Reiter. Allein
nahm er sich ein noch nicht abgerichtetes Pferd in die Wildnis, um es dort zuzu-
reiten. Dort, fern von allen menschlichen Behausungen, erblickte er zwei liel^
liche Iungfrauen. Eine sang und eine tanzte. . . . Nachdem der Gesang und
Tanz vollendet war, verneigten sie sich und gingen von dannen. Ieden Tag
kam er nach der Stelle und fand die Iungfrauen dort in der nämlichen
Weise vor. Endlich frug er sie aus. Darauf sagten sie: „Wir sind Tänzerinnen,
die zu einem Tempel gehören, dort im Dorfe liegt unser Haus. Den Befehlen
unserer Mutter, die an dieser Stelle ihr Amt verwaltete, folgend, führen auch
wir hier an dieser Stelle jene Tänze auf, die unsere Herkunft erheischt. Es ist
eine alte Überlieferung, den Grund kennen weder wir, noch ist er anderen
bekannt!" Der überraschte König ließ am andern Tag die Stelle ausgraben,

da kamen die Arbeiter auf zwei verfallene Tempel mit geschlossenen Türen. Als diese geöffnet wurden, fanden sich Statuen des Wishnu, de»> der König nun einen neuen Tempel erbaute.

Auf Abenteuer ausgehend, streifte unbekannt der um ÜUt) n. Ehr. lebende König Iapapida in Bengal, kam in eine Stadt. „Ihn freute der Einwohner Reichtum, den sie dank einer gütigen Regierung genossen, und er ging nach dem Tempel, um das dortige Tanzen zu sehen, ^r fand, daß die Tänze den Anweisungen des göttlichen Bharata entsprachen, und da er dessen Lehrbücher kannte, setzie er sich auf einen Stein an der Pforte des Tempels nieder. Aon seiner ungewöhnlichen Würde beeindruckt, wichen die Umstehenden zurück, und eine der Tanzerinnen, Kamela, bemerkte den schönen Prinzen. . . . Nachdem sie eine Freund»! zu Rate gezogen hatte, schickte sie diese zu ihm. Ihre anmutigen Worte waren ihm wohlgefällig und >o gelang ee ihr, den Prinzen nach dem Haus der Tänzerin, welche ihren ^empeloienst beendet hatte, zu führen. Die>e war von einer bezaubernden Lieblichtelt, Mach mit Zartgefühl und Innigkeit, umgab ihu mit einer solchen Aufmertjamtelt, daß es ihn Zunder uahm. Als da» Antlitz der Nacht im Mondlicht weiß wurde, nahm Pamela den Hürsten bei der Hand uud führte ihn in das ^chlasgemaa). Wahrend er aus dem goldenen Lager ruhte, löste er nicht >eiu Gewand, obwohl sie ui ihrem erregten Nau>ch ihn darum bat. darauf sprach langsam der Prinz: „Q du, deren Augen Lotusblatlern ahneln, freilich hast du mein Herz bezwungen . . . aber wl»e, ich vin entschlo»en, teine Freude zu tosten, ehe ich mein Wert vollbracht habe." ^>r seufzte, schien mit seinen beringten Fingern auf dem Lager eine Weise zu spielen und jagte dann diesen Hers: „:njie darf eiu starlgesinnter Mann, der auf Eroberung erpicht ist, an Frauen denken? ^o naht sich auch der Sonnengott nicht seiner Geliebten, der Abendstunde, ehe er seine Wanderung über die weite Welt vollbrachte."

Den Frauen wurde eine gute Stellung zuteil; sie zierteu die Feste, verkehrten mit den Freunden ihrer Gatten! So verliebte sich eine Prinzessin in einen Minister „wegen der Vertraulichkeit, welche beständige Vcgegnungen erwecken . Auch reife Frauen wurden bewundert, erlebteu noch bedenkliche Romane. Ein aufständischer Prinz schickte seine Mutter zum feindlichen Feldherrn. Als Witwe war ihre Tracht einfach, aber doch so königlich prächtig, daß sie den General bezauberte. Es waren verfeinerte Damen, eine Stelle sagt: „Wie vornehme Frauen ihre Gedanken verbergen, so auch er", und die Art, wie ein gefangener Prinz den Königinnen seine Aufwartung machte, von ihnen mit gütiger Zuvorkommenheit empfangen wird, zeigt ausgebildetes Taktgefühl. Die Gattinnen nicht nur der Fürsten, sondern auch der hohen Beamten waren in der Lage, großartige Stiftungen, Tempel, Klöster und Hospize zu errichten. Der Einfluß guter Königinnen wird oft erwähnt. In der Vorzeit bestrebten während einer schrecklichen Hungersnot der König sowie seine Gattin sich Tag und Nacht, neues

Leben ihren Untertanen zuzuführen. Als die Mittel zu Ende waren, verzweifelte der König, klagte nachts seinem Weibe, er wolle sich verbrennen, um nur die Not seines Volkes nicht weiter mit ansehen zu müssen. Sie sprach ihm Mut zu, es sei die Pflicht der Könige, kein anderes Ziel als den Schutz ihrer Untertanen zu haben. Sie frug, ob ihr Wort jemals verkehrt gewesen wäre, und sagte ihm das Nahen besserer Zeiten voraus. Da kamen durch göttliche Gnade Taubenflüge, von denen das Volk sich ernähren konnte, und die Teuerung ging vorüber. Als der König nach sechsunddreißigjähriger Herrschaft starb, verbrannte die Königin sich auf seinem Scheiterhaufen, und zu Kalhanas Zeit wurde noch diese Stelle gezeigt.

Gewiß billigte Kalhana eine solche patriarchalisch-wohlwollende Regierung, ohne daß er sonst sich viel um das Ergehen des Volkes bekümmerte. Er verachtete es, verhöhnte seine gemeinen Umgangsformen und Ausdrücke, seine Unzuverlässigkeit, seine Feigheit. Die Fronarbeiten, welche bis in die Neuzeit die Bevölkerung gepeinigt haben, erwähnt diese Chronik bereits im neunten Iahrhundert.

Über Kalhanas Lebensende wissen wir nichts. In jenem paradiesisch-schönen Kaschmirtal, dessen Obst und Blumen und schneegekühltes Quellwasser er rühmt, durfte er wohl seinen Abend genießen. Wie das fein empfindenden alternden Indiern selbstverständlich erschien und zum Teil noch heute erscheint, wird er nach den Unruhen seiner Mannesjahre friedlich versonnen in der Stille über Lebensfragen nachgegrübelt haben, sein Leichnam wird dann am Ufer des Flnsses verbrannt worden sein. Ietzt ist der Islam in diesem Gebiet der verbreitetste Glaube, aber sowohl der Fürst des Landes, als auch viele seiner Untertanen beten noch immer zum großmächtigen Shiva, bringen noch immer den Wassergöttern Opfer dar.

Wer dort wandern durfte, lernte Menschen und Verhältnisse kennen, die sich nicht wesentlich von denen zur Zeit des Kalhana unterscheiden. Sein Buch ist ihnen noch heute lebendig.

I bin der Eppenhofer Robert Misch
Robert Misch:
I bin der Eppenhofer.
Eine Dorf- und Kriegsgeschichte.

Den Berg aufwärts schritt eine junge Bäuerin im Sonntagsstaat, einen kleinen Rucksack auf dem Rücken. Aufrecht war sie und stattlich schlank. Unter dem steifen, schwarzen Filz glänzten die blonden, dicken Zöpfe, die in schlichtem Kranze um den schön und kühn geschnittenen Kopf lagen. Seidener Rock und silbernes Geschnür am Mieder verrieten soliden Reichtum und zierlichen Geschmack. In den blaugrauen Augen lag stille, heitere Ruhe, mit der sie jetzt den überwundenen Weg und das Tal rückwärts betrachtete, das sich in welligen Hügeln am Horizonte verlor. Weit vor ihr glänzten die grünen Firne und weißkappigen Schroffen hoher Bergspitzen, vom gleißenden Golde der strahlenden Morgensonne Übergossen.

Die Wiesen und Matten, die den Wallenberg gleich einem grünen Gürtel prangend umflossen, hatte sie bereits hinter sich gelassen. Ein Laub- und Tannen, forst tat sich in grüner Dämmerung vor ihr auf. Längs des kleinen Bächleins, das schnell und geschwätzig, in kleinen Wellen glitzernd, über die moosigen Steine murmelte, zog sich der Weg aufwärts. Hie und da knackte ein Zweig — sonst tiefe Sonntagsstille, nur von einem Vogelschrei, einem kurzen Piepsen und Flattern unterbrochen! Gleich blitzenden Pfeilen stach die Sonne durch das grüne Dach über den Weg, zitternde Kringel auf dem Moose malend.

Geruhig zog das junge Weib seines Weges, mit den weit ausholenden, federnden Schritten des Bergbewohners und der Iugend. Plötzlich kam über eine Lichtung her, auf der breit die Sonne lag, ein Iäger auf sie zugeschritten, die Büchsflinte und den Rucksack auf dem Buckel, den Hut im Nacken. Er blitzte sie aus schwarzen Augen keck und feurig an, lässig am Filz rückend.

„Grüaß Gott, die Vroni!"

„Guten Tag, Prankl! — Na, wohin des Wegs?"

Es war ein silberner Klang in ihrer leisen Stimme und trotz des breiten, heimischen Tonfalls der Berge eine verfeinerte Redeweise.

„Na halt — so — im Dienst — 's Revier verhör'n."

„Is Euer Graf oben im Schloß'!?"

„Na — momentan net! Nach Münka is er — von wegen dem Krieg. Wird aber wieder komm'n, wann's do net so eil'n tut."

„Von wegen was?"

„Krieg wird's halt geb'n, sagt mei Graf."

„Was redet Ihr da! Weswegen denn? Der Graf hat Euch einen Bären aufgebunden."

„Die Iungfer liest wohl koan Zeitung net?"
„Freili! — Ihr meint, wegen der Österreicher!"
„Na ja — an Iltimat, oder wie's hoaßt, haben's den Serben aufigespitzt."
„Was geht das uns an, Prankl?! Oder glaubt Ihr, wir werd'n uns mit den Serben raufen?"
„Net wegen der Bagasch —! Aber weil ma do Vundesbrüder san mit de Österreicher. Der Graf hat mi dös all's genau verzählt. Die Russ'n, die Saukerle, dö sind aa dabei und hetz'n; und wenn dö mit die Österreicher zum Rauf'n anfang'n, dann werd'n ma halt aa dabei sein müssen; und dann komm'n aa die Franzos'n. Und dann is Krieg — und ob sich net die Englischmanner mit ihre Schiff' einmischen tun, dös sei aa no net g'wiß, meint der Graf. Zu uns werden's net halten, meint er."
Die Vroni schaute ihn betroffen an.
Der Iäger sprudelte seine Neuigkeiten wie ein Wasserstrahl heraus und fuhr dann selbstgefällig fort:
„Der Graf — er is bei der Landwehrkaffalrie Rittmeister — dem sein Herr Bruder is bei insern Generalstab in Münka. Na, und so an Herr, der hat aa sonst seine Verbindingen und Auskunft', wo unserem nir von weiß. Depeschen hat er 'kriegt und Brief'. — ‚Prankl — losgehn wird's/ hat er g'sagt — ‚und die Offizier' werden aus'n Urlaub heimberuf'n und müass'n nach ihre grauen Felduniformen schau'n. Und i muaß nach Münka. Ob i noch einmal wiederkimm, dös hängt ab, wie lang, daß es dauern tut. Und wann du willst, kannst in mein Regiment tret'n — und halt's Maul vorläufig!'"
Die Vroni machte ein ganz ernstes, bestürztes Gesicht. Der Iäger war als rauh, scharf und jähzornig verschrien, stieg auch den Wilddieben wie der Teufel nach und hielt Ordnung in seinem Revier. Aber ein Wortmacher war er nicht und stand mit seinem Grafen, den er durch dick und dünn führte, auf sehr vertrautem Fuß.
Schweigend schritt sie eine Weile neben ihm her. Von weitem schrie ein Häher — ein kleiner Vogel flog piepsend auf. Durch die dunklen, hohen Bergtannen, in deren Revier sie jetzt traten, fuhr ein leises Rieseln und Zittern.
„Warum erzählt Ihr das gerade mir, Prankl, wenn Ihr doch schweigen sollt?!" fragte plötzlich die Vroni und blieb stehen.
Ein schwaches Rot huschte über des Burschen braungegerbte Züge; dann stieg es wie listiges Leuchten in seinen dunklen Augen auf. Er zog eine metallene Hülse aus der Tasche, eine halbangerauchte, wieder erlöschte Zigarre daraus hervor und strich sich umständlich mit einem Zündhölzel Feuer auf der dunkelglänzenden Lederhose an.
„Na, halt — weil — die Vroni is eine Kluge, und dischkurrier'n kann man mit ihr. . . . Ach was . . . wegen der Vroni bin i halt hier 'nauf — nachgestieg'n bin i ihr, weil i sie halt so viel gern Hab. Und wenn's

I bin der Robert Misch
zum Krieg kommt — i muaß mit, und i geh' auch gern mit . . . Aber vorher
muß i Dir halt sag'n, Madl, wie's um mi steht, wann's Du dös no net g'merkt
hast." -
„Prankl!" — Ietzt flog auch, wie sanfter Anhauch eines Pfirsichs, die Röte
über die bräunlichen Wangen des jungen Mädchens.
„Na ja — bist halt eine artra Feine! Eine, die in der Stadt gewes'n
is und Bücher liest und Klawier spüllt und a so mehr — aber schaffen tust du
rechtschaffen als a rechte Bäuerin. Und dein Vatta, der Eppenhofer, is und
oleibt doch a Bauer. I bin gräflicher Dberjaga — und wann der alte Förstner
stirbt, dann werd i Förstner und krieg das schöne Häusel. Von mei'm Vnkel
in Loisach erb i an Hof und tüchtig' Batzn; und vom Herrn Grafen krieg i
a ein paar tausend Markl, wann i heiratn tu. Seil' hat er mir versproch'n.
Würd' a stattliche Forstnersfrau geb'n, die Vroni. Und i nehmet's aa, wanns
nir hätt, als das G'wand aufm Leib."
Mit leidenschaftlicher, inbrünstiger Hast, wie ein gehemmter und dann
plötzlich entfesselter Wasserstrom, stieß er die Worte hervor, als müsse er sich
endlich von der Seele reden, was sie seit langem anfüllte.
Nun blickte er sie stumm, erwartungsvoll von der Seite an. Nur seine
Schnurrbarthaare zitterten noch vor innerer Erregung. Die Vroni schwieg erst
ein Weilchen, dann sah sie ihm fest und ernsthaft ins Gesicht, mit großen grau-
blauen Augen, die kristallklar wie ein Bergsee ihrer Heimat leuchteten.
„Ihr seid halt an die Unrechte gekommen, Prankl — und das tut mir leid.
Nir gewußt Hab' ich davon, sonst wär' ich euch längst aus'm Weg 'gangen."
„Ach so — zu vornehm bist, Dirndl, und der Förstner-Prankl zu gering
für das gnädige Fräul'n."
„Ihr müßt so net red'n, Prankl. Ich fühl' nir für euch; sonst" — wieder
stieg der feine, rote Anhauch bis in ihre Stirne — „bei Gott, wenn Ihr auch
ein armer Holzknecht wäret. . . Und nun seid vernünftig und laßt mich gehen!"
Dem Iäger war das Blut aus den Wangen gewichen. Ehe er jedoch eine
Antwort geben konnte, hörte er hinter sich „He!" und „Hallo!" rufen. Mit
großen Schritten eilte ein junger Mann den langsam Gehenden nach, die jetzt
stehen blieben und zurückblickten.
„Hoho — der Moser, der jung' Lehrer!" rief der Prankl und pfiff dabei
zwischen den Zähnen. Ein messerscharfer Blick streifte seine Nachbarin, deren
Lippen zuckten wie von innerer Erregung.
Der junge Mann, von hoher, überschlanker Figur und Brust, etwas nach
vorn übergeneigt, hatte nun das Paar eingeholt.
„Grüß Gott, Fräulein Vroni — guten Tag, Iäger!"
Seine frischen, hellen Augen strahlten freundlich das junge Mädchen an,
das scheu und zögernd seine dargebotene Rechte ergriff.
„Der Herr Lehrer steigt aa da hinauf zum Marc! auf die Kreuzweg-Alm!"

meinte der Prankl spöttisch, während er die dargebotene Hand nicht zu bemerken schien, so sehr war er mit seiner Pfeife beschäftigt, die er jetzt aus der Tasche zog, seinen Stummel ärgerlich zur Seite werfend.
„Ia — bei dem Prachtwetter tut mir eine Erholung gut. Nenn man soviel im Zimmer hockt wie ich bei den Büchern . . ."
„Ia, ja — der Herr Lehrer studiert zu vüll. Sollt' sich nach einer Frau umschaug'n, daß er's net mehr nötig hat!"
„Das verstehe ich nicht, Iäger," erwiderte der junge Mann und strich sich lachend durch den kurzen Vollbart. — „Was in aller Welt hat denn damit eine Frau zu tun! Soll die mich abhalten von den Büchern?!"
„Sell wohl," meinte der Iäger höhnisch lachend — „wenn sie recht Batzen hat. Nacha braucht der Lehrer net mehr in die Bücher zu schaug'n und aa net mehr die Buben zu klopf'n."
„Das versteht Ihr nicht, PranN — studieren tue ich, um weiterzukommen. Will nicht in Wasinghofen mein Dasein beschließen — will noch tüchtig lernen und Eramina machen —"
„Na — dann braucht der Lehrer erst grad eine, die wo Batzen hat. Und der Lehrer braucht ja aa net weit zu such'n." — Mit höhnischem Auflachen fügte er hinzu: „'s ist grad' sonderbar, daß Ihr immer den Weg zum Bruder findet, wann ihn die Schwester aa geht."
„Hört, Prankl —" rief der Lehrer zornig. Aber der Iäger ließ ihn gar nicht zu Worte kommen:
„Ob dem Eppenhofer, so ei'm großkopfeten Bauer, ein Bubenklopfer als Schwieger wird recht sein, sell woaß i grad net. Und wenn's Madel an so an latscheten Mannsbild a Freud find', no — mir is a Wurscht!"
Mit grimmigem Lachen schlug er sich, ohne eine Antwort abzuwarten, mitten durch die Büsche seitwärts ins Holz; und noch von weitem hörte man den schallenden Hohn.
Die Vroni stand da, wie mit Blut übergossen. Der Mann und das Mädchen rangen vergebens nach Worten. Ein Weilchen schritten sie so stumm, mechanisch fort.
„Es tut mir leid, Fräulein Vroni —" begann der Lehrer stockend.
„Laßt gut sein! Sie können ja nir dafür — und Sie hat er erst recht gekränkt, der Lackl, der wüste!"
Mit der Feinheit des Weibes lenkte sie das Gespräch auf andere Gegenstände — zuerst auf den drohenden Krieg. Der Lehrer glaubte nicht daran. Schon ein paarmal hätte in diesen letzten zwei Iahren das Feuer geglimmt, sei aber immer wieder ausgetreten worden. Und so würde es ja wohl auch diesmal sein.
„Wegen der Serben werden wir uns doch nicht schlagen — und Deutsch-

lands Macht ist so groß; die fürchten sie alle. Möchte auch wissen, was die Russen uns nehmen wollen. Polen haben sie ja genug."
„Aber Frankreich?"
„Die Revanche-Idee — bah, die ist längst erloschen! Nur ein paar Pariser Hetzblätter und Politiker, deren Beruf das ist und die davon leben, schüren das Feuer. Die Franzosen sind ein Rentnervolk und darum friedlich gesinnt."
Und er erzählte ihr von Frankreich, in dem er sich einmal ein paar Fcrienwochen lang aufgehalten hätte. Wie er so lebhaft sprach, richtete sich seine in der Brust etwas überzarte Gestalt straff und sehnig auf. Das stubenbleiche Antlitz rötete sich; und sie sah es mit einem inneren Wohlgefallen.
Vor zwei Iahren, als die Vroni gerade von Rosenheim zurückgekehrt war, kam auch der junge Lehrer ins Dorf. Der reiche Bauer hatte seinen Stolz dreingesctzt, sein Mädel etwas lernen zu lassen. Wie des Kaufmanns und des Doktors Tochter tat er sie für einige Iahre auf eine höhere Mädchenschule. Der junge Moser kam aus Franken, wo er daheim war und studiert hatte. Als er gerade sein Einjährigen-Zeugnis in der kleinen Stadt erworben, war ihm der Vater gestorben. Weiteren Schulbesuch und das geplante Studium mußte er aufstecken; aber im Seminar kam er kostenlos unter, da großer Lehrermangel herrschte. In Franken hatte er zuerst amtiert und sich dann nach Wasinghofen versetzen lassen — seiner Gesundheit halber in das Bergdorf. War ihm auch gut angeschlagen die Luft der Berge, die er in freien Stunden erkletterte.
Des Doktors und des Kaufmanns Tochter nahmen Klavierstunden bei dem jungen Lehrer; und da ließ der Eppenhofer auch seine Vroni das „G'spüll" lernen. Und das Französische, das sie in der Schule getrieben, sollte sie auch nicht verlernen. Der Eppenhofer zahlte es gern und gut. Hatte große Pläne mit der Tochter.
„Sie müßten ja dann wohl auch mit, wenn's Krieg gibt?" fragte die Vroni plötzlich.
„Ia freilich! Bin ja Königlich bayrischer Unteroffizier der Reserve. — Ein Unglück für Deutschland wäre es ja; aber ich persönlich ginge gerne mit. Immer, wenn ich von Siebenzig las und von den Befreiungskriegen, ist mir's siedendheiß durch die Adern gelaufen. Mein Vater war als Landwehrmann vor Sedan und Paris dabei; und der Großvater ist als junges Bürschlein zu Blüchers Armee als Freiwilliger gelaufen und hat die Schlachten Vierzehn mitgemacht — vor hundert Iahren gerade. Er blieb dann Soldat und war später Steuereinnehmer. Das Soldatcnblut rinnt mir noch immer in den Adern."
Den Waldgürtel hatten sie überschritten und traten nun auf eine üppigbegrünte, weite Hochmattc. Im Hintergrunde blinkte die Krcuzwegalm, eine stattliche Holzhütte, braun herüber — daneben der Stall und zwei Heustadeln.

Sie lehnte sich an eine Schlucht an, von der ein schmaler Bergpfad ins nackte, graue Gestein zickzack verlief. Nur vereinzelte, schmale Grasbänder und verkrüppelte Zwerglatschen ließ die schaffende Natur dort aufsprießen.
Ein wenig erhitzt vom Steigen und Sprechen blieben die jungen Leute jetzt stehen und genossen des friedlichen Anblickes. Ein leiser Bergwind strich ihnen von der Schlucht entgegen und zitterte leis über die Gräser und Blumen, die in tieferen Farben erglühten als unten im Tal. Der Enzian leuchtete dunkelblau; der Almenrausch schimmerte in rosaroten Büscheln, und gelbe und hellblaue Glocken waren dazwischen gesät.
Doch schon hatte sie der Marl entdeckt und ließ als Begrüßung der Schwester und dem ehemaligen Lehrer einen lauten „Iuchezer" entgegentönen: „Ho holdrio — ju, ju — holdrio — juhuhuhu . . ." Freudestrahlend lief ihnen der Bursche entgegen und schüttelte ihnen die Hand.
„Dös is g'scheit, Vroni, daß d' kommst, und Ihr an, Lehrer! Uijah, dös is fein — mitbringt hast mir aa was?!"
Wie ein Kind, das sein Weihnachtsgeschenk empfängt, packte er auf dem Tisch vor der Hütte den Rucksack der Schwester aus. Der glich er auf ein Haar — nur war alles vergröbert und breiter, auch kindlicher. Ihm blitzte nicht die ruhige, willenskräftige Klugheit aus dem Blick wie der Schwester. Wie bei einem guten, übermütigen Kinde lachten zwei sanfte Augen über einem rundlichen Bubengesicht strahlend in die Welt. Der Lehrer hatte seine Mühe mit ihm gehabt; das Lernen, das war nicht Marels Art und Vergnügen. Dem Eppenhofer war es gleich. Soviel rechnen, schreiben und lesen, wie der Bub einmal als Bauer brauchte, hatte er ja gelernt, und auch was zur Firmung nötig war. War dem Bauer gerad' recht, daß ihm Vieh, Feld und Wiese lieber waren als die Bücher. Kam ja in ein gemachtes Bett, der Bub.
„Gut habt Ihr's troff'n, Ihr zwei Lecker!" jauchzte der Marel.
„A G'selcht's*) gibt's mit Kraut — und a Schmarr'n soll enk die Burgei aa no mach'n."
Die Burgei erschien grüßend und legte ein grobes Tuch über den Tisch.
Kein junges, hübsches Ding, wie sie die Maler auf den Almhütten malen: ein altes Mädchen, mager, doch kräftig, zerfurcht von manchem Wettersturm des Lebens und der Arbeit, die sie seit mehr als zwanzig Iahren beim Eppenhofer verrichtete!
Bis das Essen kam, streiften die jungen Leute durch die Matte, Blumen zu „brocken", aus denen Vroni Sträuße wand und ihre Hüte schmückte. Die Burgei gab das Tischzeichen mit der großen Kuhglocke. Die jungen Leute gaben sich ganz dem Genuß der Gegenwart und des schonen Tages hin, waren lustig und vergnügt wie die Kinder, zumal der Eppenhofer ein paar Flaschen „Roten" aus seinem Keller mitgeschickt hatte.

*) Geräuchertes.

Sie stießen miteinander an. Der Marel, der wie ein Bub, der er noch war, immer aussprach, was ihm gerad durch den Kopf fuhr, rief plötzlich lachend:
„Wenn man Enk beide anschaugt, Ihr zwoa, Ihr passet zuanand!"
„Red net so dumm daher!" unterbrach ihn die Schwester unwillig; aber ihre Stimme zitterte leis.
„Na — zu ein Bauern tust du net pass'n, du Feine!"
Der Moser wurde rot und senkte den Blick verlegen auf den Teller. Lobte auch schnell den Schmarren.
„Aba ess'n tuast nir," beklagte sich die Burgei. — „Halt wie a Vögerle css'n die Leit aus der Stadt. Der Marel — gar net satt kann i 'n mach'n. Muaßt halt zu uns nauf komm'n, Lehrer, wann d' deine Vakanz hast in der Schul', damit d' a wengerl Fleisch ansetzen tuast. Bist a so vüll zart!"
Der Lehrer lachte, dann sprang er auf, ergriff blitzenden Auges den schweren Holzstuhl, auf dem er gesessen, und hob ihn gestreckten Armes zweimal in die Höhe.
Vroni blickte überrascht auf; und die Burgei rief, die Hände zusammenschlagend, in heller Bewunderung:
„Da schau — da schau! Was der Herr Lehrer für a Kraft hat — net meinen seilt man's!"
Zuletzt braute die Vroni einen feinen Kaffee; und der Marel und der Lehrer schauten ihr vergnügt zu, ihre Zigarre und Pfeife rauchend.
„Mögen's net kommen, so auf a Wochen dreier oder vierer?" fragte der Marel.
„Wenn's deinem Vater recht ist, Marel — gerne!"
„Dös werd'n wir schon mach'n."
Bald darauf fand sich Besuch ein: erst zwei Holzknechte, die irgendwo in der Nähe hausten, dann die Sennerin von der benachbarten Königsalm. Aber die war blitzsauber und jung und kam mit ihrem Burschen und ihrer Base. Zwei Münchener Herren, die um Nachtlager baten, weil sie in der Frühe auf die Königsspitze wollten, kamen dazu. Das gab Lärm und Gelächter. Die Münchener gaben von ihrem mitgebrachten Wein zum Besten. Der eine Holzknecht spielte zur Zither auf; und die Mädchen flogen bald in der schnell ausgeräumten Kammer von Arm zu Arm.
Bewundernd schaute der Lehrer dem Schuhplattln zu, bei dem sich die Vroni zierlich und selbstvergessen wie ein Kreisel um sich selbst drehte oder voll Anmut den Burschen umschwebte. Nachher forderte sie den Lehrer zum Walzer auf. Er sträubte sich erst — er sei ein schlechter Tänzer — gab sich aber dann der Lust hin, die Vroni in seinem Arm umherzuwirbeln. Trotz ihrer Größe tanzte sie leicht wie ein Federlein.
Als die Sonne sich schon stark zum Untergehen neigte, gingen sie alle zusammen

fort. Aber nach und nach verloren sich die Pärchen — zuerst die „Königsdirn"' mit ihrem Schatz, als wenn sie der Boden verschluckt hätte. Nur von Ferne hörte man ihr Iuchzen. Von oben rief der Marel, und die Paare antworteten als Echo hier und da.

Blutrot stand die Sonne am Horizont, und tiefe Dämmerung, Waldes-schweigen umfing bald die beiden, nur vom Rauschen des glitzernden Bächleins sanft unterbrochen. Sie schwiegen lange.

In dem Lehrer jauchzte es wie helle Seligkeit, der er keine Worte leihen konnte. Er mußte nur immer die hohe, straffe Gestalt anschauen, die dicht vor ihm ging, und den Goldhelm, der ihr Haupt umloderte. Denn den Hut trug sie jetzt in der Hand.

Plötzlich strauchelte sie über einen Stein. Da stand er auch schon neben ihr und bot ihr die Hand zur Stütze, die sie zögernd nahm. So schritten sie langsam den engen Pfad hinunter. Er fühlte ihren Puls pochen und sein eigenes Herz, das stark und schnell in seiner Brust hämmerte.

Der Wiesengürtel war erreicht. Tal und Dorf lagen friedlich schlummernd im sanften Dämmer der Sterne und einer schmalen Mondsichel, die langsam über den Horizont stieg.

Unten, noch vor dem ersten Gehöft, reichte er ihr die Hand zum Abschied. — Der Eppenhofer erwartete seine Tochter. Aber sie blieb wortkarg, berichtete nur das Notwendigste über den Marel und den Viehstand. Vom Lehrer sprach sie kein Wort. Sie hätte sich den Fuß ein wenig vertreten und wollte sich nun gleich ausruhen. Aber noch lange saß die Vroni im Dunkeln am Fenster und blickte in den schweigenden, mattleuchtenden Garten.

Einige Tage später kam der Eppenhofer in der Nacht von einem Viehhandel heim. Tiefer Frieden lag über dem Dorf. Die etwas breiter gewordene Sichel des Mondes gab nur spärliches, blasses Licht. Am nachtklaren Iulihimmel blinkerten und glitzten die Sterne. Ab und zu hörte man das Brüllen einer Kuh oder das kurze Gebell eines Hundes — irgendwo ein verlorenes, leises Mädchenlachen, in das eine tiefere Stimme dröhnend einfiel. Und ganz fern, von einer Wiese am Ende des Dorfes, sangen sie leise, mehrstimmig, ein weh< mütiges Volkslied von einem Brunnen und verlassener Liebe. Es klang wie aus einer anderen Welt. Von den Bergwäldern herunter rauschte es wie leises Meeresbranden.

Das weiße, große Haus des Eppenhofers lag am Ende des Dorfes, etwas zurückgezogen von den anderen. Mit seinen braunen Holzveranden und Um-gängen, seinem roten Ziegeldach blickte es behäbig in einen großen Obst- und Krautgarten. Nach hinten, den Wiesen zu, umrahmten es die Ställe und Schuppen, alles blitzblank und sauber gehalten. Denn der Eppenhofer, den sie

I bin der Eppenhofer Robert Misch
auch den „Pferdebauern" nannten, weil er die meisten und die schönsten in der ganzen Gegend zog und hielt, der verstand seine Sach'. Zäh hatte er sich heraufgearbeitet, seinen Wohlstand durch glücklichen Vieh- und Pferdehandel vermehrt: die neuesten Maschinen und Methoden eingeführt und dem väterlichen Erbe einen Acker nach dem anderen hinzugefügt.

Auch im Gemeinderat saß er natürlich und hätte längst Gemeindevorsteher sein können, wenn er nur gewollt hätt'. „Aber sell kost' zu vüll Zeit," meinte der schlaue Bauer, der mit seinen Gevattern, Sippen und Freunden durch kluge Dorfpolitik und mit seinem Geld doch alles durchsetzte, was e r wollte. Sogar den Weg hinauf zu seinen Wiesen und Kiesgruben hatte die Gemeinde bezahlt. Ia, der Eppenhofer verstand's, mit den Leuten umzugehen, und hielt trotzdem den Daumen auf dem Beutel.

Klug war er, aber auch hochmütig. Das flüsterten sich verstohlen die Bauern zu, wenn er die Widerstrebenden wieder einmal unter seinen Willen gezwungen hatte und sich doch keinen so recht nahe kommen ließ. Und das sagten auch die Herren in Miesbach und Rosenheim, die vom Gericht und Steueramt, und mit wem er sonst zu tun hatte. Der stand nicht gebückt vor ihnen, mit dem Hut in der Hand — steifnackig, aufrecht stand er da. Und stolz trug er, wenn er als Zeuge oder Kläger vors Gericht kam, auch an hohen Festtagen und bei Hochzeiten und Kindtaufen, sein Eisernes Kreuz auf der Brust, das er sich Anno Siebzig vor Sedan erkämpft hatte. Mit achtzehn Iahren war er damals freiwillig ein^ gerückt, und bei Bazeilles hatte er als Erster ein Haus gestürmt, unter einem vernichtenden Kugelregen die Haustür eingeschlagen und drinnen wie ein Wilder mit dem Kolben gewütet. Das einzige „Kreuz" im Dorf; und er hütete und trug es wie ein Heiligtum.

Auch mit seinen Kindern hatte er Glück. Die Vroni, die ihm die früh verstorbene Frau in Haus und Wirtschaft völlig ersetzte, war so schlank und aufrecht wie eine Tanne, hatte auch des Vaters Stolz geerbt, seine Sparsamkeit und Tüchtigkeit.

„Halt eine Saubere!" sagten die Burschen, trauten sich aber nicht so recht an sie heran. Und die es doch versucht — oder vielmehr deren Väter oder Abgesandte — die waren mit einem schönen Körbchen wieder abgezogen.

Dem Eppenhofer war es recht so. Die im Dorf waren ihm alle nicht reich genug. Der einzige in der ganzen Gegend, den er gemocht hätte für die Vroni (Geld war da — der einzige Sohn und ein tüchtiger Bursch war er auch): den hatte die Vroni gehörig abfahren lassen.

„Der Schürzenjäger!" meinte sie verächtlich. „Hat auch kein Mitleid mit Mensch und Vieh!"

Ie länger die Vroni in seinem Haus blieb, je lieber war es dem Eppenhofer im Grunde für sein häusliches Behagen und für seinen Wohlstand. Denn die Vroni konnte ihm keine Magd ersetzen. Sie verstand, das Regiment in der

Wirtschaft zu führen, war des Morgens lange vor den Mägden auf, sah in Milch-
kammer, Keller, Küche, und wo's sonst nötig tat, genau nach dem rechten. Trotz-
dem sie doch — das war sein heimlicher Stolz — Klavier spielen konnte und
„feine" Bücher las, und sogar „das Französische kannte".
Ganz so zufrieden war er nicht mit dem Marl, dem Thronerben. Tat seine
Arbeit und Pflicht — ja! War auch sonst ganz gut „beianand" — aber
„latschet", viel zu weich und gut. Hatte auch eine leichte Hand, der Bursch, die
gern anderen spendete und sich selber auch was gönnte. Nicht gerade, daß er ein
Lump war, und auch kein schlechter Bauer. Aber d e r hätte nicht, wie der Vater,
in zäher Arbeit Taler auf Taler häufen, Acker zu Acker legen können! — Mußte
später — jetzt war er eben Achtzehn geworden — ein Weib haben, das ihn und
die Wirtschaft fest am Zügel führte — so eine, wie die Vroni war. Nun dafür
wollte der Eppenhofer schon sorgen.
Die Vroni, die konnte, wenn sich kein rechter Bauer für sie fand, auch
einen Städtischen haben. Geld genug konnte er dem Schwieger auf den Tisch
zählen. Brauchte sich auch sonst der Vroni nicht zu schämen, vor den Stadt-
leuten. Das städtische Gewand, das stand ihr gerad' so gut wie all den feinen
Damen, die er in den Sommerfrischen und in München sah. Und der Eppen-
hofer selbst brauchte sich auch nicht zu ducken. Hatte nicht selbst der Prinzregent,
als der Eppenhofer zweimal beim Münchener Oktoberfest den ersten Pferde-Preis
gewonen hatte, sich eingehend mit ihm unterhalten und sich sogar die Geschichte
seines „Eisernen" von ihm erzählen lassen?! Zogen auch alle in Dorf und
Stadt tief den Hut vor ihm; und zweimal hatten sie ihn sogar in den Landtag
wählen wollen. Doch das kostete auch Zeit und Geld — und die gingen ihm denn
doch noch über „die Ehr'".
Also für einen „Herrn" war die Vroni schon recht; konnte ein Advokat sein
oder Beamter, ein Arzt oder Großhändler. War so gut, wenn man so einen als
Schwieger hatte! Und auf einen spitzte er sich ganz besonders. Das war ein
junger Advokat, der ihm meistens seine Prozesse führte, der die ganze Kundschaft
in Stadt und Land ringsum an sich riß und jetzt sogar für den Landtag kandidierte.
Hatte auch neulich beim landwirtschaftlichen Fest in Rosenheim viel mit der
Vroni getanzt. Und gescherzt und gelacht hatten sie über Dinge, die der Eppen-
hofer gar nicht verstand.
„Die könnt' auch eine Stadtdame sein," meinte der Doktor Reiter und
sah ihn dabei vielsagend an. Dieser Tage erwartete er ihn hier zu einer Gant;
und da wollte er der Sach' bei einem guten Roten einen Stoß nach vorwärts
geben.
Der Eppenhofer trat unter solchen Gedanken in sein Haus ein. An der
Zimmertür der Vroni klopfte er leis — wollte ihr wegen morgen, wegen der Heu-
mahd noch ein paar Worte zurufen; aber keine Antwort kam. Er drückte auf die
Klinke — die Tür gab nach; das Zimmer war leer. Sonst saß sie zuweilen noch

bei ihren Büchern oder spielte auf ihrem Klavier, wenn sie ihm nicht im Garten oder in der Stube mit einer Flickarbeit Gesellschaft leistete.
Von den Burschen und Mägden, die auf den Gassen spazierten und auf den Wiesen sangen und scherzten, hielt sie sich meist fern. Vielleicht schnappte sie noch Luft an dem schönen, milden Abend und lauschte dem Singen da draußen auf der Wiese. Langsam und gewichtig durchschritt der Eppenhofer den Garten, der sich hinten in große Gemüsebeete verlängerte und in einen kleinen Waldschlag verlor, an den sich die Wiesen schlossen — alles sein Eigentum, soweit man blickte.
War's ihm nicht, als ob er ein leises Wispern hörte, das jetzt plötzlich verstummte?! Vom Gebüsch her, das eine alte, hundertjährige Kastanie umblühte. Die Vroni hatte sich dort einen runden Tisch und eine Bank zimmern lassen, wo sie zuweilen in müßigen Stunden nähte.
Er blieb ein Weilchen lauschend stehen — nichts rührte sich als der Nachtwind! Und schon wollte er achtlos weitergehen — aber ein dunkles Gefühl trieb ihn da hinein. Auch war's seinem geschärften Ohr, als wenn sich wieder etwas — ganz leis, ganz leis bewegte. Mit einigen großen Schritten stand er vor der Bank.
Da saß die Vroni; und ueben ihr der junge Schulmeister und hatte seinen Arm eng um ihren Leib geschlungen. Das Blut schoß dem Alten jäh zu Kopfe.
„Was is denn jetzt dös?!"
„Schau, Vatter," — die Stimme der Vroni zitterte ein wenig — „wir sind jetzt einig geworden, der Moser und ich. Morgen hätten wir's dir so gesagt."
„Da schau an!"
Das Blut hämmerte wild in seinen Adern, die drohend anschwollen; aber er wußte sich zu beherrschen wie immer.
„Herr Eppenhofer," — fing derweil der Schullehrer an, und auch dessen Stimme war merkwürdig unsicher, und ganz bleich war er.
„Sie schweig'n, Herr! — Also so steht's! Hätt' nimmer 'denkt, daß sich mein Vroni, die für a Bauern zu stolz war, sich mit ei'm Schulmeisterlcin würd' einlass'n."
„Aber, Vater," — die Vroni sprach jetzt ganz gelassen, hielt auch die Hand ihres Liebsten ruhig fest — „das is doch nimmer, wie's früher war. Die Schuld lehrer sind jetzt Leut', die studiert hab'n und 's Einjährig' abdienen. Und mein Hannes, der studiert weiter."
„Ah so — mit deinen Batzen!" unterbrach er sie höhnisch. „Aber a Schulmeister bleibt a Schulmeister und ein armer Hungerleider dazu."
„Eppenhofer, dazu habt Ihr kein Recht. Ihr könnt mir Eure Tochter verweigern, aber beleidigen lasse ich mich auch von Euch nicht."
Die sonst so milden, blauen Augen des Lehrers blitzten; die überschlanke Gestalt reckte sich empor. Sogar mit der Faust schlug er auf den Tisch. Der Bauer blickte ihn ganz erstaunt an. Konnte das sanfte Bürschlein auch zornig werden?!

„Recht hin, Recht her! Ihr sollt hier net lange mehr schulmeistern, so wahr i der Eppenhofer bin und mei Stimm noch was gilt in Wasinghofen und Rosenheim. Dafür werd i schon sorg'n!"
Die Vroni richtete sich von der Bank auf und legte begütigend ihre Rechte auf die geballte Faust des jungen Mannes.
„Da hab' ich doch auch noch ein Wort'l dreiz'rcden, wenn's um mi geht. Vatta."
„Du kimmst fort — zur Tante nach Pfaffheim. Und der Herr Schullehre r," — Hohn zitterte in diesem Wort — „wenn ma nimmer Schulmeister sag'n darf, der kimmt aa fort. So lang i leb'." —
„Vatta, Vatta — 's nützt Euch doch nir, das Trutz'n! In einem Iahr bin ich majorenn." —
„Dann kannst noch immer net dein' Schulmeister heirat'n — muaßt nock a paar Iahrl warten. Und von mir kriegst net ein' roten Pfennig. Mußt schon mit'm Pflichtteil warten, bis i tot bin — und der Herr Schulmeister hat sich verspekuliert."
Der brauste nicht wieder auf, sah ihn nur mit einem gütigen, traurigen Blick an:
„Herr Eppenhofer — die Vroni weiß besser, daß Sie mir da bitter unrecht tun, und daß ich mich zurückgehalten habe, damit sie solches nicht von mir denkt. Ein gar so armer Teufel bin ich nicht, wie Sie glauben. Ich hab' jüngst ein paar Tausend Mark von einem Onkel geerbt; und es langte wohl zum Weiterstudieren und der ersten Einrichtung. Daß Sie's nur wissen: Ich heirate sie auch ohne Ihr Geld!"
Und damit stand er auf, gab — als stünde der großmÄchtige, gewaltige Eppenhofer nicht vor ihm — der Vroni ruhig einen Kuß auf den Mund und einen Händedruck und ging davon. Und die Vroni sah ihren Vater weiter gar nicht an, schritt nach der anderen Seite davon, als sei nun alles in Ordnung, und verschwand im Haus.
Noch nie im Leben hatte der Eppenhofer einen so gewaltigen Zorn gehabt. Erst stand er verdutzt da; dann wollte er dem Schulmeister nachstürzen, dann der Vroni — schließlich griff er einen dürren, abgefallenen Ast vom Boden auf und zerschmetterte ihn auf der Bank an dem Platz, wo die beiden gesessen hatten. Und da sein Zorn damit noch nicht gekühlt war, riß er ein Stück Birkholz von der Banklehne ab und schleuderte es mit einem wilden Fluch dem längst verschwundenen Schulmeister nach. Dann raste er davon, den Wiesen zu, um seine Wut im Freien auszutoben. Gut, daß es Nacht war und die Knechte und Mägde längst schliefen — denen wäre es sonst schlimm ergangen!
(Fortsetzung folgt.)

Flandern Arthur Silbergleit

Arthur Silbergleit.

Flandern.

Die Hirten, welche sonst das Land durchwandern,
Sind schon entrückt zur hohen Himmelsflur,
Zur Wolkenweide. Eine Flamme fuhr
Durch Dorf und Stadt und fraß sich ein in Flandern.
Gelähmt sind längst die Flügel müder Mühlen;
Die nächtlichen Kanäle flackern rot.
Auf einer grauen Brücke hockt der Tod,
Und schwarze Schwestern, die den Heiland fühlen
In jedem Herzen, das verwaist und krank,
Bewirten in dem Bogensaal der Klöster
Die armen Kinder Toter, Leiderlöster,
Mit Brot und Trost, Gebet und Glockenklang.
Was flackert so in wechselnder Bewegung?
Gleißt irrlichthaft um Giebel, Brücken, Bäume
Ein hoher Helm? Ein Mann voll Burgherrnprägung
Strafft mit der Eisenfaust des Rappens Zäume
Und sprengt daher von einem Geisterschlosse
Und hängt sein Abbild drohend in die Fenster,
Und steile Schatten ziehn in seinem Trosse
Wie Ahasvere, Spätlinge, Gespenster.
Läßt sie das Müde, Mittelalterliche
Der Gassen noch vergangener erscheinen?
Und stärken sie nicht leis die zagen Striche
Des Malers Abend auf bemoosten Steinen?
Aus einem Walde schrein verwunschne Käuze:
„Das ist der Tod, der gnadenlose Ritter!"
Und Frauen schlagen zitternd tausend Kreuze,
Streift sie sein Blick durch des Visieres Gitter.
Turmuhren murmeln dumpf die dunkle Kunde
In hohlen, monotonen Monologen:
„Nun holt er ruhelos in weiter Runde
Die Gaben, die der Krieg ihm zugewogen,

Zur Füllung seiner gelben Beingehäuse."
Der Himmel flirrt voll seltsamer Gesichte,
Bis mit den Flören flatternd Fledermäuse
Entfliehn im ernsten Zwie- nnd Zwinkerlichte.
In spitzen Kirchenstühlen, runden Schiffen
Flehn alle Kämpfer zu dem Weltenherrn,
Von Priesterworten feierlich ergriffen.
Zu ihren Häuptern schwebt ein Gnadenstern.
Ein Krieger spielt auf müder Orgel leise
Das niederländisch-dunkle Dankgebet,
Daß diese weihevolle Friedensweise
Den Weg der Wege: in die Seele geht.
Im Nischendämmer starren wohl die Toten
Der Walstatt, tief vermummt im Sterbeflor,
Wie eines ewigen Abends Schattenboten,
Als regungsloser, schwarzer Lauschercher.
Vom Hochaltare fließt das Licht der Kerzen
Und sinkt mit segnendem, beseeltem Schein
In dunkle Helme und in helle Herzen,
In Schwerter und in Hirtenzepter ein.
Der blauen Ampel stille Strahlenreise
Macht selbst vor den Gefangenen nicht Halt
Und schwebt vom Sieger zum Besiegten leise,
Von Bank zu Bank im hohen Pfeilerwald.
Und bleibt nur seltsam lang vor einem Bilde
Der stahldurchbohrten Muttergottes stehn.
Die lächelt sanft in erdentrückter Milde,
Als trüge sie ihr Leben nur als Lehn.
Sie kennt nur fromme Freunde, keine Feinde,
Da stets ihr lichtes Land die Liebe ist,
Und segnet aller Seelen Weltgemeinde,
So wie ihr Friedenssohn, der heilige Christ.

Catharina von Pommer-Esche:

Almendro. Roman-Novelle.

(Fortsetzung.)

Was ist der Mensch? Der hält sich für frei, glaubt dies, weil er sich von einer Seite nach der andern bewegen kann; sein Organismus ist auf zwei Säulen aufgebaut, und die tragen ihn über Berg und Tal in freiem Gang. Welcher Jrrtum! Nur in seltenen Fällen ist der Mensch wirklich frei — ein düsterer Drang treibt ihn dahin, wohin er nicht sollte!

Jnzwischen war die Sonne untergegangen und Dunkelheit eingebrochen, nur am fernen Horizont zeigten sich noch feurige Lichter, welche die Wellen küßten. Es zog ein Gewitter auf, eine Seltenheit in dieser Gegend, das paßte zu Don Adrianos Stimmung, und der Einsame auf dem Felsenriff rührte sich nicht. Er empfand eine dumpfe Wut gegen das Verhängnis seines Daseins. Da, was war das? Don Adriano empfand plötzlich einen Eindruck, als ob er sich ganz in hellem Schein befinde, sein Kopf wurde freier, es war ein greller Blitz, der ihn in seinem intensiven Licht umgab, und bald darauf rollender Donner. Wie Klarheit kam es über ihn: Der Mensch soll kein Sklave sein, er muß die Ketten abschütteln, denn umsonst ist er nicht die Krone der Schöpfung. Lange konnte er seinen Grübeleien nicht nachhängen, denn ein wolkenbruchartiger Regen schüttete sich über ihm aus. Leichtfüßig trat er den Weg zu seinem Turm an. Es tat ihm wohl, sein Jnneres hatte sich ausgetobt, wie nun die große Allgewalt der Elemente es tat; ganz in seiner Nähe schlug ein Blitz ein.

Beim Eintreten in den Turm zündete er Licht an, hüllte sich in die Jacke dichter Wolle, die ihm für seine nächtlichen Ausflüge diente, und nahm ein Buch, bis Juan Mäto ihm das Abendbrot bringen würde. Es war eins jener furchtbaren Gewitter, bei denen sich der Mensch der Allmacht Gottes gegenüber so klein fühlt; nur Don Adriano empfand nicht solche Demut, er war durch und durch ein stolzer Charakter, ungebeugt selbst bei seiner jetzigen Lage.

Heute war bei Juan Mäto wieder Brautschau — trotz des Unwetters, er hatte erlaubt, daß man noch verweilte, da er Mitleid fühlte mit jenen, die weit entfernt von ihrem Heim waren. Vielleicht hörte es bald zu toben auf, und wenn nicht, so könnten sie in der Küche schlafen. Die Jünglinge waren allesamt zufrieden mit diesem Unwetter, das ihnen gestattete, längere Zeit Almendro in ihrem Festkleide zu betrachten, die inmitten des Raumes saß, neben ihr ein leerer Stuhl. Viele hatten dort heut gesessen, aber keiner wagte es,

nochmals zu ihr zu gehen. Jn einer Ecke saß Voz, neue Verse ersinnend, Esteban auf dem Fußboden, das Kinn auf beide Hände gestützt. Juan Müto schlummerte gemütlich, und seine Frau schrak bei jedem neuen Blitz zusammen und griff nach ihrem Rosenkranz, schnell ein Gebet murmelnd. Almendro schien etwas müde und ihre Augen waren halbgeschlossen. Da ertönte zweimal starkes Klopfen. Der Hund bellte nicht, sondern wedelte ruhig mit dem Schwanz. Almendro und ihre Mutter blickten mit Schrecken nach der Tür. Wer konnte es wohl sein? Zu dieser Stunde, in dieser Nacht? Esteban sprang sogleich auf, und Juan Mäto rief: „Herein!" Die Tür öffnete sich mit starkem Luftzug, der die Lichter flackern machte; und eine Gestalt, wie in Mönchstracht, zeigte sich, von Regen triefend, das Gesicht verhüllt. Sie trat ein — sichern Trittes, ohne zu grüßen, gefolgt von dem Hunde, der die Füße mit freundlichem Knurren beschnüffelte — und setzte sich ohne weiteres auf den leeren Stuhl neben Almendro. Dann streifte er die Kapuze zurück und schaute Almendro an. „Ah!" ertönte ihre Stimme, indem sie erbleichte, „Don Adriano!" So heftig war ihr Schreck, daß sie einer Ohnmacht nahe war.

Dritter Teil.

I.

„Ob du auch strauchelst, nur vorwärts immer.
Zaghaftes Zaudern macht es nur schlimmer,
Gäb's Hindernisse auch noch so viele.
Nur Mut, so kommst du zuletzt doch zum Ziele."

Diesen Ausspruch hatte sich Don Adriano irgendwo aufgelesen, und als er vom Fischen mit dem alten Calamaro zurückkehrte, gab er seinen inneren Gedanken die Sporen und fühlte sogar, daß er Hunger hatte. Das Eintreten Juan Mätos mit dem Essen war ihm lieb. Mäto entledigte sich der Bürde mit einer ungewohnten Feierlichkeit. Er pflegte sonst nicht das Essen zu bringen, sondern sein Sohn Esteban. Almendro hatte schon seit einiger Zeit keinen Schritt mehr in das Turmgemach gesetzt. Don Adriano aß mit gutem Appetit, aber das ernste Gesicht des Bauern fiel ihm doch auf.

„Juan, Jhr wünscht, mir etwas zu sagen, und bringt es nicht heraus!"

„Ja so ist es, Herr!"

Juan M5to hatte mit einemmal die Scheu überwunden und platzte damit heraus:

„Ja, und sogar etwas sehr Wichtiges. Zwei Tage habe ich mich damit herumgetragen, aber nun kann ich nicht länger schweigen. Daß ich heute das Essen bringe, hat den Grund, daß ich den Herrn sprechen will. Was wünscht denn Don Adriano? Warum machte er sich lustig über die, die ihn doch so gern haben?"

„Jch mich lustig machen?"
„Ja, denn welche Laune hat den Herrn denn veranlaßt, am Cortejo teil-
zunehmen und sich neben Almendro hinzusetzen, genau wie ein Bewerber? Ach,
Don Ädriano, diese Cortejos sind etwas Ernstes. Denn dafür töten sich die Männer.
Jch weiß wohl, daß Fremde sich lustig machen über diese Gebräuche, daß man sie
für etwas Absonderliches hält, aber warum wollt Jhr denn nicht den armen
Jnsulanern das ungestört lassen, was doch seit Jahrhunderten hier Sitte ist?"
„Aber lieber Juan, ich bin im größten Ernst, bin in Wahrheit Bewerber
Eurer Almendro, wie alle andern, wie der Voz, wie der Hierro. Neulich abends
stellte ich mich vor, ^weil ich es nicht mehr ertragen konnte, denn ich liebe
Almendro und will sie heiraten, wenn sie mich annimmt."
Sein ehrlicher und leidenschaftlicher Ausdruck ließen dem Vater der schönen
Jungfrau keinen Zweifel.
„Also ist es Wahrheit? So etwas hat mir meine Tochter gesagt unter
Tränen, als ich sie nach der Ursache des Besuches des Herrn fragte. Jch glaubte
es ihr nicht." Nun, diese Gewißheit zauberte ein glückliches Lächeln auf seine
Züge. „O Don Adriano, ich bin sehr geschmeichelt durch diesen Ehrenbeweis.
Für das Mädchen ist aber die Sache gefährlich. Sie könnte hochmütig werden
und sich eines Prinzen wert achten und dann keinen Bauern zum Gatten wollen.
Es kann nicht sein. Herr, begreift Jhr nicht die Unmöglichkeit? Jch bin auch jung
gewesen und kenne das. Ein erstes aufflackerndes Gefühl für eine Bäuerin, die
nicht häßlich ist — aber dann später, wenn die Vernunft ihr Recht verlangt, über-
legt man sich solche Dummheiten. Also denke ich, der Herr wird zur Einsicht
kommen."
Don Adriano schüttelte den Kopf.
„Nein, weder Scherz noch Laune. Jch liebe Almendro, eine wahre Leiden-
schuft erfüllt mich." Lange genug habe er sich gequält mit Vorurteilen und wäre
deren Sklave gewesen; er wäre einer ihrer Bewerber mit gleichem Recht wie
die andern. Juan Mäto hob mit gemischten Gefühlen die Hände gefaltet zum
Himmel und stammelte nur: „Seüor — Herr Gott!" Er mußte den Herrn des
Himmels als Zeugen anrufen, um seine beklommene Brust zu erleichtern. Ein
de Mosca sich mit einer Bäuerin verheiraten, wenn's auch seine schöne gute
Tochter war! Die Welt schien sich ihm zu drehen!
Aber hatte denn Don Adriano nachgedacht, was dieser Wunsch bedeute?
Die ganze'Hochachtung, die in Juan Mätos Seele wurzelte von den langen Jahren
der Dienste bei der vornehmen Familie, die geradezu religiöse Ehrfurcht, die er
für Don Adrianos Eltern empfand, das alles erwachte in ihm, und dieser Konflikt
in der Seele des braven Bauern, der ein wahrhaft goldenes Herz hatte, war
rührend. Aber der Standesunterschied war zu groß. Don Adrianos Vater war
sogar eine Zeitlang in Madrid bei Hofe gewesen, hatte bei Tisch mit den hohen
Herrschaften gesessen, mit ihnen Karten gespielt und lebte wie ein Fürst daheim. Und

der Großvater! Juan Mäto hatte ihn einmal gesehn. Was war das für ein vor-
nehmer Herr — mit dem ernsten Gesicht, »hne Lächeln, und die Würde, die
auch seine gütigen Handlungen begleitete. Er war wie ein König aus alten
Zeiten, ein Vater der Armen, in einer Hand das Brot, in der anderen die
kriegerische Kugel. O, du alte herrliche spanische Zeit! Und soll ich armer Bauer,
Juan Mäto, Verwandter werden von solch großem, vornehmem Geschlecht,
aus dem jene ganze Galerie hervorging, deren Gemälde ich im Palast de
Mosca bewundern durfte?
„Ach, Don Adriano, ich komme zu meinem Glauben zurück, daß alles Scherz
ist, der ernste Schein darf mich nicht täuschen."
Don Adriano richtete seine Blicke auf das Jnnere des Turmgemachs.
„Aber ich bin arm, Juan! Du bist reich im Vergleich zu mir. Wozu an meine
Vorfahren erinnern, wo ich von deiner Barmherzigkeit lebe! Wenn du mich ver<
abschieden würdest, so wüßte ich nicht, wohin ich mich wenden soll."
Der Ausdruck der Ungläubigkeit, womit Juan Mäto diese Bemerkungen
aufnahm, zeigte sich wieder.
„Arm? Und ist denn nicht dieser Turm Euer Eigentum?"
Don Adriano nickte lachend.
Juan Mäto fuhr fort. Auf der großen Jnsel Mallorca bliebe ihm ja doch
viel, sobald es ein wenig in Ordnung gebracht wäre.
„Ein de Mosca ist nie arm. Nach diesen Zeiten werden andere kommen."
Don Adriano ließ nun ab davon, seine Armut zu wiederholen. Wenn
er ihn für reich hielt, nun vielleicht wäre es besser. Dann könnten jene Leute
nicht sagen, daß er ein ruinierter Mann sei, der durch diese Heirat die Ländereien
der Familie Mäto gewinnen wolle. Warum regte sich Juan so auf über seine
Bewerbung? War es nicht auch die Wiederholung einer ewigen Geschichte, der
vom verkleideten König, der sich in die Hirtin verliebt und sie heimführt, —
— und er war kein König und nicht verkleidet, wohl aber in einer Lage wirk-
lichen Elends.
„Aber weißt du, ob Almendro mich liebt oder nicht? Weißt du, ob sie
deine Ansichten teilt?"
Juan blieb eine Weile still, dazu ironisch lächelnd.
„Ach die Frauen! Almendro ist wie die andern, Freundin des Außer-
gewöhnlichen. Jn ihrem Alter träumen alle, daß ein Graf oder Marquis
käme, sie in einem goldenen Wagen abzuholen, damit die Freundinnen vor Neid
bersten. Jch träumte auch, als ich ein junger Bursche war, daß ich die Schönsie
und Reichste der Jnsel freien würde, schön wie die heilige Jungfrau und mit
Feldern von unermeßlicher Ausdehnung. — . . . Ja, vielleicht hat sie den Herrn
gern, ohne sich dessen selbst klar bewußt zu sein. Sie weint, wenn davon die Rede
ist, sagt, es sei eine Torheit gewesen, aber kein Wort gegen den Herrn. Ach das
Herz, wenn man da hineinsehen könnte!"

Don Adriano nahm diese Worte mit einem frohen Lächeln auf, aber der
Bauer zerstörte sogleich seine Freude und sagte:
„Es kann nicht sein und wird nicht sein, denn ich bin ihr Vater und will
ihr Bestes. Ach, Don Adriano, es bleibe doch jeder bei seinesgleichen. Jch er-
innere mich eben eines Mönchs, der einsam bei dem Wallfahrtskirchlein del Pino
wohnte, er war ein weiser Mann, aber doch halb im Wahn. Er gab sich Mühe,
einen Hahn und eine Möwe zu paaren. Trotz aller Versuche wurde nichts aus
dieser ungleichen Geflügelehe."
Juan Mäto hatte sich nun alles vom Herzen herunter geredet und
räumte die Teller in den Korb.
„Also, Don Adriano, es bleibt dabei, Sie werden meine Tochter nicht mehr
beunruhigen mit Ihren Scherzen."
„Nein, Juan, und tausendmal nein, ich liebe Almendro. Jch achte ja Eure
Sitten, so laßt es mich doch ebenso mitmachen, wie die andern."
Er lachte über Juan Mätos verdrießlichen Ausdruck. Außerdem würden
sich die Freundinnen Almendros lustig machen — und was die jungen Leute
betrifft, da kochte schon in ihnen die innere Wut, und sicherlich brauten sie jetzt
schon im stillen eine Verschwörung gegen den Fremden. Die Jnsulaner sind
nun einmal, wie sie sind. Sie töten einander, ohne Fremde zu belästigen,
wenn sie jene für unbekannt mit ihren Sitten halten, aber wenn der Fremde
sich in ihre intimsten Angelegenheiten mischte — nun so sei Gefahr ganz sicher da.
„Don Adriano, denken Sie an Jhren Vater! Alles, was wir haben, ist
wie Jhr Eigentum, aber in dieser Laune beharren Sie nicht, es würde Jhnen
Unglück bringen."
Don Adriano, der angefangen hatte, mit Gleichgültigkeit zuzuhören, sträubte
sich immer mehr gegen solche Warnungen. Er solle Furcht haben! Er war
beseelt von der kriegerischen Leidenschaft des Verliebten, wozu sich noch der ihm
angeborene Stolz gesellte. Er würde zum Cortejo gehn, hätte ja gute treue Ge-
fährten, ihn zu schützen im Falle eines Angriffes. Und er sah hinauf zum Ge-
wehr, das an der Wand hing, und auf den Revolver.
Juan Mäto senkte den Kopf in Betrübnis. Freilich er war auch so gewesen
als Jüngling. Die Frauen verleiten zu den allergrößten Torheiten. Es war
wohl überflüssig, weiter in den Herrn zu dringen, er war gerade solch Starrkopf
wie seine Vorfahren:
„Also, Don Adriano, so haben Sie Jhren starren Willen, aber erinnern
Sie sich daran, was ich sage. Es erwartet uns Unglück!"
So ging er hinaus, der Seewind hob die Enden seines weiten Mantels,
den er wie eine Toga über den Schultern trug. Bald darauf entdeckte Don
Adriano in den Tamariskengebüschen einen Jüngling, der vorsichtig von rechts
nach links blickte, und als er glaubte, nicht beobachtet zu sein, schnurstracks zum
Turm sich wandte und in Sätzen die Treppe hinaufsprang. Es war Esteban.

Oben angelangt, lachte er fröhlich. Seit jener Nacht, wo der Herr auch öffentlich als Freier aufgetreten war, behandelte er ihn mit noch größerem Vertrauen. Als ob er schon zur Familie gehöre. Er legte keinen Protest ein, und er fand gar nichts Außergewöhnliches dabei, daß Almendro dem Herrn gefiele und er sie heiraten wolle.
„Und du warst nicht mit nach der Virjen del Pino?"
„Ach" — lachte Esteban hell auf, „halben Wegs habe ich die beiden Frauen verlassen und nur gewartet, bis der Vater den Turm verläßt. Sicherlich hatte er mit Don Adriano Wichtiges zu bereden, daher hat er alle entfernt und selbst das Essen herausgebracht. Seit Tagen spricht man daheim nur von des Herrn plötzlichem Auftauchen beim Cortejo, und der Vater ist schlechter Laune über das alles."
„Und die liebliche Almendro, was sagt sie, wenn du zu ihr über mich sprichst?"
Der Jüngling war sichtlich darüber erfreut, zum Vertrauten des Herrn auserkoren zu sein, und erzählte: „Ja, die Schwester sagt nichts, lächelte aber beim Hören des Namens, dann werden auch ihre schönen Augen feucht, und einmal hat sie auch gebeten, ich solle mich nicht in diese Sache mischen und lieber aufs Seminar gehen, um zu studieren. Die Sache wird sich aber machen," sagte Esteban mit komischer Würde, von der Wichtigkeit seines neuen Postens erfüllt. „Jch bin überzeugt, daß meine Schwester für den Herrn ihre Liebe aufbewahrt, — nur, daß sie große Ehrfurcht hat und eine gewisse Scheu — wegen des Standes-unterschiedes."
Jnzwischen war dieser jugendliche Geist auch noch mit etwas beschäftigt, nämlich mit den andern Bewerbern, den Eingeborenen:
„Ach, Don Adriano, gebt acht! Jch weiß zwar nichts Bestimmtes, nur daß die Jünglinge das Vertrauen zu mir verloren haben und sich hüteten, in meiner Gegenwart zu sprechen. Aber ganz sicher führen sie etwas im Schilde. Eine Woche früher waren sie sich uneinig, in Eifersucht getrennt — aber nun haben sie sich alle vereint gegen den Fremden, den Eindringling. Sie schweigen, aber dieses Stillschweigen ist wenig beruhigend. Der Einzige, der sich offen ausläßt und seinen Zorn zeigt, ist Voz. Als sie es sahen, wie Don Adriano eintrat und sich neben meine Schwester setzte, waren sie verblüfft. Mir war es auch wie eine Traumerscheinung, ich wußte nicht, was ich sah, aber seit einiger Zeit merkt es auch mein Herz, daß Almendro dem Herrn wohl nicht gleichgültig ist! Nun aber ist ihnen der erste Schrecken schon vergangen, und sie werden etwas zusammen brauen. Wir werden es erleben! Und Grund haben sie ja allerdings dazu! Wenn ein Fremder, wenngleich Spanier, aber doch von der andern Jnsel ihnen die Braut nehmen will." Einen Augenblick stürmte in dem jungen Gemüt dieses Gerechtigkeitsgefühl für seine Freunde auf, aber schnell gewann seine Dankbarkeit und Liebe zu Don Adriano die Oberhand:

„Es tut nichts. Sie lieben Almendro, und das ist genug! Warum soll
meine Schwester das Land beackern und ein Leben voll gewöhnlicher Arbeit haben,
wenn ein Herr wie Don Adriano sie liebt und zu sich erheben will? Und dann
weiter noch" — dabei lächelte der brave Esteban verschmitzt — „mir paßt diese Heirat
ganz besonders! Don Adriano wird nicht die Felder hier bebauen, Sie werden
sich Almendro mitnehmen — und mein Vater, der dann keinen andern haben wird,
um seine Besitzung zu hinterlassen, wird mich, den Sohn, einsetzen, ich werde
heiraten und dann — pst, pst! — Leb' wohl, Mönchsberuf! Jch sage es, so wird
es kommen, und hier stehe ich, mit der halben Jnsel mich zu verbinden zu Don
Adrianos Verteidigung! „Wenn man es so weit bringt, daß man Feinde hat,
dann ist man zu loben", heißt ein Sprichwort. Denn wer Feinde nicht ertragen
kann, ist keines Freundes wert! Das hat der Großvater oft ausgesprochen, und das
war ein berühmter Mann hier auf der Jnsel." Er blickte von rechts nach links,
ob etwa die Gardisten irgendwo auftauchten, als das aber nicht geschah, da glitt
seine Hand in den Gürtel und zog ein Messer hervor, dessen Glanz ihn zu hypno-
tisieren schien.
„Nicht wahr?" fragte er strahlend und blickte Don Adriano an. „Herrlich?"
Es war das Geschenk, das er vor einigen Tagen erhalten hatte. Don Adriano
war bester Laune. Esteban sollte zum Ritter geschlagen werden. Er mußte daher
niederknien, worauf er ihm mit feierlicher Miene drei Schläge auf die Schulter
versetzte, ihn zum unbezwinglichen Ritter von Sankt Joseph und der ganzen Jnsel
erklärend. Esteban, von glühender Begeisterung beseelt, nahm diese kleine Zeremonie
mit allem Ernst auf, indem 'er fest überzeugt war, daß dieses ein Gebrauch
unter den hohen Herren sei. Dann glitt er leicht mit einem Finger über die haar-
scharfe Schneide des Riesenmessers, über die er sich mächtig freute. Welches Kleinod!
Don Adriano nickte befriedigt.
„Mit diesem gibt es keinen, den wir zu fürchten hätten. Den Hierro?
Nein, auch niemand sonst."
Und mit komischem Ernst das Messer hochhaltend.
„Wehe, wer Don Adriano etwas zuleide täte. Als der Großvater in meinen
Jahren war, hatte er schon etwas geleistet, die ganze Jnsel fürchtete ihn."
Esteban blieb den halben Abend im Turm bei Don Adriano und sprach
von dessen Feinden, die er schon als die Seinigen betrachtete. Er träumte von
Heldentaten, und wie er den lieben Herrn vom Turm verteidigen wolle, wenn
Gefahr käme. Don Adriano war sehr belustigt durch des Knaben Bericht. Jn der
Abendstunde ging er hinunter. Jhm war kriegerisch zumute, einesteils wie ein Ver-
liebter im Jnnern, äußerlich wie ein Ritter mit stolzem Blick, kräftigem Arm, wenn-
gleich Rüstung und Harnisch fehlten. Sein Revolver steckte im Gürtel, er untersuchte
nochmals den Hahn, die Ladung auf sechs Schüsse, alles in Ordnung. Falls
ihn irgend jemand angreifen würde, war er also gerüstet. So wandelte er
durch die Tamariskensträuche, die im Dunkel hin- und herwogten, eine Hand

auf dem Kolben des Revolvers. Nichts! Als Don Adriano vor Juan Mätos Haus anlangte, stand dort schon eine Menge von Bewerbern und wartete auf das Zeichen, eingelassen zu werden. Don Adrianos Gruß erwiderte man mit kaum verständlichem Brummen. Sofort hörte jegliche Unterhaltung auf, um einer lautlosen Stille Raum zu machen. Don Adriano stellte sich an einen Pfeiler des Eingangs, hoch die Stirn und stolz die Haltung, geradeaus den Blick gerichtet, als erriete er im Dunkel die auf ihn gerichteten Augen. Er fühlte eine gewisse Ergriffenheit, aber nicht von Schreck, er vergaß beinahe die Feinde, die ihn umgaben. Er dachte an Almendro; fühlte jene Fieberschauer, wenn man die Nähe der geliebten Frau errät und sich doch nicht sicher fühlt, — ihre Gegenwart fürchtend und ersehnend. Was würden seine Freunde von früher, aus der eleganten Welt, sagen, wenn sie den vornehmen Mosca, hier inmitten von Bauern, selbst als Bauer gekleidet, einer Bäuerin nachstellend sähen, die früher seine Dienerin gewesen! Endlich wurde die Tür geöffnet, und Juan Mätos Silhouette zeichnete sich ab — seine gewöhnliche Aufforderung ertönte, wie ein Patriarch, der die Wünsche der Jugend versteht. Einer nach dem andern trat ein. Als Juan Mäto den Herrn erkannte, durchfuhr ihn doch ein Schreck; da war er wieder, wie die andern, als einfacher Bewerber hier vor dem Hause, das doch wie das seine war! Don Adriano sagte, er hoffe, gerade dadurch, daß er diese Sitte mitmachte, leichter zum Ziel zu kommen. Juan Mäto bat ihn, neben ihm Platz zu nehmen, er wollte ihn ablenken durch Unterhaltung, aber Don Adriano wandte nicht die Augen von Almendro, die wie eine Königin in der Mitte saß und dabei in vornehmer Bescheidenheit ihre Huldigungen entgegennahm. Sie tat, als sähe sie Don Adriano nicht. Es herrschte eine dumpfe, gedrückte Stimmung unter den jungen Leuten, es kam nicht, wie sonst, Heiterkeit auf. Es war die Gegenwart des Fremden, der aus der verhaßten Nachbarinsel stammte. Als alle Anwesenden ihre Versuche bei Almendro gemacht, stand Don Adriano auf. Er machte den Schluß und nahm neben Almendro Platz, welche die Blicke auf ihre Füße senkte. Alle Bewerber verhielten sich mäuschenstill, um jedes Wort aufzufangen, aber der schlaue gute Juan Miito, diese Absicht erratend, begann sich ganz laut mit Frau und Sohn über die Arbeiten zu unterhalten, die sie am folgenden Tage vornehmen würden.

„Almendro — liebliche Blume!"

Die Stimme Don Adrianos klang wie ein süßes Quellengemurmel in ihr Ohr.

„Hier bin ich nun, dich zu überzeugen, daß es wahre Liebe ist, keine Laune. Lange habe ich in meiner Blindheit nicht gewußt, was mir fehlte, nun aber habe ich es herausgefunden, wo das Glück weilt, das Glück bist du, Almendro! Jch bin arm, aber ich liebe dich! Nur ein Wort, das die Ungewißheit, in der ich lebe, zerstreuen könnte."

Aber Almendro schüttelte den Kopf, als sie Don Adrianos Atem sich nähev fühlte. —

„Nein, nein, geht, Senor! Jch habe Furcht!"

Jhre Augen richteten sich auf alle Jünglinge mit ihrem kummervollen Ausdruck, welche das Paar dort in der Mitte zu verschlingen schienen. „Furcht?"
Dieses Wort genügte, um Don Adriano aus seiner Stimmung als Liebesstehender zu ermuntern, und mit Stolz und Verachtung schaute er alle die Rivalen an!
„Furcht? Vor wem?"
Er fühlte sich fähig, es mit allen diesen Leuten aufzunehmen.
„Nein. Almendro! Weder für dich, noch für mich brauchst du zu fürchten. Jch bitte dich nur um ein Wörtchen, ob ich hoffen darf."
Aber Almendro blieb schweigsam, bleich, und an ihren langen, seidigen Wimpern hingen Tropfen, die unbemerkt hinabfielen.
Die Mutter, welche in einer Ecke saß und Korbflechtereien machte, fühlte mit Almendro nach Frauenart. Der Vater, der die traurigen Mienen der Tochter sah, trat dazwischen.
„Es ist halb zehn Uhr!"
Eine Bewegung der Ungeduld unter allen, noch fehlten viele Minuten an der Zeit, aber Juan Mäto blieb taub. Er merkte das Unwetter in den Gemütern der heißblütigen jungen Leute und bedeutete ihnen, daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen. Als Don Adriano bei ihm vorüberging, wollte er ihn zurückhalten, indem er ihn am Arm faßte. Er sollte warten. Er würde ihn bis zum Turm begleiten. Juan sah mit Besorgnis den Hierro an, der sich still davongeschlichen hatte. Don Adriano aber machte sich los mit einem heftigen Ruck. Er sollte gewissermaßen fremden Schutz annehmen? Welcher Einfall! Er war traurig über Almendros Stillschweigen, das er als eine Zurückweisung deutete. Die jungen Leute verteilten sich im Dunkel ohne Rufe, ohne Lieder, als ob sie von einem Begräbnis kämen. Don Adriano ging seines Wegs, ohne sich umzusehen, beinahe wünschend, daß jemand seiner Spur folgte, und ging durch das Dickicht der Tamaristen. Am Fuß des Hügels blieb er stehen. Bei dem klaren Sternenhimmel konnte er deutlich seinen eignen Schatten sehen. Er hielt den Revolver in der Rechten, zum Abdrücken bereit. Ach, ob ihn denn niemand verfolgte? Sollte denn keiner aus der ganzen Schar sich einstellen? Die Zeit verging aber, ohne daß jemand sich zeigte. Da steckte er den Revolver wieder ein und setzte den Weg fort bis zum Turm.
Am folgenden Tage ging er wieder zum Fischen. Bei seiner Rückkehr fand er schon sein Abendbrot auf dem Tisch. Einige Hieroglyphen an der Wand und sein Name, der Ritter des Turmes, Don Adriano el Grande de Mosca! stand eingeritzt dort. Das hatte offenbar Esteban getan. Er mußte irgend etwas mit dem geliebten Messer, seinem ganzen Stolz, vollführen. Den Tag darauf erschien er mit geheimnisvollen Mienen. Er hatte dem Herrn wichtige Dinge mitzuteilen. Am vorigen Abend, im Begriff, ein Wild zu spionieren, hatte er im Wald nahe der Schmiede Hierros, von fern gesehen, wie jener mit Voz sprach.

„Und was weiter?" fragte Don Adriano erstaunt, als Esteban nichts
mehr sagte.
„Erscheint das etwa dem Herrn wenig? Voz liebt nicht die Berge und
Anhöhen, da seine schwache Brust das Steigen nicht verträgt und ihm Husten
verursacht. Er geht stetsAn die Täler, setzt sich unter die Feigenbäume oder ans
Meeresufer. Wenn er also dort bis zur Schmiede herauf gekeucht ist, so hat
das etwas zu bedeuten, so ist er einem Ruf des Hierro gefolgt. Die beiden
sprachen mit großem Eifer. Hierro schien ihm Ratschläge zu geben, und er
hörte ihm mit Zustimmung zu."
„Und was denn eigentlich?" fragte Don Adriano weiter.
Esteban schien verwundert, daß der Herr so ruhig die Sache ansah.
„Augen offen, Don Adriano! Jhr kennt die Jnsulaner nicht, wenn sie
gereizt sind! Diese Unterhaltung in der Schmiede mahnt zur Vorsicht. Heute ist
Samstag, am Abend ist der Cortejo, und sicher planten sie etwas gegen den Herrn,
wenn er sich auch wieder einfände."
Don Adriano zuckte verächtlich die Achseln. Er würde erst recht kommen,
schon damit jene nicht meinten, er kenne Furcht: Er sei doch Spanier vom Kopf
bis zur Zehe.
Jn einer Art Kriegsbereitschaft verbrachte er die Zeit bis zum Abend.
Wundersames Empfinden — jene feine Nervosität, wo alle Sinne beben wie ein
straff gespannter Bogen. Beim grellen Schein der südlichen Sonne, am Tage
mochte er heute nicht in das Haus gehen. Er sah nur hinab, ob nicht die zierliche
Gestalt Almendros irgendwo sichtbar sei. Seit er in aller Forn^ zu den öffent-
lichen Bewerbern zählte, konnte er sich nicht als Freund, wie vordem zeigen.
Als aber die Sonne zur Rüste ging und die Sterne blinkten, da stieg Don
Adriano zum Turm hinab. Während des kurzen Wegs stürmten die Gedanken
wieder in ihm; Almendro war mehr wert als alles, was er bisher vom weiblichen
Geschlecht gekannt hatte. Alles Vorhergegangene war doch falsch, trügerisch ge-
wesen, wie das Leben sich zeigt im Theatergewande, gemalt, mit Schminke und
Flittergold. Hier war das Echte, jener Liebreiz, wie er ihm noch nie begegnet war.
Bei seiner Ankunft waren schon alle versammelt. Seinen Gruß erwiderte
niemand, nicht einmal ein leises Brummen, wie das letztemal. Als Juan Mäto
alle einließ, bemerkte Don Adriano, daß Voz sich niedergesetzt hatte, das Tamburin
im Arm. Es war heute Musik-Abend. Auf den Gesichtern einiger junger Leute
sah man einen spöttischen Ausdruck, als ob sie etwas Besonderes erwarteten,
andere Ernstere zeigten dagegen in ihren Mienen vornehmen Verdruß. Der Hierro
verhielt sich unbeweglich in einem entlegenen Winkel, um möglichst wenig bemerkt
zu werden. Einige junge Leute redeten mit Almendro, aber als der Stuhl frei
war, schritt Voz vor und setzte sich, das Tamburin in der Hand. Er sang erst
ein Präludium und schlug im Takt sein Tamburin. Er hatte, so schien es, etwas
Neues gedichtet zu Ehren der Tochter des Hauses. Nun sollte es beginnen,

man lauschte — denn die einfachen Seelen dieser Jnsulaner hatten viel Sinn für Dichtkunst und Musik. Der arme Brustschwache schien heute eine besondere Kraft zu entfalten. Seine Wangen waren hoch gerötet, und großer Eifer schien ihn zu beseelen; seine Augen funkelten. Bei den ersten Versen brach eine Lachsalve aus. Man beglückwünschte ihn zu der feinen Jronie. Don Adriano begriff aber kaum etwas; der Dialekt machte es schwerverständlich. Hinter jeder Strophe kam ein Refrain. Allmählich fand sich aber Don Adriano hinein und entnahm, daß der Voz sich in seiner Romanze an die Bäuerinnen wandte, die ihre Heimat verlassen wollten, um Edelleute zu heiraten, davon träumend, dieselben Moden anzunehmen wie die feinen Damen in den Städten. Jene Moden beschrieb der Dichter in Ausdrücken, die die Bauern zum Lachen brachten. Der gute Juan Mäto lachte auch mit, denn dieses Naturkind Voz war in der Tat mit dichterischer Begabung ausgestattet.
Doch es kam bald eine andere Wendung. Aus der allgemein gehaltenen Betrachtung richtete der Dichter seine Pfeile gegen eine einzelne Person, und es wurde immer durchsichtiger, wer gemeint war. Ehrgeizig, ohne Herz — klang es da aus den Versen. Don Adriano sah instinktiv Almendro an, die ganz ruhig blieb, mit gesenktem Blick und bleich, wie erschrocken, nicht durch das, was sie eben gehört, sondern ahnend, was nun wohl kommen könnte. Don Adriano fing an stutzig zu werden, rückte hin und her, entrüstet darüber, daß es jemand wagte, Almendro so durch spitze Worte zu belästigen. Da erschallte auf einmal ein Riesengelächter. Don Adriano gab jetzt acht. Der Sänger machte sich lustig über die Bäuerin, die, um eine Dame zu werden, sich mit einem armen Ruinierten, ohne Haus, einem Fremden, verheiraten wolle, der kein Land zum Bebauen hatte. Diese Strophe wirkte am stärksten. Juan M5to, der sonst etwas schwerfällig dachte, erkannte sofort die Absicht, breitete befehlend die Hände aus und llief mit lauter Stimme: „Genug — aufhören!"
Aber schon war, wie von elektrischem Schlage gerührt, Don Adriano aufgesprungen, mit einem Griff riß er dem Voz das Tamburin aus der Hand und warf es mit solcher Wucht an seinen Kopf, daß Blut herabrieselte. Alle Anwesenden sprangen von den Sitzen auf und griffen nach dem Gürtel, wohl nicht wissend, wozu. Almendro flüchtete an die Seite ihrer Mutter, Esteban hielt den Augenblick für gekommen, sein Messer irgendwie einzuweihen. Der Vater mit der Würde der Jahre setzte sich allen entgegen: „Hinaus!" schrie er. Alle gehorchten.
Unter den Bauern waren die Meinungen geteilt. Einige sagten, es wäre grausam, den armen, schwachen Brustkranken so zu behandeln, andere schüttelten verneinend den Kopf. Das hätten sie nicht anders erwartet, denn ein Mann von Ehre ließe sich doch nicht ungestraft beleidigen. Sie waren gegen das Spottgedicht, echte Männer müßten stets frei und frank einander gegenübertreten. Jnzwischen hatte Voz das am Kopfe angeklebte Tamburin entfernt, sich vom Blute

gereinigt und seufzte, halb im Schmerz der Schwäche, halb in Wut. Er sammelte Steine, um damit auf Don Adriano zu werfen, aber einige Bauern nahmen ihn mit fort. Er schrie aber noch von weitem, er würde den Fremden töten. Er allein würde das übernehmen. Don Adriano blieb ganz ruhig, die eine Hand am Gürtel. Er fühlte sich beschämt, weil er an einem Schwächling seine, sonst ja völlig gerechte Rache und Strafe vollzogen. Er hätte gewünscht, der Hierro wäre es gewesen! Seine Augen suchten ihn. Jndessen war er verschwunden. Als Don Adriano etwas später, nachdem der Aufruhr vergangen, seinen Heimweg zum Turm antrat, sah er sich mehrmals um, die Waffe in der Hand, aber nichts rührte sich.

II.

Tags darauf, bald nach Sonnenaufgang, lief Esteban, um Don Adriano aufzusuchen, und zeigte schon bei seinem Eintreten in das Turmgemach, daß er der Träger wichtiger Nachrichten sei. Daheim hatten allesamt eine schlechte Nacht verbracht. Almendro weinte, die Mutter beklagte den Vorfall. Was würden die Leute der Nachbarschaft denken, daß bei ihnen Schlägereien, Raufereien vorkämen! Almendro war es gleichgültig, was ihre Freundinnen dächten, etwas ganz anderes beschäftigte sie, worüber ihre Tränen flossen. Juan Mäto war wohl eine Stunde lang in der Küche auf und ab gerannt, mit geballter Faust und vor sich hin murmelnd:

„Ach Don Adriano! Sich in eine Sache zu stürzen, die doch unmöglich ist! Ein Starrkopf, wie sein ganzes Geschlecht!"

Esteban hatte auch kaum geschlafen, denn in ihm regte sich zuerst ein Verdacht, der aber allmählich zur vollen Gewißheit wurde. So platzte er heraus mit der Frage, wen denn Don Adriano für den Urheber des Spottgedichtes halte.

„Den Voz? Nein, Herr, sondern der Hierro! Die Verse sind das Machwerk des Voz, aber die Absicht stammt von dem bösen Hierro. Dieser hat dem Voz den Gedanken eingegeben, um den Herrn ^öffentlich zu beleidigen, fest davon überzeugt, daß er solches nicht ungerächt würde über sich ergehen lassen. So ist es mir nun ganz klar, was jene Besprechung dort auf dem Berge zu be< deuten hatte."

Don Adriano nahm die Mitteilung äußerst ruhig hin:

„Was ist denn dabei? Den stechen Sänger habe ich gestraft, der Hierro ist mir entwischt. Der ist doch ein Feigling und nicht wie sein Ruf."

Esteban schüttelte den Kopf.

„Der Herr kennt nicht die Schlauheit und die Sitten hier auf der Jnsel. Hierro spielt jetzt ein verschmitztes Spiel. Er trachtet danach, geheim seine Rache zu üben, damit nicht die Diener der Regierung dahinter kommen."

Don Adriano war ungeduldig:

„Aber so sprich doch!"

Esteban brachte nun seinen Verdacht hervor:

„Der Hierro könnte Don Adriano verborgen auflauern — am Fuß des

Turmes, im Dickicht der Tamarisken und mit einem gutgezielten Schuß treffen. Der allgemeine Verdacht würde sich auf den Voz richten wegen der Sache beim Musikabend."
„Ah," rief Don Adriano aus, als ob ihm auf einmal das Licht aufgegangen wäre. Esteban war zufrieden, den Ratgeber spielen zu dürfen. Don Adriano müsse hinfort mit mehr Vorsicht leben, nachts die Türe des Turms schließen, sich nicht an Schreie von außerhalb kehren. Sicher würde der Hierro versuchen, ihn durch Rufe hinauszulocken:
„Nur ja ganz still bleiben, Don Adriano, ich kenne das, es klingt wie Uhurufe, aber es sind Menschen, die solche ausstoßen. Bleibt ruhig im Turm, Don Adriano, denn die Rufe werden nur darauf berechnet, den Herrn in eine Falle zu locken. Diese Ratschläge betreffen die Nacht, des Tags kann der Herr ruhig ausgehen, ohne Furcht. Jch würde Euch gern überall hin begleiten."
Der eben dem Knabenalter entwachsene schöne Jüngling reckte sich stolz in die Höhe und griff flink nach dem Gürtel, um zu sehen, ob auch sein Stolz, das geliebte Messer, da sei. Mit gerührt freundlichem Ausdruck, aber auch ein wenig Jronie sah Don Adriano Esteban an:
„O, lachen Sie nur, Seüor, machen sich über mich lustig, aber ich bin doch zu etwas gut, ich habe doch dem Herrn die drohende Gefahr klar gemacht, der Hierro hat mit böser Absicht das Lied vorbereitet."
Da blickte er um sich und sah das Gewehr hängen:
„Gut, aber es sei doch auch geladen!"
Der Revolver lag auf dem Tisch:
„Das geht aber nicht, den muß der Herr immer zur Hand haben, immer gerüstet. Denn sollte ein plötzlicher Überfall kommen, so fehlt vielleicht die Zeit, danach zu greifen. Denn bei so etwas geht's oft nach Sekunden." Dieser uralte Piratenturm, der in vergangenen Jahrhunderten bei den Seeräuberkämpfen gedient hat, der nun einen so vornehmen Bewohner birgt, zog die ganze Aufmerksamkeit des Jungen auf sich. Er begann, sich alles genau zu betrachten, als ob ein Feind unten an der Treppe lauere. Er ging bis zur Tür, die ja ein elendes altes Holzwerk war und des Nachts mit allerlei Gerumpel von losen Brettern verstellt wurde: „Das ist kein Schutz. Am allergefährlichsten aber ist es, hinunter zu steigen oder auch nur den Körper etwas hinabzubeugen. Der Feind könnte trotz der Dunkelheit einen Punkt ins Auge fassen. Nein, nein, diese Tür und die Treppe im Freien gefallen mir nicht. Da muß man nach einem andern Ausgang suchen," und so begab er sich ans Fenster. Mit katzenartiger Geschicklichkeit verschwand er und kletterte auf Händen und Füßen an dem groben Steinmauerwerk hinab, wo er Vertiefungen, eingehauene Stufen entdeckte. Sicherlich eine Geheimtreppe aus uralten Zeiten. Don Adriano ging auch ans Fenster und sah unten Esteban stehen, strahlend vor Freude, den Hut schwenkend

im Siegesbewußtsein einer sehr wichtigen Entdeckung. Er rannte rings herum um den Turm und war im Umsehen wieder oben bei Don Adriano:
„Gott sei Dank!" rief er begeistert, „OarNmda! die Alten haben's doch verstanden, an das Notwendige zu denken. Aber Don Adriano, lieber, verehrter Herr meiner Seele, das muß ein tiefes Geheimnis unter uns zweien bleiben. Niemand darf es erfahren. Das ist etwas. Während etwa der Hierro seine Uhurufe ausstieß, den Blick auf die Treppe gerichtet, würde der Herr durch das Fenster hinabsteigen, dann, unten angelangt, mit rascher Wendung den Feind von rückwärts angreifen: Piff, paff. Welche Gelegenheit!"
Er lachte wie ein kleiner Wilder und gedachte der Zeiten, wo die Großväter eine Jagd auf Menschen als das höchste betrachteten, ein feiner Unterschied von Mord, die Verhängung einer wohl verdienten Strafe. Don Adriano schien angesteckt von diesem Eifer Estebans. Wie wäre es, wenn er es auch versuchte, die Treppe hinunter zu gelangen! So ließ er zuerst seine Beine hinaushängen, und langsam tappte er dann herum nach den Löchern, die eingehauen waren. Allmählich kam er hinab. Sehr gut. Der Abstieg war leicht. Nach einigem Üben würde er so schnell wie Esteban herunter kommen. Der Jüngling lächelte beglückt darüber, der Lehrmeister des Herrn zu sein. Aber nun dürfe Don Adriano auch nicht vergessen: Wenn die Uhurufe näher ertönen sollten, dann nur gleich hinunter durchs Fenster.
Als mittags Don Adriano allein war, ergriff ihn ein kriegerisches Gelüsten, und er blickte auf das Gewehr an der Mauer. Der alte Calamaro rief heut vergebens hinauf, der Abend sei günstig, sie würden einen guten Fischfang tun.
„Nein, heute nicht, guter Calamaro, ich habe zu tun." Da erschien Esteban mit dem Essen. Er schien verwirrt und sogar betrübt. Der Vater war verdrießlich Wegen des Abends und habe ihn als Sündenbock auserkoren, ihn, der doch ganz unschuldig sei. Der Vater brummte, es sollten hinfort keine Cortejos mehr stattfinden. Und Esteban, der ungehorsame Sohn, hätte Schuld an allem, sein Widerstreben gegen das Seminar, seine Flucht — bei alledem war sich Juan Möto nicht recht klar darüber, wie sein Sohn die Vorfälle der letzten Zeit beeinflußt haben sollte.
„Aber wie in einem großen Kessel verschiedene Dinge überkochen und schäumen, so in des armen Vaters Kopf. Nun ist es aber zu Ende mit der Nachsicht. Nächste Woche wird Ernst gemacht, und dann bringt er mich selbst aufs Seminar. Es wird Schläge für mich absetzen. Denn bei dem sonst so guten Vater, wenn der einmal heftig wird, so ist es schlimm."
Esteban kehrte mit dem Korbe ins Haus zurück, brütend über allerlei unausführbare Rachegedanken. Aber er könnte doch seinen Freund Don Adriano unmöglich verlassen, jetzt wo ihm Gefahr drohte. Und er sollte ins Seminar, unter Leute, die Latein reden, fort vom Sonnenschein der schönen Freiheit. Nein und wieder nein!
(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s «
u

Politisch-wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. W. Stein.

Unser Zollbündnis mit Österreich-Ungarn.

Soeben hat eine unserer bedeutendsten Reedereien die Erklärung abgegeben, sie werde unmittelbar nach dem Kriege ihren Betrieb wieder in früherem Umfange aufnehmen. Diese bedeutsame Kundgebung zeigt, daß wir unsere Feinde nicht nur auf den Schlachtfeldern zu schlagen vermögen, sondern daß wir auch im wirtschaftlichen Kampfe aus dem Weltkrieg als Sieger hervorgehen werden; sie beweist, daß unser Ausfuhrhandel beim Friedensschluß auf demselben Punkte einsetzen wird, wo er bei Ausbruch des Krieges stehen blieb. Sie tut aber auch dar, daß in unseren Handels- und Schifffahrtskreisen der Gedanke des geschlossenen Wirtschaftsstaates, des einheitlichen inneren Marktes und anderer niemals zu verwirklichenden Vorschläge noch keine Wurzel zu fassen vermochte. Zugleich aber erkennen wir die Mahnung, der künftigen Gestaltung unserer Außenhandelsbeziehungen schon jetzt größte Aufmerksamkeit zu schenken. Eine Frage ist es vor allem, die weite Kreise interessiert: Wie wird sich nach dem Kriege unser handelspolitisches Verhältnis zu unseren Waffenbrüdern, zu Dsterreich-Ungarn, gestalten? Daß es enger, herzlicher werden wird, steht außer allem Zweifel. Das gemeinsam vergossene Blut kittet uns für Iahrhunderte zusammen, nur über die Form ist noch nachzudenken, denn so einfach, wie viele vielleicht wähnen, ist es nicht, den vielverzweigten Strom der Volkswirtschaft zweier großen Reiche in ein gemeinsames Bett zu leiten.

Der Gedanke eines zollpolitischcn Zusammenschlusses mit der Donaumonarchie, eines deutsch-österreichischen Zollvereins, wird schon seit geraumen Iahren erörtert. Eine Aussprache darüber in der Gesellschaft österreichischer Volkswirte im Iahre 1900 zeitigte große Unstimmigkeiten und vielfach geteilte Meinungen über das Für und Wider, wie denn über die Art des Zusammenschlusses verschiedene Vorschläge

gemacht worden sind. Die loseste Form, der irgendwelche Bedenken kaum entgegenstehen, wäre die Schaffung gemeinschaftlicher Einrichtungen, etwa gemeinsamer Grenzdienst, Beseitigung überflüssiger Zollformalitäten, Aufstellung einheitlicher Rechtsnormen für gewisse Rechtsgebiete, z. B. des Verkehrs, rechts und des Zollgerichtswesens, besserer Ausbau des Verkehrsnetzes, Vereinheitlichung der Handelsstatistik und anderes. Aus solchen Anfängen mag sich im Laufe der Zeit wohl ein engerer politischer Zusammenschluß ent-

wickeln. Vielen erscheint dies nicht weitgehend genug. Sie treten dafür ein, daß die beiden Kaiserreiche zwar ihre besonderen Zolltarife behalten, sich aber gegenseitig Zollermäßigungen gewahren sollen. Allerdings bedürfte es hierzu einer Änderung der Meistbegünstigungsklausel in einzelnen Handelsverträgen, soweit solche noch bestehen, denn wir können natürlich nicht alle Vorzugszölle, die wir etwa unseren Verbündeten zubilligen, anderen Staaten ohne jede Gegenleistung gewähren. Das durchgreifendste Mittel wäre indessen natürlich die Schaffung eines Zollvereins mit gemeinschaftlichem Zolltarif, die Bildung einer absoluten Zolleinheit mit völlig freiem Verkehr im Innern. Dem stehen auch die gegenwärtigen Handelsverträge mit den neutralen Ländern nicht im Wege, denn sie enthalten die Klausel, daß sie sich auch auf die mit einem der vertragschließenden Teile gegenwärtig oder künftig zollgeeinten Länder erstrecken. Die Bedeutung eines solchen Zusammenschlusses liegt nicht sowohl auf politischem, als auf wirtschaftlichem Gebiete. Gelingt er, so ist damit ein politischer Körper von 120 Millionen Menschen gebildet, denen mit einem Gebiet von 1,2 Millionen Quadratkilometer ein großer innerer Markt, ein gegen heute wesentlich erweitertes Absatzgebiet mit ziemlicher Gleichförmigkeit des Konsums zur Verfügung stehen würde. Die Vorteile liegen auf der Hand; sie bestehen vornehmlich in einer durch Massenfabrikation und weitgehende Arbeitsteilung bedingten Verbilligung der Produktionskosten, in Verbilligung der Lebenshaltung und dadurch in der Erhöhung der Wettbewerbsfähigkeit der Industrie auf dem Weltmarkte. Die Stellung eines zollgeeinten Deutschlands und Österreichs gegenüber dem Auslande müßte eine ganz gewaltige Stärkung erfahren, die nicht zuletzt bei den künftigen Handelsvertragsverhandlungen zum Ausdruck kommen würde, denn es ist klar, daß das Votum von 120 Millionen Menschen schwerer ins Gewicht fällt, als von 68 oder gar nur 53 Millionen. Die große Wasserstraße der Donau könnte dem Verkehr weit ergiebiger als bisher nutzbar gemacht werden zum Vorteil von Schiffahrt und Handel; deutsches Kapital könnte sich in Öster-

reich betätigen. Unfreundliche oder gar feindliche wirtschaftliche Maßnahmen anderer Staaten wären gegenüber einem solchen großen geschlossenen Wirtschaftskörpcr nutzlos, sicherlich wirkungslos. Um sich einen Begriff von dessen Bedeutung zu machen, sei erwähnt, daß der Ausfuhrhandel des Gesamtgebietes im Iahre 1913 fast zwölf Milliarden Mark betrug. Es ist kaum anzunehmen, daß Rußland es dann, wie es plant, unternehmen wird, die aus Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei stammenden Waren mit einem Zuschlagszoll von hundert Prozent zu belegen, der gar noch erhöht werden soll, falls die Einfuhr auf deutschen oder österreich-ungarischen Schiffen erfolgt. Was aber die Folgen der Niederlegung der Zollmauern zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn für diese Staaten selbst und ihre Beziehungen zueinander angeht, so würde zunächst des letzteren Landwirtschaft einen unmittelbaren Nutzen davon haben, während die deutsche die neue Konkurrenz wohl ertragen könnte. Dagegen wird vermutlich die deutsche Industrie den Vorteil haben, weil sie der österreichischen besonders in der Herstellung von Massenartikeln überlegen ist. Dafür ist die österreichische große Industrie so kapitalkräftig, daß sie eine Überrennung durch die deutsche nicht zu befürchten braucht. Sehr leicht könnten ja, wo etwa deutsche und österreichische Industrie einander im Wege stehen, durch Kartellverträge die Absatzgebiete sichergestellt werden. Indessen stehen dem Zusammen-

schluß manche Hindernisse und gewichtige Bedenken gegenüber. Ein gemeinsamer Zolltarif würde gemeinsame Währung voraussetzen, mindestens aber gesetzliche Festlegung des Wertverhältnisies zwischen Mark und Krone, und natürlich auch gemeinsame Zollverwaltung bedingen. Sogleich entsteht die Frage, wie denn nun die gemeinsamen Zolleinkünfte auf Deutschland und Österreich zu verteilen wären. Zwischen beiden Staaten bestehen nämlich grundlegende Unterschiede, die schon die Aufstellung eines gemeinsamen Zolltarifs sehr schwierig gestalten müßten. Die Entwicklung der Industrie in Österreich-Ungarn ist hinter der deutschen weit zurückgeblieben. Auch der Außenhandel des ersteren ist bedeutend geringer als der unsrige.
Auf den Kopf der Bevölkerung kommen in Deutschland 311 Mark Außenhandelswert im Iahre, in Österreich nur 100 Mark. Auf die Ursachen dieser Erscheinung braucht hier nicht eingegangen zu werden, sie liegen zum Teil in der Natur des Landes, das weniger mit Bodenschätzen gesegnet ist als Deutschland, in den durch die vielen Gebirge bedingten schlechteren Verkehrsverhältnissen begründet, zum Teil aber auch in dem Charakter der Bewohner, die beispielsweise eine erheblich größere Zahl Analphabeten unter sich bergen als wir, und in der Eigenart der Verwaltung, die wesentlich teurer arbeitet, ohne darum der unsrigen gleichwertig zu sein. Iedenfalls müßte die Herbeiführung der wirtschaftlichen Einheit zahlreiche und durchgreifende Reformen in Österreich-Ungarn bedingen.
Einen gerechten Schlüssel zur Verteilung der Einnahmen zu finden, ist sicherlich nicht ganz leicht. Wer aber meint, daß die gemeinsamen Einnahmen einfach zur Bestreitung gemeinsamer Ausgaben, etwa für Armee und Marine, Verwendung finden könnten, mag bedenken, daß dies den fast völligen Zusammenschluß auch auf anderen Gebieten voraussetzen würde. Und so weit sind wir noch nicht.
Die Hauptschwierigkeit aber besteht in den wirtschaftlichen Gegensätzen, die innerhalb der Donaumonarchie selbst vorhanden sind.
Diesen Bedenken darf man sich nicht verschließen; ihre gründliche und fortgesetzte Erörterung ist nicht nur wünschenswert, sondern sogar notwendig; sicherlich werden auch noch manche an-

dere aufsteigen. Keinesfalls aber sind sie so schwerwiegend, daß sie nicht überwunden werden könnten. Es gilt ein großes Ziel. Wird der Baum auch nicht auf einen Hieb gefällt, so wird der Anfang doch ganz sicher damit zu machen sein, daß zuvörderst die beiden Zentralmächte beim Abschluß neuer Handelsverträge gemeinsam vorgehen.

Rundschau der Kriegsliteratur.

Von Nr. M'. Kurt Ed. Imberg.

Ein Buch, das nicht warm genug allen denen empfohlen werden kann, die sich über die Entwicklung des heutigen Englands und des Gegensatzes zwischen diesem Lande und Deutschland orientieren wollen, ist das kürzlich im Verlage von I. G. Cotta (Stuttgart) erschienene Werk des bekannten Berliner Universitätsprofessors Eduard Meyer: „England. Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland." Es ist eine rein wissenschaftliche Arbeit von großem historischen Werte, die nicht durchtränkt ist von jenen gehässigen Vorwürfen, die man heute allzu oft in den Schriften selbst von Historikern findet.

Der Verfasser gibt zunächst eine kurze Skizze des englischen Staatscharakters. Er schildert uns die Ent-

wicklung der englischen Verfassung, den englischen Staats- und Freiheitsbegriff und die sich hieraus ergebenden Konsequenzen für die Staatsgestaltung. Nach einer kurzen Beleuchtung der Stellung Irlands zu England, dessen grausamen Unterwerfung und rücksichtslosen Ausbeutung durch die Engländer, und nach einigen Bemerkungen über den Freihandel und die Lehren der Manchesterschule, geht Meyer zu seinem Hauptthema über, zur englischen Politik und englischen Weltmacht. Es ist stets Englands Politik gewesen, mit Hilfe anderer Mächte dasjenige Volk des Kontinents zu bekriegen, das ihm auf dem Meere hinderlich war und ihm die Beherrschung der See streitig zu machen suchte. Nach der Niederringung der spanischen Seemacht im 16. Iahrhundert und der holländischen im 17. Iahrhundert, beginnt der Kampf gegen Frankreich, der sich durch das ganze 18. Iahrhundert hindurchzieht und erst mit der Niederwerfung Napoleons im Iahre 18<5 seinen Abschluß findet. Es folgt die Blütezeit der englischen Weltherrschaft, der Aufschwung des Handels und die Einsammlung der Früchte in den fernen Erdteilen. „Allmählich jedoch stiegen an dem heiteren Himmel der englischen Weltherrschaft einige Wolken auf, die sich allmählich verdichteten und in einem Gewitter zu entladen drohten." Es sind dies die Erpansionsgelüste Frankreichs in Afrika und Rußlands in Zentralasien und im fernen Osten, der wirtschaftliche Aufschwung der Vereinigten Staaten von Amerika und schließlich die Gründung des Deutschen Reiches. Der Anfang der sechziger Iahre bringt die Krisis und den Rücktritt Englands, und in den folgenden Iahren „trägt England ... die matten Züge einer altgewordenen und übersättigten Kultur, die zu einer großen Anstrengung nicht mehr fähig ist und sich resigniert bescheidct und fatalistisch in das Unabänderliche fügt". Erst in den achtziger Iahren beginnt von neuem eine Zeit kolonialer Ausbreitung, die Kämpfe gegen die Burenstaaten, die Besetzung Ägyptens und die regere Tätigkeit in Zentral-Afrika, die ihren Grund wohl in der beginnenden deutschen Kolonialpolitik hat. Die neunziger Iahre haben dann die Weltlage vollkommen verändert. Die „»plenäil!

i»olation" Englands hört auf, als
Eduard VII. den englischen Thron besteigt, der, nachdem das Königtum
durch das Parlament fast ganz in den
Schatten gestellt war, als erster englischer König wieder gezeigt hat, „was
eine bedeutende Persönlichkeit in maßgebender Stellung zu leisten vermag,
und wie sie den Gang der natürlichen
Entwicklung zu hemmen und in andere
Bahnen zu lenken imstande ist". Es
ist dies wohl das interessanteste Kapitel
des Meyer'schen Buches, in dem der
Verfasser die Lebensaufgabe dieses
Königs schildert, die ihren Gipfel findet
in der Niederkämpfung des neuerstandenen Gegners auf dem Kontinente,
Deutschlands. Wie in den vergangenen Kämpfen, so hat auch England
diesen Kampf nicht mit eigenen Kräften zu führen sich getraut, sondern es
hat auch diesmal vorgezogen, ein Netz
von Feinden um den niederzukämpfenden Gegner zu spinnen und mit Hilfe
dieser Bundesgenossen seinen Hauptrivalen auf dem Weltmeere und auf
dem Weltmarkte zu zertrümmern.
Diese Einkreisungspolitik beherrscht in
den letzten vierzehn Iahren alle Handlungen der englischen Regierung; immer
enger zogen sich die Maschen des Netzes
um die beiden Zentralmächte, deren
Vernichtung geplant war. Bereits
mehreremale stand die Frage, ob Krieg
ob Frieden, auf des Messers Schneide,
aber jedesmal noch war es der deutschen
Nachgiebigkeit gelungen, den Weltfrieden zu erhalten. Letzten Sommer
schließlich fiel der Funke in das euro-

päische Pulverfaß, und der seit langem vorausgesagte Weltbrand begann.

Von Interesse sind auch die Bemerkungen Meyers am Schlusse seines Buches über die durch den Krieg geschaffene Lage und die Probleme der Zukunft. Auch nach Beendigung des Krieges wird keine Zeit des ewigen Friedens kommen, sondern „eine Folge langer, blutiger Kriege", „es sei denn, daß Deutschland schon jetzt den vollen Sieg davontragen und sich alsdann ebenso als Friedenshort für die Welt erweisen sollte", wie in den letzten 43 Iahren. Aber stets wird der unüberbrückbare Gegensatz und der erbitterte Haß zwischen Deutschland und England das dominierende Moment bleiben. —

In einer Broschüre: „England und wir" (Heft 8 der Sammlung „Zwischen Krieg und Frieden", Verlag Hirzel in Leipzig), deren zweite, verbesserte und vermehrte Auflage bereits vorliegt, gibt der Präsident des Hansabundes I>r. Riesser einen knappen, aber nichtsdestoweniger höchst interessanten und lehrreichen Überblick über die Entwicklung des deutsch-englischen Gegensatzes, dessen Hauptgrund der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands und die hierdurch notwendig gemachte Flotte ist. England behauptet, gegen den deutschen „Militarismus" zu Felde ziehen zu müssen, während sein „aggressiver und fanatischer Flottenmilitarismus" jedem Engländer als „selbstverständliche und nationale Pflicht" erscheint.

Der Verfasser gibt uns dann ein anschauliches Bild von den schweren wirtschaftlichen Folgen, die der jetzige Krieg trotz aller prahlerischer Phrasen englischer Minister für den englischen Handel und die englische Industrie mit sich bringt, Folgen, die Asquith anscheinend völlig übersah, als er erklärte, England werde den Krieg, wenn nötig, zwanzig Iahre fortsetzen. England leidet finanziell und wirtschaftlich mehr durch den Krieg als Deutschland, dessen wirtschaftliche und vor allem finanzielle Rüstung sich seiner militärischen ebenbürtig an die Seite stellt. Der beste Beweis der deutschen Stärke sind die Ergebnisse der beiden Kriegsanleihen, die für unsere Gegner ganz überraschende waren, und die den Engländern sagen dürften, daß ihr „Plan, uns finanziell und wirtschaftlich auszu-

hungern, ebenso an unserer finanziellen, wirtschaftlichen und organisatorischen, wie an unserer militärischen Kraft zerschellen wird, zumal uns auch die Ernährungsfragen, bei allseitiger Beachtung der erlassenen Verordnungen und Vermeidung jeder Vergeudung, auf längere Zeit hinaus Sorgen nicht zu bereiten brauchen".

Einen kurzen Überblick über die englische Politik gibt ein im Verlage von Dr. Rothschild (Berlin) erschienener Vortrag des Freiburger Umversitätsprofessors Wolfgang Michael:
„Englands Politik und der Krieg."

Von Interesse sind die Ausführungen des Verfassers über die Abneigung der Engländer gegen ein stehendes Heer, die ihre Wurzel hat in der „Herrschaft Cromwells im 17. Iahrhundert, die alle Zeichen der Militärdiktatur an sich trug und in der Tat eine Herrschaft des Schwertes war". Seit jenen Tagen wollte man von einer stehenden Armee in England nichts wissen und hat es vorgezogen, die Kriege durch einen „Kontinentaldegen" oder durch ausländische Söldner führen zu lassen. Michael kommt dann auf die englische Politik während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 zu sprechen. Zu Beginn des Krieges sei die Stimmung jenseits des Kanals außerordentlich deutschfreundlich gewesen; dies habe sich jedoch plötzlich mit dem Sturze Napoleons geändert. Dieser Umschwung in der englischen öffentlichen Meinung äußerte sich in großen Kohlen- und Munitionslieferungen an

Frankreich; England wahrte also
Anno 70 seine Neutralität genau so,
wie in dem jetzigen Kriege die „neu-
tralen" Vereinigten Staaten von Ame-
rika. Zum Schluß seines Vortrages
hebt Michael noch hervor, daß Grey
und seine Helfershelfer den Krieg ge-
wollt und alle Anerbieten von selten
Deutschlands zurückgewiesen hätten, da
ihnen der Krieg gerade recht war, um
die Augen von der immer schärfer wer-
denden Ulsterkrise abzulenken.

In einem „Offenen Brief an einen
englischen Freund": „Wir und die
Engländer" (Politik, Verlagsanstalt,
Berlin) bezeichnet der Reichstagsabge-
ordnete Otto Arendt die Teil-
nahme Englands am Kriege als einen
schweren Fehler, da England in dem
Kriege nichts gewinnen, sondern nur
verlieren könne; denn selbst im Falle
eines Sieges der Dreiverbandsmächte
und der Niederwerfung Deutschlands
würde doch nur das europäische Gleich-
gewicht gestört werden, das auf der
Stärke der Zentralmächte beruht.
Außerdem würde eine Niederlage
Deutschlands niemals zu einem dauern-
den Frieden führen. Der Verfasser
brandmarkt alsdann die unnötigen
Härten und Grausamkeiten, die Eng-
land in der Kriegsführung eingeführt
hätte, sowie den Verrat Englands an
der weißen Rasse durch Übertragung
des Weltbrandes nach Asien und
Afrika. Nach dem Kriege, glaubt
Arendt, werde eine Zeit des Hochschutz-
zolles kommen, und wenn auch auf
wirtschaftlichem Gebiete das natürliche
Austauschbedürfnis von Land zu Land
bleiben werde, so habe er doch wenig
Hoffnung, daß die Völker zu der zer-
störten Kulturgemeinschaft zurückkehren
werden.

In einer lehrreichen Abhandlung:
„Die belgische Neutralität. Ihre Ent-
stehung, ihre Bedeutung und ihr Unter-
gang." (Verlag von Mohr, Tübingen)
bespricht der bekannte Kommentator
des deutschen Strafgesetzbuches Rein-
hard Frank die theoretisch-juristi-
sche Erklärung der Neutralität Bel-
giens. Es stehen sich hier in der bel-
gischen Literatur zwei Auffassungen ge-
genüber, von denen die ältere, zuerst
vom Löwener Universitätsprofessor
Arendt vertretene, Richtung den dau-
ernd neutralisierten Staat als auch im
Frieden mannigfach gebunden erklärte,

während die neuere Richtung dem Neutralitätsbegriffe nur im Kriegsfalle Bedeutung zuerkennt, und es daher für unmöglich hält, daß der neutralisierte Staat in Friedenszeiten seiner Verpflichtung der Neutralität zuwiderhandeln könne. Frank selbst stellt sich mit Recht auf den Standpunkt der älteren Ansicht, die von historischen Gesichtspunkten ausgeht; zweifellos liegt in den zwischen England, Frankreich und Belgien schon seit 1906 gepflogenen Verhandlungen eine Verletzung derjenigen Zwecke, die die europäischen Mächte 1839 auf der Londoner Konferenz mit der Neutralisicrung verfolgten. Die modernen belgischen Schriftsteller dagegen geben Belgien das Recht, Bündnisse zu schließen und die Neutralität einseitig aufzuheben.

Eine klare, höchst interessante Übersicht über die Entwicklung der Presse gibt der Leipziger Nationalökonom Karl Bücher in seiner bei Mohr in Tübingen erschienenen Broschüre: „Unsere Sache und die Tagespresse." Der Verfasser führt unter anderem aus, wie schon seit dem 16. Iahrhundert stets neben dem Kriege auf dem Schlachtfelde daheim „ein Krieg mit Druckerschwärze" geführt worden ist, der seine höchste Vervollkommnung in dem jetzigen Kriege gefunden hat. Indem er dann auf die Entstehung der

Korrespondenzbureaus und der Telegraphischen Agenturen, wie Agence Havas (gegr. 1832), Reuters Telegram Company (gegründet 1849 in Aachen) und das Wolff'sche Telegraphenbureau und deren Bedeutung zu sprechen kommt, führt Bücher aus, wie unsere Feinde besser als wir die Wichtigkeit der Presse erkannt haben, und dieser Erkenntnis dadurch Ausdruck verliehen haben, daß sie gleich nach Beginn des Krieges alle Kabel, die nach Deutsch, land führten, zerschnitten, um ungestört die ganze Welt mit ihren Lügenfabrikaten versorgen zu können. In welch reichem Maße dies geschehen ist, und wie sinnlos man diesen englisch-französischen Lügen geglaubt hat, erläutert der Verfasser durch Wiedergabe der Nachrichten, die in den ersten Kriegstagen in der brasilianischen Zeitung „Tribuna" erschienen. Leider haben diese Schwindelnachrichten nicht ganz ihre Wirkung im Auslande verfehlt, sondern — wie es ja natürlich ist — Stimmung gegen Deutschland gemacht. Am Schlusse tritt Bücher für eine akademische Berufsbildung für Iournalisten ein und gibt hierfür einen „Studienplan", in der richtigen Er. kenntnis, daß wir nach dem Kriege der Presse mehr Beachtung schenken und größere Wichtigkeit beimessen müssen, als dies bisher leider geschehen ist.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Ein Buch, das aus der dem Krieg erblühten Wiedergeburt der deutschen Seele gereift zu sein scheint, das uns wert sein wird, solange wir in diesem Seelenzustand uns erhalten, ja, das beitragen könnte, daß wir's tun, und das damit einer schönen, zukünftigen Aufgabe beitritt, ist Ida Boy-Ed's neuer Roman: „Vor der Ehe*)". Cr ist auf jene Innerlichkeit gestellt, zu der wir selbst zurückgefunden haben, wie zu einer Heimat, und die uns deshalb hier wie Heimat anmutet. Reife Freundschaft zwischen Mann und Weib, zärtliche Mutter- und Kindesliebe, Anhänglichkeit an die intimen Zauber des Heims, der Scholle, Verschmolzensein des Geistes mit seinen Werken, Einfachheit der Lebensführung als Gebot der inneren Wahrheit, Muttersehnsucht, sich in den Kindern zu verewigen, Mannessehnsucht nach dem seelisch keuschen Weib, Verantwortung des Einzelnen

gegen Gesellschaft und Staat — alle diese uns selbst jetzt leicht bewegenden inneren Lebensstimmen haben für uns in diesem Buch die lösenden Töne menschlicher Echtheit. Wo aber diese Echtheit einmal weniger den Anspruch hat, einzig Wahrheit zu sein, bewährt sie sich doch als die an die Roman-gestalt gebundene, bewährt sie sich als künstlerische Echtheit. Im Rahmen einer gefälligen Komposition sind wirksam den Trägern sittlicher Werte, einer Mutter vor allem und ihren Söhnen^ die nur erst Suchende sind nach der rechten Ehe, Gestalten der inneren Leere, der Verirrung gegenüber gestellt. Großempfundene Stimmungen in Milieu- und Naturmalerei stehen neben Bildern, die mehr wie abgeschrieben wirken. Berliner und Hamburger Gesellschaftsleben, Hamburger Architektur und Landschaft, die Physiognomie seiner Straßen, feine Arbeit und Mnße, sein Glanz, sein Schwung, seine Großartigkeit und Großzügigkeit, seine tiefen, armen Schatten — alles dies erreicht die Höhe kleiner Kulturbilder. Das Beste an dem Buch aber bleibt doch seine schöne menschliche Wärme; solcher Wärme sind wir dankbar zugetan.

*) Verlag Ullstein u. Co,, Berlin 1915.

Mit einer neuen Gabe ihrer großen Kunst, an der das Größte das wundervolle Menschentum ist, das sie spiegelt, beschenkt uns Selma Lagerlöf. Auch in diesem Buch „Ians Heimweh*)" stellt uns die begnadete Dichterin vor Menschenherzen-Blüten, die sich wieder einmal auf Wärmlands Wegen ihrem feinen Sinn erschlossen haben. Die ergreifendste dieser Blüten ist Ians Herz, ist das Herz des armen Häuslers von Skrolycka. Dieses Herz, das immer freundlich und bescheiden gegen die Mitmenschen ist, das in stiller Treue der alten Frau in der Hütte anhängt, lebt sein eigentliches heißes, klopfendes Leben nur im kleinen Mädchen der Hütte, nur in der Tochter Klara Gulla. Als man Ian zum ersten Male das kleine Mädchen in den Arm legt, fängt sein Herz an zu leben; bis das kleine Mädchen achtzehn Iahr alt ist, dünkt sich Ian froh und reich wie kein anderer. Dann kommt die Trennung; Klara Gulla geht in die große Stadt, um die zweihundert Reichstaler zu verdienen, die nötig sind, den Eltern die Hütte zu erhalten. Das Leben faßt das kleine Mädchen hart an, und es verliert in den Straßen Stockholms seine Schönheit. Des Vaters Herz weiß alles; aber da es nicht leben kann, ohne in Klara Gulla das Höchste zu erblicken, wendet es sich gewaltsam von diesem Wissen und fängt an, Träume zu spinnen über des kleinen Mädchens Erhöhung zur Kaiserin von Portugallien, über seine edlen, gerechten Gründe, Iahr für Iahr, ohne zu schreiben, bis es fünfzehn Iahre werden, von den alten Eltern fernzubleiben; über alle die geheimen Botschaften, die es ihm, dem Vater, also dem Kaiser von Portugallien, sendet. Für die Gemeinde, für den Pfarrer ist Ian Andersson ein Irrer geworden; aber Katrine, seine Frau, versteht die Rettung, der sein Herz sich in die Arme werfen mußte. Als Klara Gulla endlich heimkehrt, wird ihr der Vater, angetan mit seinen Kaiserkleinodien, wird ihr der Vater mit seinem Kaiserlied, das ihm einst die Tannen zusangen, zum Spott. Sie überredet die Mutter, mit ihr den Vater zu verlassen. Als Ian die beiden auf dem entgleitenden Schiffe entdeckt, stürzt er sich in die Wellen, nicht etwa, um seinem Herzen die ewige Ruhe zu gönnen, nein, um Klara Gulla, die

heimliche Kaiserin, von ihren Verfol-
gern und Entführern zu erretten. Und
er rettet wirklich das kleine Mädchen
aus der Bedrängnis durch innere
Feinde. Am Sarge des Vaters und der
Mutter — Katrine war so froh, daß
Ian sie bald nach sich rief und ihr die
kurze Untreue verziehen hatte — ist
Klara Gulla so schön wie in ihrer reinen
Iugend, ja vielleicht noch schöner.
Man ist erschüttert, ergriffen, im
besten Innern aufgewühlt vor diesem
Buch. Man erkennt das tragische
Leben, man liebt es und ist bereit, seine
Tragik zu bestehen.
Was als das rein Künstlerische uns
an „Gösta Berling" entzückte, an „Ieru-
salem", an den „Wundern des Anti-
christ", an „Liljekronas Heimat"*), das
entzückt uns hier aufs neue, entzückt
uns so, als wäre es noch nie in diesem
Maße gelungen: die Schlichtheit der
Erzählung im Stil und im Verzicht
auf psychologische Erklärungen; bei aller
epischen Objektivität der Ton, der Aus-
druck quellender Anteilnahme am Ge-
schehen von seiten des dichterischen
Geistes; bei aller tiefen Symbolik Ge-
genständlichkeit und Greifbarkeit; jeder
kurze Abschnitt des Romans eine Voll-
endung in sich. Neu ans alte Wärm-
land kettet uns Selma Lagerlöf; wir
hören bekannte Namen und schauen

*) Sämtliche Werle Selma Lagerlöf«
erscheinen in der deutschen Übersetzung von
') Verlag Albert Langen. München 1915. Pauline Kleiber bei Albert Langen, München.

vertraute Landschaft. Neu lebt hier ihre alte Art des Visionären; sie legt es in das reichste und wärmste und schönste Herz von Skrolycka, in Ians Herz.

Selma Lagerlöfs Gabe kommt auch in besonderem Sinn zu uns wie zu rechter Zeit: die schwedische Frau führt uns in Menschheitsland; da ist sie und da sind wir zu Hause, und wie mancher, der nicht zu unserem Volk gehört. Es ist uns gut und macht uns gerecht, an Menschheitsland zu glauben.

„Roßhalde*)" nennt Hermann Hesse seine neue Schöpfung. Sie ist ernst und keusch; sie beugt sich lauschend über die Tiefen von Menschenseelen. Beugt sich über die Seele des Mannes, dem das Schicksal die kalte Einsamkeit des Künstlers vorbehalten hat, nachdem das Lebensglück als Gatte und Vater ihm zerronnen ist. Beugt sich über die Seele der Frau, die es wie einen ewigen, stillen Schmerz trägt, die Zärtlichkeit des Gatten verloren zu haben. Beugt sich endlich über das Blumenseelchen eines jungen Kindes, das viel unstillbare Sehnsucht hat, manches Leid und manche Klage, das mit seinem Sterben den Vater ganz frei macht, die Bande der Vergangenheit zu lösen, und ohne Abwege dem einzig gebliebenen Stern seines Künstlertums zu folgen.

Es ist ein Buch voll feiner, überraschender, beglückender Gedanken und Empfindungen, ein Buch tiefen Menschenwehs; ein Buch heroischer Kraft, die zu brechen weiß mit Resignation und den Resten trauter Gewöhnung. In Komposition und Sprache verrät sich die Meisterschaft, die uns den Schöpfer des „Peter Camenzind" für immer zugetan machte; auch hier ist ein Glanz und ein Duft um die Worte und zwischen den Worten. Neben der kühlen, schlichten Gegenständlichkeit geht die scharfe psychologische Analyse einher und flattern die luftigen Unwirklichkeits-Wirklichkeitsträume eines Kindes. Gerade mit diesem Kind, das auch im Leben seine Eltern auf Roßhalde nicht innerlich zu vereinen vermag, schafft sich der Dichter einen neu gesicherten Platz in unserem Herzen.

Dem Kenner und Schätzer Hans Hoffmann's, Meisters der Novellistik. wird der zweite Band seiner Nachlaßschriften „Länder und Leute"*) hoch

*) Verlag S. Fischer. Berlin 1914.

willkommen sein. Man muß etwa an den fünf novellistischen Perlen, die der Band „Das Gymnasium zu Stolpenburg" hütet, sich entzückt haben, man muß an der Blüte eines Humors, der desto ergreifender ist, je milder er strahlt, der aber auch dann noch ergötzt, wenn er, wie im „Iwan der Schreckliche und sein Hund", fast grotesk wird, sich gefreut haben, um sich nun erwartungsvoll in dieses Buch zu vertiefen. Mit besonderer Spannung liest man die Abschnitte „Aus jungen Tagen", „Meine Stoffe und Modelle", „Mit sechzig Iahren". Denn hier will man gewissermaßen ein Stück Menschlichkeit des Dichters in Greifbarkeit erhaschen, die sonst aus den Werken der Kunst als Geisteshauch, als feiner, gütiger, uns grüßte. Und es wird uns der erhoffte, reiche Gewinn; die Fäden spannen sich von einem Menschen zu seinen Werken. Die autobiographischen Erzählungen „Südliche Iulitage", „Spaziergänge auf der Insel Zante" vergegenwärtigen uns in frischer Unmittelbarkeit den Natur und Antike liebend und verehrend erfassenden Menschen-Künstler. Hans Hoffmann, der von sich sagt, es hätten ihn die starken Reize des Südens und Nordens gelehrt, die starken Reize zu entbehren, der auch die stilleren Schönheiten deutscher Städte, deutscher Wälder, deutscher Berge und deutschen Meeres zu besingen weiß, verschmilzt mit seiner Andacht vor der homerischen

') Verlag Georg Müll«. München 1914.

Welt die Andacht und Seelenfeier vor der Welt des Nibelungenliedes; ihm ist Walter von der Vogelweide eine tief-innere Flamme. Also verschmelzen sich in ihm Griechentum und Deutschtum, und so mag er in zukünftigen Kulturfragen einer der berufenen Männer sein, auf die wir hören sollten. In den Aufsätzen „Die große Woche von Friedrichsruh", „Wilhelm Raabe", „Theodor Fontane", die schon an sich höchstes gegenständliches Interesse beanspruchen, spiegelt sich der gemütvolle, viel vom Menschen wissende Sinn des Dichters. Der Humor versetzt auch hier alles in eine erquickende Leidenschaftslosigkeit. Mit einem Kapitel, das für die neue lebendige Teilnahme am Werk der Schillerstiftung in deutschen Landen wirbt (H. H. war das letzte Iahrzehnt seines Lebens ihr Generalsekretär), und einem Kapitel, in welchem der Dichter ehrfürchtig die Spuren seines Goethe in Karlsbad aufsucht, der ihm in Weimar wie ein Weggenosse ist, schließt das Buch, das sehr viele kennen und genießen sollten.

Ein Büchlein, das aus den lebendigsten konkreten Interessen unserer Tage geschöpft und deshalb von vornherein unserer Anteilnahme sicher ist, stellt Ludwig Ganghofers „Reise zur deutschen Front"*) dar. Diese Anteilnahme wird gern bezeugte Schätzung; denn der von Herzen kommende, zu Herzen gehende Ton der Berichte, die Ausdrücke der Bewunderung für das, was von den Unseren draußen geschieht, der immer wiederkehrende Refrain, was und wie wir daheim gutzumachen haben, gibt dem Werk einen ethischen Wert; auch hat es genug poetischer Lichtlein, poetischen Duftes, um künstlerisch anzusprechen. Die Bewunderung des Dichters für unseren Kaiser, die hier zum Ausdruck kommt, muß in allen deutschen Herzen Anklang finden, und die intimen Züge, die sie von unserem höchsten Feldgrauen zu geben weiß, müssen das Band stärken vom Volk zum Monarchen. Vor der lebendigen Schilderung des Schützengrabens, des Lazarettes kommt unsere Seele in Andacht als vor dem die tiefsten Wunder bergenden Teil unseres gegenwärtigen Lebens.

Der zweite Band des Werkes wird für bald angekündigt.

-) Verlag Ullstein u. Co., Verl«n 1915.

Technische Rundschau.

Von Catharina v. Pommer-Esche.

Der Ingenieur Oskar Mo ecke.

Unser geliebter Kaiser und König tat bekanntlich den Ausspruch — der inzwischen zum geflügelten Wort erstand: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!" — aber man darf, der Wahrheit entsprechend, hinzufügen, daß die Zukunft auch in der Luft liegt, — das erleben und sehen wir jetzt in dem gewaltigen Weltkriege!

Was wäre aber ein Luftschiff ohne Propeller?!

Nun, dies berechtigt jetzt zu einem Rückblick auf einen bedeutenden Fachmann, nämlich den leider viel zu früh verstorbenen Ingenieur Moecke.

Er war ein Schlesier, 1843 geboren zu Nieder-Stradam bei Groß-Wartenberg, dem Besitz des Prinzen Biron von Curland. Die Vorfahren Moeckes stammten aus Holland, aber der Vater des Ingenieurs war bereits ansässig im Bezirk Breslau. Sch«n in frühester Iugend zeigte Oskar Moecke ein ausgesprochenes Interesse für das Maschinenwesen, — es wird erzählt, er habe oft schon als Knabe den Flug der'

Vögel in der Luft beobachtet, sinnend sich den Kopf zerbrochen, auf welche Weise der Mensch zielbewußt in schneller, sicherer Bewegung die Luft durchfliegen könne. Herangewachsen wurde er Schüler der Professoren Rello und Dove. Bald gelangte er auf die Idee des Propellers. Als Antriebskraft wollte er Preßluft verwerten, da die Gasmotoren damals als Antriebsmaschinen für Flugzeuge noch nicht geeignet waren. Zu jener Zeit wurden seine Ideen kaum anerkannt, ebenso erging es dem rastlos an der Vervollkommnung seiner Erfindungen Arbeitenden, als er in verschiedenen Städten, auch in Berlin, Vorträge hielt. Die Frucht war noch nicht reif, und was heute mit Iubel und Staunen begrüßt würde, das verstanden damals nur Vereinzelte.

Wir zitieren einiges aus den Vorträgen Oskar Moeckes. Er betonte: „In der Luft liegt ein Weg zur Weltherrschaft, ohne alle Grenzlagen, Zollschranken, trotz aller Machthaber, Festungen, Panzerschiffe, trotz aller Heere und Flotten — ist doch die Wirkung von oben herab eine ganz besondere, indem sie eine Auskunft ermöglicht — man denke sich etwa im Kriege, zum allerwichtigsten Auskundschaften dienen müßte." — „Ein solches hohes Ziel zu erreichen, dafür schuf und arbeitete ich ein halbes Menschenalter. Meine, im Gewerbe-Verein ausgestellten, erläuterten und im Betriebe vorgeführten Turbinen, Schraubenflügelräder, die in gleicher Größe zwei Meter Durchmesser bis 4000 Pferdestärken bei 4—6000 Tonnen per Minute nachgewiesenermaßen leisten, sind im Betriebe erprobt und bewährten sich besser, als alle Dampfmaschinen. Solche Turbinenräder, paarweise zu beiden Seiten des Luftschiffs, horizontal und in der Achse verstellbar, rotierend angeordnet, 2—4, 6—8, je nach Länge des Schiffs, heben und tragen dasselbe mit 8—16—24 bis 32,000 Pferdestärken wie mit Wirbelsturmeskraft und Geschwindigkeit von 200 bis 500 Kilometer per Stunde, in einer gewaltigen Geschwindigkeit sich fortbewegend. — Wie der Wirbelsturm ganze Ortschaften, Wälder entwurzelt und in der Luft pfeilschnell fortträgt, weil durch die schnelle Rotation der Massen deren Schwere aufgehoben, gleich null ist, so auch hier; wie alle schnell rotierenden Körper bei Eisenbahnen,

Dampfmaschinen, rotierenden Flinten-, Kanonenkugeln, und man denke nur an „die Mutter Erde", — alle Himmelskörper sich und alles darauf Befindliche frei schwebend tragend rotieren, und wie jene Räder, Scheiben usw. immer schneller sich neigen (Deklination), bei erlahmender Rotation erst im Momente fallen, wenn die dabei erzeugte Zentrifugalkraft kleiner als die zurückkehrende Schwerkraft wird."

Wie so oft im Leben die Wertschätzung und Größe eines Menschen erst nach seinem Tode erfolgt, so auch hier; zu seinen Lebzeiten nannte man ihn überspannt, während er ein Hauptverdienst an der Erfindung des Propellers hat. —

Ein nicht unbeträchtliches Vermögen hat er seinen Plänen und Erfindungen geopfert — manchen Verdruß und Kränkung erlitt Oskar Moecke — und zog sich von der Welt zurück in das schöne Masuren; er lebte an der Seite einer treu mit dem Gatten fühlenden Lebensgefährtin — einer Tochter des Freiheitshelden Ferdinand von Sierakowski — im Städtchen Marggrabowa, immer noch an der Vervollkommnung seiner Ideen arbeitend. Nach seinem Tode sind seine Skizzen, Zeichnungen, Beschreibungen, Modelle von der Direktion des Deutschen Museums für Naturwissenschaft und Technik in München als grundlegend auf dem Gebiete des gesamten Flugwesens anerkannt! Die ganze auf das Problem des Flugwesens sich beziehende Hinterlassenschaft des bedeutenden In-

genieurs Oskar Moecke wird im Deutschen Museum zu München aufbewahrt zum Ruhm des allzufrüh 1912 Dahingeschiedenen, dessen Geist stets erfüllt war mit der Ausbeutung der Luft.
Wir singen ihm nach mit Schiller:
„Eilende Wolken, Segler der Lüfte —
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!"
als Nekrolog.

Hygienische Rundschau.

Von Dr. Neumann, Reservelazarettdirektor.

Kriegskrüppelfürsorge.

Unter den vielen Sorgen dieses Krieges drängt schon jetzt eine nach Befreiung und Lösung: die Kriegskrüppelfürsorge. Von den zahlreichen Verwundeten ist eine Klasse besonderer Fürsorge wert, das sind diejenigen, welche den Verlust oder die Verstümmelung von Gliedmaßen zu beklagen haben. Mit der vom Staat bewilligten Kriegsrente und dem künstlichen Glied auf Staatskosten ist es nicht getan. Nun haben sich zwar schon eine Reihe von Gesellschaften zusammengefunden, welche die Frage der Kriegskrllppelfürsorge in die Hand nehmen, so z. B. die Deutsche Vereinigung für Krüppelfürsorge und die Deutsche orthopädische Gesellschaft; auch hat das Reichsversicherungsamt in Verbindung mit den Militärbehörden und dem Roten Kreuz auf einer Tagung jüngst in Berlin die Frage behandelt.
Zwei Dinge können uns hier mit Trost und Hoffnung erfüllen, wie sie vielleicht sonst in keinem Staate vorhanden sind: einmal die Höhe der ärztlichen Kunst auf dem Gebiete der mediko-mechanischen Behandlung versteif, ter Gliedmaßen zur Verhütung des Krüppeltums. Hier hat vor allem Professor Rietschl in Freiburg zwölf kräftige Gebote erlassen. Das Zweite ist die Arbeiterfürsorge, für welche Deutschland das Geburtsland ist. Das sind zwei soziale Rüstungen, die wir früher nicht hatten. Von vornherein wird schon in den ersten Lazaretten Wert darauf gelegt, daß die Vermeidung der Gelenksicifigkeit betrieben wird. Dazu gehören drei Faktoren. Ein energischer Arzt, die Apparate und der eiserne Wille des Kranken, gesund zu werden. Schaffen läßt sich das Zweite, und so besitzen wohl heute die meisten Anstalten solche Apparate, wie sie von Schweder jüngst eingeführt wurden und dann durch

Zander, Krukenberg u. a. verbessert
wurden. Energische Ärzte finden sich;
das schwerste ist der eiserne Wille des
Verletzten. Aus der Friedenspraris
wissen wir, daß viele solcher Verletzter
nicht gesund werden wollen. Die so-
genannte Rentenhysterie spielt eine
große Rolle. Auch im Kriege gibt es
Kriegsrentenhypochonder. Wesentlich
scheint mir zu sein die rechtzeitige Für-
sorge für den Berufswechsel. Es wer-
den Berufsstellen einzurichten sein,
welche den Krüppeln mit Rat und Tat
zur Seite stehen. Es sind also alle Vor-
aussetzungen vorhanden, die Fürsorge
für die Kriegskrüppel energisch zu be-
treiben, ärztliche Kunst, Erfahrung in
Krüppelfürsorge, Wohlwollen aller be-
teiligten Faktoren, Behörden, Gesell-
schaften, Vereine. Nur eins fehlt uns.
Dem gibt Professor Biesalsky beredten
Ausdruck in seinen Schriften: Die rieb-
tige Auffassung von der körperlichen
Leistungsfähigkeit eines Verstümmelten.
Hier kann keine Sentimentalität Play
greifen, hier muß geholfen werden. Es
ist in der Tat erfreulich, wie hier ge-
holfen werden kann, selbst bei Einarmi-
gen, Einbeinigen, ja bsl solchen, die
beide Beine verloren.
Der gesunde soziale Sinn sagt sich:
Du kannst wieder ein nützliches Glied

der Gesellschaft werden. Du brauchst nicht abgespeist zu werden mit Leierkasten und magerer Invalidenpension, du brauchst nicht dem Staat und der Armenpflege anheimzufallen, auch du kannst noch ein unabhängiges Mitglied der Volksgemeinschaft werden. Ist der Wille vorhanden, so hat schon die Friedenserfahrung bewiesen, daß selbst solche Leute arbeiten können, wenn sie wollen. Freilich, der Wille muß da sein. Hierüber zunächst einmal in weiten Kreisen Aufklärung schaffen ist nötig. In weiten Kreisen und in allen Kreisen. Diesen armen Menschen kann geholfen werden. Auf die Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen. Wir wissen aber, daß eine ganze Reihe von Friedenskrüppeln bereits an Maschinen arbeiten. Und so kann Tausenden geholfen werden. Nur ganz wenige bleiben übrig, die nicht imstande wären, ihre alte Arbeit oder eine ähnliche aufzunehmen. Für die Mehrzahl ist gesorgt — wenn sie wollen. Nicht, daß der Mann seine Verkrüppelung gebraucht, um Rente zu erhalten, ist das Wesentliche, sondern, daß er wieder emporgehoben wird, weil er arbeiten kann. Eine Verhütung der Rentenpsychose ist erfreulich. Vor ihr müssen wir unsere Kriegskrüppel bewahren.

Diese Aufklärung und Belehrung setzt schon in den Lazaretten ein, noch ehe der Kranke über seine Zukunft nachgrübelt.

Ob man solche Kriegskrüppelstellen an die staatlichen Militärlazarette anschließt, oder ob die Militärverwaltung später sich mit der Reichsversicherung in das Einvernehmen setzt, soll hier nicht erörtert werden*). Auch die Kostenfrage wird erledigt werden, worüber sich der Präsident des Reichsversicherungsamtes bereits wiederholt aussprach. Tröstlich ist es, daß es kaum noch eine so schwere Verstümmelung gibt, welche den betreffenden dauernd und vollständig erwerbsunfähig macht. Selbst der, welcher beide Beine verlor, lernt wieder gehen und arbeiten. Schon im Frieden ist die Organisation der Krüppelfürsorge groß; wir zählen 138 Anstalten mit 5000 Betten. Die Militärbehörde setzt sich mit den Krüppelheimen in Verbindung; aber neben der staatlichen Regelung oder durch das Rote Kreuz und

*) An anderer Stelle bin ich filr besondere KriegskrUppelämter eingetreten.

die gemeinnützigen Vereine muß die Aufklärung Platz greifen, daß diesen Leuten geholfen werden kann. Nicht Kasernierung in der Heimat, sondern mitten hinein wieder in die schaffende Arbeit! Rückversetzung in die alte Umgebung! Die Arbeitgeber werden Gelegenheit finden, solche Krüppel wieder zu beschäftigen; die Arbeiterschaft wird den Krüppel wieder zulassen. Es ist besser, als wenn er der öffentlichen Armenpflege zur Last fällt. Eine solche Verwertung und Bewertung der Krüppel ist unsozial. Der Kriegskrüppel hat ein besseres Los verdient. Auch hier der Satz: Soziale Arbeit we»«, 8e6 invinto militi!

Kriegs-Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Einen weitausschauenden Blick in das Wesen und die Bedeutung der Kriegsfrauenarbeit eröffnete die Sitzung der Vaterländischen Frauenvercine der Provinz Brandenburg, die ihre Mitglieder zu einer Generalversammlung am 30. April im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses einberufen hatte. Schon lange vor Beginn der Verhandlungen hatten die Delegierten der verschiedenen Verbände ihre Plätze eingenommen, man sah Erregung, Spannung, vor allem aber Befriedi-

gung auf den Gesichtern der Versammel>
ten, die ihres Werkes Kunde geben soll-
ten und für «eitere Leistungen die frohe
Gewähr nimmer rastender Arbeit und
Hilfsbereitschaft. Da die Kriegs-
frauenarbeit der Vaterländischen
Frauenvereine wohl als vorbildlich für
diese segensreich wirkenden Vereine im
ganzen Reich gelten kann, so ist der
Geschäfts- und Kriegsbericht, den der
Schriftführer des Verbandes, Landes-
syndikus der Provinz Brandenburg Dr.
Gerhardt abstattete, zu begrüßen, und
die günstigsten Folgerungen für die
weitere Tätigkeit dieser Vereine, über-
all, wo sie wirken, zu ziehen. Die feier-
liche Eröffnung der Verhandlungen,
denen in Vertretung der Kaiserin
Gräfin Brockdorf beiwohnte, wurde
vom Kirchenchor der Gemeinde Halen-
see ausgeführt. Unter der Leitung
seines Dirigenten Dr. Böhme brachte
er Beethovens: „Die Himmel rühmen"
zum Vortrag, dem, von Frau Hildegard
Krüger, Hummels „Halleluja" folgte.
Nach einigen einleitenden Wor-
ten des Berichterstatters, in dem er es
wiederum als die nationale Pflicht der
Heimarmee bekannte, durchzuhalten
ohne Wanken, solange der Krieg auch
dauern möge, erstattete er den Bericht.
Und wahrlich, wenn Zahlen beweisen,
so kann man freudig feststellen, daß die
Heimgebliebenen sich ihrer Pflicht
durchaus bewußt sind und die Betäti-
gung der Vereine ein schönes Zeugnis
dafür ablegt.
Die Provinz Brandenburg umfaßt
140 Zweigvereine des großen „Vater-
ländischen Frauenvereins", von denen
im Kriegsjahre 27 neu erstanden sind.
Die Mitgliederzahl beläuft sich auf
50000 Beitragspflichtige, die im letzten
Geschäftsjahr 135702 Mark aufbrach-
ten. Bei Beginn des Krieges setzte so-
fort die umfangreiche Tätigkeit der Ver-
eine ein. Die Kriegsarbeit wurde ener-
gisch durchgeführt. Ein vom Verband
eingerichtetes Heim in Eberswalde wurde
zum Lazarett verwendet und mit 255
Betten ausgestattet. Weiterhin wurden
von dem Verbande in sechzehn Pro-
vinzialanstalten 4146 Betten bereitge-
stellt, die mit den von den Zweigvereinen
eingerichteten 2929 Betten in den Ver-
eins-Lazaretten und den gemeinsam mit
dem Roten-Kreuz-Verein eingerichteten,
für die Provinz Brandenburg 8155
Betten zur Verfügung stehen. Die Er-

richtung dieser Lazarette, ihr Bau und Einrichtung erforderte die Summe von 324422 Mark. Es wurden ferner vierzehn Genesungsheime mit 753 Plätzen errichtet. Die größten Genesungsheime sind geschaffen vom Zweigverein Berlin-Grunewald für 300 Offiziere und Nikolassee-Wannsee für 24 Offiziere und 200 Mannschaften. Von der Militärverwaltung konnte nur ein Teil der Angebote von Genesungsheimen berücksichtigt werden. 34 Zweigvereine haben in verschiedenen Reservelazaretten einzelne Wirtschaftszweige, wie Verpflegung oder Wäschereinigung übernommen. Größere Verband- und Erfrischungsstellen sind zwanzig in der Provinz eingerichtet; an fast allen bedeutenden Eisenbahnstationen wurde ein Bahnhofsdienst zur Versorgung der Truppentransporte und Verwundetenzüge mit Erfrischungen und Liebesgaben organisiert. Die bereits im Frieden bestehenden Fürsorgeeinrichtungen für Kinder, Wöchnerinnen und Arbeitslose wurden für die Kriegsbedürfnisse ausgebaut. Lazarettzüge wurden ausgerüstet vom Zweigverein Berlin-Schöneberg in Gemeinschaft mit den westlichen Vororten Berlins und vom Zweigverein des Kreises Niederbarnim in Verbindung mit dem Kriegsausschuß. Brandenburgische Feldkrankenwagen wurden von den Zweigvereinen 54, vom Roten Kreuz, Kommunen, anderen Vereinen und Privaten 100 gestiftet, dafür aufgebracht 326654 Mark. Dienst getan haben Rote-Kreuz-Schwestern in Lazaretten und Genesungsheimen 131, in

30, im Etappengebiet 313 Schwestern
an 63720 Arbeitstagen. Helferinnen
Vom Roten Kreuz wurden ausgebildet
3347, Hilfsschwestern 1498, die in
214539 Arbeitstagen beschäftigt wur-
den. In der Abteilung für Lazarett-
wäsche und Bekleidungsstücke wurden
für mehr als 200000 Mark Stoffe
durch bezahlte Kräfte verarbeitet. In
der Sammelstelle für Liebesgaben wur-
den solche im Werte von wenigstens
100000 Mark versandt. Außerdem
wurden zu Weihnachten 345108 Krieger
mit Paketen bedacht.
Die ziffernmäßige Darstellung dieser
Kriegsarbeit gewinnt um so größere Be-
deutung, als man sie als den Maßstab
für die Gesamtleistung der Vaterlän-
dischen Frauenvereine betrachten kann.
Diese Vereine, die in der Kriegszeit
1870 gegründet, die langen darauf-
folgenden Friedensjahre sich erhalten
und in mannigfacher Betätigung be-
währt haben, um jetzt wiederum in
großzügigster Hilfsbereitschaft, tatkräf-
tig und wohl gerüstet, in erster Reihe
sich an der Kriegsfürsorge der Heim-
armee zu beteiligen. Dies zeigt sich auf
der ganzen Linie und wendet sich allen
Gebieten der Fürsorge für Kriegs-
beschädigte zu, über die Professor Bie-
salski sehr interessante Aufschlüsse gab,
die zum führenden Grundsatz haben: Es
gibt keine Krüppel mehr, wenn der
eiserne Wille vorhanden ist, es zu über-
winden. Die vortreffliche Organi-
sation im ganzen Reiche, die eine lücken-
lose ist, in der Provinz Brandenburg,
wird es ermöglichen, die Kriegs-
beschädigten wieder arbeitsfähig zu
machen. Die Mitarbeit der
Frau wird darin bestehen, Aufklärung
in die weitesten Volkskreise zu tragen,
daß der Invalide wieder arbeiten kann
und muß, zu seinem eigenen Wohle vor
allem. Gelingt uns dies, so feiern wir
damit unsern größten Kultursieg. Alle
unsere Feinde werden mehr Verkrüp-
pelte haben als wir, und keine Mög-
lichkeit haben, sie im Volkskörper zu
verdauen, weil es ihnen an allen Vor-
aussetzungen und Vorbereitungen dazu
fehlt. Auch Frau Generaloberst von
Bissing wendete sich diesem Gegenstande
zu und sprach über die Hilfstätigkeit
der Frau, für die zwei Arbeitsgebiete
besonders wichtig sind. Die Fürsorge
der in den Lazaretten Wirkenden soll

den Kriegsbeschädigten trostreich bei der innerlichen Abfindung mit seinem Schicksal, oder bei der Überleitung in alte Arbeitsstätten oder neue Verhält-nisse zur Seite stehen. Die Fürsorgerin für die Angehörigen der Kriegsbeschä-digten hat die ungleich schwierigere Aufgabe, diesen den Kummer und die Sorgen tragen zu helfen und ihnen das Einfinden in die veränderte Lebenslage zu erleichtern. Der Eindruck auf die Versammlung war ein tiefer, und nach-denklich folgte man den Berichten und vielfältigen Anregungen, die sie brach-ten, die in der sich anschließenden Kaffeepause lebhaft diskutiert wurden. Ein Vortrag des Pastors Seiffert aus Straußberg: „Kriegsbilder von der Westfront" und der Gesang des „Niederländischen Dankgebets", den die Versammlung anstimmte, beschloß die Tagung.

In diese friedliche Arbeit der Frauen in kriegerischer Zeit fiel kraß und schrill ein Mißton, der die Frauenwelt Ber-lins aufschreckte: der Zusammenbruch der „Frauenbank". Tausende von Frauen, die durch ihre Ersparnisse das Grundkapital der Frauenbank in An-teilscheinen ü, 100 Mark aufbrachten und außerdem Haftpflicht für den Be-trieb übernahmen, stehen in Sorge und Bedrängnis diesem äußerst peinlichen Vorgang gegenüber, der neben dem materiellen Schaden auch den mora-lischen in sich begreift, das schwer er-rungene Prestige der Frauenbewegung zu gefährden und neuerlich ein großes Fragezeichen vor ihre Durchführbarkeit

auf allen Gebieten zu stellen. Wiederholt habe ich an dieser Stelle, je höher ich die Notwendigkeit einer fortschreitenden sozialen Errungenschaft der Frauenbewegung bewertete, davor gewarnt, durch ein Übermaß von Forderungen, deren Ausführung ungeschulte Kräfte zu bedenklichen Uberstiegenheiten verführte, die Bewegung zu beeinträchtigen. Gewarnt vor diesen allzu heftigen Angriffen, die alles Bestehende in endlosen Versammlungen und noch endloseren Reden umzustürzen bemüht waren. Diesen Rundreise-Kongressen, wo immer die gleichen Führerinnen das gleiche sagten, ohne wesentlich weiter zu kommen und Neues zu schaffen. Zu fordern allenfalls, viel, sehr viel, aber wenig zu erreichen. Referate und wieder Referate! Um dann endlich sich feiern und huldigen zu lassen und den Ort des nächsten Kongresses zu beschließen. Und nun endlich einmal eine Tat: eine Frauenbank! Der Gedanke hatte etwas Bestechendes. Energie, Gewissenhaftigkeit, starkes Verantwortlichkeitsgefühl müssen zu diesem Werke sich verbinden, in rechtlicher Arbeit und zielbewußtem Können. Es war schön, von den Frauen dies zu erwarten, weite Kreise wurden für das Unternehmen interessiert, die Presse behandelte die Gründung wohlwollend. Schöner noch wäre es gewesen, wenn sie sich dieses Vertrauens wert gezeigt hätten. Heute stehen mehr als 1500 Mitglieder vor der Frage, was ist aus dem Kapital von einer Million geworden? So hoch belief sich dieses bei Eröffnung der Frauenbank. Aber diese Frage stellen heute nicht nur Mitglieder und Haftpflichtige und die aufgeregten Frauen aus allen Gesellschaftskreisen, wo soziale Interessen gepflegt werden, diese Frage stellt auch die Königliche Staatsanwaltschaft, auf deren Veranlassung die Geschäftsbücher der Frauenbank beschlagnahmt worden sind. Wie weit dies führen wird, ist noch nicht abzusehen. Aber jedenfalls lauten die Mitteilungen, die über die Angelegenheit bekannt werden, äußerst belastend für die Gründer und sehr traurig für die Beteiligten der Frauenbank.

-<-H>!0^>>

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Nuckporto beiliegt.
H«<m5gel»i und Ihefredalteui: Prof. Nr. Lud»!« Stein In Veilin W tN, Llltzomuf« 53. ! Telefon Amt Nurfüllt Uli, 8308.) — Vcill»tn>»itl!chel NedllKteui: Nr. syl»iu»Vluckin Nre«Iau, — Alle!n>Vertrewnz füi Ungarn: